

WIDENER

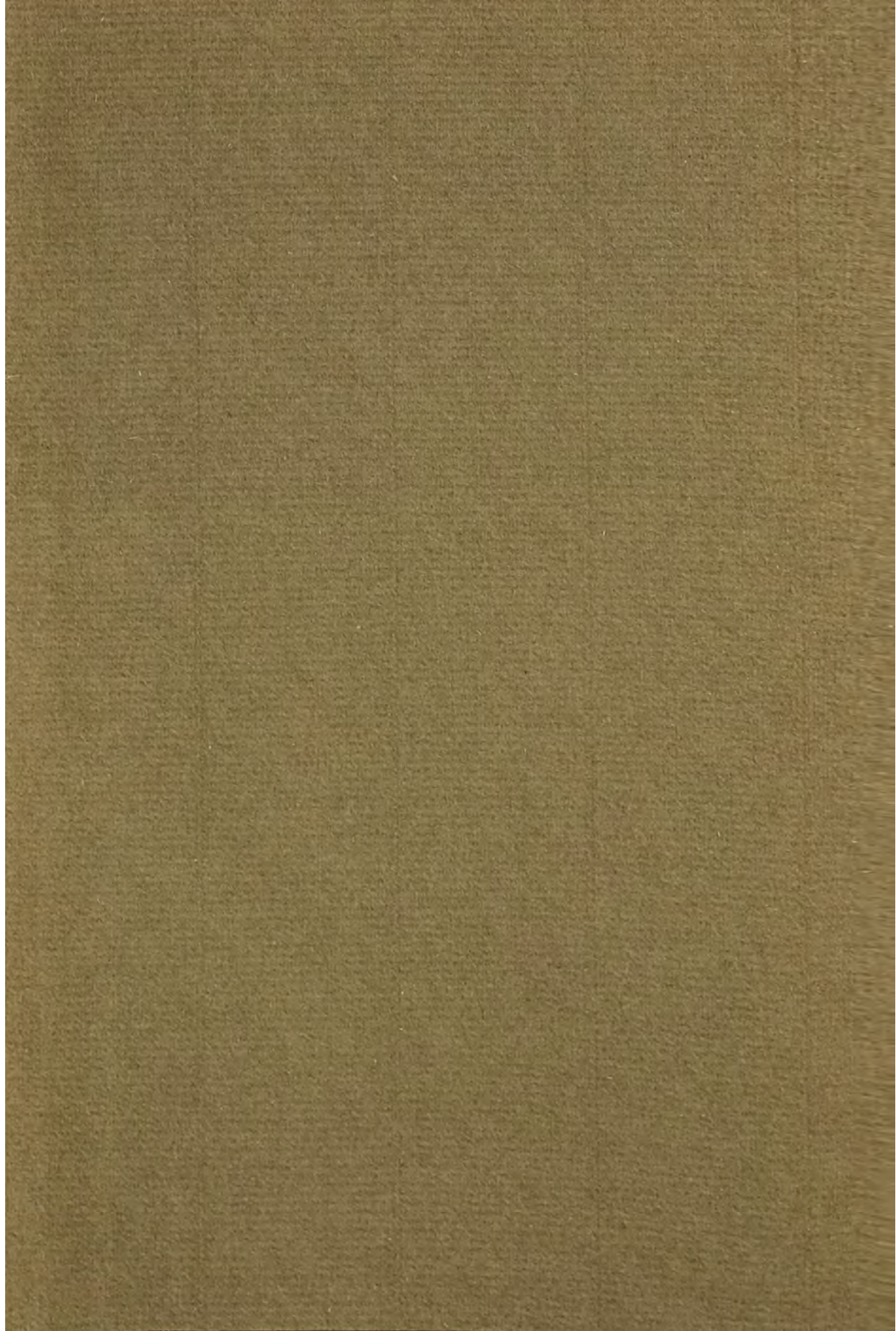


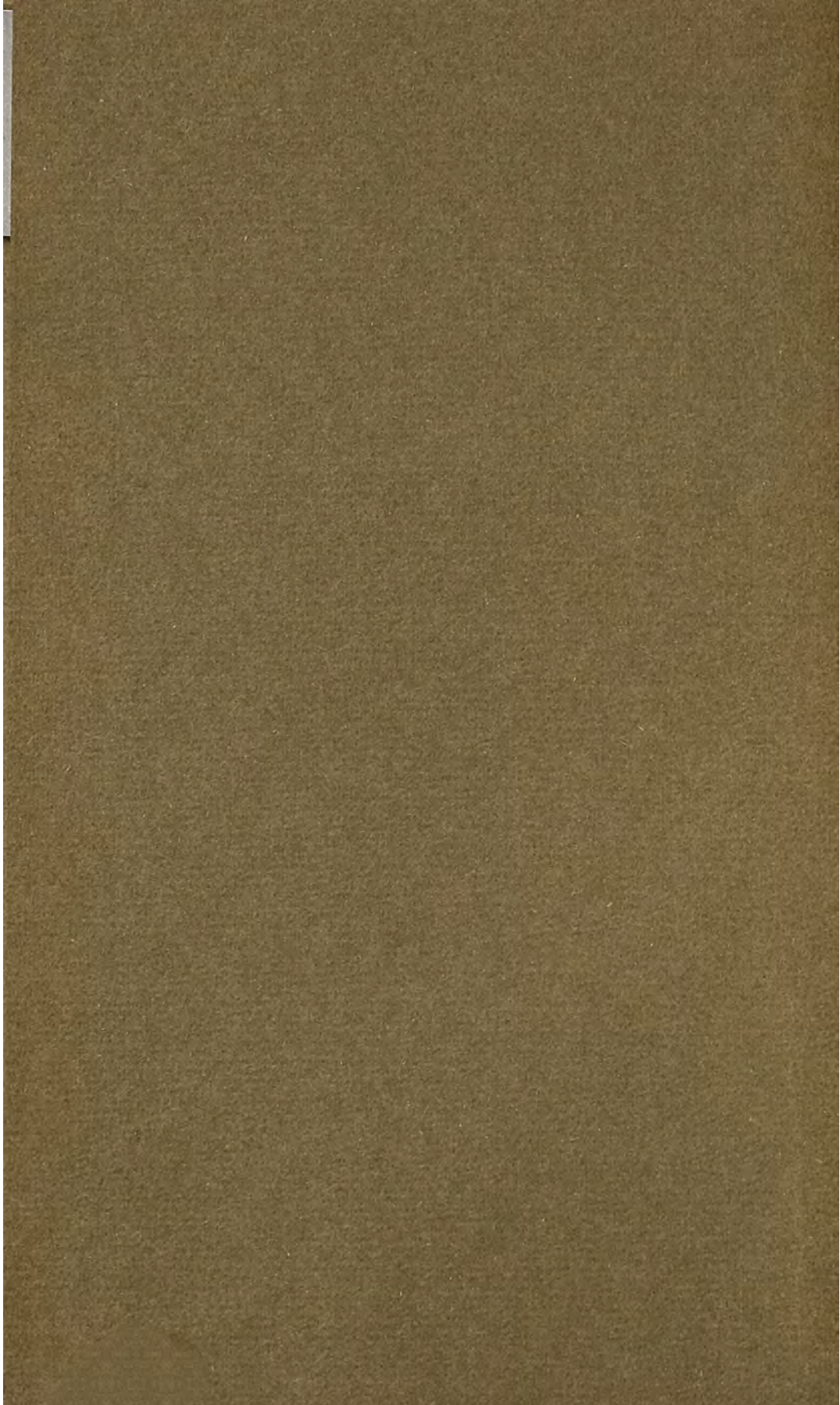
HN L22B X





HARVARD
COLLEGE
LIBRARY





Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

*

Herausgegeben
von
Heinrich Cunow

*

**Siebenunddreißigster Jahrgang
Erster Band**



Verlag Detlev Auvermann KG · Glashütten im Taunus

1975

Δ
Soc. 113. (3) 0.1
✓

11

Unveränderter Neudruck der Ausgabe Stuttgart 1919
Mit freundlicher Genehmigung des Verlages
J.H.W. Dietz Nachf. GmbH, Hannover
Druck: Bläschke & Ducke GmbH, Darmstadt
Printed in Germany

Inhalts-Verzeichnis.

(A bedeutet Artikel, N Notiz, R Rezension, die Zahlen geben die Seiten an.)

I. Krieg, Revolution und Zeitgeschichte.

A. Politische Zeit- und Streitfragen.

1. Allgemeines.

A. F., Werner Dopa, Der Aufmarsch im Osten. R	215
Cunow, Heinrich, Preußen und das Reich. A	49
— Vor schwierigen Problemen. A ..	73
— Die dritte Note Wilsons. A	97
— P. Elzbacher, Die Presse als Werkzeug der auswärtigen Politik. R ..	334
— Der Wilsonsche Völkerbund. A ..	505
— Zur Vorgeschichte des Weltkrieges. A	529
Drabn, Ernst, Papierne Heuschreckenschwärme. A	66 88
Franke, Arno, Mobilmachung gegen den Zukunftskrieg. A	83
— Zur Geschichte der Zensur. A ...	325
— Parteitag? A	607
Hirsch, Paul, Verfassungs- und Verwaltungsreformen in Preußen. A ..	101
Kloth, Emil, Eine Heuschrecke. A ...	525
Lenzsch, Dr. P., Die Waffenstillstandsverhandlungen und die Haltung der Partei. A	415
lq., Dr. Aug. Pieper, Demokratische Forderungen und deutsche Freiheit. R	94
— Leon-Hardt, Die Schuld der Entente im Lichte ihrer eigenen Bekenntnisse. R	262
Lwig, M. Spahn, Die Großmächte. R ..	380
Markwald, Hans, Die Zukunft der Ehe. A	612
Peus, H., Wirtschaftliche Macht als Fundament der Demokratie. A ..	184
Schreiber, Adele, Die Begründerin der deutschen Frauenbewegung. Zum hundertsten Geburtstag von Luise Otto. A	617

2. Revolution.

Cunow, Heinrich, Die Diktatur des Proletariats. A	170
— Revolution und Reichsverfassung. A	289 320
— Entwurf einer neuen Reichsverfassung. A	436
— Partei- u. Klassendifferenzierung. A	553
Drabn, Ernst, Revolutionslieder. N ..	263
Ellinger, Aug., Gewerkschaften oder Rätesystem? A	601

Franke, Arno, Die verfassungsgebende Nationalversammlung. A	253
Grunwald, Max, Geburtswehen. A ..	294
Häring, Hanns, Politische Unreife. A	479
Kempkens, R., Die Zentrumspartei vor und nach der Revolution. A ..	593
Knoll, W., Streikflieber. A	350
— Sind die Gewerkschaften infolge der Revolution überflüssig geworden? A	396
Kolb, W., Nationalversammlung und Parteigruppierung. A	306
Lenzsch, Dr. Paul, Kritisches. A	337
— Die Wahlen z. Nationalversammlung. A	444
Lüdemann, H., Generalstreik in Berlin. A	580
Markwald, Hans, Evolution — Revolution. A	361
Müller, Hermann, Gewerkschaftsbewegung und Arbeiterräte. A	559
Steiger, Edgar, Die Revolution und die geistigen Arbeiter. A	296
Woldt, R., Spartakus im Westen. A ..	510

3. Amerika.

Redaktion, Schnelle Entwicklung der amerikanischen Handelsflotte in den Kriegsjahren. N	216
— Amerikas Handelsentwicklung. N ..	383

4. Bulgarien.

Wendel, Herm., Dr. Ivan Gheorgow, Die bulgarische Nation und der Weltkrieg. R	70
— Bulgariens Rolle. A	79

5. Deutschland.

Ballod, R., Die neue Agrargesetzgebung. A	577
Flatow, Dr. Georg, Die neue Agrargesetzgebung. A	486
Franke, Arno, Der Auslandsdienst der deutschen Presse. A	127
Jochade, H., Die Errungenschaften der Eisenbahner Deutschlands nach der Revolution. A	568

6. England.

Brinckmann, Hans, Sieg des englischen Imperialismus. A	346
Cunow, Heint., Die Londoner Antifriedenskonferenz. A	1
Lenzsch, Dr. P., Lord Georges Wahlzug und die englische Arbeiter-schaft. A	368

Inhalts-Verzeichnis

Redaktion, Englands Weizenanbau.	
N.....	47
— Die englischen Parlamentswahlen. N.....	456
— Englands Geldmarkt während der Kriegszeit. N.....	624
Rundé, A., Die englische Kolonialpolitik und die Rohstofffrage. A.	35
7. Frankreich.	
Brindmann, Hans, Lebensmittelnöte und Hungerrevolten in der französischen Revolution. A.	229 257
Redaktion, Wiederaufbau der französischen Handelsflotte. N.....	528
8. Österreich.	
Wendel, Hermann, Finis Austriae. A.	121
9. Rußland.	
Eunow, Heinrich, Friß Wertheimer, Durch Ukraine und Krim. R....	454
10. Serbien.	
Wendel, Hermann, Die südslawische Frage und der Weltkrieg. A....	52
B. Wirtschaftspolitik und -lage.	
1. Zur Wirtschaftsentwicklung.	
Eunow, Heinrich, Dr. Otto Neurath, Antike Wirtschaftsgeschichte. R..	71
— Drängende Wirtschaftsprobleme. A.....	193
Ellinger, A., Produktionsförderung und Arbeiterchaft. A.....	145
— Die wirtschaftliche Lage des Bau-gewerbes. A.....	269
Grunwald, Max, Wirtschaftspolitik des neuen Deutschland. A.....	423
Lindner, Otto, Die Wirkung der Kriegswirtschaft auf den konsumgenossenschaftlichen Großeinkauf in Deutschland. A.....	151
— Ausichten der deutschen Seeschiff-fahrt. A.....	409 449
Markwald, Hans, Dr. Fr. Bendigen, Das Wesen des Geldes. R.....	212
— Friedrich Prinz zu Löwenstein, Volksvermögen und Kriegsent-schädigung. R.....	287
— Rob. Liesmann, Die Geldvermehrung im Weltkrieg und die Be-seitigung ihrer Folgen. R.....	407
Nitsche, Emil, Kriega und Industrie. A	45
Redaktion, Zur Entwicklung der Kon-sumgenossenschaftsbewegung. N..	96
— Die Bedeutung Lothringens für die deutsche Eisenindustrie. N....	335
— Zur Lage der Kaliindustrie. N....	504
Thomas, Otto, Die Entwicklung der bayerischen Volkswirtschaft. A..	198

2. Übergangswirtschaft.

Kräfig, H., Deutschlands Textilindu-strie am Ende des Weltkrieges. A	249
Iq., Artur Feiler, Vor der Übergangs-wirtschaft. R.....	213

3. Verstaatlichung und Sozialisierung.

Eunow, Heinrich, Verstaatlichung. A	217
Hue, Otto, Verstaatlichung des Berg-baues. A.....	341
Werner, O., Die Grubenbeamten und die Sozialisierung der Bergwerke. A.....	426

4. Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft.

Kloth, Emil, Kolonialwirtschaft und Arbeiterchaft. A.....	42
Rundé, A., Kolonialpolitik und Ar-beiterchaft. A.....	177

C. Sozialpolitik und Arbeiterschutz.

1. Allgemeines.

Fehlinger, H., W. Schiff, Internatio-nale Studien über den Stand des Arbeiterschutzes bei Beginn des Weltkriegs R.....	600.
Iq., Prof. Dr. J. Wolf, Die Bevölke-rungspolitik der Gegenwart. R..	455
Redaktion, Einfluß des Krieges auf den Alkoholismus. N.....	288
Woldt, R., F. Krals, Die Verwen-dungsmöglichkeiten für die Kriegs-beschädigten in der Industrie, in Gewerbe, Handel, Handwerk, Landwirtschaft und Staatsbetrie-ben. R.....	119

2. Wohnungspolitik.

Krafft, Herm., Was müssen wir in Zukunft von den städtischen Gar-tenverwaltungen fordern? A....	353
Oertel, Friß, Der Kleinwohnungs-bau. A.....	500
Steiger, E., O. Steinmeh, Grund-lagen für das Bauen in Stadt und Land. R.....	239
— Toni Schwabe, Das Landhaus. R	239

3. Frauenarbeit.

Kleeis, Fr., Umfang und Entlohnung der Frauenarbeit. A.....	14
Redaktion, Zunahme der Frauen-arbeit. N.....	264

II. Geschichte und Theorie des Sozialismus.

Arbeiterbewegung.

1. Geschichte des Sozialismus.

Blos, Wilhelm, Die Anfänge unserer Parteipresse. A.....	131 156

Inhalts-Verzeichnis

- Cunow, Heinrich, Der Aufbau der dritten Arbeiterinternationale. A** 481
 — **Zum Streit zwischen Karl Marx und Karl Vogt. A** 620

2. Theorie des Sozialismus.

- Renner, Karl, Was ist Klassenkampf?**
A 241 275 301

3. Gesellschafts- und Staatslehre.

- Brindmann, H., Staats-Neubau. A** 385
Cunow, Heinrich, Grete Meisel-Hefz, Die Bedeutung der Monogamie. R 94
 — **V. Cathrein, Die Grundlage des Völkerrechts. R** 286
 — **Der Einfluß des Rousseauschen »Gesellschaftsvertrages« auf die französische Nationalversammlung 1789 bis 1791. A** 370 389
Marckwald, Hans, R. Goldscheid, Keine Vernunft und Staatsvernunft. R 167
Tönnies, Ferd., Gegenwarts- und Zukunftsstaat. A 265
Verow, R. E., Die Staatsauffassung der Volkswirt. A 6
Vorländer, R., Karl Heyer, Der Machtlavellismus. R 453

4. Sozialistische Arbeiterbewegung.

- H. C., Franz Mehring f. A** 433
Löfgren, P. A., Das Archiv der Arbeiterbewegung Schwedens. A 542
Redaktion, Viktor Adler f. A 169
Schmidt, Georg, Die Landarbeiterfrage und der Krieg. A 185
Timm, Johannes, Der Landesparteitag der bayerischen Sozialdemokratie. A 106

5. Gewerkschaftliche Arbeiterbewegung.

- Heinemann, Dr. Hugo, Tarifverträge und Koalitionsrecht. A** 457 492
Kloth, Emil, Akkordarbeit. A 474
Redaktion, Fortschritte der gewerkschaftlichen Zentralverbände. N. 144
 — **Schweizer Gewerkschaftsbewegung. N** 240
Thomas, Theodor, Herm. Müller, Geschichte der deutschen Gewerkschaften. R 405
Umbreit, Paul, Die Arbeitsgemeinschaft zwischen Arbeitgeberverbänden und Gewerkschaften. A 313
Woldt, R., G. Aufhäuser, Weltkrieg und Angestelltenbewegung. R 118

6. Arbeiterjugend.

- Wissell, Rud., Jugendfürsorge. A** 206

7. Schulreform.

- Alk., Artur Buchenau, Die deutsche Schule der Zukunft. R** 261

- Oestreich, Paul, Einheitschule und Volksbildung. A** 585
Steiger, E., Ein deutscher Rousseaujünger (Joachim Heint. Campe). A 60
Vorländer, R., Otto Kiep, Die deutsche Schulreform der Zukunft. R 381

III. Literatur, Philosophie und Kunst.

1. Literatur.

- Hahnwald, E., Li-tai-pe. A** 376
Kliche, Jos., Eine Meisterin humoristischer Erzählungskunst (Ulrich Berend). A 142
L., Karl Hendell, Weltmusik. R ... 575
L. L., Hans Pflug, Eines Lebens Sprache. R 23
 — **A. Ger, Erzgebirgisches Volk. R** 312
 — **Th. Thomas, Julian im Reichsanzug. R** 552
Lessen, L., Die Schilderung der Massen in Klara Viebig's Romanen. A 112
 — **Allerlei vom Zeitungsroman. A** 400
ln., Jungvolk-Almanach. R 527
M. Schn., Ludwig Lessen, Wenn Frieden würde. R 503
 — **Maria Sonnenthal-Scherer, Ein Frauenschicksal im Kriege. R** ... 575
Steiger, E., Im Hohlspiegel der anderen. A 30
 — **A. Frhr. v. Bernus, Die gesammelten Gedichte. R** 91
 — **Ernst Weiß, Tiere in Ketten. R** 92
 — **A. Kalthoff, Das Zeitalter der Reformation. R** 93
 — **P. Altenberg, Vita ipsa. R** 93
 — **Job. V. Jensen, Unser Zeitalter. R** 94
 — **Ein Anwalt der Leibeigenen (Iwan Turgenjew). A** 136
 — **Chodomiewski, Zwischen Rokoko und Romantik. R** 190
 — **Knut Hamsun, Gesammelte Werke. R** 190
 — **Jugend und Heimat. R** 192
 — **Nochmals der Expressionismus. A** 210
 — **M. Liener, Das Gesichtlein im Brunnen. R** 235
 — **Korff, Holm, Herz ist Trumpf. R** 235
 — **A. v. Gutfrey, Polen. R** 236
 — **St. J. Klein, Ungarn. R** 236
 — **H. Hesse, Rothbalde. R** 237
 — **A. T. Wegner, Das Antlitz der Städte. R** 237
 — **Leonhard Stein, Das Ballett des Todes. R** 239
 — **Gesundbrunnen 1919. R** 355
 — **A. Schaeffer, Josef Montfort. R** 356
 — **Oogol, Die schönsten Kosakengeschichten. R** 356
 — **Knut Hamsun, Erzählungen. R** ... 356
 — **Sealsfield, Die schönsten Abenteuerergeschichten. R** 356

Inhalts-Verzeichnis

Steiger, E., Strindberg, Die schönsten historischen Erzählungen. R.	358
— Otto Piper, Der Spuk. R.	360
— R. Fuchs, Erika, Simeon Hackbarths Entfugungen. R.	429
— — Fabian Splitterscheids Läuterungen. R.	429
— Herwarth Walden, Sünde. R.	430
— Kind. R.	430
— Trieb. R.	430
— Menschen. R.	430
— Fr. Kluge, Von Luther bis Lesing. R.	430
— J. v. Ludass, Der tanzende Stern. R.	431
— Fr. Theob. Wischer, Ausgewählte Werke. R.	432
— A. Stehlin, Sibylla Mariana. R.	547
— H. Braun, Die Novellen des Anselm Amadeus. R.	547
— Max Halbe, Gesammelte Werke. 6. Band. »Die Tat des Dietrich Stobäus.« R.	548
— O. Zettler, Altmünchener Bilderbuch. R.	548
— H. H. Erler, Der Hof des Patriarchenhaus. R.	549
— K. Raupp, Die Künstlerchronik von Frauenchiemsee. R.	549
— Wilh. Schussen, Der rote Berg. R.	549
— Dr. E. Wasserzieher, Woher? Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. R.	551

2. Philosophie.

Cunow, Heinrich, O. Fr. Wilh. Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte. R.	165
F. A., Hans Vaihinger, Die Philosophie des Als — ob. R.	404
K. V., Dr. Kurt Joachim Grau, Grundriß der Logik. R.	600
Steiger, E., Alex. Moszkowski, Der Sprung über den Schatten. R.	92
— E. Friedländer, Schöpferische Indifferenz. R.	358
Vorländer, A., O. Stimmel, Der Konflikt der modernen Kultur. R.	454
— Kant und Rousseau. A.	465 514 536

3. Kunst und Theater.

Beyer, Georg, Die neue Jugend im Drama. A.	18

Knoll, A., Die Theater- und Filmgewerkschaften der Zukunft. A.	521
Markwald, Hans, Aus der Geschichte deutscher Schauspielkunst. A.	330
Schikowski, John, Die Naturnachahmung in der Malerei. A.	563
Steiger, E., Bühnenschau. A.	161
— Rubens, Der große Flame. R.	191
— Kethel, Der Künstler und Mensch. R.	191
— Leibl, Ein deutscher Maler. R.	191
— Die Kunst im freien Volksstaat. A.	223
— Alois Wohlmut, Ein Schauspielersleben. R.	235
— Murillo, Der Maler der Bettelungen und Madonnen. R.	359
— M. Eisler, Rembrandt als Landschaftler. R.	550

IV. Geschichte und Geographie.

Geschichte, Länder- und Völkerkunde.	
Cunow, Heinrich, Volksmuseen. A.	280
Steiger, E., Sven Hedin, Bagdad, Babylon, Ninive. R.	236
— — Jerusalem. R.	236
— Henne am Rhyn, Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte des deutschen Sprachgebiets. R.	357
— V. Gomulicki, Warschau. Eine historisch-kulturgeschichtliche Monographie. R.	551

V. Naturwissenschaften, Gesundheitswesen und Technik.

Auer, E., Das Bayernwerk und sein Zusammenhang mit dem Walchenseewerk. A.	25
Fehlinger, H., P. Kammerer, Einzel- und Völkertod, biologische Unsterblichkeit und andere Mahnworte aus schwerer Zeit. R.	503
H. F., Dr. A. Busch, Geschlechtskrankheiten in deutschen Großstädten. R.	382
Krafft, Herm., Die Bedeutung des Stadtwaldes für die Industrie- und Großstadt. A.	572
Redaktion, Sterblichkeitszunahme in Deutschland. N.	408
Woldt, R., Prof. Dr. P. Arndt, Alte und neue Faserstoffe. R.	23

Autoren-Verzeichnis.

(Die Zahlen geben die Seiten an.)

1. Artikel.

Auer, Erh., Das Bapernwerk und sein Zusammenhang mit dem Walchenseewerk	25	Franke, Arno, Parteitag?	607
Ballob, K., Die neue Agrargesetzgebung	577	Grunwald, Max, Geburtswehen... ..	294
Beyer, Georg, Die neue Jugend im Drama	18	— Wirtschaftspolitik des neuen Deutschland	423
Blos, Wilhelm, Die Anfänge unserer Parteipresse	131 156	Hahnwald, E., Li-tai-pe	376
Brinckmann, H., Lebensmittelnöte und Hungerrevolten in der französischen Revolution	229 257	Häring, Hanns, Politische Unreife ..	479
— Sieg des englischen Imperialismus ..	346	Heinemann, Hugo, Tarifverträge und Koalitionsrecht	457 492
— Staats-Neubau	385	Hirsch, Paul, Verfassungs- und Verwaltungsreformen in Preußen ..	101
Cunow, Heinrich, Die Londoner Antifriedenskonferenz	1	Hue, Otto, Verstaatlichung des Bergbaues	341
— Preußen und das Reich	49	Jochade, H., Die Errungenschaften der Eisenbahnen	568
— Vor schwierigen Problemen	73	Kempkens, K., Die Zentrums-Partei vor und nach der Revolution... ..	593
— Die dritte Note Wilsons	97	Kleis, Friedr., Umfang und Entlohnung der Frauenarbeit	14
— Die Diktatur des Proletariats ..	170	Kliche, Joseph, Eine Meisterin humoristischer Erzählungskunst (Alice Berend)	142
— Drängende Wirtschaftsprobleme ..	193	Kloth, Emil, Kolonialwirtschaft und Arbeiterschaft	42
— Verstaatlichung	217	— Akkordarbeit	474
— Volksmuseen	280	— Eine Heftschrift	525
— Revolution und Reichsverfassung ..	289 320	Knoll, A., Streikfieber	350
— Der Einfluß des Rousseauschen »Gesellschaftsvertrages« auf die französische Nationalversammlung 1789 bis 1791	370 389	— Sind die Gewerkschaften infolge d. Revolution überflüssig geworden? ..	396
— Franz Mehring †	433	— Die Theater- und Filmgewerkschaften der Zukunft	521
— Entwurf einer neuen Reichsverfassung	436	Kolb, A., Nationalversammlung und Parteigruppierung	306
— Der Aufbau der dritten Arbeiterinternationale	481	Kraft, Hermann, Was müssen wir in Zukunft von den städtischen Gartenverwaltungen fordern?	353
— Der Wilsonsche Völkerbund	505	— Die Bedeutung des Stadtwaldes für die Industrie- und Großstadt ..	572
— Zur Vorgeschichte des Weltkrieges ..	529	Kräfig, H., Deutschlands Textilindustrie am Ende des Weltkrieges ..	249
— Partei und Klassendifferenzierung ..	553	Lenz, Paul, Kritisches	337
— Zum Streit zwischen Karl Marx und Karl Vogt	620	— Lloyd Georges Wahlsieg und die englische Arbeiterschaft	366
Drach, Ernst, Papierne Heuschreckenschwärme	66 88	— Die Waffenstillstandsverhandlungen und die Haltung der Partei ..	415
Ellinger, A., Produktionsförderung und Arbeiterschaft	145	— Die Wahlen z. Nationalversammlung ..	444
— Die wirtschaftliche Lage des Bauwerkes	269	Lessen, L., Die Schilderung d. Massen in Clara Viebig's Romanen	112
— Gewerkschaften oder Räte-System? ..	691	— Allerlei vom Zeitungsroman	460
Fladow, Georg, Die neue Agrargesetzgebung	486	Lindner, O., Die Wirkung der Kriegswirtschaft auf den konsumgenossenschaftlichen Großeinkauf in Deutschland	151
Franke, Arno, Mobilmachung gegen den Zukunftskrieg	83	— Ausichten der deutschen Seeschiffahrt	409 449
— Der Auslandsdienst der deutschen Presse	127	Löfgren, P. A., Das Archiv der Arbeiterbewegung Schwedens	542
— Die verfassungsgebende Nationalversammlung	253		
— Zur Geschichte der Zensur (H. H. Houben)	325		

Autoren-Verzeichnis

Lübemann, H., Generalstreik i. Berlin	580	Aufhäuser, S., Weltkrieg und Angestelltenbewegung (R. Woldt)	118
Markwald, H., Aus der Geschichte deutscher Schauspielkunst	330	Vendigen, Fr., Das Wesen des Geldes (H. Markwald)	212
— Evolution — Revolution	361	Verend, Alice, Verschiedene Schriften (J. Kille)	142
— Die Zukunft der Ehe	612	Vernus, A. v., Die gesammelten Gedichte (E. Steiger)	91
Müller, Hermann, Gewerkschaftsbewegung und Arbeiterräte	559	Braun, Hanns, Die Novellen des Anselm Amadeus (E. Steiger)	547
Nitsche, E., Krieg und Industrie	45	Buchenau, A., Die deutsche Schule der Zukunft (A.)	201
Derfel, Fritz, Der Kleinwohnungsbau	500	Busch, A., Geschlechtskrankheiten in deutschen Großstädten (H. F.)	382
Oestreich, P., Einheitschule u. Volksbildung	585	Cathrein, V., Die Grundlage des Völkerrechts (H. Cunow)	286
Peus, H., Wirtschaftliche Macht als Fundament der Demokratie	184	Chodowiecki, Zwischen Kokoko und Romantik (E. Steiger)	190
Renner, Karl, Was ist Klassenkampf?	241 275 301	Dona Werner, Der Aufmarsch im Osten (A. F.)	215
Rundé, A., Die englische Kolonialpolitik und die Rohstofffrage	35	Eisler, M., Rembrandt als Landschaftler (E. Steiger)	550
— Kolonialpolitik und Arbeiterschaft	177	Elzbacher, P., Die Presse als Werkzeug der auswärtigen Politik (H. Cunow)	334
Schikowski, John, Die Naturnachahmung in der Malerei	563	Erler, H. H., Der Hof des Patrizierhauses (E. Steiger)	549
Schmidt, Georg, Die Landarbeiterfrage und der Krieg	185	Feiler, A., Vor der Übergangswirtschaft (H.)	213
— Schreiber, Adele, Die Begründerin der deutschen Frauenbewegung. Zum hundertsten Geburtstag von Luise Otto	615	Friedländer, S., Schöpferische Indifferenz (E. Steiger)	358
Steiger, E., Im Hohlspiegel der anderen	30	Fuchs, Robert, Eiska, Simeon Hackbars Entfaltungen (E. Steiger)	429
— Ein deutscher Rousseaujünger (Joachim Heinrich Campe)	60	— Fabian Splitterfleichs Läuterungen (E. Steiger)	429
— Ein Anwalt der Leibelgenen (Iwan Turgenjew)	136	Ger, A., Erzgebirgisches Volk (L. L.)	312
— Bühnenschaus.	161	Gesundbrunnen 1919 (E. Steiger)	355
— Nochmals der Expressionismus	210	Oheorgov, Ivan, Die bulgarische Nation und der Weltkrieg (H. Wendel)	70
— Die Kunst im freien Volksstaat	223	Ogogol, Die schönsten Kosakengeschichten (E. Steiger)	356
— Die Revolution und die geistigen Arbeiter	296	Goldscheid, R., Reine Vernunft und Staatsvernunft (H. Markwald)	167
Thomas, Otto, Die Entwicklung der bayerischen Volkswirtschaft	198	Gomulicki, Wiktor, Warschau (Edgar Steiger)	551
Timm, Job., Der Landesparteitag der bayerischen Sozialdemokratie	106	Grau, Dr. Kurt Joachim, Grundriss der Logik (K. W.)	600
Tönnies, Ferd., Gegenwarts- und Zukunftsstaat	285	Guttry, A. v., Polen (E. Steiger)	236
Umbreit, P., Die Arbeitsgemeinschaft zwischen Arbeitgeberverbänden u. Gewerkschaften	313	Halbe, Max, Gesammelte Werke. 6. Bd. »Die Tat des Dietrich Stobäus« (E. Steiger)	548
Verom, N. E., Die Staatsauffassung der Bolschewiki	6	Hannmann Otto, Zur Vorgeschichte des Weltkrieges (H. Cunow)	529
Vorländer, Karl, Kant und Rousseau	465 514 536	Hamsun, Knut, Gesammelte Werke (E. Steiger)	190
Wendel, H., Die südslawische Frage und der Weltkrieg	52	— Erzählungen (E. Steiger)	356
— Bulgariens Rolle	79	Hedin, Sven, Bagdad, Babylon, Ninive (E. Steiger)	236
— Finis Austriae	121	— Jerusalem (E. Steiger)	236
Werner, G., Die Grubenbeamten und die Sozialisierung der Bergwerke	426	Hegel, G. F. W., Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte (H. Cunow)	165
Wissell, Rud., Jugendfürsorge	206	Henckell, Karl, Weltmusik (L.)	575
Woldt, Rich., Spartakus im Westen	510		

2. Rezensionen.

Altensberg, P., Vita ipsa (E. Steiger)	93
Arndt, Paul, Alte und neue Jaserstoffe (R. Woldt)	23

Autoren-Verzeichnis

Henne am Rhyn, O., Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte des deutschen Sprachgebiets (E. Steiger) ..	357	Piper, Otto, Der Spuk (E. Steiger)	360
Hesse, Herm., Rößbalde (E. Steiger)	237	Raupp, Karl und Fr. Wolter, Die Künstlerchronik von Frauenschlemsee (E. Steiger)	549
Heyer, Karl, Der Machiavellismus) (K. Vorländer)	453	Reibel, A., Der Künstler und Mensch (E. Steiger)	191
Holm, Korfiz, Herz ist Trumpf (E. Steiger)	235	Rubens, Der große Flame (E. Steiger)	191
Houben, H. H., Hier Zensur — wer dort? (A. Franke)	325	Schaeffer, A., Josef Montfort (E. Steiger)	356
Jensen, Joh. W., Unser Zeitalter (E. Steiger)	94	Schiff, W., Internationale Studien über den Stand des Arbeiterschutzes bei Beginn des Weltkriegs (F. Fehlinger)	600
Jugend und Heimat (E. Steiger) ..	192	Schussen, W., Der rote Berg (E. Steiger)	549
Jungvolk-Almanach (In.)	527	Schwabe, Toni, Das Landhaus (E. Steiger)	239
Kalthoff, A., Das Zeitalter der Reformation (E. Steiger)	93	Sealsfield, Die schönsten Abenteuerergeschichten (E. Steiger)	356
Kammerer, P., Einzeltod, Völkertod, biologische Unsterblichkeit und andere Mahnworte aus schwerer Zeit (H. Fehlinger)	503	Simmel, O., Der Konflikt der modernen Kultur (K. Vorländer) ..	454
Klein, St. J., Ungarn (E. Steiger) ..	236	Sonnenthal-Scherer, Ein Frauenschicksal im Kriege (M. Schn.) ..	575
Klinge, Friedr., Von Luther bis Lessing (E. Steiger)	430	Spahn, Martin, Die Großmächte (Wwg.)	380
Klep, Otto, Die deutsche Schulreform der Zukunft (K. Vorländer)	381	Stehlin, A., Sibylla Mariana (E. Steiger)	547
Kraiß, Felix, Die Verwendungsmöglichkeiten für die Kriegsbeschädigten in der Industrie usw. (K. Wolff)	119	Stein, Leonh., Das Ballett des Todes (E. Steiger)	239
Leibl, Ein deutscher Maler (E. Steiger)	191	Steinmeh, O., Grundlagen für das Bauen in Stadt und Land (E. Steiger)	239
Leon-Hardt, Die Schuld der Entente im Lichte ihrer eigenen Bekenntnisse (Iq.)	262	Strindberg, Die schönsten historischen Erzählungen (F. Steiger)	356
Lessen, L., Wenn Frieden würde (M. Schn.)	503	Thomas, Th., Julian im Reichsanzug (L. L.)	552
Liesmann, R., Die Geldvermehrung im Weltkrieg und die Beseitigung ihrer Folgen (H. Markwald) ..	407	Valbinger, Hans, Die Philosophie des Als — ob (F. N.)	404
Lienert, M., Das Gesichtlein im Brunnen (E. Steiger)	235	Viebig, Clara, Verschiedene Schriften	112
Li-tai-pe, Gedichte (E. Hahnwald)	376	Vischer, Fr. Th., Ausgewählte Werke (E. Steiger)	432
Löwenstein, Fr. Prinz zu, Volksvermögen und Kriegsentfädigung (H. Markwald)	287	Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
Ludassio, J. v., Der tanzende Stern (E. Steiger)	431	— Kind (E. Steiger)	430
Meisel-Hetz, Grete, Die Bedeutung der Monogamie (H. Cunow)	94	— Trieb (E. Steiger)	430
Moszkowski, A., Der Sprung über den Schatten (E. Steiger)	92	— Menschen (E. Steiger)	430
Müller, Herm., Geschichte der deutschen Gewerkschaften (Th. Thomas)	405	Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
Marillo, der Maler der Bettelungen und Madonnen (E. Steiger)	359	Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
Neurath, O., Antike Wirtschaftsgeschichte (H. Cunow)	71	Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
Pflug, Hans, Eines Lebens Sprache (L. L.)	23	— Kind (E. Steiger)	430
Pleper, Aug., Demokratische Forderungen und deutsche Freiheit (Iq.)	94	— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551
		Wegner, A. T., Das Antlitz der Städte (E. Steiger)	288
		Walden Herwarth, Sünde (E. Steiger)	430
		— Kind (E. Steiger)	430
		— Trieb (E. Steiger)	430
		— Menschen (E. Steiger)	430
		Wasserzieher, E., Woher? Etymologisches Wörterbuch (E. Steiger)	551

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 1

Ausgegeben am 4. Oktober 1918

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Londoner Anti-Friedenskonferenz.

Von Heinrich Cunow.

Berichte über wichtige Ereignisse des inneren politischen Lebens Englands dringen heute nur langsam auf dem Umweg über Holland, die Schweiz oder die skandinavischen Länder in die deutsche Presse, und dann meist in der frisierten Fassung, die das Reutersche Telegraphenbureau seinen für das Ausland bestimmten Nachrichten im Dienste des englischen Auswärtigen Amtes zu geben beliebt. Es bedürfen daher auch die ersten kurzen Berichte, die die Tagespresse über die Tagung der Londoner interalliierten Arbeiterkonferenz veröffentlicht hat, verschiedener Korrekturen, und zwar trifft in den nachträglichen ausführlicheren Berichten der Einfluß der in England durch die Erfolge an der Somme und Visne aufgepeitschten Kriegsleidenschaft noch schärfer hervor als in den ersten telegraphischen Meldungen, zugleich aber auch, daß die französischen Delegierten, obgleich man gewöhnlich dem französischen Volkscharakter eine ganz besondere Neigung zu jähem Stimmungswechsel zuschreibt, auf der Konferenz eine weit kühlere abwägende Haltung gezeigt haben als die englischen Gewerkschaftsführer und selbst als manche Vertreter der englischen Unabhängigen Arbeiterpartei. Vornehmlich hat Longuet, der Führer der einstigen französischen Parteiminderheit und jetzigen Parteimehrheit, sich als ein Politiker gezeigt, der die politische und militärische Lage kühl abzuschätzen versteht.

Daß die zum 17. September einberufene interalliierte Arbeiterkonferenz eine noch kriegslustigere Physiognomie zeigen werde als die ihr vorausgegangene, am 24. und 25. Februar dieses Jahres abgehaltene Zusammenkunft und daher denen, die auf eine zunehmende Friedensstimmung in der englischen Arbeiterschaft hoffen, eine schmerzliche Enttäuschung bereiten würde, war vorauszusehen. In allen Fragen, die nicht direkt Arbeiterverhältnisse und gewerkschaftliche Organisation betreffen, vor allem aber in der Beurteilung auswärtiger Angelegenheiten, ist die englische Arbeiterschaft, die ja eigene Parteiblätter nicht besitzt, immer von der bürgerlichen Presse völlig abhängig gewesen; und diese Abhängigkeit hat im Kriege eher zu- als abgenommen. Es war daher ganz selbstverständlich, daß die Kriegspsychose, die zurzeit in einem großen Teil der englischen kapitalistischen Blätter hervortritt, sich auch auf die Führer und die Gefolgschaft der englischen Arbeiterpartei übertragen werde, zumal in den unteren und mittleren Schichten Englands die Kenntnis ausländischer Verhältnisse noch geringer ist als in Deutschland, Frankreich, Holland oder den skandinavischen Ländern.

Dazu kommt, daß inzwischen Samuel Compers als Agent Wilsons mit einigen Gewerkschaftsfreunden und der von der Wilsonschen Regierung herübergesandten Spezialgesandtschaft ehemaliger sozialistischer Intellektueller für die energische Fortsetzung des Krieges eine geschickte Stimmungsg-

machte betrieben hatte, und daß ferner, wenn man von Frankreich absteht, die eigentlichen sozialistischen Parteien der mit England verbündeten Länder keine Delegationen zur Londoner Konferenz gesandt hatten. An die amerikanischen Sozialisten, die man schon von der Februarkonferenz ausgeschlossen hatte, war auf Betreiben Compers überhaupt keine Einladung ergangen. Die offizielle sozialistische Partei Italiens hatte die Teilnahme an den Verhandlungen mit der Begründung abgelehnt, daß sie die Zulassung von Elementen — gemeint sind Compers und die Wilsonschen Auch-Sozialisten — nicht zu billigen vermöchte, die nicht der Internationale angehörten, überdies aber wünsche sie nicht eine neue Kriegszieldiskussion, sondern die schnelle Einberufung eines allgemeinen Arbeiterfriedenskongresses. Ebenso fehlten die Bolschewiki, der linke Flügel der Sozialisten-Revolutionäre, die Internationalisten und die Menschewiki-Internationalisten, während die in Stockholm weilenden Vertreter des rechten Flügels der Menschewiki zwar eine offizielle Einladung zur Konferenz, aber keine rechtzeitige Einreiseerlaubnis der Lloyd Georgeschen Regierung erhalten hatten. An Stelle dieser Gruppen war als Vertreter des russischen Proletariats Herr Alexander Fjedorowitsch Kereniski, als Vertreter des italienischen Sozialismus einige kriegsbegeisterte halbsozialistische Reformisten erschienen, so daß auf der diesmaligen Konferenz, wenn man von einer Anzahl französischer Sozialisten und einigen Vertretern der englischen Independent Labour Party absteht, jene politischen Richtungen, die man in Deutschland als sozialdemokratisch bezeichnet, fast unvertreten waren. Eine Tatsache, die zur Genüge erklärt, wie Herr Compers, der auf der Konferenz ungefähr mit gleicher Selbstgefälligkeit als Gönner der englischen Arbeiterschaft auftrat wie neuerdings Wilson gegenüber England und Frankreich, ohne energischen Widerspruch zu finden, dagegen zu protestieren vermochte, daß einige Redner fortgesetzt für die Teilnehmer an der Konferenz das Wort »Sozialisten« gebraucht hätten.

Daß unter solchen Umständen, wenn auch viel vom Frieden geredet wurde, unter den Versammelten wenig Neigung für den baldigen Beginn von Friedensverhandlungen und die Annahme des Buriantschen Vorschlags vorhanden war, ist begreiflich. Nach den ersten telegraphischen Meldungen Reuters schien es, als hätte die Konferenzmehrheit zwar nicht direkt auf Annahme des Buriantschen Vorschlags gedrängt, aber immerhin eine wohlwollende Beantwortung der österreichischen Note empfohlen und sich gegen die schnellfertige robuste amerikanische Antwort erklärt. Tatsächlich waren es nur einige wenige sozialistische Redner, die sich zu einer derartigen Kritik des Lansingischen Abfertigungsverfahrens bewogen fühlten, wie denn auch die von der eingesetzten Kommission in der Form eines Berichts vorgelegte friedensfeindliche Resolution schließlich fast allgemeine Zustimmung gefunden hat.

Diese für die Auffassung der meisten Delegierten recht charakteristische Resolution, die noch einst für die Entwicklungsgeschichte der Arbeiterbewegung den Wert eines wichtigen historischen Dokuments haben dürfte, lautet in deutscher Übersetzung:

Die Konferenz hat der Note, die die österreichisch-ungarische Regierung an alle Kriegsführenden gerichtet hat, die vollste Erwägung geschenkt. Indem Österreich-

Ungarn den letzteren eine Geheimkonferenz zur Erörterung der Möglichkeiten des Friedens vorschlägt, wünscht die österreichisch-ungarische Regierung offenbar, der Sehnsucht der Völker nach Frieden den Anschein der Genugtuung zu geben und auf die Regierungen der Entente die Verantwortung für die Fortsetzung des Krieges zu laden. Die Tatsache, daß es bisher noch nicht bekannt ist, ob die Initiative in dieser Friedensoffensive von Österreich-Ungarn allein oder gemeinsam von den beiden Zentralmächten ausgeht, scheint anzudeuten, daß der österreichische Vorschlag mehr durch die Sorge diktiert wurde, den inneren Zusammenhang der Monarchie zu stärken, als durch den Wunsch, wirksam bei der Regelung des Weltkonflikts mitzuwirken. Die Konferenz ist der Ansicht, daß die alliierten Regierungen eine sehr schwere und gefährliche Verantwortung auf sich laden würden, wenn sie eine rein negative Politik annehmen würden. Die alliierten Regierungen sollten in ihrer Antwort die Identität der Ansichten durch eine enge und fortdauernde Zusammenarbeit herbeiführen und in einer Kollektiv Erklärung ihre Ziele und Ansichten klar machen. Sie sollten ihre Unterschrift zu den von Wilson formulierten 14 Punkten geben und demnach eine Politik der Klarheit und Mäßigung gegenüber einer Politik annehmen, die ausschließlich durch die Änderungen auf der Kriegsskizze diktiert wird, und schließlich sollten sie ihre Opponenten mit Bezug auf deren allgemeine und besondere Kriegsziele befragen, die niemals definiert worden sind. Auf diese Weise sollten die alliierten Regierungen den arbeitenden Klassen die Verantwortung für die Wahl unter den vorgeschlagenen Lösungen auferlegen. Die Regierung der Vereinigten Staaten ist bereits imstande gewesen, den Vorschlag der österreichisch-ungarischen Regierung zu verwerfen, indem sie bemerkte, daß sie infolge der bereits durch sie erfolgten klaren und öffentlichen Formulierung ihrer Kriegsziele nicht die Nützlichkeit einsehe, die gleichen Erklärungen in einer geheimen Konferenz zu wiederholen. Durch die Definierung ihrer eigenen Kriegsziele gemeinsam mit den Vereinigten Staaten, mit der gleichen Genauigkeit und Klarheit, werden die alliierten Regierungen den Arbeitern der Welt die Überzeugung beibringen, daß sie entschlossen sind, den Kampf fortzusetzen, nicht um der Angriffslust der Zentralmächte durch die Durchführung eines Eroberungskrieges ihrerseits zu begegnen, sondern zu dem einzigen Zweck, eine unangreifbare Grundlage für einen Frieden zu schaffen, der gerecht und dauerhaft und in Übereinstimmung mit den Bestrebungen der internationalen Demokratie sein wird.

Die österreichische Note wird demnach gar nicht als Friedensangebot betrachtet, sondern als ein bloßes Manöver, die habsburgische Monarchie zu befestigen. Dementsprechend wird auch nicht an die Ententeregierungen die Forderung gerichtet, das österreichische Angebot anzunehmen oder zum mindesten zu prüfen, ob es nicht einen Anlaß zur Einleitung von Friedensverhandlungen bietet, sondern lediglich verlangt, daß die Ententemächte in ihrer Antwort diplomatisch verfahren und nicht den Vorschlag einfach ablehnen wie die Wilsonsche Regierung. Sie sollen vielmehr mit einer Kollektivnote antworten, die ihre eigenen Kriegsziele darlegt und zugleich von der österreichischen Regierung eine ähnliche Angabe der österreichischen Ziele (richtiger Zugeständnisse) fordert.

Von einigen Delegierten wurde in der Debatte denn auch der Wortlaut der Resolution scharf kritisiert. Der französische Gewerkschafter Merrheim von der Confédération du Travail forderte eine sorgfältige Erwägung des österreichischen Angebots und tadelte die schroffe Zurückweisung der Burianschen Note durch die Wilsonsche Regierung, die nicht einmal für nötig gehalten habe, sich mit den anderen Ententestaaten vorher zu verständigen.

Ebenso fand der frühere französische Munitionsminister Albert Thomas, daß das undiplomatische Verfahren der amerikanischen Regierung recht seltsam erscheine; eine vorherige Verständigung mit den Verbündeten wäre, auch wenn sie mehrere Tage beansprucht hätte, nötig gewesen. Dagegen hielt Herr Vandervelde die kurze Zurückweisung der Note durch die amerikanische Regierung für ganz richtig, da der Buriansche Vorschlag keiner ehrlichen Friedensabsicht entspringe. Ramsay MacDonald meinte, die Resolution sei eben ein Kompromiß und dürfe deshalb nicht so genau unter die Lupe genommen werden, doch müsse auch er gestehen, daß er mit dem Vorgehen der Wilsonschen Regierung nicht einverstanden sei. Außerdem aber vermöge er nicht zu billigen, daß in der Resolution nur auf die vierzehn Forderungen Wilsons Bezug genommen würde. Stimmt diese auch im wesentlichen mit der von der Februarkonferenz genehmigten Kriegszieldenkschrift der englischen Arbeiterpartei überein, so hätte doch die Resolution vor allem auf diese Denkschrift hinweisen müssen. Auch Richards fand es seltsam, daß die Kriegszieldenkschrift vom 24. Februar in der Resolution gar nicht erwähnt werde, hielt aber die brüske Ablehnung der Burianschen Note durch die Vereinigte-Staaten-Regierung für berechtigt.

Schließlich beendete Compers den Streit mit einer Rede, in der er die scharfe Ablehnung des österreichischen Vorschlages durch Wilson billigte und die indirekte kritische Stellungnahme der Resolution gegen das amerikanische Verfahren als eine Überhebung der Konferenz bezeichnete, da diese nicht gegen eine verbündete Regierung derartige Vorwürfe richten dürfe. Er nähme deshalb an, daß der betreffende Passus der Resolution nicht an die Adresse der amerikanischen, sondern an die britische Regierung gerichtet sei. Er und der amerikanische Gewerkschaftsbund ständen bis zum äußersten fest hinter Wilson.

Das Ende der Debatte war, daß auf Vorschlag des Vorsitzenden die Konferenz die Resolution ohne Abstimmung durch allgemeine Zustimmung guthieß. Herr Compers hatte sogar schließlich noch in der Schlussagung die Genugtuung, daß die Versammlung sich außer für die Kriegszieldenkschrift der Februarkonferenz auch formell für die vierzehn Punkte des Wilsonschen Kriegsprogramms erklärte.

Dieselbe Kriegsstimmung zeigte sich in den Verhandlungen über die Einberufung eines internationalen Arbeiter-Friedenskongresses. Während die amerikanischen Delegierten jede Verständigung mit den Sozialisten der Mittelmächte ablehnten und offen drohten, falls trotz ihres Protestes ein solcher Verständigungskongreß unter Teilnahme der deutschen Sozialisten zustande komme, würden sie diesen Kongreß boykottieren — eine Auflehnung gegen die Beschlüsse der interalliierten Februarkonferenz, in der sie von einem Teil der britischen Gewerkschaftsführer unter Führung von Thorne, Sexton und Thomas (nicht des früheren französischen Ministers Albert Thomas, sondern des Führers des englischen Eisenbahnarbeiterverbandes) unterstützt wurden —, hielt zwar die Mehrheit der Versammlung an dem Plan der Einberufung eines internationalen Arbeiter-Friedenskongresses auf neutralem Boden fest, verlangte aber, daß die deutsche Sozialdemokratie zunächst entsprechend dem Beschluß der Februarkonferenz gewisse Garantien bieten und deshalb ihre Zustimmung zu den

Grundsätzen der englischen Kriegszielenkschrift, im besonderen zur Forderung der Rückgabe Elsaß-Lothringens an Frankreich und der vollen Entschädigung Belgiens, bekunden müsse. Einige englische und französische Delegierte meinten freilich, eine derartige vorherige Zusicherung könne nicht verlangt werden und würde das Zustandekommen einer allgemeinen Arbeiter-Friedenskonferenz verhindern, sie stießen mit dieser Ansicht aber auf den energischen Widerstand der großen Mehrheit. Auf englischer Seite war es vornehmlich der schottische Delegierte Kneesshaw (Vertreter der Unabhängigen Arbeiterpartei), der sich gegen solche Garantieforderung wandte. Er sagte: Der Geist und die Phraseologie der englischen Kriegszielenkschrift widerspreche vernünftigen Erwägungen, und daher seien ihre Forderungen seiner Ansicht nach für Sozialisten unannehmbar. Der Glaube, militärische Erfolge vermöchten den Kampf zwischen Autokratie und Demokratie zu beenden, halte er für lächerlich; dieser Kampf müsse innerhalb eines jeden Landes selbst ausgefochten werden. Wenn es infam von Deutschland sei, zu Kriegszwecken in Belgien einzufallen und es besetzt zu halten, so sei es nicht minder infam von seinen der Entente, jetzt in Rußland einzudringen und Teile dieses Landes zu besetzen.

Die Rede versetzte die Versammlung in eine stürmische Aufregung und rief den bekannten Gewerkschaftshistoriker Sydney Webb, der bekanntlich den größten Teil der Kriegszielenkschrift verfaßt hat, in die Kampfarena. Er verteidigte seine Leistung und erklärte, die englische Arbeiterschaft sei in ihrer großen Mehrheit bereit, den Krieg bis zu einem »zufriedenstellenden Ergebnis« fortzusetzen.

Nicht besser erging es Longuet, der ebenfalls meinte, man solle die Forderung fallen lassen, daß sich vor der Einberufung eines internationalen Friedenskongresses die deutsche Parteimehrheit auf die von der Februar-konferenz genehmigte Kriegszielenkschrift verpflichte. Die Zusage der Deutschen, auf Grund dieser Denkschrift und des Memorandums des holländisch-skandinavischen Komitees verhandeln zu wollen, könnten als ausreichend betrachtet werden. Ihm trat in anmaßendster Weise Henderson entgegen. Er warf Longuet vor, zwecklos wieder Fragen aufzurühren, die bereits die Februarkonferenz erledigt habe und mit deren Regelung damals auch die französische Delegation einverstanden gewesen sei. Die Einberufung einer »bedingungslosen« internationalen Friedenskonferenz lehne er mit der englischen Arbeiterschaft entschieden ab. Wolle Longuet eine solche Konferenz abhalten, müsse er auf die Teilnahme der englischen Arbeiterpartei verzichten. Vorbedingung der Zulassung der deutschen Mehrheitspartei zum Friedenskongreß sei, daß sie sich vorher mit der Abtretung Elsaß-Lothringens und der vollen Wiederherstellung Belgiens einverstanden erkläre.

Die ganze Debatte bewies, daß die englischen Arbeiterführer — in Übereinstimmung mit den Zielen der Lloyd Georgeschen Außenpolitik — weit energischer auf der Abtretung Elsaß-Lothringens bestehen, als die Mehrzahl der französischen Sozialisten selbst.

Nicht weniger charakteristisch für den Geist der Londoner Anti-Friedenskonferenz waren die Verhandlungen über die Frage, ob die Entente in Rußland intervenieren und die bolschewistische Regierung stürzen solle oder nicht. Zwei Resolutionen lagen der Konferenz zur Beschlußfassung vor: eine

von französischer, italienischer und serbischer Seite eingebrachte Resolution, die sich gegen die Intervention in Rußland aussprach, und eine zweite von der amerikanischen Delegation gestellte, die im Interesse der Demokratie die bewaffnete Intervention verlangte, um den Einfluß der Mittelmächte auf die bolschewistische Regierung zu brechen. In der Diskussion begründete Longuet vom sozialistischen Standpunkt aus die ersterwähnte Resolution, während die Herren Kerenski und Vandervelde sich mit gehässigen Wendungen gegen die Bolschewiki für die Intervention erklärten. Nach Zurückweisung an die Kommission wurde zum Schlusse der Tagung die amerikanische Resolution in folgender verlaufener Fassung angenommen.

Die Konferenz ist der Meinung, daß in Übereinstimmung mit Artikel 6 der vierzehn Punkte Wilsons die gegenwärtige Anstrengung der alliierten Regierungen, dem russischen Volke Beistand zu leisten, nur von dem aufrichtigen Wunsche geleitet werden darf, Freiheit und Demokratie zu erhalten, um den Frieden der Welt zu schätzen, in dem die wertvollen Ergebnisse der Revolution dauernd gesichert werden können.

Eine geradezu lächerliche Phraseologie!

Die Verhandlungen der Konferenz beweisen aufs neue, daß wohl mit einem Teil der französischen Sozialisten, nicht aber mit der Mehrzahl der englischen Arbeiterführer eine Verständigung über einen sogenannten »demokratischen Friedensschluß« möglich ist — es müßte denn sein, daß der weitere Gang der Ereignisse die englische Arbeiterpartei zu einer starken politischen Schwenkung bestimmt. Das sieht man selbst in den Kreisen der wirklich sozialistischen Führerschaft Frankreichs ein, denn auch der von Jean Longuet und Paul Faure redigierte Pariser »Populaire«, das maßgebende Blatt der bisherigen französischen Minderheit, faßt sein Urteil über die Tagung in die Worte zusammen: »Aus dem Verlaufe der Konferenz ergibt sich der Eindruck, daß es von jetzt an nicht mehr möglich sein wird, irgendeine neue Konferenz unter ähnlichen Voraussetzungen einzuberufen, mit Elementen, die nicht sozialistisch oder gar dem Sozialismus feindlich gesinnt sind, wie die Arbeiterbündler aus Amerika und die italienischen Irredentisten, die imstande sind, durch ihre Überzahl die wahrhaften Vertreter des Sozialismus zu erdrücken und auf diese Weise jede Verhandlung und jeden Beschluß zu fälschen.«

Die Staatsauffassung der Bolschewiki.

Von R. E. Verom.

Seit Monaten gefällt sich die kapitalistische Presse, vornehmlich der Ententestaaten, in einer wilden Haß gegen das bolschewistische Regiment. Daß die goldene Internationale mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln der Verleumdung und Verdächtigung die revolutionäre Politik der Bolschewiki bekämpft, kann niemanden überraschen, der einige Kenntnis der Revolutionsgeschichte besitzt und weiß, in welcher Weise einst die reaktionäre Presse die Kämpfe der Jakobiner während der großen französischen Revolution und der sozialistischen Gruppen der Pariser Kommune verleumdet hat. Weniger verständlich ist es, daß auch ein Teil der sozialistischen Presse auf Grund parteiisch gefärbter Berichte in den Chorus

gegen eine sozialistische Partei einstimmt, die zweifellos die Masse der russischen Arbeiter und der russischen Marxisten vertritt und heute im Kampfe gegen eine skrupellose gegenrevolutionäre Koalition den Versuch unternimmt, das zerfallende bürgerliche Rußland zu einem sozialistischen Gemeinwesen umzugestalten.

Neuerdings ergeht sogar aus dem Lager der Menschewiki die dringende Aufforderung an die Arbeiterinternationale, eine Untersuchungskommission einzusetzen und sie nach Rußland zu schicken, um dort über die Bolschewiki zu Gericht zu sitzen. Ich weiß nicht, ob diese von P. Urelrod ausgehende »Anregung« irgendwo Aussicht auf Erfolg hat. Trotz der heutigen Zerklüftung der Internationale und der Dienstbeflissenheit einzelner ihrer Teile gegen die Wünsche der Entente ist kaum anzunehmen, daß eine solche Scheiterhaufenkommission zustande kommt. Doch ich will hier, da die Redaktion der Neuen Zeit zurzeit aus Rücksicht auf die Situation in Rußland ein Eingreifen in den zwischen den russischen sozialistischen Parteien wütenden Parteistreit nicht für angebracht hält, weder auf die eigenartige Forderung Urelrods, noch auf das Verhältnis der Menschewiki und der Sozialisten-Revolutionäre zu den Bolschewiki, noch auf die Angriffe Kautskys, Steins, Ströbels gegen das bolschewistische Regiment eingehen, sondern mich auf eine kurze Darstellung der bolschewistischen Bestrebungen beschränken.

Die Regierung der Bolschewiki.

Auf dem 7. Bolschewikikongreß wurde, was vielleicht noch nicht allgemein bekannt sein dürfte, der Beschluß gefaßt, sich fortan »Russische Kommunistische Partei (Bolschewiki)« zu nennen. J. W. Steklow suchte vergeblich für Beibehaltung der Bezeichnung »Russische Sozialdemokratische Arbeiterpartei« Stimmung zu machen, unter welchem Banner das Proletariat dem Zarismus die ersten Schlachten geliefert hat. Er gab der Befürchtung Ausdruck, daß die Menschewiki, die Plechanow-Gruppe usw. sich die Umtaufung der Bolschewiki zunutze machen würden, um die alte Parteibezeichnung mit Beschlag zu belegen und sie für die eigenen Zwecke auszunutzen. Besser sei die Bezeichnung »Russische Sozialdemokratische Arbeiterpartei (Kommunisten)«. Sie behalte die traditionelle Benennung bei und betone gleichzeitig durch Beifügung des Wortes »Kommunisten« das Trennende von den übrigen Gruppen.

Steklows Vermutungen waren berechtigt. Es wurde sofort in der übrigen sozialistischen Presse behauptet, die Bolschewiki hätten nunmehr selbst dargelegt, daß sie gar keine Sozialdemokraten wären. Das Zentralkomitee der Menschewiki faßte den folgenden Beschluß: »In Erwägung, daß gegenwärtig die einzige allrussische sozialdemokratische Arbeitermassenpartei die geeinte russische sozialdemokratische Arbeiterpartei ist und daß sie immer mehr alle auf dem Boden der Sozialdemokratie stehenden Arbeiterorganisationen erfäßt, beschließt das Zentralkomitee: Die Partei wird sich fortan »Russische Sozialdemokratische Arbeiterpartei« nennen, ohne ergänzende Nebenbezeichnungen.«

In den dreißiger, vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts deckten sich die Begriffe Sozialismus und Kommunismus durchaus nicht. Die Sozialisten von damals waren sich nur darin einig, daß reformiert werden mußte, über das Wie gingen die Ansichten auseinander. Alle aber wollten den

Klassenstaat vervollkommen, verbessern; beseitigen wollten sie ihn nicht. Sie appellierten nicht an das Proletariat, sondern an Regierung und Bourgeoisie. Aber während E. Cabet noch seine sentimentale Reise nach Ikarien, einem kommunistischen Staate von Jergendwo, veröffentlichte, tauchten in England und Frankreich die ersten Geheimgesellschaften auf, die allmählich Programm und Taktik der proletarischen Bewegung schufen. Sie suchten die kapitalistische Ordnung durch die Arbeitenden zu stürzen, die Macht zu ergreifen, um die völlige Expropriation des Privatbesitzes zu ermöglichen und eine Ordnung zu schaffen, in der alle Produktionsmittel und alle Arbeitserzeugnisse der Arbeiterklasse gehörten. Sie nannten sich Kommunisten. Ihre Ansichten kamen erschöpfend zum Ausdruck in dem von Marx und Engels im Auftrag des Kommunistenbundes verfaßten »Kommunistischen Manifest«. In seinem 1890 verfaßten neuen Vorwort zu diesem Manifest erklärt Engels, weshalb es bei Abfassung desselben als kommunistisches, nicht als sozialistisches Manifest bezeichnet werden mußte: »Unter Sozialisten verstand man 1847 zweierlei Art von Leuten. Einerseits die Anhänger der verschiedenen utopistischen Systeme, speziell die Owenisten in England und die Fourieristen in Frankreich, die beide schon damals zu großen, allmählich aussterbenden Sekten zusammengeschrumpft waren. Andererseits die mannigfaltigsten sozialen Quacksalber, die mit ihren verschiedenen Allerweltsheilmitteln und mit jeder Art von Flickarbeit die gesellschaftlichen Mißstände beseitigen wollten, ohne dem Kapital und dem Profit im geringsten wehe zu tun. In beiden Fällen: Leute, die außerhalb der Arbeiterbewegung standen und die viel mehr Unterstützung suchten bei den ‚gebildeten‘ Klassen. Derjenige Teil der Arbeiter dagegen, der, von der Unzulänglichkeit bloßer politischer Umwälzungen überzeugt, eine gründliche Umgestaltung der Gesellschaft forderte, der Teil nannte sich damals Kommunisten. Es war ein nur im Rauhen gearbeiteter, nur instinktiver, manchmal etwas roher Kommunismus; aber er war mächtig genug, um zwei Systeme des utopischen Kommunismus zu erzeugen, in Frankreich den ‚ikarischen‘ Cabets, in Deutschland den von Weitling. Sozialismus bedeutete 1857 eine Bourgeoisibewegung, Kommunismus eine Arbeiterbewegung....«

Sicherlich hätten die Bolschewiki sich auch fernerhin ruhig als Sozialdemokraten bezeichnen können, da sie keinen Augenblick aufgehört haben, solche zu sein; wußten sie doch ganz genau, daß in der Gegenwart die Sozialdemokratie in allen Ländern die Partei des Proletariats ist. Immerhin ist dieser unter dem Eindruck der durch die Haltung der übrigen sozialistischen Parteien gesteigerten Erregung gefaßte Beschluß zu verstehen. Die Bolschewiki fühlten sich durch die Latenlosigkeit der Bruderparteien im Inland wie im Ausland schwer enttäuscht. Inwieweit dieser Vorwurf berechtigt war oder nicht, braucht in diesem Zusammenhang nicht weiter untersucht zu werden, da bei der Beurteilung der Motive, die zu dem in Rede stehenden Beschluß geführt haben, man von der Auffassung der Bolschewiki auszugehen hat.

Und welche Haltung hatten die anderen sozialistischen Parteien in Rußland den Bolschewiki gegenüber eingenommen? In der Flut von Verleumdungen, die sich tagtäglich über die Bolschewiki ergießt, kehrt die von den Sozialisten-Revolutionären und Menschewiki verbreitete Nachricht immer

wieder, bei Bolschewiki hätten jede Mitwirkung mit ihnen von vornherein abgelehnt. Das ist eine grobe Entstellung der Wahrheit. Wie lagen die Dinge in Wirklichkeit?

Die Mißstimmung unter der arbeitenden Bevölkerung infolge der Revolutionspolitik der unter Miljukows und Kerenskis Führung in den ersten Monaten die Arbeiter-, Bauern- und Soldatendeputiertenräte beherrschenden Sozialisten-Revolutionäre und Menschewiki wuchs zusehends. Die Tätigkeit der damaligen Führer lief darauf hinaus, in endlosen Meetings — tagsüber in Sitzungen und Versammlungen, abends in den Theatern, in denen die eigentlichen Aufführungen schon lange nur als Umrahmen für das Auftreten der sozialistischen Minister diente — endlose Reden zu halten. Und je länger sie redeten, desto weniger hatten sie zu sagen. Die hungernden und darbenden Massen hatten endlich dieses ewige, nutzlose Gerede gründlich satt. Sie wandten sich in Scharen den Bolschewiki zu, die eine tatkräftige Politik zur Herbeiführung des Friedens forderten und zu verfolgen versprachen. Als die Oktoberrevolution einsetzte, besaßen daher die Bolschewiki bereits die überwältigende Majorität in den zentralen und lokalen Räteorganisationen.

Wie sah nun die von ihnen geübte »Vergewaltigung« der übrigen sozialistischen Parteien aus? Die Bolschewiki boten alsbald den Menschewiki und den Sozialisten-Revolutionären Ministerplätze an, die diese jedoch ablehnten, da sie der festen Überzeugung waren, der sogenannte »Spuk« würde höchstens vierzehn Tage dauern. Als dann später die beiden mächtigsten Gewerkschaftsverbände, der Eisenbahnerverband »Wikshel« (Allrussisches Exekutivkomitee der Eisenbahner) und der Verband der Post- und Telegraphenbeamten »Potel« (Allrussisches Exekutivkomitee der Post- und Telegraphenbeamten) an die Bolschewiki mit dem Vorschlag herantreten, ein Koalitionsministerium zu bilden, in dem alle sozialistischen Parteien einschließlich der Volkssozialisten vertreten sein sollten, erklärten sich die Bolschewiki, die auf die Mitarbeit der sozialistischen Intelligenz den größten Wert legten, hiermit sofort einverstanden; nur beanspruchten sie für sich die allgemeine Leitung der Außen- und Innenpolitik und verlangten, daß in der Zusammensetzung der Regierung das tatsächliche Stärkeverhältnis der sozialistischen Parteien in den Räteorganisationen zum Ausdruck kommen sollte. Dies Verlangen war um so berechtigter, als das Kräfteverhältnis in den Räteorganen durchaus demjenigen unter der Bevölkerung entsprach, was unter anderem die kurz vor der Oktoberumwälzung erfolgten Stadtverordnetenwahlen bewiesen hatten.

Welche Aufnahme fand nun dieser Vorschlag der Bolschewiki?

Die betreffenden Parteien erklärten, sich nur dann an der Regierung beteiligen zu wollen, wenn den Bolschewiki nicht mehr als ein Drittel der Sitze gewährt würde. Zudem erhoben sie die Forderung, daß weder Lenin noch Trotski der Regierung angehören dürften. Da die Bolschewiki keine Veranlassung hatten, Harikiri zu üben, lehnten sie das Ansinnen ab — was ihnen von den antibolschewistischen sozialistischen Parteien und der Intelligenz durch eine nahezu drei Monate dauernde Sabotage vergolten wurde. So mußten denn die Bolschewiki, wollten sie sich nicht einfach dem Verlangen beugen, die Verwaltungsposten mit direkt von der Werkbank herangeholten Arbeitern besetzen; und es muß gesagt werden,

daß diese im ganzen die übernommenen Verpflichtungen gewissenhaft nach bestem Können ausgeführt haben. Daß in einzelnen Fällen bei der Auswahl dieser Arbeiter Mißgriffe vorkamen und daß manche ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren oder sich Übergriffe gestatteten, ist zuzugeben. Die Hauptschuld traf aber diejenigen, die in einem so ernsten, verantwortungsvollen Augenblick die angebotene Mitarbeit schmöde verweigerten.

Die wenigen in den Räteorganen noch vorhandenen Sozialisten-Revolutionäre und Menschewiki beschränkten sich auf eine unfruchtbare Kritik an allen von den Bolschewiki getroffenen oder geplanten Maßnahmen. Und während die Bolschewiki unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen sozialistische Arbeit zu verrichten suchten und auch verrichteten, standen die übrigen sozialistischen Parteien meist mit verschränkten Armen daneben und suchten, wo sie konnten, die Bemühungen der Bolschewiki zu durchkreuzen. Daß die Arbeitermassen in dieser Haltung der Sozialisten-Revolutionäre und Menschewiki einen Verrat an ihrer Sache, an der Revolution erblickten, ist begreiflich. Sie verließen daher diese Parteien, die dadurch immer mehr zu Vertretern des mit den Bolschewiki naturgemäß unzufriedenen, äußerst buntstreckigen und zahlreichen russischen Kleinbürgertums wurden.

Marxistische Kommunisten und Anarchisten.

Bereits in den sechziger und siebziger Jahren wurden Sozialismus und Kommunismus nahezu identifiziert. Wohl suchte man mitunter zu unterscheiden zwischen dem Sozialismus, der die Vergesellschaftung und planmäßige Regelung der Produktionsmittel erstrebt, und dem Kommunismus, der auch den Konsum erfaßt, aber es galt als selbstverständlich, daß der Sozialist eigentlich auch Kommunist sei. In einem Schreiben von Engels an Sorge aus dem Jahre 1874 heißt es: »Ich glaube, die nächste Internationale wird — nachdem Marx' Schrift einige Jahre gewirkt — direkt kommunistisch sein und geradezu unsere Prinzipien aufpflanzen.« Je mehr sich nun die sozialdemokratische Partei den Gegenwartsforderungen zuwendete (Erfurter Programm), um so mehr gerieten die kommunistischen Ziele in Vergessenheit, und heute bezeichnen manche Sozialisten die kommunistischen Bestrebungen der Bolschewiki als Anarchismus.

Noch lange nachdem die kommunistische Bewegung eingesetzt hatte, war von kommunistischen Anarchisten keine Rede. Proudhon und Bakunin waren nichts weniger als Kommunisten. Nach Proudhon ist eine kommunistische Gesellschaft überhaupt keine Gesellschaft, sondern eine Herde. Bakunin war leidenschaftlicher Gegner des Kommunismus und lehnte die Beseitigung der bürgerlichen Gesellschaft durch die Machtergreifung des Proletariats, die Diktatur des Proletariats grundsätzlich ab. Die Bezeichnung Kommunisten taucht bei ihnen erst später auf, nach dem Zerfall der anarchistischen Internationale, die bis 1878 bestand. Auf zwei Kongressen, 1879 und 1880, wurde unter Beteiligung Kropotkins das Programm des anarchistischen Kommunismus endgültig formuliert; aber erst dreiunddreißig Jahre nach Erscheinen des »Kommunistischen Manifests« haben sich die »staatsfeindlichen Sozialisten«, wie sich die Anarchisten nennen, die Bezeichnung Kommunisten beigelegt. Mitunter bezeichnet man die Sozialisten und Kommunisten als Anhänger des Staates im Gegensatz zu den staatsfeindlichen Anarchisten. Gerade innerhalb der deutschen Sozialdemokratie spielt der

»Volksstaat« eine große Rolle, und auch die deutsch-österreichischen Parteigenossen haben sich wiederholt als die eigentlichen Träger des Staatsgedankens bezeichnet.

Die Bolschewiki erblicken übereinstimmend mit Marx und Engels im Staat eine Organisation der herrschenden Klasse, eine Herrschaftsorganisation. Im März 1875 schrieb Engels an Bebel in einer Kritik des Gothaer Programmentwurfs: »Man sollte das ganze Gerede vom Staat fallen lassen, besonders seit der Kommune, die schon kein Staat im eigentlichen Sinne mehr war.« Und im »Anti-Dühring« führte Engels aus, daß die Revolution des Proletariats den bürgerlichen Staat als Staat aufhebt und die Überreste proletarischer Staatlichkeit nach und nach absterben. Bolschewiki und Anarchisten halten beide die Beseitigung des Staates für eine unausbleibliche Folge der proletarischen Revolution; aber während die Anarchisten ihn sofort beseitigt wissen wollen, glauben die Bolschewiki, daß er nur allmählich durch eine andere Verwaltungsorganisation ersetzt werden kann, und halten, um diesen Zweck zu erreichen, eine zeitweilige Diktatur des Proletariats für erforderlich.

Die kommunistische Ordnung ist also *statisch*. Der Unterschied zwischen Marxisten und anarchistischen Kommunisten liegt in einer anderen Richtung. Die einen erstreben, wie N. Bucharin in der Zeitschrift »Kommunist« treffend ausführte, eine zentralisierte Großproduktion, die anderen eine dezentralisierte Kleinproduktion. Die Bolschewiki erstreben die Zentralisation der planmäßig organisierten Großindustrie im Gegensatz zu den Anarchisten, die kleine Wirtschaftskommunen einrichten wollen.

Ein weiterer Unterschied zwischen Bolschewiki und Anarchisten ergibt sich bei der Frage der

Diktatur des Proletariats.

Die heftigsten Angriffe werden gegen die Bolschewiki wegen ihrer Auffassung einer Diktatur des Proletariats gerichtet. Man sucht es so darzustellen, als seien sie, zur Macht gelangt, auf den Gedanken gekommen, sich durch brutale Gewalt zu halten. Die Parteigenossen außerhalb Rußlands mögen eine solche Darstellung in gutem Glauben hinnehmen, die russischen Parteigenossen, die diese Behauptung aufstellen, tun dies wider besseres Wissen, denn es ist ihnen genau bekannt, daß Lenin wiederholt, unter anderem auch in seiner vor der Oktoberrevolution verfaßten Streifschrift,¹ über die Diktatur des Proletariats ausführlich dargelegt hat, was er heute mit der ihm eigenen Energie durchzuführen sucht. Man kann die Richtigkeit seines Standpunktes bestreiten, aber weder darf man ihn als unmarristisch bezeichnen noch auch als bloße Sucht nach persönlicher Macht.

Zwischen der kapitalistischen und künftigen Ordnung liegt ein Zwischenzustand, eine Periode von Klassenkämpfen. Mit der politischen Revolution ist die Bourgeoisie noch nicht besiegt. Die Durchführung der sozialistischen Ordnung erfordert einen langen Kampf. Hierzu ist eine Organisation nötig. Eine solche *interimistische* Organisation ist der proletarische Staat, die zeitweilige Diktatur der Arbeiter. Wie jede Macht, so ist auch die proletarische eine Organisation der Gewalt. Auch der proletarische Staat ist eine Herrschaftsorganisation. Engels schrieb 1873 in einer Polemik gegen die Proudhonisten: »Eine Revolution ist gewiß die autori-

¹ Gossudarstwo i Revoluzija (Staat und Revolution). Petersburg 1918.

tärste Sache, die es gibt, ein Akt, durch den ein Teil der Bevölkerung seinen Willen dem anderen Teil durch Flinten, Bajonette und Kanonen, alles das sehr autoritäre Mittel, aufzwingt. Und die Partei, die gesiegt hat, muß ihre Herrschaft durch den Schrecken, den ihre Waffen den Reaktionsären einflößen, behaupten. Und hätte sich die Pariser Kommune nicht der Autorität eines bewaffneten Volkes gegen die Bourgeoisie bedient, hätte sie sich länger als einen Tag behauptet? Können wir sie nicht umgekehrt tadeln, daß sie sich zu wenig dieser Autorität bedient habe?»

Und in dem vorerwähnten Schreiben an Bebel heißt es: »... Da nun der Staat doch nur eine vorübergehende Einrichtung ist, deren man sich im Kampfe, in der Revolution bedient, um seine Gegner gewaltsam niederzuhalten, so ist es purer Unsinn, vom freien Volksstaat zu sprechen; solange das Proletariat den Staat noch gebraucht, gebraucht es ihn nicht im Interesse der Freiheit, sondern der Niederhaltung seiner Gegner, und sobald von Freiheit die Rede sein kann, hört der Staat als solcher auf, zu bestehen.«

Wo aber Gewalt angewendet wird, gibt es keine Freiheit, keine Demokratie.

Es ist geradezu verwunderlich, daß Sozialdemokraten, die jahrzehntelang über die proletarische Revolution geschrieben und geredet haben, in dem Moment, wo sie sie erleben, ihrer Auswirkung so wenig Verständnis entgegenbringen. Revolution und Gegenrevolution sind Gewaltthandlungen, die nichts mit Demokratie zu tun haben. Weshalb haben denn dieselben Sozialisten die Februarrevolution so stürmisch begrüßt? Wäre es da von ihrem Standpunkt aus nicht richtiger gewesen, die Revolutionäre zu beschwören, von einer Revolution Abstand zu nehmen oder sie einfach durch eine Abstimmung auf Grund des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts durchzuführen?

Wo der Klassenkampf zum Bürgerkrieg führt, kommt es auf die planmäßige Niederzwingung der bisher herrschenden Klassen an. Die Bourgeoisie verschwindet nicht, nachdem sie die politische Macht verloren hat. Auch das Proletariat bleibt nach dem Siege Proletariat, aber es wird nun zur herrschenden Klasse. Das Proletariat muß notwendig so lange an der Macht bleiben, bis es die anderen Klassen sich gleichgemacht hat. Erst dann kann die Auflösung der staatlichen Organisation durch das Proletariat beginnen. Für die Anarchisten dagegen ist jede Macht unannehmbar, also auch eine Macht der Arbeiter, die die Bourgeoisie niederhält. Eins von beiden. Entweder muß das Proletariat darauf bedacht sein, die Bourgeoisie zu stürzen und sich gegen ihre internationalen Bundesbrüder zu verteidigen, oder nicht. Bejaht man das, so muß das Proletariat als organisierte Macht vorgehen. Eine solche ist die Diktatur des Proletariats. Die Anarchisten, die diese Diktatur bekämpfen, desorganisieren die Kräfte des Proletariats und stützen, objektiv gesprochen, die Bourgeoisie. Ihr Standpunkt ist gegeben durch ihre prinzipielle Abneigung gegen alle organisierten Massenaktionen. Der konsequente Anarchist ist daher auch ein Gegner der Räteorgane. Der Anarchismus ist nicht die Ideologie der Massen, sondern der Deklassierten, des Lumpenproletariats, das sich von jeder produktiven Arbeit losgelöst hat.

Die Bolschewiki und die Demokratie.

Natürlich haben es die Bolschewiki gründlich mit den außerrussischen Parteigenossen verdorben, die die in den sogenannten demokratisch regierten Ländern des Westens herrschende »Freiheit und Demokratie« erstreben. Den Bolschewiki erscheint diese »Demokratie« nicht als lohnendes Ziel für Sozialisten, und man kann einigermaßen gespannt sein, wie die von der englischen Regierung in Rußland angezettelte Verschwörung — die aufgefundenen Dokumente sollen demnächst der Öffentlichkeit bekanntgegeben werden — von jenen Sozialisten, die ganz im Banne des englischen Liberalismus und des bürgerlichen Radikalismus stehen, »beschnigt« werden wird. Die Bolschewiki halten nicht viel von der demokratischen Republik, in der der Reichtum indirekt, aber um so sicherer seine Macht ausübt, sei es durch Beamtenkorruption oder durch einen Bund von Regierung und Börse. Man darf nie vergessen, daß die Demokratie auch in der demokratischen Republik eine Demokratie der Minderheit, der besitzenden Klassen bleibt. Unverständlich ist, daß Sozialdemokraten die Diktatur des Proletariats mit der Begründung ablehnen, diese wäre unvereinbar mit der demokratischen Forderung des allgemeinen, gleichen und geheimen Stimmrechts. Es ist bezeichnend, daß dieser Einwand vornehmlich von einer Seite erhoben wird, die früher nicht müde wurde, vor einer Überschätzung des Parlamentarismus zu warnen. Eine solche Forderung, die in einer nichtrevolutionären Periode sicherlich zeitgemäß und notwendig ist, wird in revolutionären Zeitläuften zu einer Frage von sekundärer Bedeutung. Die Bolschewiki sehen eben mit Engels im Staate eine Repressionsgewalt, die notwendig so lange bestehen muß, als die Klassengegensätze bestehen. Auch wenn das als herrschende Klasse organisierte Proletariat an die Spitze des Staates tritt, hört der Staat nicht auf, eine Repressionsgewalt zu sein. Erst mit Beseitigung der Klassengegensätze wird diese Repressionsgewalt allmählich überflüssig, und der Staat beginnt abzustarben. Das zur Macht gelangte Proletariat kann gar nicht anders, wenn es sich an der Macht behaupten will, als von dieser Repressionsgewalt so lange Gebrauch zu machen, bis der Zweck, die Beseitigung der Klassen, erreicht ist.

Es empört das »demokratische Gerechtigkeitsgefühl« der weitesten Kreise, daß heute in Rußland gewissermaßen das Unterste zu oberst gekehrt ist. Während früher der Adel und die Bourgeoisie in jeder Hinsicht eine privilegierte Stellung einnahmen, haben die Bolschewiki beispielsweise bei Verteilung der rationierten Lebensmittel die Bevölkerung in vier Klassen geteilt, wobei die größten Rationen den Arbeitern und Bauern, die kleinsten den Rentiers zugewiesen werden. Das mag auf den ersten Blick sehr hart und ungerecht erscheinen, ist aber bei näherer Betrachtung eine durchaus verständliche und vernünftige Maßnahme. Wenn man bedenkt, daß die vom Staate ersetzten Lebensmittel äußerst knapp sind und auf der anderen Seite in Rußland auch heute noch für Geld alles zu haben ist, daß es dort ferner unter den heutigen Verhältnissen noch viel schwieriger ist, dem Schleichhandel beizukommen, als anderswo, so ist es nur natürlich, daß man diejenigen, die es sich leisten können, sich ruhig auf dem Wege des Schleichhandels ernähren läßt und die rationierten Lebensmittel vornehmlich für jene reserviert, die nicht in der Lage sind, phantastische Preise zu zahlen, die alles in den Schatten stellen, was außerhalb Rußlands für Lebensmittel gezahlt wird.

Mir sind Fälle bekannt, wo wohlhabende Leute monatlich allein für Lebensmittel 6000 bis 8000 Rubel ausgeben. Daß der russische Arbeiter und Bauer auch trotz des gestiegenen Lohnes nicht imstande ist, so ungeheure Gelder aufzubringen, versteht sich von selbst.

Tatsächlich bezeugt das Gerede von der Unvereinbarkeit der bolschewistischen Diktatur des Proletariats mit der Demokratie nur, wie sehr selbst sogenannte Marxisten unter dem Einfluß radikal-liberaler Anschauungen stehen und wie wenig sie die Marxsche Klassenkampf-, noch die Marxsche Staatstheorie begriffen haben.

Umfang und Entlohnung der Frauenarbeit.

Von Friedrich Kleeis.

Auf allen Stufen der Menschheitsentwicklung war die Mitarbeit der Frau unentbehrlich. Sie hat immer dazu beigetragen, durch ihre Tätigkeit die Bedürfnisse der Familie oder eines weiteren Personenkreises zu befriedigen. Die Formen, in denen diese Beschäftigung geschah, entsprachen dem jeweiligen Stande der Wirtschaftskultur. Das Mittelalter fand die Frau helfend an der Seite des Mannes im Handwerk oder im bäuerlichen Anwesen. Unser Zeitalter der maschinellen und arbeitsteiligen Gütererzeugung verlegte den Arbeitsplatz der Frau aus dem eigenen Haus und Hof in die Fabrik und den Gutsbezirk. Ein Schritt, der für die Entwicklung der Frauenarbeit von entscheidender Bedeutung war: durch ihn wurde die Mitbeteiligung der Frau zur Frauenerwerbsarbeit. Die Frau fand ihren Platz in der kapitalistischen Gütererzeugung, die nur volle und ganze Arbeitskräfte kennt. Diese Umwälzung ging, wie für die Arbeiterschaft überhaupt, so namentlich für die Frau nicht ohne mancherlei Störungen vonstatten. Die durch die technische Entwicklung geschaffenen Riesenbetriebe, die in ihren weitgeöffneten Türen große Massen von Frauen aufnahmen, suchten in übertriebenem Umfang die Arbeitskraft der Frau auszubeuten. Wir besitzen manche Schilderungen über diese Vorgänge aus den Anfängen der kapitalistischen Wirtschaftsweise. Man war gezwungen, durch Schutzgesetze die größten Auswüchse zu bekämpfen.

Der Eintritt der Frau in die einzelnen Zweige der Erwerbsarbeit vollzog sich nicht gleichmäßig. Zunächst wurde sie fast ausschließlich als »ungernehte« Arbeiterin beschäftigt, namentlich in der Textilindustrie und in den verwandten Erwerbszweigen; blieb doch die berufsmäßige Beschäftigung der Frau meist nur ein Durchgangsstadium. Sie dauerte in der Regel so lange, bis sie einen eigenen Hausstand gründen konnte. Aber auch hier trat nach und nach eine Wandlung ein: die zunehmenden Schwierigkeiten der Eheschließung, die fortschreitende Auflösung der Hauswirtschaft, namentlich in der Großstadt, trieb mehr und mehr die Frau auch in die sogenannten »gelernten« Berufe, die eine Lebensaufgabe und Lebensstellung ermöglichen. Allerdings versuchten die männlichen Angehörigen dieser Berufszweige Widerstand zu leisten, weil sie sich in ihren Erwerbsverhältnissen bedroht fühlten. Bezeichnend ist zum Beispiel der Beschluß des Erfurter Gewerkschaftskongresses von 1872, in dem es heißt, daß »gegen alle Frauenarbeit in den Fabriken und Werkstätten zu wirken und dieselbe abzuschaffen zu suchen« ist.

Diese Abwehr der »gelernten« Arbeiter ist zu verstehen, sobald wir bedenken, welche einschneidenden Umwälzungen durch den massenhaften Eintritt der Frau in manchen Berufszweigen vor sich gingen; war doch die Frau gewohnheitsgemäß genügsamer, hatte sie doch auch meist keine Familienangehörigen zu erhalten. Aber einen nachhaltigen Erfolg hatten die Bestrebungen auf Zurückdrängung der Frau nicht und konnten sie nicht haben, da die Frauenerwerbsarbeit zur Notwendigkeit geworden war. Diese Einsicht brach sich in den Arbeiterkreisen selbst

bald Bahn. Dazu kam der Kampf der bürgerlichen Frauenbewegung zur Erschließung der geistigen Berufe für das weibliche Geschlecht. Damit erlangte das Problem der Frauenarbeit auch für bürgerliche Kreise Bedeutung.

Der Krieg, der nicht nur eine beschleunigte Fortsetzung der seitherigen politischen, sondern auch der wirtschaftlichen Neigungen »nur mit anderen Mitteln« brachte, vermehrte die Frauenarbeit bis zu einer vorher nie gekannten Ausdehnung. Für die Millionen zum Heeresdienst eingezogener männlicher Arbeitskräfte mußte Ersatz geschaffen werden, um die durch die Kriegsführung gesteigerten materiellen Bedürfnisse befriedigen zu können. Wurde vorher das Eindringen der Frau in die verschiedensten Berufe durch das weibliche Geschlecht selbst aus Gründen ihres Daseinskampfes und von den Unternehmern wegen der Billigkeit dieser Arbeitskräfte gefördert, so trat nun noch die allgemeine volkswirtschaftliche Notwendigkeit hinzu, die sozusagen zur staatlichen Anerkennung der wirtschaftlichen Gleichberechtigung der Frau führte. Die Folge war, daß der Frau weitere Beschäftigungsarten geöffnet wurden, die ihr vordem verschlossen waren. Der Krieg brachte gewissermaßen die bisherige Entwicklung zu freihausmäßiger Reife; denn es darf nicht verschwiegen werden, daß die Not oder das Pflichtbewußtsein die Frau oft zur Übernahme von Arbeiten bewog, die ihre körperlichen Kräfte weit übertrafen. Es kann nicht außer Betracht bleiben, daß die Frau zu allen, auch den »schweren« Arbeiten nur dann fähig ist, falls diese ihr durch technische und maschinelle Einrichtungen »leicht« genug gemacht werden. Wenn einzelne Frauen, ohne Schaden zu leiden, schwere Männerarbeit verrichten können, so sind das nur Ausnahmen.

Die vorhandenen statistischen Nachweise über den Umfang der Frauenerwerbsarbeit sind spärlich oder lückenhaft. Nach den bisherigen drei Betriebs- und Gewerbezahlungen des Deutschen Reiches vermehrten sich die in gewerblichen Betrieben beschäftigten weiblichen Personen von 1 509 167 im Jahre 1882 auf 2 339 325 im Jahre 1895 und 3 529 531 im Jahre 1907. Eine stärkere Zunahme als bei den männlichen Personen, die sich nur von 5 831 622 auf 7 929 944 und 10 906 391 vermehrten. Von der Gesamtsumme des Jahres 1907 entfallen 1 300 508 Frauen auf Handel und Verkehr einschließlich der Gast- und Schankwirtschaft, 528 235 auf die Textilindustrie, 19 067 auf Musik, Theater, Schaustellungen usw.

Für die Folgezeit ist man leider nur auf zu anderen Zwecken aufgenommene Hilfsstatistiken oder Teilzahlungen angewiesen. Die am häufigsten gebrauchte Nachweisung ist hier die über die Mitgliederbewegung der Krankenkassen, wie sie auf Grund der Berichte der größeren Kassen im »Reichsarbeitsblatt« regelmäßig veröffentlicht wird. Nach diesen verminderte sich zunächst die Zahl der versicherungspflichtigen weiblichen Mitglieder von 3 404 474 am 1. Juli 1914 auf 2 300 000 am 1. Oktober 1914. Sie erhöhte sich aber dann bis auf 3 636 371 am 1. Juli 1915, 4 200 720 am 1. Juli 1916, 4 269 656 am 1. Juli 1917 und 4 637 263 am 1. Juli 1918. Das plötzliche und starke Sinken nach Kriegsausbruch ist auf die in jener Zeit herrschende Arbeitslosigkeit, zum Teil auch auf eine geringere Zahl berichtender Kassen zurückzuführen. Im weiteren Verlauf des Krieges nahm die Zahl der beschäftigten Frauen stark zu; sie stieg binnen Jahresfrist bis zum Juli 1916 um nahezu 600 000. Im dritten Kriegsjahr scheint das Bedürfnis nach weiblicher Hilfskraft zeitweilig etwas nachgelassen zu haben, denn die Zunahme war nur noch eine geringe. Im vierten Kriegsjahr trat jedoch wieder eine erhebliche Vermehrung ein.

Ein besseres Bild geben die vom »Reichsarbeitsblatt« veröffentlichten »Mehrziffern« über die Mitgliederbewegung der Krankenkassen. Setzt man die Zahl der am 1. Juni 1914 vorhandenen männlichen Krankenkassenmitglieder mit 100 ein, so sank diese Ziffer auf 63,7 am 1. Juni 1916 und 62,0 am 1. Juni 1918. Dagegen stieg die ebenfalls auf 100 am 1. Juni 1914 festgesetzte Ziffer weiblicher Mitglieder auf 103,3 am 1. Juni 1916 und 117,4 am 1. Juni 1918.

Ein anschauliches Bild über die Zunahme der Frauenarbeit liefern ferner die Berichte der Gewerbeaufsicht, die allerdings nur für Preußen, und auch hier nur in verkürzter Form veröffentlicht worden sind. Nach diesen Angaben vermehrte sich in Preußen die Zahl der in Fabriken und diesen gleichgestellten Anlagen beschäftigten Arbeiterinnen über 16 Jahre von 393 817 im Jahre 1900 auf 687 734 im Jahre 1913 und 1 240 593 im Jahre 1917. Mehr als eine Verdreifachung in dem kurzen Zeitraum von etwa 18 Jahren. Die Zahl der beschäftigten weiblichen Personen unter 16 Jahren stieg in den gleichen Zeiten von 49 824 auf 89 349 und 101 997. Zu den Berufszweigen, in denen sich während des Krieges die Zahl der erwachsenen Arbeiterinnen ganz besonders vermehrte, gehört der Bergbau. Sie erhöhte sich in diesem von 1296 im Jahre 1913 auf 11 191 im Jahre 1917. Fast eine Verzehnfachung. In der Metallverarbeitung vermehrte sie sich von 38 836 auf 157 417; in der chemischen Industrie von 16 187 auf 141 177; in der Industrie der Maschinen und Instrumente von 53 744 auf 340 770 usw. Unter den einzelnen Bezirken ragt besonders Berlin hervor, wo im Jahre 1917 rund 225 000 Arbeiterinnen in den bezeichneten Fabriken beschäftigt wurden. Es folgt dann der Bezirk Düsseldorf mit 205 000, Potsdam mit 150 000 usw.

Wertvolles Material über die Beschäftigung der Frauen in den höheren Berufen bietet noch die Angestelltenversicherung, die alle im Handelsgewerbe, im Versicherungswesen, im Bureau- und sonstigen Verwaltungsdienst beschäftigten Personen umfaßt. Die rund zwei Millionen Versicherten bestehen zu etwa einem Drittel aus weiblichen Personen. Der Anteil des weiblichen Geschlechts am Neuzugang stieg von 40,7 Prozent im ersten Viertelsjahr 1915 auf 56,8 im vierten Viertelsjahr 1916. Im Jahre 1916 wurden 90 643 männliche und 119 420 weibliche Personen neu aufgenommen. Schließlich ist noch erwähnenswert, daß nach einer Mitteilung des preussischen Ministers der öffentlichen Arbeiten die Zahl der bei den preussischen Eisenbahnen beschäftigten weiblichen Personen auf 45 000 Ende 1916 angewachsen ist. Dazu kommen noch unzählige im Postdienst, bei Straßenbahnen usw. beschäftigte Frauen.

Die wichtigste Frage bezüglich der Frauenerwerbsarbeit ist die der Entlohnung. Hier scheiden sich nicht nur die Interessen der Unternehmer und der Arbeiter, sondern auch die Anschauungen des weiblichen und männlichen Geschlechts. Den Unternehmern ist eine starke Vermehrung des Angebots von Arbeitskräften durchaus willkommen; sie begrüßen deshalb auch im allgemeinen die Vermehrung der Frauenarbeit. Aber gerade deshalb befürchten die männlichen Arbeiter durch die Ausdehnung der Frauenarbeit eine Benachteiligung ihrer Stellung. Wo die Männer gegen die Ausdehnung der Frauenarbeit gewesen sind, geschah dies meist, weil sie den Lohndruck fürchteten. Solche Beeinflussung der Lohnverhältnisse durch die Frauen ist am gefährlichsten bei den berufsmäßig ausgebildeten, besser qualifizierten Arbeitskräften. Deshalb gerade die energische Abwehr der Frauenarbeit in den Angestelltenkreisen.

Die geringere Entlohnung der Frauenarbeit hat verschiedene Ursachen. Zunächst ist sie zum guten Teil auf Überlieferung und Gewohnheit zurückzuführen. Schon die kleinbürgerliche Gesellschaftsperiode betrachtete die Frauenarbeit mit Veringschätzung und zwang sie in die Enge des Hauses. Die Umwandlung unserer Gütererzeugung in eine groÑkapitalistische hat diese Voreingenommenheit nicht zerstört.

Dazu kommt, daß wenigstens bisher ein großer Teil der Frauen selbst die erwerbsmäßige Beschäftigung als Durchgangsstadium oder Nebenerwerb betrachtete. Deshalb dringen viele Frauen selbst nicht auf eine Entschädigung, die jener der Männer entspricht. Es fehlt noch die Einsicht, daß es sich oft um einen Lebensberuf handelt. Nur allmählich hat sich durch die Gewerkschafts- und Frauenbewegung die Frauenberufsarbeit ein Ansehen verschafft, das bei der Entlohnung derart in Geltung tritt, so daß sich diese der Bezahlung der Männer annäherte.

Auch über die Lohnverhältnisse der Frauenarbeit besitzen wir nur mangelhafte Statistiken. Vor dem Kriege verhielt sich das Verhältnis der Frauen- zu den Männerlöhnen wie 1 zu 2. Während des Krieges hat sich dieses Verhältnis erheblich zugunsten der Frauen verschoben, wenn auch nicht in dem Maße, daß ein Ausgleich eingetreten wäre. Daran war nicht nur das ständige starke Angebot von Frauenarbeit während fast der ganzen Dauer des Krieges, sondern auch der Mangel an organisatorischen Lohnbewegungen der Frauen schuld. Bemerkenswert ist eine Erhebung des Kaiserlichen Statistischen Amtes über die Entwicklung der durchschnittlichen Tagesverdienste der erwachsenen männlichen und weiblichen Arbeiter verschiedener Industriegruppen. Die Ergebnisse stützen sich allerdings nur auf 374 brauchbare Fragebogen, die überdies vorzugsweise von Unternehmern aus der Rüstungsindustrie stammen. Das Statistische Amt will mehr als eine Verdopplung der Löhne im September 1917 gegenüber denen im März 1914 gefunden haben. Setzt man den Durchschnittstagesverdienst der männlichen und weiblichen Arbeiter im März 1914 gleich 100, so stieg er bis zum September 1917 bei ersteren auf 209, bei letzteren auf 212. Bei weitem am stärksten sei die Zunahme vom September 1916 bis zum März 1917, nämlich um 20,3 Prozent, gewesen. Diese Erscheinung dürfte auf das Inkrafttreten des Hilfsdienstgesetzes und die gerade damals starke Anspannung der Rüstungsindustrie zurückzuführen sein. Der Durchschnittstagesverdienst der erwachsenen männlichen Arbeiter soll von 5,16 Mark im März 1914 auf 10,79 Mark im September 1917, der erwachsenen weiblichen von 2,29 Mark auf 4,87 Mark gestiegen sein. Aber die Entwicklung der Löhne in den einzelnen Gewerbebezügen werden folgende Angaben gemacht: Der durchschnittliche Tagelohn einer Arbeiterin stieg vom März 1914 bis zum September 1917 in der Maschinenindustrie von 2,28 auf 4,88 Mark, in der elektrischen Industrie von 2,75 auf 6,18 Mark, in der Eisenindustrie von 2,06 auf 5,67 Mark, in der chemischen Industrie von 2,36 auf 5,18 Mark, in der Papierindustrie von 2,15 auf 4,09 Mark, in der Industrie der Holz- und Schnitzstoffe von 1,99 auf 3,81 Mark, im Nahrungs- und Genussmittelgewerbe von 2,10 auf 3,72 Mark, in der Leder- und Gummiindustrie von 2,80 auf 4,15 Mark usw.

Ausdrücklich bemerkt sei, daß derartige erhebliche Lohnerhöhungen von keiner anderen Statistik bestätigt werden. Nach den Lohnnachweisungen der gewerblichen Berufsgenossenschaften erhöhte sich der Gesamtdurchschnitt eines Vollarbeiters (300 Arbeitstage) überhaupt von 1215,36 Mark im Jahre 1913 auf 1401 Mark im Jahre 1916. Nach den Einzelberichten der Berufsgenossenschaften trat zwar im Jahre 1917 eine weitere Steigerung ein, aber nicht in einem Maße, wie das Statistische Amt angibt.

Eine umfassende Lohnstatistik hat der Deutsche Metallarbeiterverband nach dem Stande von Ende 1917 aufgenommen. Sie schließt auch rund eine Viertelmillion Arbeiterinnen ein. Von diesen hatten 9,2 Prozent einen Wochenverdienst bis zu 20 Mark, 30,8 Prozent einen solchen von 20 bis 30 Mark, 30,9 Prozent von 30 bis 40 Mark, 26,8 Prozent von 40 bis 50 Mark und 2,3 Prozent über 50 Mark. Auch der Verband der Bäcker, Konditoren und verwandter Arbeiter hat eine Lohnstatistik aufgenommen, nach der der Lohn der in den Zuckerwaren- und ähnlichen Fabriken beschäftigten erwachsenen Arbeiterinnen von durchschnittlich 11,47 Mark im Jahre 1912 auf 20,10 Mark im Jahre 1917, also um 75 Prozent gestiegen ist. Der Lohn der Männer stieg um 52 Prozent. Ähnliche Erhebungen mit ähnlichen Ergebnissen sind von vielen anderen Berufsverbänden aufgenommen worden.

Nach den statistischen Angaben der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte betrug Ende 1916 bei dem Bestand aller Versicherten das Durchschnittsgehalt bei den männlichen 2748 Mark, bei den weiblichen 1389 Mark pro Jahr. Bei dem Neuzugang stellte es sich auf 1550 bzw. 829 Mark. Auch bei dem Zugang trat eine stete Steigerung des Durchschnittsgehalts ein. Jedenfalls ist

bei den Privatangestellten der Unterschied in der Entlohnung der beiden Geschlechter weit größer als bei den sonstigen gewerblichen Arbeitern. Ein Urteil darüber, ob und inwieweit sich durch diese Lohnaufbesserungen die wirtschaftliche Lage der Arbeiterschaft, insbesondere der Arbeiterinnen, gehoben hat, wäre nur möglich im Zusammenhang und Vergleich mit der Verteuerung der Kosten der Lebenshaltung. Daß eine solche Untersuchung ein recht ungünstiges Ergebnis für die Arbeiterschaft haben würde, also die Lohnrerhöhung mit der Verteuerung nicht gleichen Schritt gehalten hat, ist ganz zweifellos.

Alle Ziffern beweisen, daß die Frau auch während des Krieges schlechter entlohnt wird als der Mann. Eine »wissenschaftliche« Begründung hierfür wurde vom Syndikus der Berliner Metallindustriellen versucht. Nach ihm ist bei der Frauenarbeit, weil sie an fachlicher und gelernter Geschicklichkeit hinter der gelernten Männerarbeit, namentlich an der Maschine, zurücksteht, ein höherer Aufwand an maschinellen und allgemeinen Betriebskosten für den Unternehmer nötig, für den er sich durch geringere Frauenlöhne schadlos halten muß. Diese Gründe dürften nur teilweise zutreffen; im allgemeinen besitzt die Frau die gleiche Geschicklichkeit. Bei gleicher Übung bringt sie es auch im ganzen zu gleichen Leistungen. Leider ist für absehbare Zeiten kaum damit zu rechnen, daß die starken Lohnunterschiede aufgehoben werden. Haben es doch die Frauen in bezug auf den organisierten Kampf um höhere Löhne nicht verstanden, ihren — »Mann« zu stellen. An den gewerkschaftlichen Organisationen sind sie bislang nur schwach beteiligt. Im Jahre 1913 befanden sich unter den 2 525 042 Mitgliedern der freien Gewerkschaften 228 265 weibliche. Ihre Zahl sank bis auf 174 981 im Jahre 1915. Warum? Daß die Zahl der männlichen von 2 296 777 auf 819 872 zurückging, ist durch die Einberufungen zum Heeresdienst erklärlich. Weßhalb kehrten aber in so großer Zahl die Frauen den Gewerkschaften den Rücken? Bis zum Jahre 1917 hob sich dann zwar wieder die Zahl der organisierten Frauen auf 332 832, doch gehört noch immer nur der kleinste Teil der Arbeiterinnen und weiblichen Angestellten den Gewerkschaften an. Da ihre Zahl heute im Erwerbsleben der der Männer überlegen ist, hätte etwa eine Verdreifachung der weiblichen Mitglieder eintreten müssen. Eigentlich mußte ihre Zahl heute größer sein als die der Männer.

Die neue Jugend im Drama.

Von Georg Beyer.

Die Neutöner, Expressionisten, Geistigen, Aktivisten, die um 1890 geboren wurden und das Gefühl gegen die Gewaltherrschaft des Verstandes aufriefen, begannen mit der Lyrik. Sie fühlten sich über alles erhaben, worum die vorangegangene Generation heiß gestritten hatte, über alle die realistischen Errungenschaften, die in der Fieberhitze des entfesselten Kapitalismus die Welt der Wirklichkeit als einzigen Quell der Erlösung erscheinen ließen. Sie sahen sich enttäuscht, da die Übermacht der »Kultur« den Menschen nicht segnete, sondern zum Spielball des Weltmechanismus machte. Da riefen sie das menschliche Herz an, flüchteten im Geiste zu sich selber und erhofften nun die bewußte geistige Freiheit, in der die Seele und nichts als die Seele »wählender Wille« ist. Für die Kunst folgte aus dieser Gesinnung, daß sie nicht die Erscheinung der Welt darstellen sollte, sondern umgekehrt das, was der Geist in ihr erlebte und von ihr forderte. Der 1914 gefallene Stadler rief: »Mensch, werde wesentlich!«, Franz Werfel kam als »Weltfreund« und lyrischer Gotteskämpfer für alles Fleischliche und alle Materie, Theodor Däubler hob im »Nordlicht« die Dichtung aus der Sprache, die nicht mehr allein Kleid sein dürfe, und Georg Heym, der vor sieben Jahren Ertrunkene, dichtete seine gewaltige Kriegsvision, die keiner der späteren Dichter des wirklichen Krieges erreichte:

Auf den Bergen hebt er schon zu tanzen an,
 Und er schreit: Ihr Krieger alle, auf und an!
 Und es schallet, wenn das schwarze Haupt er schwenkt,
 Drum von tausend Schädeln laute Kette hängt.

Die inbrünstigen Propheten des menschlichen Herzens als Kosmos aller Dinge brauchten zunächst die Formlosigkeit der Lyrik, um sich zu äußern. Hier war es am einfachsten, die Überlieferung zu sprengen; alle geistigen und rhythmischen Ekstasen, alle Blüten neuer Sprachschöpfungen flohen zum Gedicht, denn es war reich und biegsam, eine ewig aufnahmebereite Schale für alle Klagetränen und Jubelzähren. Als diese Jugend in den Krieg hineinwuchs und ihn bald verneinte, sein Leid hinaus-schrie und die Weltseele gegen ihn aufrief, handhabte sie nur Manifeste der Dichtung, des Zwiespalts und des Erlösungsdranges voll:

Warum hast du mich mit diesem Feind erschaffen,
 Mein Vater, warum mich zu dieser Zweifelt gemacht?
 Befreie mich, reinige mich, mein Vater, töte diesen
 Feind, töte mich, ertränke diesen Mich! (Werfel.)

Epiker kamen hinzu. Der ältere Heinrich Mann stellte sich als Führer vor das junge Geschlecht, aber mehr ein Aufrufender («Euer Volk liebend, könnt ihr die Menschheit nicht hassen. Seinem eigenen Volke in wahrer Liebe zugeneigt ist nur der Mensch, der zwischen den Völkern von Güte weiß») denn ein Schaffender. Bei ihm und bei dem kräftigen Nachfahren Kasimir Edschmidt galt all der neue Ethos weniger als die Entdeckung jungen Kunstglanzes hinter dem Worte, das bisher der leuchtenden, vielfältigen Welt nicht nahe genug gekommen war.

Da bemächtigte sich die Jugend des Drama's. Diese Kunstform war immer höchster Ausdruck der Weltanschauung, eine Kanzel für neue Erfüllungen. Das antike Drama war der getreue Spiegel seiner Zeit: es hängt in allem mit der damaligen Lebensauffassung untrennbar zusammen. Schillers Drama: Räuber des deutschen Idealismus; das realistische Drama wiederum einer neuen Wende, die dann im naturalistischen Drama den künstlerischen Gipfelpunkt fand. Wieder wandelt sich die Welt. Sind die jüngsten Dramatiker schon Anfang, Tat? Ahnen wir mit, wollen wir mit in die neue Gesellschaft, indem wir ihre Prophetie vernehmen? Starke Talente werden von inbrünstiger Schaffensgier getrieben: »Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.« Wir haben zu fragen, ob das Ja fortzeugender Kräfte zu uns strömt.

Inmer war im Anfang: zerbröckelt die alten Tafeln! Die neue Jugend verneint alle dramatischen Geseze; noch ist ihr Stil Stilauflösung und Stilchaotik. Sie zerschmettert die Pfeiler der Akte, beginnt mit dem Dache und verzichtet auf die Grundmauer, setzt die »Reinigung« voraus oder nimmt sie vorweg; läßt Menschen zu Symbolen erstarrten, Gegenwärtskreaturen jenseitssprache reden. Sie versagt sich die bildende Handlung, alle Begründung durch Psychologie, die die höchste Weihe des naturalistischen Dramas war; Ort und Zeit, kausal bedingte Menschenschicksale zerfließen in einer dichterischen Traumwelt, aus der sie hin und wieder als bloße Werkzeuge des poetischen Ingeniums hergeholt werden. Indessen wollen diese Gestalten, so sagt einer der Ausdeuter der neuen Jugend, Rudolf Kasper, alles andere sein als blutleere Träger von Ideen: »sie demonstrieren nicht kalt und überlegt, sondern durch ihr glühendes Leben; sie sind Typen, Körperlichkeit nicht aus Zufall, sondern nach dem Gebot der Idee. Ihre Individualität kommt logisch nach ihrer Typik. So erscheinen sie fast als Marionetten, da sie alle von der Leidenschaft des Dichters durchströmt sind. Sie sind die Individuationen seines Gefühls und dürfen nicht selbstherrlich agieren.«

Dieses dichterische Gefühl stellt die dramatischen Gestalten auch jenseits aller Soziologie, will sie von der Erdgebundenheit des menschlichen Gegenübers und

Gegeneinanders befreien, die ihre Geschöpfe im ewig vorbestimmten, liebeleeren Wirbel dreht. Sie sollen dafür werden: Boten einer ethischen Kraft, einer Weltanschauung, und Aufgaben der Idee und des Ideals lösen, nicht zufällig hingeworfene Alltagsrätsel! Es soll sich handeln um die »letzten Entscheidungen« — zwei besonders beliebte Worte —, die in den Bezirken des Geistes jenseits der realen und niedrigen Konflikte, aber auch jenseits der Kunst ausgesprochen werden.

Aber auch jenseits der Kunst! Man tut, wie man zu ihr auch steht, der neuen Dramatik unrecht, wenn man ihr vorwirft, sie suche die Kunst um der Kunst willen, sie befinde nicht die Wahrheit, sondern nur ihr ästhetisches Abbild, als getreue Vollenderin der Neuromantik. Sie glaubt vielmehr, den »Kampf mit dem Engel« für das kommende Sein des Menschentums erst künstlerisch bewältigen zu müssen; ihr Schaffen sei nicht Ziel, sondern Weg. Sie will tätig und wirksam sein mit dem, womit sie ein Genies beschenkt, um die Welt anzufeuern, die rostige Kette des Gleichmuts abzuwerfen. Ihre Tragödie will fordern, entscheiden, verwirklichen. Gibt das Drama auch nur Reflexe eines subjektiven Ich, so will doch dieses Ich kosmische Weltseele sein, worin sich eine neue Gemeinschaft erfüllen soll.

Man begreift, daß solch ein Ringen zur Auseinandersetzung zwingt. Will der Dichter kein artistischer Weltfremdling sein, gilt sein Werk zuletzt dem vom Geiste der Zukunftsliebe geadelten prallen Leben, dann wäre die Tragödie nicht mehr schöngeistige Zerstreuung für arbeitsfreie Abende, tröstendes Moralpflasterchen für den Tagesbedarf: »so ist die Welt«, keine Experimentierangelegenheit für Charakterpsychologie, sondern eine wegbahnende Verheißung. Daß wir bisher dergleichen nichts hatten, zeigte der Krieg. Vor der blutigen Erschütterung sank sofort die deutsche Bühne in ein Nichts zurück, da sie nichts besaß, was uns in dieser Stunde ein geistiger Stützpunkt sein konnte; es gab kein künstlerisches Echo. Mitten aus dieser Welt der Seelennot, die sich im Meere des Hasses qualvoll abzappelt, lockt uns nun diese Jugend auf eine Insel, wo wir mit ihr Steine zum Neubau suchen sollen. Und mag man bekriffeln, belächeln, vor dem brandenden Überschwang faßungslos sein: wen es im tiefsten Herzen zur ewig erneuernden Jugend drängt, der rudere mit!

Walter Hasenclever schrieb den »Sohn« als Zweilundzwanzigjähriger, vor dem Kriege. Umwelt ist nicht das Schlachtfeld, sondern die symbolisch ausgeweltete Pennälerstube. Vater und Sohn, Alter und Jugend, das Überlieferte und das werdende explodieren aufeinander; ein weltbejahendes »In tyrannos« im Feuermantel. Das Pathos jungschillerisch übersteigert, der Konflikt nicht gelöst, sondern gewaltsam abgerissen durch den väterlichen Schlagfluß; wer will, wird nur Überschwang als den geistigen Ausdruck der gehemmten Sexualkrise sehen. Es ist die öffentliche Preisgabe eines Fiebers, das der heutige Hasenclever nicht mehr ausbrechen läßt, aber wesentlich ist, daß hier schon die Absage an ein bestimmtes Wirklichkeitszerleben durchgeführt wurde. Der Sohn, der Vater, der Hauslehrer, der Freund, das Fräulein sind Symbolgestalten; zwischendurch zucken satirische Blicke. Ganz anders die mächtige »Antigone«-Bearbeitung. Der antike Stoff wurde im Formalen übernommen, aber mit einem neuen Inhalt beschenkt. Antigone ist Trägerin der befruchtenden Güte gegen die Brutalität des Machtgedankens:

Volk, du schreist und reißt die Augen auf.
Was soll der Popanz Ruhm und Herrlichkeit?
Weil einer satt ist, müssen alle hungern?
Weil einer lebt, muß alles in den Staub?

Während Hasenclevers »Antigone« nur in der Idee den neuen Geist atmet und die überlieferte dramatische Form im ganzen beibehält, brechen in Reinhard Goering's »Seeschlacht« alle Stützen und Säulen des Dramas krachend zusammen. Sieben Matrosen sind auf das todbringende Sinken des Kriegsschiffs konzentriert. Ein Hölle- und Opferlied, in dem vom Sterben gezeichnete Menschen

ihr Innerstes entblößen; diese Werkzeuge ihrer Werkzeuge bäumen sich vergeblich gegen die Zwangswelt auf als einst Menschen gegen die Naturgewalten. Auch im Meuterer erstickt schließlich das Licht der Freiheit:

Die Schlacht geht weiter, hörst du?
 Mach' deine Augen noch nicht zu.
 Ich habe gut geschossen, wie?
 Ich hätte auch gut gemeutert, wie?
 Aber Schießen lag uns wohl näher, wie?
 Muß uns wohl nähergelegen haben?

Dieser herbe Gesang (»Keiner weiß anderes mehr, keiner kann anderes mehr, als Töten und Sterben«) ist ganz zum Ideentreich erstarrt; die Handlung ist nur Eisgebilde der Reflexion, deren Verkünder priesterlich-maskenhaft in knappen Rhythmen reden. Aber schon beim Lesen quillt aus dem beherrschten Wort die graufige Weihe des Todes, der alle gefesselten Arbeitsmenschen umlauert, im Raume des Kriegsschiffs wie im Bergwerk und in der Munitionsfabrik.

Eine »Selbstüberwindung des Militarismus« hat man Friß v. Unruh's Kriegstragödie »Ein Geschlecht« genannt. Den Dichter hat das Kriegserlebnis aufgepeitscht; in der Bekennterschaft gegen die Gewalttat türmt er zyklopisch Gestalten gegeneinander, aus deren Qual sich der Zukunftsglaube als Gewinn für die Ewigkeit erhebt. Dann naht die Stunde, wo der Krieger in die Welt ruft:

Herunter mit dem roten Tuch der Schrecken!
 Ich geb' es hin! Die Sonne mög' es bleichen.

Wilder und mannigfaltiger als bei Goering rauschen Visionen vorbei, Ekstasen und Psalmen, abstrakte, materienlose Wesen, gebändigt durch künstlerischen Sprachausdruck.

Wie ein kühler Platoniker steht der vierzigjährige Georg Kaiser unter der dramatischen Jugend. Ein Mann des klaren, gesammelten Geistes, der sehr überlegt schafft und nichts Dionysisches mehr aufsprudeln läßt. Bunt ist seine Arbeit; neben satirischen Schöpfungen, die von Weltkenntnis strotzen und einen überkommenen Stoff wüthig umstülpen (das Tristan-Drama »König Hahnrei«, die Judith-Verwandlung »Die jüdische Witwe«, »Europa«, worin Zeus als sanfter Tänzer verschmährt wird, um als robuster Stier die Jungfrau zu bezwingen), steht die lineare Bühnenballade von den »Bürgern von Calais«, die sich für die Erhaltung ihres Hafens hinopfern wollen: »Euer größtes Werk wird eure tiefste Pflicht.« Kaiser macht aus der geschichtlichen Rettung der Stadt die Rettung eines menschlich-kulturellen Einheitsbewußtseins noch über dem Staate, des dauernden Friedens Vorbild, in einer Stilsprache, deren Sätze die Idee immer aufs neue belichten. Später schrieb er die »Koralle«, eine Tragödie der menschlichen Glückssehnsucht; in »Von morgens bis Mitternacht« weicht ein pfahlbürgerlicher Bankkassier, verlockt von den Seldensjupons einer Kundin, jäh defraudierend vom Tugendpfad ab, bis er nach der Durchzählung des Weltwirbels vor den letzten Erschütterungen und Enttäuschungen zusammenbricht: »Mit keinem Geld aus allen Bankkassen der Welt kann man sich irgendwas von Wert kaufen. Das Geld verschlechtert den Wert.... Das Geld ist der armseligste Schwindel unter allem Betrug!« Kaisers Reichtum an Gestaltungsmitteln, bald sophistisch-dialektisch, bald wagemutig jenseits aller logischen Zusammenhänge des Alltags, hat den starken Atem für die große Satire und die höchste pathetische Dramatik.

Neben diesen Typen der dramatischen Jugend blüht und grünt es von anderen Hoffnungen: Johst, Kornfeld, Kosska, Sebrecht, Pulver, Brod. Jenseits der Reihe steht der eiskalte, ethoslose Sternheim, wohl aber gehört zu ihr der tote Reinhard Johannes Sorge, dessen »Bettler« die Wirklichkeit bereits ins Wespenstich-Schematische visionärer Traumgesichte auflöste. Überall glüht das

heraklitische Feuer. Ist es schon so rein und klar, daß es alles das, was wir besaßen, überleuchtet? Kann uns das Neue nur aus der schonungslosen Zerstörung des Alten erwachsen, oder gilt auch hier eine Synthese, die uns mit dem höheren Werte beschenkt?

Es wäre, was den Kreis der Gedankenwelt der Jungen betrifft, ungeheuer leicht, nachzuweisen, daß sie gar nicht so von Originalität strotzt, wie sie vorgibt. Nießsches »Geistigkeit« war ihr Nährvater, auch Goethes Pantheismus, der von Kunstwerk sagte, es könne nur »unter dem Beistand des Herzens« vom Kopfe begriffen werden, und dann nicht wenig die Bibel. Ganze Sätze des Alten Testaments rauschen im Modernsten nach! Die Ideologien von Güte und Recht sind ewig; nur ihre Wandlung im Kunstwerk verändert sich. Die neue Wandlung will nun allein vom »Geiste« ausgehen. Aber es ist das Schicksal der Kunst, einen Januskopf zu tragen, und die beiden Gesichter heißen: *Nachahmung* und *Ausdruck*. Die Trennung der beiden Begriffe, um die zuletzt der ganze Streit der neuen mit der alten Kunst geht, ist nur in einer himmelblauen Theorie möglich, denn jedes wahre Kunstwerk ist immer beides zugleich. Nie hat es einen künstlerischen Impressionismus gegeben, der nur Nachahmung war; nie kann auch ein Expressionismus überdauern, der die Idee von der Welt der sinnlichen Anschauung ganz isoliert. Das ist der große Zwiespalt der Jugend! Ihr droht die Gefahr, daß sie über dem »Ausdruck« vergißt, daß er dramatisch nur lebendig wird, wenn er mit Menschengestaltung vereinigt ist. Bringt sie nur eine abstrakte, wissenschaftliche, philosophische Begriffs- und Ideenwelt zur Welt, drängt sie Szenen als bloße Erscheinungen aneinander, ohne sie zu verknüpfen, stellt sie den Monolog über das frische Wechselspiel eines ringenden Gegeneinanders der dramatischen Figuren, wie wir dies alles bei einer Reihe der Jungen finden, dann bedeutet das: der künstlerischen Schöpfung die theatrale Sendung rauben. Solche Werke werden Gedankendichtungen, die nur verkünden, nie gestalten, mag die Hauptfigur des glühenden Dichter-Ich's, das von den anderen Figuren gewöhnlich nur bestrahlt wird, ohne Kämpfe mit ihnen zu führen, sich noch so sehr als Zentralsonne gebärden. Dann droht es, daß die Symbolik in die unkünstlerische Allegorie hineingleitet, in die abstrakte Attrappe der kategorischen Begriffe, die die Idee entwerfen. Das muß die dramatische Jugend noch werden: Bildner des Zweikampfes der Schicksale im reichbewegten, wechselnden, handelnden menschlichen Sein, woraus Typus und Symbolik, von des Genius heiliger Welle getragen, uns von selbst bezwingen. Weht das Menschlich-Besondere, aber läßt uns daraus das Himmlisch-Allgemeine hören, läßt es hören, urweltlicher und zukunftsgläubiger als bisher!

Daß sich die Werden und Ringen einmal so durchläutern, kann nicht zweifelhaft sein. Sie haben den Glauben der großen Lebensbejahung, das »Dennoch!«, woran sich Kunst entzündet. Sie beugen sich nicht der überkommenen Umwelt des Gehelassens. Sie wollen helfen, eine neue zu errichten, mit der die wahre Geschichte der menschlichen Gesellschaft erst beginnen soll. Schon verfügt die Idee über neue, erschütternde, aufbauende Sprachgewalten; schon jauchzt es uns aus Wortbild und Rhythmik zu! Der Sozialismus mühte nicht die Blinkfeuer seiner Zukunft sehen, wollte er sich gegen den Ansturm der Jugend hinter jenen Beharrungsdrang verkriechen, für den eine künstlerische Bewegung im luftleeren Raume vor sich geht. Der »Mann aus dem Volke« in Hasenclevers »Antigone« steht überall auf der Jinne und hört die bekennenden Worte:

Kommt alle!

Ihr werdet schaffen. Ihr werdet leben.

Brot und Früchte für jedermann.

Blut ist geflossen.

Der Krieg versinkt.

Völker reichen sich die Hände.

Literarische Rundschau.

Professor Dr. Paul Arndt, *Alte und neue Faserstoffe*. Mit 20 farbigen Tafeln. Berlin 1918, Verlag Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). Preis 1,50 Mark.

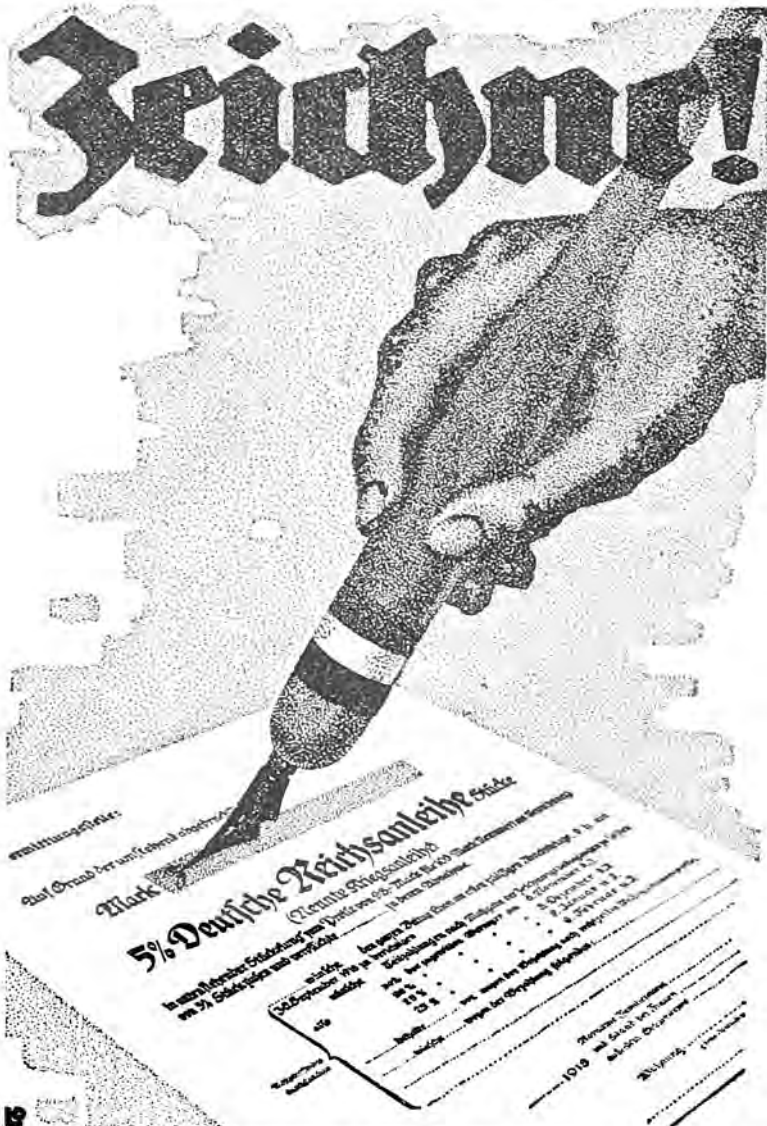
Auf der Faserstoffausstellung in Düsseldorf hingen an den Wänden eines Nebenraumes eine Reihe von Tafeln, auf denen der Leiter der Ausstellung, Professor Dr. Paul Arndt, in graphischer Darstellung die wichtigsten Daten der Statistik der Textilindustrie aufgezeichnet hatte. Das große Publikum ging an diesen Schaubildern ziemlich achlos vorüber. Das Interesse nahmen vorwiegend jene Abteilungen in Anspruch, in denen mehr oder weniger fragwürdige textile Ersatzmaterialien und Fabrikate zu sehen waren. Und doch hätten diese Schaubilder eine größere Aufmerksamkeit verdient; denn sie enthielten das wichtigste Zahlenmaterial, das zur Beurteilung der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Textilindustrie auf dem Weltmarkt notwendig ist, noch dazu in graphischer Darstellung, die immer bei geschickter und sachgemäßer Ausarbeitung plastisch und anschaulich die Dinge dem Verständnis nahebringt. Auf Anregung aus Fachkreisen ist nun das Material in einer kleinen anspruchlosen Broschüre herausgekommen. Es sind 20 Tabellen in Buntdruck. Sie enthalten: Die Weltproduktion an Textilrohstoffen 1913, Anteil der einzelnen Länder, Abhängigkeit der deutschen Textilindustrie vom Ausland vor dem Kriege, Erzeugung von Spinnstoffen in Deutschland, Einfuhr und Ausfuhr Deutschlands nach Mengen und Werten, Die Baumwollspinnereien und Webereien der Welt im Vergleich zu Deutschland, Die Verteilung der Arbeiterschaft und der Betriebsgruppen innerhalb der deutschen Bundesstaaten — und zum Schluß: Die Londoner Jahresdurchschnittspreise für Textilstoffe 1896 bis 1917. Die Zahlen sind aus amtlichen Quellen zusammengestellt, außerdem ist die Arbeit von Kertész (Die Textilindustrie sämtlicher Staaten, Entwicklung, Erzeugung, Absatzverhältnisse) benutzt worden. Zu jeder Tabelle hat der Herausgeber eine Erläuterung geschrieben.

Die Textilindustrie ist jetzt schon als Wirtschaftsgebiet ein Sorgenkind. Gerade hier hat der Krieg mit rauher Hand eingegriffen. Hunderttausende von Arbeitskräften wurden direkt und indirekt in Mitleidenschaft gezogen, als durch das Fehlen von Rohmaterial die Betriebe stillgelegt bzw. umgeschaltet werden mußten, und es ist eine Frage, die selbst die Fachleute verschieden beantworten, ob die Ersatzstoffe uns für jetzt und für die nächste Zukunft nennenswert helfen können. Gerade die deutsche Textilindustrie mit ihrer Abhängigkeit von dem Getriebe des Weltmarktes wird schwierige Probleme der Übergangswirtschaft nach dem Kriege stellen. Hier treten die bedeutungsvollen Konsequenzen eines späteren Wirtschaftskrieges in Erscheinung, und da für alle Wirtschaftsprobleme zunächst das statistische Zustandsbild als Grundlage der Betrachtungen genommen werden muß, dürfte die vorliegende Materialsammlung auch in unseren Kreisen Interesse finden. R. W o l f t.

Hans Pflug, *Eines Lebens Sprache*. Gedichte. Bayreuth, Verlag der Bayreuther Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. Preis 50 Pfennig.

In diesem schmalen Büchlein sind Erstlingsgedichte gesammelt. Ihre Auswahl hätte wesentlich sorgfältiger vorgenommen werden können. Der Gesamteindruck hätte von einer peinlicheren Sichtung sicherlich Vorteil gehabt. Dennoch aber erscheint es nicht angebracht, an diesen Strophen eines feldgrauen Dichters achlos vorüberzugehen. Unverkennbar steckt ein starkes Talent in ihnen, das namentlich in der »Weltkrieg«-Übertiteln Liebergruppe fesselnd zum Ausdruck kommt. Dabei sind diese Kriegsgedichte alles andere, nur keine klirrenden Kampflieder. Eine weiche Verträumtheit schwingt in ihnen, ein Zurückerinnern an die glücklichen Tage des Friedens. In oft wundervoll zarter Weise ist das Landschaftliche in ihnen gezeichnet (»Herbstliche Gräber«, »Ritt im Winter«, »Reiter«). Oder es sind Interieurmalereien: ein Kaffeehaus (»Altes Lied«), ein freundliches Wohnzimmer

(»Laute Klänge«) usw. Diese Gedichte sind von einer außerordentlichen Formschönheit und von einem weichen, einprägsamen Nachklingen, wie es jeder guten Lyrik eigen zu sein pflegt. Nicht ganz durchgereift sind die Lieder der Gruppe »Liebe und Sehnsucht«. In der stimmungsvollen Naturmalerei liegt die Hauptstärke des Dichters. Hier kommt ihm seine leichtfließende Sprache, seine rhythmische Begabung, sein Beherrschen der Form sehr zustatten. Eine große Sehnsucht nach Ruhe und Frieden geistert durch alle Strophen. Die Gedichte, die zum Teil erstmalig in Arbeiterblättern abgedruckt worden sind, verdienen entschieden Beachtung. L. L.



Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Allee-Strasse 15.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 2

Ausgegeben am 11. Oktober 1918

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Das Bayernwerk und sein Zusammenhang mit dem Walchenseewerk.

Von E. Auer (München).

Bayern sei ... in der mifflichen Lage, keine Steinkohle zu besitzen. ... Wollte man in Bayern die Industrie fördern — und das sei eine der vordringlichsten Aufgaben —, so müsse man alles tun, um die vorhandenen Wasserkräfte auszunutzen. ... So sehr bei der Ausnutzung der Wasserkräfte Vorsicht am Platze sei, dürfe man auf der anderen Seite die Nugbarmachung dieser Kraft nicht ad calendas graecas (auf den St. Nimmerleinstag) verschieben. ... Wenn Bayern die einzige Gelegenheit, wirtschaftlich vorwärts zu kommen, versäume und die Wasserkräfte nicht ausnute, werde es weiter zurückgedrängt werden. — Das Risiko sei für den Staat nicht allzu groß. ... Aus diesem Grunde sage er: endlich einmal vorwärts, nicht immer wieder kleinerer Bedenken halber zurückbleiben.

Diese Sätze sprach nach dem Protokoll des Reichsratsausschusses vom 12. August 1912 Prinz Ludwig, der heutige König von Bayern. Am 21. Juni 1918 faßte die Kammer der Abgeordneten und am 27. Juli 1918 die Kammer der Reichsräte einstimmig den Beschluß, daß der bayerische Staat sich an dem »Bayernwerk, Gesellschaft mit beschränkter Haftung« mit 5 400 000 Mark beteiligen soll.

Mit diesem Beschluß ist endlich die Bahn frei für die rationelle Ausnutzung der bayerischen Wasserkräfte, vor allem der des Walchensees, der in Deutschland das größte für diese Zwecke geeignete natürliche Wasserbecken ist. Und damit ist endlich eine Frage zum Abschluß gekommen, die in Bayern seit mehr als einem Jahrzehnt fortgesetzt zu den lebhaftesten Auseinandersetzungen und den heftigsten Parteikämpfen Anlaß gegeben hat. Es darf ohne Überhebung behauptet werden, daß die Sozialdemokratie hierbei stets die Führung hatte und daß sie es war, die verhinderte, daß die Frage einschliefe. Wohl noch selten ist so drastisch wie in dieser Angelegenheit zum Ausdruck gekommen, wie ein dem Privatkapital ergebener Bureaukrat, selbst gegen den Träger des »Herrscherwillens«, um mit Herrn v. Hertling zu reden, Landesinteressen zu schädigen vermag, wenn er als Minister damit rechnen kann, daß eine Parlamentsmehrheit aus kleinlicher Parteispekulation für ihn durch dick und dünn geht.

Schon seit 1904 war der Walchenseeausbau die Hoffnung des ganzen Landes. Im Herbst 1907 hatte der Bayerische Landtag die Stellen im bayerischen Oberland besichtigt, wo die elektrischen Kraftanlagen gebaut werden sollten. In eingehenden Beratungen des Parlaments mit der Regierung wurden dann die Grundlinien für den Ausbau der Wasserkräfte, die Ver-

wertung der damit erzeugten elektrischen Kraft und die Elektrifizierung bestimmter bayerischer Eisenbahnstrecken festgelegt. Plötzlich wurde am 5. Februar 1912 die Regierung gestürzt und das Ministerium Hertling geboren. Die vorige Regierung wurde »gegangen« — wegen ihrer »staatssozialistischen« Neigungen. Darunter verstand man nicht so sehr ihre angebliche Liebhaberei für die Sozialdemokratie — der rote Schrecken wurde nur aufgeboten, um ängstliche Prinzessinnen zu politisieren —, als eben jene staatlichen Elektrizitätspläne, die dem Raubzug des Privatkapitals eine unüberwindliche Schranke zu setzen drohten.

Der neue Verkehrsminister Herr v. Seidlein begann seine Tätigkeit zunächst einigermaßen schüchtern. Er versicherte, daß er so rasch wie möglich das Walchenseewerk ausbauen wolle. Er und die Seinen arbeiteten fieberhaft — aber — nun kam die Rechnung, wie viele Jahre noch mindestens für die Vor- und Vorvorarbeiten, für die technischen Entwürfe und die wasserrechtlichen Auseinandersetzungen nötig sein würden. Auch die Elektrifizierung der Eisenbahnen wollte er, wenn auch mit all der durch die Unersprobtheit des elektrischen Betriebs bedingten Vorsicht, weiterführen.

Da der Herr Verkehrsminister, wohl zu seiner eigenen Überraschung, sah, daß man sich unter dem schützenden Rock des bayerischen Zentrums alles erlauben kann, wurde er bald kecker. Plötzlich erklärte er, die Elektrifizierung der Bahnen könne nicht fortgesetzt werden, da sie wirtschaftlich unrentabel und technisch fragwürdig sei — er habe also kein Interesse am Walchensee, und übrigens sei auch in der Industrie kein Elektrizitätsmangel zu bemerken. Schon vorher war in der Staatsmaschinerie für diese Fragen eine Zweiteilung vorgenommen. Die Elektrizitätsversorgung in Bayern wurde dem Ministerium des Innern zugeteilt, der Ausbau der staatlichen Wasserkrafts dem Verkehrsministerium. Damit war die Vermischung der Spuren zu den Ursachen der Hemmungen des Ausbaues erheblich erleichtert. Die Kompetenzbedenken waren ein ausgezeichnetes Deckmantel für das Nichtstun des Herrn v. Seidlein. Das ganze Elend dieser Zweiteilung zeigt ein »Bericht über den Stand der Elektrizitätsversorgung in Bayern am Ende des Jahres 1913«, der vom Ministerium des Innern herausgegeben wurde, durch folgende Stelle: »Über den Stand der staatlichen Wasserkrafts wird eine Denkschrift des K. Staatsministeriums für Verkehrsanstalten folgen.« Also, die amtliche Vertriebsstelle für elektrische Kraft wußte Ende 1913 nicht, ob und wann die krafterzeugende Stelle — der Verkehrsminister — etwas unternehmen werde, um wirklich die Kraftabgabe zu ermöglichen. Eine Denkschrift des Verkehrsministeriums vom Februar 1914 erbrachte nicht nur den amtlichen Nachweis, daß von dieser Stelle nichts geschehen war, um die Sache zu fördern, sondern machte auch den Vorschlag, den Ausbau des Walchenseewerkes dem Ministerium des Innern zu übertragen und die auf Eisenbahnanlehen genehmigten Kredite einzuziehen. Der Landtag hatte damals bereits für den Ausbau des Walchenseewerkes auf Eisenbahnanlehen eine erste Kreditrate von 6 Millionen genehmigt. Herr v. Seidlein versuchte also diesen Walchensee-Kredit aufzuheben und dadurch das vom Landtag beschlossene Werk allmählich aufzulösen. Diese Auflösung des Walchensee-Kredits war nicht etwa eine etats technische Schiebung; sie war der hinterlistige, wenn auch freilich durch die Aufmerksamkeit der Sozialdemokraten aufgedeckte Plan, unter Zustimmung des Landtags — in

Wirklichkeit der Zentrumsmehrheit — die für den Ausbau des Walchensees beschlossenen Millionen zu beseitigen, so daß für dieses Unternehmen plötzlich keine Mittel mehr zur Verfügung standen und der ausgeleerte Fonds erst wieder neu hätte bewilligt werden müssen. Dadurch wären mindestens erneut lange Vorberatungen notwendig geworden und somit Zeit zum weiteren Nichtstun in der Sache gewonnen gewesen; mittlerweile hätte dann das Privatkapital gehandelt — und der heilige Profit wäre ihm zum Schaden des Landes gesichert geblieben. Das war der Seidleinsche Weg, die staatliche Elektrizitätspolitik und die Beschlüsse des Landtags aufzureiben.

Die Sozialdemokraten setzten sich dagegen heftig zur Wehr. Auch in der Kammer der Reichsräte nahm am 18. Dezember 1913 der Reichsrat Dr. Oskar v. Miller scharf Stellung gegen diese Politik des Ministers v. Seidlein. Herr v. Seidlein suchte die Hiebe des Herrn v. Miller zu parieren, indem er die Verdächtigung aussprach, daß die interessanten Ausführungen des Herrn Reichsrats auf — Mitteilungen interessierter Industriekreise beruhten. Wenn auch Dr. v. Miller auf der Stelle klarstellte, daß seine Informationen nicht aus Interessentenkreisen, sondern aus seinen Erfahrungen stammten, und er auch die sonstigen Ausführungen des Herrn v. Seidlein als unrichtig nachwies, so blieb dieser doch »Sieger«, dank der Unterstützung der Interessenten für Dampfbetrieb auf den Eisenbahnen und der mit der A. E. G. versippten Reichsratsmillionäre. So wurde der Ausbau der bayerischen Wasserkraft verhindert in der Zeit vor dem Kriege; und die beinahe grenzenlose Energielosigkeit der Regierung ist die Ursache, warum der Ausbau des Walchenseewerkes nicht als kriegswichtiger Betrieb durchgesetzt wurde, obwohl der Bedarf an Aluminium, Stickstoffdünger, Spiritus, Ferro-silizium, Karborundum und ähnlichen Stoffen während der Kriegszeit ins Ungemessene stieg. Was dadurch an Kohlen und Petroleum hätte erspart werden können, ist nicht unschwer zu errechnen. Während Private während des Krieges Millionenbetriebe erbauen konnten, war die Regierung des zweitgrößten Bundesstaats im Reiche nicht imstande, die seit einem Jahrzehnt spruchreife Frage zum Abschluß und zur Ausführung zu bringen. Bayern ist dank dieses Unvermögens seiner Regierung enorm geschädigt worden. Die dadurch entgangenen direkten und indirekten Millioneneinnahmen sind dem Lande unwiederbringlich verloren, und auch die Wirtschaft des Reiches kam dadurch bedeutend zu Schaden.

Im Oktober 1915 trat der 1913 vom Minister v. Seidlein verdächtige Reichsrat Dr. Oskar v. Miller mit dem Gedanken hervor, die Verwerfung der elektrischen Kraft durch Gründung des Bayernwerkes herbeizuführen und so den Ausbau des Walchensees zu beschleunigen. Dr. v. Miller arbeitete das Projekt aus, führte mit den Beteiligten die Verhandlungen durch und wurde, als der Landtag 1918 das Projekt zur Beratung vorgelegt erhielt, für diese Verhandlungen zum Regierungskommissar ernannt, um sein Projekt vor der Volksvertretung, wenn nötig, verteidigen zu können. Herr v. Seidlein, zum Schaden des Landes immer noch Verkehrsminister, blieb diesen Verhandlungen fern. Dadurch ist nun diese für Bayern so wichtige Frage zum Abschluß gekommen, und zwar auf nachstehenden Grundlagen.

Das Walchenseekraftwerk wird vom Staate ausgebaut, bleibt Eigentum des Staates und wird vom Staate betrieben. Bei vollem Ausbau soll das Werk im Winter 76 300 000, im Sommer 73 200 000, somit also im

Jahre 149 500 000 Kilowattstunden in Form von Drehstrom produzieren.¹ Die Kosten sind für den ersten Ausbau einschließlich der zum Anschluß an das Bayernwerk dienenden Transformatorstation zu 20 Millionen Mark veranschlagt. Der Strompreis ist vorläufig so festgesetzt, daß das Anlagekapital zu 6 Prozent verzinst wird. Da das Walchenseewerk auch die Grundlage für eine künftige Elektrifizierung der südlichen bayerischen Bahnen bildet, ist für später eine wesentliche Erhöhung der Leistungsfähigkeit des Werkes beabsichtigt. An das Walchenseewerk wird sich zur Fortleitung der dort erzeugten elektrischen Kraft ein sich über das ganze rechtsrheinische Bayern ausdehnendes 100 000 - Volt - Leitungsnetz anschließen. Hierfür ist ein gesondertes Unternehmen, das »Bayernwerk«, gegründet worden.

Das Bayernwerk, eine gemischtwirtschaftliche Gesellschaft, hat die Aufgabe, durch ganz Bayern ein Hochspannungsnetz zu bauen. Die Leitung wird auf Masten verlegt und von Kochel nach München über Augsburg nach Nürnberg, von da nach Würzburg, Aschaffenburg, über Schweinfurt nach Bamberg, Bayreuth, Amberg, Regensburg, Landshut und zurück nach München führen. In dieses Netz sollen zunächst die Kraft des Walchensees, dann aber auch die Niederdruckwasserkraften an der Isar, am Inn, am Lech usw., ebenso die mit Braunkohlen arbeitenden Werke in Nordbayern ihren elektrischen Strom liefern. Die großen Städte München, Nürnberg, Augsburg usw. sowie die vorhandenen Überlandwerke werden dann die von ihnen benötigte elektrische Kraft aus dem Sammelbecken beziehen.

Was ist der Grund für dieses Zusammenziehen der Kraft und ihre Verteilung durch eine Stelle? Durch diese Zusammenziehung wird es möglich, daß die starke Walchenseekraft nach jedem Ort in Bayern geleitet werden kann. Dadurch wird die Möglichkeit geschaffen, daß mit dem vom Walchensee zum Kochelsee herabfallenden Wasser die elektrischen Betriebe in Nürnberg wie die Maschine des Handwerkers in Aschaffenburg, die Dreschmaschinen in Niederbayern wie die Pflüge in der Oberpfalz in Bewegung gesetzt werden können. Die Walchenseekraft ist nicht nur wichtig, weil sie mehr als 100 000 Pferdestärken — zum Preise von nur 200 Mark pro Pferdekraft — liefert, auch nicht nur deswegen, weil beim Walchensee nicht die Störungen durch Eisgang, Hochwasser, Trockenheit usw. in Betracht kommen, mit denen bei Niederdruckwerken gerechnet werden muß; das Wichtigste ist, daß die Kraft durch das große Becken des Walchensees — mit einer Oberfläche von 16,4 Quadratkilometer — in weitestgehendem Maße aufspeicherbar ist. Durch dieses große Becken wird es möglich, das Wasser im See zurückzuhalten, wenn weniger Kraft gebraucht wird, und es zu verwenden, wenn mehr Kraft für Beleuchtungszwecke benötigt wird. Mit dem Wasser der Schneeschmelze im Frühjahr kann der Walchensee aufgefüllt werden, um im Winter, wenn der meiste Bedarf an Kraft vorhanden ist und die Niederdruckanlagen am wenigsten zu liefern imstande sind, verbraucht zu werden. Der Walchensee ist also ein ausgezeichnete Ausgleicher für den

¹ Diese Strommenge ist jetzt schon vergeben, obwohl für das Werk noch kein Spatenstich gemacht ist. Ein Beweis, welcher Elektrizitätshunger vorhanden ist. Die Neuinvestitionen der elektro-chemischen Industrie betragen in Bayern in den letzten zwei Jahren über 50 Millionen Mark.

Spitzenbetrieb. Durch ihn wird es möglich, jedes Wasser auszunutzen und zur Kohlenersparung zu verwenden. Es wird berechnet, daß bei Durchführung des Projektes für Bayern eine Kohlenersparnis bis zu 8 Millionen Mark pro Jahr zu verzeichnen sein wird. Das Walchenseewerk, das Eigentum des Staates ist, ist also der Grundpfeiler des »Bayernwerkes«. Das letztere faßt aber zusammen und vermittelt die elektrische Kraft über das ganze Land. Was ist nun das »Bayernwerk«? Eine Gesellschaft mit 10 Millionen Mark Stammkapital. Davon übernimmt der bayerische Staat 5 100 000 Mark, die Gemeinden München, Nürnberg, Augsburg je 400 000 Mark. Dann nehmen die verschiedenen bereits vorhandenen Werke Stammanteile von 200 000 oder 400 000 Mark. Die über 10 Millionen Mark erforderlichen Mittel sollen durch Schuldaufnahmen beschafft werden. Die Ablösung des Unternehmens durch den Staat ist nach Ablauf von fünfzig Jahren vorgesehen. Die Übernahmbedingungen sowie die für die Allgemeinheit wichtigsten Grundlagen des Unternehmens sind durch Staatsvertrag dauernd festgelegt.

Die Betriebskosten des »Bayernwerkes« setzen sich zusammen aus den Ausgaben für Verzinsung, Tilgung, Abschreibung und Unterhaltung des Leitungsnetzes, Kosten für Verwaltung usw. Für Verzinsung, Tilgung, Abschreibung und Unterhaltung sind $6\frac{1}{2}$ Prozent der Anlagekosten vorgesehen. Einnahmen bezieht das »Bayernwerk« lediglich aus der Abgabe des elektrischen Stromes. Der Preis für den Strom ist durch einen Tarif festgelegt und so bemessen, daß das »Bayernwerk« bei einer Stromabgabe von jährlich 177,7 Millionen Kilowattstunden einen Überschuß von 330 000 Mark erzielt. Davon sollen die Stromlieferer sowie die Stromabnehmer je 25 Prozent erhalten, so daß dem »Bayernwerk« noch ein Betrag von 165 000 Mark übrigbleibt, der aber weniger Gewinn als Reserve für unvorhergesehene Ausgaben sein soll. Wenn die billige Walchenseekraft mit der kürzesten Leitung nach den bayerischen Industriegebieten geleitet würde, wäre das für den Staat finanziell das vorteilhafteste. Der Staat könnte sich dadurch erhebliche Einnahmen sichern, und in den Industriezentren würde die Ansiedlung der Industrie gefördert. Nach der vorgesehenen Regelung wird das mit Vorbedacht verhindert. Die billige Walchenseekraft wird auch keine wesentliche Ermäßigung des bisherigen Strompreises bringen, sie wird vielmehr dazu benutzt, die Elektrizität im ganzen Lande verteilen zu können zu einem Preise, der die Verwendung der Kraft in jedem Betrieb rentabel macht. Es sind also nicht engherzige, fiskalische, sondern äußerst wichtige kulturelle Gesichtspunkte maßgebend gewesen. Mit dieser Regelung ist Stadt und Land, der ganzen bayerischen Volkswirtschaft, gedient. Die Vorteile für das Land mit seinen zerstreuten Verbrauchsstellen sind natürlich viel größer. Trotzdem wurde diese Regelung von den Sozialdemokraten auf das eifrigste gefördert.

Um die Bedingungen für die Stromversorgung dauernd kontrollieren und sich ergebende Mißstände beseitigen zu können, unterliegen nicht nur die ersten Bedingungen für den Strombezug und die Stromlieferung, sondern auch alle späteren Ergänzungen und Änderungen dieser Bedingungen der Genehmigung des Staates. Der Staat hat auch den Betriebsleiter des »Bayernwerkes« zu bestimmen. Die staatliche Aufsicht ist nach jeder Richtung gewährleistet, privatrechtlicher Ausbeutung ist der Weg soweit

wie nur möglich verbaut. Spätestens sechs Monate nach Aufhebung des Kriegszustandes soll mit dem Bau, der heute trotz der Sicherungen eines großen Teiles der Rohprodukte 80 Prozent teurer zu stehen kommt wie vor dem Kriege, begonnen werden.

Im Hohlspiegel der anderen.¹

Von Edgar Steiger.

Wie mancher hat sich schon eine Tarnkappe gewünscht, um unsichtbar mit den anderen an einem Tische zu sitzen und mit eigenen Ohren zu hören, was sie über ihn sagen. Im Kriege, zumal in einem Kriege, da alle gegen einen stehen, kann man auf solche mythologische Bekleidungsstücke verzichten. Da hört man, man mag wollen oder nicht, die Wahrheit von allen Seiten — oder wenigstens das, was die anderen für Wahrheit halten oder für Wahrheit ausgeben. Freilich ist es mit dieser Wahrheit im Treppenhaus unserer Erdkugel genau so jämmerlich bestellt wie im Hausflur einer Großstadtkaserne, wenn zwei liebevolle Nachbarinnen die Köpfe zusammenstecken, um der dritten die Ehre abzuschneiden. Ein neutraler Pilatus, der das Gespräch belauscht, wird, wie vor zweitausend Jahren der römische Prokurator in Jerusalem, die Achsel zucken. »Was ist Wahrheit?« Diese verzweifelte Frage stempelt jede dieser Wahrheiten zur Lüge. Und wer seinen Ohren nicht traut, der braucht ja nur die Augen aufzusperrn, um diese Lügen mit kurzen und mit langen Beinen auf allen Straßen der Welt herumspazieren zu sehen. Kein Wunder. Wir Eingekreisten befinden uns in einem Spiegelkabinett. Von vorn und von hinten, von rechts und von links, von oben und von unten grinst uns, von Hunderten von kreisenden Hohlspiegeln zurückgestrahlt, in tausend Verzerrungen und Verunstaltungen unser eigenes Bild entgegen — als Mensch und Tier, als Spuk und Nachtmär, als mythologisches Ungeheuer und vorsintflutliche Landplage, als Verbrecher und Irrsinniger, als Abschäum der Menschheit und Verkörperung aller Gemeinheit und Niedertracht. Wer es noch nicht weiß, der hat jetzt die beste Gelegenheit, sich davon zu überzeugen. Denn Ferdinand Avenarius, der uns schon einmal unter dem Titel »Das Bild als Verleumder« eine Auswahl Karikaturen aus Feindesland vorgeführt hat, veröffentlicht eben einen neuen Band solcher Zerrbilder, den er bezeichnenderweise »Das Bild als Narr« überschreibt. Nicht etwa, um heute, da die ganze Welt in Blut schwimmt, zu weiterem Morden zu heizen und hüben und drüben die verwüstende Kriegsleidenschaft der Beleidigten und Beschimpften aufs neue aufzupeitschen; nein, um noch im letzten Augenblick, bevor es für immer zu spät ist, der an sich selber irregewordenen Menschheit ein Halt zuzurufen. »Wer meine literarische Tätigkeit während des Krieges kennt,« schreibt er im Vorwort, »der kann nicht bezweifeln, daß auch das 'Bild als Narr' nicht der Völkerverheugung, sondern der Verständigung zwischen den Völkern dienen will. Ich kämpfe hier für Gerechtigkeit gegen uns Deutsche, wie unter uns Deutschen für Gerechtigkeit gegen den Feind. Unmöglich, daß sich ein Friede der Gesinnung und damit die Vorbedingung einer glück-

¹ Das Bild als Narr. Die Karikatur in der Völkerverheugung. Was sie aussagt und was sie verrät. Von Ferd. Avenarius. Mit 338 Abbildungen. Herausgegeben vom Kunstwart im Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey in München.

licheren Zukunft herstellen und halten läßt, wenn das Verleumden und Verheßen ohne Verantwortlichkeitsgefühl in dieser Ungeheuerlichkeit verbleibt. Meine deutschen Leser ihrerseits bitte ich auch vor den Zeugnissen dieser Schrift vor allem um kaltes Blut. Wir sind die Sieger im Waffenkampf, in unseren Gauen steht kein Feind, wir sind auch keine heißköpfigen Romanen — wir hatten es immerhin leichter, besonnen zu bleiben, als zumal die Franzosen. Der würde sich gründlich irren, der meinte, nach diesen Handlungen gegen uns wären wir nun auch unsererseits zur 'Revanche' mit gleichen Mitteln berechtigt. Uns vor der Ansteckung zu bewahren, das ist diesem Geiste gegenüber eine sehr wesentliche Pflicht der deutschen Kulturpolitik. Oder wir kommen eben auch herunter.«

Das sind mannhafte Worte, die sich jeder Politiker, der heute mit einer Rede oder Schrift vor die Öffentlichkeit tritt, hinter die Ohren schreiben sollte. Wie es in den Wald schreit, so schreit es eben wieder heraus — das sollte auch kein Deutscher vergessen, der leichtfertig über Frankreich oder England aburteilt und dabei Clémenceau und Lloyd George mit dem französischen und dem englischen Volke verwechselt. Zwar sagt schon Horaz: »Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi«, auf deutsch: »Den Wahnsinn der Regierungen büßen die Völker«; aber ist etwa damit gesagt, daß jede Dummheit verewigt werden müsse und daß der Mensch nichts Gescheiteres zu tun habe, als des anderen Widerhall zu sein? Zumal wenn sich angesichts des europäischen Trümmersfeldes beide — allerdings spät genug — zu der Erkenntnis durchgerungen haben, daß das gegenseitige Totschlagen die Welt nicht erlösen kann, daß der Krieg vielmehr die Vernichtung aller Kultur bedeutet.

Aber wußte man das nicht schon vorher? Die beste Antwort auf diese Frage gibt eine Nummer des französischen Witzblatts »L'Assiette au beurre« (auf deutsch: »Butterteller«) vom 4. Juli 1911, die sich »Der Krieg« betitelt. Moenarius hat sie zu Beginn seines Buches vollständig abgedruckt. Wie man drüben vier Jahre, bevor er ausbrach, über den Krieg dachte, das verdient schon an und für sich verewigt zu werden. Es könnte so, wie es da steht, nach den furchtbaren Erfahrungen, die alle Völker in den letzten vier Jahren gemacht haben, die langgesuchte Brücke zur Verständigung bilden. Denn die einzige Lehre dieses Krieges, der eine hundertjährige Kulturarbeit Europas in vier Jahren vernichtet hat, wird die einstimmige Verurteilung des Krieges selbst sein und der feierliche Beschluß aller Kulturvölker, daß der Krieg aus der Welt geschafft werden muß, soll die Menschheit nicht wieder der töstlosesten Barbarei verfallen. Für den Völkerpsychologen ist es nun sehr lehrreich, zu beobachten, wie in Friedenszeiten jedes Volk Selbsterkenntnis genug hatte, um über sich selbst Gericht zu halten und die eigenen Volksgenossen, die den Krieg verherrlichten und zum Kriege schürten, an den Pranger zu stellen. Man denke nur an unseren »Simplicissimus«, der, solange er sich als unerschrockener Vorkämpfer für edlere Menschlichkeit, Volksfreiheit und Volksrechte gebärdete, die Säbeltrasser in Deutschland in Wort und Bild aufs ingrimmigste verhöhnte. Ein französisches Gegenstück zu dieser verneinenden und eben darum aufbauenden Tätigkeit des deutschen Witzblatts haben wir nun in der eben genannten Nummer der »Assiette au beurre« vor uns, in der Hermann Paul seinen Landsleuten ihr abschreckendes Ebenbild während des kommenden Krieges an die Wand

malt. Wohlgemerkt: es sind französische Gesichter, französische Uniformen und französische Helme, in denen alle Greuel und Scheußlichkeiten, die der Krieg mit sich bringen sollte, mit der berechtigten Übertreibung des Satirikers vorausgeahnt werden. Da sehen wir den Dragoner, aus dessen Satteltaschen neben einer geplünderten Uhr einige abgeschnittene Menschenköpfe hervorgucken; da hören wir, wie die Tochter der Mutter aus einem Feldbrief vorliest: »Er hat viere gekötet, hat Pelzwerk und Schmucksachen gestohlen, er bekommt das Kreuz«; da sehen wir unter dem Gesang der Marseillaise »Der Tag des Ruhms ist angebrochen« eine Horde siegestrunkener, beutebeladener Soldaten, die Frauen vergewaltigen; da beobachten wir die Hyänen des Schlachtfeldes, wie sie die Leichen der Gefallenen plündern; da wird uns im großen Format (ein halbes Meter hoch) ein vergewaltigtes Kind unter die Augen gehalten; da sagt angesichts des Schlachtfeldes ein Geistlicher zum anderen: »Wenn Christus das sähe, der würde ein Gesicht machen!« Da stammelt, wie erstarrt einen Leichenhaufen anstaunend, ein halbwüchsiger Junge: »Sieh da! lauter Papas!« Da wird uns mit ingrimmigem Hohn die Erschießung eines gefesselten Spions zweimal nebeneinander vorgeführt, das eine Mal, wo es sich um einen der eigenen Leute handelt, unter dem Titel »Verbrechen«, das andere Mal, wo der Betreffende ein Feind ist, unter dem Titel »Bestrafung!« Da hören wir zum Schluß eine Spießergesellschaft, wie sie an ihrem Stammtisch, weit hinter der Front, mit blöder Begeisterung das Lob des Krieges singt: »Euch ward das schönste, das beneidenswerteste Loß!«

So hallte es vor dem Kriege von jenseits der Vogesen her. Und vier Jahre später, als das Gespenst, das man an die Wand gemalt hatte, da war und, statt der Zeitungsmänner, die Kanonen redeten? Da zog man — auch das ist kennzeichnend für die Volksseele in allen Ländern — den Kriegsgreuelhelden der Karikatur einfach die vaterländischen Uniformen aus, steckte die Räuber, Mörder und Kindeschänder schnell in die Montur der feindlichen Heere und dichtete nun alles, was man in der Phantasie zur Abschreckung seinen lieben Landsleuten nachgesagt hatte, den verhassten Deutschen, den dreimal vermaledeiten »Boches« und »Prussiens« an. Denn sowie der Krieg einmal entbrannt war — auch das ist wieder menschlich —, schob jeder, welcher Nation er auch angehörte, hypnotisiert von den führenden Männern der Regierung, denen bei dieser furchtbaren Berufung auf die rohe Gewalt nichts anderes übrigblieb, als alle Volkskräfte zu einer geschlossenen Kriegssphalanx zusammenzuschließen, die Schuld an dem Ungeheuerlichen dem anderen zu, und die wenigen Wissenden, die angesichts der verwickelten kulturgeschichtlichen Zusammenhänge auf die kindliche Frage: »Wer ist schuld?« entweder keine Antwort wußten oder höchstens den für alle gültigen brahmanischen Spruch: »Das bist du!«, mußten jetzt, wo es für jedes Volk um Sein oder Nichtsein ging, die Offenbarung ihrer letzten Weisheit auf eine spätere Zeit verschieben. Bis dahin freilich hatte nun der Haß das Wort, und er flammte natürlich da am glühendsten auf, wo angeborene Leidenschaftlichkeit des Gefühls und verhängnisvolle Neigung zu jähem Stimmungswechsel durch die grausamen Enttäuschungen der ersten Kriegsjahre, die gekränkte nationale Eitelkeit des Besiegten und die Verwüstung des eigenen Landes bis zur irrsinnigen Tollwut aufgepeitscht wurden — bei den Franzosen.

Auch hier zeigt uns aber Avenarius in dem lehrreichen Abschnitt »Wie man's vor Tische laß«, daß es vor dem Kriege auch bei den Romanen, allen Hefreden der Redanchepolitiker zum Troß, einsichtige Männer genug gab, die das zweideutige Spiel, das die englische Regierung in Europa spielte, klar durchschauten und das verhängnisvolle Bündnis Frankreichs mit dem Zaren richtig einschätzten. So zeichnete bereits im Jahre 1899 J. Laurian Englands Krallenhand, die die ganze Welt umklammert; so sehen wir in »L'affiette au beurre« vom 24. Juni 1915 John Bull auf dem Siegeswagen, den Zaren auf dem Schoße, und als Zugtiere davorgespannt den italienischen König, den Sultan und Kaiser Franz Joseph, während Präsident Poincaré hinten schiebt. Ja, auf einer französischen Karikatur vom Jahre 1901 ist, mit dem Worte »Freiheit« geschmückt, der Triumphwagen des Todes abgebildet, an den neben Elsaß-Lothringen, das für den Franzosen natürlich unter die geknechteten Völker zählt, Finnland, Irland, Polen, Transvaal, die Philippinen, Kuba und Armenien gefesselt sind. Auch Chamberlains Besuch in Südafrika mit den brennenden Hütten der jammernden Buren (»Petit Journal« vom Januar 1903) sowie das grausame englische Gefangenenerlager mit den elektrischen Drähten (»Affiette au beurre« vom Jahre 1901) sind Zeugnisse für die englandfeindliche Stimmung, die noch zehn Jahre vor dem Kriege in Frankreich herrschte. Ja, »die englische Zivilisation bei der Arbeit« hat kein Geringeres als Doré in einer figurenreichen Zeichnung, auf der alle Greuel von Mord und Totschlag, sogar bis zu aufgespießten Kindern, gehäuft sind, an den Pranger gestellt. Daneben wird das zarte Gemüt Albions durch einen Engländer, der zum Zeitvertreib mit dem Revolver auf französische Regier schießt, und durch eine englische Lady, die mit ihrem photographischen Apparat verhungerte Indier knipst, verkörpert. Freilich redet hier auch die gekränkte Eitelkeit mit; denn nur die Erinnerung an die diplomatische Niederlage von Tschoda legt dem Engländer, der Ägypten auf der Schulter trägt, die treulosen Worte in den Mund: »Behalte du mein Ehrenwort! Ich behalte Ägypten« (»Le Vêlerin«). Noch im Jahre 1901 geißelt Steinlen in einem seiner packendsten Bilder »den Anschlag auf den Frieden«: Im Hinterhalt an einer Straßenecke der gebildete Pöbel, der Offizier, der Reiche, der Richter, der Priester, wie sie einen dummen Kerl aus dem Volke aufheben, den ruhig des Weges daherkommenden Frieden zu erdolchen. »Wie Anno 93!« lautet die bezeichnende Überschrift — zum Beweis dafür, wie immer und immer wieder von Berufenen und Unberufenen hinter den Kulissen in geradezu teuflischer Weise mit dem europäischen Kriege gespielt wurde. Wenn dann um dieselbe Zeit bereits Eduard VII. von England als »Schiedsrichter der Welt und Mode« auftaucht (Karikatur von Loevy), wie er außer Deutschland und Österreich-Ungarn alle Länder der Welt am Schnürchen hält, so stimmt hier der Franzose mit uns Deutschen vollkommen überein — nur daß er es heute, wenigstens wenn man seine führenden Männer hört, nicht mehr wahrhaben will. Die merkwürdigste Karikatur aus dieser Zeit vor dem Kriege ist aber eine Verhöhnung Clémenceaus, wie er als Geschäftsanteilshaber Englands Ballett tanzt und dabei riesige Beutel mit Livres Sterlings jongliert. Wenn man bedenkt, daß am 8. August 1891 die französische Flotte Kronstadt besuchte und am 13. Oktober 1893 die russische unter namenloser Begeisterung in den Hafen von Toulon einfuhr, dieses Bild aber, das Clémenceau als Geschäfts-

träger Englands bloßstellt, am 19. August 1893 im »Petit Journal« erschien, so gibt das jedem, der vorurteilslos die Vorgeschichte dieses Krieges verfolgt, jedenfalls viel zu denken.

Von dieser erfreulichen Selbsterkenntnis aber, die nicht planlos in die Weite schweifte, um des Übels Wurzel zu suchen, und von diesem scharfen Blick für den ganzen europäischen Wirrwarr, dem wir den heutigen Krieg verdanken, ist in dem Augenblick, da der Krieg wirklich ausbricht, in den Wühlblättern des Auslandes keine Spur mehr zu entdecken. Selbst die italienischen und amerikanischen Pressstimmen — ich erinnere nur an den »Mulo« in Bologna, die »Chicago Tribune«, den »Cincinnati Times Star«, die »New York World«, die die »uneigennützige« Rolle Englands und die Kriegsbege der amerikanischen Großindustrie und Finanz nach Kriegsbeginn noch fast ein Jahr lang rücksichtslos geißelten — verstummen wie auf Kommando, sobald ihre Regierungen an Deutschland den Krieg erklärt haben. Von jetzt an grinst uns aus allem, was im Feindesland gedruckt wird, nur noch das verzerrte Gesicht teuflischen Hasses entgegen, und diesem Haß, der mit jedem neuen deutschen Siege mächtiger emporflammt, ist keine Lüge, die den verhassten Barbaren nachgeredet, kein Schauernmärchen, das über ihre vermeintlichen Greueltaten erzählt wird, dumm und albern genug, daß es nicht vom Stifte des Künstlers immer und immer wieder verewigt würde. Von jetzt ab wird der deutsche Soldat nur noch als Affenmensch, Gorilla oder sonst als vorsintflutliches Ungeheuer abgebildet; von jetzt ab sind unsere tapferen Feldgrauen, die die halbe Welt erobert haben, lauter jämmerliche Feiglinge, die in den Schützengräben, um Gnade winselnd, die Hände hochheben, oder grausame Bestien, die Frauen vergewaltigen und Kinder schänden!

Aber damit nicht genug. Als wollte der Künstler sich selber Lügen strafen, verhöhnt er in wüsten Schauerbildern die wehrlosen deutschen Gefangenen und macht sich — wer erkennt da noch den auf seine Bildung stolzen Franzosen? — über die hungernden deutschen Kinder lustig. Da sehen wir einen deutschen Kriegsgefangenen als Hottentot an den Hundestall gefesselt und darunter die Unterschrift: »Er ist gut zum Bewachen; es ist ein deutscher Schäferhund«, und dort gar einen toten »Boche«, der, wie ein Tigerfell, im Fremdenzimmer des Franzosen als Bettläufer dient. Unter einer jammernden Schar hungernder Kinder lesen wir die herzlosen Worte: »Wie komisch das Hungern, wenn deutsche Kinder hungern!«; und ein andermal tröstet der ausgemergelte Bruder das weinende Schwesterchen mit der grinsenden Gemeinheit: »Erst kommt der Hund dran, dann der Großvater!«

Solchen Roheiten gegenüber steht uns der Verstand still. Wir schämen uns für den Künstler, der so etwas zeichnen konnte, und für die Leser, die an solchen Scheußlichkeiten Gefallen finden. Zumal wenn der Künstler gar die unselige Tat eines vereinzelt Amokläufers (oder ist es am Ende auch nur die Ausgeburt eines aus den Fugen gegangenen Künstlerhirns?) in eine lange Legende umdichtet, die ihm und seinen Standesgenossen einige Monate Stoff zu immer neuen Wut- und Speibildern gibt, wie zum Beispiel die Geschichte von der abgehackten Kinderhand, die, wie Avenarius urkundlich nachweist, ursprünglich nichts als ein Abklatsch der von Belgiern verübten Kongogreuel ist, die einfach von Afrika nach Flandern ver-

legt und den deutschen Eroberern in die Schuhe geschoben wurde. War das einmal geschehen, so rollte die Lawine der Verleumdung ganz von selbst weiter. Sehen wir zum Beispiel, um nur einige Stationen dieser niederträchtigen Passion anzuführen, auf dem ersten Bilde noch ein einzelnes belgisches Mädchen mit abgehackten Händen, so zeigt uns das zweite schon den deutschen Soldaten mit zwei abgeschnittenen Kinderhänden. Dann folgt eine Reihe von Feldgrauen, denen die Kinderhände aus der Rocktasche gucken; dann der Offiziersbursche, der beim Kofferschnüren seinen Herrn fragt, ob er die Kinderhand auch einpacken soll; dann der Krieger im Schützengraben, der, wie er den Feind um Gnade bittet, statt der eigenen Hände die in die Tasche gesteckten Kinderhände hochhebt, und endlich — das ist die Krönung des ganzen Lügengebäudes! — der Deutsche Kaiser als Fleischergehilfe mit bluttriefendem Beil vor dem Hackstock, um ihn herum ein Haufen zerhackter Kinderleichen!

Vor dieser Art Kunst wenden wir uns mit Schauern ab. Das ist kein Wiß, keine Satire mehr; hier vergeht auch dem abgebrühtesten Rohling das Lachen. Das ist das irrsinnige Wutgeheul eines Tölpelchens, der seinen vergifteten Geiſer als Kunst verspricht. Uns erbarmt des Künstlers, der sich, von gewissenlosen Staatsmännern verheßt, zu solchen Schurkereien mißbrauchen läßt, uns erbarmt des Volkes, dessen Seele, von wildem Haß zerrissen, solche Schaudermären gläubig hinnimmt. Was ist alle Verwüstung der Länder, die uns dieser Krieg gebracht hat, gegen diese moralische Verwüstung, die er in den Seelen von Menschen anrichtete?

Aber sollen wir etwa nun hingehen und — wie es nach einigen Geschmacklosigkeiten unserer Wißblätter leider fast den Anschein hat — Gleiches mit Gleichem vergelten, Gemeinheit mit Gemeinheit übertrumpfen? Nein und dreimal nein! Geschehe das, so wäre Europa verloren. Denn solange dieser wüste Chor der Rache die Stimme der Vernunft und der Menschlichkeit übertönt, ist an eine Verständigung unter der sich zerfleischenden Menschheit nicht zu denken. Um so mehr ist es die Pflicht aller, die es mit ihrem Volke gut meinen, im Verein mit den einsichtigen Staatsmännern Europas, gegen diese Verheerung der gepeinigten Völker öffentlich und laut Widerspruch zu erheben. Wie sagt doch auf einer alten Schweizer Karikatur der Hirtenbub zu dem am Rande des Abgrundes hockenden Zuchtfier? „Der G'schitene git no; Muni, gib du no!“ (Der Geseitene gibt nach; Stier, gib du nach!) Mit diesem alten Wiß, in dem vielleicht mehr Wahrheit und Weisheit steckt als in den meisten Reden, die wir von London und Paris her über uns ergehen lassen mußten, will ich diese traurige Abhandlung über den europäischen Kriegswiß schließen.

Die englische Kolonialpolitik und die Rohstofffrage.

Von A. Rundé.

Die ersten Anfänge der in die Regierungszeit der Königin Elisabeth fallenden englischen Kolonialpolitik waren eine unmittelbare Folge der Entdeckung Amerikas, die eine völlige Verschiebung des kontinentalen Handels verursachte. Er orientierte sich nun nach Osten. England ward sich seiner günstigen Lage im Mittelpunkt des neuweltlichen Verkehrs mit den deut-

schen und niederländischen Handelsplätzen bewußt und emanzipierte sich vom fremden Handel, den besonders die »Hansa« in England betrieb.

Dieser Umschwung in der englischen Handelspolitik entsprang bestimmten wirtschaftlichen Erwägungen. Durch die »merchant adventurers« war eine erhebliche Kräftigung des englischen Überseehandels erreicht. Die einheimische Tuchindustrie hatten eingewanderte Niederländer zur Blüte gebracht. Die Rohstoffe dafür besaß England selbst in der damaligen bedeutenden Woll-Schafzucht. Auch sonst war es England gelungen, neben den bodenständigen Industrien durch Einführung fremder Arbeiter einige neue Industrien zu entwickeln, unter anderem die Steingut-, Papier- und Baumwollindustrie. Der Stapelhandel, der den Zweck verfolgte, durch Aufstapelung englischer Waren an bestimmten kontinentalen Plätzen sich Monopole zu sichern, wurde durch die »merchant adventurers« in freiere, tatkräftigere Bahnen gelenkt, der Wirkungskreis des englischen Handels wesentlich erweitert. Dadurch erstarkte der englische Handel zu größerer Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Und nun wurde der hanseatische Handel im Stahlhof zu London als eine Beeinträchtigung des nationalen Handels empfunden. Es erfolgte seine Schließung.

Damit hatte England das Ziel erreicht: die englische Ausfuhr völlig in seine eigenen Hände zu bringen. Aber nicht genug damit, war es ihm auch — wesentlich gefördert durch die inzwischen überholte Form des Stapelhandels — gelungen, sich in den damaligen Handelsstädten Deutschlands und der Niederlande bestimmte Handelsmonopole, so besonders in Antwerpen und Hamburg, zu sichern und verschiedene festländische Märkte zu erobern.

Frühzeitig hatten die englischen Kaufleute erkannt, daß die Schaffung einer englischen Handelsmarine das Rückgrat für ihren Handel bedeute. Aus kleinen Anfängen — die englische Handelsflotte zählte 1532 erst 135 Fahrzeuge, die bis auf einige wenige unter 500 Tonnen groß waren — ist ihre Flotte stetig gewachsen.¹ Ein tüchtiger Stamm von Seeleuten bildete sich, dem die enge See (»narrow sea«) schließlich zu klein wurde. Im Widerstreit mit Spanien, Portugal, Holland und Frankreich wurde der Drang in die weite Welt systematisch in bestimmte Bahnen gelenkt, das nächste Ziel, am großen Welthandel teilzunehmen, erreicht, dem Bestreben auf zukünftige Beherrschung des Welthandels der Weg geebnet.

Oliver Cromwell wagte den großen Wurf, der zum Welthandel führen mußte, wenn die Sache gut ging. Er erließ die *Navigationsakte* (1651), die die Einfuhr von Waren amerikanischen, asiatischen oder afrikanischen Ursprungs nur auf britischen Schiffen und von Waren europäischer Länder nur auf englischen oder auf solchen Schiffen gestattete, die Eigentum des Ausfuhrlandes waren. Ferner wurde bestimmt, daß englische und fremde Schiffe nur Waren aus dem Ursprungsland einführen durften.

Wie konnte Cromwell diesen großen Wurf wagen? England hatte sich in Nordamerika, Westindien, Ostindien festgesetzt und dort koloniale Gründungen vorgenommen. Lord Robert Cecil konnte daher, als Spanien bei

¹ 1790 war eine Tonnenzahl von 1 376 000, 1810 von 2 211 000, 1840 von 2 340 000 erreicht. Nach Edwards: Englische Expansion und deutsche Durchdringung als Faktoren im Welthandel, S. 55.

den damaligen Friedensverhandlungen den Handel nur im alten Vorkriegsumfang gestatten wollte, mit Selbstbewußtsein erklären: »daß England, durch seine insulare Lage auf den Welthandel angewiesen, sich unmöglich jene Regionen verschließen lassen könne; schon stehe es mit Landschaften in Verbindung, auf die niemals ein Spanier seinen Fuß gesetzt habe, und noch sei ein weites Feld für fernere Entdeckungen offen: um keinen Preis würde er seine Landsleute von Amerika oder von Ostindien wieder verdrängen lassen«.² Das war die vorausschauende Festsetzung eines politischen Programms! Diesem Programm, zu dem die Navigationsakte nur das Schlußprotokoll bildet, folgte England durch Jahrhunderte, und diesem Programm verdankt es seine Erfolge. Von ihm aus wurde aber auch der Impuls zu der in rastloser Unbedenklichkeit zielsicher durchgeführten Kolonial- und Handelspolitik gegeben.

Das ist überhaupt der grundlegende Gedanke der englischen Kolonialpolitik, daß sie fast rein merkantilistisch³ orientiert war und bis auf den heutigen Tag im wesentlichen noch ist. Die englische Kolonialpolitik wollte stets nur die reichen Natur- oder Bodenschätze der Kolonien rein handelsmäßig im Tausch mit den Erzeugnissen des Mutterlandes erfassen und dem englischen Welthandel dienstbar machen. Die Tatsache, daß in einzelnen Kolonien dennoch systematisch produktive und staatlich geförderte Bewirtschaftung erfolgt, ändert daran nichts. In Indien zum Beispiel ist sie eine rein wirtschaftliche Notwendigkeit, da die Lebensbedürfnisse der Riesenbevölkerung (315 Millionen) durch den Handel nicht zu befriedigen wären. Auf Ceylon bewirkt das starke Lebensbedürfnis des britischen Volkes die Notwendigkeit plantagenmäßigen Anbaues unter staatlicher Förderung. Solche Ausnahmen bestätigen jedoch die Regel.

Von dem Gesichtspunkt des Merkantilismus aus betrachtet, gewinnt man erst die richtige Distanz zu den Kolonisierungsmethoden und -bestrebungen Englands und vermag den tieferen Sinn der Rohstofffrage zu erfassen. Man muß sich klar werden darüber, daß die wenigsten dieser Rohstoffe oder doch nur Bruchteile in englischen Industrien verbraucht werden oder auch nur verarbeitet werden können. London und Liverpool sind nur die Umschlagshäfen für die merkantilistische Behandlung dieser Kolonialprodukte. Und mit diesem Handel, an dem die Schifffahrt, die Expedition, die Seeversicherung, das Bankkapital usw. gewinnheischend beteiligt sind, beherrscht eben England den Welthandel und nimmt eine einzigartige Monopolstellung in der Rohstoffversorgung des Kontinents ein.

England hat ein Kolonialgebiet von rund 29 000 000 Quadratkilometer. Davon liegen in Afrika 5 675 800 Quadratkilometer mit 34 198 500 Bewohnern, in Australien 8 267 000 Quadratkilometer mit 6 279 000, in Amerika 10 542 000 Quadratkilometer mit 9 368 300 und in Asien 5 266 000 Quadratkilometer mit 324 315 700 Bewohnern; daneben: Ceylon 65 607 Quadratkilometer mit 4 109 000, Hinterindien 137 640 Quadratkilometer mit 2 651 800, Zypern 9282 Quadratkilometer mit 274 100 Bewohnern.

Es kommen demnach für die Rohstoffversorgung weite Kolonialgebiete Englands in allen Teilen der Erde in Betracht. Was es überhaupt an Roh-

² Ranke, II, S. 32.

³ Handelsgemäß, also nicht, wie bei der Kolonialpolitik der späteren Zeit, im Sinne der planmäßigen produktiven Bewirtschaftung der Kolonien.

stoffen gibt, kann es aus eigenen, von seinen Gesetzen und Anordnungen abhängigen Gebieten einführen. Seine Industrien sind also völlig unabhängig von nichtenglischen Rechten und Rechtsausübungen. Andererseits gibt die Größe der Einwohnerzahl dieser Gebiete einen gewaltigen Absatzmarkt für seine Industrieprodukte. Was aber das Allerwesentlichste ist: die dadurch geschaffenen Monopolverhältnisse gestatten England ein gebieterrisches Wort bei allen Weltpreisbildungen, selbst da, wo trotz dieser riesigen Rohstoffgebiete andere Staaten, wie zum Beispiel Amerika bezüglich seiner Baumwoll- und Petroleumproduktion, das erste Wort haben.

Machen wir uns einmal klar, was die englischen Kolonien für Deutschlands Rohstoffversorgung bedeuten.

Deutschland bezog 1913 aus ihnen und führte dorthin wieder aus insgesamt in Millionen Mark:⁴

Afrika:	Einfuhr	Ausfuhr
Ägypten	118,4	43,4
Britisch-Ostafrika	7,6	5,1
- Südafrika	69,6	46,9
- Westafrika	134,5	16,7
Asien:		
Inden, Bahrein usw.	0,5	0,6
Britisch-Indien usw.	541,8	150,7
- Malakka usw.	24,3	14,7
Ceylon	41,9	5,0
Hongkong	0,0	4,5
Amerika:		
Kanada	64,3	60,5
Übriges britisches Amerika	16,0	2,7
Australien (mit Polynesien):		
Australischer Bund	296,1	88,5
Neuseeland	10,1	10,7
Christmas und übriges britisches Australien	6,7	0,3
Zusammen nur aus britischen Besitzungen	1331,8	450,3

Der Handel Deutschlands mit sämtlichen, also eigenen, englischen und nichtenglischen Kolonien betrug insgesamt in Millionen Mark:

	Einfuhr	Ausfuhr
Afrika	496,8	210,7
Asien	1049,4	547,9
Amerika	2994,4	1546,5
Australien	327,7	103,6
Zusammen	4868,3	2408,7

Davon entfallen auf die Einfuhr Deutschlands aus seinen eigenen Kolonien nur 240 Millionen Mark, auf die Ausfuhr nach seinen Kolonien 200,4 Millionen Mark, so daß es 1913 mit 4604,3 und 2208,3 Millionen Mark in Einfuhr und Ausfuhr vom Ausland abhängig war.⁵

⁴ Nach dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich, 1914, S. 255. Es sind nur die Zahlen von 1913 genommen, da seit 1909 eine durchgängige Steigerung der Ein- und Ausfuhr stattgefunden hat.

⁵ Elementel rechnete auf der Pariser Wirtschaftskonferenz aus, daß die damalige Entente (Amerika war noch neutral, vergrößert also diese Angaben erheblich) Nickel, Platin und Aluminium (Bauxit) völlig, Magnesium zu 84 Prozent in

Der Handel der eigenen Kolonien Englands* dagegen betrug in Millionen Mark:

Afrika (1913):	Einfuhr	Ausfuhr
Vereinigten Staaten von Südafrika . . .	855,1	1360,0
Nigeria	147,0	150,2
Goldküste	101,2	110,6
Sansibar	22,5	21,4
Umtre	251,7	222,5
Asien:		
Indien (ohne Rückausfuhr)	2492,2	3384,7
Straits Settlements	1153,9	927,1
Malaisische Schutzstaaten (1912)	340,5	662,5
Ceylon	271,7	320,0
Hongkong mit Wuchatsi	73,7	12,2
Aden	72,0	63,2
Andre	69,2	60,8
Amerika:		
Kanada (ohne Seen, ohne arktische Gebiete) .	2661,5	2733,1
Neufundland und Labrador	62,1	61,8
Westindische Inseln	222,8	204,7
Guayana	35,0	44,8
Honduras	13,4	13,1
Falklands- und Bermudainseln	16,5	5,5
Australien und Ozeanien:		
Australischer Staatenbund	1621,5	1490,2
Neuseeland	455,3	461,3
Viti-Inseln	18,5	29,1
Zusammen	10957,3	12338,8

England »kontrolliert« also indirekt (abgesehen vom europäischen Handel) einen Gesamthandel seiner Kolonien von 23 296 Millionen Mark oder fast ein Siebentel des Gesamtwelthandels mit 173 403 Millionen Mark. Rechnet man dazu den Spezialhandel des Mutterlandes mit zusammen 26 445 Millionen Mark (in dem allerdings der größte Betrag des Kolonialhandels mitenthalten ist), so ergibt sich die gewaltige Abhängigkeit des Welthandels von Englands Handel. Nach seinen Kolonien führte England 1913 allein für 4102 Millionen Mark aus, das sind zirka 40 Prozent seiner Gesamtausfuhr, während es 1912 für rund 3795 Millionen Mark von dort einfuhrte, also zirka 23 Prozent seiner Gesamteinfuhr.

Über das Bild wäre nur unvollständig, wenn nicht angegeben würde, wie sich der Ausfuhrhandel Englands nach den einzelnen Ländern und seinen Kolonien stellt. In diesen Summen ist einmal der Einfuhrüberschuß enthalten, sodann die Umschlagware, sowie alle jene Kolonialprodukte, für die die Industrie England keinen oder nur mehr oder weniger geringen Bedarf hat. Kahl⁷ führt folgende Werte an:

Der Hand habe. Hans produzierte sie viereinhalbmal soviel wie die Mittelmächte. Das Fünffache an Leinen, Rohwolle das Achtfache, Rohseide das Achtfache, während sie für Jute das Monopol hätten! (Kahl, Die Pariser Wirtschaftskonferenz, S. 50, 51.)

* Hübners Geographisch-Statistische Tabellen, 1916, S. 142, 143.

⁷ Kahl, Die Pariser Wirtschaftskonferenz, S. 63 (vom englischen »Economist« zusammengestellt).

	In 1000 Mark		In 1000 Mark
Vereinigte Staaten . . .	1212841,2	Neuseeland	240516,0
Britisch-Indien . . .	1564068,0	China	306204,0
Deutschland	1234200,0	Ägypten	203265,6
Australien	771711,6	Türkei	163444,8
Frankreich	833992,8	Schweden	188394,0
Kanada	557062,8	Spanien	176072,4
Südafrikanische Union	490538,4	Chile	129927,6
Rußland	565057,6	Dänemark	129397,2
Argentinien	478114,8	Java u. Niederländisch- Indien	148960,8
Belgien	421464,0	Österreich-Ungarn	117912,0
Niederlande	418648,8	Straits Settlements . . .	150735,2
Italien	319504,8	Norwegen	135986,4
Brasilien	265628,4		
Japan	302470,8		

Suchen wir nun die Bedeutung der englischen Kolonien für die Rohstoffversorgung materiell zu ergründen, so ergibt sich in großen Zügen folgendes Bild:

In Nordamerika ist Kanada vermöge seines Waldbreitums ein wichtiger Konkurrent der ihre Waldbestände durch Raubbau dezimierenden Vereinigten Staaten in allen Arten von Holz geworden. Für Englands Ernährung ist Kanada gleichfalls bedeutungsvoll. Haupterzeugnisse sind: Weizen, Gerste, Hafer, Kupfer, Gold, Silber, Roheisen, Nickel, Blei, Kohlen, Salz, Zement. Davon wurden vornehmlich, zum größten Teil über das englische Mutterland, ausgeführt: Weizen, Gerste, Roggen, Hafer, Mehl, Käse, Kupfer, getrocknete Fische. Gesamtwert zirka 2700 Millionen Mark. Die übrigen amerikanischen Kolonien (Jamaika, Westindische Inseln, Trinidad, Honduras, Guayana, Falklandinseln) produzierten und führten aus: Zucker, Rum, Kaffee, Tabak, Baumwolle, Reis, Arrowroot, Keschennille, Chinarinde, Indigo, Sarsaparille, Kakao, Piment, Ingwer, Tamarinden, Kokosnüsse, Aloe, Häute, Leder, Salz, Schildkröten, Schildpatt, Schwämme, Korallen, Mahagoni-, Kampeschholz und andere Hölzer, Pech, Altpfah, Fische, Bananen, Orangen, Ananas, Öl. Der Gesamtwert betrug 286 Millionen Mark.

In Afrika stehen im Süden (Vereinigte Staaten von Südafrika: Natal, Kapkolonie, Oranje-Flußkolonie, Transvaalkolonie) Gold, Diamanten und Wolle an erster Stelle. Daneben wurden Asbest, Rinde, Straußfedern, Mais, Angorahaar, Häute usw. gewonnen. Die nördlicheren Besitzungen Basutoland, Rhodesia, Betschuanenprotektorat, Nyassaland bringen neben den genannten Produkten Getreide, Elfenbein, Gummi, Tabak, Kaffee, Wachs, Erdnüsse usw. hervor. Von diesen Naturprodukten wurden insgesamt für 1304,9 Millionen Mark (1913) ausgeführt.

Britisch-Ostafrika, Uganda, Somaliland, Sansibar und die westafrikanischen Kolonien produzieren Baumwolle, Ölsamen, Häute, Felle, Kopra, Kokosnüsse und -öl, Farb-, Sandelholz, Sesam, Orseille, Gewürznelken, Kautschuk, Straußfedern, Kopalgummi, Pfeffer, Zimt, Schildpatt, Elfenbein, Zinkerz, Palmkerne, Palmöl, Erdnüsse, Kakao, Goldstaub, Kolanüsse, Mauritius und die Seychellen außerdem Zucker, Aloefaser und Kokosnußöl. Der Gesamtwert dieser Ausfuhr betrug 430,6 Millionen Mark.

Aus den bedeutendsten asiatischen Kolonien Indien, Ceylon, Straits Settlements, den Ostindischen Inseln, Borneo usw. wurden an Haupterzeugnissen ausgeführt:

I n d i e n : Reis, Weizen, Tee, Rohbaumwolle, Jute, Sämereien, Rohwolle, Häute und Felle, Dünger usw. im Werte von zusammen 2889,3 Millionen Mark. Die Gesamtproduktion war natürlich erheblich größer, doch mußte der größte Teil der Produkte zur Ernährung der 315 Millionen Einwohner und für die Eigenindustrie, die sich in Indien besonders für die Verarbeitung der gewonnenen Baumwolle gebildet hat (6,65 Millionen Baumwollspindeln), im Lande bleiben. Von **C e y l o n** gingen nach England: Tee, Kopra, Kokosnußöl, Graphit, Gummi usw. im Werte von zusammen 225,5 Millionen Mark.

Die übrigen asiatischen Kolonien erzeugen: Zinn, Zucker, Pfeffer, Tapioka, Rotang, Gold, Holz, Gambius, Erdnüsse, Kaffee, Tabak, Kohlen, Silber, Gold, Antimon, Guttapercha, Sago usw. Auch diese Produkte werden überwiegend ausgeführt.

Australien endlich nebst den Südseeinseln und Neuseeland versorgen England und seinen Handel mit Edelmetallen, Weizen, Gerste, Hafer, Mais, Gefrierfleisch, Wolle usw. Die Wollproduktion betrug zum Beispiel 1913 294,3 Millionen Kilogramm, die Produktion in Gold hatte einen Wert von 413,9, Kupfer von 133,6 Millionen Mark. Doch auch die tropischen Produkte Kopra, Trepan, Erdnüsse sowie die Produkte aus der sehr bedeutenden Viehzucht: Butter, Käse, Talg, Felle usw. repräsentieren Millionenwerte.

Dazu kommen noch in allen, besonders den nichttropischen Kolonien die riesigen Viehbestände.

Nun ließe sich die Ergiebigkeit der Produktion in allen Weltteilen noch erheblich steigern. Die merkantilistische Auffassung der englischen Kolonialpolitik aber hat in den tropischen Kolonien fast ganz unterlassen, durch Erziehung der Eingeborenen zu intensivem Plantagenbau und Aufwendung staatlicher Mittel die Produktion zu steigern. Nur in den Dominions und den Kronkolonien, deren Klima die Ansiedlung von Weißen in großen Massen zuließ, finden wir intensiveren Plantagenbau und rationelle Viehzucht.

Doch jetzt bereitet sich in der englischen Kolonial- und Handelspolitik zweifellos eine Neuorientierung vor. Wie England heute auf dem Gebiet der Hebung der englischen Industrie durch Staatshilfe Neuland für die bestehenden Industrien zu gewinnen trachtet, neue Industrien fördert und sichert und durch Modernisierung der Produktionsmethoden die Produktivität zu heben anstrebt, so sucht auch die britische Regierung durch andersartige Organisation des Handels und durch Einführung eines beschränkten Schutzzollsystems die Rohstoffzufuhren nach England und den Entente-ländern derart zu regeln, daß deren jetzigen Feinden nur unwesentliche Reste oder Überschüsse verbleiben. Das soll erreicht werden durch Aufstellung von Spezialtarifen für die Mittelmächte sowie durch Schiffsahrtserleichterungen, Ein- und Ausfuhrverbote usw. Es mehrten sich die Anzeichen, daß England sich nicht nur vom Freihandel abkehren, sondern auch mit seinem Merkantilismus zu brechen versuchen will. Was aber auch aus den Absichten des »Committee on Commercial and Industrial Policy« in Eng-

land oder denjenigen der Pariser Wirtschaftskonferenz werden mag: erst wenn feststeht, welche realen Faktoren Deutschland auf die Friedenswagschale zu werfen hat, wird der Grad festzustellen sein, bis zu welchem die von England geführte und abhängige Entente seine Absichten auszuführen vermag. England wird auch in diesen Dingen mit sich handeln lassen, da für die Pariser Beschlüsse das Leitmotiv und die Voraussetzung der Sieg der Entente war. Je mehr sich diese aber vom Siege entfernt, desto weiter wird sie den Pflock zurückstecken müssen. Dennoch bleibt auch in letzterem Falle eine Tatsache bestehen: die Rohstoff- und Nahrungsmittelarmut aller Kriegsführenden. Jede der Mächte wird zunächst an sich selbst zu denken haben. Wer an der Quelle sitzt, wird sich zuerst befriedigen. Die Mittelmächte werden also geraume Zeit zu warten haben, ehe sie ihren Rohstoffbedarf notdürftig befriedigen können. Verträge à la Ukraine sind eben auch nur »Fetzen Papier«!

So wird uns das englische Rohstoffmonopol noch lange nach Beendigung des Krieges fühlbar bleiben. Schon jetzt wird daher die Frage gestellt werden müssen, wie Deutschland sich von dieser Abhängigkeit für die Zukunft und für den Wiederholungsfall emanzipieren kann. Darauf kann die Antwort nur lauten, daß Deutschland sich weit intensiver als in der Vorkriegszeit mit Kolonialpolitik befassen muß. Auch die deutsche Sozialdemokratie kann nicht mehr wie früher grundsätzlich Gegnerin einer jeden Kolonialpolitik bleiben; sie wird vielmehr zu praktischer Mitarbeit übergehen müssen.

Kolonialwirtschaft und Arbeiterschaft.

Von Emil Kloth.

Für jeden, der sich mit der Frage der Kolonialwirtschaft befaßt hat, ist der Aufsatz des Genossen Cunow in Nr. 24 (13. September) der Neuen Zeit und die klare Einsicht, die aus ihm spricht, eine wahre Freude. »Englands Verlangen nach dem deutschen Kolonialbesitz« ist im Grunde genommen weiter nichts als ein weiterer Schritt auf dem konsequent verfolgten Wege, die ganzen kolonialen Rohstoffquellen unter seine Kontrolle zu bringen. Cunow hat durchaus recht, wenn er betont, daß die alten Formeln, Gründe und Gegengründe, die einst in der Diskussion der sogenannten Kolonialfrage ihre Rolle spielten, heute ihre Bedeutung verloren haben und daß »diese veränderte Wirtschaftslage bedingt, daß auch die deutsche Arbeiterschaft, will sie nicht ihr eigenes Interesse hintanstellen, zur Kolonialfrage eine andere Stellung einnimmt«, wie es früher geschehen ist.

Letzteres ist nicht nur der Sache selbst wegen durchaus notwendig, sondern auch zur Begründung eines Friedens ohne Annexionen und der daraus sich folgerichtig ergebenden Forderung, auch die deutschen Kolonien wieder an Deutschland zurückzugeben. Mag der Wert unserer Kolonien noch so bescheiden sein, so kann doch ihre bisherige Entwicklung nicht als schlagender Beweis für ihren Unwert angeführt werden. Daß große Kolonien Zeit zur Entwicklung brauchen, beweisen viele Beispiele. Selbst die klimatisch günstig gelegenen Vereinigten Staaten von Nordamerika vermochten nicht in ein paar Jahrzehnten, ihre jetzige wirtschaftliche Bedeu-

tung zu erringen. Warum sollten denn auch die nüchtern und praktisch rechnenden Engländer so großes Verlangen nach unseren Kolonien haben, wenn diese so bedeutungslos wären, wie sie von unserer Seite früher immer geschildert worden sind? Also mit etwas Geduld werden wir uns schon bei der Entwicklung unserer Kolonien wappnen müssen. Unser Verlangen nach deren Rückgabe wäre übrigens sinnlos und unverständlich, wenn wir die früher von unserer Partei abgegebenen Urteile aufrechterhalten wollten. Ich glaube wohl annehmen zu dürfen, daß es jetzt wenige mehr in der Partei geben wird, die sich die früheren Urteile zu eigen machen werden. Sollte jedoch das Gegenteil der Fall sein, dann dürften wir nicht aus reinem Eigentumsfanatismus an unseren Kolonien festhalten, sondern müßten frohgemut den Engländern zurufen: »Nehmt in Gottes Namen unsere wertlosen Kolonien!« Das Abbrechen von jenen Begutachtungen hat daher nicht nur einen akademischen, sondern auch einen praktischen Wert. Je besser wir die Notwendigkeit eigener Kolonialwirtschaft auch für die deutsche Volkswirtschaft begründen, je mehr wir es als Unmaßung der feindlichen Mächte zurückweisen, für sich ein Vorrecht zu beanspruchen, um so mehr wird es uns auch gelingen, die Berechtigung unserer Ansprüche zu rechtfertigen. Das können wir aber nicht mit Werturteilen, wie sie früher in unserer Partei gang und gäbe waren.

Schlagen wir einmal unsere Handbücher für die Referenten zu den verschiedenen Reichstagswahlen nach, so finden wir eine Verurteilung der deutschen Kolonialpolitik in Bausch und Bogen, wobei die Frage, wieweit ein großer Industriestaat ohne Kolonialwirtschaft auszukommen vermag, als ganz nebensächlich behandelt wurde. Im Handbuch von 1903¹ heißt es auf S. 56:

Die wirtschaftliche Förderung Deutschlands durch die Kolonialpolitik beschränkt sich auf den Vorteil einzelner Großkaufleute. Diesen nahm das Reich das Geschäftsrisiko ab und beschenkte sie mit allerdings erheblichem Gewinn. Im übrigen aber bedeuten die Kolonien das denkbar unwirtschaftlichste Unternehmen; sie fressen an der deutschen Volkswirtschaft, anstatt sie zu nähren.

Im Handbuch von 1906 (S. 28) wird diese Ansicht noch mit den Worten unterstrichen: »Dieser Kolonialpolitik, der kapitalistischen des Deutschen Reiches, steht deshalb die deutsche Sozialdemokratie grundsätzlich ablehnend gegenüber.« Voraus geht ihr folgende Erklärung (S. 27) des Ideals sozialdemokratischer Kolonialpolitik:

Denkbar ist sicherlich eine Kolonialpolitik, der auch wir unsere Zustimmung geben könnten: wenn nämlich, die wirtschaftliche Rechtfertigung des Erwerbs von Kolonialgebieten vorausgesetzt, bei der Verwaltung der Kolonien von jeder Unterdrückung und Ausbeutung der Eingeborenen Abstand genommen und nur auf deren kulturelle Hebung hingearbeitet würde; wenn die deutschen und anderen europäischen Kolonisatoren den Eingeborenen nicht als grausame Feinde entgegentreten, sondern als Freunde, Schützer und Berater zur Seite treten würden.... Aber man braucht diese Möglichkeit nur anzudeuten, um bei jedem, der die Zeitereignisse verfolgt hat, die Erkenntnis auszulösen, wie durchaus feindlich die wirkliche deutsche Kolonialpolitik diesem Ideal ist.

Wirklich bloß die deutsche Kolonialpolitik? Mit Argumenten dieser Art mußte man sich eigentlich auch gegen die Anwendung von Maschinen wen-

¹ Siehe Handbuch 1903, Berlin, Verlag Buchhandlung Vorwärts.

den, denn sie dienen ebenfalls zuvörderst den Kapitalisten zur Förderung ihres Profits und nicht unmittelbar zur kulturellen Hebung der von ihnen beschäftigten Arbeiter. Nach dieser sozialdemokratischen Idealpolitik durfte Amerika nicht kolonisiert werden, durfte dort kein Hundertmillionenreich entstehen, denn daß dort und anderswo die angelsächsische Rasse — nicht nur deren Kapitalisten — »nur auf die kulturelle Hebung« der Eingeborenen hingearbeitet und als deren »Freunde, Schützer und Berater« aufgetreten wären, wird wohl auch der größte Idealpolitiker nicht behaupten wollen. Die englische Kolonialpolitik ist vielmehr mit viel schlimmeren Auswüchsen kapitalistischer Ausbeutung behaftet als die deutsche.

Eine solche ideale Kolonialpolitik, wie sie das Handbuch von 1906 konstruierte, hat bisher kein Land getrieben und wird kein Land mit kapitalistischer Produktionsweise treiben. Da jedoch die auf Weltwirtschaft basierende kapitalistische Produktionsweise ohne Kolonialwirtschaft gar nicht mehr bestehen kann und wir ohne Kolonialwirtschaft nicht auszukommen vermögen, falls wir nicht auf eine Reihe der wichtigsten und unentbehrlich gewordenen Rohstoffe, Lebens- und Futtermittel verzichten wollen — ich nenne nur Baumwolle, Kautschuk, Felle, Gerbstoffe, Hölzer, Fette, Öle, Fleisch, Palmkerne, Bananen, Kaffee, Tee, Kakao und dergleichen —, so müssen wir uns schon verständigerweise mit ihr abfinden, und zwar nicht in der Weise, wie es das Handbuch von 1911 auf S. 64 tat:

Nur am Handel mit den Kolonien haben auch die deutschen Arbeiter Interesse als Verbraucher von Kolonialprodukten oder als Arbeiter in Betrieben, die für die Kolonien produzieren. Doch liegt es auf der Hand, daß diese letztere Art von Geschäften mit den Kolonialländern keineswegs davon abhängig ist, daß dort mit deutschem Gut und Blut eine Gewaltherrschaft unter der schwarzweißroten Flagge über die Eingeborenen ausgeübt wird. Denn mit anderen Tropenländern treibt Deutschland, wie auf S. 73 nachgewiesen wird, einen weit größeren Handel, und so wird es dauernd bleiben.

Damit liefern wir nur Stoff für englische Blaubücher und für abfällige Urteile über unsere Politik im feindlichen und neutralen Ausland. Vielmehr sollte unser Bestreben darauf gerichtet sein, bei allen Kolonialwirtschaft treibenden Ländern auf die möglichste Annäherung an jenes sozialdemokratische kolonialpolitische Ideal zu dringen. Ob wir dabei insbesondere auf die Unterstützung der englischen Arbeiterklasse rechnen könnten, ist freilich eine Frage, die nach deren ganzem Verhalten viel mehr verneint als bejaht werden muß. Über diese Erkenntnis vermag uns auch der magere Trost nicht hinwegzuhelfen, daß der Internationale Sozialistenkongreß zu Stuttgart 1907 erklärte:

Der Kongreß ist der Ansicht, daß die kapitalistische Kolonialpolitik ihrem innersten Wesen nach zur Knechtung, Zwangsarbeit oder Ausrottung der eingeborenen Bevölkerung der Kolonialgebiete führen muß. . . . Der Kongreß erklärt schließlich, daß die sozialistischen Abgeordneten die Pflicht haben, in allen Parlamenten unverzüglich diese Methode der schonungslosen Ausbeutung und Knechtschaft zu bekämpfen, die in allen bestehenden Kolonien herrscht.

Beachtet haben den Kongreßbeschuß nur die Deutschen, die im gleichen Jahre auf ihrem Parteitag in Essen jenen Beschuß bestätigten, während sich die englischen Arbeiter darum ebenso wenig kümmerten wie um alle Maisfeier-, Antimilitarismus- und ähnlichen Beschlüsse. Noch viel weniger

natürlich die englische und französische Regierung, die vielmehr ihre Ausroffungspolitik gegen die Eingeborenen durch deren umfassendes Drillen zu willigem Kanonensfutter für ihre Eroberungskriege noch erhöhten.

Praktisch ließe also die Aufrechterhaltung unserer Gegnerschaft gegen eine eigene deutsche Kolonialpolitik nur darauf hinaus, den ausländischen Kapitalisten die Ausbeutung der kolonialen Länder allein zu überlassen und ihnen zu gestatten, vorweg ihren Profit von allen Deutschland gelieferten Kolonialerzeugnissen abzuschöpfen. Das ist weder für die deutsche Arbeiterklasse noch für die deutsche Volkswirtschaft gleichgültig, da dadurch beide im Wettbewerb mit den ausländischen Industrien benachteiligt werden. Aber noch mehr als das: Wodurch wollen wir denn die eigene Kolonien besitzenden Länder zwingen, davon abzusehen, durch Zollmaßnahmen aller Art die Ausfuhr von Kolonialerzeugnissen nach Deutschland zu erschweren oder ganz zu verbieten oder auch die Ausfuhr deutscher Industrieerzeugnisse nach ihren Kolonien unmöglich zu machen? Vertraue man doch nicht zu sehr auf das Prinzip der »offenen Tür«, besonders nach allen den Drohungen, die von angelsächsischer Seite ausgesprochen worden sind. Ihre Ausführung wird nicht auf sich warten lassen, wenn wir unterliegen. Die »offene Tür« könnte leicht eines Tages dazu dienen, die Deutschen hinauszuerwerfen. Unsere wirtschaftliche Macht allein ist auch nicht ausreichend, einen Zwang auf die sich abschließenden Länder auszuüben. Mit militärischer Macht aber den Willen feindlicher Länder beugen zu wollen, widerspricht ja erst recht unseren Ansichten. Weltwirtschaft und Weltpolitik sind untrennbar miteinander verbunden. Dazu gehört auch die Kolonialpolitik. Wer keine Weltpolitik will, der muß nolens volens auch auf Weltwirtschaft verzichten. Mit der Weltwirtschaft aber ist Deutschland unlösbar verketten, wenn es seinen Ruf als Industriestaat ersten Ranges aufrechterhalten und wenn es seine Arbeiterklasse ernähren will — wenn es ferner seine Arbeiterbewegung nicht verdorren lassen will. Das sollten wir uns selbst unter allen Kriegsnöten vor Augen halten, besonders unsere führenden Parteigenossen sollten sich nicht scheuen, unser gutes Recht auf eigenwirtschaftliche Kolonien wo auch immer und gegen wen auch immer kräftig zu betonen. Schlimmer als alle bitteren Kriegsnöte, unter denen das werktätige Volk sicherlich in allererster Linie leidet, die aber vorübergehen werden, wäre eine dauernde Abschnürung der Schlagadern unserer Volkswirtschaft, weil dadurch die Arbeiterschaft am härtesten und dauernd betroffen würde. Chronische Arbeitslosigkeit, Ohnmacht, Hoffnungslosigkeit wäre dann ihr Los.

Krieg und Industrie.

Von Emil Nischke (Dresden).

Daß unter dem Einfluß des Krieges in der Industrie tiefgreifende Umwälzungen vor sich gegangen sind, manche Betriebe zum Erliegen kamen, während andere einen rapiden Aufschwung nahmen, ist bekannt. Zu genauen Feststellungen dieser Veränderungen ist es im Drange der Kriegszeit jedoch bisher nicht gekommen. Einen gewissen Einblick gestatte uns nun der vor kurzem herausgegebene Kriegsbericht der sächsischen Gewerbeaufsicht, der zwar auch nur ein ungenügender Ersatz für die früheren Jahresberichte ist, aber doch das statistische Material leidlich vollständig aus den drei ersten Kriegsjahren (1914 bis

1917) enthält. Das war dadurch möglich, daß im Königreich Sachsen im Gegensatz zu anderen Bundesstaaten die alljährlich am 1. Mai üblichen Zählungen der Betriebe und der darin beschäftigten Arbeiter auch in der Kriegszeit vorgenommen worden sind. Allerdings ermöglichen die Zählungsergebnisse, da sie sich nur auf die Zahl der Arbeiter und Betriebe in den einzelnen Kriegsjahren erstrecken, eingehende Untersuchungen nicht, doch gestatten sie immerhin einen gewissen Überblick über den Umfang der Verschiebungen Sachsens, wo bekanntlich die Industrie stärker vorherrscht als in den meisten übrigen Einzelstaaten. Neben den Bergwerken, einigen Schmelzhütten und Hammerwerken wie den Steinbräuden, die zusammen nur 6,6 Prozent aller Arbeiter beschäftigten, finden wir in Sachsen fast nur Fertigwarenindustrien, unter denen das Textilgewerbe, der Maschinenbau und die Metallverwertung die weitaus bedeutendsten sind. Der Krieg hat diese industrielle Struktur Sachsens nur insoweit verschoben, als der Arbeiterzahl nach die Metallindustrie das Textilgewerbe überflügelt hat und an die erste Stelle gerückt ist, da die Kriegslieferungen der Industrie der Maschinen und Instrumente einen starken Aufschwung gebracht haben, während andererseits der Baumwollmangel in der Textilindustrie einen starken Rückschlag herbeigeführt hat. Diese Eigenart der sächsischen Industrie muß man berücksichtigen, wenn man aus den in Sachsen ermittelten Umwälzungen in der Industrie Schlüsse auf die Zustände in anderen Einzelstaaten ziehen will. Im allgemeinen hat der Krieg in der Fertigwarenindustrie weit größere Verheerungen angerichtet als in der Rohstoffherzeugung. Nur die Steinbräuden machen davon nach den sächsischen Feststellungen eine Ausnahme.

Den Zahlen nach, die den Stand der Industrie in den Jahren 1914 bis 1917 veranschaulichen, hat der Krieg in Sachsens Wirtschaftsleben geradezu einen Niederbruch herbeigeführt. Von den 35 837 revisionspflichtigen Betrieben, die einschließlich der Bergwerke im Jahre 1914 bei der Zählung ermittelt worden sind, waren 1917 nur noch 24 671 übrig. Es sind also nicht weniger als 11 166 oder 31,1 Prozent zum Erliegen gekommen oder stillgelegt worden, während sich in demselben Zeitraum die beschäftigten Arbeiter von 851 642 auf 647 566, mithin nur um 204 076 oder 23,9 Prozent vermindert hatten. Wesentlich stärker war der Rückgang bei den erwachsenen männlichen Arbeitern, deren Zahl 1914 523 680, 1917 aber nur noch 299 609 betrug, mithin eine Abnahme um 42,7 Prozent erfahren hatte. Im gleichen Zeitraum hat dagegen die Zahl der Arbeiterinnen um 22 800 zugenommen.

Die Feststellung, daß sich die Zahl der Fabriken um 31,1 Prozent, die aller Arbeiter aber nur um 23,9 Prozent vermindert hat, läßt schon erkennen, daß die Betriebe, die den Kriegsfürmen getroßt und ihre Existenz behauptet haben, in den ersten drei Kriegsjahren ihre Arbeiterzahl vermehrt und offenbar auch ihr Betriebs- und Anlagekapital gesteigert haben. Im Durchschnitt entfielen auf einen revisionspflichtigen Betrieb im Jahre 1914 im ganzen Lande 23,7 Arbeiter, 1917 aber 28. Diese Verschiebung ist zum Teil darauf zurückzuführen, daß die stillgelegten Werkstätten vorwiegend Kleinbetriebe waren, andererseits aber auch die an den Kriegslieferungen beteiligten Fabriken ihre Betriebsstätten wesentlich erweitert haben. Daß die letztere Ursache von nicht geringer Bedeutung ist, ergibt sich schon daraus, daß in den Industriezweigen, die besonders mit Kriegslieferungen bedacht waren, wie die Metallindustrie und die chemische Industrie, die durchschnittliche Vermehrung der Arbeiterzahl eine besonders große gewesen ist, während in anderen Erwerbszweigen, wie zum Beispiel der Holzindustrie und dem Bekleidungsgewerbe, eine gegenteilige Entwicklung festgestellt werden kann.

Im Metallgewerbe ging die Arbeiterzahl im ganzen nicht nur nicht zurück; sie vermehrte sich sogar um 8 Prozent, während sich die Betriebe zugleich um 17 Prozent verminderten; die auf einen Betrieb im Durchschnitt entfallende Arbeiterzahl betrug hier 1914 36,3, 1917 aber 51,7. In der chemischen Industrie haben sich eben-

falls die Betriebe von 280 auf 246 vermindert, die Arbeiterzahl aber ist von 9048 auf 16 449 angewachsen. Hier hat sich sonach die auf einen Betrieb entfallende durchschnittliche Arbeiterbelegschaft fast verdoppelt, denn 1914 entfielen nur 34 Arbeiter auf einen Betrieb, 1917 aber 67. Noch stärker war die Arbeiterzunahme in den Konservenfabriken (Gemüse und Obst). 1914 bestanden im Lande 40 solcher Betriebe mit 441 Arbeitern, 1917 47 Betriebe mit 1747 Arbeitern, mithin stieg die Belegschaft einer Fabrik hier im Durchschnitt von 11 auf 37,2 Arbeiter. Die übrigen Fabriken für Nahrungs- und Genussmittel haben sich von 4508 auf 3282 vermindert, die durchschnittliche Belegschaft ist jedoch von 7,6 auf 8,9 Arbeiter gestiegen. Ähnlich war es in den vom Kriege ebenfalls günstig beeinflussten Lederfabriken, deren Betriebe von 241 auf 250 stiegen. Und die durchschnittliche Belegschaft betrug 1914 23,6, 1917 25,5 Arbeiter.

In der früheren Hauptindustrie des Landes, dem Textilgewerbe, hat hingegen der Krieg äußerst verheerend gewirkt. Schon im ersten Kriegsjahr ging die Zahl der Fabriken von 6409 auf 3825 zurück, doch ergab die Zählung vom 1. Mai 1915 eine Zunahme der auf einen Betrieb im Durchschnitt entfallenden Arbeiterzahl von 33,5 auf 42,5. In 1917 war jedoch die Betriebszahl bereits auf 2382 und die durchschnittliche Belegschaft auf 29,2 Arbeiter zurückgegangen. Auch in den meisten übrigen Berufsgruppen war ein Rückgang der durchschnittlichen Belegschaften festzustellen, besonders stark in der Gruppe Steinbrüche und Steinhauereien (1914 26 Arbeiter auf einen Betrieb, 1917 14). Ähnlich war es in den Ziegeleien, während die Industrie der Steine und Erden eine Vermehrung der Belegschaftsziffer von 38 auf 43 aufwies.

Aus den mitgeteilten Feststellungen ergibt sich, daß namentlich in den mit Kriegslieferungen beglückten Betrieben ein kräftiger Aufstieg der Großbetriebe stattgefunden hat, der mit einer erheblichen Vermehrung des Betriebskapitals verbunden ist. Tatsächlich bezeugen denn auch die Berichte der sächsischen Fabrikinspektion, daß die Anhäufung des Kapitals in den Händen der Großindustriellen in der Kriegszeit rapide Fortschritte gemacht hat. Selbst wenn es nach dem Kriege wieder zu einer Rückbildung in gewissem Umfang kommen sollte, würde dadurch an der Tatsache nichts geändert werden, daß sich unter dem Einfluß des Krieges die industrielle Entwicklung entschiedener und rascher wie seither auf der Bahn vorwärts bewegt hat, die — wie es im Erfurter Programm heißt — zur Monopolisierung der Produktionsmittel in den Händen einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Kapitalisten führt.

Notizen.

Englands Weizenanbau. Der Weltkrieg hat nicht nur die industrielle Tätigkeit Englands, sondern bis zu gewissem Grade auch seine Landwirtschaft revolutioniert. Die ungenügende Zufuhr von Brot- und Futtergetreide hat unter dem Drucke der Regierung dazu geführt, daß der Körnerbau, der in den letzten beiden Jahrzehnten vor dem Kriege mehr und mehr zusammengeschrumpft war, wieder an Ausdehnung gewinnt, indem Weideland in Ackerland umgewandelt wird. Man begann sich in England unter dem Einfluß des wachsenden Getreidemangels wieder auf jene Zeit zu besinnen, als das Inselland noch den größten Teil seines Getreides aus eigenem Anbau gewann. Freilich so schnell, wie man hoffte, geht das Umbrechen des Weidelandes nicht. Im Vergleich zu 1916 beträgt die Zunahme der Weizenanbaufläche nur 515 000 Acres (1 Acre gleich 40,47 Ar), immerhin in zwei Jahren eine Zunahme um ungefähr 25 Prozent.

Folgende Zahlen zeigen die Entwicklung der Anbaufläche und der Nettoweizeneinfuhr (die Einfuhrzahlen für 1916 und 1917 beruhen noch auf vorläufigen Berechnungen):

	Anbaufläche in 1000 Acres	Ernte in 1000 Tonnen	Netto-Weizeninfuhr in 1000 Tonnen
1868	3937	3689	1675
1888	2668	2071	3971
1909	1867	1703	5885
1914	1940	1692	5592
1915	2362	1996	5707
1916	2052	1627	4991
1917	2104	1629	4133
1918	2665	—	—

Demnach hat die Anbaufläche ungefähr wieder die des Jahres 1888 erreicht. Hinter der des Jahres 1868 steht sie aber noch ganz erheblich zurück — und doch ist seitdem die Bevölkerungsziffer von 31 auf 46 Millionen gestiegen.

Als im Jahre 1914 der Krieg begann, setzte alsbald das Bestreben einer Ausdehnung der Anbaufläche ein, und tatsächlich stieg diese denn auch 1915 auf 2 362 000 Acres; doch Ertrag und Preise entsprachen nicht den Erwartungen, und so trat 1916 wieder ein Rückschlag ein. Erst im vorigen Jahre nach den Erfolgen des Unterseebootskriegs schritt man erneut zur Ausdehnung der Anbaufläche, wird sich aber im laufenden Jahre, was den erhofften Ertrag anbelangt, voraussichtlich wieder enttäuscht finden, denn infolge des Mangels an künstlichem Dünger und der oberflächlicheren Bodenbestellung dürfte die Ertragsfähigkeit noch mehr abgenommen haben als schon in den beiden letzten Jahren.

Ob in dieser Vergrößerung der Ackerfläche auf Kosten des Weidelandes in Anbetracht der englischen Agrarverhältnisse ein Vorteil zu erblicken ist, muß erst noch die Erfahrung lehren. Von den englischen Sachkundigen wird solcher Vorteil vielfach bestritten, da die umbrochenen Weiden erst nach Jahren rentable Getreideerträge liefern könnten, zumal die englischen Weiden meist stark vernachlässigt seien und aus den beim Umbrechen untergepflügten zähen Gräsern auf den Getreidefeldern viel Gras und Unkraut aufschießen würde. Zudem fehle es infolge der militärischen Einberufungen an den zu richtiger Bodenbearbeitung nötigen Arbeitskräften, und auch nach dem Kriege würde voraussichtlich der industrielle Wiederaufbau der Landwirtschaft nur wenig Arbeitskräfte übriglassen.

Nicht jeder hat 100.000 Mark,



zum Zeichnen von Kriegsanleihe
Aber

**1000.
500.
300.
100**

Mark kann jeder zeichnen. Viele Millionen Mark ergeben diese Hunderttausende kleiner Zeichnungen und beweisen den Seinen, daß auch bei der „Neunten“ das deutsche Volk geschlossen zu den Zeichnungsschaltern geeilt ist.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 3

Ausgegeben am 18. Oktober 1918

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Preußen und das Reich.

Von Heinrich Cunow.

Die politischen Ereignisse überstürzten sich in den beiden letzten Wochen. Was der Morgen gebir, hatte oft der Abend schon überholt. In raschen Sprüngen legte die politische Entwicklung unter dem Druck der Nachrichten von den verschiedenen Kriegsschauplätzen eine Wegstrecke zurück, zu der sie unter früheren Umständen viele Jahre gebraucht hätte. Diesem schnellen Verlauf zu folgen, ist einer Wochenschrift wie der Neuen Zeit — die überdies in Berlin redigiert und in Stuttgart gedruckt wird — unmöglich, und so bleibt nichts übrig, als nachträglich zu registrieren, daß ein parlamentarisches Reichsministerium unter Leitung des Prinzen Max von Baden entstanden ist, in das auf Beschluß der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion auch verschiedene ihrer Mitglieder eingetreten sind, und daß diese Regierung sich am 5. Oktober dem Reichstag mit einem Programm vorgestellt hat, das im wesentlichen jene Forderungen enthält, die die sozialdemokratische Fraktion als Bedingung ihrer aktiven Teilnahme an der Regierung gestellt hatte. Darunter die Forderung der Einführung des parlamentarischen Regierungssystems im Deutschen Reich und des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechts in Preußen, sowie der Beschränkung des Belagerungszustandes und der militärischen Diktatur über die Presse, das Vereins- und Versammlungswesen. Zugleich hat die neue Regierung unternommen, den Weltkrieg zu beenden, indem sie durch Vermittlung der Schweiz an den Präsidenten Wilson ein Friedensangebot gerichtet und sich bereit erklärt hat, auf Grund des von Wilson in seiner Kongressbotschaft vom 8. Januar 1918 aufgestellten Friedensprogramms und seiner New Yorker Rede vom 27. September 1918 mit den Alliierten über die Herbeiführung des Friedens zu verhandeln.

Damit beginnt ein neuer Abschnitt in Deutschlands Entwicklungsgeschichte. Die große demokratische Welle, die der Krieg emporgehoben hat, greift auf Deutschland über, und es muß anerkannt werden, daß sie gleich bei ihrem ersten Hinübergreifen einige erhebliche reaktionäre Widerstände hinweggeschwemmt hat. Mit einer gewissen Energie hat sie ihr Werk begonnen; doch bedeutet das, was sich in den letzten Wochen abgespielt hat, immerhin nur den Anfang des Reformwerks der politischen Neugestaltung Deutschlands auf demokratischer Grundlage: ein Werk, das unbedingt durchgeführt werden muß, wenn die neuen Riesenaufgaben, die sofort nach Beendigung des Krieges mit ungeheurer Wucht an das deutsche Volk herantreten werden, alle jene Probleme des wirtschaftlichen Wiederaufbaus, der Finanz- und Steuerregulierung, der Verwaltungsreform, der Sozial- und Bevölkerungspolitik eine im Interesse der großen Volksmasse liegende sachgemäße Lösung finden sollen. Denn damit die schweren Folgen des

Kriege im gegenseitigen Zusammenwirken aller Volksschichten überwunden und das Deutsche Reich im internationalen Staatensystem jene Stellung gewinnt, die ihm nach dem Wissen, Können und den Leistungen seiner Bevölkerung gebührt, müssen die althergebrachten Methoden der konservativen Regierungsbureaukratie und Regierungsdiplomatie fallen, die mehr als alles andere den deutschen Namen im Ausland verhaßt gemacht und dort jene Abneigung erzeugt haben, die dem deutschen Volk im Kriege so enorm geschadet hat. An ihre Stelle muß — das ist geradezu eine Schicksalsnotwendigkeit — ein Regierungssystem treten, das in einem kräftigen politischen Volksleben wurzelt, aus diesem neue Kräfte zieht und von ihm getragen wird. Und nur die fortgesetzte demokratische Mitarbeit eines Volkes an der Staatspolitik vermag jene intensive Politisierung, jene staatspolitische Einsicht hervorzubringen, daß der einzelne sich mit dem Ganzen verbunden fühlt, die staatlichen Anforderungen und Notwendigkeiten begreift und zugleich seinen Willen in der Richtung solcher Notwendigkeiten einstellt.

In dieser Entwicklung des Reichs zu einem demokratischen Gemeinwesen hat aber dem Deutschen Reich bisher nichts so sehr im Wege gestanden als sein größter Bundesstaat, als Preußen mit seinem Junkertum, seinem von diesem beherrschten Verwaltungsapparat und seinen feudalen Überlieferungen. Die Geschichte des parlamentarischen Lebens des Deutschen Reichs ist seit den Tagen seiner Gründung eine Kette fortgesetzter Beeinflussungen und Hemmungen der Demokratisierung der Reichsinstitutionen durch das ostelbische Junkertum, — und dessen Hauptstützpunkte, man kann in gewissem Sinne sagen seine festen Kastelle in diesem Kampfe gegen alle freibeiwilligen Bestrebungen bildeten der Preußische Landtag und die preußische Verwaltungsbureaukratie. Wie häufig sind nicht in den letzten Jahrzehnten alle Reformversuche, alle »neuen Kurse« an diesem hartnäckigen Widerstand gescheitert. Immer wieder wußte, hinter sich diese beiden Trutzburgen als Rückhalt und versippt mit der Hofkamarilla, der ostelbische Großgrundbesitz die wichtigsten Ansätze zu einem demokratischen Ausbau des Reichsregierungs-systems oder einer Durchführung wirtschaftspolitischer Maßnahmen, sofern diese ihrem Herrschaftsinteresse widersprachen, zu hintertreiben — selbst gegen den Willen der Krone. Die Verhinderung der Ausführung des Mittellandkanalprojekts, bei dem das Junkertum dem Wort des preußischen Königs »Gebaut wird er doch!« kurzweg seinen Machtpruch »Gebaut wird er nicht!« entgegengesetzt und glänzend siegte, sowie die erst in jüngster Zeit gegen die königlichen Wahlversprechungen in der konservativen Presse und im Preußischen Abgeordnetenhaus durchgeführte Kampagne bieten dafür schlagende Beweise.

In dieser Machtfstellung des ostelbischen Junkertums, das zudem seine Interessen zum Teil mit denen der rheinisch-westfälischen Schlotaristokratie zu verkoppeln verstanden hat, liegt eine große Gefahr für eine ruhige Fortführung des im Reich begonnenen Reformwerks. Verhält sich heute die konservativ-junkerliche Clique auch abwartend, so beweisen doch die Treiber ihrer Presse, die Aufrufe des Bundes der Landwirte und der Vaterlandspartei sowie ihre geheimen Machinationen hinter den Regierungskulissen — das selbstherrliche Eingreifen des Herrn v. Berg, des Chefs des Geheimen Zivilkabinetts, in die jüngste Regierungsbildung ist in dieser Hinsicht nur ein Symptom —, daß sie keineswegs geneigt ist, ihre Herrschafts-

ansprüche aufzugeben. Wann hätte auch eine Schicht, die lange geherrscht und ihre Interessen als die des Staates betrachten gelernt hat, freiwillig auf ihre Machtposition verzichtet und sich in neue Umstände gefügt. Sie ist stets geneigt, selbst in der mißlichsten Lage günstige Momente zu entdecken und nach Restitutionsmitteln Umschau zu halten. Wer die historische Entwicklung des preußischen Junkertums und sein Selbstbewußtsein einigermaßen kennt, wird sicherlich nicht von ihm erwarten, daß es leicht hin verzichtet und die Traditionen von Jahrhunderten fahren läßt. Nichts ist verkehrter, als eine »tränenfellige Totenklage« in den Worten zu sehen, mit denen die »Kreuzzeitung« die Rede des neuen Reichskanzlers in der Reichstagsöffnungssitzung vom 5. Oktober beantwortet: »Über wir sind Preußen. Preußen als Staat ist tot. Wir jedoch wollen als preußische Männer trotzig und aufrecht bleiben, wenn die Welt der Demokratie über uns hinweggeht. Denn das Vaterland wird einst preußische Männer gebrauchen, die ihm helfen aus seiner Not.«

Was sich in diesen Worten ausdrückt, ist vielmehr die sichere Erwartung: Unsere Stunde wird wiederkommen. Freilich, in seiner Beurteilung der Lage dürfte sich das konservative Blatt täuschen, die Versuche, die bisherige Stellung des ostelbischen Großgrundbesitzes aufrechtzuerhalten, könnten ganz andere Erfolge haben, als die Schar der Kreuzzeitungsritter erwartet. Die Erkenntnis, daß es gerade die Eroberungspolitik des Junkertums und bestimmter mit ihm verbundener Militärkreise, sein Festhalten an alten Privilegien gewesen ist, was Deutschland zum Verhängnis geworden ist und es in die jetzige Lage gebracht hat, bricht sich daheim wie an der Front immer mehr Bahn. Und das Bekanntwerden solcher Tatsachen wie jener, daß Deutschland zu Beginn des Jahres 1917 durch Vermittlung Wilsons einen Frieden auf der Grundlage der Anerkennung des Satzes »Keine Annexionen und keine Kontributionen« hätte haben können, dieser Friedensschluß aber durch gewisse junkerliche Kreise verhindert und statt dessen der unbeschränkte U-Bootkrieg erklärt wurde, dürfte die Erbitterung der Volksmassen schwerlich besänftigen. Überdies gibt es noch andere Tatsachen, die, wenn sie in die Masse geschleudert würden, die herrschende Entrüstung bis zur Wut steigern könnten. Die Versuche einer Wiederherstellung der halbfeudalen Machtposition des Junkertums könnten leicht in Deutschland ähnliche Erfolge haben, wie 1789 in der neugewählten französischen Nationalversammlung das Festhalten des Adels an seinen ständischen Vorrechten oder wie im vorigen Jahre die gegenrevolutionären Bestrebungen der russischen Aristokratie. Doch solche inneren Kämpfe würden das politische Leben des deutschen Volkes tief erschüttern, die Verwüstungen des Krieges vermehren, den Wiederaufbau des Wirtschaftslebens noch weiter hinausschieben; und die Sozialdemokratie treibt, wie manche bittere Erinnerungen auch heute in ihren Reihen aufsteigen mögen, keine Politik der Rache oder Verärgerung. Für sie ist nur das Volksinteresse entscheidend, und dieses verlangt nicht eine Herbeiführung chaotischer Zustände, sondern ungehemmte freiheitliche Weiterentwicklung. Nötig dazu ist jedoch, daß in Preußen die Machtposition des Junkertums fällt und ihm die Verfügung über die beiden Kastele entzogen wird, die bisher die Stützpunkte seiner Machtposition bildeten, über das Abgeordnetenhaus und die Verwaltungsbureaucratie. Das ist nicht nur Vorbedingung der politischen Neu-

organisation Preußens selbst, sondern auch der Durchführung des parlamentarischen Regierungssystems im Deutschen Reich, dessen Sicherheit andernfalls immer wieder durch preußische Einsprüche und Gegenmaßnahmen gefährdet würde. Die Voraussetzungen für solche Aufklärungsarbeit in Preußen sind gegeben. Notwendig ist vorerst nur, daß das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht unverzüglich eingeführt und dann das auf Grund dieses Wahlrechts gewählte Abgeordnetenhaus sofort einberufen wird, um mit der Verwaltungsreform Preußens zu beginnen. Ferner wäre es ein entschiedener Fehler, wenn in Preußen ein besonderer Ministerpräsident, mag er nun Friedberg oder anders heißen, bestellt würde. Das Amt des Reichskanzlers muß, wenn auch vielleicht nur vorläufig, mit dem Amt eines preußischen Ministerpräsidenten verbunden bleiben, denn mehr als je bisher ist die sogenannte preußische Frage heute eine reichsdeutsche Frage. Zweimal, 1873 unter Bismarcks und 1892 unter Caprivis Reichskanzlerschaft, ist schon ein Versuch der Trennung der beiden Ämter gemacht worden, und beide Male wurde er, da er sich als störend für die Führung der Reichsgeschäfte erwies, bald wieder rückgängig gemacht. Außerdem ist dringend notwendig, daß Preußen ebenfalls parlamentarisiert und ein Teil der jetzigen preußischen Minister ausgeschifft wird.

Auch der deutschen Sozialdemokratie erwachsen aus der jetzigen Lage neue Aufgaben. Die politische Umwälzung hat erst eingesetzt; dem ersten Akt müssen weitere folgen, und wie bei allen derartigen Umwälzungen, über die bisher die Staatsgeschichte berichtet, wird es auch bei dieser nicht an Quertreibereien und Rückschlägen fehlen — schon deshalb nicht, weil die neue Regierung in sich die verschiedenartigsten Anschauungen und Interessen birgt. Die Lokomotive steht geheizt zur Abfahrt bereit, aber das Geleise führt über sehr starke Terrainsteigungen und -senkungen. Verkehrt wäre es daher, wenn die Parteipresse und die Parteiorganisationen annehmen würden, mit dem Eintritt einiger Mitglieder der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion in die neue Regierung wäre zunächst unsere aktive Teilnahme an der Reformarbeit beendet, und nun müßte das Weitere in beobachtender Stellung abgewartet werden, um, wenn die Resultate des neuen Regimes irgendwo den Erwartungen nicht entsprechen, mit der Kritik beginnen zu können. Wir werden uns voraussichtlich nur zu bald vor Fragen gestellt sehen, die wir heute noch gar nicht vorausszusehen vermögen. Sollen sie in unserem Sinne entschieden werden, dann ist nötig, daß unsere Partei und unsere Presse in geschlossenen Reihen hinter unseren Beauftragten stehen und ihnen einen festen Rückhalt bieten.

Die südslawische Frage und der Weltkrieg.

Von Hermann Wendel.

Soweit sich die reichsdeutsche Presse überhaupt mit der heute so brennenden südslawischen Frage beschäftigt, seufzt und stöhnt sie über die Undurchschaubarkeit und Unentwirrbarkeit des österreichisch-ungarischen Nationalitätenproblems, obwohl es an sich nicht verwickelter ist, als einem Franzosen oder Engländer die bundesstaatliche Verfassung Deutschlands erscheinen mag. Namentlich seit Otto Bauer und Karl Renner das Problem aus den Niederungen, wo um Wahlbezirke und Kreisgerichte gerauft wird, auf

die Höhe emporgerissen haben, von der sich ein umfassender geschichtlicher Fern- und Weitblick auftut, enthüllt sich die südslawische Frage in der Donaumonarchie als gefährliches Überbleibsel jener Zeit, da sich die entwickelteren »historischen Nationen« der Deutschen und Magyaren in die wirtschaftliche Ausbeutung und politische Knechtung der zurückgebliebenen slawischen Bauernvölker teilten. In die chinesische Mauer, die vor allem die südslawischen Stämme jahrhundertlang von den Quellen des Fortschritts absperrte, schoß zuerst die josefinische Reform eine Bresche, die die slawischen Hinterlassen der deutschen oder magyarschen Feudalherren zwar national zu verdeutschen, aber ökonomisch zu befreien suchte. Unmittelbar ergriff die bürgerliche Revolution die österreichischen Südslawen, als Napoleon ihre Gebiete zu den illirischen Provinzen seines Reichs zusammenschlug und der neuen bürgerlichen Rechtsordnung erschloß. Die revolutionäre Saat ging etwas dürrt in der illirischen Bewegung der dreißiger Jahre auf, die, durch Unklarheit und Gefühlsüberschwang an die deutsche Burschenschaft des Wartburgfestes erinnernd, schon die wenigstens kulturelle Einheit der Slowenen, Kroaten und Serben Ungarns auf ihr Banner schrieb. 1848 wehrten sich Slowenen und Kroaten-Serben verzweifelt dagegen, jene in den deutschen, diese in den magyarschen Einheitsstaat eingestampft zu werden; 1848 meldete sich auch, nach Scheitern dieser Versuche, zum ersten Male der Gedanke eines österreichischen Föderativstaats, in dem die südslawische Gruppe die Königreiche Kroatien, Slavonien und Dalmatien, das serbische Banat und die slowenischen Landesteile umfassen sollte. Aber da bei dem Ausgleich von 1867 die südslawischen Bauernvölker noch immer zu unentwickelt waren, um sich mit kräftigem Ellbogen in die vordere Reihe zu drängen, wurden sie den beiden Nationen mit ausgeprägter Klassengliederung, die Slowenen den Deutschen und, auf dem Papier wenigstens in geringerem Maße, die Kroaten den Magyaren als Beute hingeworfen; indem er die Südslawen in mehr als ein halbes Duzend verschiedener Verwaltungsbezirke eingitterte, brachte der Dualismus ihre politische Hörigkeit in ein staatsrechtliches System.

Seinen Schöpfern schien dieses System für die Ewigkeit gefügt, aber die wirtschaftliche Entwicklung unterwusch nur allzubald die Grundlagen von 1867. Der unerbittliche Revolutionär Kapitalismus drang lärmend und aufscheuchend in die weltabgeschiedenen dörflichen Idyllen der slawischen Bauern ein, weckte die geschichtslosen Völker zum nationalen Selbstbewußtsein, durchtränkte sie mit dem Gefühl ihrer Zahl und Kraft und ließ sie, Recht heischend, mit ungestümer Faust an die Tore der Staatsmacht hämmern. Anstachelnd wirkte der Aufstieg der Südslawen außerhalb des Habsburgerreichs, namentlich der serbischen Nachbarn, hemmend die einen Stamm gegen den anderen auspielende Politik des Divide et impera in Wien und Pest. In den letzten Jahren überstürzte sich diese Entwicklung, und schneller als selbst scharfsichtige Betrachter glauben konnten, verwandelte sich in den führenden Schichten der Kroaten, Serben und Slowenen die akademische Erkenntnis, daß die drei verschiedenen Namen ein und dasselbe Volk deckten, in unmittelbar wirkende lebendige Kraft; als erste Partei münzte die Sozialdemokratie dieses Bewußtsein in politische Forderung um; schon Ende 1909 stellte die südslawische Sozialistenkonferenz zu Laibach, auf der Dalmatien, Istrien, Kroatien und Bosnien vertreten waren, an die Spitze ihres

Programms den Satz: »Die Südslawen Österreich-Ungarns betrachten als Endziel ihrer nationalpolitischen Bestrebungen: die völlige nationale Einigung aller Südslawen, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit des Namens, des Glaubensbekenntnisses, der Rechtschreibung und der Mundarten oder Sprachen.« Je mehr sich auch die anderen Parteien diesem Ziele näherten und je mehr die Volksmassen dafür entflammten, desto mehr verlor der Dualismus, auch von Polen, Tschechen und Italienern längst preisgegeben, den Boden unter den Füßen und wurde aus einer Stärke eine Schwäche der Monarchie.

Daß über Zusammenhänge und Einzelheiten dieser Frage am ausgiebigsten und vorurteilsfreisten das Werk eines Schotten, Seton-Watson's bekanntes Buch, unterrichtete, war just kein Ehrentitel für die politische Literatur Österreichs, und in rechter Erkenntnis dessen sucht L. v. Südl and¹ mit einem unheimlich dicken Wälzer diese Scharte auszuwehen. Weshalb er die Eignung zu seiner nicht leichten Aufgabe in sich verspürte, gibt er im Vorwort an: Jurist und Volkswirt von Beruf, Anthropologe und Soziologe aus persönlicher Neigung, kennt er seit Jahrzehnten die südslawischen Länder und Mundarten aus eigenem. Dazu strebt er die Frage nicht pragmatisch darzustellen, sondern geschichtsphilosophisch zu durchdringen, und auch an seinem ehrlichen Willen, sie sine ira et studio, ohne vorgefaßte Meinung und verblendete Leidenschaft abzuhandeln, ist nicht zu zweifeln. Auf jeden Fall hält er sich frei von der stumpfsinnigen Gehässigkeit, die so gern die Serben als verkommenes Volk von Königsmördern abtut. Er zwingt sich zu der Anerkennung, »daß das durchschnittliche wirtschaftliche Niveau in Serbien höher ist als in den südslawischen Provinzen der Monarchie«, er verschweigt nicht, daß die Analphabeten vor dem Kriege in Bosnien 75, in Dalmatien gar 80 Prozent, in Serbien nur 62 Prozent ausmachten, er betont, »daß die serbische reguläre Armee sich bei ihrem Einbruch nach Bosnien über unser Erwartungen anständig benommen hat. . . . Wir sind der Sache nachgegangen und konnten ziemlich verlässlich in Erfahrung bringen, daß die serbischen Offiziere der Mannschaft eingebleut hatten: Ihr seid ein Kulturvolk, ihr müßt euch anständig betragen und dürft nicht plündern noch morden.« Und es ist zum Staunen, wie die Mannschaft folgte.«

Aber Objektivität im höheren Sinne muß diesem eingefleischten Lehrer des ewig Geftrigen fremd sein, der ganz gut in des seligen Metternich Kanzlei die Grundlagen für seine geschichtsphilosophischen Betrachtungen erworben haben könnte. Seine Weltanschauung ist etwa die der historischen Rechtsschule, von der Marx sagte, daß sie die Niederträchtigkeit von heute durch die Niederträchtigkeit von gestern legitimiere und jeden Schrei des Leibeigenen gegen die Knute für rebellisch erkläre, »sobald die Knute eine bejahrte, eine angestammte, eine historische ist«. So erwähnt Südl niemals den österreichisch-ungarischen Doppelstaat, ohne beflissen das Käppchen vor der »alt ehrwürdigen Monarchie« zu ziehen. So sagt er im Ernst und nicht im Scherz: »Österreich ist ein alter Staat, sehr konservativ, evoluitioniert sich sehr langsam, was aber seine Unverwüßlichkeit bedingt.« So meint

¹ L. v. Südl and, Die südslawische Frage und der Weltkrieg. Übersichtliche Darstellung des Gesamtproblems. Mit 3 Karten. Wien 1918, Manz'sche k. und k. Hof-Verlags- und Universitätsbuchhandlung. 798 Seiten. Preis 20 Kronen, gebunden 23 Kronen.

er, der Dualismus habe während des Weltkriegs seine große Probe bestanden, während allein in dem frühen Kapitel der Ernährungsfrage jede Zeile vom Gegenteil spricht. So hält er es für raffsam, an der bestehenden staatsrechtlichen Ordnung, der »bewährten Ordnung«, die doch von fast allen Völkern und Parteien verneint wird, »so wenig wie möglich zu rütteln«. So ist er voll scheuer Bewunderung für Kallay, der zwanzig Jahre lang Bosnien mit Sporn und Peitsche regierte und im wesentlichsten Punkte seiner Aufgabe versagte. Die tiefere Ursache aller bosnischen Unruhen vor 1878 war die feudale Grundeigentumsverfassung, die einer dünnen Herrenschicht von mohammedanischen Großgrundbesitzern gestattete, durch das Kmetensystem, eine Art Erbpacht mit hohem Naturalzins, die orthodoxe Bauernmasse ungehindert auszuquetschen. Trotzdem der Berliner Kongreß Österreich-Ungarn die Verwaltung dieser Provinzen unter dem stillschweigenden Vorbehalt übertrug, daß es die mittelalterlichen Agrarverhältnisse möglichst rasch ins reine bringe, fanden es die k. und k. Machthaber am bequemsten, sich auf die vorhandene Herrenkaste zu stützen, hüteten sich, den Pachtbauern das drückende Joch vom Nacken zu nehmen, und heute noch ist die feudale Agrarverfassung in Bosnien mit all ihren fortschrittsfeindlichen, verelendenden und aufreizenden Wirkungen im Schwange. Das findet Südländ ganz in Ordnung, denn das bosnische Kmetenverhältnis ist »ein Rechtsinstitut so ehrwürdigen Alters, wie es kaum noch ein zweites in Europa gibt«, und »solche jahrtausendealte Institutionen ändert man nicht gewalttätig ohne schwere Erschütterungen« — es lebe die bejahrte, die angestammte, die historische Knote!

Undemokratisch bis aufs Mark der Knochen, wie er ist, betrachtet denn Südländ, statt sich an die Wünsche, Bedürfnisse und Strebungen der Völker zu halten, das Südslawentum lediglich daraufhin, wie sich aus ihm am besten Stützbalken für das überkommene Herrschaftssystem im Habsburgerreich zimmern lassen. Da sieht er nicht den Kroaten von heutzutage, sondern sein Blick haftet auf einem verschossenen Eldruck, der den kaisertreuen Kroaten von Anno Tobak darstellt; bei ihnen, die einst herrschende Schicht gewesen seien und denen sich der Adelscharakter unauslöschlich eingeprägt habe, rühmt er den »streng legitimistischen Sinn« und die »angestammte Treue zum selbstgewählten Herrn«, die sich »aus der Tiefe der arischen Volksseele« losringe. Diese imaginären Kroaten recht als Leibgarde der Habsburger im Südosten auszunutzen und den verhängnisvollen Grundfaß des Teilens und Herrschens auf die Spitze zu treiben, scheut Südländ allerdings sogar vor dem schüchternen Trialismus zurück, in dessen Rahmen Österreich, Ungarn und Südslawien gleichberechtigte Glieder wären. Statt dessen schlägt er, die Slowenen ganz aus dem Spiel lassend und einen Entwurf des Kroaten Dr. Pilar abklaffend, die Vereinigung von Kroatien, Slawonien, Dalmatien, Bosnien und Herzegowina in ein einheitliches Verwaltungsgebiet unter »Bosnifizierung« der drei ersten Länder vor: das Ganze in demselben frühen Abhängigkeitsverhältnis zu Österreich-Ungarn wie heute Bosnien-Herzegowina und im Innern unter politischer Oberleitung der Kroaten — gleichmütig liefert Südländ in seinem Großkroatien selbst nach seiner Berechnung anderthalb Millionen Serben dreieinhalb Millionen Kroaten als Herrschaftsgegenstand aus und heißt das nicht nur eine, sondern gleich die Lösung der südslawischen Frage!

Da Zwiespalt zwischen Kroaten und Serben Voraussetzung für Gelingen dieses Exempels ist, müht sich Südland im Schweiß seines Angesichts, darzutun, daß sie »zwei Völker mit ganz ausgeprägten, durchaus verschiedenen Physiognomien« sind; er schaufelt den Flugsand der Geschichte beiseite, gräbt versunkene Denkmale aus, beschwört längstvergangene Geschlechter aus der Gruft und rollt Altertum und Mittelalter als Hintergrund und Kulisse auf; ein ganzer großer Aufwand an Kenntnissen und Belesenheit wird, einer fixen Idee zuliebe, schmählich vertan, denn letzten Endes ringt er im Schatten des unentwegten Rassenapostels Houston Stewart Chamberlain um den anthropologischen und ethnologischen Nachweis, daß alles Übel aus dem verdorbenen, nicht rein slawischen Blute der Serben entspringt. Ähnlich wie Dr. Anton Startschewitsch, der Vater des großkroatischen Gedankens, in all seiner leidenschaftlichen Verbissenheit die Serben nur als Staubabfall verschiedener Nationalitäten, von Walachen, Albanern und Zigeunern, ansah, spricht Südland von einer mehr oder minder romanisierten dazischen, thrakischen und illyrischen Urbevölkerung des Balkans, die bei Eroberung der Halbinsel durch Bulgaren, Kroaten und Serben in die Berge gedrängt wurde und Sitte und Lebensweise der dort hausenden räuberischen Nomadenhirten annahm, nach Vermischung mit einem dunkelhäutigen Volke, wahrscheinlich Zigeunern, und starker Durchsetzung mit slawischen Elementen wieder in die Ebene zu dringen begann und nicht nur auf den Zerfall des Nemanjidenreichs in kleinere Feudalgebiete einwirkte, sondern auch den osmanischen Eroberern als Sprengstoff bei Vernichtung des Serbenstaats diente. Im fünfzehnten Jahrhundert zogen diese »Walachen« als leichte Truppen plündernd, mordend und sengend den türkischen Heeren voran und wurden als Rajah in den neuerobernten Gebieten angesiedelt; da sie orthodox waren und der Kirchengewalt des serbischen Patriarchats von Ipek unterstanden, nannten sie sich Serben. In den orthodoxen Serben Bosniens, von denen Südland leider gestehen muß, daß sie das stärkste nationale und konfessionelle Element im Lande bilden und auch das kräftigste nationale Volksbewußtsein besitzen, sieht er Nachkommen dieser romanisch-slawischen Bastardrasse, während er die katholischen und mohammedanischen Bewohner Bosniens als Sprossen der rein slawischen, kroatischen Herrentasse anspricht; nicht umsonst findet er blonde, blauäugige, nordländische Typen bei diesen weit häufiger als bei jenen, von den Unterschieden bei der Schädelmessung erst gar nicht zu reden.

Ebenso entdeckt Südland bei den Serben des Königreichs alle ausrühigen Eigenschaften ihrer räuberisch-nomadischen Hirtennahmen: »Wir haben bei den heutigen Serben es nicht mehr mit einem ausschließlich oder auch nur überwiegend slawischen, sondern mit einem überwiegend balkan-romanischen Volkscharakter zu tun, einem Nomadencharakter, verschärft durch den jahrtausendealten Typus räuberischer Berghirten.« Die Belege für diesen kühnen Satz hat Südland so mühelos bei der Hand wie Zahnstocher auf einem Gasthaustisch. In den achtziger Jahren nämlich entbrannte ein Federstreit darüber, ob der kroatische Poet Maschuranitsch sich in seinem Epos »Smajlaga Tchengitschs Tod« an den montenegrinischen Dichtersfürsten Peter Petrowitsch Negosch allzu eng angelehnt habe oder nicht. Was erklärt diesen Plagiatvorwurf, wenn nicht »die dem Nomadenblut entstammende krankhafte Aneignungsgier der Serben«?! Dann fiel zur Zeit der Anneixionskrise

in der Skupschtina das Wort, Österreich-Ungarn müsse unter Verzicht auf seine Großmachtstellung die Rolle einer östlichen Schweiz annehmen. Was ist das anderes als die Überlieferung des Nomadenbluts, die alte Adelspaläste niederreißen will, um an ihrer Stelle Nomadenhütten zu bauen?! Endlich verglich vor Jahr und Tag ein Franzose Picot die in Ungarn eingewanderten Serben »eher den Waldläusern und Faunen als den Menschen« und schalt sie »treulos, wortbrüchig, grausam, diebisch, räuberisch, mordtätig und allen Lasten und Ausschweifungen ergeben«, und heute nennt Maximilian Harden in seiner »Zukunft« die Serben und Montenegriner »Hammeldiebe«. Gibt es einen bündigeren Beweis für »die mit dem überwiegenden hirtennomadischen Balkanromanen-Walachenblut ererbten Nomadeninstinkte« der Serben?! Bedarf es noch eines weiteren?

In Wahrheit lohnt es nicht, mit wissenschaftlichem Rüstzeug der Balkanromanentheorie Südlands auf ihre Stichhaltigkeit hin zu Leibe zu gehen, denn selbst wenn sie aufs Haar stimmt, besagt sie für die nationalen Fragen der Gegenwart so wenig wie jede »rassische« Beweisführung. Daß die Deutschen von rätischen, keltischen, germanischen, slawischen, vielleicht auch finnischen und litauischen Ureltern abstammen und in den Kriegen der letzten Jahrhunderte spanisches, französisches, kroatisches, irisches und italienisches Blut in sich aufgenommen haben, ist kein Einwand gegen ihre politische und nationale Einheit, daß die Bulgaren aus der Mischung slawischer Siedler mit einem türkischen Erobererstamm hervorgegangen sind, ändert nichts an ihrem südslawischen Volkscharakter, und was immer für Rassenbestandteile in ihren Adern kreisen, die Bosnier betrachten sich als Serben, und die Serben fühlen sich als reine Slawen, und keine noch so geistreiche historische Konstruktion vermag von diesem lebendigen Volksbewußtsein auch nur ein Tüpfelchen abzustreichen.

Solche Konstruktion aber bietet Südländ die Grundlage für das zweite, noch brüchigere Hauptstück seiner Lehre. Da ihm der religiöse Kampf als »eine Konstante der Weltgeschichte« erscheint, gewinnt für ihn der Widerstreit zwischen Byzanz und Rom durch die Jahrhunderte bis auf diesen Tag eine alles andere erdrückende Bedeutung. Wie er die Dinge sieht, unterjochte zwar im byzantinischen Kulturkreis, anders als im römischen, der Staat die Kirche und verschlang so auch die Moralität, aber da jeder Religion der Ausdehnungsdrang innewohnt, wirkt gleichwohl das religiöse Moment im orthodoxen Staat als steter Ansporn zur expansiven Politik. So war es in Byzanz, so ist es in Rußland, und bei den Serben gar verschwifert sich diese von Byzanz ererbte Eroberungslust mit den von den nomadischen Balkanromanen überkommenen Stibizertrieben und erzeugt einen ganz gefährlichen Menschenschlag. Da außerdem der Katholizismus als Erzeugnis des romanisch-germanischen Geistes unmöglich germanenfeindlich sein kann, die Orthodogie aber schon deshalb im Wesen germanenfeindlich ist, weil der germanische Individualismus die byzantinische Staatsauffassung gesprengt hätte, ferner der »verträumte, vertrauensfelige und stets auf fremde Großmut rechnende germanisch-slawische Österreich« dem durch Kirche und Staat »einfach hemmungslos, moralisch schrankenlos« gewordenen orientalischen Christen gegenüber ins Hintertreffen gerät, so liegen die letzten Ursachen für alle Schwierigkeiten Österreich-Ungarns im Südosten im Ausdehnungstrieb der anatolischen Kirche«, und auch die Schuld

am Weltkrieg fällt einzig und allein Byzanz und den Vollstreckern seines Testaments, Rußland und Serbien, zu!

Wie seine Balkanromanentheorie auf Startschewitsch zurückging, so bezog Südländ die Lehre von der Teufelsmacht Byzanz unmittelbar von Fallmerayer, denn der geistvolle »Fragmentist aus dem Orient« suchte ohne Unterlaß der Welt »das kohärente Fortleben einer großen, im Abendland nicht allgemein begriffenen oder doch nicht sattfam gewürdigten, Europas Zukunft bedrohenden byzantinischen Staatsidee anschaulich zu machen« und deutete immer wieder auf »das Streben dieser theokratisch-byzantinischen Staatsidee, alle auf ihrem Gebiet fremdartigen Elemente zu vernichten oder verwandeln in seinem Schoße aufzunehmen«. Aber von Fallmerayer sagte kein Geringerer als Hebbel: »Wenn alle seine Gedanken verkehrt wären, alle seine Meinungen schief und alle seine Grillen töricht, so würde er dadurch seine Bedeutung keineswegs verlieren wie die meisten anderen, die mit dem, was sie entdecken und ergrübeln, stehen und erliegen und mit ihren Wahrheiten, sobald sie trivial geworden sind, und ihren Hypothesen, sobald sie plagen, für immer schlafen gehen.« Zu diesen anderen gehört Südländ, denn er besitzt weder den Freibrief einer starken Persönlichkeit, die groß ist auch in ihren Irrtümern, noch hat er die Entschuldigung einer Zeitanschauung für sich, die im Banne Hegels in der Idee das Weltbewegende sah und den byzantinischen Staatsgedanken als Ding an sich betrachten durfte.

Darum leidet dieser historische Mystizismus mit seinem Sammelsurium von trivialen Wahrheiten, geplakten Hypothesen, verkehrten Gedanken, schiefen Meinungen und törichten Grillen elenden Schiffbruch, wo es eine zureichende Erklärung der Südslawenfrage gilt. Sicher trennte in Orient und Balkan der Glaube Stamm von Stamm weit schärfer als bei uns, aber längst hat die kapitalistische Entwicklung in diese Zäune so breite Lücken gestoßen, daß selbst die Moslems in Bosnien sich seit der aufrüttelnden Tätigkeit Osman Djikitschs auf ihr südslawisches Volkstum zu besinnen anfangen und neuerdings sogar mohammedanische Frauen in Sarajewo, vom Krieg in die Fabrik gezwungen, sich dem Sozialismus in die Arme werfen. Noch stürmischer reißt die bürgerliche Revolution des Südslawentums die Dämme zwischen Katholizismus und Orthodogie nieder und bestätigt auf Schrift und Tripp das Dichterwort: Brat je mio, koje vjere bio! Der Bruder ist mir lieb, wes Glaubens er auch sei!, denn die Bewegung, die ganz Südosteuropa erschüttert, ist, welkenfern von byzantinisch-religiöser Überlieferung, die gleiche demokratische Strömung, die in den Tagen des Konvents die *peuples de France* zur Nation Française zusammenschweißte, 1848 die schwarzrotgoldene Fahne auf die Kuppel der Paulskirche pflanzte und ein Duzend Jahre später die Tausend von Marsala vorwärtspeitschte. Ja, der am Ältesten lebenden »historischen Klassen« der Gesellschaft entbehrend, sind die südslawischen Völker sogar noch vergangenheitsfreier und zukunftsfreudiger als Franzosen, Deutsche und Italiener im revolutionären Abschnitt ihrer Geschichte. Den südslawischen Nationalismus erklärte der so früh verstorbene bedeutende Literaturhistoriker der Belgrader Hochschule, Jovan Skerlitsch, als den »Lebenstrieb einer lebensfähigen Rasse, die Selbstverteidigung eines wichtigen nationalen Organismus, die Manifestation des unteilbaren Rechtes eines Volkes, sein eigenes Leben zu leben und Herr seines eigenen Schicksals zu werden, das hohe Gefühl der Solidarität, das alle Ge-

schlechter und alle Teile eines Volkes in eine harmonische Gesamtheit zusammenfügt«, und betonte ausdrücklich: »Das ist nicht jener alte traditionalistische und fatalistische Nationalismus, der in Träumen von der Vergangenheit lebte. . . . Der neue Nationalismus ist rationalistisch, realistisch und demokratisch. Der neue Nationalismus ist in seinem Realismus demokratisch und sozial, nicht aus Liebe zu tönenden Worten oder schönen Formeln, sondern weil er sich auf die breiten Volksmassen stützt, die die Quelle seiner Kraft sind, und weil er als sein natürliches Ziel die volle materielle, intellektuelle und moralische Erhebung dieser Grundschichten und -pfeiler der Nation betrachtet.«

Daß dieser von Weihrauch nicht umnebelte, verstandesklare Geist in der Tat die südslawische Bewegung beherrscht, hat inzwischen, Südländs leichte Kartenhäuser mühelos umblasend, die Entwicklung der Dinge selbst bewiesen. Sein Buch wurde vor Ausbruch der russischen Revolution vollendet, aber die Sturmglocke, die das Volk von Petersburg auf seine Märzbarrikaden rief, war die Totenglocke, die dem Gedanken eines katholisch-kroatischen Staates nach Südländschem Muster zu Grabe läutete. Unter dem Einfluß des Umsturzes in dem größten Slawenreich schnellte das Nationalbewußtsein der Südslawen in der Donaumonarchie in die Höhe und sprach zum ersten Male in der Erklärung vom 30. Mai 1917 zur Öffentlichkeit, durch die der südslawische Klub im österreichischen Reichsrat die Vereinigung aller von Kroaten, Serben und Slowenen bewohnten Gebiete unter dem Zepher der Habsburger verlangte. Dieses Dokument wurde der Ausgangspunkt einer gewaltigen Volksbewegung in allen südslawischen Ländern Österreichs und Ungarns, die, trotz Belagerungszustand und Bajonetten, unwiderstehlich immer tiefer in die Massen drang und, stets demokratischer und radikaler werdend, im Widerhall der russischen Novemberrevolution, die vermoderten Pergamente des kroatischen Staatsrechts durch die lebendige Kraft des Selbstbestimmungsrechts der Völker ersetzte. Hatte auf der Grundlage dieses Staatsrechts die Startschewitsch-Partei bislang den großkroatischen Gedanken gehätschelt, so stellte gerade sie sich, von der Zaubermacht der südslawischen Idee gepackt, in Kroatien an die Spitze der Bewegung; während die kroatisch-serbische Koalition, die im Ugramer Landtag über die Mehrheit verfügt, bei aller Zustimmung zum südslawischen Programm auch eine Abschlagszahlung im Sinne einer Vereinigung Dalmatiens mit Kroatien-Slawonien einzustechen bereit ist, forderte, ähnlich wie die südslawische Sozialdemokratie in ihrer Friedensdenkschrift, die Startschewitsch-Partei im Dezember 1917 einen Frieden, der »dem einheitlichen Volke der Kroaten, Serben und Slowenen völlige Freiheit des staatlichen, kulturellen und ökonomischen Lebens und Fortschritts verbürgt«. So stark ist der Luftwirbel der Bewegung, daß er in Kroatien einen der wichtigsten Anhänger der rein-kroatischen Idee, den Führer der Bauernpartei Raditsch, vor dem Altar des südslawischen Gedankens bußfertig auf die Knie warf, in Bosnien die mohammedanische Kulowitsch-Partei mitriß und in Laibach den Vorkämpfer eines engherzigen slowenischen Partikularismus Schusteršič an die Wand schleuderte. Was noch an der großkroatischen statt der südslawischen Lösung festhält, ist, reaktionärer Kebricht, die Frank- oder reine Rechtspartei, die, an sich ein Apsl für Streber und Stellenjäger, jüngst bei den Massen um das letzte Restchen Vertrauen kam, weil sie überführt wurde, bei Kriegs-

beginn an einflußreicher Stelle die Militärdiktatur für Kroatien gefordert zu haben.

Zu dieser von vornherein erledigten Gesellschaft gehört der Erzbischof Stadler von Sarajewo mit seinem Häuflein Jesuiten aus rein politischen Gründen und nicht, weil sich wirklich Rom von Byzanz schiede. Denn die katholische Geistlichkeit kämpft in ihrer überwiegenden Mehrheit, ob mit, ob ohne Hintergedanken, in den vordersten Reihen der auf Einigung der Kroaten, Serben und Slowenen abzielenden »byzantinischen« Bewegung, die in Bosnien sehr einflußreichen Franziskaner haben sich ganz auf diese Seite geschlagen, und die Bischöfe Jeglitich von Laibach und Mahnitsch von Agram sind die lautesten Heerrufer im Streit für die südslawische Sache.

Daß derart der Klerus seine religiöse Ausdeutung der südslawischen Frage: Hie Rom! Hie Byzanz! als Seifenblase zum Platzen bringt, wird Südbosnien ungleich schmerzlicher sein als die entschiedene Abkehr der Volksmassen in allen südslawischen Ländern von seinem großkroatischen Plane. Und nicht einmal der armselige Trost bleibt ihm, daß die Machthaber seiner Theorie recht geben, denn Wien und Pest tragen sich, wenn nicht alles täuscht, mit der Absicht, durch die sogenannte ungarische Lösung, Angliederung von Bosnien-Herzegowina an Ungarn und Vereinigung von Kroatien mit Dalmatien, die südslawische Frage noch hoffnungsloser zu verheddern.

Ein deutscher Rousseaujünger.

Zu Joachim Heinrich Campe's Gedächtnis (22. Oktober 1818).

Von Edgar Steiger.

An einem schönen Septembermorgen des Jahres 1777 ritt einer, der es offenbar eilig hatte, aus dem Alkenschen Tore der herzoglichen Residenzstadt Dessau die Straße, die elbauwärts nach Magdeburg führt. Solange der Reiter, der kaum mehr als dreißig Jahre zählen mochte, beim Rückwärtschauen das Schloß und die Türme von St. Marien sah, ließ er dem trabenden Gaul die Zügel schießen, gleich als hätte er Angst, es sei ihm ein Verfolger auf den Fersen. Und erst, als alles, was hinter ihm lag, wie ein Stück Vergangenheit unter den Horizont tauchte, gönnte der Herzogliche Edukationsrat Joachim Heinrich Campe — denn kein anderer war der Flüchtling — seinem abgehefteten Tier einige Minuten zum Auschnaufen und sich selbst ein Viertelftündchen, um die stürmisch nach allen Seiten jagenden Gedanken zu sammeln. Was war denn eigentlich geschehen? Nichts weiter, als daß er sich gestern abend wieder einmal, wie fast täglich in den letzten vier Monaten, über den unleidlichen Bajedow, der ihm in alles hineinredete, halb zu Tode geärgert hatte, so daß er die halbe Nacht kein Auge zutun konnte. Bis es heute früh, als es dämmerte, wie eine Erleuchtung über ihn kam und wie ein Befehl, gegen den es kein Widerstreben gab: »Du mußt ein Ende machen, bevor es zu spät ist! Sonst gehst du in diesem nervenaufreibenden Kampfe um nichts und wieder nichts zugrunde und die Deinen mit dir!« Und so war er denn, ohne einem Menschen ein Wörtchen zu sagen, ja ohne auch nur von seiner über alles geliebten Frau Abschied zu nehmen, auf und davon gegangen, fest entschlossen, niemals wieder in den Kerker zurückzukehren.

Wer hätte ihm das vor einem Jahre prophezeit, als er auf stürmisches Bitten des Brausekopfes Basedow, der in dem neugegründeten Philanthropinum Rousseaus Gedanken verwirklichen wollte, von Berlin nach Dessau übersiedelte, um als »verbrüderter Jugendfreund« mit seinem Gefinnungsgenossen zusammen die neue Kunst der Menschenbildnerei zu betreiben. »Glück dem neuen Kurator von Gott, dem Vater aller Kinder!« hatte ihm Basedow begeistert zuggerufen. Aber was er bei seiner Ankunft in der Residenzstadt an der Mulde erblickte, entsprach gar wenig dem Bilde, das er sich ein halbes Jahr zuvor bei dem prunkvollen Schaustück einer öffentlichen Prüfung von dieser Musteranstalt gemacht hatte. Wohl waren von allen Seiten die Zöglinge, lauter Söhne wohlhabender Familien, herbeigeströmt; aber noch fehlte, nach dem Brande, dem das alte Haus zum Opfer gefallen war, außer den notwendigen Geldern das eigene Gebäude, um sie und die Kandidaten der Pädagogik unterzubringen. Ja, wäre der menschenfreundliche Herzog Friedrich Franz Leopold nicht mit 12 000 Talern und einem selbstgezeichneten Bauriß eingesprungen, so wäre man aus dem Wirtswart gar nicht herausgekommen.

Aber auch sonst stand es mit der Sache der Philanthropen von Anfang an nicht zum besten. Denn das auswärtige Publikum, von dem Basedow mindestens 30 000 Taler erwartet hatte, hielt die Taschen so zugeknöpft, daß nicht einmal ein Zwölftel der Summe einging; und überdies feindeten »die Genies« in Deutschland, auf deren tatkräftige Hilfe man nach der Übersiedlung des jungen Goethe nach Weimar hauptsächlich gerechnet hatte, das neue Unternehmen mehr oder weniger offen an — wohl weniger aus Geschäftsneid, weil sie, wie Basedow meinte, etwas Ähnliches im Sinne hatten, oder aus persönlicher Abneigung gegen Basedow, dessen »zusammengepackte« Gesichtszüge einem Goethe so wenig gefielen wie des Weltverbesserers schnurrige Art, gerade die Leute, die er anbettelte, zu beleidigen; als weil sich hier, ohne daß sich die Beteiligten dessen klar bewußt wurden, zwei grundverschiedene Weltanschauungen, ja man kann geradezu sagen: zwei Menschenalter deutscher Geistesbildung gegenübertraten. Basedow und Campe nämlich waren aufs innigste mit den Berliner Aufklärern vom Schlage Moses Mendelssohns und Nikolais befreundet, jenen mehr oder weniger ungeschickten Hütern des Lessingschen Erbes, deren Verstandesdürre den jungen Stürmern und Drängern, die das Recht des Gefühls und der großen Leidenschaft predigten, ein Greuel und Scheuel war. In Weimar spottete man über die »Berliner Wasserphilosophen« und — in Anspielung auf Basedows Abwendung von allem Kirchentum — »Christusfürmer« und nannte die Mendelssohn, Nikolai, Engel und wie sie alle hießen »Köpfe ohne Hirn und Kraft, die man mit einem einzigen Hauch umblasen könne«.

Natürlich konnte unter solchen Zwistigkeiten im Lager der Jungen ein Reformwerk, das sowieso alle Anhänger des Ewig-Gestrigen, die Geistlichkeit und die Bürokratie, wider sich hatte, unmöglich gedeihen. Was half es da, daß Basedow schon im Dezember desselben Jahres von der Leitung zurücktrat und Campe die ganze Verantwortung überließ? Der unruhige Kopf hatte es sich ja ausdrücklich vorbehalten, nicht nur die sogenannten »Gewissensübungen« anzuordnen, sondern auch, in der Konferenz, der er regelmäßig bewohnte, über alles und jedes seine meistens mißbilligende Meinung zu sagen. So kam es denn, wie es kommen mußte. Während die An-

stalt äußerlich bald emporblühte, mehrere der jungen Herren von auswärts sogar ihre eigenen Hofmeister mitbrachten und deren Angehörige, der Adel Kurlands, die Berliner Judenschaft und die Freimaurerloge, Gelder und kostbare Bücher und Instrumente stifteten, war des Unfriedens und der Verdrießlichkeiten unter den Leitern und Lehrern kein Ende. Bis dann — eben gestern abend — das Faß zum Überlaufen kam und heute früh den Herrn Kurator Joachim Heinrich Campe zur Stadt hinauschwemmte.

Gewiß war es ein toller Streich, den die böse Welt einem Jugenderzieher kaum verzeihen konnte. Aber wie er die Sache auch hin und her überlegen mochte, ein Zurück — das fühlte er auch jetzt — gab es für ihn nicht mehr. Und hatte er in dem Menschenalter, das er nun schon auf Erden weilte, nicht bereits Schlimmeres erlebt? Er brauchte nur an seine frühe Kindheit zurückzudenken, da sein Vaterhaus in Deensen, einem Dörfchen im Westwinkel des Braunschweiger Landes, während des Siebenjährigen Krieges von den Franzosen geplündert wurde. Oder an die durchwachten Nächte auf der Lateinschule in Holzminden, mit denen er seinen mangelhaften Kenntnissen in der lateinischen Grammatik abhelfen wollte, bis er, zum Skelett abgemagert, auf zehn Jahre hinaus augenkrank wurde. Oder an die Hungerjahre auf der Universität Helmstedt und jenen Tag des Schreckens, da die »Braunschweiger Landschaft« dem Studenten der Theologie, der die Vorlesungen des schüchternen Bibelkritikers Teller besuchte, in einem amtlichen Reskript kund und zu wissen tat, »man wäre nicht gemeint (gewillt), die Wohltaten des Vaterlandes an einen leichtsinnigen Jüngling zu verschwenden, der von verrufenen Irrlehrern sich zum Irrglauben verföhren ließe«.

Von jener Zeit an fühlte er, daß er nicht zum Theologen geboren sei, und dankte daher Gott, daß er nach zwei weiteren Semestern, die er zu Füßen Salomo Semmlers in Halle zubachte, durch Teller an die Familie Humboldt in Berlin als Hauslehrer empfohlen wurde, wo er erst den Baron v. Holwede, einen Sohn aus Frau v. Humboldts erster Ehe, dann aber die Knaben Wilhelm und Alexander zu unterrichten hatte — freilich nur auf ein Jahr und ohne daß er ahnte, welche Geister hier seiner Fürsorge anvertraut waren. Aber auch hier in Berlin, wo er sogar als Feldprediger des kronprinzlichen Regiments nach einer erbaulichen Predigt in Potsdam von Friedrich dem Großen mit der Ausarbeitung eines Erziehungsplans für den Kronprinzen beauftragt wurde, konnte sich seine innere Ehrlichkeit nicht mit dem geistlichen Beruf befreunden. »Wie kann ein Biedermann sich glücklich fühlen,« schreibt er, »wenn er täglich die Rolle eines Heuchlers spielen muß? Und die muß jeder Geistliche spielen, sei er, wer er wolle — nur allenfalls der Schafskopf ausgenommen!« Dagegen streckt er als alter Verehrer Lessings seine geistigen Fühler nach allen Seiten, um mit jenen freien Geistern, die, statt der vollen Wahrheit, vom himmlischen Vater das Streben nach der Wahrheit erbitten, in Berührung zu kommen. Und wie er bereits in Helmstedt ganz im Sinne Mendelssohns eine Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele schrieb, so verkehrt er jetzt im Kreise der Berliner Aufklärer, wechselt mit Klopstock, der eben den vierten Band seines »Messias« herausgibt, begeisterte Briefe und veröffentlicht in Wöckings Musenalmanach seine Iristischen Erstlinge.

Daß er neben dem klaren Verstand auch ein heißes Herz in der Brust trug, dessen wurde er niemals so deutlich bewußt wie gerade in jenen Ber-

liner Tagen, als ihm, dem armen, schüchternen Hofmeister, der nichtsahnende Prediger Ruz seine innigstgeliebte Dorothea Maria beinahe vor der Nase weggeschnappt hätte. »Es ist geschehen, meine geliebte Freundin! Mein Entschluß, der fürchterlichste Entschluß ist gefaßt,« schreibt der Unglückliche an die vermeintlich Verlorene, wie sie sich mit dem anderen verlobt. »Ich entsage (o Gott! meine zitternde Hand weigert sich, es zu schreiben), ich entsage der beneidenswertesten Glückseligkeit, die je ein Mensch auf Erden erlebt hat, dem Glück, in Ihren treuen Armen die ganze Seligkeit des Himmels zu genießen. . . .« Zittert über diesen Zeilen — wohlgemerkt: ein Jahr, bevor Goethes »Werther« im Druck erscheint — nicht schon echte Wertherstimmung? Man höre nur die Selbstvorfürworte: »Ich bin schuld an Ihrem Unglück. Ich, ich Elender, habe Ihr Leben vergiftet. . . .« Nur daß diese Herzensschreie immer und immer wieder in runde, abgezirkelte Sätze ausklingen und schließlich, als sollte ihnen der Zeitsfempel der vorgoethischen Zeit aufgedrückt werden, plötzlich in — französische Verse überschnappen:

»A qu'est ce auprès de toi que se vil Univers!« usw.

(»Was ist sie gegen dich, die kalte, feile Welt!«)

Aber die kalte, feile Welt war besser, als die beiden Liebenden dachten. Der wackere Voffesmann hatte kaum von der großen irdischen Leidenschaft gehört, als er bescheiden zurücktrat; und Campe konnte seine geliebte Dorothea Maria Hiller heimführen, noch bevor ihn Basedom im Namen des Herzogs nach Dessau berief.

Und nun war auch dieser Traum vorbei und der Kurator des Philanthropinums auf der Flucht nach Hamburg. Umsonst schickte ihm Basedom Botschaft über Botschaft nach: »Komm zurück in unsere Arme! Bruder, komm! ach komm! komm!« Umsonst reist der Herzog selbst, der die Flucht seines Schulleiters vor aller Welt verheimlicht, ihm persönlich nach Hamburg nach. Campe bleibt fest. »Mit Venies habe ich fortkhin keine Gemeinschaft mehr. Ich schließe es in mein Morgen- und Abendgebet ein, daß mich der Himmel davor bewahren möge!« schreibt er an seinen Schwager Hiller. Seine Frau und sein Töchterchen Lotte sollen fürder sein ein und alles sein. Er will nichts, als in aller Stille an seiner eigenen Aufbesserung und an der Beglückung seiner kleinen Familie arbeiten. Aber was helfen dem Menschen alle guten Vorsätze, wenn ihn seine innere Bestimmung andere Pfade weist? Schon ein Jahr darauf sehen wir Campe auf einem herrlichen Landgut am Billwerderdamm, das ihm ein reicher Hamburger gestiftet hat, mit einem Duzend Söhnen wohlhabender Hamburger Kaufleute abwechselnd »Turn- und Jugendübungen« machen. Jetzt hat er endlich, was er will, »keine Erziehungsfabrik«, sondern ein Heim, wo »die Kinder dem Schoße der Familie einverleibt werden«. Jetzt kann er die Rousseauschen Ideale verwirklichen, die körperliche Erziehung des Menschen wieder in ihre Rechte treten lassen, an Stelle des öden Gedächtnisdrills die Freude am Selberfinden im Kinde wecken, mit dem Verstand das Gefühl und den Charakter bilden und nicht durch Furcht und Zwang, sondern durch Liebe und Freude statt demütige Untertanen freie Bürger heranbilden.

Noch ist es nicht das Volk, noch sind es nur die Söhne der oberen Zehntausend, mit denen der Menschenbildner seine Versuche anstellt. Während sich drüben in der Schweiz, auf dem Lande draußen, der verunglückte Bauer Pestalozzi, »der Narr vom Neuhof«, wie ihn die Herren in Bern und Zürich

nannten — die große Zukunftsaufgabe der Schule klar erkennend —, mit 50 Bettelkindern abquält, sucht hier in der aufstrebenden Handelsstadt Deutschlands der Herzoglich Anhaltische Edukationsrat zunächst die Söhne der Reichen zu Menschen zu erziehen. Landluft, körperliche Abhärtung, Gartenarbeiten und Turnspiele sollen den Körper zum willigen Träger des Geistes machen. »Ich selbst,« schreibt er 1780 an Lessing, »meine Frau, meine drei Gehilfen, meine zwölf herrlichen Knaben wissen fast nicht mehr, was Krankheit ist, weil wir, soweit der leidige Überlauf von Besuchern und Beschauern aus der feinen Welt — die Hauptplage meines Lebens — es uns erlaubt, uns immer mehr in die Grenzen der Natur zurückziehen.« Neigt sich der Tag zu Ende, so wird unter dem Sternhimmel ein Dankgebet zum Allvater hinaufgesandt, oder der Hausvater erzählt den lauschenden Kindern, die an seinen Rockschoßen hängen, die Geschichte Robinson Crusoes, die zwei Menschenalter früher der wackere englische Dissenter Defoe nach den Aufzeichnungen des schottischen Matrosen Seldkirk niedergeschrieben hatte. Schon Rousseau hatte den erzieherischen Wert dieser Schrift klar erkannt. Sie soll »für lange Zeit die ganze Bibliothek seines Emile bilden«. Nur müßte man, so meint der Schöpfer des modernen Erziehungswesens, die Geschichte von allem überflüssigen Romanbeiwerk reinigen und gleich mit dem Schiffbruch beginnen und wiederum mit der Ankunft des rettenden Schiffes auf der Insel schließen. Was Rousseau hier verlangt, hat Campe als des Meisters getreuer Jünger durchgeführt. Seine Umarbeitung soll, wie er ausdrücklich betont, vor allem die Kinder unterhalten, ihnen spielend die Begriffe des allgemeinen Wissens und vor allem die ersten Kenntnisse in der Naturkunde beibringen, zugleich aber (hier redet wieder der Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts) in der Seele fromme und tugendhafte Empfindungen wecken und (der Mann, der das Wertherfieber hinter sich hatte, wußte, wie nötig es damals war) die Empfinderei und die Unnatur der Schäferspiele durch die Anschauung der Wirklichkeit bekämpfen. Und so trat denn im Jahre 1779 — genau 60 Jahre nach Defoes Helden — sein »Robinson der Jüngere«, statt eines Engländers ein echtes Hamburger Kind, dem bald in der »Entdeckung Amerikas« Kolumbus, Cortez, Pizarro nachfolgten, von Hamburg aus seine Weltreise durch alle Länder und Sprachen der Erde an und wurde ein Jahrhundert lang und mehr der Liebling der Kinder in der ganzen Welt.

Campe war jetzt mit 40 Jahren ein berühmter Mann, und als solchen berief ihn im Jahre 1786 der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, derselbe, dessen Bibliothekar Lessing in Wolfenbüttel gewesen war, nach der Heimat zurück, damit er dort, unterstützt von den damaligen literarischen Berühmtheiten, einem Gärtner, Zachariä, Ebert, Eschenburg und Leisewitz, die Leitung des Collegium Carolinum, einer Vorbereitungsschule zur Universität, übernehmen und zugleich als Schulrat das ganze Erziehungswesen des Landes neu gestalten sollte. Campe ging sofort mit wahrem Feuereifer ans Werk. Er stellte zwei gleichgesinnte Schulmänner als Gehilfen ein, Ernst Christian Trapp zur Ausarbeitung neuer Lehrordnung und Lehrbücher und Johann Stuve zur praktischen Durchführung der nötigen Reformen. Zugleich wird das »Braunschweigische Journal« begründet, das »alles ins Auge fassen soll, was eine Beziehung auf die Bildung und Glückseligkeit des Menschen hat«. Im Schloß Wolfenbüttel wird eine Buchhand-

lung untergebracht und in einem vom Herzog geschenkten Gebäude eine Druckerei eingerichtet, und der Absatz der Erziehungsschriften, die Campe selbst mit unermüdlichem Fleiß anfertigt, und der Kinderbibliothek ist binnen kurzer Zeit so über alle Erwartung, daß man den kühnen Plan zu einer großen »Schulenzyklopädie« fassen kann, das heißt zu einer »Sammlung aller neuen, den Fortschritten in der Aufklärung und den jetzigen Bedürfnissen der verschiedenen Stände angemessenen Schulbücher jeder Art«.

Konnten die Dunkelmänner im Lande dieser umstürzlerischen Tätigkeit der berüchtigten Aufklärer ruhig zusehen? Hatte ihnen nicht schon der durch Lessing berühmt gewordene Pastor Goeze in Hamburg einen deutlichen Wink gegeben, als er von der Kanzel herab gegen den gottlosen Erzieher wetterte, der die Kinder statt in die Kirche in die Natur hinausführe? Um den Schein des Rechtes zu wahren, verband sich die braunschweigische Geistlichkeit zunächst mit den Landständen, in denen die ängstlichen Anhänger des Alten die Mehrheit hatten, und diese mußten dem Herzog beweisen, daß das neue Landeskollegium wider die Verfassung sei. Als dann aber bei Ausbruch der französischen Revolution der menschenfreundliche Schulrat auch noch diesem Umsturz alles Bestehenden zujubelte und mit seinem ehemaligen Schüler Wilhelm v. Humboldt sogar nach Paris reiste, um »Augenzeuge von dem rührenden Siege der Menschheit über die Zwangsherrschaft zu sein«, wurde der Verhaßte bei seinem Landesherrn als deutscher Jakobiner angeschwärzt. Campe hatte nämlich in seinen »Briefen aus Paris« eine begeisterte Schilderung von jener Nachtfeier des 4. August 1789 gegeben, in der Frankreichs Adel und Geistlichkeit in »einem Wettstreit zwischen Großmut und Großmut, zwischen Patriotismus und Patriotismus . . . unter lauten Zurufen der ganzen Nation »freiwillig« auf ihre uralten Feudalrechte verzichteten — eine gesinnungstüchtige moralische Geschichtsklitterung, in der die von der äußeren Schaustellung geblendete Empfindsamkeit des bürgerlichen Ideologen vor lauter Tugenden weder die geschichtlichen Notwendigkeiten noch die ökonomischen Unterströmungen sieht. Und das französische Volk hatte ihm zum Danke dafür das französische Bürgerrecht geschenkt — eine Ehre, die er bekanntlich mit einem Klopstock und einem Schiller teilte, die ebenfalls die französische Revolution als die Morgenröte einer neuen Zeit begrüßt hatten. Freilich geschah das alles zu einer Zeit, da das Deutsche Reich noch im tiefsten Frieden mit Frankreich lebte. Aber was kümmerten sich gewisse dunkle Ehrenmänner um solche Kleinigkeiten? Entblödete sich doch sogar die preußische Regierung, für deren Geist schon das Wöllnersche Religionsedikt vom Jahre 1788 zeugte, beim Ausbruch des ersten Koalitionskrieges nicht, den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, der als Kriegsrat öfter nach Berlin berufen wurde, gegen seinen Schützling in Braunschweig aufzuheben. Und so kam denn endlich nach vergeblichen mündlichen Vorstellungen ein Kommissionsbeschuß zustande, nach dem Campe und seine Freunde »hinsüro in ihrem Journal sowohl als in ihren sonstigen edendis alle Gegenstände, so theologisch-dogmatischen als politischen Inhalts, vorderhand ganz unberührt lassen und in specie sich aller Kritik benachbarter Regierungen, besonders der preußischen, gänzlich enthalten sollten«.

Nun aber zeigt Campe offen vor aller Welt, daß es ihm mit seiner vielbelächelten Aufklärung wirklich heiliger Ernst und daß er, wie sein großes

Vorbild Lessing, ein ganzer Mann war. Er sieht in der Zumutung, die an ihn gestellt wird, nichts als »eine geistige Landesverweisung«, erklärt in einem freimütigen Promemoria die Pressfreiheit für ein unveräußerliches Recht der Menschheit und ist bereit, im äußersten Falle zum Wanderstab zu greifen. Seiner Frau aber schreibt er: »Sei guten Muts, liebes Weib! Ich bin es nie in höherem Grade gewesen. Es liegt etwas so unbeschreiblich Süßes darin, für Wahrheit und Menschheit etwas aufzuopfern, daß dem, der das Glück hat, von der Vorsehung dazu bestimmt zu werden, eher Glückwünsche als Beileidsbezeugungen gebühren.... Ich könnte jetzt, wenn es nötig wäre, wahrlich mit lachendem Gesicht zum Scheiterhaufen gehen.«

Diese männlich kühne Sprache verfehlte dort, wohin sie gerichtet war, ihren Eindruck nicht. Der Herzog ließ seinem Schulrat sagen, er solle ganz nach seinem Gewissen handeln; und so konnte denn Campe den Rest seines Lebens, der neben seinem Erziehungswerk einem etwas zopfigen, aber wohlgemeinten Kampfe für Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache gewidmet war, ruhig in seinem schönen selbstgeschaffenen Heim verbringen, in dessen grünen, mit schnörkelhaften Inschriften geschmückten Laubgängen sich der Aufklärer ganz im Geschmack der bereits untergegangenen Zeit seine letzte Ruhestätte baute. Als er dann, gerade vor hundert Jahren, am 22. Oktober 1818 von dem Traumleben, in das er die letzten Lebensjahre eingedämmert war, durch den Tod erlöst wurde, senkten ihn, seinem letzten Willen entsprechend, die Seinen frühmorgens in aller Stille, ohne Glockengeläute, ohne Trauergefolge in die selbsterwählte Gruft. Und so schließt denn das Leben dieses Aufklärers, das, im achtzehnten Jahrhundert festwurzelnd, seine Fühler bis ins neunzehnte hinüberstreckt, bedeutsamerweise — wer von uns Nachlebenden könnte nicht das Gleichnis deuten? — mit den Worten, mit denen Goethe von seinem »Werther« Abschied nimmt: »Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet.«

Papierne Heuschreckenschwärme.

Fliegerabwurfsschriften als Propagandamittel der Entente.

Von Ernst Drahn.

Die Verleumdung ist ein Lüftchen,	Zischen drein mit Feuerblitzen...
Raum vernehmbar im Entstehn,	Endlich bricht es los, das Wetter,
Still und leise ist sein Wehn:	Unter gräßlichem Geschmetter!
Horch, nun fängt es an zu säuseln —	Durch der Lüfte Regionen
Immer näher, immer näher kommt es her —	Tobt's wie Brüllen der Kanonen,
Und von Zungen geht's zu Zungen —	Und der Erde Stoß und Zittern
Daß Gerede schwellt die Lungen —	Widerhallt in den Gewittern!...
Und der Lasterzungen Spitzen	(Aus: Der Barbier von Sevilla.)

Seit rund hundert Jahren tönt die berühmte »Verleumdungsarie« herab von den Opernbühnen der ganzen Welt. Sie hat jetzt im Weltkrieg eine neue Übersetzung aus dem Italienischen gefunden. Das Säusen der Propeller, der dumpfe Paukenschlag der Bomben, das Rattern der Motoren von Flugzeugen bilden das neuinstrumentierte Orchester dazu. Die Entente glaubt gute Dirigenten zu besitzen. Und doch klappen die Einsätze nicht, doch hört man falsche Töne in der Bravourleistung, und neben dem

holden Engelsangesicht grinsen aus der schlecht schließenden Kulisse Teufelsfragen hervor.

Es sind geradezu »Heuschreckenschwärme« von Verleumdungs- und Täuschungsschriften, die schon seit Jahren auf und hinter die deutschen Linien, aus der Luft von Fliegern abgeworfen, herniedergehen. Nun haben Versuche geistiger Beeinflussung des Gegners zwar schon in früheren Kriegen stattgefunden. Neu aber an der heutigen Frontpropaganda ist, daß in der Sache System liegt und der Abwurf von Flugblättern gewissermaßen als Großbetrieb organisiert ist. Um einen Begriff von dem Umfang der Entente-propaganda mittels Abwurf von Druckschriften zu geben, sei erwähnt, daß 1918 im Mai an der Westfront 84 000, im Juni 120 000 und im Juli 300 000, in drei Monaten also 504 000 Stück Flugschriften aller Art als gefunden bei den Truppenteilen angemeldet worden sind. Diese Zahlen können durch einige andere ergänzt werden. In einer Reihe größerer Kriegssammlungen befinden sich 932 solcher verschiedener Ausgaben von Schriften zur Frontpropaganda. Von dieser Zahl entfallen rund 100 auf die inzwischen freigewordene Ostfront, während der große Rest auf den Westen kommt. Nach der Art der verschiedenen Ausstattung dieser Schriften kann man sie einteilen für den Westen in Bücher und Broschüren (28 verschiedene Ausgaben), gefälschte Zeitungen (7 verschiedene Titel in 9 Nummern), Zeitschriften (14 verschiedene mit 402 Nummern), Handzettel und Flugblätter in deutscher Sprache (173 Ausgaben), faksimilierte Briefe und Karten von deutschen Gefangenen (220 verschiedene Texte und Formate); für den Osten in Broschüren (7 Ausgaben), Zeitungen (4 Titel mit 69 festzustellenden Nummern), Flugblätter und Handzettel (24 in deutscher Sprache). Eine Reihe fremdsprachlicher Flugschriften blieb unberücksichtigt.

Wie hoch die Auflagen solcher Drucksachen im einzelnen sind, geht aus Angaben hervor, die der Schweizer Wernsdorf in seiner Schrift »Dies Buch gehört dem Bundesrat« macht. Nach einem Vertrag der französischen Regierung mit Payot & Co. in Lausanne sollten von dem Buche »J'accuse« in kleinem Format für Fliegerabwürfe nicht weniger als 200 000 Exemplare geliefert werden. An einer anderen Stelle sagt der Verfasser: »Die bei Payot & Co. erschienenen Broschüren (des bekannten früheren Morgenpost-redakteurs Dr. Köfemeier) waren bereits Anfang 1916 zu je 100 000 Stück von der französischen Regierung erworben worden.«

Solcher Großbetrieb verlangt natürlich eine besondere Technik der Verteilung. In der Praxis haben sich daher verschiedene Arten des Abwurfes feststellen lassen. Die gebräuchlichste ist die: Um das Flugzeug hängt eine fingerdicke Zündschnur (nach Art der gelben Baumwolllunten an Steinfeuerzeugen). An dieser sind in kurzer Entfernung, von anderthalb bis zwei Meter, Flugblattpäckchen angebracht, die an Bindfäden mit eingewebten Zündschnüren hängen. Ist die Gegend erreicht, wo die Flugblattverbreitung beginnen soll, so wird eine Stelle der Lunte angezündet; mit dem Fortschreiten des Brandes fällt dann immer eines der Päckchen ab. Bücher werden dagegen meistens in besonderen Papierballons befördert, die mittels brennendem Äther (verdünnter Luft) hochgetrieben werden. Im Februar und März dieses Jahres wurden ferner mit dem Grabenwerfer für Signalzwecke aus den französischen Linien viele tausend Exemplare der nachgedruckten »Leipziger Volkszeitung« sowie des Buches »J'accuse«, in Blechhüllen ver-

packt mit der Aufschrift »Porte Fracts« (Flugblatthülse), herübergeschossen. Unsere Feldgrauen wurden also im wahren Sinne des Wortes mit Entente-literatur bombardiert.

Nach auch jetzt das Ende des Weltkriegs heran, so bleibt es deshalb nicht minder lehrreich, die Mittel zu betrachten, die bisher die Entente zur Erschütterung der deutschen Kampffronten angewandt hat, und unter diesen Mitteln ist die Flugschriftenpropaganda von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Werfen wir daher einen Blick auf die Ausstattung und den Inhalt der Propagandaschriften. Die unterschiedlichsten Formen werden verwendet, vom Handzettel in Fahrkartengröße bis zum mehrere hundert Seiten starken Buche und reich mit guten Photos ausgestatteten dicken Quartheften, von der Einblattzeitung in Oktavform bis zum Großfolio des modernen Weltblatts. Es kommen Buchumschläge vor, die in Dreifarbendruck hergestellt sind, und illustrierte Flugblätter in Kohle- und Federzeichnung.

Neben dem Buchdruck wird hektographiert. Handschriften werden auf Briefen und Postkarten und Notizbuchblättern reproduziert. Auch Trauerkarten mit schwarzem Rand kommen vielfach vor. Vom Karton bis zum dünnsten Auslandspapier werden alle Sorten Druckmaterial in den Dienst der »guten Sache« gestellt. Aus Zeitungen wird zitiert, natürlich wie vom Teufel aus der Bibel, von der »Norddeutschen Allgemeinen« bis zum Berliner »Mitteilungsblatt« der Unabhängigen. Zeitungsnummern werden gefälscht, selbst aus dem Lager der Entente, von der Berner »Freien Zeitung« über die »Frankfurter Zeitung« bis zum »Militärwochenblatt«. Weiter werden Aussprüche und Schriften von Politikern benutzt, von Ernst Moritz Arndt herunter bis auf den Reichstagsabgeordneten Rühle, von Dr. Friedrich Adler bis zu Seiner Durchlaucht dem Fürsten Lichnowsky, von Cohn (Nordhausen) bis zum Präsidenten Wilson. Auch der Papst, Friedrich Schiller und Friederike Kempner müssen herhalten. Die Beeinflussung des deutschen Soldaten spielt also mit allen Registern. Man sucht Furcht zu verbreiten durch die Vorführung der großen Machtmittel der Entente. »Euer Kampf ist aussichtslos. — Amerika wird euch den Varaus machen. — Eure U-Boote taugen nichts. — Wir bauen mehr Schiffe, als sie versenken. — Euer Handel ist vernichtet. — Wir sperren euch nach dem Kriege die Rohstoffe ab, dann muß Deutschlands Industrie verhungern. Eure Kolonien seht ihr niemals wieder.« So klingt es aus gar vielen Flugblättern, bald Lockung, bald Drohung. Schrecken soll durch Vorführung grauenhafter Bilder von der Wirkung feindlicher Geschütze, Entmutigung durch Taschenspielerkünste mit Zahlen eigener und fremder Verluste verbreitet werden. Der Eintritt von Italien und Rumänien in den Krieg wie gelegentliche Rückzugsbewegungen der Mittelmächte werden zur Erregung von Entmutigung ausgenutzt. Heimweh und Sorge um die Angehörigen zu Hause und um die spätere Existenz sollen durch geschickt redigierte Zeitungsausschnitte und Heimatberichte bewirkt werden. Wirtschaftliche und politische Gegensätze, partikularistische und dynastische Strömungen werden auszufächeln gesucht. Den Dänen, Estländern, Polen wird die »Freiheit« versprochen. Süddeutschland sucht man gegen »Preußen« auszuspielen, den einfachen Soldaten gegen den Offizier aufzubringen. Proletariern wird versprochen, den Kapitalismus (natürlich nur in Deutschland) zu vernichten. Hier ein Beispiel.

In einer Schrift, betitelt »Bapern und der Frieden«, einem vierundzwanzigseitigen Heftchen, das unter der fingierten Deckfirma »Vereinigung deutscher Männer, München« verbreitet wurde und in Süddeutschland Propaganda machen sollte für einen deutschen Kaiser aus dem Hause Wittelsbach, heißt es zum Schluß:

Wir haben zu unterscheiden zwischen Großdeutschland und Alldeutschen, alias Pangermanisten....

Und nachdem dann die Alldeutschen als Kriegserreger charakterisiert worden sind, fährt der Mephisto fort, von 1848 an Vertreter seines »Großdeutschums« Revue passieren zu lassen, unter ihnen natürlich auch Karl Marx und Friedrich Engels mit folgender wunderbaren Stelle:

Die ursprüngliche Auffassung der deutschen Sozialdemokratie, wie sie durch Marx und Engels vertreten wurde, war ebenfalls großdeutsch; den preussischen Zug hat erst Lassalle in die Sozialdemokratie gebracht, wobei ihm als Milderungsgrund seine begreifliche Abneigung gegen die habsburgische Reaktion zur Seite steht.

Schon daraus ersieht man, wie der Verfasser die Urteilsfähigkeit Süddeutschlands und der dortigen Sozialdemokratie einschätzt.

Unter dem marktschreierisch aufgemachten Titel »Kaiser und Krieg oder Republik und Frieden« richtet eine wüste Heftschrift von Siegfried Valder die Aufforderung zur Meuterei und zum Überlaufen an unsere Soldaten. Sie arbeitet mit den größten und gemeinsten Mitteln. Fast belustigend in ihrer naiven Unverschämtheit ist die Aufforderung:

Wo es euch nicht oder noch nicht möglich ist, überzugehen, schießt keinesfalls auf die Franzosen, Belgier und Engländer! Schießt auch nicht, wenn ihr beschossen werdet! Es bleibt ja leider nichts anderes übrig als zu schießen, wenn ihr nicht freiwillig herüberkommt und eure Vorgesetzten euch nicht freiwillig zurücknehmen bis jenseits der Grenze.

Ein weiteres Flugblatt lautet:

Deutsche Soldaten! Es ist eine schändliche Lüge, daß die Franzosen die deutschen Gefangenen mißhandeln. Wir sind keine Unmenschen. Kommt nur getrost zu uns herüber. Hier findet ihr rücksichtsvolle Aufnahme, gute Verpflegung und friedliche Unterkunft.

Nach dieser kurzen Charakteristik der Schriften mag ein Blick auf die frühen Quellen geworfen werden, aus denen diese Erzeugnisse fließen. Leider muß man dabei feststellen, daß es zum weitaus größten Teil deutsche Federn sind, die, im neutralen Ausland mit französischem Gelde ausgehalten, ihr Heimatland bekämpfen, vielfach mit Mitteln der gemeinsten Revolversejournalistik. Unter ihnen sind vor allem zu nennen: der bekannte »Homo«-Leitartikler der »Humanité«, Salomon Grumbach, der frühere Morgenpost-redakteur Dr. Köfemeier, Dr. Kurt Grelling, der Hervé-Übersetzer Fernau, ein früherer deutscher Konsul in Serbien, Dr. Schlieben, und der bekannte Romanschreiber Edward Stillebauer. Neuerdings tritt besonders ein ehemaliger amerikanischer Bankier Kahn aus New York hervor.

Auß Raumrücksichten muß hier die Flugblattpropaganda an der Ostfront unberücksichtigt bleiben, nur die an der Westfront kann kurz »ge-

würdigt« werden. In der ersten Zeit des Krieges war hier von einer systematischen Frontpropaganda kaum etwas zu spüren. Der Bewegungskrieg eignet sich eben für eine solche in weit geringerem Maße als der Stellungskrieg. Dann aber ist der Abwurf von Literatur ein Kampfmittel, das erst der Organisation bedarf. Diese bot sich von Ende 1914 an in der Schweiz. »Parabellum«-Radek-Sobelsohn und »Homo«-Grumbach hatten durch ihre Tätigkeit für »Humanité« und Berner »Tagwacht« gut vorgearbeitet. »J'accuse« war bei Papot & Co. in Lausanne von dem Berliner Kurt Greling verlegt worden. Es begann nun ein richtiges Zwickmühlenspiel. Aus der illegalen Literatur Deutschlands und den Zeitungsartikeln der »Tagwacht« wurden Stellen in die Broschüren übernommen und Auszüge für die Fliegerabwurfzeitungen zurechtgeschnitten. Endlich im April 1917 schuf man darauf mit Ententegeldern in der Schweiz die »Freie Zeitung« und hatte nun ein eigenes Organ zum Gebrauch. Das berücksichtigte deutsche Spartakus-Flugblatt »Hunger« wurde von der Grumbach-Spionagezentrale massenhaft verbreitet. Es ging alsbald in die »Kriegsblätter« Nr. 23, ein Fliegerblatt, über und ist außerdem noch in vier verschiedenen Ausgaben als Fliegerzettelnachgedruckt worden. Wie schnell diese Spionagezentrale arbeitet, beweist ein Berliner Handzettel. Ende November wurde er in Berlin verbreitet, und der faksimilierte Abdruck fand schon in der Januarnummer der »Feldpost« Platz. Ebenso geht es mit dem Abdruck der aus Spartakuskreisen stammenden Schrift: »Wer hat Schuld am Kriege?« Die Entente hat gute Verbindungen in Deutschland. Einen geheimen Erlaß der Landespolizeistelle in Stuttgart vom 6. März 1916 über Beschlagnahme von Druckschriften findet man zum Beispiel wörtlich abgedruckt schon am 27. Mai 1916 in der »Arbeiter-Zeitung« St. Louis. Er hatte also trotz der schwierigen Verbindung in weniger als 82 Tagen den Weg bis in diesen Ort der Vereinigten Staaten gefunden.

(Schluß folgt.)

Literarische Rundschau.

Dr. Ivan Gheorgov, *Die bulgarische Nation und der Weltkrieg*. Gesammelte Aufsätze. Veröffentlicht von der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft. Berlin 1918, Verlag A. Hofmann & Co. 304 Seiten. Preis 6 Mark.

Diese Sammlung von Zeitschriften- und Zeitungsaufsätzen Gheorgovs, der ein bekannter Heißsporn der großbulgarischen Richtung ist, gibt einen guten Einblick in die Denkwelt jenes zielklaren und eiskalten Sofioter Nationalismus, von dem das Buch selber sagt, daß er sich »einzig durch seine Interessen leiten« lasse.

Sind viele der Artikel dem Widerstreit der Meinungen über einzelne Balkanfragen entsprungen, so treffen sie doch nicht immer den Nagel auf den Kopf. So wendet sich Gheorgov zwar mit Recht gegen die Anschauung, daß der Bulgare kein Slawe sei — sogar ein Flugblatt des Berliner Instituts für den Wirtschaftsverkehr mit Bulgarien schrieb: »Aus Vorderasien eingewandert, dem turanischen Stamme angehörig, wurde seine Sprache slawisch, seine Seele blieb aber turanisch. Es ist eine falsche Auffassung, daß der Bulgare ein Slawe sei« — aber um solche Schiefeiten aus der Welt zu schaffen, sollte Gheorgov zunächst vor der eigenen Tür kehren, denn wenn am 28. April 1916 in einem Berliner Vortrag der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft der Oberleutnant Panov, Professor an der Militärschule zu Sofia, seine deutschen Hörer belehrte, daß die Bulgaren keine Slawen, sondern

Sunnen seien, nimmt es nicht wunder, daß solches Urteil aus berufenem Munde von der deutschen Öffentlichkeit ungeprüft übernommen wurde.

In seinen Polemiken über die mazedonische Frage beschäftigt sich Oheorgov auf ein paar Duzend Seiten mit dem Verfasser dieser Zeilen. Namentlich schüttet er in einem Artikel, dessen ungekürzte und unveränderte Aufnahme die Zeitschrift »Mittel-Europa« abgelehnt hatte, alle Galle über mich aus, weil ich den unbestreitbaren Satz der slawistischen Wissenschaft erneut in Umlauf gebracht habe, daß die Mazedonier weder entschiedene Bulgaren noch ausgesprochene Serben, sondern ein Mittelding zwischen oder eine Vorstufe zu beiden sind, die sich unter dem Einfluß von Erziehung, Gewöhnung und Umgebung ebenso leicht in der einen wie in der anderen Richtung zu entwickeln vermögen. Unter dem schweren Geschuß, daß Oheorgov deshalb gegen mich auffährt, befindet sich auch als ganz große Kanone der Engländer Brailsford, der aber wohlweislich nicht wörtlich angeführt wird. Denn wie antwortet dieser gute Kenner Mazedoniens auf die Frage nach der ethnischen Zugehörigkeit der Mazedo-Slawen? »Sie sind keine Serben, denn ihr Blut kann kaum rein slawisch sein. Etwas Beimengung von bulgarischen oder anderen nichtslawischen Stämmen (Kumanotataren, Petschenegen usw.) muß in ihnen sein. Auf der anderen Seite können sie kaum Bulgaren sein, denn ganz klar ist, daß die serbischen Einwanderungen und Eroberungen viel serbisches Blut in ihren Adern hinterlassen haben müssen, und die Beimischung von nichtslawischem Blute kann schwerlich so beträchtlich wie in Bulgarien sein. Wahrscheinlich sind sie weit mehr, was sie waren, ehe entweder ein bulgarisches oder ein serbisches Reich existierte: ein von mehreren anderen Stämmen herkommendes slawisches Volk, das zu verschiedenen Zeitabschnitten in die Halbinsel eindrang. Aber sie hatten ursprünglich kein klares Rassensbewußtsein, und jede fremde slawische Macht war imstande, sich ihnen aufzudrängen.« (Brailsford, »Macedonia«, London 1906, S. 101.) Das ist so ungefähr das gerade Gegenteil von der Anschauung, die Oheorgov vertritt.

An anderer Stelle weist Oheorgov mit ausgestrecktem Zeigefinger darauf hin, »daß Herr Wendel alle seine nicht bewelskräftigen Argumente kritiklos aus seiner Hauptautorität in dieser Polemik, nämlich aus dem erst während des Weltkriegs erschienenen serbischen Streifbuch von Veritas (anscheinend Stojan Protitsch): Das heutige Bulgarien und seine Ansprüche, Nisch 1915, entnimmt«, und weil doppelt genügt besser hält, fügt er in einer Fußnote denunziatorisch hinzu, es sei bezeichnend, »daß Herr Wendel es sogar nicht unterläßt, auch diesbezügliche serbische Werke, die schon während des Krieges in Feindesland erscheinen, zu Rate zu ziehen.«! Wie verworfen bin ich! In der sehr umstrittenen mazedonischen Frage nehme ich nicht unbesehen alles für bare Münze, was die eine Partei aufstellt, sondern unterrichte mich auch über den Standpunkt der anderen Partei! An den Galgen mit mir! Dabei macht es die Sache noch prickelnder, daß ich meine Auffassung dieser Frage längst öffentlich vertrat, ehe ich das genannte Buch überhaupt zu Gesicht bekam.

H e r m a n n W e n d e l.

Dr. O t t o N e u r a t h, Privatdozent an der Universität Heidelberg, *Antike Wirtschaftsgeschichte*. (»Aus Natur und Geisteswelt«, Nr. 258.) Zweite, umgearbeitete Auflage. Leipzig und Berlin 1918, Verlag von W. G. Teubner. Preis gebunden 1,50 Mark.

Neuraths »Antike Wirtschaftsgeschichte«, deren erste Auflage 1909 erschienen ist, hat sich unter den Lesern, die nach einer kurzen, den Entwicklungsgang der altgriechischen und römischen Wirtschaft in knappen Skizzen zusammenfassenden Darstellung verlangen, ein berechtigtes Ansehen erworben. Beschränkt sich auch das kleine Werk, entsprechend dem Umfang der Bändchen der bekannten Teubnerschen Sammlung »Aus Natur und Geisteswelt«, auf die Schilderung der wirtschaftlichen Haupttypen und behandelt es überdies verschiedentlich in dem Bestreben, den Leser

nicht mit wissenschaftlichen Forschungsstreitigkeiten zu behelligen und ihn auf glattem Wege durch das lückenhafte Tatsachenmaterial zu führen, Untersuchungsergebnisse als feststehend, gegen die sich manche Zweifel erheben, so bietet es doch im ganzen einen guten Gesamtüberblick über die Wirtschaftsverhältnisse der antiken Kulturwelt. Es ist deshalb anzuerkennen, daß der Verlag sich trotz des herrschenden Papiermangels und der gestiegenen Druckkosten entschlossen hat, der vergriffenen ersten Auflage sofort eine neue folgen zu lassen.

Die zweite Auflage erscheint in beträchtlich umgearbeiteter Gestalt, was schon äußerlich dadurch zutage tritt, daß das Werkchen in der ersten Auflage 156 Seiten umfaßte, jetzt nur 98. Einige kleine Partien sind völlig fortgefallen, meist ist jedoch die Raumerparnis dadurch erreicht worden, daß die Ausführungen knapper gefaßt wurden. In einigen Fällen sind auch kurze Ausführungen hinzugefügt worden. Besonders ist anzuerkennen, daß die Zahl der Hinweise auf alte Schriftsteller vermehrt worden ist.

Wie jugestanden werden muß, haben durch die Umarbeitung einzelne Teile des Werkchens eine knappere, präzisere Fassung erhalten und treten dadurch schärfer heraus; andere Teile wären hingegen nach meiner Ansicht besser so geblieben, wie sie die erste Auflage enthält. Es mag sein, daß nichts Wesentliches fehlt, aber die alte breitere Form paßte sich häufig dem Verständnis dessen mehr an, der, ohne bisher einschlägige Wirtschaftsstudien getrieben zu haben, nach dem Buche als einer guten Einführung in die antike Wirtschaftsgeschichte griff. Dazu kommt, daß der Verfasser zwar seit der Niederschrift des ersten Textes — er hat das Werkchen mit 26 Jahren geschrieben — seine Studien wesentlich erweitert und ergänzt hat, daß er aber auch bis zu einem gewissen Grade in die heutige Neigung mancher Wirtschaftshistoriker hineingeraten ist, die Verhältnisse des alten Wirtschaftslebens nach neuzeitlichen Analogien zu beurteilen, das heißt sie durch eine moderne Kulturbrille zu betrachten. Immerhin bietet das Buch auch in seiner jetzigen Form ein gutes Mittel zum Selbststudium. Wer schon ähnliche Studien getrieben hat, mag sogar die knappere Fassung vorziehen.

Heinrich Cunow.



„Richtermüdig ist die Nation,
die nicht ihr Alles freudig
setzt an ihre Ehre!“

Friedrich v. Schiller
(Jungfrau von Orléans)

Als diese Worte vor 100 Jahren,
zurzeit der Befreiungskriege, auf
einer Berliner Bühne gesprochen
wurden, erhob sich die ganze Zu-
schauerschaft. Und ein begeisteter
Beifallsturm brausete minutenlang
auf die Bühne. Denn es ging
in jenen Tagen um die
Ehre Deutschlands.

Um Deine Ehre und um Deinen
Bekand, Deutschland, geh:
so auch heute!

Gib, was Du geben kannst,
denn sie wollen Dich vernichten!

Zeichne Krieger an Leib!

19

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 4

Ausgegeben am 25. Oktober 1918

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Vor schwierigen Problemen.

Von Heinrich Cunow.

Die zweite Note des Präsidenten Wilson hat jene schmerzlich enttäuscht, die nach der Annahme der Wilsonschen Bedingungen durch die deutsche Antwort auf seine erste Note meinten, jetzt könne der Präsident der nordamerikanischen Union, wenn er nicht selbst seine Kongreßbotschaft dementieren wolle, nicht mehr umhin, der Entente den Abschluß eines Waffenstillstandes und den Eintritt in Friedensverhandlungen zu empfehlen. Anstatt Friedensverhandlungen einzuleiten, wechselt Wilson seine Taktik und schlägt eine Bahn ein, die den Eindruck erweckt, daß er es im Interesse der Alliierten für angebracht hält, den Beginn der Friedensverhandlungen vorläufig noch hinauszuschieben. Hatte er sich in seiner ersten Note darauf beschränkt, Fragen zu stellen, so erhebt er jetzt bestimmte Garantieforderungen. Die deutsche Antwort hatte die Entsendung einer gemischten Kommission zur Verhandlung über die Bedingungen eines Waffenstillstandsabkommens vorgeschlagen. Wilson ignoriert kurzweg diesen Vorschlag und verlangt, daß es den militärischen Beratern der Entente, das heißt ihren Generalen, überlassen bleibt, ihrerseits die Bedingungen für den Waffenstillstand zu stellen. Zugleich erklärt er, daß diese Bedingungen derartige sein werden, die den deutschen Heeren an der Westfront, falls die Waffenstillstandsdauer ohne Aussicht auf einen demnächstigen Friedensschluß ablaufen sollte, nicht gestatten, den Kampf unter solchen Umständen wieder aufzunehmen, die ihnen noch irgendwelche Gewinnmöglichkeiten lassen. Das und nichts anderes ist der Sinn des in der Wilsonschen Note enthaltenen Passus, daß die Vereinigte-Staaten-Regierung keine Waffenstillstandsbestimmungen anzunehmen vermöge, die nicht »völlig befriedigende Sicherheiten und Bürgschaften für die Fortdauer der gegenwärtigen militärischen Überlegenheit der Armeen der Vereinigten Staaten und der Alliierten an der Front schaffen«. Die Waffenstillstandsbedingungen sollen derart sein, daß eine spätere Wiederaufnahme des Kampfes durch die deutschen Heere ausgeschlossen erscheint und daher die deutsche Regierung sich genötigt sieht, von vornherein darauf zu verzichten, bei den Friedensverhandlungen noch irgendwelche militärischen Machtmittel in die Wagschale zu werfen. Welche Sicherheiten gemeint sind, erwähnt die Wilsonsche Note nicht. Englische Blätter sprechen von einer Besetzung Lothringens mit Meß und verschiedener Brückenköpfe am Rhein sowie der Auslieferung des größten Teiles der deutschen Tauchbootflotte.

Verständlicher als diese enorme Garantieforderung ist in Anbetracht bestimmter Erfahrungen, die die amerikanische Regierung unter Bethmann Hollwegs Reichskanzlerschaft gemacht hat, daß sie nur mit einer Macht ver-

handeln will, die nicht »geheim und nach eigenem Belieben den Frieden der Welt stören kann«, das heißt nicht mit einer Regierung, in der der Wille des Monarchen oder militärischer Befehlshaber über Krieg und Frieden entscheidet. Daß nicht in der Hand des Monarchen, sondern der Volksvertretung die Entscheidung über Kriegserklärung und Friedensschluß liegt, ist eine selbstverständliche demokratische Forderung. Noch ehe die neue Note Wilsons in Berlin eintraf, hatte denn auch der Bundesrat bereits beschlossen, dem Reichstag eine Änderung des Artikels 11 der Reichsverfassung vorzuschlagen, durch welche diesem die Entscheidung vorbehalten bleibt. Zudem fordert bekanntlich das von der jetzigen parlamentarischen Regierung übernommene Programm der Mehrheitsparteien die Unterstellung der Militärgewalt unter die Zivilgewalt.

Statt der erwarteten Zusage der Friedensvermittlung enthält also die Wilsonsche Note Garantieforderungen, und zwar in einer Form, die deutlich zeigt, daß die Wilsonsche Regierung mit schnellen weiteren Fortschritten der Offensive der Alliierten an der Westfront rechnet und deshalb keine besondere Neigung verspürt, schon jetzt zu einem Waffenstillstand zu gelangen. Denn nach Meinung ihrer politischen Führer — das geht aus der imperialistischen englischen und französischen Presse deutlich hervor — wird das Deutsche Reich sich um so mehr am Friedensverhandlungstisch zu weitgehenden Zugeständnissen bereitfinden lassen, je weiter seine Truppen zurückgedrängt und geschwächt worden sind.

Dennoch wäre es verkehrt, in Wilsons Frage- und Antwortspiel mehr als diplomatische Taktik zu sehen und anzunehmen, daß die Aussichten auf baldige Friedensverhandlungen heute schlechter ständen als zur Zeit des in der Nacht vom 4. zum 5. Oktober erfolgten deutschen Friedensangebots. Mögen auch die militärischen Erfolge die imperialistische Strömung in England wie in Frankreich mächtig vertieft haben und Wilson in seinem Popularitätsbedürfnis geneigt sein, dieser Strömung gewisse Konzessionen zu machen, stärker noch ist der Ehrgeiz dieses Mannes, der Welt den Frieden zu bringen und damit einst in den Annalen der Weltgeschichte als Begründer einer neuen Geschichtsära, einer neuen Friedensweltepoch zu glänzen. Es kommt nicht darauf an, ob man diese seine Anwartschaft für berechtigt hält oder bezweifelt, daß ihm die Geschichte einst solchen begehrten Ruhmeskranz reichen wird; heute kommt lediglich in Betracht, ob er sich selbst in dieser Rolle fühlt und ob er die Macht besitzt, diese Rolle zu spielen. Und daran kann nicht gezweifelt werden. Der politische Lauf der Dinge hat diesem Manne, den keinerlei hervorragende Gaben als eine gewisse Fähigkeit und ein starker Glaube an sich selbst auszeichnen, eine Machtfülle verliehen, wie sie seit einem Jahrhundert kein europäischer Monarch besessen hat. Will Wilson ernstlich den Krieg beenden, kann auch England sich seinem Willen nicht widersetzen. Dazu kommt, daß das amerikanische Kapital, wenn man von einigen die Politik der republikanischen Partei mehr als die der demokratischen beeinflussenden Trustgruppen abieht, durchaus kein Interesse daran hat, den Krieg weiter fortzusetzen. Die deutsche wie die englische Konkurrenz fürchtet man nicht mehr. Die Monroe-doktrin ist in der Fassung »Amerika den Yankee« zur unbestrittenen Herrschaft gelangt; der einstige Einfluß Englands in Mittel- und Südamerika ist völlig gebrochen. Über ganz Amerika weht, mögen die südamerikanischen

Staaten auch nominell unabhängig sein, das Banner der Stars and Stripes. Und ebensowenig kann England daran denken, im Widerstreit gegen das amerikanische Finanzkapital seine einstige Position als Weltfinanzmacht zurückzuerlangen. Selbst die politische Führung im internationalen Staatensystem ist bereits auf die Vereinigten Staaten übergegangen, und die Epoche der inneren Erschütterung, Umwälzung und Neugestaltung, die in den europäischen Ländern eingeseht hat, kann dieser Machtentwicklung des nordamerikanischen Freistaats nur förderlich sein. Während manches Land in Europa heute seine stolzen Machtträume ausgeträumt hat, hat ein günstiges Geschick Amerika zu einer Weltmachtstellung verholfen, die zu Beginn des Krieges selbst seine machtlüfternsten Imperialisten kaum erhofft haben dürften.

Voraussichtlich werden deshalb doch wohl nach einigen weiteren Komplikationen Friedensverhandlungen zwischen der Entente und den Mittelmächten zustande kommen, wenn auch unter Bedingungen, die geeignet sein dürften, das von manchen Blättern Wilsons »Gerechtigkeitsliebe« gespendete Lob wesentlich einzuschränken. Und noch härter werden die Opfer sein, die am Verhandlungstisch der Friedenskonferenz die Entente mit Billigung der amerikanischen Teilnehmer fordern wird — unter Berufung auf die in Wilsons Kongreßbotschaft aufgestellten 14 Punkte; denn die unbestimmte, vieldeutige Fassung dieser Forderungen läßt die verschiedenartigste Auslegung zu. Außerdem aber besagt die Anerkennung dieser 14 Punkte als Grundlage der Verhandlungen nicht, daß nicht andere, darin nicht enthaltene Zusatzforderungen erhoben werden dürfen. Es ist vielmehr mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß der Beginn der Friedensverhandlungen alsbald die neue Reichsregierung und den Reichstag vor Fragen und Probleme stellen wird, an die heute noch niemand denkt und die teilweise noch schwieriger zu regeln sein werden als die inneren Fragen, die die Überleitung der Kriegsin die Friedenswirtschaft und der Regierungssystemwechsel im Reich mit seinen verfassungsrechtlichen Konsequenzen aufwerfen werden.

Da ist zunächst die Kolonialfrage, die zweifellos in den Friedensverhandlungen eine wichtige Rolle spielen wird. Soll Deutschland auf seinen Kolonialbesitz verzichten? Das Wilsonsche Verhandlungsprogramm stellt diese Forderung nicht; aber daraus zu schließen, daß sie nicht am Konferenzisch erhoben werden darf, wäre eine falsche Schlußfolgerung. Wie für alle möglichen Ansprüche der Ententestaaten bieten die 14 Punkte Wilsons bei einigermaßen geschickter Auslegung auch für solche Verzichtsforderung eine Begründung, und der ganze jehige Feldzug der Lloyd Georgeschen Regierung gegen die angeblichen deutschen Kolonialgreuel ist nichts anderes als eine Vorbereitung zur Ausspielung jenes im Wilsonschen Programm enthaltenen Arguments, auf welches hin England die Rückgabe der besetzten deutschen Kolonien verweigern kann. Punkt 5 des Wilsonschen Verhandlungsprogramms besagt nämlich, daß »eine freie, weitherzige und unbedingt unparteiische Schlichtung« aller kolonialen Ansprüche auf der strikten Beobachtung des Grundsatzes stattfinden soll, »daß bei der Entscheidung aller Souveränitätsfragen die Interessen der betreffenden Bevölkerungen ebensolches Gewicht haben müssen wie die berechtigten Ansprüche der Regierung« usw. Wenn sich also nachweisen ließe, daß die Interessen der Eingeborenen

der deutschen Kolonien durch eine Rückgabe an das Deutsche Reich geschädigt würden, hätte dieses seine Ansprüche verloren. Diesen Nachweis zu erbringen, darauf ist die englische Inszenierung eines Entrüstungsturms gegen die vorgebliche Mißhandlung der Eingeborenenbevölkerung in den deutschen Kolonien gerichtet. England verlangt, wie im Heft 24 des letzten Bandes der Neuen Zeit nachgewiesen wurde, nach dem deutsch-afrikanischen Kolonialbesitz, um seine großen Kolonialpläne in Afrika durchführen zu können und sich die Beherrschung Indiens zu sichern. Deshalb sucht es in schlauer Anpassung an Wilsons Argumentation den von diesem geforderten Beweis zu liefern.

Optimistische Ideologen mögen sich vielleicht über den Verlust der Kolonien mit der Hoffnung trösten, daß ja Wilsons Programm zugleich die Errichtung eines Völkerbundes fordert, der — ihrer Meinung nach — die vollkommene Freiheit der Schifffahrt, die allgemeine Handelsgleichheit, die Sicherung des Rohstoffbezugs und sogar die Durchführung des Freihandels nach dem Rezept des seligen Cobden verbürgt. Sie übersehen dabei nur, daß Wilson dem von ihm geforderten Völkerbund durchaus nicht diese Aufgaben zuweist, sondern lediglich den Schutz der großen und kleinen Nationen gegen feindliche Angriffe und Friedensverletzungen. Wer die Geschichte der amerikanischen Handels- und Zollpolitik einigermaßen kennt, wird auch den Gedanken, daß Wilson einem Völkerbund Aufgaben zuzuweisen gedenke, die auf eine völlige Umstoßung der seit Jahrzehnten von den Vereinigten Staaten betriebenen Handelspolitik hinauslaufen würden, für mehr als naiv halten. Zwar verlangt Wilson in Punkt 2 »v o l l k o m m e n e F r e i h e i t d e r S c h i f f a h r t«, aber nur auf offenen Meeren, nicht für sogenannte territoriale Gewässer, und ferner nicht für jene Meere, die durch internationales Übereinkommen geschlossen werden. Ein gleiches Recht auf Benutzung des Panamakanals oder gar dessen Internationalisierung wird dadurch also nicht herbeigeführt. Und noch weniger ist von der Einführung des Freihandels in den Staaten des sogenannten Völkerbundes die Rede. Der Punkt 3 fordert lediglich die Beseitigung von wirtschaftlichen Schranken, »s o w e i t d i e s m ö g l i c h i s t« — ein sehr weiter Begriff! — und weiter die »E r r i c h t u n g d e r G l e i c h h e i t v o n H a n d e l s b e z i e h u n g e n« unter allen am Friedensvertrag beteiligten Staaten. Das heißt, die Friedensschließenden Mächte sollen sich nicht hinterher gegenseitig besondere Vorteile einräumen, also zum Beispiel nicht durch Differenzialzölle ein bestimmtes Land vom Handelsverkehr auszuschließen suchen. Keineswegs aber besagt diese Forderung, daß jedes der betreffenden Länder zum Freihandel übergehen soll, oder auch nur, daß ein Land nicht mit seinen eigenen Kolonien besondere Zollbegünstigungsverträge abschließen darf. Die Bestrebungen der englischen Imperialisten, eine sogenannte Imperial Federation, einen das englische Mutterland mit seinen Kolonien umschließenden Reichszollverband, zustande zu bringen, werden dadurch nicht getroffen.

Wie so manche andere aus dem heutigen Friedenssehnen aufgeschossene Forderung ist auch der Ruf nach dem sogenannten Völkerbund zu einem Schlagwort geworden. Der geplante Bund wird vielfach als ein Allheilmittel gegen alle Gebrechen heutiger Zeit, als eine Vereinigung betrachtet, die alle staatlichen Gegensätze ausgleichen und eine allgemeine Nivellierung der wirtschaftlichen und politischen Staatsinteressen herbeiführen soll. Das

ist ein Phantom, das durch die historische Entwicklung bald erledigt werden dürfte. Schon der Ausdruck »Völkerbund« ist irreführend. Es handelt sich gar nicht um einen Bund der »Völker« oder, wie auch gesagt wird, der »Nationen«, sondern um einen Bund der verschiedenen Staaten, der politischen und in gewissem Umfang auch wirtschaftlichen Organisationen der Völker, in die der einzelne mit seiner Arbeitstätigkeit und seinem Erwerb eingeht und von der er in seiner wirtschaftlichen Existenz abhängig bleibt. Der Völkerbund kann daher auch nur eine auf Staaten und deren Eingliederungswillen aufgebaute, bestimmte Staatsbedürfnisse und Staatsnotwendigkeiten berücksichtigende, überstaatliche Vereinigung sein. Jeder Staat hat aber nicht nur seinen besonderen historischen Charakter, sondern auch seine besonderen Lebensbedingungen, seine Existenzmöglichkeiten und Staatsnotwendigkeiten und demgemäß seine speziellen Interessen. Diese Verschiedenheit zu ignorieren und dort Nivellierungen vornehmen zu wollen, wo die staatlichen Lebensbedingungen ganz verschiedenartig sind, heißt einfach zu versuchen, dem Staat seine Existenzmöglichkeiten zu entziehen: ein Versuch, gegen den sich jeder Staat notwendigerweise mit aller Kraft auflehnen muß. Der Konflikt könnte nicht anders enden als mit einer Sprengung des Bundes.

Noch weit schwieriger als diese Fragen sind jedoch die nationalen Probleme, vor die die Friedensverhandlungen die Beteiligten stellen werden. Je mehr man in Frankreich mit Sicherheit auf einen militärischen Sieg rechnet, desto stärker tritt die Forderung einer Rückgabe Elsaß-Lothringens auf. Die alte Berufung auf das Nationalitätsprinzip, das sogenannte Recht des elsäß-lothringischen Volkes oder der sogenannten elsäß-lothringischen »Nation« auf nationale Selbstbestimmung hat man meist fallen lassen und mit ihr auch die Forderung, die Elsaß-Lothringer müßten selbst durch Abstimmung über ihre Staatszugehörigkeit entscheiden. Heute heißt es vielmehr, Elsaß-Lothringen müsse in jedem Falle an Frankreich zurückfallen, da es jahrhundertlang zu Frankreich gehört habe, dieses also ein historisches Recht erworben hätte. Selbst reindeutsche Landesteile, die vielleicht bei Deutschland verbleiben möchten, müßten wieder an Frankreich zurückfallen, weil Elsaß-Lothringen ein einheitlicher Staats- und Nationalbegriff sei. Dabei bezieht man sich auf Punkt 8 des Wilsonschen Programms, der Wiedergutmachung des 1871 Frankreich zugesügten Unrechts fordert. Daß mit genau derselben Berufung auf historische Rechte das Verbleiben der Galizier und Tschechen im österreichisch-ungarischen Staatsverband oder das Anrecht der Türkei auf ihren europäischen Besitz, Palästina und Armenien verfochten werden kann — teilweise ist dieses historische Recht sogar weit älter und verbürgter — stört die französischen Expansionspolitiker nicht im geringsten in ihrer Argumentation.

Und wo auch das historische Recht nicht ausreicht, beruft man sich auf die Notwendigkeit, dem beanspruchten »nationalen« Gebiet einen Zugang zum Meer, natürliche Grenzen, eine gewisse Abroundung oder auch eine genügende wirtschaftliche Existenzsicherheit verschaffen zu müssen, und rechtfertigt damit Annexionsforderungen auf Gebiete mit Millionen Einwohnern fremder Nationalität. So zum Beispiel von seiten der Tschechen und Polen. Die preußischen Polen verlangen in ihrem jüngsten Aufruf nicht nur die Vereinigung der reinpolnischen preußischen Landesteile mit dem geplanten polnischen Großstaat, sondern auch unter Berufung auf Punkt 13 des Wil-

sonschen Weltfriedensprogramms, der ihnen einen »gesicherten, freien und zuverlässigen Zugang« zur Ostsee verheißt, eine eigene Meeresküste, unter der sie das Gebiet links und rechts des Unterlaufs der Weichsel mit Danzig, also den größten Teil Westpreußens, verstehen. Außerdem fordern sie Teile Litauens und Weißrußlands sowie die Provinz Posen und Oberschlesien. Daß solche »Konsolidierung« des polnischen Staats Ostpreußen des territorialen Zusammenhangs mit dem Deutschen Reich berauben würde, geniert die polnischen Nationalisten ebensowenig wie die Tatsache, daß die gewünschte Ausdehnung des polnischen Nationalstaats die Annexion reindeutscher Gebiete bedingt. Nach der Zählung von 1910 wohnten damals in den vier Ostprovinzen Schlesien, Posen, West- und Ostpreußen insgesamt über 7¼ Millionen Deutsche, dagegen nur 3 Millionen Polen. Selbst in Posen befanden sich unter einer Gesamtbevölkerung von 2,10 Millionen 806 000 Deutsche, in Westpreußen unter 1,70 Millionen Bewohnern 1,10 Millionen Deutsche. Und noch mehr verschiebt sich das Verhältnis zugunsten des deutschen Elements, wenn man nicht nur die Kopfzahl, sondern das Wirtschaftsleben, die Stellung beider Nationalitäten in Landwirtschaft, Handel und Industrie in Betracht zieht.

Dabei argumentieren alle diese Forderungen mit dem sogenannten »Selbstbestimmungsrecht der Nationen« oder, wie es heute meist heißt — obgleich sich der Begriff der Nation nicht mit dem des Volkes deckt — dem »Selbstbestimmungsrecht der Völker«, das schnell zu einem der vieldeutigsten Schlagworte unserer Zeit geworden ist und zur Begründung der widersinnigsten chauvinistischen Ansprüche herhalten muß. Daß kurioseste dabei ist, daß sich die mit diesem Schlagwort Operierenden weder über den Sinn des Wortes »Selbstbestimmungsrecht« noch des Wortes »Nation« klar sind. Versteht der eine unter Selbstbestimmungsrecht nur eine gewisse nationale oder kulturelle Autonomie, so der zweite das Recht der großen Nationalstaaten auf Angliederung der außerhalb ihrer Staatsgrenze gebliebenen angrenzenden Bevölkerungsteile gleicher Nationalität, der dritte hingegen das Recht jeder beliebigen kleinen Nation oder gar der zwischen anderen Nationen eingeklinkten Nationalitätsplitter, einen eigenen selbständigen Staat zu bilden. Und ebenso verschiedenartig ist der Begriff der Nation. Bald wird nach dem Beispiel der englischen und französischen Staatsrechtstheoretiker das Wort Nation in dem Sinne des Dictionärs Mozin für die Gesamtheit aller Personen gebraucht, »die in einem Lande geboren oder naturalisiert sind und unter derselben Regierung leben«, also die Nation kurzweg mit dem Staat identifiziert, dann wieder wird darunter, ganz unabhängig von der Staatszugehörigkeit, eine Sprachgemeinschaft, eine aus einem bestimmten Assimilierungsprozeß hervorgegangene historische Schicksalsgemeinschaft, eine Kulturgemeinschaft oder auch ein Volksbruchteil verstanden, der einen eigenen Staat bildet und demnach beispielsweise von einer badischen, bayerischen, österreichischen Nation gesprochen. Die Folge ist naturgemäß, daß auch Staats-, National-, Volks- und Landesinteressen zusammengeworfen und das Staatsinteresse mit dem Nationalinteresse, das Staatsgefühl mit dem National- und Heimatgefühl verwechselt wird.

Der Erfolg dieser Durcheinanderwürfelung der Begriffe ist eine theoretische Verwirrung, die heute die Möglichkeit bietet, die widersinnigsten Forderungen aus dem sogenannten Selbstbestimmungsrecht der Nationen

abzuleiten, eine Verwirrung, die auch auf unsere Parteitheoretik übergriffen hat, da der übliche Vulgärmargismus fast nichts geleistet hat, die Marxschen Ansätze einer sozialistischen Gesellschafts- und Staatstheorie auszubauen, sondern sich im Gegenteil dort, wo er derartige Fragen streifte, damit begnügte, Anschauungen und Thesen der individualistischen Demokratie in die Marxsche Lehre einzuführen. Die nationalen Probleme haben daher auch in unserer Partei eine Fassung erlangt, die unserer Politik noch manche Schwierigkeiten in den Weg wälzen wird — und noch mehr der österreichischen Sozialdemokratie.

Bulgariens Rolle.

Von Hermann Wendel.

Durch den Zusammenbruch der mazedonischen Front und den Abmarsch der Bulgaren aus dem Lager der Mittelmächte wurden die verantwortlichen Leiter der deutschen Politik überrascht wie durch einen Schneefall vom Junihimmel.

Wenigstens gingen hier bis in die letzten Tage die überschwenglichsten Beteuerungen der bulgarischen Bündnistreue wie kleine Münze von Hand zu Hand. Noch Ende Juni erklärte Kühlmann als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes im Reichstag, die Beziehungen zu Bulgarien seien immer enger geworden, und vor kaum vier Wochen versicherte der Gesandte v. Rosenberg bei einem Empfang von Vertretern der bulgarischen Handelskammer in Berlin, daß, »gefestigt durch gemeinsam vergossenes Blut, gehärtet durch gewaltiges Erleben, das Gefüge des Bündnisses heute fester denn je« stehe. Überhaupt wurde unser Verhältnis zu Bulgarien all die drei Jahre hindurch von drüben wie von hüten mit einem süßlichen Weihrauch von Tischreden und Trinksprüchen umnebelt, der der breiten Öffentlichkeit den Blick für die Wirklichkeit verhüllte. Selbst der Ententefreund Malinow betonte bei jeder Gelegenheit die Entschlossenheit, mit seinen Verbündeten bis zu Ende zu gehen, der gesamten Sofiaer Presse war die Festigkeit des Bündnisses stets über jeden Zweifel erhaben, und kurz vor der entscheidenden Schwenkung schrieb Dr. Kalew in der »Bulgarischen Korrespondenz«, Bulgarien werde »n i e einen Frieden ohne Gutheißung seiner treuen Verbündeten« abschließen, schon weil es seinen Namen als ehrliches und loyales Volk bewahren und nicht an den Schandpfahl der Geschichte genagelt werden wolle. Aber auch auf unserer Seite wurde des Guten wirklich zu viel getan. Das war ein ewiges: Herzbruder du, an meine Brust!, als sei das Bündnis mit den fünf Millionen Bulgaren erst so recht des deutschen Wesens Erfüllung. Eine Deutsch-Bulgarische Gesellschaft entstand, ein Institut für den Wirtschaftsverkehr mit Bulgarien trat ins Leben, Bulgarien-Sondernummern deutscher Zeitschriften erschienen, in Leipzig wurde ein Verlag zur Verbreitung von Aufklärungsliteratur über Bulgarien gegründet und in Sofia der Grundstein zu einem deutsch-bulgarischen Freundschaftshaus gelegt. Weh dem, der dieser Gefühlseligkeit mit zweifelnden Worten begegnete! Und doch schüttelte jeder Kenner der Dinge mit Recht den Kopf, wenn etwa der Kaiser in Sofia von dem unzerbrechbaren Band der Waffenbrüderschaft sprach, »das selbst dem der Stammesgemeinschaft nicht nachsteht«, und der deutsche Gesandte Graf Oberndorff die Herzlichkeit pries,

die von Anfang an die deutsch-bulgarischen Beziehungen beseelt habe, denn in Wahrheit ist in unser Verhältnis zu Bulgarien nie ein echter Gefühlsston hineingekommen, und die jetzt berichtete Äußerung eines hohen Beamten aus dem Kabinett Malinow wie Radoslawow traf schon ins Schwarze: »Die Deutschen haben es nicht verstanden, unsere Herzen zu gewinnen; das ist schlimmer für sie als für uns.« Ja, wo hat nicht das deutsche Volk, sondern seine schneidigen Sachwalter, wo haben sie es, in Posen, Schleswig und Elsaß-Lothringen, bei Letten, Esten und Finnen, in Kiew oder Konstantinopel, je verstanden, Herzen zu gewinnen?

Aber gerade weil das Bündnis sich auf baren Vorteilen und nicht auf schwärmerischen Gefühlen aufbaute, ging es nicht durch diesen Mangel an Herzenswärme aus dem Leim, und mehr noch gerät die Beweisführung der Alldeutschen daneben, die, einzig rohe Gewalt und schmutzige Bestechung als Mittel des Erfolges in der Welt kennend, den zureichenden Grund für den Umfall der bulgarischen Politiker in der Überzeugungskraft des amerikanischen Dollars entdeckten; der noch gestern als »Preuße des Balkans« gefeiert wurde, wird hier vielleicht morgen, wie früher schon, als »Engländer des Balkans« gescholten werden. Nun stellten gewiß in der Entente kühl rechnende Köpfe ihre Politik von vornherein auf die Lösung Bulgariens von seinen Verbündeten ein. Wie das britische Balkankomitee der Brüder Buxton im eigenen Lande unermüdlich für Anerkennung der bulgarischen Ansprüche auf Mazedonien eintrat, so grub es ebenso rührig und geschickt seine Maulwurfsgänge in Bulgarien selbst, und da nach dem Eintritt Wilsons in den Weltkrieg die Vereinigten Staaten die Beziehungen, die sie durch das Robert-College in Bulgarien besaßen, politisch auszunutzen begannen, wurde sicher auch der Dollar als Werbemittel nicht verschmäht. Aber entscheidend war das nicht, und Früchte tragen konnte die Entente пропаган da erst, als der Boden in Bulgarien dazu bereitet war.

Das geschah einmal durch die lange Dauer des Krieges. Alle die Staaten, die, wie neben Bulgarien auch Italien und Rumänien, sich ohne innere Not, lediglich von dem Hunger nach Beute oder, höflicher ausgedrückt: von der Sehnsucht nach nationaler Einigung getrieben, in den Kriegsstrudel stürzten, erwarteten von ihrem Eingreifen einen raschen Sieg der Partei, der sie sich anschlossen, und erfuhren durch den sich Monat um Monat, Jahr um Jahr hinauszögernden Verlauf der Kämpfe bitterste Enttäuschung und ehrlichste Reue, denn hätten sie gewußt, wie es wirklich kam, Rom, Sofia und Bukarest wären sicher dem Feuer ferngeblieben. Diese Enttäuschung und Reue breiter Schichten diente in Bulgarien um so mehr den Plänen der zur Entente neigenden Politiker, als die Widerstandskraft des Heeres gleichfalls durch die Ewigkeit des Krieges bis ans Mark angenagt war. Die Bulgaren sind ein ausgesprochenes Bauernvolk, und wie es kein Zufall ist, daß alle die Staaten, die im Weltkrieg rettungslos unter die Walze eines überlegenen Gegners gerieten, Serben, Russen, Rumänen und jetzt Türken, reine Bauernvölker waren, so hinterließ schon der Südafrikanische Krieg die Lehre, daß ein kulturell rückständiges, lediglich auf die Landwirtschaft angewiesenes Volk auf Jahr und Tag hinaus dem modernen Kriege nicht gewachsen ist: die Herstellung von Waffen, Schießbedarf und Kleidung vollzieht sich in einem Lande, in dem noch das Kleinhandwerk vorherrscht, weit langsamer als in einem Industriestaat, die Lebensmittelzufuhr, die mit

Büffelwagen besorgt wird, stockt eher als in einem Heer mit endlosen Kraftwagenkolonnen, die Nerven des Landmenschen, der von allem Gerät nur den Holzpflug kennt und kaum je eine Eisen- oder Straßenbahn sah, versagen in der Maschinenschlacht eher als die des Großstädtlers, und nirgends greift nach einer Niederlage so schnell Panik um sich als bei Analphabeten. Die Ereignisse an der bulgarischen Front im September 1918 sind ein neuer Beweis für die Gültigkeit dieser kriegspsychologischen Sätze.

Aber ein anderes erklärt das Versagen der bulgarischen Armee, ein anderes die Schwenkung der bulgarischen Politik, und da fand sich nirgends in der deutschen Presse die einzig zureichende Erkenntnis, daß nichts weiter als der Gedanke des Verständigungsfriedens zum Scheidewasser für das deutsch-bulgarische Bündnis wurde. Mit Italien und Rumänien nämlich teilte Bulgarien die Hoffnung nicht nur auf einen raschen, sondern auch auf einen schlechtthin entscheidenden Sieg der Sache, zu der es sich schlug, denn nur in diesem Falle war es des ausbedungenen Lohnes auf Heller und Pfennig sicher. Hatten die Mittelmächte Bulgarien schon für seine Neutralität ganz Mazedonien und Altserbien mit Usküb, Monastir und Ochrid im Westen und im Osten die Eisenbahnlinie nach Bodeagatsch und einen Streifen rechts der Mariša versprochen, so wurde ihm für seinen Eintritt in den Krieg ganz Ostserbien bis zur Morawa und Südserbien mit Pirot und Nisch einschließlich der Kreise von Prishtina und Prizren feierlich verbrieft und versiegelt; dazu trat nach Rumäniens Entscheidung die ganze Dobrudscha bis zur Donau. Da diese Verheißungen nicht nur mit der Dobrudscha und Mazedonien Gebiete unter bulgarische Herrschaft brachten, in denen das Bulgarentum entweder nicht vorherrschend oder nicht zweifelsfrei war, sondern auch Teile des serbischen Staates vor 1912, in denen eine zweifellos rein serbische Bevölkerung saß, und überdies die unbedingte Vormachtstellung Bulgariens auf der Halbinsel aufrichteten, war solche Änderung der Balkankarte nur durch einen Gewaltfrieden erreichbar, der dem Besiegten vom Sieger mit dem Schwert auf den Rücken geschrieben wurde. In rechter Erkenntnis dessen waren die bulgarischen Nationalisten stürmische Anhänger des Machtfriedens; der bulgarische Gesandte in Berlin Rizow erklärte in einer Polemik gegen meinen Vorschlag, durch eine Verständigung über Mazedonien zu einem Ausgleich zwischen Bulgarien und Serbien zu gelangen, einen Frieden für unmöglich, »bevor einer der großen Kriegsführenden kampfunfähig geworden ist«. Eben deshalb waren die deutschen Annexionisten mit den bulgarischen Annexionisten ein Herz und eine Seele, und wenn Graf Reventlow keine Gelegenheit vorübergehen ließ, ohne vor dem Panbulgarismus einen Kraxfuß zu machen, so aus dem klaren Bewußtsein heraus, daß Panbulgarismus und Pangermanismus nur durch dieselben Mittel und an demselben Tage zum Ziele kommen konnten.

Solange Sofia mit dem »Endsieg« Deutschlands und dem »Siegfrieden« rechnete, stand das Bündnis auf leidlich festen Füßen. Aber schon das Friedensangebot der Mittelmächte vom 12. Dezember 1916 weckte bei den bulgarischen Staatsmännern die ersten leisen Zweifel, ob Deutschland wirklich die Welt nach seinen Plänen umgestalten und nicht auch die Entente ein gewichtiges Wörtchen bei der Neugestaltung des Balkans mitreden werde. Jedenfalls begannen kurz danach die ersten Lastversuche Bulgariens in der

Richtung der Entente und führten Herrn Rizow, der auf allen politischen Banketten Berlins Deutschland unentwegt weiter der bulgarischen Treue versicherte, bei Nacht und Nebel nach Stockholm, wo er beim russischen Gesandten wegen eines Sonderfriedens anpochte. Gediehen die Verhandlungen mit dem Zarismus nicht weiter, so ließ die Märzrevolution in Rußland, wie sie überhaupt das ganze Slawentum bis in seine tiefsten Tiefen aufwühlte, nie erloschene Neigungen für den großen slawischen Bruder bei den linksgerichteten bulgarischen Parteien aufflammen; in der Folge verhandelten demokratische, aber auch sozialistische Führer, darunter Janko Sakazow, in Bern und Genf mit Vertretern der Entente; auch war nach dem Bericht des russischen Bevollmächtigten in Paris der mit allen Wassern gewaschene Koburger Ferdinand schon damals »zu allem bereit, damit der Thron ihm und seiner Dynastie erhalten bleibt«. Diese Entwicklung in Bulgarien hielt genau Schritt mit dem Vormarsch der Verständigungsfriedensidee in Deutschland, und insbesondere zeigte die Friedensresolution vom 19. Juli 1917 auch dem deutschfreundlichsten Bulgaren, wie der Hase lief. Wurde der Friede auf der Grundlage: Keine Annexionen und Kontributionen! abgeschlossen, ja, wurden nur die strittigen Balkanfragen am grünen Tisch verhandelt, so hatte Bulgarien den kostbaren Rest seiner Lebenskraft, den es nach zwei verlustreichen Kriegen im Weltkrieg einsetzte, pour le roi de Prusse dahingegeben, denn dann mußte es seine Ansprüche auf das Maß dessen herabschrauben, was ihm die Entente im Herbst 1915 für seine Neutralität zu bieten willens war. In ihrer Auffassung wurden die Sofioter Staatsmänner durch den Bukarester Frieden bestärkt, der Bulgarien die Norddobrudscha vorenthielt, weil es erst die Ansprüche der Türkei auf den 1915 abgetretenen Marikaistreifen befriedigen sollte, und je mehr der Krieg in einem Verständigungsfrieden sein Ende finden zu wollen schien, desto weniger zeigte sich die bulgarische Politik geneigt, auch nur einen weiteren Mann zu opfern. War der Verständigungsfriede für Deutschland ein Gewinn, so war er für Bulgarien ein Verlust. Über diesen schroffen Zwiespalt in den Kriegszielinteressen halfen die schönsten Redensarten nicht hinweg, und an ihnen war das deutsch-bulgarische Bündnis innerlich schon lange zugrunde gegangen, ehe der Bruch äußerlich sichtbar wurde.

Aber war es die historische Tragik Bulgariens, daß es seine ganze Politik auf den Gewaltfrieden eingestellt hatte und in einer sich dem Verständigungsfrieden zuneigenden Welt das innere Gleichgewicht verlor, so war es die nicht kleinere Tragik Deutschlands, daß es den bulgarischen Bündnisvertrag als Erbschaft aus einer Zeit, da in Berlin alles auf den reinen Machtfrieden schwor, in die Politik des Verständigungsfriedens mit hineinschleppen mußte. Seit geraumer Weile trieb deshalb das wenig glückhafte Schiff unserer auswärtigen Politik zwischen Sylla und Charybdis hilflos dahin. Legte Deutschland Bulgarien eine Überprüfung des Bündnisvertrags in der Richtung des Verständigungsfriedens nahe, so sprang der Bundesgenosse ab, denn eine mäßige Gebietserweiterung konnte er billiger haben. Sicherte Deutschland aber Bulgarien die Erfüllung des Bündnisvertrags zu, so geriet es in den Geruch der Zweideutigkeit, denn solange Verträge mit Unterschriften deutscher Staatsmänner den Bulgaren rein serbische Gebiete verhießen, klangen alle tönenden Reden vom gerechten Frieden und von nationaler Selbstbestimmung wie blecherne Phrasen. Aus diesem Wider-

streit gab es keinen Ausweg; Deutschland konnte sich nur für den Verständigungsfrieden oder für das bulgarische Bündnis entscheiden. Daß seine Staatsmänner weder das eine noch das andere ganz zweifelnd sahen, gehört zu den vielen Halbheiten unserer Politik in diesen Jahren, und wenn es auch verpönt war, über diese Dinge zu reden, und selbst die sozialdemokratische Partei sich vor dem Aussprechen dessen, was ist, hier hütete, so half das gleichwohl nichts; es kam, wie es kommen mußte, und ein gerüttelt Maß geschichtlicher Vernunft steckt wahrhaftig darin, daß der Abfall Bulgariens widerstrebenden Köpfen in Deutschland erst die Notwendigkeit des Verständigungsfriedens einhämmerte und daß zum anderen erst durch den Abfall Bulgariens die Bahn zum Verständigungsfrieden wirklich frei wurde.

Die Folgen der bulgarischen Wendung für die Weltlage im großen stehen auf einem anderen Blatt. Im kleineren aber ist damit der imperialistische Plan Berlin—Bagdad unwiderruflich dahin. Wir brauchen ihm nicht nachzutrauern; es war ein Traum und nicht einmal ein schöner.

Mobilmachung gegen den Zukunftskrieg.

Von Arno Franke.

Die Einsicht in die furchtbaren Schäden, die der Weltkrieg mit jedem Tage, den er noch dauert, in materieller und ideeller Hinsicht anrichtet, setzt sich mehr und mehr in eine geistige Aktivität gegen den Krieg und gegen die Gefahr zukünftiger Kriege um. Daß die Sozialdemokratie von jeher gegen den Krieg gearbeitet hat und besonders die deutsche Sozialdemokratie seit dem Tage des Kriegeausbruchs auf die Beendigung des Krieges hinwirkt, ist selbstverständlich. Aber darüber hinaus befinden wir uns heute in einer geistigen Mobilmachung gegen die Möglichkeiten eines Zukunftskrieges. Seit im Frühjahr dieses Jahres der Entwurf eines sozialdemokratischen Aktionsprogramms für die Übergangszeit herauskam, das unter seinen politischen Positionen die wesentlichsten Forderungen erhob, die geeignet erscheinen, nach ihrer Erfüllung für die Zukunft Kriege unmöglich zu machen, ist die gegen den Krieg und besonders gegen die Möglichkeit eines Zukunftskrieges gerichtete Literatur ständig gewachsen. Unter diesen literarischen Äußerungen hat besonderen Anspruch auf Beachtung das jüngst herausgekommene Buch, das den Titel führt: »*I n t e r n a t i o n a l e R e c h t s g a r a n t i e n*«.¹ Verfasser des Buches ist Walter Schücking, Professor der Rechte in Marburg, der sich durch seine Wirksamkeit auf völkerrechtlichem Gebiet einen guten Namen gemacht hat. Weil er der Sache des dauernden Weltfriedens ergeben ist, ist es kein Zufall, daß er gleich am Eingang seiner Auseinandersetzungen das sozialdemokratische Friedensprogramm erwähnt: »Die radikalste Lösung dieser Aufgabe (ähnliche Katastrophen wie die jetzige zu verhindern) wäre selbstverständlich die, daß durch eine allgemeine Vereinbarung der Staaten jeder internationale Konflikt einem Schiedsgerichtshof unterbreitet würde und daß dessen Entscheidungen zwingend wären. Rein theoretisch betrachtet, läßt sich diese Formel, die namentlich von der Sozialdemokratie vertreten wird, nicht unbedingt verwerfen.«

¹ Walter Schücking, Internationale Rechtsgarantien. Ausbau und Sicherung der zwischenstaatlichen Beziehungen. Hamburg, Broschek & Co. Broschiert 3 Mark.

Wie man schon daraus sieht, steht Schücking auf dem Standpunkt, daß sich der große Sprung vom Weltkrieg zur Unmöglichmachung jedes Krieges nicht auf einmal machen läßt, wenigstens noch die Vorbedingungen dafür fehlen, Schiedsgerichte mit zwingender Vollzugsgewalt zu errichten. Dagegen steht Herr Schücking in der Frage der Notwendigkeit der Ausschaltung des Krieges aus der Reihe der politischen Möglichkeiten durchaus auf dem gleichen Boden, auf dem auch unsere Partei steht: »Auch im innerstaatlichen Leben ist einmal der Tag gekommen, wo das wahlweise System von Fehdegang und Rechtsgang dadurch abgeschafft wurde, daß man den Fehdegang verbot und den Rechtsgang obligatorisch machte.« Allerdings erheben sich nach der Auffassung Schückings gegen die Erreichung eines solchen Zustandes ungeheure Schwierigkeiten. Der »Ausbau der internationalen Justizorganisation« zu einem großen Schiedsgericht muß sich deshalb nach dem Autor in der Weise entwickeln, daß man auf dem Boden der Haager Friedenskonferenz weiterbaut. Aber auch wenn man der Frage auf diesem Wege beizukommen sucht, sind der Schwierigkeiten noch ganz bedeutende. Die Welt- und Großmächte werden sich auch in Zukunft von dem Empfinden nicht freimachen können, daß sie sich »in sogenannten Lebensfragen und in Fragen der nationalen Ehre nicht bedingungslos dem ungewissen Spruch einer internationalen Behörde unterwerfen« können. Eine weitere Verzögerung in der Herbeiführung des Idealzustandes sieht Schücking ferner in dem »noch sehr unfertigen Zustand des internationalen Rechtes, das viele Fragen offen läßt und insofern dem Ermessen der internationalen Behörde einen viel weitergehenden Spielraum überlassen würde, wie schon die längst eingebürgerten und auf altes Vertrauen gestützten nationalen Gerichte besitzen«.

Trotz dieser und noch einiger anderer Schwierigkeiten muß jedoch, davon ist Schücking fest überzeugt, mit diesem großen Werke begonnen werden. Es erscheint undenkbar, daß der bestehende Rechtszustand bestehen bleibt. Es muß, wie er sagt, eine Brücke geschlagen werden »zwischen dem wirklichen oder vermeintlichen Interesse der Staaten, sich ihr Recht zur Kriegsführung zu erhalten, und dem solidarischen Interesse, das die Staatengesellschaft an der Aufrechterhaltung des Rechtsfriedens in der Kulturm Welt besitzt« (S. 12).

Das Haager Werk, das die Ansätze zu einer internationalen Friedensorganisation enthält, ist also auszubauen. Zur Erreichung dieses Zweckes sollte zunächst unter den beteiligten Mächten vereinbart werden, daß die Haager Friedenskonferenz als das oberste Organ des Haager Verbandes der Kulturstaaten periodisch zusammentritt und ein ihre Arbeiten vorbereitendes ständiges Organ erhält. Die Aussichten und Möglichkeiten, vorerst dieses Ziel zu erreichen, sind gegeben, denn die Haager Institution hat schon in ihrer jetzigen Gestalt eine ganze Anzahl schwerer Staatenkonflikte vor dem Kriege zur Erledigung gebracht. Diese Erledigungen, die sich unter anderem auf die kritische Casablanca-Affäre zwischen Deutschland und Frankreich erstreckte, sind in mustergültiger Weise erfolgt. Um diese Institution weiter auszubauen, ist es notwendig, zunächst die Periodizität der Haager Konferenz zu sichern. Die Tendenz dazu war schon früher vorhanden, und die zweite Haager Konferenz ist nicht auseinandergegangen, ohne einstimmig den Wunsch ausgesprochen zu haben, daß nach einem gleichen

Zeitraum, wie er zwischen der ersten und zweiten Konferenz gelegen hatte, wieder eine dritte Konferenz zusammentreten möge.

Neben dem die Arbeiten der Konferenz vorbereitenden Organ sollen folgende weiteren Stellen im Haag eingerichtet werden:

1. Ein ständiger (ein »fertig dastehender«) Gerichtshof (cour de justice arbitrale) mit verschiedenen Kammern, der für alle geringfügigen Staatenstreitigkeiten, aber auch für gewisse privatrechtliche Streitigkeiten, zum Beispiel für Klagen gegen fremde Staaten, zuständig sein soll. Seine Entscheidungen sollen rechtsverbindlich sein.

2. Ein internationales Einigungs- und Vermittlungsamt, das über Rechtsstreitigkeiten, die gleichzeitig von politischer Bedeutung sind, und über reine Interessenkonflikte Gutachten und Einigungsvorschläge abgeben soll.

Außer diesen beiden Instanzen, deren Zuständigkeit genau geregelt werden soll, bleibt nach den Vorschlägen des Verfassers

3. der sogenannte »Ständige Schiedshof« (Tribunal permanent d'arbitrage) bestehen. Seine Richter sollen im Gegensatz zu den beiden anderen Behörden durch die Parteien nach den Normen der Haager Akte ernannt werden. Der Schiedsspruch dieses Hofes soll auf Grund beiderseitiger Vereinbarung auch in den Fällen angerufen werden können, die sonst vor das Einigungsamt gehören.

Noch wichtiger als diese formellen Dinge ist für die Anhänger der Schiedsgerichtsidee der Teil der Schückingschen Vorschläge, der sich mit der Herbeiführung eines Zwanges beschäftigt, der die einzelnen Staaten unter die Zuständigkeit und die Wirksamkeit des Schiedsgerichts stellen und die Entscheidungen der Haager Gerichte verwirklichen soll. Wegen denjenigen Staat, der dieses Verfahren nicht innehält oder sich der Erfüllung einer Entscheidung entzieht, wird durch das internationale Einigungs- und Vermittlungsamt eine internationale Exekution verhängt, deren Form von vornherein unter den Staaten vereinbart wird. Als Mittel solcher Exekutionen kommen der Abbruch sämtlicher Beziehungen, wirtschaftlicher Boykott und militärischer Zwang durch alle Vertragsstaaten in Frage. Eine internationale Exekution dieser oder anderer Art trifft auch denjenigen, der festgestelltemaßen sich über die internationalen Normen des Kriegesrechtes hinwegsetzt.

Vom Haag aus soll ferner darüber gewacht werden, daß von den Streitenden keiner den Gegner überfällt, solange der Konflikt schwebt. Während der schwebenden Verhandlungen im Haag soll auch jede Mobilmachung völkerrechtlich verboten werden. Die vorgeschlagenen Exekutionen werden natürlich auch den treffen, der sich weigert, sich einem Schiedsspruch zu fügen. Der Wille zur Ausführung dieser internationalen Exekutive ist jetzt, nach den Erfahrungen dieses Krieges, bei allen oder doch den meisten Staaten vorhanden. Diese Bereitwilligkeit ist besonders dadurch erzeugt worden, daß man in diesem Kriege gesehen hat, daß durch einen Krieg friedliche Nachbarn kriegsführender Staaten ganz besonders gefährdet sind. Eine Hauptwirkung verspricht sich Schücking aber von der bloßen Existenz der internationalen Rechtsinstitution und von der Tatsache ihrer Funktion:

»Ist aber einmal in dem internationalen Einigungs- und Vermittlungsamt eine Instanz vorhanden, welche zum Schutze des Völkerrechts angerufen werden kann, und ist durch vorher vereinbarte Normen dafür gesorgt, daß

die von hier aus verhängte Exekution auch praktische Bedeutung gewinnt, so erscheint es willkürlich, die Anwendbarkeit der internationalen Exekution gerade nur auf den Fall zu beschränken, wo die Rechtsätze über die Kriegsverhütung in dem Sinne verletzt worden sind, daß ein Staat gegen den anderen losgeschlagen hat, ohne erst den Versuch zu einem friedlichen Ausgleich gemacht zu haben. Vielmehr liegt es nahe, daß die internationale Exekution auch dann einzutreten hat, wenn der Krieg schon legitimerweise begonnen, aber in dem Kriege von irgendeiner Seite das Völkerrecht in erheblicher Weise verletzt worden ist.«

Auf dem Grunde der durch diese Maßnahmen erreichten Sicherheit würden auch sonstige Errungenschaften aus dem Gebiet des Völkerrechts entstehen. Wir brauchen die vollständige Freiheit der Meere. Es müßten die »Rechtsinstitute« verschwinden, die heute in Kriegszeiten die Freiheit der Meere, ja den ganzen Seeverkehr gewissermaßen in Frage stellen: das Präsen-, Konterbanden- und Blockaderecht. Es ist außerordentlich schwer, die Grenzen zu kontrollieren, die der Ausübung dieser »Rechte« vom Völkerrecht gezogen sind. Wie schwer es ist, zeigt in diesem Kriege England, das eine Art Fernblockade eingerichtet hat, die alle Einschränkungen des Blockaderechts illusorisch gemacht hat.

Ferner muß es möglich sein, Vorkehrungen zur Beseitigung der Sonderbündnisse und der Geheimdiplomatie zu treffen. Die Staaten haben durch ihren Verband alle politischen Sonderbündnisse zu verbieten. Statt nach den Vorschriften solcher Verträge füreinander einzutreten, sollen sich die Staaten in einem Kollektivabkommen verpflichten, für diejenige Sache einzutreten, die ihnen von dem durch sie einberufenen Organ als die Sache des Rechtes gekennzeichnet wird. Die Bündnispolitik bildet, so wird diese Forderung begründet, die schwersten Kriegsgefahren. Selbst defensive Bündnisse haben die Eigenschaft, Kriegsgefahren zu schaffen. Die Entstehung des Dreibundes und der englisch-französischen Entente hat in Europa die ganze Politik vergiftet. Seit dem Entstehen dieser Bündnisse hat sich zwischen den einander gegenüberstehenden Mächtegruppen ein fortwährendes Ringen abgespielt. Man unterstützt sich innerhalb des Kreises der Bundesgenossen in jeder Frage, die der Tag bringt, und darin liegt die Gefahr, daß sich jede Einzelfrage zu einer europäischen Angelegenheit auswächst.

Ebenso wendet sich das Buch gegen den Wirtschaftskrieg. Während eines Krieges muß das Privateigentum geschützt werden, auch das des Feindes ist nicht vogelfrei: »Jede Art von Wirtschaftskrieg während einer Kriegsführung, das heißt von Maßnahmen gegen das Privateigentum außerhalb der Kriegsoperationen, ist unzulässig. Verletzungen dieser Norm machen in vollem Umfang Schadenersatzpflichtig und begründen Maßnahmen der internationalen Exekution.«

Schwere Kriegsgefahren sieht Schücking schließlich in dem System der Schutzzölle. Wollen wir zu einem Zustand des Weltfriedens kommen, so müssen wir dieses System nach und nach abbauen. Da heute die Zölle in dem Budget der Mächte eine erhebliche Rolle spielen und da bei den ungeheuren Ausgaben, die der Krieg verursacht hat, die Mächte nicht in der Lage sind, auf diese Einnahmen verzichten zu können, so ist diese Forderung nicht ohne weiteres erfüllbar; aber wer den allgemeinen und dauernden Frieden wünscht, der muß, wie Schücking meint, die Forderung der Beseitigung der

Schutzölle aufstellen. Schließlich ist es notwendig, daß über das Schicksal der dem Haager Staatenverband nicht angeschlossenen Länder nur gemeinsame Verfügungen getroffen werden dürfen. Das Länderschlucken einzelner Mächte durch geheime Abmachungen mit anderen muß aufhören, wie überhaupt das Gebiet (auch erlaubter!) Abmachungen zwischen einzelnen Staaten unter die Kontrolle der Haager Rechtsinstitution gestellt werden muß. Diese Verträge müssen im Haag geprüft und im Falle ihrer Genehmigung publiziert werden. Geheimverträge und Geheimdiplomatie haben in der Welt, die die Kriege vermeiden will, keinen Platz mehr.

Auch sind gesetzliche Vorkehrungen gegen die Völkerverhetzung notwendig: »Die Staaten verpflichten sich sämtlich, in ihre nationale Strafgesetzgebung eine Bestimmung einzuführen, wonach beleidigende Äußerungen gegen fremde Völker oder Staaten in einer Druckschrift strafbar sind.« In der Begründung dieser Forderung stehen diese Sätze, die ebenfalls Wiedergabe verdienen: »Eine besondere Gefahr für den Weltfrieden bildet ohne Frage die völkerverhetzende Tätigkeit mancher Pressorgane. Auf zwei Wegen arbeiten sie, oft durch frivole Politiker oder sogar kapitalistische Interessenten, wie die Rüstungsindustriellen, gekauft, der Völkerverständigung entgegen: einmal wird durch beschimpfende und beleidigende Äußerungen über fremde Völker gegen diese planmäßig Stimmung gemacht, dann werden fortgesetzt falsche oder entstellte Nachrichten verbreitet, um bei der Regierung und dem Volke des einen Staates gegen den anderen zu wühlen.«

Wie man aus den vorstehenden Auseinandersetzungen sieht, geht Professor Schücking sehr weit in seinen Vorschlägen. In manchen seiner Vorschläge trennt ihn so gut wie nichts von den Auffassungen der Sozialdemokratie. So macht er die Forderung der Sozialdemokratie in dem Entwurf des Aktionsprogramms, nach der das Parlament über Krieg und Frieden entscheiden soll, zu der seinigen (»Kriegserklärungen dürfen nur mit der Zustimmung der Parlamente ausgesprochen werden; wo eine geschriebene Verfassung vorhanden ist, verpflichten sich überdies die Staaten, diese Bestimmung in ihre Verfassungen aufzunehmen«); dagegen scheint er unserer Forderung (die die Grundlage des Friedensprogramms bildet) der Umwandlung des stehenden Heeres in ein Volksheer skeptisch gegenüberzustehen. Diese Forderung gehört aber in die geistige Linie, auf der auch Professor Schücking seine Zukunftsideale erreichen will. Sie bildet, wie gesagt, die Grundlage für die Verwirklichung all der Forderungen, die von den Friedensfreunden in mehr oder weniger entschiedener Weise vertreten werden. Nur ein Volksheer bietet die Gewähr, daß es den Intentionen des Volkes und der vom Volke gewählten Parlamente folgt. Stehende Heere geben immer die Möglichkeit, daß sie entgegen diesen Intentionen benutzt werden. Man mag uns antworten, daß die Institution der internationalen Rechtsbehörde in der hier vorgeschlagenen Art den Mißbrauch stehender Heere unterbinde. Das mag sein. Aber es handelt sich hier darum, daß die eine Sicherheit den Gebrauch der anderen Sicherheit nicht ausschließt und daß doch eigentlich ein stehendes Heer in den Kreis der hier erhobenen Forderungen gar nicht mehr hineinpaßt.

Als das Aktionsprogramm der Sozialdemokratie erschienen war, kritisierten Parteiblätter in dem hier erörterten Punkte (und in manchen an-

deren) das Fehlen von Einzelheiten. Schückings Buch gibt einen Begriff davon, welch ein Opus dieses Aktionsprogramm hätte werden müssen, wenn diese Fragen ausführlich darin hätten behandelt werden sollen. Das vorliegende Buch umfaßt bei knappster Zusammenhaltung der Friedensfrage 135 umfangreiche Druckseiten, und dabei entschuldigt sich der Autor noch, daß die »Einzelheiten noch einer genaueren Durcharbeitung« und daß das Ganze noch der Vervollständigung bedürfe. Daraus kann man schließen, wohin wir mit unserem Übergangsprogramm gekommen wären, wenn wir in allen diesen gewünschten Punkten (Agrarfrage, Schulfrage, Friedensfrage) hätten ausführlich werden und auf Einzelheiten hätten eingehen wollen!

Papierne Heuschreckenschwärme.

Fliegerabwurfschriften als Propagandamittel der Entente.

Von Ernst Brahn.

(Schluß.)

Zuerst war im literarischen Flugdienst Spartakus Trumpf. Seine Sendschriften schienen allem Anschein nach der Entente ganz besonders zur Erschütterung der deutschen Kampffront geeignet. Als man aber wahrnahm, daß diese Elaborate bei den Feldgrauen nicht zogen, nahm man die Geheimflugblätter der Unabhängigen als Mithelfer; doch vermähnte man auch Ausgrabungen aus dem »tollen« Jahre 1848 nicht. Die anarchistische Literatur mußte ebenfalls zur Frontpropaganda herhalten. Das alte Lied aus Mosks »Freiheit« und Peukerts »Autonomie«: »Ich war Soldat, doch war ich es nicht gerne« wird als »Eine Stimme vom Grab« in nachgebildeten Notizbuchblättern präsentiert. Gewissermaßen den eisernen Bestand unter den Abwurfschriften bildet jedoch das schon erwähnte Buch »J'accuse«. Besondere Papierballone trugen es immer wieder in die deutschen Linien. Jedes Buch ist mit einer schwarzweißroten Hülle umgeben. Es bemüht sich, auf 432 Seiten im Format von 7½ zu 10½ Zentimeter bei circa 50 Gramm Gewicht, die Schuld Deutschlands am Kriege nachzuweisen. Zitate daraus zu bringen, ist überflüssig, nachdem Genosse Dr. Eduard David in seiner Schrift »Wer trägt die Schuld am Kriege?« (Berlin 1917, Verlag Vorwärts, Singer & Co.) uns einen sicheren Weiser im Streit an die Hand gegeben hat. Daran ändern auch die Schriften von Hermann Fernau nichts, der zur Bekräftigung des Grelling-Machwerkes in Bewegung gesetzt wurde. Seine Schriften »Grab' weil ich ein Deutscher bin« (1916) und »Wie deutsche Geschichtsschreiber urteilen werden« (1917, 32 Seiten) sind in Bern erschienen. Wie in diesen Schriften polemisiert wird, mag eine Probe erweisen:

Es bedurfte der deutschen »Siege« der ersten dreißig Kriegsmomente, um uns die erschreckende Maßlosigkeit der pangermanistischen Ländergier voll vor Augen zu führen. ... Selbst zahlreiche und bis dahin als normale geltende deutsche Sozialisten erlagen dieser Kinderkrankheit. Leute wie Lensch, Kolb, Weck, Adelong, Quardt, Landsberg, Südekum, Heine, Hänisch und viele andere sogenannte Sozialisten bespuckten zynisch das Vermächtnis ihrer großen Vorväter Marx und Bebel und sprachen wie die erstbesten Pangermanisten von »Grenzverbesserungen«, »Sicherheiten für unsere Existenz«, »Garantien gegen künftige Überfälle« usw.

Aus dem Jahre 1916 stammen ferner verschiedene Schriften Dr. Hermann Rößmeiers: »Deutsches Volk, wach auf« (48 Seiten, Verlag S. A.),

daß zur Revolution auffordert, und »Die Vorgeschichte des Krieges« (27 Seiten, erschienen bei Payot & Co. in Lausanne). Aus dem zuerst genannten Nachwerk folgende kleine Probe:

Da kommen nun Kanzler und Minister und Regierung und Abgeordnete und Zeitungsleute von den Konservativen bis zu den Sozialdemokraten, Liberalen und Agrariern, Juden und Judenfressern und predigen dem deutschen Volke, daß es alle Opfer bringen müsse... »Durchhalten«, ruft der Kanzler, ruft Herr v. Hennebrand, rufen »Kreuzzeitung« und »Morgenpost«, ruft besonders laut Herr Philipp Scheidemann, der große Sozialdemokrat...

Den »Suchomlinow-Prozeß« suchte anonym Grelling in das »rechte Licht« zu rücken. Als »Sonderdruck« aus der Beilage der »Freien Zeitung« (Bern 1917, Nr. 47) erschienen ferner die sogenannten »Enthüllungen« (64 Oktavseiten). Auch ein Karl Ludwig Krause betätigt sich mit einer Schrift, die den Schlagertitel führt: »Nein, nein, niemals«, erschienen im fingierten Verlag der »Zentralstelle zur Beförderung eines allgemeinen Friedens«. Gleich mit vier Schriften wartet »Siegfried Walder« auf. Die erste, »Sturmläuten« betitelt, bringt Kriegs- und Friedensgedichte. Welcher Art der Inhalt des Nachwerkes ist, mag folgende Stelle zeigen. Seite 22 besingt er »Die deutsche Sozialdemokratie« folgendermaßen:

Mit Eugen Richter starb der letzte Liberale,
Mit Welbel die Sozialdemokratie
In Deutschland. Wie die Menschen wachsen die Parteien,
Und gleich den Menschen altern, sterben sie...
Wo einstens Märtyrer und hehre Helden thronen,
Sitzt jetzt die ledernste Bureaukratie.
Sie hat sich nicht gemausert, nein, sie ist gestorben,
Die deutsche Sozialdemokratie!

Eine Schimpfschrift ist auch: »Wilhelm II. annoch deutscher Kaiser, wir klagen dich an!« »Zwei Fragen« im Reclam-Umschlag Nr. 197 (36 Seiten) folgten. Sie lauten: »Wer ist schuld an diesem Kriege?« und »Wofür kämpfen wir?« Und zuletzt, gleich in zwei Ausgaben mit schwarzrotgelbem Titel und eingebunden in Alfred Hans Friedls »Lexikon deutscher Zitate«: »Kaiser und Krieg oder Republik und Frieden?« Das darin befindliche Kapitel »Die Angst vor der Revolution« enthält folgende naive Sätze:

Ihr habt Angst vor einem Umsturz der Verfassung, Angst vor der Revolution. ... Angst, weil ihr nicht wißt, was Revolution ist. Ihr meint, da gehe alles drunter und drüber, und jeder friedliche Bürger sieht sich schon unter der Guillotine. Der redliche Bürger aber hat bei einer Revolution nicht das mindeste zu befürchten. Revolution ist nicht Anarchie. Theoretisch kann sich eine Revolution so glatt vollziehen wie etwa die Umwandlung einer bisher einem einzelnen gehörigen Fabrik in eine Aktiengesellschaft; da laufen auch die Maschinen ruhig weiter, und kein Angestellter, kein Arbeiter braucht seine Entlassung zu befürchten...

Im Jahre 1918 schwillt die Propagandaliteratur noch mehr an. Eine wahre Hochflut an Broschüren geht auf die Westfront hernieder. 25 Ausgaben verschiedener Art befinden sich unter den Abwürfen. Dazu viele gefälschte Zeitungsnummern — gefälschte Nachdrucke der »Frankfurter Zeitung« und der »Norddeutschen Allgemeinen Zeitung«, der »Straßburger Post«, der »Leipziger Volkszeitung« usw.

Sehr beliebt ist auch die Reproduktion von geheimen amtlichen Instruktionen und »Briefen aus Deutschland«, wie sie bei Gefangenen oder Ge-

fallenen und Verwundeten gefunden wurden oder gefunden sein sollen. Zwei besondere Zeitschriften sind dieser Spezialität gewidmet: von der einen, den »Briefen aus Deutschland«, Blätter zum Studium der wirtschaftlichen Lage in den kriegsführenden Ländern, sind bis August 1918 13 Nummern erschienen. Es sollen Originalreproduktionen sein, mit denen man den Soldaten beunruhigen will. Natürlich ist die Echtheit nicht nachzuprüfen. Einige, meist die besonders trüb klingenden, tragen als Zeichen dafür, daß man ihre Echtheit bezweifeln muß, ein sonderbares Merkmal: sie sollen von einfachen Leuten geschrieben sein, zeigen jedoch lateinische Buchstaben. Auch manche Wendungen tragen den Stempel einer fremden Sprache. Als Gegensatz zu diesen Auslassungen hat man die Photos gefüllter Pariser Fleischergassen dem Texte eingefügt. Das Gegenstück hierzu ist eine andere Zeitschrift, von der vom 1. Januar bis Oktober 1917 9 Nummern erschienen sind. Umfaßt das erstgenannte Blatt 4 Seiten in Folioformat, so das zweite, »Grüße an die Heimat« benannt, 8 Seiten in Quartformat. Natürlich geht es allen Deutschen in den französischen Gefangenenerlagern glänzend, wie durch schöne eingestreute Bilder bewiesen wird.

Zum Schlusse noch einen Blick auf das große Gebiet der kleinen Flugblätter, der Ein- und Doppelblattdrucke. Alles, was von den Broschüren, gefälschten Zeitungen und Zeitschriften gesagt wurde, trifft auch auf diese Flugblätter zu. Sie enthalten ebenfalls meist Auszüge aus Broschüren und Zeitungsartikeln. Dieselben Verfasser (der Bern-Laupener Kreis und der Amerikaner Kahn), die wir von früher her kennen, arbeiten auch auf diesem Gebiet. Daher treten auch neue originelle Gedanken bei den Flugblättern und Fliegerzetteln nicht auf, nur sind hin und wieder dem Text Karikaturen hinzugefügt. Zuerst sind es französische Blätter, die 1915/16 Karikaturen bringen. Sie sind im landläufigen, saloppen französischen Stil der Tageszeitungen gehalten. Mit Stift oder Pinsel schafft irgendein Kunsthandwerker hier für die Zwecke der Entente, der bisher für irgendeine Zeitung arbeitete. Im Jahre 1917 kamen englische Karikaturen hinzu. Sie arbeiten fast noch mit niedrigeren Mitteln als die französischen. Vor allem suchen sie den deutschen Feldgrauen dadurch nutzlos zu machen, daß sie ihm die gebrachten Blutopfer als völlig nutzlos darstellen. So sieht man auf einem dieser Bilder einen riesigen Kirchhof mit Kreuzen, daneben die Bezeichnung »Platz an der Sonne«. Auf einem anderen, beschriftet »Des Siegers Lohn«, wird ein halbnackter deutscher Soldat von einem General an ein großes eisernes Kreuz geschlagen. Auf einem dritten, im Stil Walter Cranes gehaltenen Blatt jagt der deutsche Michel dem Irrlicht des Sieges nach. Auch die deutsche Sozialdemokratie wird selbstverständlich karikiert. Sie wird in der Gestalt eines nackten robusten Kerls dargestellt, der die russische Freiheit niedergeschlagen hat; im Hintergrund rauchen die Trümmer der Internationale.

Neben solchen Flugblättern, die dem deutschen Frontkämpfer seine Aufopferung als zwecklos hinstellen, findet man andere, die ihn mit banger Sorge für die Zukunft, für die Zeit nach dem Kriege zu erfüllen suchen. So heißt es beispielsweise in einem »An die gemeinen Soldaten des deutschen Arbeiterstandes« gerichteten Flugblatt: »Nach dem Kriege aber werdet ihr mit Arbeitslosigkeit und Elend zahlen.... Löhne sind niedrig, Nahrung und Kleidung sind knapp und teuer.... Wenn die Zeit kommt, daß ihr ins

Vaterland zurückkehrt, wo es keine Arbeit gibt, und ihr erwartet, daß die Arbeiter anderer Länder euch unterstützen sollen, glaubt ihr wirklich, daß diese es tun werden? ...»

Eine reichlich naive Leistung; denn bisher haben wohl deutsche Arbeiter bei großen Streiks im Ausland beträchtliche Mittel aufgebracht und hergegeben, nicht aber die englischen Gewerkschaften die im Streikkampf befindlichen deutschen Arbeiter unterstützt, wie jeder Gewerkschafter weiß. Doch die Verfasser dieser Flugblätter waren einst, bevor sie von der Entente gekauft wurden — wenn man von einigen Individuen à la »Homo«-Grumbach absteht —, weder Arbeiter noch Sozialisten, sondern meist gescheiterte liberale Journalisten und Schriftsteller, und so machen sie, wenn sie auf Arbeiterverhältnisse zu sprechen kommen, naive Mißgriffe. Doch im ganzen kann man der feindlichen Flugblattpropaganda an der deutschen Westfront nicht absprechen, daß sie mit einem gewissen Geschick zu arbeiten versteht und ihre Geistesprodukte auf die Gemütsverfassung des schwer ringenden Frontkämpfers einzustellen weiß. Im übrigen rechnet man ersichtlich damit, daß der Mangel an Qualität durch die Quantität ersetzt wird. Wie schon zu Anfang dieses Artikels erwähnt wurde, sind vom Mai bis Juli dieses Jahres allein an der Westfront mehr als eine halbe Million feindlicher Flugblätter gesammelt worden.

Aus unserer Bäckerei.

Von Edgar Steiger.

Alexander Freiherr v. Bernus, Die gesammelten Gedichte 1900 bis 1915.

München, Verlag R. Piper & Co. Preis gebestet 5 Mark, gebunden 7 Mark.

Ist Eichendorff wiedererstand? Ein Waldhorn klingt. Die Wälder rauschen allerlei Geheimnisse, wenn der Abend die Lichter löscht und die Dinge zu geistern beginnen. Fahrende Gefellen ziehen singend durchs Land und verirren sich in den verheßten Irrgängen des Lebens. Ein Einsiedler betet kopfschüttelnd vor dem Muttergottesbild, und ein frommer Mönch malt die tote Geliebte als Heilige auf Goldgrund. Am Ziele der langen Irrfahrt aber taucht rechts am Wege Stift Neuburg auf, um dem müden Wanderer und seinen Weggenossen in stillen Klostermauern, die von der alten guten Zeit und ihrem treuherzigen Glauben erzählen, den langersehten Frieden zu bringen. Das ist ungefähr der Inhalt dieses Tagebuchs in Versen, in dem einer, der auf der Welt nichts anderes zu tun hat, als sich selbst zu suchen, seine Beichte ablegt. Ein verspäteter Romantiker mit vollem Geldbeutel, den es in der kalten Welt der Maschinen friert, flüchtet ins Mittelalter zurück. Ein Jenseitiger, den die hastende Jagd nach Gold anekelt (vielleicht nur, weil er schon genug davon hat), will hinaus aus dieser trostlosen Wirrsal und hinaus, wo die Geister sich küssen. Also doch ein Zukünftiger? Ja, aber ein Zukünftiger mit einem Vergangenheitsgefühl, der in Wort und Ton, genau bescheiden, nur ein Nachahmer ist. Und doch sagt er manches Beherzigenswerte. Man lese nur einmal, wie er beim Ausbruch des Krieges über seine Zeit zu Gericht sitzt:

So ganz auf Nutzen hingetrichet	Schon abgefloßen ist die Schminke
Und ihm zu opfern so bereit	Der billigen Kultur: Das Tier,
Das behre Selbst, so unverpflichtet	Entlarvt, bricht lästern aus — die Linke
Dem Geiste war noch keine Zeit ...	Stiehlt und die Rechte weiß von ihr.

Diese Verse sind vielleicht die schlechtesten im ganzen Buche, aber es steckt viel Wahrheit darin. Wir alle können von diesem Mystiker etwas lernen — auch da, wo er in seinem weltfremden Wahn Ursache und Wirkung verwechselt. Wenn der

Abend dunkelt, läßt sich jeder, den der Kampf des Alltags ermüdet hat, gerne von diesen irren und wirren Tönen schaukeln, in denen eine heimwehkranken Seele, die nicht von dieser Welt ist, wie eine windver Schlagene Taube gen Himmel flattert. Oen Himmel? Der Romantiker kann eben nur in mittelalterlichen Bildern denken, als hätte Kopernikus nie gelebt. Aber auch in solchen Bildern erhaschen wir einen Zipfel vom Gewand der Wahrheit.

Alexander Moszkowski, *Der Sprung über den Schatten*. Betrachtungen auf Grenzgebieten. München, Albert Langen. Preis geheftet 4 Mark.

Nur wer zu tanzen versteht, ist nach Nietzsche ein richtiger Philosoph. Hier ist sogar einer, der auf dem Drahtseil turnt — auf jenem dünnen Metallfaden des Denkens, wo rechts und links der Absturz ins Bodenlose droht. Moszkowski, der bezeichnenderweise diese Fibel des modernen Skeptizismus Fritz Mauthner widmet, knüpft an jene uralten Widersprüche des Denkens an, mit denen sich schon im sechsten Jahrhundert vor Christus die griechischen Philosophen im italischen Elea abquälten; an jene sogenannten Antinomien, die Kant mit dem »Ding an sich« aus der Welt zu schaffen suchte; an das Zeiträtsel oder Anfang und Ende, das Raumrätsel oder die Grenze, das Atomrätsel oder die unendliche Teilbarkeit, das Welträtsel oder Freiheit und Notwendigkeit, und fügt ihnen dann noch ein Duzend andere hinzu, um kopfschüttelnd zu dem lächelnden Ergebnis zu kommen: solche Lösungen der letzten Endfragen sind so unmöglich wie der Sprung über den Schatten. Aber das alles wird nicht etwa mit Stirnrünzeln und mit gelehrten Worten bewiesen oder widerlegt, sondern in geistreichem Geplauder an einer Fülle packender Beispiele aus Leben und Wissenschaft veranschaulicht. Von der »ewigen Wiederkehr Nietzsches...«, deren Widersinn drei Billardkugeln auf dem unendlichen grünen Tuchrechteck dartun«, bis zum »hohen Berge«, auf den während des Weltkriegs der Höhenmensch steigt, »erst, um sich selber, dann aber — und das wird zur Hauptsache —, um in sich die Menschheit zu erleben« — welch kühnes Seiltanzen über alle Berge und Weltmeere des Gedankens hinweg! Von dem Geheimnis der großen Zahl bis zum Atom in des Lukretius Laboratorium, das sich vor unseren Augen in nichts auflöst; von Bergsons wiedergekauter Hegelerei bis zur Frage nach der Größe der Welt und dem Geheimnis des Traumlebens — von Gedanke, Bliß und Chronometer bis zur Tafel der menschlichen Geistesgrößen — welcher verblüffende Zickzacklauf um alle Rätselfragen herum, die seit Jahrtausenden die Menschheit bewegt haben und noch bewegen! Der Neunmalweise, der seine Weisheit hübsch in die Paragrafen seines Gehirns eingepackt hat, wird vielleicht zu solchem Übermut den Kopf schütteln; aber seiner Selbstzufriedenheit gegenüber hat der Verfasser dieses leichtsinnigen Buches einen großen Vorzug: er regt den Leser zum Denken an; er lehrt ihn richtig fragen. Und eine richtige Frage ist tausendmal mehr wert als hundert schiefe Antworten!

Ernst Weiß, *Tiere in Ketten*. Roman. Berlin 1918, Verlag S. Fischer. Preis geheftet 4,50 Mark, gebunden 6,50 Mark.

Eine wilde Brunnstinjonie, die wie ein wüster Traum an uns vorübertrauscht: das trostlose Verenden eines Dornenlebens, das mit einer Liebeslei eines k. k. Leutnants in Wien anhub, um im Zuchthaus in schrille Wahnsinnsdissonanzen auszuklingen. Als Zuchthüterin im Hause Nr. 37 lernen wir sie kennen, wo sie als bereits Ausgediente in demütiger Hundetreue bei ihrem im Suff heruntergekommenen Michalek ausharrt, bis er sie selber zur Bahn abschiebt. Dann noch ein kurzes, scheinbar glänzendes Zwischenspiel bei einem zuckerkranken Winkeladvokaten, dem sie, Tag und Nacht von wüsten Bordenellerinnerungen beimgefolgt, seine schmutzigen Geldgeschäfte besorgt — immer wieder vom Heimweh nach ihrem geliebten Michalek gepackt und zeitweise zu Besuch im Hause Nr. 37 verschwindend, bis sie in einem Anfall von Wahnsinn die längst gehaßte Nebenbuhlerin, die sie einst aus dem Hause trieb, erdroßelt und, im Zuchthaus in Fieberträumen rasend,

von der Wache erschossen wird. Das alles wird nicht etwa erzählt, sondern selbst wieder als Fieberdelirium, das alle Wirklichkeit in sich hineinfrisßt, mit der ganzen wirren Rohheit dieser vertierten Menschenseele gestammelt, geschluchzt, gelacht, geschrien und getobt, so daß den gesunden Leser dieser expressionistischen Stilübung schließlich selber das Erbrechen ankommt, das ihm der Dichter mit so vollendeter Kunst vorgemacht hat.

Peter Altenberg, *Vita ipsa*. Berlin, Verlag S. Fischer. Preis: nicht angegeben.

Hat die Verlagshandlung bei diesem Buche den Preis absichtlich nicht vermerkt? Wollte sie damit sagen, daß es unbezahlbar sei? Wenn man den Waschzettel liest, möchte man es fast glauben. Seit Hermann Bahr vor zwanzig Jahren für seinen lieben Peter Engländer — das ist doch der ursprüngliche Name Altenbergs? — das Tamtam geschlagen hat (für wen von seinen zahllosen Freunden in Österreich hat er es nicht geschlagen?), gilt dieser Zigeuner des Kaffeehauses, der die Mitwelt alle Jahre durch irgendeine neue Geschmacklosigkeit überraschte, in gewissen Kreisen für den Meister des blendenden Aphorismus, neben dem sich Niessche wie ein Waisenknabe verstecken muß, und für einen Ausbund von verfeinerter Geistigkeit, die, hoch über der *misera contribuens plebs* (über dem armen steuerzahlenden Bürger) schwebend, das Café Grünsteidel unmittelbar neben Platos Akademie und die Gärten der Medici rückt. Was ein Gescheiter sagt, reden tausend Dumme nach. Und so ist denn Peter Altenberg zu seinem Schriftstellernamen gekommen wie die Pfarrmagd zum Kind. Ich selber habe ihn immer nur für einen Graphomanen des höheren Blödsinns gehalten, der seine Gedanken hinter einem Gefolge zahlreicher Gedankenstriche verbirgt — ein wahres Glück für die Gedanken, weil sie auch sonst niemand sehen würde. Damit aber der Leser sich selbst überzeugen kann, wer recht hat: ich oder die anderen, die die moderne Pythia in Hosen mit verzückten Augen in alle Himmel heben, wenn sie auf ihrem Tages- oder Nachtsüßchen mit einem Lächeln seliger Erleuchtung ihre Fragezeichen orakelt. Doch man lausche mit Andacht: »Nur ein Rundum-Mensch ist ein Mensch, nur er kann rundumschauen, rundumhören, rundumverstehen! Nur er kann rundumlieben, also vor allem keine einzelne!« — »Wird sie heute kommen?! Wird sie heute nicht kommen?! Das ist 'Spannung' in Dir. Ihr Da-sein ist Dein Friede, Deine Entspannung. Ihr Weggehen ist Deine Traurigkeit, Nachlassen des Lebens. Ihr Nichtdasein ist Deine Melancholie, Deine Bedrücktheit, Schlappheit. Aber: wird sie heute kommen, nicht kommen, ist Spannung, Anspannung des Gesamtdaseins.« usw. usw. — »Das Beste an der Frau ist, einen echten Dichter in tiefe Träumereien über sie versenken zu können! In Sehnsucht ohne Sehnsucht.« — »Besitz morderd — die Sehnsucht nach dem Besitz.« — »Unausstehlich sind mir jene meiner Verehrer, die glauben, durch die Lektüre meiner Bücher 'kleine Altenbergs' geworden zu sein! Wenn sie diesen schönen Glauben wenigstens bar bezahlen!«

Früher nannte man das Größenwahn — heute heißt es Expressionismus.

Albert Kalthoff, *Das Zeitalter der Reformation*. Nachgelassene Predigten mit Vorwort von Fr. Steudel. 2. Auflage. Jena 1917, Verlag Eugen Diederichs. Preis geheftet 5 Mark.

Das Andenken an diesen freien Geist, der einst von einer deutschen Kanzel herab zu allen brennenden Fragen der Gegenwart Stellung nahm, verdient festgehalten zu werden. Der Bremer Prediger hatte den Mut, das, was ihm die Wahrheit dünkte, furchtlos zu verkündigen, und insofern hat der Herausgeber recht gehabt, gerade zum Reformationsjubiläum des letzten Jahres diese geistvollen Predigten über die Ideenwelt und die diese vertretenden Persönlichkeiten der Renaissance und Reformation zu veröffentlichen. Kopernikus, Giordano Bruno, die deutsche Mystik, der Humanismus, Michelangelo, Raffael, Erasmus, Reuchlin, Hutten, Eckingen — man sieht, Naturwissenschaft, Philosophie, Wissenschaft,

Kunst, mit einem Wort Kulturgeschichte im umfassendsten Sinne des Wortes wird hier von einem warmherzigen Idealisten (diese Einschränkung müssen wir machen, damit der Leser nicht etwa etwas anderes als Ideologien erwartet) mit klarer Betonung der großen geistigen Zusammenhänge in einer oft hinreißenden Sprache vorgetragen. Der einseitige protestantische Standpunkt des Redners stört hier um so weniger, als er zum Beispiel — man lese nur den Abschnitt über die Bauern und Handwerker! — für die Schwächen Luthers ein scharfes Auge und für das soziale Elend der Unterdrückten ein warmes Herz hat.

Joh. v. Jensen, *Unser Zeitalter*. Berlin 1917, Verlag S. Fischer. Preis gebestet 5 Mark.

Auch hier ist wieder einer, der sich über die Weltwandlungen, die dieser Krieg gebracht hat, Rechenschaft geben möchte. Der geistvolle Däne ist ein geschickter Plauderer, dem man gern zuhört. Ab und zu leuchtet ein Blick auf, der alles bis in die Tiefen erhellte. Ein Viel- und Weitgereifter sagt uns, was er mit eigenen Augen geschaut und wie er es sich in seinem Kopfe zurechtgemacht hat. Das ist schon viel wert. Glücklicherweise wird daraus kein langweiliges System zusammengebraut. Schon die Titel deuten das Hin- und Herschweifende der Gedanken an: »Weltauffassung. — Die Kohle. — Der Süden. — Die Tropen. — Nach Norden. — New York. — Der Krieg. — Der nordische Vorsprung. — Peking.« Es sind Bausteine, daneben auch Um- und Abrisse zu flüchtigen Entwürfen einzelner Bauteile, wie alles, was heute in der allgemeinen Erörterung über diese Dinge geschrieben wird. Aber immerhin mehr als belanglose Alltäglichkeiten.

Literarische Rundschau.

Dr. August Pieper, *Demokratische Forderungen und deutsche Freiheit*. M.-Gladbach 1918, Volksvereinsverlag. 64 Seiten. Preis 1 Mark.

Die kleine Schrift Piepers wird auch für den, der der Zentrumspartei fernsteht, insoweit von Interesse sein, als sie ihm darüber Aufklärung gibt, wie sich der demokratisch und sozial gesinnte Flügel des Zentrums zu den großen Fragen der Zeit stellt. Was zunächst die preussische Wahlrechtsfrage anbetrifft, so tritt der Verfasser sehr energisch für eine Änderung des Wahlrechts zum Abgeordnetenhaus ein, ohne sich aber bestimmt für die Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen auszusprechen. Pieper befürwortet auch den sozialpolitischen Fortschritt, unterläßt es aber, die nächsten Aufgaben desselben zu bezeichnen. Die ausländische Demokratie ist ihm nur Schein und Blendwerk; ein Hort wahrer Freiheit ist ihm dagegen der deutsche Obrigkeitsstaat, dessen Vorzüge gegenüber dem Parlamentarismus der Westmächte er in den hellsten Farben malt. Wegen das Junkerregiment, das sich bisher im deutschen Obrigkeitsstaat breitmachte, hat Pieper allerdings mancherlei einzuwenden. Von einer Parlamentarisierung der Reichsregierung will er aber trotzdem nichts wissen; dagegen befürwortet er die Berufung von Vertrauensmännern der Volksvertretung in die Ministerien. »Eines schickt sich nicht für alle,« meint Pieper, »so auch nicht die Demokratie für uns Deutsche.« Was der Verfasser in seiner Broschüre versteht, ist also eine seltsame Mischung fortschrittlicher und rückschrittlicher Maßnahmen, die den »alten Obrigkeitsstaat in den neuzeitlichen Volksstaat« umwandeln sollen, wobei jedoch kaum bemerkt zu werden braucht, daß der staatliche Zustand, den Pieper als Volksstaat bezeichnet, etwas ganz anderes ist als das, was wir unter dieser Bezeichnung verstehen.

1q.

Grete Meisel-Hess, *Die Bedeutung der Monogamie*. Jena 1917, Verlag von Eugen Diederichs. 207 Seiten. Preis 6,60 Mark.

Die obengenannte Schrift reiht sich dem im Jahre 1918 im gleichen Verlag erschienenen zweibändigen Werke derselben Verfasserin über »Das Wesen der

«Geschlechtlichkeit» an, das in manchen Kreisen, vornehmlich in der literarischen Frauenwelt, viele Anerkennung gefunden hat. Der Arbeit wurde eine einbringliche, plastische, oft leidenschaftliche Sprache und ein mit tiefem sittlichem Ernst und weiblichem Takt verbundener Freimut nachgerühmt. Diese literarischen Vorzüge zeichnen auch die neue Schrift aus, die sich, obgleich sie für sich eine abgeschlossene Arbeit bildet, als eine Fortsetzung und Ergänzung des »Wesens der Geschlechtlichkeit« darstellt. Aber diesen unbestreitbaren Vorzügen stehen gewisse Nachteile gegenüber: es fehlt der Verfasserin zu einer umfassenden Behandlung des sexuellen Problems der Sinn für historische Entwicklungstatsachen und die Erkenntnis des Zusammenhanges der Ehe- und Familienverhältnisse mit den wechselnden Formen des gesellschaftlichen Gesamtlebens, in erster Reihe des Wirtschaftslebens. Eine genaue Kenntnis des Werdens des geschlechtlichen Verkehrs und der Eheformen von den Urzeiten bis zu der heutigen monogamischen Einzelfamilie geht Frau Meißel-Hefz völlig ab. Die ganze reiche ethnologische und soziologische Literatur über die geschichtliche Entwicklung der Familienverhältnisse existiert für sie nicht: eine Unkenntnis, die sie in der Einleitung S. XV zu dem seltsamen Ausspruch veranlaßt:

»Eine eigentliche Literatur über Monogamie gab es bisher noch nicht. Es ist noch nie in zusammenhängender Form, die diesen Stoff von allen Seiten der Betrachtung unterwirft, der Versuch gemacht worden, dieses Postulat, auf dem die Kultur des Abendlandes beruht, theoretisch zu begründen und zu erforschen, warum sich die Menschheit — wenigstens die des zivilisierten Westens — dieser Beschränkung im Geschlechtlichen unterwarf und sie zum Gesetz erhob.«

Die Verfasserin ahnt nicht, daß sie mit diesem Ausspruch selbst ihre Unzulänglichkeit eingesteht. Für sie existiert das sexuelle Problem nur, soweit es in der neueren Romanliteratur, in Bühnenwerken oder in philosophisch-ethischen bezw. ästhetischen Schriften zur Behandlung gelangte. Die Folge ist, daß sie die Frage: Wie ist die heutige Monogamie entstanden, aus welchen gesellschaftlichen Lebensbedingungen ist sie hervorgegangen, welcher Zusammenhang besteht zwischen ihr und den allgemeinen Gesellschaftszuständen, und welche Veränderungen der Eheverhältnisse werden sich voraussichtlich ergeben, wenn sich die gegenwärtige Gesellschaftsordnung ändert? — gar nicht stellt. Für sie ist einfach die Monogamie etwas Natürliches oder richtiger Naturgesetzliches, im Gemüt des Menschen Begründetes, denn das menschliche Herz ist, wie sie sagt, »unteilbar«, wenigstens im gefunden Zustand, und ein gleichzeitiger intimer Verkehr mit zwei Personen des anderen Geschlechts ist eben eine Spaltung des Herzens und deshalb »eine furchtbare seelische Krankheit«.

Die Verfasserin begründet denn auch ihre Forderung der Monogamie — worunter sie nicht ein lebenslänglich dauerndes Ehebündnis, sondern nur den Ausschluß jedes anderen Geschlechtsverkehrs während der Zeit eines ehelichen Zusammenlebens versteht — lediglich damit, daß die Einehe allein der Natur des Menschen entspricht und die höchste Glücksform oder, wie die Autorin sagt, die höchste geschlechtliche Lebensform darstellt, die der Mensch zu erreichen vermöge, während umgekehrt polygame Verhältnisse meist zu einem inneren Gefühlsaufrubr, zur Unbefriedigtheit, Schwermut, zum Lebensüberdruß usw. führten und nicht selten mit »katastrophalen Erlebnissen« endigten. Eine Behauptung, wofür Frau Oreste Meißel-Hefz aus Romanen, Dramen und Selbstbiographien viele Beispiele anzuführen weiß. Zudem aber sei der polygame Mann, da ihm das Vatergefühl fehle, fast nie ein guter Vater. Auch befördere die Monogamie das Streben des Mannes, sich eine gesicherte Existenz zu schaffen. »Ein guter Familienvater,« meint die Verfasserin, »ein Mann, der sich sozial auf die Erhaltung seiner Familie und die rastlose Beschaffung besserer Existenzmöglichkeiten für die Seinen konzentriert, der wird es höchstwahrscheinlich auch schon in jungen Jahren zu etwas bringen und, wenn er heiratet, nur den Wunsch haben, seine Frau möge ihm Kinder und

besonders Söhne gebären. Denn gewöhnlich hat ein solcher Mann auch ein selbständiges, real-konkretes Lebenswerk, welches er zu vererben wünscht.»

So gelangt denn Frau Meißel-Hess zu einer neuen Betätigung ihrer schon im »Wesen der Geschlechtlichkeit« aufgestellten These: »Jedes Geschlechtsleben ist beschmutzt, das sich nicht ausschließlich zwischen zwei Menschen abspielt.«

Manche Schilderungen, die die Verfasserin von den Folgen polygamer Verhältnisse entwirft, sind, wenn auch hin und wieder etwas philiströs zugespitzt, unzweifelhaft richtig — freilich nur, wenn man die heutigen Gesellschaftszustände als das Gegebene ansieht. Für manche Personen, hauptsächlich junge Männer und Frauen, die ins Leben hinausträten und noch keine eigene Lebenserfahrung haben, ist daher das Buch in seinem sittlichen Ernst und der Dringlichkeit seiner Mahnungen eine recht empfehlenswerte Lektüre; aber der Anspruch der Verfasserin, auch ein wissenschaftliches Werk geliefert zu haben, ist im ganzen recht wenig begründet.

Heinrich Cunow.

Notizen.

Zur Entwicklung der Konsumgenossenschaftsbewegung. Trotz der Ungunst der Kriegsverhältnisse schreitet die deutsche Genossenschaftsbewegung vorwärts. Besonders steigt die Mitgliederzahl der Konsumgenossenschaften. Wie sich aus dem »Jahresbericht des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine für 1917« ergibt, hat Ende 1913 die Gesamtzahl der ihm angeschlossenen Konsumvereine 1157 mit 1 621 193 Mitgliedern betragen; dagegen stellte sich Ende 1917 die Zahl der Vereine auf 1079, von denen 1072 — die übrigen 7 hatten keinen Bericht eingeleistet — 2 189 630 Mitglieder hatten. Außerdem umfaßte der Zentralverband 31 Arbeitsgenossenschaften, 1 Großeinkaufsgesellschaft und 1 Verlagsgesellschaft. Die 1072 berichtenden Konsumvereine besaßen 5318 Verkaufsstellen nebst 232 Zentrallagern und erzielten aus selbstherzeugten Waren einen Verkaufserlös von 143,6 Millionen Mark. Die 30 berichtenden Arbeitsgenossenschaften mit 9666 Mitgliedern hatten 12,8 Millionen Mark Verkaufserlös, die Großeinkaufsgesellschaft hatte 925 Mitglieder und 23,0 Millionen Mark Verkaufserlös und die Verlagsgesellschaft mit 560 Mitgliedern 5,5 Millionen Mark Verkaufserlös aus Eigenproduktion. Am konsumgenossenschaftlichen Wareneinkauf waren die Konsumvereine mit 97,1 Millionen Mark, die Arbeitsgenossenschaften mit 0,3 Millionen Mark und die Verlagsgesellschaft mit 61 800 Mark Warenumsatz, an der Bankabteilung der Großeinkaufsgesellschaft die Konsumvereine mit 175,1 Millionen Mark, die Arbeitsgenossenschaften mit 3,5 Millionen Mark und die Verlagsgesellschaft mit 6,3 Millionen Mark Bankumsatz beteiligt.

In der Warenverteilung aller dem Zentralverband deutscher Konsumvereine angeschlossenen Genossenschaften waren Ende 1917 21 848 Personen (4917 männliche und 16 931 weibliche), in der Warenerzeugung 6552 (3908 männliche und 2644 weibliche) beschäftigt.

Von den beiden konsumgenossenschaftlichen Zeitungen wurde die »Rundschau« in 12 359, das »Volksblatt« in 608 467 Exemplaren bezogen.

Der Verkaufserlös sämtlicher angeschlossenen Organisationen betrug 1917: im eigenen Geschäft 717,1 Millionen Mark, im Lieferantengeschäft 9,4 Millionen Mark, der Bruttoumsatz 726,6 Millionen Mark, der Nettoumsatz 709,4 Millionen Mark, der Reinüberschuß 20,7 Millionen Mark. Die Kassenbestände betrugen 4,8 Millionen Mark, die Warenbestände 71,9 Millionen Mark, das Inventar 9,9 Millionen Mark, der Grundstückswert 122,1 Millionen Mark, die Geschäftsguthaben der Mitglieder 55,7 Millionen Mark, die Reservefonds 24,9 Millionen Mark und die Hausbau- und sonstigen Fonds 31,3 Millionen Mark.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 5

Ausgegeben am 1. November 1918

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die dritte Note Wilsons.

Von Heinrich Canow.

Die dritte Note Wilsons ist schneller eingetroffen, als man erwarten durfte. Das beweist, daß die amerikanische Regierung tatsächlich eine ganz bestimmte Taktik befolgt. Sie hat zweifellos schon bei der Übergabe der zweiten Note genau erwogen, welche Antworten darauf von deutscher Seite erfolgen könnten und welche als ausreichend oder als ungenügend für den Abschluß eines Waffenstillstandsvertrags und die Einleitung von Friedensverhandlungen angesehen werden müßten, so daß für sie, als ihr die deutsche Antwortnote vom 20. Oktober überreicht wurde, sofort auch die Form ihrer dritten Note feststand.

In ihrer Fassung bestätigt diese dritte Note Wilsons die in der letzten Nummer der Neuen Zeit vertretene Ansicht, daß es verkehrt sei, seine zweite Note so zu deuten, als hätten die Friedensaussichten sich seit dem am 4. Oktober erfolgten Friedensangebot verschlechtert. Das Zustandekommen eines baldigen Waffenstillstandes als Einleitung zu Friedensverhandlungen kann heute bei einem einigermaßen geschickten taktischen Verhalten der deutschen Regierung als gesichert gelten, wenn auch, wie bereits in dem Artikel »Vor schwierigen Problemen« ausgeführt wurde, erst »nach einigen weiteren Komplikationen« und unter härteren Bedingungen, als mancher nach der Verkündung des Friedensangebots in der Reichstagsseröffnungsitzung am 5. Oktober dieses Jahres vorausgesehen haben dürfte. Unter diesen »weiteren Komplikationen« verstanden wir nicht die auch in der jetzigen Note wieder erfolgte Ankündigung, daß die amerikanische Regierung nicht gewillt ist, einen Waffenstillstand abzuschließen, der nicht, wie es im Text der dritten Note heißt, die Alliierten in der Lage beläßt, die Einhaltung eines jeden »Vergleichs, der getroffen wird, zu erzwingen und eine Erneuerung der Feindseligkeiten von deutscher Seite unmöglich zu machen«. Mögen konservative Blätter, die den Kampf auf Leben und Tod an der Westfront fortsetzen möchten, weil sie in dessen Verlauf Gelegenheiten zur Zurückgewinnung verlorener Machtpositionen zu finden glauben, immerhin von einer neuen verschärften Forderung Wilsons, von völliger Kapitulationsforderung sprechen, jeder, der die Sprache amerikanischer Diplomaten und Politiker versteht, fand schon in der zweiten Note die Ablehnung langer gegenseitiger Waffenstillstandsverhandlungen, dagegen das Verlangen einer einseitigen Festsetzung der Waffenstillstandsbedingungen durch die Ententeregierungen beziehungsweise durch ihre militärischen Sachverständigen, und zwar solcher Bedingungen, die das deutsche Heer daran hindern, nach Ablauf des Waffenstillstandes den Kampf mit irgendwelchen Aussichten auf Erfolg wiederaufnehmen zu können. Anders konnte der betreffende Passus in der zweiten Note Wilsons gar nicht ver-

standen werden, und wenn die konservativen Politiker sich jetzt so stellen, als hätten sie das nicht schon aus dieser herausgelesen, so beweisen sie damit nur, daß sie entweder glauben, eine taktische Schwenkung machen zu müssen, oder daß sie völlig unfähig sind, die Sprache der amerikanischen Regierung zu verstehen.

Die »weiteren Komplikationen« betreffen ein anderes Gebiet. Erstens glaubt man drüben, jenseits des Ozeans, nicht — und noch weniger in England —, daß die jetzige demokratisch-parlamentarische Regierung in Deutschland Bestand haben wird, sondern befürchtet, daß das Heer noch ein willfähiges Instrument in der Hand der leitenden Militärpersonen ist. Sobald sich deshalb eine günstige politische oder militärische Situation biete, könnten die betreffenden Personen versuchen, ihre frühere Herrschaft wiederherzustellen. Ob tatsächlich heute noch das deutsche Heer zu solchen Zwecken verwendungsfähig ist, ob derartige Absichten wirklich in bestimmten militärischen Kreisen bestehen, ist völlig nebensächlich; Tatsache ist, daß drüben wie in England derartige Überzeugungen vorherrschen, selbst in Kreisen, die als relativ deutschfreundlich gelten, und daß die Waffenstillstandsbedingungen viel anspruchsloser ausfallen würden, wenn dieser Glaube nicht wäre. So aber sagt man sich: die »military authorities and masters«, wie man sie in den dortigen politischen Kreisen nennt, warten nur darauf, ihr früheres Regiment wiederherzustellen; gelingt es ihnen, während der Waffenstillstandsdauer die deutschen Armeen zu reorganisieren, so werden sie nicht versäumen, den Kampf von neuem zu beginnen; gelingt es nicht, so werden sie sicher alsbald nach Friedensschluß versuchen, sich wieder in den Besitz der Macht zu setzen, und diese dann dazu benutzen, die Vorbereitungen für einen neuen Krieg zu beginnen.

Es wäre ein großer Fehler, sich über diese Auffassung und ihren voraussichtlichen Einfluß auf die Waffenstillstandsbedingungen und die kommenden Friedensverhandlungen zu täuschen. Gerade aus diesen Befürchtungen heraus verlangt man, daß der Waffenstillstand nur unter Bedingungen geschlossen wird, die der deutschen Heeresleitung unmöglich machen, den Kampf nach Belieben wieder aufzunehmen oder bei den Friedensverhandlungen militärische Argumente und Machtmittel in die Waagschale zu werfen.

Diese Bedrohung des neuen deutschen Regierungssystems aber erblickt man nicht in den süddeutschen Staaten, die man meist für viel einflußloser hält, als sie tatsächlich sind, sondern in Preußen. Die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechts in Preußen bewertet man — auch darüber sollten wir uns nicht täuschen — in den Vereinigten Staaten und England recht gering, am geringsten in den politischen Kreisen, die einige Kenntnis der preussischen Geschichte seit den sogenannten Befreiungskriegen haben und wissen, wie das Dreiklassenwahlrecht zustande gekommen ist. Diese Einführung, meint man, kann, wenn die bisherige Macht der Generäle und der preussischen Bureaukratie bestehen bleibt, leicht bei erster Gelegenheit wieder hinweggesetzt werden. Deshalb ist nicht nur zur Sicherung des Reichssystemwechsels, sondern nicht minder als Mittel der Einwirkung auf die Auffassung und Stimmung des Auslandes durchaus nötig, daß so schnell wie möglich Neuwahlen für das Preussische Abgeordnetenhaus vollzogen und auch in Preußen das Junkerregiment durch ein parlamentarisches Regierungs-

system ersetzt wird; ferner daß der Reichskanzler zugleich das Amt eines preußischen Ministerpräsidenten übernimmt. In einem großen Teil des Auslandes würde diese Vereinigung beider Ämter in einer Hand als eine Unterordnung preußischer Sonderinteressen unter das neue Reichsregierungs-system aufgefaßt werden. Im Jargon der konservativen Presse mag es zwar heißen: »Was geht uns das Ausland an? Wir sind ein selbständiger Staat und ordnen unsere Angelegenheiten selbst nach eigenem Befinden.« Wie weit ein Staat mit solcher Hinwegsetzung über die Auffassungen und Stimmungen des Auslandes kommt, hat die Kriegszeit deutlich genug bewiesen. Und auch diesmal würde bei den Friedensverhandlungen wieder das deutsche Volk die Rechnung für solche Großsprechereien zu bezahlen haben; denn es ist ganz zweifellos, je mehr der amerikanischen Regierung die Durchführung der demokratischen und die Erledigung der militärischen Gewalt gesichert erscheint, desto weniger wird man bei den Friedensverhandlungen auf sogenannten Sicherheiten bestehen.

Es ist nur ein Ausdruck der allgemeinen Auffassung des Auslandes, die auch in neutralen Staaten vielfach hervortritt, wenn es in Wilsons neuer Note heißt: »Der Präsident würde glauben, nicht ganz offen zu sein, wenn er nicht in freimütigster Weise den Grund dafür angeben würde, warum besondere Sicherheiten (im englischen Text steht das Wort *safeguards*, das in diesem Zusammenhang wohl besser mit »Verhütungsmaßnahmen« übersetzt würde) gefordert werden müssen. So bedeutungsvoll und wichtig auch die Verfassungsänderungen zu sein scheinen, von denen der deutsche Staatssekretär des Auswärtigen in seiner Note vom 20. Oktober spricht, so scheint doch nicht der Grundsatz eines dem deutschen Volke verantwortlichen Regiments völlig durchgeführt (im englischen Text heißt es *fully worked out*: »völlig herausgearbeitet«) und keine Garantie dafür gegeben zu sein oder in Betracht gezogen zu werden, daß die Änderung des Grundsatzes und der Praxis, über die man jetzt teilweise übereingekommen ist, von Dauer sein wird.«

Offen wird hier der Argwohn ausgesprochen: »Wird auch der Systemwechsel im Reiche Bestand haben, wird er nicht bald zu einer Episode werden? Welche Sicherheit habt ihr dafür, daß nicht Junkertum und Offizierkorps wieder demnächst die Oberhand gewinnen?« Eine deutliche Antwort auf diese Frage, die im ganzen Ausland Widerhall finden dürfte, ist erforderlich — nicht durch schöne Versicherungen in einem gutstilisierten Antwortschreiben oder durch öffentliche Erklärungen des Reichskanzlers und der Staatssekretäre im Reichstag, sondern durch eine gründliche Reform des preußischen Verwaltungs- und Militärsystems.

Eine andere Forderung, die Wilson zwar nicht direkt, wohl aber deutlich genug indirekt stellt, ist das an das deutsche Volk gerichtete Verlangen: »Entferne die Personen, die schuld an dem Kriege und seiner Durchführung sind, aus ihren Stellungen; wir konferieren nicht mit jenen, die bisher die deutsche Politik geleitet haben, denn wir setzen kein Vertrauen in ihre Versprechungen und Beteuerungen; die Regierung der Vereinigten Staaten verhandelt nur mit wirklichen Vertretern des deutschen Volkes (the government of the United States cannot deal with any but veritable representatives of the German people)«. Und um keinen Zweifel darüber zu lassen, daß das Verbleiben dieser Personen in ihren Stellungen, auch wenn

sie zeitweilig in den Hintergrund treten, die Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen enorm erschweren und die Entente veranlassen würde, völlige Kapitulation auf Gnade und Ungnade zu verlangen, fügt die Wilsonsche Note hinzu: »Wenn sie (die Vereinigten Staaten) jetzt mit den militärischen Herrschern und monarchischen Autokraten verhandeln sollen, oder wenn es wahrscheinlich würde, daß sie später mit ihnen über die internationalen Verpflichtungen des Deutschen Reiches zu verhandeln haben würden, müssen sie nicht Friedensverhandlungen, sondern Übergabe verlangen. Es kann nichts dadurch gewonnen werden, daß diese grundlegenden Dinge unausgesprochen bleiben.«

Die Personen, auf die sich dieser Hinweis bezieht, sind — das ist jedem Politiker klar — Wilhelm II. und Ludendorff. Die Note enthält nicht direkt, wie die deutsch-konservative Fraktion des Reichstags behauptet, die Aufforderung an das deutsche Volk: »Entthront den Kaiser, entlasset den Generalquartiermeister!« Sie erklärt nur kurzweg: »Mit diesen Personen verhandelt die Entente nicht, und wenn das deutsche Volk einen relativ günstigen Frieden haben will, muß es nicht fordern, daß wir uns mit diesen Personen in Friedensverhandlungen einlassen sollen.« Indirekt enthält dieser Passus der dritten Note die moralische Aufforderung an die betreffenden Personen: »Wollt ihr nicht dem Weltfrieden im Wege stehen, fügt euch in euer Schicksal und folgt dem Schicksal, den Ferdinand von Bulgarien bereits vollzogen hat!«

In dieser Forderung liegt auch bereits, daß jene militärischen Reformen, die noch vor kurzem im Reichstag verlangt und von den Konservativen als unerhörte Übergriffe der Demokratisierungssucht verhöhnt wurden, wie die Aufhebung der Kommandogewalt des Kaisers, die Schaffung des Amtes eines Staatssekretärs des Krieges, die Unterstellung des Großen Generalstabs unter den Reichskanzler, schon heute den Anforderungen nicht mehr genügen. Die Revolutionswelle, die Deutschlands politisches Leben erfasst hat, greift auf immer weitere Gebiete über, und wer sich ihr entgegenstemmt, wird von ihr in die Fluten hinabgezogen. Was heute noch fest auf den Sockeln alter Überlieferungen zu ruhen scheint, ist vielleicht morgen schon hinweggeschwemmt.

Man mag die Forderungen der dritten Wilsonschen Note nach dem Muster konservativer Blätter als unberechtigten Eingriff in die inneren Angelegenheiten des deutschen Volkes, als Erpressertaktik, brutalen Gewaltstreich usw. bezeichnen, an der Zwangslage, in die das Deutsche Reich gelangt ist, und zwar gerade durch die militärische Gewaltpolitik konservativer Machthaber, ändern solche Redewendungen nichts. Und denselben Wert haben die Rufe nach Zusammenfassung aller nationalen Kräfte, die voraussichtlich in den nächsten Tagen in konservativen Blättern auftauchen werden. Für seine ureigensten Lebensnotwendigkeiten hätte allenfalls das deutsche Volk seine letzten Kräfte eingesetzt; aber Aufrufe, den Kampf gegen eine ungeheure Übermacht für die Erhaltung der preußischen Thronrechte fortzusetzen, werden wenig Erfolg haben — am wenigsten in Süddeutschland. Ein Kampf unter dieser Devise könnte vielmehr leicht die alte Spaltung zwischen Nord und Süd in anderer Form wiedererstehen lassen. Was würde auch nach einigen Monaten eines erneuten Winterfeldzugs das Resultat sein? Auf eine Unterstützung unserer früheren Verbündeten ist nicht

mehr zu rechnen, eher auf ihre Unterstützung der Entente. Das Deutsche Reich stände allein einer Mächtekoalition gegenüber, die alle Mittel in Bewegung setzen würde, Deutschland niederzuzwingen. Und diese Mittel erfahren schon dadurch, daß die Alliierten einen wesentlichen Teil ihrer Heereskräfte in Italien, auf dem Balkan, in Asien freibekommen, eine wesentliche Verstärkung. Selbst jene neutralen Mächte, die bisher noch einigen Handelsverkehr mit uns unterhielten, würden sich, wenn wir die neueste, die Einleitung von Friedensverhandlungen versprechende Note Wilsons mit Kampfausrufen unter konservativ-dynastischer Parole beantworten wollten, gegen uns kehren. Oft haben wir uns in den verflossenen Kriegsjahren über die Stärke unserer Kampfmittel und die Stimmung des Auslandes getäuscht; diesmal wäre eine solche Selbsttäuschung der schwerste Selbstbetrug.

Verfassungs- und Verwaltungsreformen in Preußen.

Von Paul Hirsch.

Das gleiche Wahlrecht in Preußen ist gesichert, die nächsten Wahlen zum Abgeordnetenhaus werden sich unter dem allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrecht vollziehen. Die Macht des preußischen Junkertums, das siebenzig Jahre hindurch im größten deutschen Bundesstaat geschaltet und gewaltet und von hier aus seinen Einfluß auf das Reich ausgedehnt hat, ist gebrochen, ein neuer, ein freiheitlicher Geist wird im Preussischen Landtag wehen und Gesetzgebung und Verwaltung befruchten.

Wir Sozialdemokraten haben das gleiche Wahlrecht niemals um seiner selbst willen angestrebt, sondern wir haben es stets nur als Mittel zum Zweck betrachtet, um mit seiner Hilfe Staat und Gesellschaft zu demokratisieren und zu sozialisieren. Wir geben uns deshalb mit dem bisher Erreichten nicht zufrieden, sondern wir werden alles aufbieten, um diesem ersten Schritte weitere von nicht geringerer Bedeutung folgen zu lassen. Auch das freieste Wahlrecht wird nichts nützen, wenn es nicht gelingt, den Einfluß des Parlaments zu stärken, dem Willen einer in veralteten Anschauungen befangenen verknöcherten Bürokratie Halt zu gebieten und die Vertreter des alten Regiments, die sich der neuen Zeit nicht anpassen können, kaltzustellen.

Worauf es zunächst ankommen wird, ist die Einführung des parlamentarischen Systems auch in Preußen. Was hilft das parlamentarische System im Reich, wenn mit Hilfe einer preußischen Regierung, die politisch auf einem anderen Boden steht als die Reichsregierung, die Reichspolitik durchkreuzt und verhindert werden kann? Da nach Artikel 78 der Reichsverfassung Änderungen der Verfassung als abgelehnt gelten, wenn sie im Bundesrat 14 Stimmen gegen sich haben, kann Preußen mit seinen 17 Stimmen jede Verfassungsänderung hintertreiben. Schon hieraus folgt die zwingende Notwendigkeit, wie im Reich, so auch in Preußen zum parlamentarischen System überzugehen. Der in der Verfassungskommission des Abgeordnetenhauses von konservativer Seite erhobene Einwand, daß nur die monarchische Regierung es verhindert habe, daß Deutschland vor dem Ruin steht, ist durch die Ereignisse der letzten Monate genügend widerlegt worden.

Es gilt also vorerst alle Bestimmungen der Verfassung aus dem Wege zu räumen, die der Einführung des parlamentarischen Systems entgegenstehen, und die gleichen Reformen wie im Reich auch in Preußen durchzuführen. Wie auch immer die Staatsform nach dem Kriege sich gestalten wird, das herrschende und maßgebende Staatsorgan darf nicht mehr die Regierung, sondern muß die Volksvertretung sein, eine starke und eine wirkliche Volksvertretung, die alle im Volke vorhandenen Anschauungen widerspiegelt, ihre Forderungen zur Geltung bringt und in ihrem Sinne mitwirkt an der Ausübung der Staatsfähigkeit. Der Wille des Volkes muß das höchste Gesetz und Parlament und Regierung dürfen nichts anderes als der Vollstrecker dieses Willens sein.

Durch die Verfassungsurkunde vom 5. Dezember 1848 ist Preußen nur scheinbar in die Reihen der konstitutionellen Staaten eingetreten. In Wirklichkeit ist es ein rein absoluter Staat geblieben, und die Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 hat an diesem Zustand so gut wie nichts geändert. Als Lebensbedingung der Verfassung bezeichnete Friedrich Wilhelm IV. in seinem eidlichen Gelöbniß vom 6. Februar 1850, daß ihm »das Regieren mit diesem Gesetz möglich gemacht werde; — denn in Preußen muß der König regieren, und Ich regiere nicht, weil es also mein Wohlgefallen ist, Gott weiß es! sondern weil es Gottes Ordnung ist; darum will Ich aber auch regieren: — Ein freies Volk unter einem freien König.«

Von einem freien Volke hat man bisher in Preußen nicht viel gemerkt. Um so stärker trat auch unter den Nachfolgern Friedrich Wilhelms IV. das Bestreben zutage, in dem von ihm gekennzeichneten Sinne zu regieren, und besonders unter Wilhelm II. hat sich der Gedanke des Königtums von Gottes Gnaden scharf ausgeprägt. Im Gegensatz zu der belgischen Verfassung, die der Krone nur die Befugnisse zuerteilt, welche ihr ausdrücklich in der Verfassung übertragen beziehungsweise gelassen sind, die also ebenso wie die französische auf dem Grundsatz der Souveränität des Volkes beruht, von welcher alle Gewalten, insbesondere auch diejenigen der Krone, abgeleitet und beherrscht werden, sind nach Ansicht hervorragender Staatsrechtslehrer in der preußischen Verfassung weder die Befugnisse der Krone noch diejenigen der Volksvertretung erschöpfend zusammengestellt, und eine Reihe von Staatsrechtslehrern wie Arndt, Bornhak und v. Stengel vertreten sogar den Standpunkt, daß die Krone alle Befugnisse habe, welche ihr durch die Verfassung nicht entzogen, die Volksvertretung dagegen nur diejenigen, welche ihr von der Verfassung übertragen worden sind. Den Unterschied zwischen dem deutschen und dem belgischen Staatsrecht faßt der französische Schriftsteller Batbie dahin zusammen: »In Belgien haben, da die Macht sich herleitet von dem Willen des Volkes, die Vertreter dieses Willens alle Macht, und der König hat nur bestimmte Befugnisse. In Deutschland gilt der Grundsatz der Volkssouveränität nicht; man geht davon aus, daß die Herrscher eigene Rechte haben, und daher hat das Staatsoberhaupt die volle Gewalt, abgesehen von den Einschränkungen, welche sich aus der dem Parlament formell eingeräumten Macht ergeben.« Und Bismarck erblickte den Hauptunterschied zwischen der preußischen Verfassung auf der einen, der belgischen und der französischen auf der anderen Seite darin, daß bei uns »verfassungsmäßig seit Jahrhunderten ein selbständiges Königtum sei, welches zwar im Laufe der letzten Jahre einen beträchtlichen

Teil seiner Rechte auf die Volksvertretung übertragen hat, aber freiwillig und nicht etwa deshalb, weil ihm die Widerstandsfähigkeit fehlte. Preußen war vollkommen fähig, dem Stoß aus Frankreich Widerstand zu leisten, wenn die Regierung des Königs diese Widerstandsfähigkeit hätte benutzen wollen. — Aber eben dieses Königtum unterscheidet sich dadurch von den konstitutionellen Dynastien in England, Frankreich und Belgien, daß dort die Krone — gleich einem geschenkten Gaul — aus den blutigen Händen der Revolution überreicht ist unter denjenigen Bedingungen, wie nur die Revolution für gut fand, jenen Dynastien aufzulegen.¹

Daraus, daß ohne Zustimmung des Landtags keine Ausgabe geleistet und kein Gesetz geändert oder erlassen werden kann, den Schluß zu ziehen, daß die preußische Verfassung keine bloße Scheinkonstitution ist, wäre verfehlt; sie gibt in Wirklichkeit dem König so weitgehende Befugnisse und schränkt andererseits die der Volksvertretung so sehr ein, daß man von einem wahrhaft konstitutionellen Preußen nicht gut reden kann. Dem König allein steht die vollziehende Gewalt zu; er ernennt und entläßt die Minister; er befiehlt die Verkündigung der Gesetze und erläßt die zu deren Ausführung nötigen Verordnungen; er führt den Oberbefehl über das Heer; er besetzt alle Stellen im Heere sowie in den übrigen Zweigen des Staatsdienstes, sofern nicht das Gesetz ein anderes verordnet. Die Minister können zwar nach Artikel 61 durch Beschluß einer Kammer wegen des Verbrechens der Verfassungsverletzung, der Bestechung und des Verrats angeklagt werden, aber diese Bestimmung steht nur auf dem Papier, denn das Ministerverantwortlichkeitsgesetz und die näheren Bestimmungen über die Fälle der Verantwortlichkeit, über das Verfahren und über die Strafe ist noch nicht ergangen. Die Kammern können also die ihnen durch Artikel 61 eingeräumten Befugnisse bis auf weiteres nicht ausüben.

Umgekehrt ist das Recht der gesetzgebenden Körperschaften ein verhältnismäßig beschränktes. Die beiden Kammern üben die gesetzgebende Gewalt nicht allein aus, sondern nur gemeinschaftlich mit dem König, dessen Zustimmung zu jedem Gesetz erforderlich ist. Der König hat also ein absolutes Veto-recht. Die Vorschrift des Artikels 63 vollends, wonach in dem Falle, wenn die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit oder die Beseitigung eines ungewöhnlichen Notstandes es dringend erfordert und die Kammern nicht versammelt sind, unter Verantwortlichkeit des gesamten Staatsministeriums Verordnungen, die der Verfassung nicht zuwiderlaufen, mit Gesetzeskraft erlassen werden können, die den Kammern bei ihrem nächsten Zusammen-treten zur Genehmigung sofort vorzulegen sind, schränkt die Rechte des Parlaments wesentlich ein. Welcher Mißbrauch mit dieser Befugnis getrieben wird, weiß man, wenn man sich ins Gedächtnis ruft, wie das Staatsministerium, gestützt auf den Artikel 63, im Jahre 1903 sogar den durch Gesetz bestimmten Wahlort eines Wahlkreises verlegt hat, weil diese Maßnahme angesichts der sozialdemokratischen Unternehmungen zur Hinderung jeglicher Wahlen nach dem bestehenden Wahlsystem für die Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung unbedingt erforderlich gewesen sein soll. Die Regierung ist nicht davor zurückgeschreckt, ein Gesetz zu verlegen, und das Dreiklassenparlament hat diese Rechtsbeugung nachträglich gebilligt und sich dadurch zum Mitschuldigen gemacht.

¹ Verhandlungen der Zweiten Kammer vom 24. September 1849.

Eine gründliche Reform der preußischen Verfassung ist eine der **v o r - n e h m s t e n** Aufgaben des ersten unter dem gleichen Wahlrecht gewählten Abgeordnetenhauses. Eine weitere Aufgabe besteht darin, aufzuräumen mit dem Schutt und Moder einer hoffentlich für immer hinter uns liegenden Ära der Reaktion, veraltete Gesetze zu beseitigen, andere dem Geiste der neuen Zeit entsprechend von Grund aus umzugestalten. Bedenkt man, daß in der preußischen Gesetzgebung seit mehr als sechzig Jahren fast keine oder doch fast keine nennenswerten Fortschritte zu verzeichnen sind und daß es noch zahllose Gesetze gibt, die direkt mittelalterlich anmuten, so hat man eine Vorstellung von der Größe dieser Arbeit.

Ein typisches Beispiel für Preußen ist das Forstdiebstahls-gesetz vom Jahre 1878, das für Forstdiebstahl neben Geldstrafen Gefängnisstrafen vorsieht und ausdrücklich ausspricht, daß an Stelle der Freiheitsstrafen, die für Geldstrafen zu substituieren sind, auch Forstzwangsarbeiten auferlegt werden können, ja daß sogar Angehörige bei Forstdiebstählen ohne weiteres zu haften haben. Kann ein Täter nicht zur strafrechtlichen Verantwortung gezogen werden, weil er entweder jünger als 12 Jahre ist oder weil er die zur Erkenntnis der Strafbarkeit erforderliche Einsicht nicht besaß, so haben die Eltern ohne Rücksicht darauf, ob sie eine Schuld trifft, zu haften. Sie können also zur Leistung von Forstzwangsarbeiten verurteilt werden — ein unglaublicher Zustand, mit dem sich aber das Abgeordnetenhaus noch vor gar nicht langer Zeit durch Ablehnung eines sozialdemokratischen Antrags auf Umgestaltung dieses Gesetzes ausdrücklich einverstanden erklärt hat.

Eine Aufzählung all der Gesetze, deren Abschaffung eine zwingende Notwendigkeit ist, im einzelnen würde den Rahmen dieser Arbeit übersteigen. Daß für offene oder verkappte Ausnahme-gesetze wie die Gesindeordnungen im neuen Preußen kein Raum mehr ist, daß mit den selbständigen Gutsbezirken, dieser ostelbischen Eigenart mit ihrer Unterstellung der Bewohner unter die obrigkeitliche Gewalt eines Gutsherrn aufgeräumt werden muß, daß Gesetze wie das Fürsorgeerziehungsgesetz ihres polizeilichen Charakters entkleidet werden müssen, daß eine Schulgesetzgebung ohne jeden konfessionellen Beigeschmack vonnöten ist, daß die vollständige Gewissens- und Religionsfreiheit gewährleistet werden muß: das sind Selbstverständlichkeiten, über die es sich erübrigt, auch nur ein Wort zu verlieren.

Einen Gesichtspunkt dürfen wir bei dieser Tätigkeit nicht aus dem Auge verlieren. Wir dürfen uns nicht damit begnügen, daß wir die Reaktion aus der Gesetzgebung verdrängen, wir müssen ihr auch in der Verwaltung energisch zu Leibe gehen, denn sonst würden auch die freiesten Gesetze ihren Zweck verfehlen. Mit einem freihetlich zusammengesetzten Parlament allein ist es nicht getan, wenn nicht eine Reform unserer Verwaltung an Haupt und Gliedern Hand in Hand damit einhergeht. Vor allem gilt es, den allmächtigen Einfluß des preußischen Landrats zu brechen, und dazu bedarf es einer Änderung der Kreisordnungen mit ihren die übergroße Mehrzahl der Kreiseingewesenen zu völliger Ohnmacht verdammen-den Kreisverfassungen. Für eine plutokratische Bildung der Kreistage ist im Staate des gleichen Wahlrechts ebensowenig Platz wie für Provinzialordnungen, die darauf zugeschnitten sind, die Masse der Staatsbürger von der Vertretung in den Provinziallandtagen auszuschließen.

Daß allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht für alle Kommunalverbände, mögen es Landgemeinden oder Städte, mögen es Kreise oder Provinzen sein, ist eine Forderung, deren Erfüllung keinen Aufschub duldet. Daß das gleiche Wahlrecht für die Wahlen zum Abgeordnetenhaus auch das gleiche Wahlrecht für die Gemeindevertreterwahlen nach sich ziehen müsse, darüber war man sich in der Verfassungskommission des Abgeordnetenhauses nicht im unklaren. Und wenn auch die Regierung sich die denkbar größte Mühe gab, zwischen Staat und Gemeinde einen grundsätzlichen Unterschied zu konstruieren, so war doch ihre Argumentation in keiner Weise überzeugend. Gewiß hat der Staat andere Aufgaben zu erfüllen als die Gemeinden, denen die Gesetze, auf Grund deren sie ihre Tätigkeit auszuüben haben, meistens von der Staatsgewalt vorgegeschrieben sind und deren Tätigkeit überwiegend wirtschaftlicher Natur ist, aber das schließt nicht aus, daß auch aus ihrer Vertretung und Verwaltung jeder plutokratische Anstrich ausgemerzt werden muß. Die Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Systems hat die Regierung offen eingestanden, aber sie will auf halbem Wege stehenbleiben. Sie will das Gemeindevahlrecht dem politischen Wahlrecht für den Landtag zwar annähern, doch an dem Gedanken des abgestuften Wahlrechts hält sie fest. Sollte sie es auch jetzt noch mit Flickwerk versuchen wollen, so wird sie sich bald davon überzeugen müssen, daß es dazu zu spät ist. Die Stunde erfordert ganze Arbeit, keine Halbheiten. Eine Reform, die nicht das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht nicht nur für Männer, sondern — was nicht besonders betont zu werden braucht — auch für Frauen bringt, ist ungenügend und kann kaum noch als Abschlagszahlung angesehen werden.

Reformen an Haupt und Gliedern in Gesetzgebung nicht minder als in Verwaltung sind unerläßlich für das aus dem Weltkrieg hervorgehende Preußen. Unsere höheren Verwaltungsbeamten rekrutieren sich mit vereinzelten Ausnahmen aus ganz bestimmten Kreisen. Zwischen ihnen und der übergroßen Mehrheit des Volkes ist eine künstliche Schranke errichtet, die zu überschreiten bisher schier unmöglich erschien, sie fühlen sich als eine besondere Kaste, die mit gewöhnlichen Sterblichen nichts gemein hat, und sie werden in diesem Wahn bestärkt durch eine Regierung, der eine vornehme Abstammung mehr gilt als Können und Wissen. Der Fall Löhning liegt allerdings schon mehr als ein Jahrzehnt hinter uns, aber daß ein hoher preußischer Beamter, der sich so weit »vergift«, daß er die Tochter eines Feldwebels heiratet, unmöglich im Amte bleiben kann, gilt auch heute noch in gewissen Kreisen als etwas ganz Selbstverständliches.

Und wie mit dem System der Bevormundung des einzelnen, muß es mit dem der Bevormundung ganzer Teile des Staatsorganismus ein Ende haben. Die Staatsaufsicht über die Selbstverwaltungskörperschaften darf fürder nicht mißbraucht werden, um diese Organe, die im Kriege so Hervorragendes geleistet haben und denen wir es nicht zuletzt zu danken haben, daß Preußen und Deutschland nicht schon längst wirtschaftlich zusammengebrochen sind, in unwürdiger und demütigender Weise zu behandeln. Mit dem Obrigkeitsstaat muß auch das Obrigkeitsystem schwinden, nicht um einer wüsten Anarchie Platz zu machen, sondern um die freie Entfaltung aller Kräfte zu ermöglichen, zum Besten der Allgemeinheit, deren Wohl die einzige Richtschnur unseres Handelns sein darf.

Wenn es in den Motiven zur Wahlrechtsfrage heißt, daß es sich bei der Gewährung des gleichen Wahlrechts um einen Akt des Vertrauens in das Volk handelt, das in den schweren Schicksalen des Krieges seine Reife erwiesen hat, so darf man dem Volk auf der anderen Seite nicht mit Mißtrauen begegnen, indem man es von der Verwaltung ganz oder doch so gut wie ganz ausschließt. Auf den blutigen Schlachtfeldern draußen, in friedlicher Arbeit im Innern hat das ganze Volk ein Maß von politischer Reife, von Erkenntnis der Staatsnotwendigkeiten und von opferwilliger Hingabe an Staat und Gesellschaft an den Tag gelegt, daß kein einziger unserer Staatsmänner es darin übertrumpfen kann. Diesem Volke gegenüber hat jede Spur von Mißtrauen zu schwinden. Es hat sich die Mitwirkung an Gesetzgebung und Verwaltung redlich verdient, und keine Macht der Welt wird instande sein, ihm seinen Anteil vorzuenthalten. Sollten die bisher herrschenden Gewalten, wenn sie die Zeit für gekommen halten, einen solchen Versuch machen, so werden sie auf Granit beißen. Das Volk von 1918 ist nicht mehr das Volk von 1849. Es wird sich das, was es einmal errungen hat, nicht entreißen lassen, sondern es wird sich weitere Rechte dazu erkämpfen.

Der Landesparteitag der bayerischen Sozialdemokratie.¹

Von Johannes Timm.

Nach den Satzungen der Landesorganisation der sozialdemokratischen Partei Bayerns soll alle zwei Jahre ein Landesparteitag zusammentreten, der über die Regelung der bayerischen Parteiangelegenheiten zu beschließen hat. Der letzte Parteitag vor dem Weltkrieg tagte vom 18. bis 20. Juli 1914 in Neustadt a. d. S.

Die Sturmzeichen des Weltkriegs wetterleuchteten bereits in die Verhandlungen dieser Tagung hinein. Am 19. Juli wurde außerhalb des Versammlungssaals ein Telegramm des Inhalts angeschlagen, daß Österreich den Krieg an Serbien erklärt habe. Das Bureau des Kongresses setzte sich sofort mit der »Frankfurter Zeitung« in Verbindung. Es ging ihm die Mitteilung zu, daß allerdings dieses Gerücht seit einigen Tagen umlaufe, aber bisher keine Bestätigung gefunden habe. Bald wurde jedoch das Gerücht zur furchtbaren Wahrheit. Die Wellen des Weltkriegs brachen herein. Die Pfalz, eben noch die Stätte friedlicher Tagung unserer Partei, wurde schon Anfangs August ein Hauptaufmarschgebiet unserer Heere. Unsere Vertreter hatten beschlossen, ihre ganze Kraft für die weitere Ausbreitung unserer Ideen, für die Stärkung der Organisation, für die aufbauende Kulturarbeit des Sozialismus einzusetzen; nun stellte uns der Weltkrieg vor andere, neue Aufgaben.

Mehr als vier Jahre sind seitdem verflossen. Die politischen Verhältnisse in Bayern und die Aufgaben, die der Partei daraus erwachsen, ließen es zweckmäßig erscheinen, wieder einen Parteitag stattfinden zu lassen. Am 12. und 13. Oktober wurde dieser Parteitag im Gewerkschaftshaus in München abgehalten, der, wenn auch in anderer Art als sein Vorgänger von 1914, im

¹ Der Artikel war für Heft 4 bestimmt, ist aber infolge postalischen Versehens der Redaktion zu spät zugegangen.

Zeichen weltgeschichtlicher Ereignisse tagte. Diesmal wetterleuchtete der von allen Völkern der Welt langersehnte Friede am Horizont. So hatte der Parteitag Gelegenheit, zu den jüngsten Ereignissen, die die Demokratisierung Deutschlands einleiteten, Stellung zu nehmen und durch wichtige Beschlüsse die politische Neugestaltung in Bayern vorzubereiten.

Auf der Tagesordnung standen der Bericht des Landesvorstandes und der Ausbau der Organisation. Über die Reichs- und Auslandspolitik erstattete Genosse Hermann Müller vom Parteivorstand in Berlin ein ausführliches Referat. Auch die nächsten politischen und wirtschaftlichen Aufgaben in Bayern, die Fragen der Verfassung und Verwaltung, der Demobilisierung, Arbeitslosenfürsorge und Arbeiterfragen, Wohnungsfrage und Volksernährung wurden eingehend behandelt und diskutiert. Das Genossenschaftswesen in Bayern sollte als Schlußthema behandelt werden. Leider reichte die zur Verfügung stehende beschränkte Zeit hierzu nicht mehr aus. Es wurde daher beschlossen, das schriftlich vorbereitete Referat in den Parteitagebericht mit aufzunehmen. Die Verhandlungen waren vom Geiste kameradschaftlicher Zusammenarbeit getragen. Erfreulich war besonders die Abereinstimmung aller in der Auffassung der schweren Aufgaben, welche die Sozialdemokratie in der nächsten Zeit zu lösen hat.

Der erste Vorsitzende des Landesvorstandes, Genosse Georg v. Vollmar, war durch seinen andauernd leidenden Zustand gezwungen, aus dem politischen Leben auszuscheiden und seine Jahrzehnte innegehabten Vertrauensämter der Partei zur Verfügung zu stellen. Seines Wirkens wurde bei Eröffnung des Parteitags besonders gedacht. Ihm und seiner wackeren Frau entboten die Vertreter des bayerischen werktätigen Volkes telegraphisch die herzlichsten Grüße.

Der Bericht des Landesvorstandes gab ein übersichtliches Bild des Wirkens der bayerischen Sozialdemokratie während der Kriegszeit. Ausführlich wurde darin die parlamentarische Tätigkeit der Landtagsfraktion 1915 bis 1918 beleuchtet, der alsbald nach Kriegsbeginn die Aufgabe zugefallen war, sich der Zurückgebliebenen der Kriegsteilnehmer anzunehmen und den durch den Krieg und durch die Kopflosigkeit der Regierung veranlaßten volkswirtschaftlichen Schäden entgegenzuarbeiten. Was in dieser Hinsicht geleistet wurde, enthält ein 76 Druckseiten umfassender Bericht, der dem Parteitag unterbreitet ward. Als Ergänzung hierzu lagen gedruckte Referate über die Sozialpolitik, die Soldaten- sowie die Kriegsbeschädigten- und Kriegerhinterbliebenenfürsorge vor.

Naturgemäß hat auch die bayerische Parteiorganisation unter dem Krieg außerordentlich zu leiden gehabt. Für die Leser der Neuen Zeit ist es vielleicht nicht ohne Interesse, einen Überblick der bayerischen Organisation zu gewinnen. Hierzu kurz folgendes: Organe der Landesorganisation sind die sozialdemokratischen Vereine, die Bezirksverbände, die Gauverbände und der Landesvorstand. Für die Gauverbände galt bisher folgende Einteilung: für Oberbayern, Niederbayern und Schwaben und den Reichstagswahlkreis Regensburg mit dem Sitz in München; für die Rheinpfalz mit dem Sitz in Ludwigshafen; für die drei Franken und die übrige Oberpfalz mit dem Sitz in Nürnberg.

Über die Entwicklung der Organisation in Bayern während des Krieges gibt die nachfolgende Aufstellung einen Überblick:

	Organi- sationen		Zahl der Mitglieder										Zahl der Mit- glieder im Heeres- dienst
			am 31. März 1914		am 31. März 1915		am 31. März 1916		am 31. März 1917		am 31. März 1918		
			männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.	
Gau Nordbayern . .	308	144	22 267	1214	11 568	1109	8 887	904	6 950	1574		22 082	
Gau Südbayern . . .	148	122	17 931	3041	15 356	2941	14 525	3456	16 164	3452		15 061	
Gau Pfalz	143	73	3 527	323	2 416	207	1 940	199	2 756	218		4 432	
Gesamt	597	339	43 725	4578	29 340	4257	25 352	4559	25 870	5244		41 575	

Bezüglich dieser Zusammenstellung ist zu beachten, daß die Zahl der im Heeresdienst befindlichen Mitglieder auf absolute Richtigkeit keinen Anspruch erheben kann. Es handelt sich im wesentlichen nur um Schätzungen, die aber den wirklichen Ziffern sehr nahekommen dürften.

Die Vergleichung der Mitgliederziffern in den einzelnen Gaubezirken zwischen dem 31. März 1915 und dem 31. März 1918 führt zu dem Ergebnis, daß der Gau Nordbayern in den drei Jahren den größten Mitgliederverlust zu buchen hatte. Während die Zahl der Mitglieder am 31. März 1915 23 481 betrug, stellte sie sich am 31. März 1918 auf 8524. Im gleichen Zeitraum sank die Zahl der Mitglieder im Gau Südbayern von 20 972 auf 19 616, im Gau Pfalz von 3850 auf 2974. Das industrielle Nordbayern hatte gegenüber dem mehr landwirtschaftlich durchsetzten Südbayern die besseren Entwicklungsmöglichkeiten für die Parteibewegung gehabt, doch die Parteispaltung hat in Nordbayern äußerst zerstörend auf unsere Parteibewegung eingewirkt. Die verlorenen Mitglieder sind nicht etwa restlos zu den Unabhängigen übergetreten, sondern der größte Teil davon zog sich von der Sozialdemokratie überhaupt zurück. Am schwersten hatte es der Gau Pfalz, um die Parteiorganisationen zu halten, war doch die Pfalz während des ganzen Krieges Belagerungsgebiet. Daß trotz aller Schwierigkeiten und trotz der vielen Einberufungen der Mitgliederbestand bis zu fast vier Fünfteln gehalten werden konnte, ist der Einigkeit und Geschlossenheit der Parteibewegung zuzuschreiben.

Wie die Parteiorganisationen in Nordbayern besonders unter der Parteispaltung zu leiden hatten, so auch die Entwicklung der Presse. Die Abonnentenziffer ging in den einzelnen Orten beträchtlich zurück, während in vielen anderen Orten, die eine geschlossene Parteibewegung hatten, der Friedensabonnentenstand sogar überschritten wurde. Der Landesvorstand hatte eine gewaltige Aufgabe, um durch Aufbringung der erforderlichen Zuschüsse die einzelnen Parteigeschäfte und Parteieinrichtungen durch die schlimmen Verhältnisse zu bringen.

Um die Organisationen geschlossener zu gestalten und den Beamtenkörper der bayerischen Partei besser auszunutzen, legte der Landesvorstand dem Parteitag einen neuen Organisationsentwurf vor, der gegenüber dem alten einschneidende Änderungen aufweist. Vor allem wurde eine andere Einteilung der Gauverbände vorgeschlagen. An Stelle der bisherigen drei Gaue sollen in Zukunft sieben treten, und zwar zunächst: 1. Oberbayern mit den Wahlkreisen Landshut und Pfarrkirchen mit dem Sitz in München. 2. Die Oberpfalz mit Ausnahme des Wahlkreises Neustadt und Niederbayern mit Ausnahme der Wahlkreise Landshut und Pfarrkirchen mit dem Sitz in Regensburg. 3. Die Pfalz mit dem Sitz in Ludwigshafen. 4. Oberfranken mit dem Wahlkreis Neustadt mit dem Sitz in Bayreuth. 5. Mittelfranken

mit dem Sitz in Nürnberg. 6. Unterfranken mit dem Sitz in Würzburg. 7. Schwaben mit dem Sitz in Augsburg. Ferner sollen die zentralen Machtbefugnisse des Landesvorstandes eine beträchtliche Erweiterung erfahren. Er bildet mit einem neu vorgesehenen Landesauschuß, der aus Vertretern der Gauvorstände und der in Bayern erscheinenden Parteizeitungen sowie den Vorstehenden der sozialdemokratischen Landtagsfraktion besteht und mindestens halbjährlich einmal zu berufen ist, die Oberleitung der Partei. Der Landesauschuß beschließt künftig gemeinsam mit dem Landesvorstand über alle wichtigen politischen und Landesparteiangelegenheiten sowie über die Errichtung allgemeiner Parteiinstitutionen und Unternehmungen. Diese neu vorgesehenen Gausekretariate, für die eine Neuansstellung von Genossen notwendig wird, sollen erst dann errichtet werden, wenn im Lande die hierzu notwendigen Mittel vorhanden sind. Der neue Organisationsentwurf ist aufgestellt, um die großen Aufgaben, vor die sich auch die bayerische Partei gestellt sieht, durch eine bis ins kleinste funktionierende, alle Kräfte zusammenfassende Organisation lösen zu können.

Von diesem Gesichtspunkt aus wurde der Entwurf auch von dem Parteitag gewerft. Die Delegierten verzichteten deshalb auf eine Generaldiskussion und trafen sofort in eine Einzelberatung der vorgeschlagenen Änderungen ein. Nach unwesentlichen Abänderungen wurde der Entwurf des Landesvorstandes angenommen. Auf Beschluß des Parteitags tritt die neue Organisation am 1. Januar 1919 in Kraft.

Am zweiten Tagungstag entwarf Hermann Müller ein scharfumrissenes Bild der Reichs- und Auslandspolitik. Die Aussprache, die sich an dieses Referat knüpfte, war ungemein eindrucksvoll, entsprechend der Stimmung der breiten Volksschichten. Ohne Rückhalt und mit den schärfsten Worten wurde ausgesprochen, was das aufs tiefste erbitterte Volk denkt. Der politische Blick aller Delegierten würdigte dabei die ungeheure Gefahr, in die das Deutsche Reich durch eine unverantwortliche Politik seiner kurzfristigen Machthaber geraten ist. Es wurde gewarnt, sich in ein Chaos zu stürzen. Die Sozialdemokratie müsse dem entgegenarbeiten. Es würde verkehrt sein, mit der Revolution zu spielen, die der Partei in dieser Situation eine Verantwortung auferlege, die sie nicht übernehmen könne.

Der Parteitag gab der Volksstimmung durch einstimmige Annahme folgender Entschliebung Ausdruck:

Der Parteitag der sozialdemokratischen Partei Bayerns fordert vom Reichstag die Einsetzung und Wahl eines Staatsgerichtshofs zur Feststellung und Urteilung aller Schuldigen, die frühere Friedensaktionen zum Scheitern brachten und damit für den unglücklichen Kriegsausgang und für die ungeheuerliche Zahl von Opfern während und nach dem Kriege die Verantwortung zu tragen haben. Diese Untersuchung hat vor keiner noch so hochstehenden Person haltzumachen.

Ferner fordert der Parteitag an Stelle der landesherrlichen Begnadigung eine nach dem Willen des Volkes durch Gesetz herbeizuführende Straferlassung und Untersuchungseinstellung bezüglich aller politischen Verbrechen und Vergehen sowie bezüglich aller nicht aus ehrloser Gesinnung erwachsenen militärischen Verbrechen und Vergehen und schließlich aller sonstigen durch die Notlage des Krieges hervorgerufenen Straftaten.

Unter Betonung unserer sozialdemokratischen Grundsätze fordert der Parteitag Überführung Deutschlands in einen Volksstaat mit vollkommener Selbstbestimmung und Selbstverwaltung des Volkes in Reich, Staat und Gemeinde.

Zur Verhinderung künftiger Kriege und zum Wiederaufbau der menschlichen Kultur ist die freudige Eingliederung der deutschen Nation in einen Bund der freien Völker notwendig.

Dann folgten die Referate über die speziellen politischen und wirtschaftlichen Aufgaben, die die Sozialdemokratie in Bayern zu lösen hat. In der Aussprache über diese Referate wurde zum Ausdruck gebracht, welche Forderungen die bayerische Sozialdemokratie in dieser Beziehung zu stellen hat, gelte es doch, auch Bayern der Freiheit und Demokratie zuzuführen. In zwei ausführlichen Entschliefungen, die einstimmig angenommen wurden, wurden die Forderungen der bayerischen Sozialdemokratie zu den aufgeworfenen Fragen formuliert.

Der Eindruck unseres Parteitags auf die Bevölkerung und die Regierung war ein unverkennbar tiefer. Es traf sich gut, daß die Tagung unmittelbar vor der außerordentlichen Landtagsession 1918/19 stattfand. Der bayerische Ministerpräsident v. Dandl nahm in seiner politischen Eröffnungsrede am Mittwoch, den 16. Oktober in der Kammer der Abgeordneten bereits Stellung zu den auf unserem Parteitag erörterten Fragen. Die Rede war äußerst vorsichtig abgefaßt. Der Minister vermied es mit peinlicher Vorsicht, bei der Mehrheit der bayerischen Abgeordnetenkammer, die sich aus der Zentrumsparlei und der konservativen Freien Vereinigung zusammensetzt, irgendwie anzustoßen. Das Regierungsprogramm, welches er entwickelte, blieb daher in den Fragen der politischen Notwendigkeiten in Bayern auf halbem Wege stehen, immerhin waren darin Ansätze einer neuen Regelung der politischen Verhältnisse in Bayern enthalten. Es wurde zugegeben, daß es hieße, absichtlich die Augen zu verschließen, wollte man darüber hinwegsehen, daß die Schaffung neuer Verhältnisse im Reiche ihre Rückwirkung auch auf die Bundesstaaten geltend mache. Hohe Interessen des Landes ständen auf dem Spiel. Der Ministerpräsident stellte deshalb in Aussicht, daß die Regierung bereit sei, an einer fortschrittlichen Weiterbildung der bayerischen Verfassung mitzuarbeiten, eine Neugestaltung der Reichsratskammer vorzunehmen und zu prüfen, in welcher Weise unter Berücksichtigung der bayerischen Verhältnisse Mitglieder der Volksvertretung zu Regierungsgeschäften herangezogen werden könnten. Die Regierung sei auch bereit, in Erörterungen über die Frage der Verhältnismahl einzutreten.

Das ist, wie schon hervorgehoben, ein äußerst vorsichtiges Programm; und doch bedeutet es einen beträchtlichen Umschwung in den Anschauungen, mit denen sich der Ministerpräsident v. Hertling nach dem Ausfall der letzten bayerischen Landtagswahlen im Februar 1912 in der Bayerischen Abgeordnetenkammer einführte. Hertling hielt dort am 5. März 1912 eine Rede, in der er betonte: »In Bayern wird einstweilen nicht parlamentarisch, sondern konstitutionell regiert. Die Minister sind nicht die Beauftragten einer Parlamentsmehrheit, sondern die Beauftragten der Krone, sie sind ... die verantwortlichen Vertreter des Herrscherwillens. ... Dieser Wille des Herrschers geht der Natur der Sache nach auf die Wohlfahrt des Ganzen.«

Die bayerische Sozialdemokratie kann sich jedoch im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht mit halben Reformen begnügen. Die Landtagsfraktion hat deshalb ihre dringlichsten Forderungen in einem Programm formuliert, das den Parteien und der Regierung als Verhandlungsgrundlage bezüglich der Neu-

gestaltung der politischen Verhältnisse in Bayern unterbreitet wurde. Die Fraktion verlangt:

1. Einführung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts zum Landtag für alle volljährigen Staatsangehörigen ohne Unterschied des Geschlechts nach den Grundsätzen der Verhältniswahl für das ganze Land.
2. Aufhebung der Kammer der Reichsräte.
3. Einführung des parlamentarischen Regierungssystems.
4. Ausbau der Gesetzesinitiative und des Selbstbestimmungsrechts des Landtags.
5. Einjähriger Staatshaushalt.
6. Beseitigung aller Vorrechte der Geburt und des Standes.
7. Einführung des Landtagswahlrechts zu den Vertretungskörpern in den Gemeinden, Distrikten und Kreisen.

Der Kampf um die Wahlreform in Bayern fand in der Landtagsession 1905/06 seinen vorläufigen Abschluß. Dem unermüdlischen Streben der Sozialdemokratie gelang es damals, das direkte Wahlrecht zum Landtag durchzusetzen. Alle berechtigten Wünsche und Forderungen, die ein freies Volk an ein Wahlrecht stellen muß, wurden damals jedoch nicht erfüllt. Die Einführung der Verhältniswahl wurde abgelehnt. Die Wahlberechtigung tritt erst mit Vollendung des fünfundzwanzigsten Lebensjahres ein. Der Wähler muß mindestens seit einem Jahre die bayerische Staatsangehörigkeit besitzen und dem Staate seit mindestens einem Jahre eine direkte Steuer entrichtet haben. Die Ausübung des Wahlrechts ist ferner an die Eintragung in die Wählerliste und an die Ableistung des Verfassungseids gebunden. Vor allem aber krankt das Wahlrecht an einer Wahlkreiseinteilung, die ein Bestandteil des Gesetzes ist und der die Bevölkerungsziffer des Jahres 1900 zugrunde gelegt wurde.

Wie durch diese Erschwerungen die wirkliche Volksmeinung verfälscht wurde, das zeigt am besten der Ausfall der letzten Landtagswahlen im Februar 1912. Nach den Zusammenstellungen des Statistischen Landesamts in Bayern war das Ergebnis folgendes: Wahlberechtigt waren 1 187 127 Personen, die 17,2 Prozent der Gesamtbevölkerung und 31,1 Prozent der männlichen Bevölkerung nach der Volkszählung von 1910 bilden. Von ihrem Wahlrecht machten 969 325 oder 81 Prozent der Wahlberechtigten Gebrauch. Die Wahlbeteiligung war bedeutend stärker als im Jahre 1907 (72,9 Prozent) und sogar lebhafter als bei der letzten Reichstagswahl (80,3 Prozent). Da die relative Mehrheit entscheidet, gingen die Zentrumsgegner, Sozialdemokraten, Liberale und Bayerischer Bauernbund, zusammen, und sie brachten es auf 489 746 Stimmen oder 50,8 Prozent. Das Zentrum, das sich mit der konservativen Freien Vereinigung koalierte, brachte es nur auf 463 631 Stimmen oder 48 Prozent. 1,2 Prozent der Stimmen waren zersplittert. Trotzdem erhielt aber das Zentrum und sein Anhang die Mehrzahl der Mandate: nämlich das Zentrum 87, die Freie Vereinigung 7, zusammen also 94. Die Liberalen erhielten 33, die Sozialdemokratie 30 und der Bayerische Bauernbund 5, zusammen nur 68 Mandate; ein Abgeordneter war fraktionslos. Die Abgeordnetenversammlung hat 163 Vertreter. Es leuchtet ein, daß dieser ungerechte Zustand nur durch die Einführung der Verhältniswahl für das ganze Land beseitigt werden kann.

Für diese und die übrigen aufgestellten Forderungen setzt zurzeit die bayerische Sozialdemokratie ihre ganze Kraft ein. Soll es gelingen, den

drohenden Zusammenbruch zu vermeiden, so sind diese Forderungen die unerläßliche Vorbedingung einer organischen freiheitlichen Weiterentwicklung des Staates.

Der bayerische Parteitag hat seine Forderungen erhoben. Die Tagespresse wertet die Stellungnahme unserer Partei als Sturmzeichen, die Beachtung finden müssen. Unter der Überschrift: »Vorbeugen in Bayern!« würdigte die liberale »München-Augsburger Abendzeitung« in einem Artikel den Verlauf und die Ergebnisse des Parteitags der bayerischen Sozialdemokratie. Die sozialdemokratische Stellungnahme, die vor breiter Öffentlichkeit stattfand, müsse nicht nur als Kundgebung der bayerischen, sondern als solche der deutschen Sozialdemokratie bewertet werden. Das Blatt betont, daß es sich um Zeitnotwendigkeiten handle, die von der Regierung beachtet werden sollten.

In dem Augenblick, da dieser Artikel abgeschlossen wird, finden in der Bayerischen Abgeordnetenkammer bereits interfraktionelle Verhandlungen über das aufgestellte Programm der bayerischen Sozialdemokratie statt. Mögen die Vertreter der bürgerlichen Parteien und die Regierung die Zeichen der Zeit verstehen.

Die Schilderung der Massen in Klara Wiebigs Romanen.

Von L. Lessen.

Zu den modernen Romanschriftstellern, die im Feuilleton der Tagespresse am häufigsten anzutreffen waren, zählt in den beiden letzten Jahrzehnten Klara Wiebig. Durch diesen häufigen Abdruck in Arbeiterblättern wurden ihre Schöpfungen auch den breitesten Volksmassen zugänglich gemacht, und diese Massen nahmen das gleich mit ihren Erstlingswerken stark und wuchtig einsetzende Schilderungsvermögen der rheinischen Dichterin sichtlich gern in sich auf. Was ihnen da vorgelesen wurde, war ja mehr oder weniger nur ein Abbild ihres eigenen Lebens: ungeschminkt und unfrisiert — eine Alltagsphotographie ohne betonte Elendsmalerei, ohne allzu tiefe naturalistische Schatten. Dieses Milieu der kleinen Leute — der Tagelöhner, der Kleinbauern, der Händler, der Arbeiter, der Dienstoffboten: aller jener, die in dumpfen Katen auf dem Lande oder in den Mietkasernen der Großstädte eng aneinandergepfercht haufen — interessierte die Leser der Arbeiterpresse naturgemäß in hohem Grade, wenn auch der klassenpolitische Einschlag den meisten Schöpfungen der Dichterin fast völlig fehlte.

Um so schärfer blickend verweilte Klara Wiebig dafür gern und oft bei den sozialen Lücken und Schäden der Zeit. Alle möglichen Probleme dieses Gebiets rollte sie auf: das Stellenvermittlungsunwesen und den Bodenwucher, das Elend der Kellerwohnungen, die Mängel der Kriegsernährung usw. Doch nichts Polemisches, nichts Neues gibt sie hier; sie wagt es nur, in künstlerischer Umhüllung das zu zeichnen, was Hunderttausende von Mitmenschen selbst sehen und am eigenen Leibe erleben. In diesem Wortverleihen großer Allgemeinbeschwerden liegt ein Teil des unbestrittenen Kulturwertes ihrer Erzählungen und Romane, liegt auch wohl das Geheimnis ihrer Wirkung auf die Massen. Und so senkten sich, indem sie das Hoffen und Leiden der Massen schilderte, die Wurzeln ihrer Volkstümlich-

keit in dieses Erdreich der breiten Massen, deren Typen lebenswahr zu verkörpern sie von ihrem ersten bis zu ihrem letzten Buche¹ bestrebt gewesen ist.

Die Massen selbst treten in den Wiebigschen Romanen fast niemals in Aktion. Aber sie stehen dafür dicht hinter den handelnden Figuren. Dieser stets lebendigbleibende Hintergrund verstärkt und erhöht die Aktionsfähigkeit der jeweiligen Romanhelden. Ihre Charaktere sind bis ins kleinste angefüllt mit den Hoffnungen und Besorgnissen der Gesellschaftsschichten, in denen sie wurzeln. Das läßt sie über den Rahmen der Einzelfigur hinauswachsen, gibt ihnen etwas Symbolisches, hinterläßt den Eindruck auf den Leser, daß nicht Menschenchicksale, sondern Zeitenschicksale gezeichnet werden. Das unterstreicht das Gewaltige und Packende in den Wiebigschen Dichtungen. Und hier erinnert sie vielfach an Zola, von dessen Technik sie sicher nicht ganz unbeeinflusst geblieben ist.

Mit einem geradezu nüchtern zu nennenden Naturalismus pflegt Klara Wiebig die Erscheinungen der Gegenwartskultur zu zeichnen. Eine eindringliche Anschaulichkeit, eine mit wenigen Strichen hingeworfene Lebendigkeit führen ihr die Feder. Trotzdem aber ist sie der Romantik nicht abhold. Sie kennt ihre Wirkung auf die Gemüter und weiß, wie leicht sich mit ihr Effekte erzielen lassen. So pinselt ihre realistische Schilderkraft oft aus der undankbarsten Umwelt heraus die farbigen Episoden. Und dieses große Können wirkt besonders deshalb bald fesselnd, bald fortreißend, weil jede Absichtlichkeit in der Problemgestaltung mit einer geradezu peinlichen Sorgfalt in allen Romanen der Wiebig vermieden ist. Nur an einem tiefen Ausschöpfen der gegebenen Situation probt sich ihre dichterische Kraft. Alltagschicksale fängt sie in dem Spiegel der Zeit auf. Was wir da bei ihr erschauen, ist immer frei von falschen Farben und von Parteilichkeiten irgendwelcher Art. Und wieder sind es diese Lebendigkeit, diese getreue Wahrheit, die das Einzelschicksal sich zum Massenschicksal auswachsen lassen. Zeitgeschehen pulst überall in den Werken der Dichterin. Wer aber solches Zeitgeschehen zu schildern vermag, muß auch das verstehen, was durch seine Zeit am lauteften und leidenschaftlichsten vibriert: die Massenforderungen des Tages.

Daß ihr dieses Verständnis nicht fehlt, hat Klara Wiebig mehr denn einmal bewiesen. Wie vielseitig ihr künstlerisches Können ist, kennzeichnet sich schon durch die Milieuverschiedenheiten, in denen ihre größten und schönsten Schöpfungen gewachsen sind. Da sind die Romane aus dem von ihr für die deutsche Literatur entdeckten Eifel- und Rheingebiet (»Rheinlandstöchter«, »Das Kreuz im Venn«, »Vom Müller-Hanneß«, »Das Weiberdorf«), Romane, die das Werden und Wachsen Berlins schildern (»Das tägliche Brot«, »Die vor den Toren«, »Eine handvoll Erde«), Romane, deren Geschehen auf polnischer Erde spielt (»Absolvo te«, »Das schlafende Heer«), und Romane mit weniger scharf gezeichneten Umrisslinien, aber dafür um so ausgemittelterer zeit- und kulturgeschichtlicher Prägung (»Das Eisen im Feuer«, »Die Wacht am Rhein«, »Töchter der Hekuba«). Wenn wir eine Anzahl anderer Romane hier nicht nennen, so geschieht das darum, weil in ihnen die breiten Volksmassen nicht so charakteristisch geschildert

¹ Klara Wiebigs zahlreiche Veröffentlichungen sind sämtlich im Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin, erschienen.

werden wie in diesen. Die geschlossene Lebendigkeit der Darstellungskunst trifft denn auch in ihnen am stärksten zutage. Viele von diesen Büchern werden dauernden Wert behalten und späteren Generationen reiches Quellenmaterial für das Verständnis unserer stark bewegten Lage geben, in denen ganze Volksschichten nach neuen Lebensformen rangen und breite Massen sich steile und steinige Wege in lockendes Zukunftsland schaukelten, ohne zu ermüden und der beschwerlichen Arbeit zu erliegen.

Am bodenständigsten und ursprünglichsten ist Klara Wiebig natürlich in ihren in der Eifel spielenden Heimatromanen. Am durchgeführtesten ist die Massenschilderung im »Weiberdorf«. Die im Dorfe verbleibenden Frauen sind in wirksamsten Gegensatz zu den aus den Industriestädten von Zeit zu Zeit heimkehrenden Männern gestellt. Auf der einen Seite die von keiner Armut und Not zu zerbrechende rheinische Leichtlebigkeit. Auf der anderen arbeitsumdüsterte Lebenszähigkeit, die dann und wann sich in kleinen alkoholischen Erzessen Luft macht. Nirgends werden große Mengen in Aktion gesetzt. Der alte Densborn, Thomas Laufeld, der Lorenz sind Typen, die für ganze Männergruppen eingesetzt sind. Und ebenso sind die Wäbbi, die Trauf, die Zeih, die Tina Verkörperungen gewisser weiblicher Eigenschaften, wie sie die gesamte Frauenwelt des männervereinsamten Eifeldorfes kennzeichnen. Ihre kleinen Gegensätzlichkeiten sind oft mit großer Sorgfalt herausgepinselft. Das gibt aber dem Gesamtcharakter nichts Trennendes und Zerrissenes; im Gegenteil: es vereint, verallgemeinert und setzt nur hier und da pikante Lichter auf. Lokalkolorit und Dialekt glätten und schleifen übrigens die letzten sich hier und da noch bemerkbar machenden Unebenheiten ab.

Auf eine ganz andere Stufe in der Massenwirkung gestellt ist die Schilderung im »Kreuz im Venn«. Gegen die im Banne kirchlichen Uberglaubens stehenden Massen, die so treffend und schlicht in der Fabrikarbeiterin Bäreb und ihrer Familie charakterisiert werden, sind die Sträflinge gestellt, die das Venn urbar machen müssen. Zwei dumpfe Gewalten sind diese Massen, die im Nebel des Landes und im Nebel der Zeit dahinstapfen. Zu ihnen gesellt sich dann noch eine dritte Masse: die stockkonservativen Bewohner des Handlungsortes, die sich gegen ihren fortschrittlich gesinnten Bürgermeister auflehnen und seine gutgemeinten Pläne nicht Wirklichkeit werden lassen. Ein zähes Beharren am Althergebrachten, ein Festhalten an geheiligten Vorurteilen kennzeichnet diese drei Massengruppen, die sich lieber körperlicher Verseuchung und geistiger Verblödung in die Arme werfen, als neue Wege zu wandeln. Um so heller leuchtet gerade in diesem Roman die Eigenart einiger weniger Einzelpersonen auf, welche die Kraft in sich fühlen, gegen den Strom zu schwimmen und ihre Anschauungen in Wort und Tat zu vertreten.

Schwieriger ist es, im »Müller-Hanneß« vom Auftreten der Massen zu reden. Die Hauptperson ist in diesem Roman so plastisch herausgemodelt, daß sie alles andere überragt. Und doch ist auch hier dem Einzelschicksal die Masse entgegengestellt, aus der es herauswächst und in die es schließlich wieder versinkt. Die Masse der Ausgehungerten und in den Staub Getretenen wird zum düsteren Hintergrund für den in strahlenden Farben gemalten Emporkömmling, der alles besser haben will als die anderen und schließlich über seinen eigenen Hochmut stürzt.

Bei weitem ausgeprägter und beabsichtigter herausgearbeitet sind die Massendarstellungen in den anderen, einer späteren Schaffensperiode angehörenden Arbeiten Klara Wiebig's. Schon in den — wenn man so sagen darf — polnischen Romanen der Dichterin tritt das deutlich zutage. Das ganze die jüngste Vergangenheit und Kriegsgegenwart so stark beschäftigende Ostmarkenproblem nimmt im »Schlafenden Heer« und in »Absolvo te« Farbe und Leben an. Die Massen der deutschen Kolonisten mühen sich im Ostland: gegen Boden und Klima und wenig wohlwollendes Polentum ankämpfend. Die Massen des polnischen Kleinbürgertums wollen Herren in »ihrem« Lande bleiben. Die polnische Beamtenschaft, der polnische Klerus, der polnische Adel — sie alle kämpfen mit. Nicht immer sind es nur die Säuer und Hühnköpfe, die diesen Kampf offen ausfechten. Im verborgenen sitzen die eigentlichen Drahtzieher; im verborgenen werden die Schlingen gelegt, werden die vergifteten Pfeile abgeschossen. In diesen beiden Romanen, denen man vielfach, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, hakatistische Tendenz vorgeworfen hat, gibt es keine ragenden Einzelpersonen, keine Helden im üblichen Sinne des Wortes. Alle die in ihnen handelnden Männer und Frauen sind Verkörperungen breiter Volksschichten, die einander feind sind in jeder Regung ihrer Seele, in Sprache und Anschauung, Haß und Hoffen. Doch noch weit sinnfälliger, als schon angedeutet, werden dem Leser die Massen in diesen Ostmarkenromanen vor Augen geführt: sie roffen sich zusammen und ziehen vor das Schloß des Gutsherrn; drohend pochen sie an der verschlossenen Pforte, und in fremd sprudelnden Worten geben sie ihren Forderungen Ausdruck — Bilder, die in ihrer packenden Wucht an die »Weber«-Radierungen der Käthe Kollwitz erinnern. In ähnlicher Weise ist auch in »Absolvo te« die Handlung entwickelt und durchgeführt. Diese Massenstimmungen weiten die polnischen Dichtungen Klara Wiebig's zu echt dramatischen Wirkungen aus, gleßen in ihre Episoden ein dämonisches Feuer und geben jeder Einzelgestaltung eine tönende Resonanz, in der das Schicksal ganzer Völker klingt und schwingt.

Ist es schon in den Polenromanen Klara Wiebig's staunenerregend, wie sicher sich die am Rhein Geborene in das Ostmarkenmilieu einzuleben vermag, wie sie die Art der fremdländischen Leute zu belauschen versteht, wie treffend sie ihren Dialekt meistert, so treten alle diese künstlerischen Vorzüge in den Berliner Romanen der Dichterin vielleicht noch formvollendeter in Erscheinung. Typen wie die der Grünkramhändlerfamilie Reschke wollen erlebt, nicht bloß gesehen sein. Dem Reichshauptstadt Fremden wird das weniger auffällig vor Augen treten als dem in Berlin Großgewordenen. Aber auch in dieser Romangruppe sind die markantesten Figuren nur Verkörperungen breiter Schichten, die gewissermaßen die Struktur des Großstadtbildes an der Spree ausmachen.

»Die vor den Toren« setzt zeitlich mit dem Ende des Deutsch-Französischen Krieges ein. Die Gründerperiode steht vor der Tür. Die junge Reichshauptstadt beginnt ihre Glieder zu recken. Auch die Tempelhofer Bauern draußen vor dem Halleschen Tor werden von dem Parzellierungsfieber gepackt. Einer nach dem anderen teilt sein Gelände auf. Die ehemaligen Gemüsezüchter und Gemüsehändler — die Liebow's und Badekow's und Längnick's — werden Rentiers. Eine breite Bevölkerungsschicht scheidet

aus dem jahrhundertlang innegehabten Beruf aus; die wirtschaftliche Umwälzung der Zeit, die im nahen Berlin so überaus viele windige Existenzen aus dem Boden zaubert, geht auch an ihnen nicht spurlos vorüber. So wird dieser Roman zu einer Ouvertüre für das Thema Groß-Berlin.

Und mitten in dieses Groß-Berlin hinein führt der Dienstbotenroman »Das tägliche Brot«. Dienstboten und Kleinhändler treten hier in Massen auf. In überaus fein durchgearbeiteten Typen sind die Mädchen nebeneinandergestellt: die schwerfällige, ehrliche Mine, die hübsche, leichtsinnige Berta, die abergläubische Mathilde. Und mit gleicher Sorgfalt werden auch die Dienstherrschaften geschildert: der hungrige Beamtenhaushalt, das reiche Wohlleben des Potsdamerstraßenviertels, die mißtrauische, einzelnstehende Rentiere. Am sichersten und gewandtesten ist aber Klara Wiebig in der Zeichnung des Händlertums: der kinderreichen Familie Reischke, ihrer Grünkrampkonkurrenz, des Kolonialwarenhändlers, des Budikers usw.

Aus diesen beiden Romanen wächst der dritte große Berliner Roman: »Eine Handvoll Erde«. Angehörige der ehemals nach Berlin übergesiedelten Tempelhofer Bauernfamilie gehen wieder in einen Vorort der Reichshauptstadt zurück. Dort treffen sie mit den jungen Reischkes, deren Eltern die Hauptrolle im »Täglichen Brot« spielten, zusammen. Beide haben sich von der Sehnsucht des Großstädtlers nach der Scholle treiben lassen. Jeder verkörpert für sich eine bestimmte Schicht des Berliner Vorortbewohners: den fatten Villenbesitzer der eine Teil, den Laubenlandliebhaber der andere. Bodenpekulanten und Halsabschneider, höheres Beamtentum und Artistenelend sind nebenbei gleichfalls in prächtig gezeichneten Verkörperungen vertreten. Jede Type ist mit einer staunenswerten Schärfe gesehen und so für die jeweilige Schicht verallgemeinernd hingestellt, daß genügend Spielraum bleibt, um ganze Massen hervorzuzaubern, wo doch in Wirklichkeit nur ein oder zwei Vertreter in Aktion treten. Der Dichterin große Reife im menschlichen Erfassen und künstlerischen Gestalten tritt in ihren Berliner Romanen wohl am überwältigendsten in Erscheinung. Nicht die kühl abwägende Beobachterin hat in ihnen ihre große Gestaltungskraft verewigt, sondern ein Mensch, der sein volles Herz an diese Großstadttypen verschenkt hat, der sie gefühlsmäßig zu ergründen strebte und der auch den ihm gesellschaftlich Fernstehenden menschlich nahegekommen ist.

In charakteristischer Art vereinigt sind sämtliche guten Eigenschaften der bisher erwähnten Wiebig'schen Romane in denjenigen ihrer Schöpfungen, die mehr geschichtlich zu werten sind. Dem Lokalkolorit nach sind das wieder zwei Berliner Romane und ein rheinischer. Im Sturmjahr 1848 spielt der eine (»Das Eisen im Feuer«), hauptsächlich in der Kriegszeit 1866 bis 1871 der zweite (»Die Wacht am Rhein«), in den Weltbrandjahren 1914 bis 1916 der dritte, an dieser Stelle schon bei früherer Gelegenheit ausführlich besprochene (»Töchter der Hekuba«).

Der Roman der Berliner Revolutionszeit führt in ein ähnliches Milieu wie der Tempelhofer Parzellierungsroman. Wieder ist es die Gegend am Hallischen Tor. Gutsituierte Handwerksmeister suchen ihren Wohlstand zu erhalten und zu erweitern. Die gärende Zeit treibt sie auf die Straße, läßt sie Schulter an Schulter mit Studenten und Angehörigen anderer Volksschichten Barrikaden erbauen und um die Freiheit kämpfen. Das starke Brausen des tollen Jahres weht über die Geschehnisse. Und daselbe Brausen

weht auch in den rheinischen Roman hinein, wo die Düsseldorfser sich gegen die Preußenherrschaft aufbäumen, ihre heitere Leichtlebigkeit dem preußischen Kasernenton nicht beugen wollen und doch schließlich sich mit dem Reichsgedanken ausöhnen. Alle Kargheit, Knappheit und Nüchternheit der Kommishehe, welche die muntere Düsseldorfserin und der preußische Feldwebel eingegangen sind, werden wirklichkeitsgetreu geschildert: an ihnen selbst, an ihren Kindern und an ihren Kindeskindern. Die rheinische Luft am guten Leben, die Unbekümmertheit um das Morgen sind den tausendfachen Entbehrungen der in der Kaserne hausenden, nachkommengesegneten Familie gegenübergestellt. Eine neue Zeit kämpft gegen eine alte an. Beide müssen einander Konzessionen machen, Konflikte müssen gemildert, Gegensätzlichkeiten überbrückt werden. In reichgegliederten Vertretern marschieren die Typen der verschiedenen Schichten auf. Das Schicksal der Einzelpersonen aber zerflattert auch hier zu einem Nichts gegenüber der Gestaltung des Massengeschieds. Und noch um vieles eindringlicher gestaltet sich das Schicksal der Massen in der jüngsten Arbeit Klara Viebig's, in den *„Töchtern der Hekuba“*, der Schicksalschilderung der gegenwartskriegheimgesuchten Berlinerinnen. Ganze Frauenschöre sind es in dieser Dichtung, die ihr Lied singen. Aus den verschiedensten Gesellschaftsschichten sind hier die Massen zusammengestellt. Der Hammer des Krieges schlägt auf sie ein. Die eine Gruppe trägt seine Hiebe leichter als die andere; getroffen aber werden sie alle, und leidgebeugt wandeln sie seufzend durch die furchtbaren Blutsjahre.

So ist die Wirkung der Romane Klara Viebig's auf ein großes Allgemeingeschehen, auf ein gewaltiges Masseneinpfinden und Massenwirken eingestellt. Eine elementare Wucht durchpulst ihre Dichtungen. Rheinisches Leben, das Wachsen und Werden Groß-Berlins, das zäh-verbissene Ringen zwischen Polentum und Deutschtum, kulturgeschichtliches Geschehen in seinen markantesten Zügen wird in ihnen geschildert. Ganze Bevölkerungsgruppen, gezeichnet in ihren charakteristischsten Typen, marschieren auf. Die sozialen Nöte und Hoffnungen geben das Kolorit; nicht ins einzelne sind sie ausgearbeitet, sondern immer lokal oder zeitlich begrenzt. Alles Gefühlsmäßige ist stets dem jeweiligen Geschehen untergeordnet. Freskenartig sind Einzelgemälde auf einen nur roh ausgeführten zusammenhaltenden Handlungshintergrund hingeworfen. In dieser wohlüberlegten Technik Klara Viebig's wurzelt ein guter Teil ihres stets fesselnden Schilderungsvermögens; ihre Verallgemeinerungsfähigkeit, ohne dabei nach bestimmten Schablonen zu arbeiten, macht ein beachtenswertes Stück ihres großen Talentes aus.

Nicht jene feinziselierende Kunsttechnik anderer hervorragender Gegenwartsdichter ist es, mit der Klara Viebig arbeitet. Ihre Bücher sind nicht in erster Linie für literarische Feinschmecker bestimmt; derbe Kost sind sie aber darum auch nicht; sie hält kühl wägend eine Mittellinie ein. Ihre rasche volkstümliche Wirkung liegt sicher verankert in der ganzen Schreibweise und in der Art des Aufbaues begründet. Menschen und Geschehnisse sind getreu dem Leben nachgebildet. Ein gesunder Instinkt für das, was die Allgemeinheit interessiert, aufrüttelt und wachhält, läßt die Dichterin immer nur das sehen und verwerfen, was gewissermaßen an der Oberfläche des Lebens schwimmt. Aber dieses Oberflächliche wird von ihr stets künstlerisch

vertieft, veredelt, poetisch verklärt. Der Zug ins Romantische, der der Realistin eigentlich fernstehen sollte, verliert nie seinen mildernd-frauenhaften Einfluß bei ihren Gestalten. Und in einer glücklichen Art vereinen sich in ihrem Schaffen Extreme, für welche die breiten Volksmassen immer Verständnis gehabt haben und immer haben werden. Nicht dem Einzeltyp gehört die künstlerische Neigung der Dichterin, sondern demjenigen, der die Vorzüge und Schwächen einer ganzen Volksschicht am ausgeprägtesten in sich verkörpert. So werden die Einzeltypen zu Vertretern von Massen in ihren Romanen. Diese Massen im modernen Roman wirksam auf die Beine gestellt zu haben, ist nicht nur ein künstlerisches, sondern auch ein hohes kulturgeschichtliches Verdienst Klara Wiebig's.

Literarische Rundschau.

E. Aufhäuser, Weltkrieg und Angestelltenbewegung. Sozialwissenschaftliche Bibliothek, 6. Band. Berlin 1918, Verlag für Sozialwissenschaft. 118 Seiten. Preis kartoniert 2 Mark, gebunden 3 Mark.

Die vorliegende Arbeit stellt sich die Aufgabe, zu schildern, wie man innerhalb der deutschen Angestelltenbewegung mit der Kriegssozialpolitik fertig zu werden suchte. Nach einer kurzen geschichtlichen Einleitung über die Entwicklung der Angestelltenbewegung und ihre grundsätzliche Stellungnahme zum Unternehmer und zur Gewerkschaftsauffassung werden die Kriegsmaßnahmen der einzelnen Verbände geschildert: Arbeitsmarkt, Stellenvermittlung, Gehaltsbewegung, Frauenarbeit, Angestelltenrecht, Kriegsbeschädigtenfürsorge, Zivildienstpflcht, Kriegssozialpolitik und Organisationsentwicklung im Kriege. Der letzte Abschnitt schließt mit einem Ausblick auf die Angestelltenbewegung im »neuen Deutschland«.

Der Verfasser ist in sozialpolitischen Fragen ein gründlicher Kenner der Angestelltenbewegung. Als Redakteur des Bundes der technisch-industriellen Beamten steht er unmittelbar inmitten dieser Vorgänge. Die von ihm gestellte Aufgabe, eine knapp gehaltene Chronik der vielseitigen Kriegstätigkeit der Angestelltenorganisationen zu geben, um »der breiteren Öffentlichkeit eine gerechte Beurteilung der Angestelltenbewegung zu ermöglichen«, darf man als gelöst betrachten. Das Buch wird den Sozialpolitiker gut informieren und ist wert, auch innerhalb der Angestelltenbewegung selbst gelesen und beachtet zu werden.

Wir möchten freilich den Einwand nicht unterlassen, daß unserer Meinung nach eine soziale Schilderung der wirtschaftlichen Verhältnisse und Gegensätze das Zustandsbild noch klarer herausgearbeitet hätte. Gerade wir, die wir innerhalb der Arbeiterbewegung stehen, haben die Angestellten bereits schon vor dem Kriege in unserer gewerkschaftlichen und politischen Tagesliteratur immer wieder darauf hingewiesen, daß die wichtigsten Faktoren, die auch für diesen »neuen Mittelstand« und seine Zukunft ausschlaggebend sein müssen, durch die wirtschaftliche Umwelt begründet werden. Die wirtschaftlichen Gegensätze zwischen Unternehmer und Lohnarbeiter, die sozialen Kämpfe, die auf sozialpolitischem Gebiet geführt werden müssen, werden auch die Angestellten weiter radikalisieren. Aus dem Schützengraben wird mancher Angestellte mit anderen Anschauungen wieder heimkehren, wie er in den Krieg gezogen ist.

Außerdem sind wir in den Fragen der Übergangswirtschaft und der Entwicklung nach dem Kriege in ihrer Beziehung zur Zukunft der sozialen Lage der Angestellten große Pessimisten. Für uns alle wird die künftige Friedenszeit eine Zeit der Lösung gewaltiger sozialer Aufgaben und schwerer wirtschaftlicher Kämpfe bedeuten. Und auch hier wieder hat der Krieg dem Kopfarbeiter im Vergleich zum Handarbeiter

viel schlimmer die soziale Schichtung umgestaltet und verändert. Es werden nicht nur viele und tüchtige Arbeitskräfte fehlen, die draußen geblieben sind, sondern diejenigen, die zurückkehren, sind später wieder unterzubringen. Dann werden gerade die Angestellten durch den Zustrom bisher berufsfremder Menschen (so zum Beispiel die Unterbringung Kriegsverletzter für Bureauarbeiten, die auch nach dem Kriege bleibende Verwendungsmöglichkeit weiblicher Arbeitskräfte) das Arbeitsangebot schwer belasten. Schon vor dem Kriege hat hier eine Reservearmee auf dem Arbeitsmarkt das Arbeitseinkommen herabgedrückt und die sozialen Verhältnisse beeinflusst. Dunkel und schwer liegt das Los und Berufsschicksal mancher Arbeiter in der grauen Zukunft. . . . Mit heiterer Gelassenheit betrachten wir deshalb die Auseinandersetzungen, die um die Frage immer noch geführt werden, ob der Angestellte neben oder innerhalb der Arbeiterbewegung seinen Platz zu finden habe. Der Krieg, der gewaltige Revolutionär, wird diese Dinge brutal der Entscheidung näherführen.

Diesen Fragen hätte vielleicht Aufhäuser einen breiteren Raum gewähren können. Das ist der einzige Einwand, den wir gegen seine sonst vorzügliche Arbeit erheben.

Richard Wolf.

Kommerzienrat Felix Kraus, *Die Verwendungsmöglichkeiten für die Kriegsbeschädigten in der Industrie, in Gewerbe, Handel, Handwerk, Landwirtschaft und Staatsbetrieben*. Stuttgart 1916, Verlag Felix Kraus. Preis broschiert 5 Mark, in Leinen gebunden 6,50 Mark.

Das obige Buch ist bereits im Jahre 1916 erschienen, gewinnt aber für die Gewerkschaftsbewegung erst jetzt größere praktische Bedeutung; denn in seinen wichtigsten Teilen behandelt es das Problem, wie der Kriegsverletzte in das gewerbliche und industrielle Leben eingeschichtet werden kann. Bisher ist die Frage noch wenig behandelt worden, nach welchem Organisationsplan der Kriegsverletzte in das Getriebe des Wirtschaftslebens untergebracht werden muß — ein Thema, das gerade für die Gewerkschaften wichtig ist. Es ist einfach undenkbar, daß man bei der Unterbringung der Kriegsverletzten in das praktische Leben ohne die Mitarbeit der Gewerkschaften zum Ziel kommen kann; denn die Unterbringung des Rückstroms der Menschen von draußen dürfte zu einer der schwierigsten Sorgenfragen der Menschenwirtschaft nach dem Kriege werden. Ganz zweifellos kann es sich hier nicht darum handeln, bloße Rentenpolitik zu treiben. Die Mittel sind nicht aufzubringen, alle Kriegsverletzten durch Unterstützungen zu ernähren. Zudem verlangen die Kriegsverletzten selbst lohnende und ihren noch vorhandenen Arbeitsfähigkeiten entsprechende Beschäftigung. Es ist also das Organisationsproblem zu lösen, vom Tage der Heimkehr ab jeden Menschen an seinen richtigen Platz zu stellen. Natürlich kann auch bei diesem gewaltigen Umschichtungsprozeß, dem wir entgegengehen, das »freie Spiel der Kräfte« nicht in Wirksamkeit treten. Nicht vom Unternehmer darf man erwarten, daß er sich freiwillig dazu bereit erklärt, kriegsverletzte Arbeiter zu beschäftigen; denn häufig wird der Kriegsverletzte als Arbeitskraft teurer sein als der gesunde Arbeiter. Mit einer gewissen Hilfslosigkeit wird er daher als einzelner dem Arbeitsmarkt gegenüberstehen. Die Unterbringung der Kriegsverletzten kann sich deshalb nur so verwirklichen lassen, daß wir das Wirtschaftsleben analysieren und durch Organe der Gesetzgebung unter praktischer Mitwirkung der Fachkreise bestimmen, wo und zu welchen Arbeitsbedingungen Kriegsverletzte noch für bestimmte Berufe und Wirtschaftszweige verwendungsfähig sind. Für die Erörterung dieser Frage bietet das vorliegende Buch sehr wichtiges Material.

Es ist unter Mitarbeit verschiedener Körperschaften und Fachleute zusammengestellt worden. In der ersten Abteilung werden einige Abhandlungen veröffentlicht über Behandlung der Verwundeten, Orthopädiemechanik, Verwendungsmög-

lichkeit von Ersatzgliedern, Kriegsblindenfürsorge, Berufsschulung der Kriegsbeschädigten und Rentenverhältnisse. Doch solche Fragen sind auch an anderer Stelle schon bearbeitet worden; der besonders wichtige Abschnitt des Buches, wegen dessen wir die Aufmerksamkeit der Gewerkschaften auf die vorliegende Arbeit richten möchten, besteht in dem Kapitel über die Verwendungsmöglichkeiten der Kriegsbeschädigten in der Industrie, in Gewerbe, Handel, Handwerk, Landwirtschaft und Staatsbetrieb. Der Bearbeiter dieses Teiles, Kommerzienrat Felix Kraß, Mitglied der Handelskammer Stuttgart, hat den unserer Meinung nach einzig richtigen Weg eingeschlagen, indem er zunächst einmal die Kriegsverletzten nach ihrer Verwundung klassifiziert.

Kommerzienrat Kraß unterscheidet acht typische Verletzungsarten, und zwar: 1. Taubheit, 2. Augenverletzungen, 3. Verlust des rechten Armes oder der rechten Hand beziehungsweise des rechten Unterarmes, 4. Verlust des linken Armes oder der linken Hand, 5. Fingerverletzungen, 6. Verlust eines Beines, 7. Verlust beider Beine, 8. Verletzungen von Gelenken, Versteifungen und Lähmungen. So werden die Kriegsverletzten, um ein Bild zu gebrauchen, zunächst einmal durch einen Sortierapparat geworfen. Dann wird untersucht, wo diese verschiedenen Verletzungen in den einzelnen Berufen noch die Möglichkeit einer Verwendung zulassen.

Der Bearbeiter hat für die verschiedenen Wirtschaftszweige Gutachten eingefordert. Es haben sich dazu auf Grund einer Rundfrage von 2000 Fragebogen Berufsgenossenschaften, Arbeitgeberverbände, Gewerkschaften, Angestelltenorganisationen und Vertreter von Staatsbetrieben geäußert. Für jeden Wirtschaftszweig wird zusammengestellt, welche Spezialberufe und Spezialfunktionen in der Praxis vorkommen und wo nach Meinung der verschiedenen Sachverständigen und Kommissionen noch eine Verwendung der Kriegsverletzten möglich ist. Folgende Wirtschaftszweige sind vertreten: Baugewerbe, Industrie der Steine und Erden, Bergbau-Hüttenwesen, chemische Industrie, Holz, Holzverarbeitungs- und sonstige Schnitzstoffe, Landwirtschaft, Leder, Lederverarbeitung und tierische Rohprodukte, Metallindustrie, musikalische Instrumente, Nahrungs- und Genussmittel, Papierherstellung und -verarbeitung, Seeschifffahrt und Flußschifffahrt, Textil- und Bekleidungsindustrie, Verkehrsgewerbe, sonstige Industrie- und Gewerbebezweige, Handel, technisch-industrielle Beamte, Staatsbetriebe. Die von den verschiedenen Gutachterkommissionen und Einzelsachleuten eingelaufenen Berichte werden auf zirka 220 Seiten nach einem Berichtsschema zum Abdruck gebracht.

Es ist natürlich, daß die einzelnen Vorschläge in der Praxis sich kaum in allen Einzelheiten verwirklichen lassen werden. Erstens ist die Materie von recht verschiedenen Gesichtspunkten aus bearbeitet worden (Berufsgenossenschaften, Arbeitgeberverbände, freie Gewerkschaften!). Zweitens ist dem Herausgeber darin zuzustimmen, daß die Wissenschaft und Technik auf dem Gebiet der Konstruktion von Ersatzgliedern noch immer neue Erfindungen machen, so daß sich in der Ausbildung künstlicher Werkzeuge vielleicht Erfolge und Erfahrungen zeigen, die wir noch gar nicht abschätzen können. Deshalb scheint uns auch der Wert dieser Gutachtersammlung mehr darin zu liegen, daß man zunächst einmal die einzelnen Beiträge als Studienmaterial zu benutzen vermag, um daraus praktische Normen herauszuarbeiten; denn es wird sich für die Zukunft darum handeln, daß die Unterbringung der Kriegsverletzten als Sonderproblem zur Debatte gestellt wird und die Organe, die an den betreffenden Arbeiten teilnehmen, bestimmte Normen für die Praxis ausarbeiten. Da die Gewerkschaften der verschiedenen Berufe sich mit der Materie beschäftigen müssen, ist es angebracht, wenn sie der vorliegenden Materialiensammlung sorgfältige Beachtung schenken.

Richard Wolf.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 6

Ausgegeben am 8. November 1918

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Finis Austriae.

Von Hermann Wendel.

Sind die Wiener Machthaber nicht willens oder nicht imstande, den Weg der Demokratie zu beschreiten und in der Autonomie der Völker ihre eigene Rettung zu suchen, dann ist das Reich der Habsburger unwiderruflich verloren, und die auswärtige Politik Deutschlands wird es sich, gleichfalls aufgeschreckt durch die Schüsse von Serajewo, beizeiten überlegen müssen, welchen Gewinn wohl das Bündnis mit einer Leiche abwerfen kann.

Die Neue Zeit, 10. Juli 1914.

In verklungenen Jahrhunderten, als der goldene Stern der Habsburger noch unverrückbar am Himmel glänzte, schob nach Hofgunst lungernder Wiß den fünf Selbstlautern des Alphabets: A. E. I. O. U. die Deutung unter: Austria erit in orbi ultima! Österreich wird auf dem Erdkreis am letzten sein, wird von allen Mächten den längsten Bestand haben! Wirklich schien das hochmütige Wort tieferen Sinnes nicht zu entbehren, denn welche Einflut immer über die alte Erde stürmte, das Wiener Erzhaus stand am Ende wie die Arche Noah auf dem Berge Ararat. Den Dreißigjährigen Krieg überdauerte es, verward die Schläge der beiden Schlesischen und des Siebenjährigen Kriege, schien auch nach den Stürmen des Napoleonischen Zeitalters unerschütterlich und widerstrebte mit Erfolg dem Andrang der bürgerlichen Revolution von 1848. Seit langem freilich galt das Haus als baufällig. Schon 1871, vier Jahre nach der Aufrichtung durch den Dualismus, schrieb Treitschke: »Auch der Zuversichtlichste kann heute nur noch sagen: es ist möglich, daß dies Österreich zusammenhält. Alle Grundlagen dieses Staates gehören einer Zeit an, die nicht mehr ist.« Gleichwohl hätte die Donaumonarchie auch noch ein halbes Jahrhundert nach diesem Ausspruch mit der ihr eigenen chinesenhaften Zähigkeit ihren Bestand bewahrt, aber der Weltkrieg wirkte auf ihr Gefüge wie der Magnetberg im Märchen auf die ihm nahkommenden Schiffe, denen er alle Eisenteile, Klammern und Nägel, entzieht: der stolze Bau birzt, die voneinander gelösten Planken treiben zusammenhanglos auf den Wellen, und von dem kühnen Sinn des A. E. I. O. U. bleibt nur ein von der Geschichte überholter, beiläufiger Buchstaben scherz.

Einer in Jahrhunderten denkenden Geschichtsbetrachtung rundet sich Anfang und Ende des Habsburger Staats zum logischen Kreis. Die deutschen Alpengebiete und die Lande der böhmischen Wenzels- wie der magnatischen Stephanskronen wurden letzten Endes nicht zusammengeheiratet und -geerbt, sondern zu einem Machtbereich zusammengepreßt durch den Schwall des Osmanentums, das jahrhundertlang die Welt des Abendlandes mit ungeführter Leidenschaft berannte; den flatternden Rosschweif der türkischen Paschas hielten, Schirmherren westlicher Zivilisation gegen östliche Barbarei,

die Habsburger die Fahne mit dem Zeichen des Kreuzes entgegen, und bis über die Tage des Prinzen Eugen hinaus waren die österreichischen Erblande ein Kriegslager, hinter dessen Wällen Deutscher, Magyar und Slawe sich miteinander vertrugen, weil sich auf seinen Wällen ihr Blut im Kampfe gegen den gemeinsamen Feind der Christenheit vermischte. Je mehr aber die Türkengefahr zu einem wesenlosen Schatten verblaßte, desto mehr verlor der Habsburgerstaat sein überkommenes geschichtliches Daseinsrecht, desto lockerer wurde sein Zusammenhalt, und desto ungebärdiger strebten seine einzelnen Teile auseinander, und mehr als ein Zufall ist es, daß der Balkankrieg, der in Europa der Türkenherrschaft bis auf einen unwesentlichen Rest den Varaus machte, zum Zerfall Österreich-Ungarns das unmittelbare Vorspiel abgab.

Auch darin steckt ein gerüttelt Maß ausgleichender historischer Gerechtigkeit, daß Österreich-Ungarn durch die Nationalitäten untergeht, denn an den erwachenden und aufstrebenden Nationalitäten hat sich keine Dynastie je so versündigt wie das Haus Habsburg, unter dessen Sepfer sich alle Völker des Reiches, zuzeiten ohne Ausnahme, widerwillig als unter eine Fremdherrschaft duckten. Wie türkisch preßten Metternichs Büttel und Schergen in den Tagen der Karlsbader Beschlüsse dem deutschen Nationalismus die Kehle zu! Wie böseartig weidete sich Franz I. an den Qualen der auf dem Spielberg eingekerkerten Vorkämpfer des italienischen risorgimento! Wie schauerlich zeugten die Galgen von Urad für die Verbrechen Wiens an dem ungarischen Vaterlandsgedanken! Wie brutal schoben sich Standrecht und Bajonette dem Aufstieg des Tschechentums in den Weg! Wie schnell knüpfte sich die Schlinge des Hochverratsparagrafen für die Anhänger der Irredenta im Trentino! Wie insam schlaun wurde bald die Knote, bald die Korruption gegen das Erwachen des südslawischen Selbstbewußtseins aufgeboten! Ja, wer kennt die Völker, nennt die Namen, gegen die das Haus Habsburg sich noch nicht als Henker der Freiheit bewährt hätte! Und was sich in Friedenszeiten immer noch mit einer Art gemüßlichen Schlendrians paarte, wie er sich oft bei alten Kerkermeistern findet, das wandelte sich in diesem Krieg, der als blutiger Jungbrunnen vom Leib der österreichischen und magyarischen Machthaber die Kräfte der Nationalitätenmisere herunterwaschen sollte, in kalte Grausamkeit gegen die »nicht staats-treuen« Völker. In den stenographischen Berichten des Wiener Reichsrats von 1917 und 1918 sind nicht nur durch die Reden der slawischen Abgeordneten wie in einem Pantheon der Schande Missetaten aufgereiht, die sich den Verbrechen vergangener Jahrzehnte an den Nationalitäten würdig gesellen; wer mit einem kalten Schauer auf dem Rücken von all den Quälereien und Schindereien, von den tausend und aber tausend Internierungen und Konfinierungen, von den zahllosen Einkerkierungen und Hinrichtungen, von dem täglichen Hängen und Erschießen liest, der begreift, daß, was etwa noch von dem sagenhaften österreichischen Staatsgedanken in Tschechen, Slowaken, Kroaten, Slowenen, Serben, Ruthenen, Rumänen und Italienern lebendig war, in diesen vier Jahren mit Stumpf und Stiel ausgerottet wurde, und daß in unseren Tagen die Herabnahme des Doppeladlers von den öffentlichen Gebäuden bei allen Völkern, über deren buntes Gewimmel er so lange seine Schwingen gespreizt hat, nur mit Seufzern der Erleichterung und Tränen der Freude begrüßt wird.

Und doch konnte der österreichische Staatsgedanke röttere Backen haben, als er jemals bekam, wenn er nicht als Treueverhältnis des k. u. k. Offizierkorps und der k. k. Bureaucratie zu dem guten Kaiser Franz Joseph, sondern als Wirtschaftsgemeinschaft der Völker aufgefaßt wurde, denen die mittlere Donau verbindende Verkehrsstraße und die Adria Zugangsweg zum Weltmarkt war. Freilich arbeiteten gerade auf ökonomischem Felde Wirkung und Gegenwirkung widereinander. Solange unter dem Jzepter der Habsburger reine Ackerbauländer ohne Warenaustausch und Güterverkehr zusammenhanglos nebeneinander lagen, war die Idee der Wirtschaftsgemeinschaft eine Nuß ohne Kern. Sobald aber die Entwicklung zum Industriestaat die ökonomischen Interessen der einzelnen Kronländer sich miteinander versplechten ließ, trat auch schon bei den geschichtslosen Nationen das Bürgertum als Träger eines absonderungsbereiten Nationalismus auf. Dieselbe Bewegung, die den einzelnen Volksstämmen ihr Aufeinanderangewiesensein tagtäglich vor Augen führte, weckte und stärkte im gleichen Tempo ihr Selbständigkeitsgelüst. Dieser dialektische Widerstreit ließ sich nur in der höheren Einheit der Demokratie überwinden, und einem demokratischen Föderalismus strebten denn auch alle Köpfe des Donaureiches zu, die die Nationalitätenfrage nicht aus der Maulwurfsperspektive eines Hofrats oder Sekretionschefs in den Wiener oder Pester Ministerien betrachteten.

Zum ersten Male suchte 1848 der ewig Papier gebliebene Verfassungsentwurf des Kremstaler Reichstags das in seine Bestandteile schon halb auseinandergefallene alte Österreich als einen modernen Völkerstaat nach dem Willen der Nationen wieder aufzurichten, und immer wieder kam man in den folgenden Jahrzehnten, ob nun ein geistloser und roher Zentralismus die Völkerschaften in Grund und Boden hineinregierte, ob der Dualismus die Herrschaft über den zehnköpfigen Völkerstaat unter die beiden mächtigsten historischen Nationen, Deutsche und Magyaren, aufteilte, auf den demokratischen Föderalismus zurück. Ferdinand Kürnberger fand das österreichische Ei des Kolumbus, als er 1867 schrieb: »Die einzige Verfassung, von welcher bei uns vernünftigerweise die Rede sein kann, heißt Föderativrepublik mit monarchischer Spitze! Eine österreichische Eidgenossenschaft mit einer einzigen gemeinsamen Angelegenheit: Verteidigung nach außen. Im Innern macht, was ihr wollt. Regiert euch selbst!« zwei Jahre später suchte Adolf Fischhof, neben der Schweizer Eidgenossenschaft auch die nordamerikanische Union als Vorbild hinstellend, dem föderativen Gedanken durch ein Selbstverwaltungsrecht der Königreiche und Länder und durch ein Schutzgesetz für die nationalen Minderheiten Bahn zu brechen; nur so »wird sich Österreich konsolidieren, wo nicht — nicht«. Wenn sich auch die aufstrebenden slawischen Völker anfangs unter dem Schlagwort Föderalismus von deutschen Feudalen und Klerikalen als Kanonensfutter zur Verteidigung des altständischen Partikularismus gegen den liberal-kapitalistischen Einheitsstaat mißbrauchen ließen, so drängte sie doch die Zunahme ihrer Kraft und das Wachstum ihres Selbstbewußtseins immer mehr auf den Boden des demokratischen Völkerbundgedankens; der Jungtscheche Gregor bekannte sich schon 1880 im Reichsrat zu einem Nationalitätenprinzip, das das Wohl eines Volkes anstrebe, ohne ein anderes ins Unglück zu stürzen, »und dieses Nationalitätenprinzip, das ist der wahre Staatsgedanke in Österreich«. Vor allem aber warf sich die deutschösterreichische Sozialdemokratie zur Wortführerin der nationalen

Autonomie innerhalb des Gesamtstaats auf; was Otto Bauer und Karl Renner auf diesem Felde geleistet haben, bedarf kaum noch der Erwähnung; der Gedanke einer Zerlegung des Staates in national abgegrenzte, sich selbst regierende und besteuernde Kreise mit der Nationalitätenmatrikel umschloß Österreichs Zukunft, wenn anders es noch eine Zukunft haben wollte und konnte.

Aber brachte die nationale Autonomie den Volksmassen welcher Zunge immer Befreiung von Druck und Drang, von Last und Mühfal, so bedeutete sie für die bevorrechteten Schichten der bevorrechteten Nationen Verzicht auf Vorrang und Vormacht. In einer ganzen Reihe von Landesvertretungen und Stadtbehörden im überwiegend slawischen Sprachgebiet hielten sich die Deutschen längst nur noch dank eines rückständigen und volksfeindlichen Wahlverfahrens gegen den Ansturm der slawischen Massen. Wenn im Kronland Schlesien die Deutschen gegen Tschechen und Polen in der Minderheit waren, aber im schlesischen Landtag über eine große Stimmenmehrheit verfügten, oder wenn in Krain mit 95 Prozent slowenischer Bevölkerung 53 deutsche Großgrundbesitzer ein Viertel der Landtagsmandate besaßen und damit das Einspruchsrecht in wichtigen Angelegenheiten besaßen, so machte solche reaktionäre Sicherung ihrer Vormacht die Deutschen ebenso notwendig zu Gegnern der Demokratie und nationalen Autonomie, wie die Slawen in beidem einen Hebel ihres Aufstiegs sahen. Ohne die belebende Kraft des demokratischen Gedankens konnte die föderalistische Idee aber nie Blutwärme gewinnen, und wo ihre Verwirklichung als reaktionärer Behelf versucht wurde, kam es über ein unsicheres Tappen und Tasten nicht hinaus.

Doch obwohl der demokratische Kitt der Wirtschaftsgemeinschaft der österreichisch-ungarischen Völker fehlte, der sie erst zu einer Willensgemeinschaft hätte werden lassen, fand nicht nur ein politischer Traumtänzer wie Raumann, daß sich im Krieg der Staatszusammenhang der Donaumonarchie über Erwartungen hinaus bewährt habe, und baute auf dem lockeren Flugsand dieses Befundes sein mitteleuropäisches Luftschloß auf, sondern auch ein klarer und kühler Denker wie Renner meinte, als nicht gleich am ersten Tage die tschechischen und südslawischen, die italienischen und rumänischen Soldaten meuterten, daß sich der Staatsverband stärker als die nationalen Absonderungsbestrebungen erwiesen habe, und sah den Mann im Schützengraben die Idee vom über- und internationalen Rechts- und Wirtschaftsstaat der kleinen und versprengten Völker mit seinem Blute bekräftigen. Aber ach! es war wirklich nicht so, daß Wehr- und Wirtschaftsgemeinschaft Stamm und Glauben überbrückte, sondern immer noch war die Sprach- und Stammesgemeinschaft stärkeres Bindemittel als der gemeinsame Zolltarif. Was vorderhand die Völker beieinanderhielt, war nicht das freie Bewußtsein ihrer inneren Zusammengehörigkeit, sondern das unerbittliche Gesetz der Kriegszucht; von den Polen und Ruthenen zu schweigen, die auch Stammesbrüder jenseits der eigenen Drahtverhaue kämpfend wußten, socht der Serbe im k. u. k. Heer gegen den Serben drüben, der Rumäne gegen den Rumänen, der Italiener gegen den Italiener nur gezwungen und nicht von der Überzeugung einer unzerbrechlichen Wirtschaftsgemeinschaft mit den anderen Völkern des Reiches beschwingt, und die Tschechen gar, die eigentlich das brennendste ökonomische Interesse an dem übernationalen Staat haben

mußten, schlugen sich zuerst in hellen Haufen auf die Gegenseite und begannen eine Regierung und eine Armee in partibus infidelium zu bilden.

Mit Ausnahme der Sozialdemokratie, die bis in die zwölfte Stunde den föderativen Reichsgebanken als Panier der Sammlung aufpflanzte, sahen die deutschen Parteien dieser verhängnisvollen Entwicklung mit der behaglichen Zuversicht des Habsburgers Franz zu: »Mich und den Metternich halt's schon noch aus!« Oder sie jubelten gar in einer politischen Bockhähnchen- und »Heurigen«-Stimmung hellauf, als ein Seidler den Wahnsinn des »deutschen Kurzes« ins Land schleuderte. Die Vorstellung, daß in Österreich das deutsche Drittel der Bevölkerung über die zwei anderen Drittel herrschen könne, war hundertfacher Wahnsinn in einer Zeit, da die russische Revolution wie mit tiefgreifender Pflugschar auf die Gemütsverfassung der slawischen Völker der Donaumonarchie einwirkte. Der Wind in Moskau, das Wetter in Petersburg waren zwar stets auf ihr Wünschen und Wollen von Einfluß gewesen, wie denn der Panlawismus eine österreichische und keine russische »Erfindung« ist, aber letzten Endes stieß die autokratische Regierungsform Rußlands die demokratisch gestimmten Slawenvölker Österreich-Ungarns mehr ab, als das Gefühl der Rassengemeinschaft sie anzog. Mit der Revolution aber drang auch dem letzten tschechischen Arbeiter und dem fernsten südslawischen Bauern wie ein brennender Strom die Erkenntnis ins Herz, daß vom Sitz der Rätereierung die große Erneuerung des europäischen Ostens ausgehe, und wenn sich nach der Märzrevolution Kerenskis die Nationalitäten noch für die Selbstverwaltung im Rahmen des Habsburgerreiches aussprachen, so lehrte die Novemberrevolution Lenins sie eine weißherzigere Auslegung des Selbstbestimmungsrechts der Völker; an den Grenzen der Monarchie machte ihr Verlangen keinen Halt mehr; immer ungestümer klang ihr Ruf nach eigenem staatlichem Sein, und innerlich, im Bewußtsein der Völker, bestand Österreich-Ungarn längst nicht mehr, als es in den ersten Oktobertagen 1918 der Wirbelsturm der Ereignisse auch äußerlich auseinanderriß.

Darum vollzog sich auch die Auflösung der »altehrwürdigen« Monarchie, die so viele Menschenalter so vielen Erschütterungen getroßt hatte, sanft und selig, ohne Ruck und Reibung. In der entscheidenden Stunde erwies es sich, daß der oft besungene »gute Österreicher« nur in den Hirnen der Friedjung, Kralik und Hermann Bahr ein spukhaftes Dasein führte, denn um der Farben Schwarz-Gelb willen fuhr keine Hand an den Säbelgriff, und alles, was geschah, um in letzter Minute zu retten, was zu retten noch möglich schien, gehört in das Gebiet der unfreiwilligen Komik. Mit seinem Manifest, das allzu spät die Umwandlung Zisleithaniens in einen Bund freier Völker ankündigte, glich Kaiser Karl einem Manne, der hinter einer dahindrausenden Schnellzuglokomotive herkeucht und sie, mit einem Blatt Papier winkend, aufzuhalten sucht. Vergebens war auch der Versuch der magnatischen Machthaber, den Verfall vom eigenen Hause fernzuhalten, indem sie das Tau kappten, das sie durch den Dualismus mit Österreich verband, denn die Geschichte schritt mit einem einzigen ihrer Riesenschritte über den Begriff der Personalunion hinweg, an dem die Tisza und Andrássy festzuhalten gedachten, und heute sind beide Hälften der Monarchie im Prozeß, nein, nicht der Auflösung, sondern der Neubildung, denn Verwesung war das Österreich-Ungarn von gestern, während jetzt, da sich die Völker zu selbstän-

digen Staaten kristallisieren, ein Neues im Werden ist. Zwei dieser Gebilde heben sich bereits deutlich vom wirren Hintergrund ab, der tschechoslowakische und der südslawische Staat, die beide aus vormalig österreichischen und ungarischen Landesteilen bestehen und von denen der zweite sicher zu Serbien in ein engeres Verhältnis treten wird; ja! da auch Bulgarien in den großen Schmelztiegel geworfen wurde, ist der südslawische Sechzehn-Millionen-Staat von dem Hafenkai Triests bis zu den Mauern Konstantinopels in die Bezirke der unmittelbaren Möglichkeiten gerückt.

Weil die Deutschen in Österreich sich stets als Herrenvolk fühlten, gab es nur bei verstiegenen Schwarmgeistern so etwas wie eine deutsche Irredenta, die nach einer politischen Gemeinschaft mit dem Deutschen Reich verlangte. Jetzt unter dem Drucke der Not, da der im Siegestaumel unduldsame tschechische Nationalismus in Böhmen und Mähren 3¼ Millionen Deutscher zu zerquetschen droht, retteten sich die deutschbürgerlichen Parteien auf das föderalistische Autonomieprogramm der Sozialdemokratie, und wieder ist es die Sozialdemokratie, die für den Anschluß Deutsch-Österreichs, das als besonderer Nationalstaat ausgerichtet und mit den feindlichen und neutralen Ländern in eigene diplomatische Verbindung getreten ist, an das Deutsche Reich am eifrigsten die Trommel rührt, denn von allen Klassen der Gesellschaft haben bei dieser Verschmelzung die Arbeiter am wenigsten zu verlieren und am meisten zu gewinnen.

Aber zur Stunde in Einzelheiten den Propheten spielen zu wollen, ist ein Unding. Noch stürzen die bunten Steinchen im Kaleidoskop rastlos übereinander. Noch brodelte das Chaos. Doch zwei Tatsachen sind sicher. Nach der blutigen Erledigung des russischen Despotismus beraubt die sang- und klanglose Verscharrung des österreichisch-ungarischen Absolutismus die deutsche Rückwärtserei der letzten Stütze, denn nach Geburtsurkunde und Basiseinsbedingung sind die jungen Staatsgebilde, die die alte Austria ersetzen, demokratisch bis auf die Knochen; in schauerlicher Einsamkeit steht heute in Europa die preussische Junkerschaft da und kann und muß darum desto sicherer ausgelilgt werden. Für ein ehrlich demokratisches Deutschland aber werden die Bewohner auch der neuen slawischen Donaufstaaten sehr bald andere Gefühle hegen als den leidenschaftlichen Haß, mit dem sie in dem alten deutschen Obrigkeitsstaat nicht so sehr den deutschen als den Obrigkeitsstaat haßten. Volk wird künftig zu Volk sprechen, und wie die natürliche Wirtschaftsgemeinschaft ohne Demokratie auseinanderbrach, so kann die Demokratie irgendwie zur natürlichen Wirtschaftsgemeinschaft zurückführen. Sind die politischen Vorbedingungen geschaffen, so setzt sich eben die Wucht geographischer und ökonomischer Tatsachen wieder durch, denn daß die Völker des Südostens ebenso auf unsere Industrie wie wir auf ihre Landwirtschaft angewiesen sind, das läßt sich nun einmal nicht aus der Welt schaffen. Wir brauchen einander und kommen darum zueinander, und auf jeden Fall wird Deutschland dabei Staatsgebilden von ganz anderem wirtschaftlichem Entwicklungsdrang gegenüberstehen als der greisenhaften österreichisch-ungarischen Monarchie von gestern — Friede ihrer Asche!

Nur an uns liegt es, ob wir uns den friedlichen Weg nach Südosten verbauen oder nicht. Darum Kopfhänger beiseite! Schwarzseher von der Bahn! Die Vergangenheit ist tot! Es lebe die Zukunft!

Der Auslandsdienst der deutschen Presse.

Von Arno Franke.

I.

Die Erbschaften, die der Menschheit aus dem Weltkrieg zufallen werden, sind in ihrer Allgemeinheit recht unerfreulicher Natur. Eine Ausnahme von dieser Regel bilden einige Hinterlassenschaften politischer Art, unter denen die Stärkung des Gefühls für die Bedeutung der *Auslandspolitik* vielleicht eine der wertvollsten ist. Wir sind optimistisch genug, anzunehmen, daß der Verlauf des Krieges bereits die meisten Deutschen darüber belehrt hat, wie mäßig es mit ihrer Kenntnis der Politik und der Stimmungen des Auslands bestellt gewesen ist. Jedenfalls kann es für kaum einen deutschen Zeitungsleser noch einem Zweifel unterliegen, daß der Art, in der er vor dem Kriege von der deutschen Presse über Auslandsdinge unterrichtet worden ist, das Prädikat der völligen Unzulänglichkeit gebührt.

Welche Rolle die Unterlassungssünden der deutschen Presse auf diesem Aufgabengebiet in der Geschichte der Entstehung des Krieges spielen werden, die einmal geschrieben werden muß, kann hier nicht vorweg erörtert werden; fest steht aber heute schon, daß diese Rolle unter den Kriegsurursachen nicht die letzte Stelle einnehmen wird. Jeder Deutsche, der längere Zeit im Ausland gelebt hat, kennt gewiß das Gefühl, das je länger desto sicherer von ihm Besitz ergriffen hat: wie ist doch alles so ganz anders als das Bild, das dir die deutsche Presse von den Verhältnissen in diesem Lande gegeben hat! Was man von einem solchen Lande über Sitten und Gebräuche, Kultur, Wirtschaft und nicht zuletzt über die politischen Verhältnisse in der deutschen Presse zu lesen bekommen hatte, wird fast immer von den Tatsachen, vor die man sich gestellt sieht, erheblich korrigiert.

Die Ursache dieser Erscheinung liegt offen zutage: trotz des deutschen Erbübels, allem Ausländischen leidenschaftliches Interesse entgegenzubringen, hat die deutsche Presse in der Behandlung ausländischer Angelegenheiten nie auf der Höhe gestanden. Sie hat ihre Leser über ausländische Dinge, besonders über ausländische Politik, beschämend mangelhaft unterrichtet. Der *Arbeiterpresse* gebührt dabei eine gesonderte Betrachtung. Sie ist von Arbeitergroßen gegründet worden. Sie hat so klein angefangen, daß ihr schon die Unzulänglichkeit der Mittel die Schaffung ausländischer Vertretungen verbot. Aus diesem Grunde ist die eigene Auslandsberichterstattung selbst der großen Parteiblätter in ihrer Ausdehnung beschränkt geblieben. Aber über diese durch materielle Beschränkungen gebotene Zurückhaltung hinaus hat sie mit der Arbeiterschaft aller Länder, hat sie mit der Internationale stets Fühlung behalten und ist deshalb bei der Beurteilung ausländischer Dinge immer verhältnismäßig am besten im Bilde gewesen. Ihre Redaktionen waren im ganzen geleitet von dem international orientierten Gewissen, das ihnen der bürgerliche Kollege, der oft, ohne jemals die Nase über die Grenzpfähle hinausgesteckt zu haben, über das Ausland das Blaue vom Himmel herunter schrieb, so manches liebe Mal zum Vorwurf machte. Die sozialdemokratische Presse hatte sich durch diese Verhältnisse ein gewisses Gefühl dafür erworben, wie manche unserer innerpolitischen Maßnahmen, wie manche unserer politischen Äußerungen auf das Ausland wir-

ken mußten. Ihr Beruf als Oppositionspresse setzte sie in den Stand, ihre Auffassungen und Überzeugungen in wirksamer Weise bei jeder Gelegenheit zum Vortrag zu bringen. Die sozialdemokratische Presse ist Warnerin gewesen; sie hat versucht, Erzieherin zu sein. Wie oft ist es ihr zum Vorwurf gemacht worden, daß sie »nach dem Ausland schiele«, daß sie die Stimmung des Auslands berücksichtige und daß sie verlange, unsere Politik müsse auch danach angesehen werden, wie sie auf das Ausland wirke.

Es erscheint gerade heute notwendig, in dem gegebenen Zusammenhang auf diese Dinge hinzuweisen. Die sozialdemokratische Presse hat in der Beurteilung und Behandlung ausländischer Politik sich einer Praxis befleißigt, von der man nur wünschen könnte, daß sie in der deutschen Presse allgemein gewesen wäre.

II.

Worin bestanden nun die ärgsten Versäumnisse der »großen« bürgerlichen Presse? Der Behandlung dieser Frage muß vorausgeschickt werden, daß es freilich ein paar bürgerliche Blätter gegeben hat und noch gibt, die wenigstens in der Auslandsberichterstattung recht Anerkennenswertes geleistet haben. Aber die Berichterstattung genügt nicht. Von diesen in der Auslandsberichterstattung führenden Blättern abgesehen, herrschte in der Bearbeitung ausländischer Angelegenheiten meist Dilettantismus. Gewiß hatte noch diese oder jene Zeitung ein paar Renommier-Auslandsvertreter, und hervorragende Exemplare der Generalanzeigerpresse prunkten an den »großen Tagen« nicht selten mit langen und kostspieligen Auslandstelegrammen. Aber wie diese Auslandsvertreter Reporter statt Politiker waren, so hatten diese Prunktelegramme der Generalanzeigerpresse auch mit Auslandspolitik verzeiwelt wenig zu tun. Sie dienten nicht der Aufklärung des deutschen Volkes, sie dienten dem Abonnentenfang, wie überhaupt mit den »eigenen Telegrammen« dieser Art Presse, politisch betrachtet, meist ein großer Aufwand schmachlich vertan war. So arbeiteten die Blätter mit den hohen Auflagen, die sich durch ihre Inseratenplantagen in einer so günstigen finanziellen Lage befanden, daß auch die Aufwendungen für Auslandstelegramme die hohen Überschüsse nicht verhinderten (denn diese waren die Hauptsache!). Die anderen Zeitungen behandelten durchweg die Auslandsdinge höchst stiefmütterlich. Wie beschämend schlecht man selbst über weltberühmte ausländische Persönlichkeiten orientiert war, dafür ein bezeichnendes Beispiel: Als Emile Zola gestorben war, meldete ein schlesiendes Blatt, die »Pariser Romanschriftstellerin Emilie Zola« habe das Zeitliche gesegnet! Das Blatt war also über die zeitgenössische französische Literatur so wenig unterrichtet, daß es den höchst männlichen Dichter von »Germinal« für ein Weiblein gehalten hatte. Überflüssig, zu sagen, welchen Begriff eine Zeitung, die Zola nicht kannte, von französischem Wesen, französischer Kultur, kurz von ausländischen Dingen gehabt haben muß! Aber ausländische politische Dinge war diese Presse ausschließlich auf das Wolffsche Bureau angewiesen, dessen Führung sie sich überließ.

Wolff steht zu der deutschen Regierung in einem engen Verhältnis. Das wäre kein Hindernis, über ausländische Dinge gut informiert zu sein. Leider trifft das aber nicht zu, weil dieses Bureau mit ganz ungenügenden Mitteln arbeitet. Wolff hatte im Frieden nur auf ganz wenigen Plätzen des Auslands eigene Vertreter. Er schöpfte daher seine Auslandsmeldungen zum

größten Teil aus zweiter Quelle. Und diese Quellen waren, was das Bemerkenswerteste ist, vom Standpunkt der deutschen Auslandspolitik aus höchst bedenklich. Um den Mangel an eigenen ausländischen und überseeischen Vertretern auszugleichen, stand nämlich Wolff mit ausländischen Telegraphenagenturen, besonders mit der englischen Agentur Reuter und der französischen Agence Havas, in einem Austauschverhältnis. Wolff gab den ausländischen Depeschebureaus deutsche Meldungen und tauschte dafür ausländische ein. Über englische, französische und überseeische Verhältnisse war die deutsche Presse also die ganze Zeit vor dem Kriege nach englischen und französischen Quellen orientiert. England und Frankreich waren in der Lage, unsere Information zu bestimmen, mindestens aber zu beeinflussen. Reuter und Havas, die zu ihren Regierungen in demselben Verhältnis stehen, in dem Wolff zu der deutschen Regierung steht, konnten die Nachrichten, die sie an Wolff abgaben, auf ihre Wirkungen prüfen und darauf berechnen. Reuter und Havas konnten diese Meldungen nach der Art der politischen Absichten, die ihre Regierungen hegten, sichten und — wer wollte sie hindern? — frisieren.

Daß England und Frankreich von diesem Zustand politisch viel profitiert haben, unterliegt keinem Zweifel. Fest steht, daß sie alle deutschen Bestrebungen, die auf eine Änderung dieses Zustandes hingen, genau und argwöhnisch verfolgten. Als zur Verbesserung des deutschen Auslandsdienstes von der deutschen Presse eine Herabsetzung der Gebühren für Preßtelegramme verlangt und über diese Frage zwischen den beteiligten Stellen ausichtsreiche Verhandlungen geführt wurden, hat der damalige englische Botschafter in Berlin, Sir Edward Goschen, über diese Verhandlungen und über die Möglichkeit, daß sie zum Ziele führen könnten, seiner Regierung genaue und ausführliche Berichte erstattet. Wie es heißt, sind über diese Angelegenheit vier lange Berichte nach London gegangen. Kein Wunder! England hat den Zustand, die Auslandsberichterstattung, die überseeische Orientierung der ganzen deutschen Presse am Bändchen zu haben, wohl zu schätzen gewußt.

Wie waren solche Zustände möglich? Den deutschen Zeitungsverlegern sind ihre Betriebe — das kann ohne Ungerechtigkeit gesagt werden — weniger eine Sache des politischen Ehrgeizes und Einflusses als eine Angelegenheit des Gelderwerbs. Diese Eigenschaft hängt zusammen mit dem Mangel an politischem Sinn, der dem ganzen deutschen Volke anhängt. Sie steht auf einer Linie mit der weiteren Tatsache, daß wir erst jetzt zu den Anfängen einer parlamentarischen Regierung gekommen sind. Der maßgebende deutsche Zeitungsverleger, der mit Wolff hantierte, sah keinen Anlaß, sich um die Quellen, aus denen Wolff schöpfte, zu kümmern. Das Blatt rentierte sich! So lag auch kein Anlaß vor, die Frage eines großen deutschen Depeschebureaus zu lösen. Wolff konnte sich mit seinen kläglichen Verhältnissen weiterbehelfen. Wie arg Wolff in seiner Leistungsfähigkeit gegen Reuter und Havas, mit denen er arbeitete (oder besser: von denen er »bearbeitet« wurde!), abstach, möge an ein paar Ziffern illustriert werden: Reuters Telegram Company arbeitete mit einem Aktienkapital von 20 Millionen Mark, Agence Havas mit $8\frac{1}{2}$ Millionen Franken, Wolff mit — einer Million Mark!

III.

Alle diese Versäumnisse werden durch unsere Erfahrungen in den letzten Jahren grell beleuchtet. Wenn wir uns heute darüber klar werden wollen, wie es kommen konnte, daß wir braven Deutschen eines Tages von Feinden umringt waren, so werden wir bei unseren Betrachtungen die eben geschilderten Umstände nicht außer acht lassen dürfen. Wie wir eingangs bemerkten: In vier langen und bitteren Kriegsjahren ist den Völkern und besonders den Deutschen bewiesen worden, was es mit der Auslandspolitik auf sich hat. Eine genaue, eingehende und selbständige Auslandsinformation ist für ein Volk zu seiner politischen Selbsterhaltung unerlässlich. Nur eine solche Berichterstattung setzt es in den Stand, kontrollieren zu können, welche Rolle es selbst in der Weltpolitik spielt, wie sein weltpolitischer Kursstand ist. Ein Volk von der politischen, geistigen und wirtschaftlichen Bedeutung des deutschen muß die großen und kleinen Schwankungen des politischen Pulschlags der Welt sofort merken und politisch darauf zu reagieren in der Lage sein. Ein Volk muß auch jederzeit ganz genau seine innerpolitischen Maßnahmen und seine innerpolitische Entwicklung in ihren Wirkungen auf das Ausland beurteilen können. Das sind eigentlich politische Selbstverständlichkeiten. Unser Verhängnis ist es, daß die deutsche Presse von diesen Selbstverständlichkeiten so wenig durchdrungen war. Welcher Geschäftsmann würde wohl jemals auf den Gedanken kommen, sich über seine Interessensphäre aus Gründen der Geldersparnis von seinem — Konkurrenten unterrichten zu lassen? Käme er aber wirklich auf den Einfall, wäre es dann dem Konkurrenten zu verdenken, wenn er den Mann so informierte, wie es in seinem (des Berichterstatters) Interesse läge?

So wichtig nun die Berichterstattung ist und so gut es vergleichsweise um uns bestellt gewesen wäre, wenn wir eine eigene, eine selbständige Berichterstattung vor dem Kriege gehabt hätten, so genügt doch die bloße Berichterstattung nicht: es muß das hohe Ziel des Auslandsdienstes der Presse sein, die Völker einander näherzubringen. Reporter auf den Posten der Auslandsvertretungen der Presse sind nicht am Plage. Auf diese Posten gehören Politiker, Beurteiler der Volkspsyche, vielseitige Männer, die imstande sind, sich in die Seele des anderen Volkes, in das Wesen seiner Kultur und seiner Dichtung hineinzufühlen, und die das Zeug dazu haben, das auf diese Weise gewonnene Bild in der heimischen Presse zu rekonstruieren.

IV.

Doch dies sind mehr ideale Forderungen, deren Erfüllung nicht von dem Willen allein abhängt. In der Lage, in der wir Deutschen uns in der Frage des Auslandsdienstes unserer Presse heute befinden, kann man seine Augen nicht auf so weit entfernte Ziele richten. Hier ist die Frage: Was ist zunächst nötig? Es wäre billig, das Publikum aufzurufen und zu sagen: Lest keine Klatschblätter, unterstützt insbesondere die Presse, die nicht zum Zwecke des bloßen Gelderwerbs, sondern zum Zwecke der Ausübung politischer Wirkungen gegründet ist. Wichtig wäre zunächst, daß den Zeitungen ein einwandfreies politisches Rohmaterial zur Beurteilung politischer Auslandsdinge geliefert würde. Dazu ist die Schaffung eines großzügigen deutschen Depeschensbureaus notwendig. Ob Wolff bei seinen engen Beziehungen zur

Regierung dazu die geeignete Grundlage bildet, dürfte vielfach bezweifelt werden. Vielleicht könnte aber doch für den Anfang zwischen den Organisationen der deutschen Journalisten, der Regierung und den wirtschaftlichen Organisationen, die ebenfalls alle an einer prompten, selbständigen und umfassenden Auslandsberichterstattung interessiert sind, eine Art Arbeitsgemeinschaft in dieser Angelegenheit geschaffen werden, die den Woffß auf eine modernen Anforderungen genügende Grundlage stellen könnte. Wenn den Vertrauensleuten der einzelnen in Betracht kommenden Journalistenorganisationen ein gewisses fachlich-politisches Kontrollrecht eingeräumt würde, so könnte sich für die erste Zeit nach dem Kriege vielleicht ein brauchbarer Notbehelf schaffen lassen.

Die Regierung, die ihr Interesse für die Presse durch die Absicht der Schaffung eines Presseamts kundgetan hat, mußte auch ihrerseits alles tun, um die eigene Berichterstattung der großen Blätter und der zu diesem Zwecke zusammengeschlossenen Zeitungen zu unterstützen durch Herabsetzung der Gebühren für Pressetelegramme, durch Abschlüsse von Vereinbarungen mit anderen Ländern zu diesem Zwecke, durch Einrichtung von Seminaren oder Kursen an unseren Hochschulen für Studenten, die sich später diesem wichtigen Beruf widmen wollen. Ferner sollte die Regierung ihre Konsuln und Gesandtschaften anweisen, daß sie mit den Auslandsvertretern der deutschen Zeitungen zusammenwirken und ihnen jede Förderung angedeihen lassen. Eine der vornehmsten Voraussetzungen einer selbständigen ausländischen Berichterstattung der deutschen Presse ist schließlich der Ausbau der deutschen Kabelverbindungen.

Für die sozialdemokratische Presse, die die Pflege der internationalen Völkerverbrüderung auf ihre Fahne geschrieben hat, ergeben sich noch besondere Aufgaben. Auch sie muß zu einer eigenen Auslandsberichterstattung kommen. Denn ihren politischen Ansprüchen wird auch die beste Allgemeinvertretung nicht genügen. Jedenfalls genügt sie ihren politischen Absichten nicht.

Die Anfänge unserer Parteipresse.

Von Wilhelm Bloß.

I.

Die Geschichte der sozialdemokratischen Parteipresse bewegt sich im Blick. Ihr erster Abschnitt reicht bis zum Sozialistengesetz. Als dieses erschien, hatte sie im Verhältnis zu der numerischen Stärke der Partei einen mächtigen Aufschwung genommen. Unter diesem Gesetz wurden jedoch alle sozialdemokratischen Zeitungen und Zeitschriften bis auf zwei vernichtet.¹ Während der zwölfjährigen Dauer des Sozialistengesetzes wurden zwar unaufhörlich Versuche gemacht, neue Presseunternehmungen aufzutun; sie miß-

¹ Die »Fränkische Tagespost« und das »Offenbacher Abendblatt«. Das Zentralorgan der Partei, der »Sozialdemokrat«, mußte unter diesen Umständen im Ausland, erst in Zürich und dann in London, erscheinen. Es war natürlich während der ganzen Zeit seines Bestandes in Deutschland verboten. Der Kampf für seine Verbreitung war damals eine der Hauptaufgaben der Partei. Siehe darüber die interessante Schrift »Die rote Feldpost« von J. Belli, Stuttgart 1912.

langen aber bis auf wenige, unter denen die »Neue Zeit« und das »Berliner Volksblatt« (jetzt »Vorwärts«) die bedeutendsten waren. Mit dem Ablauf des Sozialistengesetzes, dieses zweiten Abschnitts in der Geschichte der Parteipresse, hob dann der dritte Abschnitt an, der nach einem gewaltigen Aufschwung durch den Weltkrieg geschlossen wurde.

Die nachfolgende Abhandlung soll sich auf die Darstellung des ersten Abschnitts der Geschichte der Parteipresse beschränken; sie wird also bis 1878 reichen.

Wenn heute an den Zentralpunkten der Bewegung der Parteigenossen von der Arbeit nach Hause kommt, findet er dort sein Parteiblatt vor, das ihn über alles informiert, was in seinem Interesse liegt, und das ihm das Halten eines anderen Blattes überflüssig macht. Allgemeine Politik, Parteifragen, prinzipielle Abhandlungen, lokale Angelegenheiten, Unterhaltung und Belehrung werden ihm geboten. Der Umstand, daß das Blatt Parteieigentum und er selbst Miteigentümer ist, stellt zwischen Blatt und Leser ein ganz anderes Verhältnis her, als wenn es sich um ein bürgerliches Blatt oder gar nur um eine »Inseratenplantage« handelt, wo das Geschäftsinteresse des Unternehmers maßgebend ist. Der Parteigenosse steht seinem Blatte viel näher als der Leser eines bürgerlichen Blattes dem seinigen. Ein bürgerliches Blatt kann die Interessen seiner Leser nur im Einklang mit den Geschäftsinteressen des Besitzers berücksichtigen; ein sozialistisches tritt ohne alle Rücksicht auf Personen für die Interessen der Arbeiterklasse im ganzen wie für das Interesse der einzelnen Genossen ein.

Von den Zentralpunkten gehen die Parteiblätter nach den kleineren und kleinen Orten. Es wird eine rege Verbindung unterhalten, und die einzelnen Orte werden durch Korrespondenzen und Inserate berücksichtigt. Durch diese Verbindung spinnt sich das politische Leben weithin durch das Land. Die Zeitung wird zur Waffe in den politischen und sozialen Kämpfen. Die Wirkung dieser Tätigkeit, die die sozialistische Presse in Jahrzehnten geleistet, ist eine recht beträchtliche. Sie ist namentlich hoch anzuschlagen als Gegenwirkung gegen die Tätigkeit der bürgerlichen Presse. Diese ging und geht heute noch dahin, in der Bevölkerung die Klassenvorurteile gegen die Sozialdemokratie zu verschärfen und aufrechtzuerhalten. Die Sozialdemokratie war infolgedessen lange gesellschaftlich und geschäftlich boykottiert, in kritischen Zeiten geächtet, namentlich als sie unter ein staatliches Ausnahmegesetz gestellt war. Heute, nachdem die Sozialdemokratie eine Macht geworden, hat sich dies einigermaßen geändert. Staat und Gesellschaft müssen bei jeder bedeutenden Frage mit ihr rechnen. Der Sozialismus hat unserer ganzen Zeit seinen Stempel aufgedrückt. Aber bei den oberen Zehntausend ist die Feindschaft gegen die Sozialdemokratie innerlich dieselbe geblieben. Sie legen sich nur während des Weltkriegs äußerlich einige Reserve auf.

Die Presse der Sozialdemokratie hatte in früheren Zeiten, als noch keine starken Organisationen vorhanden waren, einen ungleich schwierigeren Stand. Es waren eminente Opfer erforderlich, um diese Presse am Leben zu erhalten. Aber diese Opfer sind nicht umsonst gebracht worden. Bei Beginn des Weltkriegs konnte die Sozialdemokratie neu zügig täglich erscheinende politische Blätter mustern. Dazu kamen die nicht täglich erscheinenden, die belletristischen und wissenschaftlichen Organe. Das ist eine gewaltige Leistung, auf die die Partei stolz sein kann. Keine andere Partei hat auch nur

entfernt eine solche Anzahl direkt im Parteidienst stehender Zeitungen aufzuzeigen. Früher wurde die finanzielle Kraft der Partei durch die Zuschüsse, die sie für nichtrentierende Pressunternehmungen leisten mußte, bedeutend geschwächt; heute liefern die großen Zeitungen Überschüsse in die Parteikasse. Welch ein Unterschied zwischens einst und jetzt!

Sozialdemokratische Zeitungen im eigentlichen Sinne des Wortes gab es vor der Revolution von 1848 in Deutschland nicht, wenn auch in Deutschland und in der Schweiz vereinzelt proletarische Bewegungen aufkamen. Außer einigen unbedeutenden sozialistisch angehauchten Tagesblättern gab es im Rheinland einige Zeitschriften, die sich an Proudhon oder Louis Blanc anlehnten. Es waren der »Gesellschaftsspiegel« von Moritz Heß, die »Rheinischen Jahrbücher« und das »Deutsche Bürgerbuch« von Püttmann und das »Westfälische Dampfboot« von Otto Lüning, sämtlich Monatschriften. Lüning gab auch ein Jahrbuch »Dies Buch gehört dem Volke« heraus. Karl Marx, Friedrich Engels, Wilhelm Wolff lieferten einzelne Beiträge für diese Zeitschriften, die im ganzen von dem wissenschaftlichen Sozialismus noch weit entfernt waren. Das Jahr 1848 mit seiner vorläufigen Pressefreiheit brachte dann einen außerordentlichen Aufschwung des Zeitungswesens und rief auch einige sozialistische Blätter auf den Plan. Zunächst begründete in Berlin der junge Revolutionär und Sozialdemokrat Schöffel den »Volksfreund«, der mitten in der Revolutionsbegeisterung seinem Redakteur sechs Monate Festung einbrachte. Im März wurde das Blatt begründet, schon im Mai ging es wieder ein. Später erschienen in Berlin noch »Das Volk« unter der Redaktion des Schriftsetzers Stephan Born und die »Arbeiterverbrüderung«, das offizielle Organ der von Born begründeten und sich über ganz Deutschland erstreckenden ersten größeren sozialistischen Arbeiterorganisation gleichen Namens. In Frankfurt a. M. erschien die »Neue Deutsche Zeitung« von Otto Lüning; in Köln die »Neue Kölnische Zeitung« von Mathilde Anneke, die auch eine Frauenzeitung herausgab. Aber weitaus das bedeutendste sozialistische Organ, welches 1848 entstand, war die berühmte »Neue Rheinische Zeitung« zu Köln unter der Leitung von Karl Marx und Friedrich Engels. Marx zeichnete als Chefredakteur; unter den Mitarbeitern befanden sich Wilhelm Wolff, derselbe, dem Marx das »Kapital« gewidmet hat, Ernst Dronke und die Dichter Ferdinand Freiligrath und Georg Weerth. Dies Blatt, mustergültig redigiert, trug den glühenden Hauch Marxschen Geistes weithin über das revolutionäre Deutschland. Es war fast allen Blättern seiner Zeit auch in der journalistischen Technik voraus und lieft sich heute noch ganz frisch.

Die Reaktion unterdrückte diese schwachen Anfänge einer sozialistischen Presse. Als 1863 Lassalle auftrat, fanden sich nur drei kleine Blätter, die für ihn Partei nahmen, der »Nordstern« in Hamburg, die »Fränkische Volkszeitung« in Nürnberg und der »Gadaus« in Eslingen. Erst nach Lassalles Tode begründeten J. B. v. Schweiger und J. B. v. Hoffstetten in Berlin den »Sozialdemokrat«, das dreimal wöchentlich und später täglich erscheinende Organ des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins. Mit diesem Blatt beginnt die sozialistische Parteipresse im strengen Sinne des Wortes. Der »Sozialdemokrat« erlangte einen ziemlichen Leserkreis für die damaligen Verhältnisse, da er das einzige Organ des Allgemeinen Deutschen Arbeiter-

vereins blieb. Aber nunmehr trat die Zerklüftung der sozialistischen Arbeiterbewegung in Deutschland ein; 1869 wurde von Liebknecht und Bebel die Sozialdemokratische Arbeiterpartei gegründet, die in heftigem Kampfe mit dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein lag. Dessen Anhänger nannten sich »Lassalleaner«, die der neuen Partei, da sie in Eisenach gegründet worden war, »Eisenacher«. In Sachsen hatte vorher die »Sächsische Volkspartei« bestanden, als deren Organ Liebknecht das »Demokratische Wochenblatt« herausgab; dies verwandelte sich nun in den »Volksstaat«, das Organ der »Eisenacher«, der dreimal wöchentlich in Leipzig erschien. Außerdem erschien in Leipzig noch die »Freie Zeitung«, das Organ der unter der Führung der Gräfin Hafffeldt stehenden Gruppe der Lassalleaner; sodann in Augsburg das Wochenblatt »Der Proletarier«, Organ einer von Franz, Neff und Tauscher geleiteten Gruppe der Lassalleaner. Alle vier sozialistischen Blätter bekämpften sich heftig untereinander.

Mit Ausnahme der »Neuen Rheinischen Zeitung« in Köln 1848 hatte es in der sozialdemokratischen Presse bis dahin keine eigentliche Zeitung gegeben. Die sozialistischen Blätter behandelten im ganzen nur sozialistische Angelegenheiten; wer sich um den Lauf der Welt im allgemeinen bekümmerte, mußte sich daneben ein bürgerliches Blatt halten, was natürlich der sozialistischen Presse in ihrer Verbreitung nicht wenig hinderlich war.

Nach dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870/71 trat jedoch ein Umschwung ein. Bei Friedensschluß bestanden von sozialdemokratischen Blättern in Deutschland nur noch der »Sozialdemokrat«, das Organ des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, nachher »Neuer Sozialdemokrat« betitelt, und das Organ der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, der »Volksstaat«. Die Lassalleaner hielten nach Lassalles Vorschrift auf strengste Zentralisation. Es wurde im Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein kein anderes Presorgan geduldet als der »Neue Sozialdemokrat«, der es infolgedessen zu einer bedeutenden Auflage, etwa 20 000, brachte, für ein sozialdemokratisches Blatt damals eine hohe Auflage. Der »Volksstaat«, das Organ der »Eisenacher«, zählte nur etwa 6000 Abonnenten. Von den »Eisenachern« wurden nun aber, gleich nach 1870 und in den folgenden Jahren, eine Reihe von Lokalblättern gegründet. Es gab bedeutende Parteigenossen, welche diese Entwicklung als »ungesund« bekämpften, wie Theodor Borch, welcher meinte, die Lokalblätter hinderten den Aufstieg des Zentralblatts. Die »Lassalleaner« spotteten, die Lokalblätter seien nur wegen der Redakteure, die sie mit dem durch Lassalle verächtlich gemachten Namen »Literaten« bezeichneten, geschaffen worden, um diesen ein Unterkommen zu gewähren. Aber es kam ganz anders.

Im Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein mit seinem einzigen Blatte konnte eine gewisse Einseitigkeit und Einförmigkeit nicht ausbleiben, die den sektenartigen Charakter der Bewegung nur noch förderte. Bei den »Eisenachern« brachten hingegen die Lokalblätter bald ein reicheres Leben nach innen und außen hervor. Das hat nicht wenig dazu beigetragen, daß die Partei das Sektentartige abstreifte.

Das Jahr 1871 brachte vier neue sozialdemokratische Tagesblätter. Zuerst erschien zu Krimmitschau in Sachsen der »Bürger- und Bauernfreund«; dann die »Freie Presse« in Chemnitz und der »Dresdener Volksbote«, der sich später in die »Dresdener Volkszeitung« verwandelt hat. Dazu kam der

»Braunschweiger Volksfreund« erst als Wochen-, dann als tägliches Blatt. Nachdem sich die beiden sozialdemokratischen Richtungen, die Lassalleaner und die Eisenacher, in Gotha 1875 vereinigt hatten, geriet die Neugründung der Parteiblätter in ein rascheres Tempo. Manchmal wurde bei diesen Gründungen mit viel Leichtsinne verfahren, so daß die Parteileitung, die gewöhnlich nach verursachtem Schaden um Hilfe angerufen wurde, vor der »Blattgründerei« warnen mußte. Zunächst erschienen an neuen Blättern noch die »Süddeutsche Volksstimme« in Mainz, die 1874 einging und durch ein dreiköpfiges Blatt für Mainz, Frankfurt a. M. und Offenbach ersetzt werden sollte (»Neue Mainzer Zeitung«, »Frankfurter Volksfreund« und »Neue Offenbacher Tageszeitung«). Das Unternehmen in Mainz und Frankfurt scheiterte; das heutige »Offenbacher Abendblatt« aber, das daraus hervorging, blieb bestehen, und in Frankfurt erschien nach dem Eingehen des dreiköpfigen Blattes der »Volksfreund«. Dann folgte in München der »Zeitgeist« und in Nürnberg der »Nürnberg-Gürthher Sozialdemokrat« (früher »Demokratisches Wochenblatt«). Auch die Lassalleaner durchbrachen nun die strenge Zentralisation und gaben in Berlin die Wochenschriften »Westentaschenzeitung« und »Agitator« heraus. Die Eisenacher ließen dort die Halbmonatsschrift »Sozialist« erscheinen.

Nach der Vereinigung in Gotha ward das Zentralorgan, der »Vorwärts« (bisher »Volksstaat«) nach Leipzig verlegt; der »Neue Sozialdemokrat« in Berlin ging ein. Dagegen wurde von Hasselmann, der in Opposition trat, die »Rote Fahne« in Elberfeld (später »Neue Deutsche Zeitung« in Hamburg) ins Leben gerufen. Auch in Hamburg schuf sich die Partei ein Organ, das »Hamburg-Altonaer Volksblatt«, während die von der Partei abgesplitterten »reinen Lassalleaner« in Hamburg ein Wochenblatt für sich gründeten. Berlin erhielt nun endlich die erste dortige sozialistische Tageszeitung, die »Berliner Freie Presse«. (Der »Neue Sozialdemokrat« war auch noch keine eigentliche Zeitung gewesen.) Sonst erschienen noch: in Köln die »Freie Presse«, in Barmen die »Bergische Volksstimme«, in Köln die »Kölner Freie Presse«, in Bremen die »Freie Zeitung«, in Gera die »Neuhäuser Volkszeitung«, in Altenburg das »Volksblatt«, in Breslau die »Wahrheit«, in Kiel die »Schleswig-Holsteinische Volkszeitung«, in Hof die »Hofener Zeitung«, in Würzburg der »Volksfreund« und eine Reihe kleiner Blätter, die meist ebenso rasch auftauchten als wieder verschwanden. Außerdem gab es ein Unterhaltungsblatt, die »Neue Welt«; dazu einen Parteikalender: »Der arme Konrad«. Humoristische Blätter waren die »Leuchtkugeln« in Braunschweig, der »Rufknacker« in Chemnitz und der »Eulenspiegel« in Mainz. 1873 bis 1875 wurde die Wochenschrift »Sozialpolitische Blätter zur Unterhaltung und Belehrung für die deutschen Arbeiter« von den Lassalleanern herausgegeben; später diente als wissenschaftliches Organ die »Zukunft«.

Nach den Berichten, welche die Parteileitung auf den Parteikongressen gab, besaß die Partei 1876 bereits 23 politische Blätter, von denen 15 in Genossenschaftsbuchdruckereien hergestellt wurden und 8 täglich erschienen; 1877 waren es schon 41 politische Blätter, von denen 13 täglich, 13 wöchentlich dreimal, 3 wöchentlich zweimal und 12 einmal wöchentlich erschienen. So ungefähr war also der Stand der sozialistischen Presse, als sie vom Sozialistengesetz vernichtet wurde.

Diese Blätter waren im Gegensatz zu der heutigen sozialistischen Presse weit zurück und würden der heutigen Generation wohl recht mangelhaft erscheinen; aber sie beweisen doch, mit welchem Eifer die Partei dies wichtige Kampfmittel pflegte, oft über ihre Kräfte hinaus. Die politischen Blätter waren meist klein und fast ganz auf die Verbreitung sozialdemokratischer Anschauungen angelegt. Allein es waren doch schon Zeitungen. Sie konnten immerhin den Arbeitern, die sich sonst ein bürgerliches Blatt hätten halten müssen, dieses ersetzen. Das Publikum war ja damals in bezug auf die Presse von der kapitalistischen Konkurrenz noch nicht so verwöhnt wie heutzutage. Die kleinen Parteiblätter bestanden durchweg nur aus vier Seiten und enthielten Leitartikel, politische Übersicht, Vermischtes und Lokales nebst einem fortlaufenden Roman; die Sonntagsbeilagen brachten auch häufig wissenschaftliche Aufsätze. Bei diesen Blättern mußte durchweg ein Redakteur die ganze Redaktion allein versehen, der oft wechselte. Eine Störung, die in den vielen Preßprozessen begründet war, mit denen fast alle Redaktionen heimgesucht wurden. Die Redakteure lösten sich ständig in den Gefängnissen ab.

(Schluß folgt.)

Ein Anwalt der Leibeigenen.

Zu Iwan Turgenjew's hundertstem Geburtstag (9. November).

Von Edgar Steiger.

Im November 1818, an dessen neuntem Tage dem Obersten Sergino Turgenjew in Orel ein Söhnchen geboren wurde, das in der heiligen Taufe den Namen Iwan erhielt, war das russische Volk wieder einmal um eine Enttäuschung reicher. Einem glückverheißenden Kronprinzenraum war nämlich, wie das zu gehen pflegt, ein ernüchterndes Erwachen gefolgt. Alexander I., dessen Thronbesteigung die unter Pauls Knute seufzenden Untertanen zugejubelt hatten, der Napoleonbesieger, der bei seinem Regierungsantritt im Geiste seiner Großmutter Katharina der französischen Aufklärung huldigte, hatte sich, durch die von Westen drohende Gefahr geschreckt, auf seines Selbstherrschertums besseres Teil besonnen. Derselbe Zar, der dem von seiner Großmutter nach Sibirien verbannten Radischtschew, dem leidenschaftlichen Bekämpfer der Leibeigenschaft, die Freiheit geschenkt hatte, verbot jetzt Grobodjedoff's satirisches Lustspiel »Verstand schafft Leiden«, das die Kriecherei der Hofgesellschaft und des Beamtentums mit ebensoviel Geist als Witz geißelte. Allerdings mit der segensreichen, wenn auch nicht beabsichtigten Wirkung, daß die der Öffentlichkeit entzogene Dichtung bei denen, die sie nicht lesen sollten, insgeheim in über 10 000 Abschriften von Hand zu Hand ging. Aber war damit Staat und Gesellschaft gerettet? Keineswegs. Denn bereits liebäugelten alle aufgeweckten Köpfe mit diesem Geiste der Verneinung. Ja, gerade der Adel war von den aufrührerischen Gedanken, die das Land beunruhigten, so verseucht, daß jene väterliche Milde nicht mehr ausreichte, dem Übel zu steuern, und ein so wohlgezogener Mann wie der junge Puschkine, der in einer »Ode an die Freiheit« die Hinrichtung Ludwigs XVI. verherrlicht hatte, nach der Krim und dem Kaukasus verbannt werden mußte — ebenfalls zum Heil der russischen Literatur, in die nun die wundersame Farbenpracht des südlichen Hochgebirges ihren Ein-

zug hielt. Seinem Sohn und Nachfolger Nikolai aber, dem Ende 1825 der Aufstand der »Dezembermänner« den Abgrund aufdeckte, vor dem das Zarentum stand, gab der Gründer der Heiligen Allianz und hochherzige Freund Metternichs damit noch kurz vor seinem Tode ein Beispiel, wie man sich aller unbequemen Schreier und Schreiber im Staat am besten entledigen könne. Nikolai, eine derbe Soldatennatur, die Dressur und blinden Gehorsam über alles schätzte, hatte, wie sich alsbald herausstellte, seinen Vater nur zu gut verstanden. Die Rückberufung Puschkins aus der Verbannung mit dem Kammerjunkteltitel als Lockvogel und der Vorpiegelung späterer Reformen, falls der Dichter sich verpflichte, augenblicklich nichts gegen die Regierung zu schreiben, war ein ebenso plumper Soldatenpaß wie die angeblich der Zensur abgetroffene Aufführung von Gogols »Revisor«, durch die der Barbar auf dem Throne sich nur auf Kosten seiner verächtlichsten Geschöpfe belustigen wollte.

Doch dem Spaß folgte sofort der Ernst. Gogols gewaltiges Sittenepos »Tote Seelen« wird von der Zensur verboten, und auch die anderen Dichter, die nicht hören wollen, bekommen einer nach dem anderen die väterliche Hand ihres Kaisers zu fühlen. Lermontoff, der geniale weltwehmerzliche Lyriker, wird, wie ehemals Puschkina, zweimal nach dem Kaukasus verbannt, und dem Moskauer Kind Alexander Herzen, der, von Schillers Freiheitsgedanken großgefäugt, durch die modernen Naturwissenschaften und Saint-Simons Gesellschaftskritik zum Bannerträger der Jugend wird, weist man erst Wjätka im Nordosten Rußlands und dann Wladimir als stille Heimstätte zur Einkehr und Besserung an — allerdings auch nur mit dem Erfolg, daß der Flüchtling, nachdem er den Staub der Heimat von den Füßen geschüttelt, nun vom Ausland her, wo er ruhelos von Italien nach Paris, von Paris nach Genf und von Genf nach England hinüberwandert, das Mütterchen an der Wolga mit aufrührerischen Schriften überschwemmt und schließlich in London seine »Glocke« so kräftig läutet, daß sie bis nach Petersburg und Moskau hinüberschallt.

Aber die Verfolgung von allem, was nach Freiheit riecht, wird darum nur um so heftiger. Und nach dem Jahre 1848 endlich, da Herzen, wie Heine und Börne, seine Briefe aus Paris schreibt und in Rußland nach dem Muster der Carbonari unter Petraschewskys Führung wie Veilchen im verborgenen die Geheimbünde blühen, hagelt es geradezu Todesurteile. Mit vielen Leidensgenossen wird der Freiheitsfänger Sylejew gehängt, und die anderen Beteiligten und Unbeteiligten wandern, sofern sie begnadigt werden, in Ketten zur Zwangsarbeit nach Sibirien. Darunter einer, dem das Kainszeichen des Genies auf seiner blassen Denkerstirne glüht, Feodor Dostojewski, der, eben damals durch seine visionär-aufrührerischen Novellen »Arme Leute« bekannt geworden, in diesen Kreisen, die alles besser wissen, wie ein in sich hineinschauender Traumwandler umhergeht, der aus Furcht, mißverstanden zu werden, seinen schönsten Traum den anderen nicht erzählen darf. Sein Gefinnungsgenosse, der Satiriker Saltykoff, aber kann noch von Glück sagen, daß er nur, wie Herzen, nach Wjätka verbannt wird, von wo er erst 1856, beim Regierungsantritt Alexanders II., wieder einmal durch die Gnadenlaune eines ehemaligen Kronprinzen befreit, als reißte Frucht seine »Skizzen aus der Provinz« zurückbringt, eine blutige Verhöhnung des »Tschinownik«, des bestochenen und verlumpten Beamtentums.

Noch bevor diese Heimfuchungen über die junge russische Literatur hereinbrachen, im Jahre 1846, sprach bei Herzens Freunde Belinsky, dem kritischen Führer und literarischen Berater der Moskauer Jugend, den seine Lehrer einst — sehr bezeichnend für die staatlich beglaubigte Wissenschaft! — wegen »Unfähigkeit« von der Universität verwiesen hatten, ein junger Adliger vor, der eben, den Kopf voll Hegelscher Philosophie, von Berlin angekommen war. Es war der achtundzwanzigjährige Iwan Turgenejew, der dem gefürchteten Haupte der russischen Kritik seine ersten Arbeiten, Gedichte im Stile Puschkins und Liebesgeschichten nach französischem Muster, zur Begutachtung unterbreiten wollte. Im Namen Hegels, auf dessen Dialektik Belinsky eingeschworen war, fanden sich Kritiker und Dichter zusammen: der Kritiker, weil er in den noch unsicher tastenden Versuchen, die ihm vorgelegt wurden, sofort des Dichters eigentümliche Begabung herausspürte; der Dichter, weil er in dem »Westler« Belinsky einen politischen Gesinnungsgegnen begrüßen konnte. Beide sahen nämlich, im Gegensatz zu Belinskys ehemaligem Freunde Aksakow, der sich als echt-russischer Mann schroff gegen alles Ausländische absperrte, das Heil für die verrotteten russischen Zustände im engsten Anschluß an die europäische Kultur: die großen Gedanken der französischen Revolution, die Worte Menschenrechte, Freiheit und Fortschritt, in deren Namen soeben die gedrückten Völker im Westen und Süden, Franzosen und Belgier, Spanier, Italiener und Griechen, die Ketten der Heiligen Allianz abgeschüttelt hatten, sollten auch dem geknechteten russischen Volke gepredigt werden, damit es zu neuem Leben erwache.

Die ganze Jugend rüstete sich zu diesem Befreiungskampf, und Turgenejew war jung und obendrein ein Dichter. Und so erschien denn bald darauf in dem von Belinsky geleiteten »Zeitgenossen« unter dem Titel »Achorund Kalinitich« eine kleine Erzählung aus dem Bauernleben, die für alle, die sie lasen, eine Offenbarung bedeutete — vielleicht sogar für den, der sie geschrieben und, indem er sie schrieb, sich selber gefunden hatte. Über Nacht berühmt geworden, ließ Turgenejew, von Belinsky aufgemuntert, dieser ersten Skizze in kurzen Zwischenräumen ein Duzend andere folgen, erschütternde und doch mitunter von einem sonnigen Humor umspielte Bilder aus dem armseligen Leben des dulddenden russischen Landvolkes, der Leibelgenen und Vagabunden, die in dem ungeheuren Millionenreich des Zaren nur als »Seelen« mitzählten. Eine bittere Ironie voll furchtbarer Wahrheit, weil aus ihren stummen Augen das ganze Weh der bis aufs Blut gepeinigten Volksseele schrie. »Aus dem Tagebuch eines Jägers« betitelte sich die Buchausgabe, in der 1852 diese russischen Dorfgeschichten zusammengestellt wurden. Man braucht nur einmal Auerbachs »Schwarzwäldergeschichten« dagegen zu halten, um sich des tiefen Abstandes zwischen der deutschen Kallendersehreiberei und der russischen Dichtung jener Tage mit Beschämung bewußt zu werden. Aber auch George Sands redselige Bauernromane müßen uns neben dieser kunstgewordenen Natur wie leeres Geschwätz an; ja selbst Balzacs »Bauern« (»Paysans«) fehlt die großartige Selbstverständlichkeit, mit der hier Landschaft und Mensch miteinander verwachsen sind. Auf den ersten Blick erscheint uns heute Lebenden, wie den Zeitgenossen, das alles, namentlich das Ineinander von Naturstimmung und Seelenleben, wie ein Wunder. Aber schließlich verlangt auch jedes Wunder seine Deutung, ohne

daß der Gläubige zu fürchten braucht, daß die Deutung das Wunder aus der Welt schaffe. Und so will ich denn auch in diesem Falle die Deutung versuchen.

Vielleicht zeigt sich gerade hier, wo man es am wenigsten vermutet, was eine große Überlieferung tut. Die soziale Anklageliteratur der Russen reicht nämlich bis ins zwölfte Jahrhundert zurück. Sie ist fast so alt wie die russische Mystik, die den brauenden Nebeln der endlosen Steppen gleicht und dem in die Ewigkeit verrauchenden Horizont der unabsehbaren Ebenen, mit dem da, wo die Welt zu Ende zu sein scheint, der immer ferner rückende Himmel geheimnisvoll zusammenrinnt. Ich will von der »Belehrung des Monarchen« und der »Bittschrift des Arrestanten Michael« gegen die Willkür seines Fürsten gar nicht reden — zwei Urkunden des zwölften Jahrhunderts, die dem, der im Buche der Zelten zu lesen versteht, nur zu deutlich sagen, daß Rußlands Leid so alt ist wie Rußlands Geschichte. Ich erinnere nur an den Albanier Grek, den Schüler Savonarolas, der unter Iwan III., von der Kirche verfolgt, eine vernünftige Staatsordnung und gerechte Gesetzgebung fordert, in der Unwissenheit des Volkes die Wurzel alles Übels erblickt und als der erste »Westler« gegen die sich nach außen abschließende Alleinherrschaft der Moskauer wettert, ferner an seinen Schüler Kurbsky, den ersten russischen Emigranten, der vom Ausland, das heißt von Polen aus die russischen Machthaber geißelt und als Erlöserin die Buchdruckerkunst empfiehlt. Ihnen folgen dann, wieder zwei Jahrhunderte später, unter Katharina II., die, wie weiland Iwan der Schreckliche und Peter der Große, anfänglich selber mit der westlichen Kultur liebäugelt, mit Voltaire Briefe wechselt und Diderot an ihren Hof beruft, der Philanthrop und Freimaurer Nowikoff, der Gründer der ersten satirischen Zeitschrift, und der leidenschaftliche Zeitungsmann Radischtschew, der in seiner »Reise von Petersburg nach Moskau«, einer Nachahmung von Sternes »Sentimental Journey«, zum ersten Male die Leiden des russischen Volkes unter der gewissenlosen Herrschaft eines pflichtvergessenen Übels aufdeckt. Beiden, Nowikoff wie Radischtschew, gilt die Leibeigenschaft, die damals kaum hundert Jahre alt war — sie verdankt ihren Ursprung erst den volkswirtschaftlichen Umwälzungen des siebzehnten Jahrhunderts —, als das Grundübel der russischen Gesellschaft. Beide verlangen stürmisch — Radischtschew sogar mit einem feierlichen Hannibalschwur — deren Abschaffung, und beide ernten natürlich für ihre Menschenliebe den gewohnten Dank der russischen Gewalthaber: Radischtschew wird nach Sibirien verschickt und Nowikoff in die Festung gesperrt, bis er ein gebrochener Greis ist. Aber nachdem der Ruf nach Aufhebung der Leibeigenschaft einmal ertönt war, konnte er nicht wieder verstummen. Kein Geringerer als Gogol, der Riese aus der Ukraine, stellte vor ganz Europa den anständigen Gauner zur Schau, der als habfüchtiger Don Quixotte unseres verkommenen Zeitalters ganz Rußland bereift, um die »Toten Seelen«, die in den Registern der Regierung noch weiterleben, grinsend aufzukaufen und sie, die längst nicht mehr da sind, als sein Eigentum bei der Bank zu verpfänden.

Als Turgenjew sein »Tagebuch eines Jägers« veröffentlichte, war Gogol eben aus dem Ausland nach Moskau heimgekehrt, um zu sterben. In den Nachlaß des großen Einsamen, der seit der ersten Aufführung des »Revisor« der Heimat grollend den Rücken gekehrt hatte, um als freiwillig Verbannter

auf fremder Erde mehr und mehr in sich hineinzukriechen, teilten sich jetzt die Erben. Das weltabgewandte Gesicht dessen, der den »Mantel« und die »Aufzeichnungen eines Geisteskranken« geschrieben hatte, sowie die Mystik, die mitten in den Zeitwirren nach Ewigkeitswerten sucht und sie in sich selber findet, gingen an Dostojewski und Tolstoi über; was aber Diesseitiges an ihm war, das helle Auge und das warme Herz für die Wirklichkeit, durfte Turgenjew sich nehmen. Beweis: sein »Tagebuch eines Jägers«.

»Sie klagten furchtlos« — dieser Wahlspruch der Turgenjews stammt von einem Vorfahren, den der falsche Demetrius steinigern ließ, weil der kühne Bojare ihm die verhaßte Wahrheit ins Gesicht geschleudert hatte. Ein Oheim unseres Dichters wird 1825 als »Dezembermann« verurteilt und stirbt in der Verbannung. Ein anderer Oheim steht lebenslänglich als »Wesfler« unter Polizeiaufsicht. In Iwans Adern fließt also von Geburt an schon Rebellenblut. Aber erst was er zu Hause selbst erlebt, macht aus dem neunjährigen Knaben den sozialen Empörer. Sein ganzes Leben lang kann er das kummervolle Gesicht des barhäuptigen und barsüßigen Leibeigenen nicht vergessen, den eines Tages seine in Seide rauschende Mutter, ihn hochmütig durch ihr Augenglas musternd, nach Sibirien schickt, weil sie glaubt, der arme Kerl habe sie nicht ehrfürchtig genug gegrüßt. Und ebenso bleibt ihm für immer das verdühte Gesicht des Gutschreibers im Gedächtnis, der für den Unglücklichen ein gutes Wort einlegt und von der stolzen Mutter den kalten Bescheid erhält: »Über meine Untergebenen habe ich allein zu befehlen. Gelehrte und plebejische Philanthropen kann ich nicht brauchen; du gefällst mir nicht, du bist entlassen. Nikolaus Antonoff, rechne mit dem Menschen ab!«

An dem Tage, da dies geschah — man denke, daß es die eigene Mutter war, die vor des Kindes Augen diese abscheuliche Grausamkeit beging —, tat der Knabe, Radischschews Beispiel folgend, einen heiligen Schwur, nicht zu ruhen und zu rasten, bis die fluchwürdige Einrichtung der Leibeigenschaft, die den einen Menschen wehrlos der Willkür des anderen ausliefert, aus der Welt geschafft sei. Und was der Knabe geschworen hatte, das hielt der Mann. Aber — seltsam! — er klagt nicht an, er schildert nur das, was war. Aber da er ein Dichter war, machte diese einfache Darstellung dessen, was war, auf alle, die es lasen, einen tieferen Eindruck als alle Volksreden und Empörungsschreie der Freiheitsfreunde. Sagt man doch, daß Alexander II., als er diese Geschichten las, geweint habe. Wohl möglich. Jedenfalls war schon zwei Jahre nach ihrem Erscheinen die Leibeigenschaft aufgehoben — allerdings nur die Leibeigenschaft und nicht die, die nur das eine Bestreben hatten, den Segen, der sich hier plötzlich über das Volk ergoß, in einen Fluch zu verwandeln — jener gewissenlose Beamtenklüngel, der sich, anstatt die Blinden sehen und die Lahmen gehen zu lernen, über die Hilflosigkeit der Befreiten lustig machte und ihnen aus der Freiheit eine neue Kette schmiedete.

Aber auch den Dichter traf die Rache der hohen Obrigkeit. Der Zensor konnte es sich nicht verzeihen, daß er bei Veröffentlichung der einzelnen Skizzen gar nichts von dieser aufreizenden Wirkung geahnt hatte. Nun aber, da das Buch erschien, war es zu spät. Zum Glück fand sich kurz darauf eine überaus passende Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen. Turgenjew beging nämlich die Unvorsichtigkeit, in der »Moskauer Zeitung« dem eben verstorbenen Gogol einen Nachruf zu widmen, demselben Gogol, den der

Kultusminister Schichmatow für unbedeutend erklärt hatte. Das verdiente natürlich Strafe, und so wurde denn der Artikelschreiber, den man überdies des Umganges mit »Bösegesinnten« — gemeint war Belinsky — bezichtigte, zunächst eingesperrt und dann zwei Jahre auf sein Gut in Orel verbannt. Wieder zum Glück für den Dichter; denn hier auf seinem Vatererbe berührte er noch einmal, bevor er — man kann ruhig sagen für immer — der Heimat den Rücken kehrte, den Mutterboden, dem er entstammte, und frug von da die Erinnerung an Rußland mit nach Paris und Baden-Baden, wo er fürder mit seinesgleichen, die, ach! so wenig seinesgleichen waren, das Leben eines russischen Emigranten führte — mit ironischer Resignation und nervösem Mitgefühl das hohle Leben der oberen Zehntausend Rußlands schildernd, die als mehr oder weniger Überflüssige ihr Dasein in lauter Nichtigkeiten verpufften. Ich denke dabei an das »Adelsneft«, an »Rauch« und »Faust«, von den Hunderten von Liebesgeschichten gar nicht zu reden, in denen er mit der Virtuosität eines Klavierspielers dieselben seelischen Motive immer aufs neue variiert. Der Heimat freilich, die er immer wieder von Zeit zu Zeit aufsuchte, und der Wirklichkeit der Dinge, die dort vor sich gingen, hatte er sich mehr und mehr entfremdet. Das zeigte sich deutlich, als er sie künstlerisch gestaltete. Der Alte in Baden-Baden und die in der Heimat verstanden sich nicht mehr. Der Liberale der fünfziger Jahre fand sich in der Welt der sozialen Revolutionäre nicht mehr zurecht. Als er in seinem berühmtesten Roman »Väter und Söhne« den Nihilisten ihr Bildnis schickte, hielten es die, die ihm Modell gestanden, für eine Karikatur. Und als er wieder zehn Jahre später im »Neuland« die Propaganda der Tat schilderte, schüttelte die russische Jugend verwundert den Kopf. Und nicht mit Unrecht. »Väter und Söhne« konnte man ja noch als glänzende pathologische Zeitstudie gelten lassen. Aber das »Neuland«? Während in Moskau und Petersburg die Jugend, Mann und Weib, freudig für ihre Ideen in den Tod ging, waren die Turgenjewschen Nihilisten öde Schwächer und zage Schwächlinge. Sie starben nicht an ihrem Werk, sondern immer vorher, durch irgendeinen blöden Zufall oder infolge einer unglücklichen Liebe, wie jene Überflüssigen der anderen Liebesgeschichten.

Wie kam das? War der Dichter mit der Kaste, der er entstammte, doch so verwachsen, daß er nicht ganz »hinüber« konnte? War er am Ende selber jener Neschdanoff (»Neuland«), dem der Glaube an sein Werk fehlte? Und hatte er dies selbst in zarter Weise angedeutet, als er — wer erinnert sich dabei nicht an die blaublütigen Bastardhelden der Spielhagenschen Romane? — seinem Neschdanoff einen adligen Vater gab? Ich will diese schwierige Frage nicht entscheiden. Nur so viel ist gewiß: Turgenjew starb im Zweikampf um eines Weibes willen, wie seine Standesgenossen Puschkin und Lermontoff. Aber als er zum Zweikampf antrat, war er bereits fünf- undsechzig Jahre alt. Er blieb also den Sagungen seiner Kaste treu bis in den Tod. Wer wird deshalb einen Stein auf ihn werfen? Die Vorkämpfer der Enterbten, die er über alles liebte, taten es nicht. Vier Jahre vor seinem Tode hatten die Grollenden ihm die Hand zur Versöhnung gereicht. Und so glück sein Leichenbegängnis in Petersburg im Jahre 1883 dem eines Zaren. Nur folgte kein Zar seinem Sarg und keiner der Schergen des Zaren. Dafür stand ein ganzes Volk trauernd an seinem Grabe.

Eine Meisterin humoristischer Erzählungskunst.

Von Joseph Kliche.

Alice Berend hat bei A. Langen in München einen neuen Roman erscheinen lassen. Wieder, wie in ihren ersten Büchern, ist Berliner Milieu die Heimat des Stoffes. Doch Herr Matthias Senf, der merkwürdige Sonderling, der bedächtig und korrekt durch die Seiten dieses Buches schreitet, er könnte ebenso wie seinerzeit der kuriose Herr Sebastian Wenzel in jeder anderen deutschen Großstadt sein originelles Dasein fristen. Ist es doch eine besondere Stärke Berendenschen Schaffens, daß, um zu wirken, der Hintergrund der Handlung bei ihr nicht zillesch breitwulstig zu sein braucht, sondern die Kraft ihrer Bücher aus dem überlegenen Humor strömt, der über den Geschehnissen lagert.

Alice Berend ist eine Dichterin jüngster Zeit. Erst kurz vor dem Krieg erschienen ihre ersten Bücher. Ihr Gebiet sind nicht die großen Probleme wie bei der Wiebig und auch noch der Ebner. Kein Pulschlag der Zeit, keine stolzen Quaderbauten, geschichtet aus den politischen, sozialen oder wirtschaftlichen Gedanken einer heißdurchlebten Gegenwart, keine seelischen Konflikte mit tragischen Ausgängen. Just das Gegenteil wird bei ihr zum Ereignis. Aus der menschlichen Kleinwelt holt sie ihre Stoffe. Aus bürgerlicher Enge, aus dem Alltagsleben, an dem man gewöhnlich achtlos vorübergeht. Stoffe, die anscheinend undankbar sind, zuweilen sogar, wie in »Frau Hempels Tochter«, bedenklich den Weg des Banalen streifen. Und doch: nicht das Was, das Wie ist das Entscheidende. Form und Farbe sind ihr Element, machen ihre Stärke aus. Hier ist sie absolut selbständig, gesündeste Eigenart, ohne jedes Vorbild. Mit einem verstehenden, etwas satirischen Lächeln beugt sie sich über die Figuren ihrer Bücher. Unaufdringlich, ohne alle Absicht, im Vorbeigehen ist ein feiner Humor über die Seiten verstreut. Fast aus jeder Zeile perlt diese duftige Würze, die allein schon den Leser vom ersten Satz bis zum letzten wohligh-behaglich fesselt. Dazu die vielen leicht ironisch gefärbten Einfälle, mit denen sie auf jeder Seite aufwartet. Alltagsredensarten, die so treffend den Moment nützen, daß es wie Geistesfunken blüht. Werktagsharmlosigkeiten, aus denen am rechten Ort und zur rechten Zeit gesprochen Lebensweisheit quillt. All diese Momente ergeben bei ihr eine in der gegenwärtigen deutschen Literatur einzigartige Technik von solch faszinierender Stärke, daß man ob ihr sich gern mit dem meist sehr kärglich rieselnden Brunnen der Handlung versöhnt.

Schon ihr Erstling war ein Treffer. Die Geschichte von der Reise des griesgrämigen Herrn »Sebastian Wenzel« (wie ihre nächsten beiden Bücher in der S. Fischerschen Mark-Sammlung erschienen), dieses weiberfeindlichen Kleinigkeitskrämers, warb ihr eine freundliche Lesergemeinde. Diese aus dem großstädtischen Alltagsleben entnommene Figur eines Sonderlings war in ihren inneren und äußeren Schicksalen so konsequent durchgebildet, der Held an einem zierlichen Narrenseil geführt, die Erzählung so mit Humor getränkt, daß jeder gierig nach dem nächsten Werk der Verfasserin Ausschau hielt.

Das ließ nicht lange warten. In einem Berliner Schusterkeller hämmert Herr Hempel jahrein jahraus seine Sohlen, derweil seine resolute Frau die Hausbereinigung hat. »Frau Hempels Tochter« aber, die zierliche Puppe, die soll's mal besser haben. Nicht umsonst hat Mutter all die Jahre die aus der Sohlerei ihres Mannes und ihren, den begüterten Mieterparteien des Hauses geübten täglichen Handreichungen geflossenen Silberlinge (damals gab es noch Silber) in einen didien Strumpf getan. Und wirklich: sie kriegt 'nen Orafen. Freilich ist der danach; schon sein Vater war Weinreisender, und er selbst ist Bankbeamter, Veruse, mit denen sich in der Regel nur als gute Kunden zu befaßen pflegen, immerhin! — Jedenfalls imponiert der bescheidene Kavalier dem Mädchen entschieden mehr als der rivalisierende Berliner Schuhmann, der übrigens ganz ein Bild jener typischen

Gattung ist, wie wir sie von den nun schon ein Jahrzehnt zurückliegenden berühmten Treptow- und Tiergarten-Spaziergängen her kennen.

Dieser Roman mit seinen gutgeschauten Berliner Volkstypen weist noch am ehesten die soziale Note auf, die sonst in den Berendschen Büchern nicht heimisch ist. Dabei springen unter Herrn Hempels blankem Schusterhammer jeweilig die Sentenzen hervor. Jeder Schlag auf das damals noch kernige Sohlenleder zeitigt ein Zitat.

Recht erheiternd zu lesen sind auch »Die Bräutigame der Babette Bomberling«. Hier werden die Bemühungen einer dem wohlhabenden Mittelstand angehörenden Mutter geschildert, die darauf hinauslaufen, ihrer Tochter eine gute Partie zu verschaffen. Da indes Frau Anna Bomberling nicht gerade einen scharfen Blick besitzt und zudem weder ihr Mann noch das Töchterchen für ihre ungekümten Bemühungen das nötige Interesse zeigen, reiht sich auch hier eine komische Szene an die andere.

Am die Wende des Berliner Vormärz führt uns ihr nächstes Buch, der Entwicklungsroman »Spreemann & Co.« Ein Stück von jenem alten Berlin zieht hier vorüber, von jenem kleinbürgerlichen Berlin, in dem Fleiß, Tüchtigkeit und Solidität es noch zu etwas bringen konnten, ohne dabei das Zuchthaus mit dem Armel zu streifen. Gemütlich-jovial ist der seine wirtschaftliche Position mehr und mehr verbessernde Herr Spreemann. Als er sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, seine Wirtschaftlerin zu ehelichen, da ähnelt sein vorsichtig-friedliebendes Gemüt zwar ein wenig der egoistischen Bedächtigkeit des Herrn Wenzel, indes überwindet er doch die aufkeimenden Hagestolzgedanken, er gewöhnt sich an den fremden Bettgenossen, der ihm außer einer gutgekochten Tasse Tee noch andere Kleinigkeiten bietet. Und als aus diesen Kleinigkeiten später zwei, Herrn Spreemann in seinem Konfektionsgeschäft wacker zur Hand gehende Buben sprießen und dieser bei dem fortwährenden Siegesläuten der gepriesenen Jahre 70 und 71 unermessliche Mengen von rotem Fahnenfuch verkauft, da zieht selbstbewußter, behaglicher Berliner Bürgerstolz in die Brust des Mannes. Das sieht zwar banal aus, indes ist alles so nett behandelt, Herr Spreemann so eigenartig gezeichnet, daß auch verwöhnte Leser den Roman schmunzelnd genießen.

Daß die Dichterin weder vom Stoff noch vom Milieu abhängig ist, hat sie brillant in ihrem nächsten Roman bewiesen, der ein stilles deutsches Dorf im Hintergrund hat. »Die zu Kiffelsrode« leben weitab von der großen Stadt für sich. Ohne Aufregungen und Sensationen. Aber da sind einige, die aus dem weltfernen Dorf gern einen Kurort machen wollen. Zu Sitzung um Sitzung treten die Dorfhonoratioren zusammen. Nach und nach langt das erholungsbedürftige Stadtpolk an. Und da sehr verschiedengeartete Stadtleute mit ebenso verschiedengearteten Bauernköpfen zusammentreffen, so bot sich für die Entfaltung Berendschen Humors eine gute Gelegenheit. Eine Gelegenheit, die noch erweitert wird durch die Hauptfigur des Buches, des reichen Hornschuhmüllers. Freilich mag es, besonders in bezug auf die Reise des alten Müllers nach der großen Stadt, manchmal scheinen, als ob die Bauern etwas zu filserisch gezeichnet, der lustige Schalk gar zu bunt mit der Feder der Verfasserin umhergesprungen wäre, indes fühlt man just bei diesem Buche die tiefe Liebe der Dichterin zum Volke.

In »Matthias Senses Verlobnis«, ihrem letzten Roman (wie der vorige bei H. Langen in München erschienen), beackert die Dichterin wieder Berliner Boden. Diesmal sind es die Kreise der oberen Zehntausend, denen der Held angehört. Herr Dr. Matthias SENS aber ist ein gar sonderbarer Einsiedler im Großstadtdetriebe. Auf einem seiner täglichen Spaziergänge ist ihm eine Schöne über den Weg gelaufen, für deren Feststellung er nun die Detektivbureaus in Bewegung setzt. Natürlich kann es nach dem Gesichtsausdruck nur eine sehr vornehme Dame sein. - Herr Matthias SENS besitzt ein wenig von dem humoristischen Optimismus des Cervanteschen Helden. Die Schöne aber verkauft in einem vielbesuchten

Warenhaus Käse. Das verschnupft zwar ein wenig, ist aber kein Grund, die beabsichtigte Verlobung zu unterlassen. Man kann das Mädchen ja erziehen. Diese jedoch will von dem peniblen Herrn Senf und seinem Erziehungswerk wenig wissen, und so kommt es bald zu den sonderbarsten Zwischenfällen, bis schließlich Herr Matthias Senf, von nervöser Verzweiflung gepackt, auf die ganze Verlobung verzichtet. Die Zeichnung des naiv-nervösen Charakters ist in der Figur Senfs außerordentlich gut gelungen.

Alice Berends Kunst ist auf humorvolle Wirkungen eingestellt. Diese Wirkungen aber werden nicht erzielt durch eine plumpe Komik, mit groben Schlußeffekten und ähnlichen abgebrauchten Mitteln. Alle ihre Helden gleiten an einem kaum sichtbaren ironischen Gängelband dahin. In der knappen Form ihrer Darstellungskunst gemahnt sie zuweilen an Ludwig Thoma, den Verfasser der Lausbubengeschichten. Unter ihren Händen reißt die Harmlosigkeit des deutschen Philisters zu einem dankbaren Stoffobjekt, das, unermüdlich gedreht und geknetet, Hunderte von Seiten lang in Bewegung bleibt. Unter Verzicht auf rohe Spannungserreize versteht sie es so, aus dem Nichts etwas zu machen, das uns doch von Anfang bis Ende gefangennimmt. Jedes Kapitel wird zu einem unterhaltenden Genuß.

Aber zwischen dem sonnigen Humor, der über allem lagert, steht doch ein nachdenklicher Ernst und eine gereifte Lebensweisheit, die besonders in den Sentenzen zum Ausdruck kommt. Heute, wo die Verarmung unseres Lebens durch Mangel an Freude mehr und mehr zunimmt, sind die Romane von Alice Berend eine recht zeitgemäße Kost.

Notizen.

Fortschritte der gewerkschaftlichen Zentralverbände. Nach der Statistik der Generalkommission der Gewerkschaften hält das Wachstum der Gewerkschaftsverbände an. Nachdem im Jahre 1916 die Mitgliederzahl der 47 Zentralverbände auf 934 834 zurückgegangen war, setzte im ersten Quartal 1917 eine Erholung ein, die während des ganzen Jahres andauerte, so daß das Jahr 1917 mit einem Bestand von 1 264 714 Mitgliedern schließt.

Mit dieser Zunahme haben sich auch die Finanzverhältnisse gebessert. Die Einnahmen stiegen von 34 027 248 auf 39 189 398 Mark, während die Ausgaben von 30 074 048 auf 28 511 831 Mark zurückgingen. Der Vermögensbestand stieg infolgedessen, ohne das Vermögen des Metallarbeiterverbandes, über das nähere Angaben fehlen, von 65 845 166 Mark auf 70 717 419 Mark. Der Höchststand der Vorkriegszeit, der am Schlusse des Jahres 1913 sich auf 69 518 554 Mark belaufen hat, ist also bereits überholt.

Auch die Auflage der Gewerkschaftsblätter ist im Wachsen begriffen. Sie ist im Laufe des Jahres 1917 von 1 235 084 auf 1 483 629 Exemplare gestiegen.

Das gleiche Bild zeigen die Gewerkschaften Österreichs. Am Ende des Jahres 1913 hatten sie einen Mitgliederbestand von 415 195 Personen, darunter 42 970 Frauen. Infolge des Krieges sank nach und nach bis gegen Ende 1916 die Mitgliederzahl auf 166 937. Zu Beginn des Jahres 1917 trat jedoch auch hier ein rasches Steigen ein, so daß am Jahreschluß die Mitgliederzahl bereits 311 068 erreicht hatte. Zugleich ist die Einnahme von 4,63 auf 5,93 Millionen Kronen gestiegen. Den stärksten Bestand hat der Verband der Metallarbeiter. Er zählte 107 018 Mitglieder. Dann folgen die Eisenbahner mit 55 061, die Textilarbeiter mit 30 889, die Bergarbeiter mit 14 678 Mitgliedern.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 7

Ausgegeben am 15. November 1918

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Produktionsförderung und Arbeiterschaft.

Von A. Ellinger.

Das Wort »Produktionsförderung« stand bei der sozialdemokratischen deutschen Arbeiterschaft bis zum Weltkrieg in keinem guten Geruch. Großagrarier wie Industrielle hatten mit diesem Wort bei den Zolltariskämpfen der letzten Jahrzehnte ihre Ansprüche auf hohe Zölle begründet. Sie hatten diese Ansprüche allmählich zum guten Teil durchgesetzt, damit die ausländische Konkurrenz gedrückt und sich selber die Taschen gefüllt. Nebenbei wurde allerdings auch eine gewisse Förderung der heimischen Produktion erreicht; aber diese Produktionsförderung ging nicht nur in hohem Maße auf Kosten der deutschen Verbraucher vor sich, die die Liebesgaben für die Agrarier und die hohen Einfuhrzölle in Gestalt hoher Lebensmittel- und Warenpreise aufbringen mußten, sie erbitterte auch das Ausland gegen uns und trug damit nicht wenig zur Zuspitzung der weltpolitischen Gegensätze bei, die letzten Endes zum Kriege führten. Das war für die deutsche Arbeiterschaft Grund genug, dieser Art Produktionsförderung feindlich gegenüberzustehen, um so mehr, als die Nutznießer hoher Zölle: Staat, Agrarier und Industrielle, obendrein die Arbeiterschaft drangsalierten und ihren Aufstieg zu verhindern suchten. Die Förderung der heimischen Produktion durch Schutzzölle schien damals den deutschen Arbeitern um so weniger nötig, als an notwendigen Lebensmitteln und Rohstoffen kein Mangel war. Was Deutschland nicht selbst oder nicht billiger als das Ausland erzeugen konnte, mußte es eben vom Ausland einführen und mit einer gesteigerten Ausfuhr von Fertigwaren zahlen. F r e i h a n d e l, ungehinderter Weltverkehr, nicht Förderung der nationalen Produktion durch Schutzzölle, war das Programm der sozialdemokratischen Arbeiterschaft.

Mit dem Ausbruch des Weltkriegs bekam die Frage der Produktionsförderung für das deutsche Volk und auch für die deutschen Arbeiter ein anderes Gesicht. Durch die Absperrung Deutschlands vom Weltmarkt sah sich das deutsche Volk zur Triftung seiner Existenz plötzlich im wesentlichen auf d a s angewiesen, was es dem eigenen Grund und Boden abrang. Die Zölle auf wichtige Lebensmittel waren nun aufgehoben, aber trotz der weit geöffneten Grenzen kam nur wenig von draußen herein. Der rasch fühlbar werdende Mangel an Lebensmitteln, unter dem die Arbeiter am meisten zu leiden hatten, machte es ihnen klar, daß während des Krieges die stärkste Förderung der heimischen landwirtschaftlichen Produktion eine zwingende Notwendigkeit sei.

Von dieser Einsicht ausgehend, hat der Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands schon in den ersten Kriegswochen dem Reichsamt des Innern ein wohlbedachtes Programm zur Sicherung der Volksernährung eingereicht, dessen erste Punkte die Förderung der landwirtschaftlichen

Produktion zum Ziele hatten. In diesem Programm wurde unter anderem gefordert: Feststellung der Pflicht der Landwirte zu bestimmten Arten der Produktion; sofortige Bebauung des Brachlandes mit raschwachsenden Futterpflanzen und Gemüsen; Organisation der Vieh- und Milchproduktion; Lieferung von Dünger und Saatzpflanzen durch öffentliche Institutionen; Lieferung von Maschinen durch Kommunalverbände an die Besitzer zu intensiver Anwendung; Freigabe der Wälder zur Streugewinnung; Regelung der Beschaffung von Arbeitskräften. Leider hat die Regierung geglaubt, dieses Programm nicht verwirklichen zu brauchen, weil sie damals auf eine rasche Beendigung des Krieges glauben zu können. Erst als es zu spät war, hat sie einzelne Punkte dieses Programms zu verwirklichen gesucht.

Was die Regierung während des Krieges sonst zur Förderung der landwirtschaftlichen Produktion getan hat, unterscheidet sich in seiner Wirkung auf die Landwirte und Verbraucher in nichts von dem, was sie schon vor dem Kriege zu diesem Zweck unternommen hatte. Ihre Haupttätigkeit zur Förderung der landwirtschaftlichen Produktion bestand während des ganzen Krieges in einer fortgesetzten Erhöhung der Preise, bald für das eine, bald für das andere Produkt der Landwirtschaft. Und genau wie für die Förderung der Landwirtschaft durch die Schutzzollpolitik vor dem Kriege hatten auch jetzt die Verbraucher für die Preisanreizpolitik der Regierung die Kosten zu tragen. Dabei hat das Mittel des Preisanreizes während des Krieges in der Landwirtschaft keineswegs so produktionsfördernd gewirkt, wie dies früher stets von landwirtschaftlicher Seite behauptet wurde. Zwar hat nach den Ermittlungen des Kriegsernährungsamts die landwirtschaftliche Unbaufläche im Jahre 1918 gegen das Jahr 1916 um 361 000 Hektar zugenommen; aber diese Vermehrung der Unbaufläche diente zum weitaus überwiegenden Teil dem Mehranbau von Futtermitteln, zu dem die Landwirte infolge der Beschlagnahme von Gerste und Hafer gezwungen waren. Die Unbaufläche für andere Getreidearten ist sogar sehr erheblich zurückgegangen. Trotz allen Preisanreizes sind überdies große Strecken landwirtschaftlich ausnubbaren Bodens unbenutzt liegengeblieben. Wie weit wir noch von der so oft behaupteten Möglichkeit einer ausreichenden Ernährung des deutschen Volkes durch die deutsche Landwirtschaft entfernt sind, das haben die deutschen Verbraucher während des Krieges täglich und stündlich auf schwerste an ihrem eigenen Leibe erfahren.

Die Arbeiterschaft trägt an dem schlechten Stand unserer Volksernährung keine Schuld; sie hat zur Förderung der heimischen Lebensmittelproduktion während des Krieges getan, was ihr zu tun möglich war. Von ihrer Hilfe bei Einbringung der Ernte gleich nach Kriegsausbruch bis zur Anlegung jenes Kranzes von Kleingärten, die heute in weltem Kreis unsere Städte umsäumen, und bis zur Schaffung einer blühenden Kleintierzucht hat sie alle Möglichkeiten zur Steigerung unseres Nahrungsvorrats ausgenutzt. Sie hat damit zweifellos in hohem Maße unsere Volksernährung während des Krieges gestützt. All das hat die Arbeiterschaft außerhalb ihrer regulären Arbeit, zum Teil durch Frauen und Kinder, zum Teil des Abends und Sonntags vollbracht. Daß wir trotzdem und trotz der hohen Preise während der letzten vier Kriegsjahre aus dem Mangel nicht herausgekommen sind, beweist wohl zur Genüge, daß unsere Landwirtschaft nicht das zu leisten

vermag, was unsere Agrarier immer behauptet haben. Dabei soll gern anerkannt werden, daß die Landwirtschaft während des Krieges bei der Förderung der heimischen Produktion große Schwierigkeiten zu überwinden hatte. Mangel an menschlichen und tierischen Arbeitskräften sowie Mangel an Düngstoffen und Geräten haben oft eine stärkere Ausnutzung des Bodens unmöglich gemacht; aber vielfach haben auch Mangel an Verständnis für die nationale Bedeutung einer gesteigerten Produktivität, ferner Selbstsucht und bäuerlicher Eigensinn die Produktionsförderung in der Landwirtschaft verhindert.

Mehr und erfolgreicher als in der Landwirtschaft hat man während des Krieges in der Industrie, soweit sie der Führung des Krieges diente, die Produktion zu fördern gewußt. Seele und Hirn der Produktionsförderung war hier die Heeresleitung, die sich infolge der militärischen Notwendigkeiten zur Mobilisierung aller verfügbaren Kräfte für die Herstellung des Kriegsbedarfes gezwungen sah. Die Mittel, die sie zur Erreichung dieses Zweckes anwandte, waren anfänglich die gleichen wie in der Landwirtschaft. Durch Gewährung übermäßig hoher Preise hat man die Umstellung der Fabriken auf den Kriegsbedarf sowie die Errichtung zahlreicher neuer Fabriken zu erreichen gesucht. Dabei wurde die Industrie durch ein Heer von Wissenschaftlern und Technikern unterstützt, die besser als die Landwirte begriffen hatten, wie wichtig die Produktionsförderung für Deutschland sei, und die eifrig und zum Teil erfolgreich bemüht waren, für die uns fehlenden, aber zum Kriegsführen unbedingt notwendigen Rohstoffe Ersatz zu finden, neue Arbeitsmethoden zu entdecken, neue Maschinen und neue Werkzeuge zur Förderung der Produktion zu schaffen. Der Arbeiterschaft wurden, um sie in die Kriegsindustrie zu ziehen, zum Teil verhältnismäßig hohe Löhne gezahlt; ihre Leistung wurde durch die Festsetzung von Akkordlöhnen aufs höchste zu steigern gesucht. An Stelle der zum Heeresdienst eingezogenen Männer wurden Millionen von Frauen und Gefangenen sowie Hunderttausende von Arbeitskräften aus den besetzten Gebieten gestellt.

Aber mit diesen Mitteln war es bei der Produktionsförderung in der Industrie nicht getan. Die Industrie und ihre Arbeiterschaft mußten sich zur Förderung der Produktion Eingriffe in ihre Rechte gefallen lassen, die über die Eingriffe in die Rechte der Landwirtschaft weit hinausgingen. Gleich bei Kriegsausbruch wurden die Arbeiterschutzgesetze zum Teil außer Kraft gesetzt und dadurch die Ausbeutungsfreiheit für die Kapitalisten vergrößert. Wichtige Industrien wurden organisiert, kartelliert und unter staatliche Aufsicht gestellt. Die Rohstoffe wurden beschlagnahmt und von staatlichen Organen verwaltet. Und als sich alle diese Mittel zur Steigerung der Kriegsproduktion als unzureichend erwiesen, da wurden durch das Hilfsdienstgesetz die letzten noch verfügbaren Arbeitskräfte mobilisiert. Zur Erzeugung des Kriegsbedarfes, zur Erzeugung von Mitteln der Vernichtung mußten die Kräfte vorhanden sein, die zur Herbeischaffung des nötigen Lebensbedarfes nur in sehr unzureichendem Maße vorhanden waren.

Seit einiger Zeit wird nun von Unternehmern und Volkswirtschaftlern sehr eingehend die Frage erörtert, wie nach dem Kriege eine weitere Förderung der Produktion durch Steigerung der Produktivität der Arbeit zu erreichen sei. In der Arbeiterschaft hat diese Erörterung eine gewisse Unruhe erweckt, die auf die Furcht zurückzuführen ist, auch

diese Art der Produktionsförderung könnte auf Kosten der Arbeiter vorstatten gehen. Zu dieser Befürchtung hat die Anwendung von Schlagworten wie »Einführung des Taylorsystems«, »Einführung der wissenschaftlichen Betriebsführung«, »Einführung der amerikanischen Arbeitsmethode« usw. nicht wenig beigetragen. Die deutschen Arbeiter sind durch eine jahrelange Agitation gegen das sogenannte Taylorsystem eingenommen. Viele von ihnen sehen in diesem System nur ein Mittel, das dazu dienen soll, das Letzte an Kraft aus dem Arbeiter herauszuholen, um den Profit der Kapitalisten zu steigern. Die Steigerung des Profits ist ja für viele Fabrikanten und Unternehmer zweifellos auch der eigentliche Grund, weshalb sie sich für die Steigerung der Produktivität der Arbeit begeistern, und darum hält es schwer, die Arbeiter reiflos von der volkswirtschaftlichen Notwendigkeit und dem allgemeinen Nutzen einer Steigerung der Arbeitsergiebigkeit zu überzeugen.

Allein: mit Schlagworten ist dieser Sache der Arbeiterschaft heute nicht gedient, und wer etwa wirklich glauben sollte, daß hinter den auf eine Steigerung der Arbeitsergiebigkeit hinauslaufenden Anregungen nur das von nackter Profitsucht diktierte Bestreben der Kapitalisten steckt, der würde den wirtschaftlichen Tatsachen nicht gerecht. Die Frage der Produktivitätssteigerung wächst aus unserer augenblicklichen und der uns in Zukunft drohenden wirtschaftlichen Lage heraus und drängt sich jedem volkswirtschaftlich tiefer Denkenden mit Allgewalt auf. Der Krieg hat den Reichtum unseres Volkes zerstört; er hat unsere Warenbestände und unsere Rohstoffvorräte aufgefressen, die Ertragsfähigkeit unserer Felder herabgemindert und uns und unseren Kindern eine riesige Schuldenlast aufgebürdet. Welche Lasten er uns sonst noch auf die Schultern legen wird, steht im Augenblick noch im ungewissen. Dabei sind unsere Volksmassen, einschließlich des Mittelstandes und des kleinen und mittleren Beamtentums, zum größten Teil unterernährt, ihre Wohnungen abgenutzt; ihre Kleidung und Wäsche ist aufgetragen und fast bis auf Lumpen verbraucht. An Haushaltsgegenständen aller Art herrscht wachsende Not. Für Hunderttausende aus dem Felde zurückkehrende Krieger fehlen Wohnungen und Wohnungseinrichtungen, die Grundlagen jeglicher Familiengründung. Auch an Schulen und anderen öffentlichen Bauten ist während des Krieges ein Mangel entstanden. Mit unseren technischen Produktionsmitteln ist es im allgemeinen nicht besser bestellt. Unsere Eisen- und Straßenbahnen sind über alle Maßen herabgewirtschaftet; ihr Material bedarf, ebenso wie die Einrichtung vieler Fabriken, dringend der Erneuerung. Unser Schiffsraum reicht nicht aus, um die für unsere Ernährung und die Wiederaufrichtung unserer Volkswirtschaft unbedingt nötigen Güter heranzuführen. Ausfuhrgegenstände, um unsere eigene Einfuhr zu zahlen, den Stand unserer Valuta zu bessern und damit gleichzeitig auf eine Senkung der Preise im Innern zu wirken, sind nur zum Teil vorhanden. Kurzum: wohin wir blicken, herrscht Mangel ernstester Art, der nur durch Arbeit und immer wieder Arbeit beseitigt werden kann. Dabei fehlen unserer Volkswirtschaft nach dem Kriege Millionen der kräftigsten Männer, die ihr Leben oder ihre gesunden Glieder auf den Schlachtfeldern lassen mußten.

Das ist ein Zustand, der die Steigerung der Arbeitsergiebigkeit für die deutsche Volkswirtschaft zu einer wichtigen Aufgabe der kommenden Friedenszeit macht. An der Lösung dieser Aufgabe sind alle Schichten unseres

Volkes interessiert, die Arbeiter, die unter dem derzeit herrschenden Mangel am meisten leiden, nicht weniger als der Kapitalist, der aus einer Steigerung der Produktivität für sich eine Steigerung seiner Gewinne erhofft. Es fragt sich nur, auf welchem Wege und mit welchen Mitteln die Steigerung der Arbeitsergiebigkeit erreicht werden kann.

Für einen Teil der Unternehmer — die unverständigsten und rücksichtslosesten — ist diese Frage bereits gelöst. Die denken dabei an nichts anderes als an eine größere Ausbeutung der Arbeitskraft, vor allem durch die Verlängerung der Arbeitszeit. Diesen Weg hat ja das Unternehmertum stets zuerst beschritten, wenn es galt, den Ertrag der Arbeit zu steigern und den kapitalistischen Profit zu erhöhen. An diesen Weg wurde auch während des Krieges zuerst gedacht. In zahlreichen Berufen und Betrieben ist während des Krieges die Arbeitszeit, zum Teil in geradezu unverantwortlicher Weise, verlängert worden. Die Not, in der sich unsere Heere an den Fronten und unser Volk in der Heimat befanden, sowie die falsche Bewertung einer langen Arbeitszeit haben diese Entwicklung sehr stark gefördert. Die Arbeiter, die infolge der hohen Kosten für die Lebenshaltung mit ihren Löhnen aus der normalen Arbeitszeit nicht mehr auskommen konnten, haben der Verlängerung der Arbeitszeit meist leider nicht genügenden Widerstand entgegengesetzt, ja sie haben sogar den Unternehmern in einzelnen Fällen die Verlängerung der Arbeitszeit durch Leistung von Überstunden und Sonntagsarbeit selbst angeboten.

Aber dieser Zustand wird sich mit Beendigung des Krieges sehr rasch ändern. Die Schäden, die die lange Arbeitszeit, verbunden mit einer ungenügenden Ernährung, für die Arbeiter während des Krieges mit sich brachte, sind viel zu groß, als daß sie die Arbeiter dauernd ertragen könnten. Jetzt schon macht sich innerhalb der Arbeiterschaft ein immer stärker werdender Widerstand gegen die lange Arbeitszeit geltend, so daß sich die letzte Konferenz der Gewerkschaftsvorstandsvertreter bereits mit dieser Frage beschäftigen mußte. Es kann nicht ausbleiben, daß sich spätestens bei Beendigung des Krieges die ganze gewerkschaftlich organisierte Arbeiterschaft gegen die während des Krieges durchgeführte Verlängerung der Arbeitszeit auflehnt und ihre Verkürzung noch unter das ehemalige Friedensmaß fordert. Denn die Verlängerung der Arbeitszeit bedeutet für die Arbeiter nicht nur eine Verminderung an Lebensfreude und Lebensglück, sie bedeutet für sie auch die Beeinträchtigung ihres kulturellen und staatsbürgerlichen Lebens, indem sie ihnen die Zeit zur Bildung und geistigen Erhebung raubt.

Das neue Deutschland wird weit mehr als das alte ein Deutschland der Arbeit und der Arbeiter, ein Deutschland der politischen Freiheit und der wachsenden Sozialisierung unserer Wirtschaft sein. Noch wissen wir zwar nicht, welche handelspolitischen Möglichkeiten uns der Friede bringen wird; aber das wissen wir, daß das deutsche Volk im kommenden Frieden alle Möglichkeiten ausnützen muß, um sich von der Katastrophe der Kriegszeit gesundheitslich und volkswirtschaftlich so rasch als möglich zu erholen. Leistern jeglichen Tuns muß die Wiederherstellung der durch den Krieg so unendlich zerrütteten Volkskraft sein. Demgemäß wird nach Mitteln und Wegen zu suchen sein, die unter Schonung der menschlichen Arbeitskraft eine möglichst weitgehende Förderung der Produktion und der Arbeitsergiebigkeit gewährleisten. Wir dür-

sen vielleicht hoffen, daß uns der Friedensschluß durch die internationale Verankerung des Arbeiterschutzes dazu eine gute Grundlage geben wird.

Im übrigen sehe ich als Mittel zur Erreichung des gesteckten Zieles an: die Einführung der allgemeinen Arbeitspflicht. Jeder Arbeitsfähige im Staate soll entsprechend seinen Fähigkeiten zu körperlicher oder geistiger Arbeit verpflichtet sein. Die Frauen sollen zu allen Berufen, für die sie sich körperlich eignen, freien Zutritt haben. Die Arbeitszeit soll für Männer und Frauen so kurz wie möglich sein. Innerhalb der kurzen Arbeitszeit soll die Arbeitskraft der Arbeitenden so produktiv wie möglich gestaltet werden.

Erreicht werden kann dies durch eine möglichst gute Allgemeinbildung, durch berufliche Ausbildung, durch die weitestgehende Anwendung von Maschinenkraft, durch die Vereinfachung der Arbeitsmethoden und die Vervollkommnung aller technischen Hilfsmittel. Die Organisation der Volkswirtschaft, insbesondere die Ausschaltung unrentabler und technisch rückständiger Betriebe und die Entstehung leistungsfähiger Großbetriebe muß in jeder Weise gefördert werden. Ebenso ist zu fördern die Überführung geeigneter privatwirtschaftlicher Unternehmungen in Betriebe der Gemeinwirtschaft. Die einen unnützen Kräfteverbrauch darstellende Zersplitterung des Handels ist zu bekämpfen, an seine Stelle in weitestgehendem Maße die staatliche oder genossenschaftliche Organisation der Verteilung zu setzen. Die landwirtschaftliche Produktion ist zu heben durch die Verbesserung des landwirtschaftlichen Schul- und Bildungswesens, durch die Errichtung von Musterwirtschaften und Versuchsanstalten, durch Preisbewerbungen und Ausstellungen, vor allem aber durch einen fortschreitenden genossenschaftlichen Zusammenschluß und stärkere Anwendung von Maschinen an Stelle der menschlichen Arbeitskraft.

Bis jetzt war jede Produktionsförderung vorwiegend auf die Selbstsucht der Menschen begründet. Ausschlaggebend war die Aussicht auf hohen Gewinn. Das Allgemeinwohl stand erst in zweiter Reihe. Es wurde nur berücksichtigt, soweit dabei gleichzeitig das engverstandene persönliche Interesse gefördert wurde. Diese Art der Produktionsförderung genügt in Zukunft nicht mehr. Das Volkswohl, nicht das Privatwohl des einzelnen muß in Zukunft mehr als bisher Wegweiser für die Produktionsförderung sein. Die Erreichung dieses Zieles setzt aber eine ganz andere Pflege der Selbstlosigkeit, des Verantwortlichkeitsgefühls und Gemeinschaftsbewußtseins voraus, als wir sie bis jetzt in der Welt des Individualismus und des kapitalistischen Eigennutzes kennenlernten. Der einzelne muß viel mehr als bisher das Bewußtsein erlangen, daß sein Wohl unlösbar mit dem Wohl der Allgemeinheit verknüpft ist und daß es kurzsichtig ist, seine Sonderinteressen auf Kosten des Allgemeinwohls fördern zu wollen.

Den Arbeitern fällt bei der Produktionsförderung der Zukunft eine wichtige Aufgabe zu. Ohne ihre verständige Mitwirkung ist eine Steigerung der Produktivität, ist eine Steigerung der Arbeitsergiebigkeit nicht zu erreichen. Sie haben für die große volkswirtschaftliche Bedeutung einer hohen Arbeitsergiebigkeit vielleicht bis jetzt nicht überall das genügende Verständnis gehabt. Sie fühlten sich in der Welt kapitalistischen Eigennutzes zum Teil an einer hohen Arbeitsergiebigkeit auch gar nicht interessiert. Ob die Arbeit ergiebig war oder nicht: den Mehrwert steckte ja doch der Kapitalist

in die Tasche. Sollten sie dessen Mehrwert steigern, wo sie selber zum Leben nur das Nötigste hatten? Diese Anschauung stand vollkommen im Einklang mit den allgemeinen Grundsätzen unserer kapitalistisch-individualistischen Zeit, wo jeder vom anderen möglichst viel nehmen, ihm aber möglichst wenig geben will. Vom Standpunkt einer blühenden Volkswirtschaft war diese Anschauung schon immer verkehrt. Sie wird es um so mehr, je mehr wir von der kapitalistischen Privatwirtschaft zur sozialistischen Gemeinwirtschaft übergehen, die nur bei der reiflosen Hingabe des einzelnen für die Gesamtheit gedeihen kann.

Die Wirkung der Kriegswirtschaft auf den konsumgenossenschaftlichen Großeinkauf in Deutschland.

Von Otto Lindner (Hamburg).

Wahrheit: bittere Wahrheit. (Danton.)

Im Kampfe gegen die Profitrate hat den Proletariern neben den Partei- und Gewerkschaftsorganisationen der konsumgenossenschaftliche Warenbezug seit langem als starke Waffe gegolten. geraume Zeit hindurch hat er sich stetig in aufsteigender Linie entwickelt. Man war es gar nicht mehr gewöhnt, etwas anderes zu erwarten als Wachstum. Zwar hatte vor dem Kriege nur erst ein kleiner Teil der Masse der Verbraucher die wahre Bedeutung der Sache begriffen, und auch von den aktiven Anhängern der Konsumvereinsbewegung begnügten sich viele mit den unmittelbar greifbaren Vorteilen, die in den durchschnittlich niedrigeren Warenpreisen der Verbrauchergenossenschaften lagen. Von weitergehenden Zielen wollten namentlich die Beamten und andere Mittelständler vielfach noch nichts wissen; der letzte Zweck der *Eigenproduktion* blieb ihnen fremd. Daher die Zersplitterung der Bewegung. Ihr eigentlicher Träger war die Arbeiterschaft, die sich im Zentralverband deutscher Konsumvereine eine festgefügte Organisation zu schaffen gewußt hat. Seine 1400 Genossenschaften haben ihren Mitgliedern im Jahre 1913 eine Summe von Gebrauchswerten vermittelt, deren Tauschwert sich auf mehr als eine halbe Milliarde belief. Etwa ein Drittel dieser Waren war im Wege des konsumgenossenschaftlichen Großeinkaufs beschafft worden: durch die Großeinkaufsgenossenschaft — die G. E. G.

Im Vergleich zu den Milliardenwerten, die der allgemeine Verkehr repräsentiert, war der Umsatz der G. E. G. auch damals nur klein: noch keine Erfüllung, nur erst ein Versprechen. Aber seine Entwicklung schien doch sichere Gewähr dafür zu bieten, daß im Wettbewerb mit der Privatwirtschaft, trotz deren Übermacht an Kapital, dies Versprechen demaleinst, und zwar in absehbarer Zeit, eingelöst werden würde, zwar nicht auf einen Schlag, sondern langsam, Schritt für Schritt, aber sicher. Das zeigt die aufwärtsstrebende Umsatzkurve, die sich in folgenden Ziffern darstellt: 1894 541 000 Mark, 1900 7 956 000, 1905 38 780 000, 1910 88 669 000, 1913 154 047 000 Mark.

Ein Plus von 65 Millionen gleich 75 Prozent in nur drei Jahren: das war ein Erfolg, der zu hochgespannten Erwartungen berechtigte. Bei Fortdauer solchen Wachstums bestand Aussicht, daß der Umsatz der G. E. G. zu

Anfang der zwanziger Jahre die erste und um 1930 herum die dritte Milliarde überschreiten würde. Und solche wirtschaftliche Macht, mit allem, was dazu gehört, in der Hand der Arbeiterschaft an einer Stelle konzentriert: das wäre eine Waffe geworden, mit der sich vieles hätte durchsetzen lassen.

Unter der Wirkung der Kriegswirtschaft ist es anders gekommen. Zwar hat es von seiten der Behörden, im Gegensatz zu früher, seit 1914 an schönen Worten nicht gefehlt, so wenig wie bei den übrigen Arbeiterorganisationen. Aus den halb- und vollamtlichen Anerkennungen, die ihr geworden, könnte sich die G. E. G. einen großen Ruhmeskranz zusammenstellen; aber leider kann sie sich und den Verbrauchern »nichts dafür kaufen«. Denn Worte sind billig, billig bis zu völliger Wertlosigkeit. Wenn von all den schönen Worten auch nur der geringste Teil zur Tat geworden wäre, dann hätte die Zeit der Kriegswirtschaft für die G. E. G. eine Zeit der höchsten Blüte werden müssen. Das Ziel des konsumgenossenschaftlichen Großeinkaufs ist die Versorgung der Verbraucher auf dem rationellsten Wege, unter Vermeidung überflüssiger Unkosten und unter Ausschaltung privater Sonderinteressen. Dasselbe Ziel behauptet die Kriegswirtschaft zu verfolgen. Wäre das wahr, was hätte dann näher gelegen, als die bewährten gemeinnützigen Einrichtungen der G. E. G. voll auszunutzen oder doch das vorhandene leistungsfähige Netz von Warenverteilungskanälen allerwenigstens in seiner Tätigkeit zu belassen? Aber das Gegenteil dessen ist geschehen. Die G. E. G. ist ausgeschaltet worden, viele ihrer Kanäle sind verstopft, große Abteilungen ihres Betriebs liegen brach. Ihr Fortschritt ist zum Rückschritt geworden, ihre Initiative ist gelähmt. Seit Kriegsausbruch hat sich der Warenumsatz dieser Arbeiterorganisation folgendermaßen gestaltet: 1914 157 524 000 Mark, 1915 152 858 000, 1916 133 896 000, 1917 107 737 000 Mark.

Diese Zahlen, so deutlich sie sind, geben jedoch noch kein genaues Bild der wirklichen Entwicklung. Es ist noch ein anderes Moment zu berücksichtigen, das den wahren Tatbestand verschleiert: die Entwertung der Reichswährung, die ihren umgekehrten Ausdruck findet in der Steigerung der Warenpreise. Welchen Umfang die Senkung des Währungswertes in Deutschland bereits angenommen hat, ist schwer zu sagen; denn bei uns wird eine andere Politik für richtig befunden als zum Beispiel in England, wo die Zeitungen in kurzen Abständen klare Übersichten bringen mit Indizes, die selbst dem Laien zeigen, wie es um die durchschnittliche Steigerung der Warenpreise und um den Wert der Währung steht. Bei uns wird die Inlandsvaluta im Dunkel gehalten, und es läßt sich deshalb darüber streifen, ob die Reichsmark, am Gebrauchswert gemessen, auf 40 oder auf 25 gesunken ist. Immerhin aber läßt sich rechnerisch nachweisen, daß die Gebrauchswerte, die in den 107 Millionen Umsatz der G. E. G. von 1917 enthalten sind, 1913 für weniger als 40 Millionen zu haben gewesen wären, selbst wenn man gewisse qualitative Verschlechterungen vieler Waren dabei übergeht. Die für die Arbeiterschaft bittere Wahrheit ist also die, daß der Umfang der von ihrer Einkaufszentrale vermittelten Gebrauchswerte sich 1917 gegen 1913 auf ein Viertel vermindert hat. Damit sind drei Viertel des früheren Arbeitsfeldes verloren, zu einer Zeit, wo es sich hätte unermesslich vergrößern müssen.

Das ist die Wirkung der Kriegswirtschaft auf den konsumgenossenschaftlichen Großeinkauf in Deutschland. Daß auch noch andere Möglichkeiten

denkbar sind, zeigt die Entwicklung der Schwesterorganisationen in anderen Ländern. Nach den Angaben des Internationalen Genossenschaftsbulletins waren die Umsätze der konsumgenossenschaftlichen Großverkaufsgesellschaften in:

	1913	1917
Manchester	627000000 Mark	1154202000 Mark
Glasgow	179280000 -	341665000 -
Kopenhagen	69748000 -	91779000 -
Wien	23054000 -	64715000 -
Helsingfors	18374000 -	72833000 -
Basel	35520000 -	68131000 -
Stockholm	8573000 -	24527000 -
Rotterdam	7657000 -	16667000 -
Christiania	2741000 -	9373000 -
	971947000 Mark	1843892000 Mark
Hamburg	154047000 -	107737000 -
	1125994000 Mark	1951629000 Mark

In demselben Zeitraum, wo der ziffernmäßige Umsatz der deutschen Großverkaufsgesellschaft um 30 Prozent sank, ist er bei ihren glücklicheren ausländischen Schwestern um 90 Prozent gestiegen. Betrug der Anteil der deutschen G. E. G. am Gesamtumsatz der oben aufgeführten Organisationen 1913 immerhin 13,7 Prozent, so war er 1917 auf 5,5 Prozent zusammengeschrumpft. Das deutet an, wohin die Entwicklung geht. Dabei ist wiederum zu berücksichtigen, daß die Steigerung der Warenpreise beziehungsweise die Senkung der Währungswerte, wenn man von Wien und Helsingfors absieht, in den Ländern der übrigen Großverkaufsgesellschaften durchschnittlich bei weitem weniger ausmacht als bei uns. Könnten wir die Entwicklung des internationalen konsumgenossenschaftlichen Großverkaufs am Gebrauchswert der vermittelten Waren messen, so würde sich das Bild für die Hamburger G. E. G. noch weit ungünstiger gestalten.

Suchen wir den Ursachen des Verfalls des konsumgenossenschaftlichen Großverkaufs in Deutschland auf den Grund zu gehen, dann müssen wir billig anerkennen, daß unsere Absperrung vom Weltmarkt dabei eine beträchtliche Rolle spielt; sie darf jedoch auch nicht überschätzt werden. Im Laufe der Zeit ist eine Reihe importierter Waren vom Markt verschwunden, wie Reis, Kaffee, Kakao, Tee usw. Das mußte ebenso auf den Umsatz drücken wie die Minderproduktion und verringerte Verteilung einzelner Inlandsprodukte. Alles das macht aber nur den kleineren Teil der verlorenen vier Fünftel aus, und bei der riesigen Steigerung der Preise der übrigen Waren wäre dieser Ausfall an den Jahresumsätzen überhaupt nicht in Erscheinung getreten, wenn nicht andere vermeidbare Faktoren hinzugekommen wären, die der G. E. G. die Vermittlung gerade solcher Massenartikel aus der Hand geschlagen haben, die im Inland erzeugt werden und in ungeheuren Mengen noch täglich zum Konsum gelangen. Hätte sie jedoch die ihr gebührende Freiheit gehabt, den gewachsenen Bedarf der Vereine in denjenigen Waren zu decken, die tatsächlich noch zu haben sind, dann würde sie, trotz aller Widerwärtigkeiten, haben wachsen und gedeihen müssen wie noch nie. Woher nun also jener Sturz, jene Umkehrung aller Aussichten, die der schwärzeste Pessimismus nicht vorauszusagen wagte?

Die eigentliche wahre Ursache des Fiaskos des konsumgenossenschaftlichen Großeinkaufs in Deutschland liegt in der Tendenz unserer angeblich sozialen, in Wirklichkeit rein kapitalistisch orientierten Kriegswirtschaftspolitik. Dem Kapitalismus, als dem selbstgerechtesten der Dinge, muß alles zum besten dienen, und nichts hat ihm, bisher, besser gedient als die Kriegswirtschaft. In unserem Falle handelt es sich einfach darum, daß die G. E. G. durch Verfügungen der Obrigkeit (a u f G r u n d d e s E r m ä c h t i g u n g s - g e s e h e s v o m 4. A u g u s t 1914) von der Vermittlung der meisten noch auf dem Markt befindlichen Massenverbrauchsartikel kurzerhand ausgeschaltet worden ist zugunsten der Profitrate des privaten Großhandels. Die bequeme Handhabe zur Erreichung dieses Zieles bot die Übertragung der Warenvermittlung an die Kommunalverbände. Bei dieser Gelegenheit ist der G. E. G. unter dem üblichen Wortschwall von Lobhudeleien ein großer Artikel nach dem anderen entrisen worden, bis ihr schließlich zur Beschäftigung ihres riesigen Warenverteilungsapparats nur noch kümmerliche Reste des früheren Arbeitsfeldes geblieben sind.

Angeblieh soll die G. E. G., nach der Behauptung der beteiligten Behörden, nicht in den Rahmen der kriegswirtschaftlichen Organisationen hineinpassen. Was von dieser Redensart zu halten ist, lehrt ein Beispiel kennen. Eine der wenigen der G. E. G. verbliebenen Waren ist Zucker. Den hat sie, die ganze Kriegszeit hindurch, den Konsumvereinen zu deren voller Zufriedenheit vermittelt, ohne daß es ihrerseits je zu störenden Reibungen gekommen wäre. Dabei hat sie es verstanden, diese Tätigkeit auszuüben gegen eine Gebühr von nicht mehr als ein Promille des Rechnungswerts gleich etwa 5 Pfennig pro Sack zu einer Zeit, wo die Kommunalverbände beziehungsweise die von diesen beauftragten Großlisten für nichts als eben diese Vermittlung den Verbrauchern die f ü n f z i g f a c h e G e b ü h r, ja sogar noch viel mehr abgenommen haben. Bei einer von sozialen Grundsätzen geleiteten Kriegswirtschaft hätte daraufhin die G. E. G., im Interesse der notleidenden Verbraucher, überall soviel wie nur irgend möglich beschäftigt werden müssen; denn die Leistungsfähigkeit ihres Warenverteilungsapparats, die in Deutschland kein Gegenstück findet, beschränkt sich nicht auf die Verteilung von Zucker, sondern erstreckt sich ebenso auf alle anderen Waren. Aber entgegen aller gerechten sozialen Überlegung ist e b e n d e s - h a l b für zweckmäßig erachtet worden, diese so rationell arbeitende Maschine kaltzustellen. Wäre der ganze in Deutschland verbrauchte Zucker nach der Methode der G. E. G. verteilt worden, dann hätten die Verbraucher beispielsweise allein an diesem Artikel in dem einen Jahre 1915 über 30 Millionen ersparen können. Und hoch in die Milliarden würden diese Ersparnisse gehen, wenn die Gesamtheit der zum Verbrauch gelangenden Güter auf solche Weise verteilt würde. Aber diese Milliarden sind eben den Kommunalverbänden eine reichlich fließende Quelle unkontrollierbarer indirekter Massenverbrauchssteuern, und dem privaten Großhandel, der von den Kommunalverbänden an Stelle der G. E. G. mit der Verteilung beschäftigt wird, die Quelle seines Profits. Die Behauptung der Behörden, daß es nicht anders ginge, kennzeichnet sich als bloße Ausflucht zur Bemäntelung der Tatsache, daß es an dem guten Willen, und wo der etwa vorhanden sein sollte, an der erforderlichen Tatkraft fehlt, unsere Arbeiterorganisation zur vollen Auswirkung der ihr innewohnenden Kräfte gelangen zu lassen.

Den Umfang der Ausschaltung der G. E. G. läßt die nachstehende Tabelle erkennen, in der die wichtigsten der ihr auf solche Weise entzogenen Waren aufgeführt sind:

Getrocknete Früchte	Umsatz 1913	3343000	Mark
Hülsenfrüchte	- 1913	1087000	-
Käse	- 1913	2394000	-
Fleischwaren usw.	- 1913	2085000	-
Butter	- 1913	4985000	-
Eier	- 1914	1804000	-
Margarine usw.	- 1913	18300000	-
Nährmittel	- 1915	1600000	-
Petroleum	- 1913	6000000	-
Schmalz	- 1913	4586000	-
Steringe	- 1913	1000000	-
Mehl und Mühlenfabrikate	- 1914	28400000	-
Schuhwaren.	- 1916	2620000	-
Öle	- 1914	3000000	Kilogramm
Gemüsekonserven	- 1914	2000000	-
Marmeladen	- 1914	1740000	-
Zwiebeln	- 1914	3250000	-
Kartoffelfabrikate	- 1914	2800000	-

Im ganzen genommen bedeutet diese kriegswirtschaftliche Förderung des Privatkapitals für den Jahresumsatz der G. E. G. einen Ausfall von Waren, die 1913 etwa 100 Millionen gekostet haben und heute über 300 Millionen ausmachen würden. Der Eingriff in die natürliche Entwicklung dieser Organisation beschränkt sich aber nicht auf ihre Warenvermittlung. Womöglich noch drohender ist die Wirkung der angebahnten übergangswirtschaftlichen Maßregeln gegenüber der konsumgenossenschaftlichen Eigenproduktion, an der die G. E. G. bekanntlich ebenfalls stark beteiligt ist.

Es hatte sich frühzeitig herausgestellt, daß die konsumgenossenschaftliche Warenvermittlung, so wichtig sie ist, für sich allein genommen nicht zum Ziel führen kann, daß vielmehr die konsumgenossenschaftliche Eigenproduktion hinzukommen muß, um die organisierten Verbraucher in den Besitz der Produktionsmittel selbst zu bringen. Demgemäß hat sich auch die G. E. G., sobald nur die erforderlichen Mittel vorhanden waren, mit Macht auf die Eigenproduktion geworfen, auf die sie ihre größten Zukunftshoffnungen setzt. Deren Entwicklung aber wird ein haltbarer Niegel vorgeschoben durch die Eigenart der im Ausbau begriffenen *Wangssyndizierung* der Industrie, die, soweit sie die G. E. G. direkt angeht, darauf hinausläuft, der bestehenden privatwirtschaftlichen Produktion die Konkurrenz der organisierten Verbraucher vom Leibe zu halten. Zur Durchführung gelangt ist das Rezept Helfferich allerdings einstweilen erst in der Schuh- und in der Seifenindustrie. Dem Schuhhandel der G. E. G. ist der Garauß und die Errichtung konsumgenossenschaftlicher Schuhfabriken ist ihr unmöglich gemacht. Noch deutlicher zeigt sich, was es mit der Syndizierung der Seifenindustrie letzten Endes auf sich hat. Die vor Kriegsbeginn tätig gewesen deutschen Seifenfabriken sind in einem Syndikat vereinigt, welches mit einem regelrechten unbeschränkten Privatmonopol ausgestattet ist und nach dem Kriege bestehenbleiben soll. In diesem Privatmonopol regiert das Privatkapital. Es würde in diesem Zusammenhang zu weit führen, die

volkswirtschaftlich interessanten Einzelheiten zu erörtern, die das wahre Wesen dieser vom privatkapitalistischen Standpunkt aus wahrhaft ideal gebauten Verbraucherschraube charakterisieren; nur nebenher mag Erwähnung finden, daß das Monopol, auf Kosten der Verbraucher, seinen Inhabern Maximalprofite gewährt, die das arbeitende Kapital in etwa Jahresfrist reproduzieren und selbst den glücklichen Besitzern stillgelegter Fabriken für Nichtstun ein höheres Einkommen zu lassen, als sie vor 1914 durch Arbeit verdienen konnten, während für die zum Heeresdienst eingezogenen Arbeiter, die nach dem Kriege größtenteils zunächst wohl auf dem Pflaster liegen werden, statutenmäßig kein Pfennig übrigbleibt. Für die G. E. G. aber liegt die eigentliche Bedeutung dieses übergangswirtschaftlichen Systems darin, daß es jeder Weiterentwicklung der konsumgenossenschaftlichen Seifenproduktion den Weg verrammelt. Die genossenschaftlichen Seifenfabriken der G. E. G. dürfen nicht mehr nach Maßgabe ihrer Leistungsfähigkeit den Bedarf der organisierten Verbraucher decken, sondern müssen ihre auf ein Minimum beschränkte Produktion dem Syndikat ausliefern, welches seiner Natur nach der geborene Feind der Verbraucher ist. Das gesetzlich gewährleistete Recht der Verbraucher, sich die Waren ihres Bedarfs im Wege produktiven genossenschaftlichen Zusammenschlusses selber zu beschaffen, ist durch dieses Privatmonopol faktisch in vollem Umfang aufgehoben, und die bestehenden Genossenschaftsfabriken werden in Händen dieses Syndikats aus Instrumenten der wirtschaftlichen Selbstbefreiung der Verbraucher zu Instrumenten des Kapitals. Damit ist Helfferichs das Kunststück gelungen, den Zweck der konsumgenossenschaftlichen Eigenproduktion geradezu in sein Gegenteil zu verdrehen.

Das kriegswirtschaftliche Schicksal des konsumgenossenschaftlichen Großeinkaufs in Deutschland ist ein getreues Spiegelbild des kriegswirtschaftlichen Schicksals der deutschen Arbeiterklasse. Ihre wirtschaftliche Entwicklung läuft der ihrer Einkaufszentrale parallel; denn die Ursachen dieser Entwicklung sind für beide dieselben und deshalb auch die Wirkung die gleiche. Jetzt scheint zwar die Kriegswirtschaft sich ihrem Ende zu nähern; aber damit ist an sich noch nichts gewonnen. Die Übergangswirtschaft, aus demselben Geiste geboren, schickt sich an, ihre Stelle einzunehmen. Der Kapitalismus ist im Begriff, die Wechsel zu präsentieren, die er in der Kriegskonjunktur auf die Arbeitskraft des Volkes hat ziehen dürfen. Von der klaren Einsicht und dem entschlossenen Eingreifen der Arbeiterschaft hängt es ab, ob ihr aus der Übergangswirtschaft ein besseres Schicksal erwachsen wird als Fortdauer wirtschaftlichen Niederganges.

Die Anfänge unserer Parteipresse.

Von Wilhelm Bloß.

(Schluß.)

II.

Es gab vor dem Sozialistengesetz eigentlich nur zwei größere politische Blätter in der Partei: die »Berliner Freie Presse«, die täglich erschien, aber verhältnismäßig langsam Boden gewann, und das »Hamburg-Altonaer Volksblatt«, das, von der trefflichen Organisation der Hamburger und Altonaer Arbeiterschaft getragen, mit der Probenummer schon 8000 Abon-

nennten gewann und auf über 20 000 stieg.² Daß die Aufbringung der Mittel für die verschiedenen Preßunternehmungen nicht leicht war, versteht sich bei einer proletarischen Partei von selbst. An den meisten Orten wurde mit viel Eifer, Mühe und Opferwilligkeit ein Preßfonds zusammengebracht. War das Erscheinen des Blattes glücklich bewirkt worden, so mußte in vielen, wenn nicht gar den meisten Fällen weitergesammelt werden, denn die wenigsten Blätter kamen gleich auf ihre Kosten. Sie konnten nur einen niedrigen Abonnementspreis nehmen; zudem fehlten ihnen die Inserate, die der bürgerlichen Presse ihren Bestand erleichtern. Lassalle hatte heftig gegen das Inseratenwesen der bürgerlichen Presse und die mit demselben verbundene Korruption gewettert. Das Zentralorgan der Lassalleaner hatte zwar einen ergiebigen Inseratenteil³ gehabt, doch bestand er aus lauter Versammlungsanzeigen, da alle Mitgliedschaften in dem Zentralblatt inserierten. Die kleinen Lokalblätter mußten froh sein, wenn sie nur einige Geschäftsinserate erhielten, von denen wenige aus der Partei kamen. Indessen mußte selbst die bürgerliche Presse gelegentlich den sozialdemokratischen Blättern nachrühmen, daß sie sich von Kuppel- und ähnlichen schmutzigen Inseraten sorgfältig freihielten. Man ging so weit, unschuldige Heirats-offerten zurückzuweisen. Um die Blätter, die ihre Kosten nicht deckten, zu unterstützen, verfiel man auf allerlei Mittel. Die Überschüsse von Festlichkeiten wurden dem Preßfonds zugeführt usw. In Mainz deckte man das Defizit des Parteiblatts, indem man alle acht oder vierzehn Tage eine Abendunterhaltung veranstaltete, bei der Parteigenossen gratis mitwirkten, und den Überschuß an den Preßfonds gab. Die Opferwilligkeit der Arbeiter war schier unerschöpflich. Aber es gab auch begüterte Parteigenossen, die ihr Idealismus trieb, Opfer für die Förderung der Parteipresse zu bringen. Es waren ihrer mehr, als man gewöhnlich glaubt, denn sie hingen, was sie taten, nicht an die große Glocke. So setzte unser alter braver Freund Wilhelm Stolle, der langjährige Reichstagsabgeordnete für Zwickau, sich seinerzeit mit seinem ganzen Vermögen — es bestand in ausgedehnten Gärtnereien — für das Parteiblatt, die Parteidruckerei usw. ein. Als das Sozialistengesetz kam, brach alles zusammen, und Stolle verlor sein ganzes Vermögen. Er ging in seinen letzten Tagen noch zu den »Unabhängigen« über. Das kann uns nicht abhalten, hier die Großherzigkeit des Mannes anzuerkennen, der niemals die Partei mit Klagen über seine Verluste behelligt hat. Ungeheure Opfer für seine Verhältnisse brachte der Presse auch unser früh verstorbener Wilhelm Bracke in Braunschweig. Während er noch als Geschäftsführer bei seinem Vater arbeitete, deckte er das nicht geringe Defizit des »Volksfreund«, und wenn die Redakteure ins Gefängnis wandern mußten, was fast ständig der Fall war, sorgte er für eine anständige Verpflegung. Die Gerichte schmetterten die höchsten Geldstrafen auf das kleine

² Jakob Audorf, der Dichter der Arbeitermarschallise, feierte diesen Erfolg mit den Versen:

Trotz unsrer Feinde Lug und Trug
Dampft doch des Volksblatts Esse
Vor an dem großen Bummelzug
Von Hamburgs ganzer Presse.

³ Der Inseratenteil war oft nicht ohne Originalität. So erschien im »Neuen Sozialdemokrat« die Geburtsanzeige: Durch die Geburt eines modernen Sklaven wurden erschreckt R. R. und Frau.

Blatt herunter. Da eröffneten die Arbeiter eine Sammlung: »Zum bekannten Zweck« und brachten etwa 6000 Mark zusammen, womit die Geldstrafen nachträglich erjezt wurden.

Bei alledem darf nicht übersehen werden, daß die sozialistischen Blätter in einem Punkte den bürgerlichen Privatunternehmungen voraus waren und auch heute meist noch sind. Die Organisation stellt dem Blatte gleich von vornherein eine Anzahl Abonnenten zur Verfügung, was als ein Grundstock des »Gründungskapitals« betrachtet werden muß. Dazu gehört auch die unentgeltliche Tätigkeit der Parteigenossen für die Verbreitung der Blätter. Zudem gab es andere »Betriebskapitalien«. So stellten zum Beispiel in Hamburg die Zigarrenarbeiter die reichlichen Annoncen ihres Arbeitsmarktes zur Verfügung, sobald ein sozialistisches Blatt erschien. Das bildete für sich einen kleinen festen Annoncenteil, den weder Polizei- noch Kapitalgewalt beeinträchtigen konnte.

Daß die Redakteure der sozialistischen Blätter unter diesen Umständen keine glänzenden Stellungen hatten, ist einleuchtend. Dennoch mußten wir unaufhörlich die blöde Bezeichnung über uns ergehen lassen, daß wir uns »von den Arbeitergroschen mäffeten«. Diese Phrase war in der bürgerlichen Journalistenwelt so gebräuchlich geworden, daß sie in großen angesehenen Blättern genau so abgeleiert wurde wie in den kümmerlichsten Amtsblättern. Chefredakteure mit 20 000 Mark Gehalt schämten sich nicht, davon zu sprechen, wie wir mit unserem geringen Einkommen uns »mäffeten«. Und der Minister v. Puttkamer plapperte das im Reichstag nach. Namentlich die »liberale« Presse zeichnete sich in Gehässigkeiten aus. Ein »fortschrittliches« Blatt bezeichnete uns zum Beispiel als »Teller-Redakteure« und deutete damit an, wir sammelten unser Gehalt mit dem Teller. Wir empfanden gegenüber der Kampfesweise dieser Presse die tiefste Verachtung und lachten bei unserem bescheidenen Mahle über diese kläffende Meute. Den Höhepunkt erreichte die Heze gegen uns bei den Attentaten auf den Kaiser Wilhelm im Sommer 1878, für die man uns verantwortlich machen wollte. Wir haben damals den bürgerlichen »Liberalismus« in seiner abschreckendsten Gestalt gesehen. Heute, da die Sozialdemokratie eine Macht geworden, ist man genötigt, uns doch etwas anders zu behandeln. Wir Alten aber vergessen jene Zeit nicht.

Die Gehälter der sozialdemokratischen Redakteure konnten »den Umständen angemessen« nur bescheiden sein. Ich will meine Bezüge als Grundlage nehmen. Beim »Braunschweiger Volksfreund«, der täglich erschien, hatte ich wöchentlich 24 Mark, beim »Volksstaat«, der dreimal wöchentlich erschien, monatlich 135 Mark, bei der Mainzer »Volksstimme« (dreimal wöchentlich) monatlich 150 Mark, beim »Hamburg-Altonaer Volksblatt« (dreimal wöchentlich) monatlich 195 Mark. Auf die persönlichen Verhältnisse wurde Rücksicht genommen. Liebknecht erhielt bei seiner starken Familie beim »Volksstaat« zuerst monatlich 165 Mark. Später stieg das Gehalt. Diese Sätze gehörten zu den besseren, bei den ganz kleinen Blättern waren sie oftmals weit niedriger.⁴ Ein guter Akzidenzsetzer verdiente damals mehr als ein Redakteur. Dabei hatten die Redakteure eine eminente

⁴ Freilich waren die Lebensmittel billig. Ein Mittagessen, bestehend aus Suppe, Fleisch, Gemüse, Kartoffeln und Nachtschokolade kostete in Braunschweig 40 Pfennig, in Leipzig dergleichen. Zahlte man in Leipzig am Sonntag 10 Pfennig dazu, so bekam

Arbeit zu leisten. Nur die größeren Blätter hatten mehr als einen Redakteur; bei den kleineren mußte einer alles selbst machen. Wer irgend konnte, schrieb täglich seinen Leitartikel selbst. Die »Scherenredakteure« wurden sehr beobachtet. Einem wurde einmal eine sehr schön gezeichnete Redaktionschere mit Dampfbetrieb zugesandt. Aber man tat diesen geplagten Leuten meist unrecht, denn sie waren mit Arbeit zu sehr überlastet, um auch noch Leitartikel schreiben zu können. Die modernen Hilfsmittel, vervielfältigte Korrespondenzen usw. gab es damals in der Partei noch nicht. Dazu hatten die Redakteure auch, wenn sie öffentlich sprechen konnten, die oft sehr anstrengende Agitation in Versammlungen und Konferenzen zu besorgen. Oft wurde solche Agitationsfähigkeit bei der Anstellung zur Bedingung gemacht. Ein rechtes Glend war es am Anfang mit den Redaktionslokalitäten. Wir mußten meist in kleinen Gemächern, um nicht zu sagen Löchern hausen, und es fehlten alle jene Hilfsmittel, Nachschlagewerke usw., die man heute als unentbehrlich betrachtet.

Die Redakteure der Lokalblätter waren also geplagte Leute, aber das Leben wurde ihnen manchmal durch einzelne Parteigenossen noch saurer gemacht. Darüber belehren recht anschaulich die Verhandlungen des Kongresses zu Eisenach im Sommer 1873. Der Parteisekretär Bork, dem die alte Lassallesche Organisation maßgebend war, meinte dort, die Lokalblätter brächten der Partei nur einen »eingebildeten Vorteil«. Auch wollte man besondere verschärfte Aufsicht über die Redakteure ausgeübt haben, wogegen sich diese erhoben. Sie würden, erklärten sie, sich nicht zu »Hausknechtsdiensten« erniedrigen lassen. Es gab damals einzelne Parteigenossen, namentlich aus bürgerlichen Kreisen stammende, die meinten, die Redakteure sollten eigentlich keine Familie haben, um sich ganz der Partei widmen zu können. Sie tischten also der Partei die Weisheit Gregors VII. auf. Auch unter gewissen demagogischen Aspirationen hatten die Parteiredakteure zu leiden. So stellte ein bekannter, jetzt abtrünnig gewordener Parteigenosse den Satz auf, die Parteiredakteure sollten nur ehrenamtlich angestellt werden, während er selbst, als er eine Parteistellung annahm, sich das höchste zulässige Gehalt bewilligen ließ.

Bekannt ist, daß fast jeder Leser mit mehr oder weniger Verständnis in die redaktionellen Angelegenheiten seiner Zeitung hineinzureden jederzeit aufgelegt ist. Aber uns wachte die Parteileitung und daneben meist eine lokale Preßkommission. Nicht immer; eine so allgemein verbreitete Einrichtung waren damals die Preßkommissionen noch nicht wie heute. Auch waren durchaus nicht alle Parteiblätter auch Parteieigentum; es gab solche, welche lokalen Vereinigungen — meist Genossenschaften —, und solche, welche einzelnen Parteigenossen gehörten. Das Bestreben, die Parteipresse möglichst zu zentralisieren, ging namentlich von Auer aus, und es ist später diesem einflußreichen Parteigenossen auch gelungen, seine Absicht in hohem Grade zu verwirklichen. Sehr förderlich war dieser Absicht, daß eine Anzahl von Blättern aus der Zentralkasse unterstützt werden mußten. Die Zentralisation machte sich namentlich nach dem Fall des Sozialistengesetzes geltend, als viele neue Blätter gegründet werden mußten.

man Gänse- oder Hasenbraten. Die Portionen waren enorm. In Hamburg bestand damals noch die Zollfreiheit, und die Lebensmittel waren märchenhaft billig, auch die Getränke.

Zu der Kritik der Preßkommissionen kam die der einzelnen, die nicht selten zur bloßen Mörgelei ausartete. Diese kleinen Leiden verschwanden über den größeren. Frisbe sagte eines Tages: »Mit dem einen Bein stehen wir in der Agitation, mit dem anderen im Gefängnis!« Der Satz charakterisierte ganz zutreffend die Situation der Redner und Journalisten der Partei. Die täglichen Angriffe und Verleumdungen, welche die bürgerliche Presse gegen die Sozialdemokratie richtete, hüllte uns in eine förmliche Atmosphäre des Hasses ein. Die Sprache dieser Presse würde heute unerhört erscheinen, wenn man nicht wüßte, wessen die herrschenden Klassen fähig sind, wenn sie ihre Vorrechte bedroht glauben. Wir waren es gewohnt, daß wir als »der Menschheit schädliches Gewürm, das niedergestufen werden müsse«, oder als »Auswurf der Menschheit« bezeichnet wurden. Daß wir auf solche Anwürfe nicht zart und sanft erwiderten, ist begreiflich. Unsere Kritik und unsere häufigen Enthüllungen über die Zustände in der bürgerlichen Gesellschaft, unser beißender Spott über die bürgerliche Moral fielen unseren Feinden sehr auf die Nerven. Und deren unaufhörliches Geschrei nach dem Eingreifen der Polizei und der Justiz blieb nicht ohne Wirkung. Unaufhörlich wurde das rote Gespenst an die Wand gemalt und die als Umstürzbewegung charakterisierte Sozialdemokratie als die furchtbarste Gefahr für Staat und Gesellschaft denunziert, da sie »teilen«, das heißt andere berauben wolle. So fühlten sich denn auch Justiz und Polizei verpflichtet, überall einzugreifen. Was gemacht werden konnte, wurde gemacht. Die Polizei ging mit häufigen Konfiskationen vor, und die Gerichte überschütteten uns mit Prozessen. Die meisten bekannten Parteigenossen mußten für ihre Hingabe an die Sache der Sozialdemokratie hinter den schwedischen Gardinen büßen. Heute erscheint es fast unsagbar, wie die geringfügigsten Anlässe ausreichten, Anklage zu erheben und strenge Urteile zu fällen. Es gehörte das zu den charakteristischen Begleiterscheinungen der Bismarckschen Ära. Man konnte seine Worte noch so sehr auf die Goldwaage legen und wurde doch gepackt. Namentlich die Beleidigungsprozesse, zu denen Bismarck mit seinen 10 000 Strafanträgen das Signal gab, wurden zur Epidemie. Insofern haben sich die Zeiten gebessert. Die Kriegszensur ist eine Sache für sich. Wir hatten vor dem Kriege auch nicht die Preßfreiheit, die wir wünschen, aber man konnte immerhin Äußerungen veröffentlichen, die vor dreißig und vierzig Jahren jahrelange Gefängnisstrafen eingebracht hätten.

Die Gefängnisse waren damals ständig mit sozialistischen Wortführern und Journalisten bevölkert; hatte man schon 1870 den Braunschweiger Ausschuß der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, Bracke, Bonhorst, Spier und andere nebst Weib in Hamburg nach Ostpreußen in die Festung Lötzen verschleppt, so kamen 1872 Liebknecht und Bebel nach sechzehntägigem Hochverratsprozeß für zwei Jahre in die Festungshaft nach Subertusburg. Zahlreiche Versammlungredner wurden auf kürzere oder längere Zeit unschädlich gemacht. Aber das größte Kontingent der »Verbrecher gegen die Staatsautorität« stellten doch die Journalisten und Redakteure. Der »Volksstaat«, den ich zu jener Zeit leitete, hatte niemals weniger als zwanzig Preßprozesse zu gleicher Zeit. Bei kleineren Blättern, namentlich der »Chemnitzer Freien Presse« und dem »Braunschweiger Volksfreund«, häuften sich gleichfalls Konfiskationen und Prozesse; nur Hamburg machte in bezug auf Preßprozesse eine rühmliche Ausnahme; sie waren dort selten. Wir suchten

uns mit »Sitzredakteuren« und »Stroh Männern«, wozu sich opferwillige Parteigenossen hergaben, zu entlasten, aber das gelang nur zum Teil. Nur ganz wenige Redakteure entgingen dem Gefängnis. Most, Vahlreich, Bernhard Becker, Lysler, Kokosky, A. Otto-Walster, Grillenberger, Geiser, Kiefer, Hasenclever, Hillmann, Max Kayser, Kegel, Vollmar, Schmidt, Frohme, Auer, meine Wenigkeit und noch Duzende von Parteigenossen wurden mit Gefängnisstrafen bedacht, die meist in die Monate und manchmal in die Jahre gingen. Oft gab es auch Untersuchungshaft. Überdies wurden die sozialistischen Gefangenen meist sehr strenge behandelt.

Die Prozesse bewirkten natürlich das Gegenteil von dem, was man damit bezweckte. Sie lenkten das Interesse des Publikums auf die verfolgten Zeitungen und steigerten deren Leserschaft und Einfluß.

Die sozialistischen Bücher und Broschüren waren damals natürlich im Vergleich zu dem Stande der heutigen sozialistischen Literatur gering an Zahl. Die weitaus beliebteste und wirksamste Lektüre der sozialistischen Arbeiter waren die Schriften Lassalles. Das »Kapital« von Marx bürgerte sich nur sehr langsam ein; die populären Schriften von Engels fanden rascher Eingang. Man las sonst noch gern die »Arbeiterfrage« von Lange. Marx' »Achtzehnter Brumaire« war wie »Herr Vogt« nur einem kleinen Kreise bekannt. Dazu kamen verschiedene Agitationsbroschüren von Liebknecht und Bebel. Daneben spielten freireligiöse Schriften eine große Rolle in der Partei.

Das alles ging, einige wenige wissenschaftliche Werke ausgenommen, im Strudel der 1878 mit der Attentatsbege beginnenden Reaktionsperiode unter. In den zwölf Jahren sozialistengesetzlicher Zeit wurden 159 periodische Druckschriften (Zeitungen usw.) und 1067 nichtperiodische Druckschriften (Bücher, Broschüren, Flugblätter usw.) verboten.⁵

Damit war die erste Entwicklungsperiode der sozialistischen Parteipresse vollendet. Der mächtigste Staatsmann des damaligen Europa war auf den aberwichtigen Gedanken verfallen, die sozialistische Presse und Literatur völlig aus der Zeitgeschichte auslöschen zu wollen. Seine Macht reichte aus, dies für die Dauer von zwölf Jahren zu bewirken, ohne daß er die von da ab im Ausland erscheinende deutsche sozialistische Presse, trotz schärfster Anwendung seiner Machtmittel, vom Reich ausschließen konnte. Nach zwölf Jahren fiel das Sozialistengesetz und sein Urheber mit ihm. Die deutschen Arbeiter aber hatten die Bedeutung ihrer Presse kennengelernt. Darum erhob sie sich so rasch nach dem Falle des Ausnahmegesetzes zu einer früher kaum geträumten Blüte.

Bühnenschau.

Von Edgar Steiger.

Bevor wir uns mit den wichtigeren Bühnenergebnissen dieses Winters beschäftigen, müssen wir eine kurze Rückschau halten und das künstlerisch und kulturhistorisch Bedeutsame, was in den letzten vier Jahren über die deutsche Bühne ging, in einer flüchtigen Skizze zusammenfassen. Natürlich kann eine solche Skizze von der Fülle der Gesichte, die im Guten wie im Schlimmen an uns vorüberauschten,

⁵ Die gewerkschaftliche Presse von damals befand sich noch in den ersten Stadien. Aber was vorhanden war, wurde fast alles verboten.

nur wenige Andeutungen geben — schon wegen des Gesichtswinkels, unter dem das deutsche Theaterleben hier betrachtet wird, das heißt von München aus. Dem eingeseilschten Berliner kommt dabei unwillkürlich das Wort Provinz auf die Zunge; aber vielleicht hat gerade dies räumliche Entrücktsein, das mehr Ordnung in den Wirrwarr bringt und das Kleine vom Großen leichter scheidet, auch sein Gutes. So will ich es denn wagen, auf die Gefahr hin, der Willkür oder des Leichtsinns bezichtigt zu werden.

So viel steht fest: der Krieg war kein guter Spielleiter. Als er ausbrach, wurden die Theater zunächst vier Wochen lang geschlossen. Kaum aber waren sie wieder geöffnet, so hielten sich unter dem Eindruck des Ungeheuren, das draußen geschah, unsere Bühnenschriftsteller für verpflichtet, sich in den Dienst des Tages zu stellen, ohne zu bedenken, daß kein Spiel der furchtbaren Wirklichkeit gerecht werden könne. Die kleinen Tingeltangelscherze Klabunds, die nacheinander die verschiedenen Drahtzieher in Rußland, Frankreich und England höhnten, waren vielleicht noch das Beste. Wofern man nicht Halbes »Freiheit« hierherrechnen will, ein tragisches preussisches Familienidyll aus dem Jahre 1812, das der Dichter — zu seiner Ehre sei's gesagt — lange vor dem Krieg geschrieben hatte. Die Russen als Befreier Deutschlands zu feiern gerade in dem Augenblick, als sie Hindenburg aus Ostpreußen hinausfeuernte — das war ein unfreiwilliger Witz, auf den nur der ungeschickte Patriotismus eines Theaterleiters versallen konnte. Aber es gab noch bessere, so zum Beispiel Gabriela Zapolskas »Warschauer Zitadelle«, ein plumpes polnisches Spektakelstück, bei dessen Revolutionsphrasen früher die preussischen Geheimräte eine Gänsehaut nach der anderen überlaufen hatte, so daß sie die Ausführung verboten, während sie jetzt, da man selber Polen revolutionierte, der staatsfeindlichen Nihilistin, die darin rumorte, wohlgefällig Beifall klatschten. Wie recht ich hatte, daß ich von vornherein die Dichterin nicht ernst nahm, bewies mir zwei Jahre später »Der junge Zar«, eine schwächliche Kronprinzentragödie, die Direktor Robert vom Berliner Residenztheater nach München verschleppt hatte, just in dem Augenblick, als man in Sibirien drüben dem letzten Zaren das Lebenslicht ausblies.

So ging es den Russen und Polen auf der deutschen Bühne. Die Engländer und Franzosen hatten es nicht so gut. Wer erinnert sich heute, da das alles weit hinter uns liegt, nicht mit einiger Beschämung, wie im September 1914, eingedenk der alten Lebensweisheit: »Vorsicht ist die Mutter des Porzellankastens«, der bühngewaltige Max Reinhardt in den deutschen Zeitungen die Rundfrage veröffentlichte, ob man auf deutschen Theatern — Shakespeare auführen dürfe? Damals wurde auch Bernhard Shaw, für den ich umsonst eine Lanze brach, vom Deutschen Bühnenverein als Ausländer in Acht und Bann getan, Shaw, dieser erschrockene irische Gesellschaftskritiker, der wie keiner den englischen Cant an den Pranger gestellt hat! Von unseren Theaterleitern wußte ich nur einen zu nennen, der den erfreulichen Mut hatte, gegen solche Kinderelen Widerspruch zu erheben: Erich Ziegel, damals noch Leiter der Münchener Kammerspiele, erklärte offen, für ihn gäbe es nur die eine Frage: Kunst oder Unkunst? und er würde allen Schund von seiner Bühne fernhalten, kleide er sich auch in das schönste patriotische Mäntelchen. Man begreift diese schroffe Antwort erst, wenn man sich vergegenwärtigt, was damals dem geduldigen Zuschauer im Namen des Vaterlandes zugemutet wurde. Ich will von Waldemar Kanfers »Triumphierender Bestie« — darunter ist natürlich der englische Spießbürger verstanden — gar nicht reden, obwohl die bengalische Beleuchtung, in der hier der irische Volksheld Parnell, natürlich stets im Frack, erscheint, auf die Dauer dem Auge wehe tut; aber wenn Heinrich Stobitzer sogar Bismarck aus dem Grab ins Münchener Schauspielhaus bemühte und Ferdinand Bonn sich buchstäblich Stelzen an die Füße schnallte, um als »deutscher Bär« in den Tuileries den französischen Kaiser und seine Damen anzuschauen, so fühlte man sich weniger an Napoleons III. Hof nach Paris als in Castans Panoptikum verseht.

Zum Glück dauerte es nicht viel länger als ein halbes Jahr, bis diese wohlfeile Kriegsdromatik von der Bühne verschwand und ein Theaterdirektor nach dem anderen zu seinem gewöhnlichen Betrieb zurückkehrte. So das Münchener Hoftheater zu seinen Klassikern. Aber da die Einberufungen zum Heere nicht aufhörten, glichen diese vier Jahre weniger einer Ernte als einer Abrenlese. So vermiste man zum Beispiel bei »Lear« wie bei Ibsens »Brand« angesichts der pappdeckelnen Kulissen von Anno dazumal die feinfühlige Hand eines Künstlers, der die inneren Gesichte dieser Großen dem Auge des Zuschauers sichtbar gemacht hätte. Selbst ein Künstler wie Steinrück konnte uns diesen Mangel nicht vergessen machen, um so weniger als da, wo das Wort wie eine Sturmglocke alles übertönen soll — ich denke dabei an die Sturmnacht auf der Heide (»Lear«) und an den Lamentstod (»Brand«) —, der großen Gebärde des Darstellers die klangvolle Stimme fehlte. Da war es denn — ich greife hier wieder nur einige besonders kennzeichnende Beispiele heraus — ein wahres Glück, daß sich Otto Falkenberg, der junge Leiter der Münchener Kammerspiele, auf Shakespeare besann und mit der Inszenierung der Lustspiele »Wie es euch gefällt« und »Ein Wintermärchen« einmal zeigte, wie einer, der Shakespeare im Geiste und in der Wahrheit anbetet, mit wenig Aufwand äußerer Mittel diese Renaisancерomantik zu neuem Leben erwecken kann. Nicht nur zum Heil der von ihm geleiteten Bühne, sondern auch als Ansporn für andere, wie zum Beispiel für Dr. Robert, der nun mit den alten Bühnennitteln des Hoftheaters auf denselben Wege unter anderem Grillparzers tief sinnige Moralität »Wehe dem, der lügt« in ihrem lustigen Gegenüber von fränkischer Kultur und altgermanischer Tölpelerei prächtig herausarbeitete. Als Dritter im Bunde erschien dann der Leiter des Berliner Kleinen Theaters mit Svend Gades Bilderbuch, in dem der Spielleiter Grabbes phantastische Einfälle nach Belieben hin und her blättern konnte, um die tollen Sprünge von »Scherz, Satire, Ironie und tieferer Bedeutung« für das Auge sichtbar zu machen.

Die Empörung gegen die Nüchternheit des Alltags, gegen die der junge Grabbe gemeinschaftlich mit Deutschlands großem Gespenserschauer Amadeus Hoffmann bei Luther und Wegener in Berlin die Geister des Weltens heraufbeschor, ist auch heute die Lösung des Tages. Das Wiedererwachen der Romantik in allen ihren Ausstrahlungen — von der Emanzipation des Fleisches bis zum Katholischemwerden — ist das wunderfame Schauspiel, das wir heute erleben. Mit dem Strindberg-Kultus, der sich kurz vor Kriegsbeginn vom aufgeklärten Berlin aus über ganz Deutschland verbreitete, hat es vielversprechend angehoben. Nicht etwa der soziale Empörer, der Ende der achtziger Jahre mit seinem »Vater« und seinem »Fräulein Julie« den deutschen Sturmern des Naturalismus die Fahne vorantrug, war es, der jetzt, ein Menschenalter später, dieselbe Berliner Jugend mitforttrifft, sondern der geknickte Wüßer und Swedenborgianer, der, vom himmlischen Licht aus dem Sattel geschleudert, ein Geblendeter und Erleuchteter zugleich, Triebe suchend am Stock aus Kreuzesholz »Nach Damaskus« wallfahrtete. Man führte zwar seine Jugenddramen, in denen er die Liebe als einen Geschlechterkampf auf Leben und Tod deutet, auch mit auf, aber gewissermaßen nur mit jenem wohlwollenden Bedauern, mit dem unsere Wagnerianer die »Feen«, den »Rienzi« und den »Fliegenden Holländer« aufführen — als geniale Jugendverirrungen, die nur deshalb etwas Ewigkeitswert besitzen, weil sie die notwendige Voraussetzung der Bekehrung waren, die im »Rausch« die ersten unsicheren Tritte wagt, um dann im »Traumspiel« allem Irdischen für immer entrückt zu sein.

Dieses Schwelgen in Mystik hat nicht nur manchen Romantikern, sondern auch deren Kritikern den Kopf verdreht. Weil man die musikalische Vieldeutigkeit dieser Gefühlsdichtung verkannte, sah man überall nur Rückschritt und wiederkehrende Finesse, um so mehr, als den Geschichtskundigen die Erinnerung an die Heilige Allianz, diese Verquickung von Romantik und Völkerunterdrückung, nachdenklich stimmte und zur Vorsicht gemahnte. Aber so angebracht im einzelnen Falle diese Vorsicht ist — man denke zum Beispiel an die Bekehrung Hermann Wahrs,

dessen plötzliche seelische Wandlungen, wie die unberechenbaren Bewegungen des Laubfrosches auf der Leiter des Wasserglases das wechselnde Wetter, die verschiedenen Modeströmungen in Politik und Literatur getreu widerspiegeln —, so wenig darf man diese allgemeine Empörung des Gefühls gegen den künfftfeindlichen Verstand mit einigen religiösen oder politischen Schlagworten abtun. Muß doch diesen Mystikern — man erinnere sich nur an die Kirchhoffszene in »Frühlingserwachen« — sogar ein Wedekind zugezählt werden, dieser unerschrockene Prediger der Freiheit des Fleisches, der ebenfalls unmittelbar vor der Kriegszeit den Spielplan der deutschen Bühnen beherrschte. Während des Krieges kam er uns allerdings, kurz vor seinem allzu frühen Ende, nur zweimal in neuer Gestalt: in der äußerlich mißglückten Umarbeitung seiner Simplizissimuskomödie »Daha«, die uns heute nur deshalb so seltsam anmutet, weil sie mit hellseherischer Teufelei den jähen politischen Stimmungswandel des Wühlblatts im Kriege prophezeit, und dann in seinem »Simson«, für dessen künstlerischen Wert schon das in München übliche Polizeiverbot allen Ahnungslosen einigermaßen bürgte. Leider hatte sich der Münchener Bühnenklub, der den geblendeten Liebhaber in einer geschlossenen Vorstellung auf die Bühne des Schauspielhauses zerrte, nicht zuvor vergewissert, ob für die Ver menschlichung dieser grausamen Tragödie der Brunst und Eifersucht auch die Künstler da seien; und so sah man eigentlich nichts als, mit Wedekind selbst zu reden, »eine Schauspielkunst, die sich als unüberbrückbare gähnende Kluft zwischen Autor und Publikum breitmachte«.

Aber bleiben wir einmal bei den Mystikern, die diesen Winter das Theater fast in eine Kirche verwandelten! Da sehen wir die Ältesten mit den Jüngsten um die Palme ringen. Oder ist Karl Hauptmanns »Tobias Bundschuh«, diese Tragödie des buchligen Erfinders, dem allen Wundern, die er verrichtet, zum Troß das heißersehnte Wunder der Liebe versagt bleibt, nicht auch ein Mystikum? Neben ihm erschien Max Pulver mit dem stimmungsvollen Merlinzauberspiel »Irgenes Schuld«, das die Leser aus meiner früheren Besprechung bereits kennen, und Otto Joff mit der unfreiwillig komischen Moritat vom untergeschobenen Kinde, deren Wunderhokuspokus, »Kerker und Erlösung« betitelt, mit seinen zwei verhängnisvollen Pistolenschüssen und dem Pistolenschußmuttermal des neugeborenen Kindes offenbar Strindberg, Maeterlinck und Zacharias Werner übertrumpfen sollte, sowie Bruno Frank mit seinem schattenhaften Faschingstraum »Die Schwester und der Fremde«, in dem wieder einmal nach fünfzig Jahren der blasse Übermensch Byrons und Puschkins umgeht.

Diese tastenden Versuche, zu denen sich noch ein halbes Duzend andere gesellen, sind gewissermaßen nur verstreute Bausteine zu einem Tempel der Mystik. Diesen Tempel selbst aber wollte uns offenbar Schmid-Noerr in seiner platonischen Sinfonie »Ecce homo« bauen, deren Titel nach einer ebenso mystischen Anordnung der Münchener Polizei erst ins Deutsche (»Siehe, der Mensch!«) übersetzt werden mußte, bevor man die Erlaubnis zur Aufführung erteilte — vermutlich weil die Behörde sich sagte, die hinter den lateinischen Buchstaben der Kreuzesüberschrift vermutete Blasphemie löse sich sofort in nichts auf, sobald sie der Mann aus dem Volke richtig verstehe! Dies Noerrsche Mystikum ist, wie gesagt, eine tiefsinnige Veranschaulichung platonischer Philosophie. Im Mittelpunkt des Ganzen steht der Professor K o p f, der oben unterm Dach wohnt und mit den Sternen Zwiesprache hält, bis er von seiner Tochter Imago, der Phantasie oder Kunst, überredet wird, eine Treppe tiefer zu steigen, zu Frau H e r z, die, ganz Gefühl, auf ihrem Klavier schwelgt. Von ihr geleitet, kommt er dann ins Erdgeschoß zur Familie B a u c h, der er sofort in kindlicher Harmlosigkeit sein Evangelium vom Glück der Einsamkeit predigt. Natürlich mit so wenig Erfolg, daß er wider Willen Mitgründer des Vereins »Alleinsamkeit« wird, sich selber an das manntolle Fräulein Erleichen (die verkörperte Gemeinheit) verliert und in seiner eigenen Behausung von dem Registrator Pflichtfauer, das heißt der exakten Wissenschaft, tyrannisiert wird. Aber zu guter Letzt macht er sich von ihnen allen frei, und unter Donner und Blitz er-

scheint der graue Gevatter — allen anderen Tod und Verderben bringend, ihm aber ein Freund und Erlöser.

Zwischen der eigentlichen Mystik, deren redseliger Kommentator Schmid-Noerr's Professor ist, und Wedekind hindurch scheint sich nun der Pfad zu schlängeln, der — wer wüßte, in wie viel Windungen und über welche Hindernisse hinweg! — in die Zukunft der Dichtung hinausführt. Mystik und Expressionismus (zu deutsch: Ausdruckskunst) sind eben Geschwister. Das eine Wort bezeichnet den Inhalt, das andere die Form der neuen Dichtung, die sich natürlich aber in dem besonderen Prisma des einzelnen Dichterauges wieder in anderen Strahlen- und Farbenbündeln bricht. Was diese beiden Worte bedeuten, habe ich bei früherer Gelegenheit anzudeuten versucht. Hier möchte ich dem Gesagten nur das eine hinzufügen: Viele sind berufen, aber wenige auserwählt. Wenn nicht alles frügt, ist bis jetzt Georg Kaiser der Wegweiser, der zwischen Wirklichkeit und Traum mit der Sicherheit eines Schlafwandlers vorwärtsschreitet. Von seiner russischen Revolutionsepisode »Sorina«, die noch alle Fehler des Intrigenstücks aufweist, bis zu den »Bürgern von Calais« — welch ein Weg! Auch hier haben wir eine Verherrlichung des Patriotismus; aber das Vaterland dieser Bürger ist weder das Herrschaftsbereich des französischen noch das des englischen Königs, sondern ihre Liebe klammert sich einzig und allein — hier deutet Kaisers Finger in die Zukunft — an das von ihnen geschaffene Werk. Wir werden von diesem Dichter noch öfter zu sprechen haben; darum will ich mich hier mit dieser Andeutung begnügen. Auch Goerings »Seeschlacht« ist eine solche Zukunftsverheißung. Das Sinnlose, Irrsinnige des Krieges ist noch nie so grausam und unerbittlich ins Ohr der Zuschauer gehämmert worden wie in den abgehackten, wirren Silben der Matrosen im Panzerturm eines Kriegsschiffes vor und während der Schlacht. Aber damit nicht genug! Aus all dem irren Gelall ringt sich langsam, aber immer deutlicher das erlösende Wort »von dem, was zwischen Mensch und Mensch ist«, wie ein leiser Triumphgesang durch, bis auch diese erste und letzte Offenbarung echter Menschlichkeit im wüsten Lärm der mordenden Schlacht wieder verstummt.

Literarische Rundschau.

Georg Friedrich Wilhelm Hegel, *Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte*. 1. Band, Einleitung: Die Vernunft in der Geschichte. Auf Grund des aufbehaltenen handschriftlichen Materials neu herausgegeben von Georg Lasson. (Band 171a der Philosophischen Bibliothek.) Leipzig 1917, Verlag von Felix Meiner. 264 Seiten. Preis geheftet 6,60 Mark, gebunden 8,40 Mark.

Unter den verschiedenen Werken Hegels hat es nur seine Philosophie der Geschichte zu einer gewissen über den engen Kreis bestimmter Gelehrtengruppen hinausreichenden Popularität gebracht. Auch in den deutschen marxistischen Kreisen sind Hegels Vorlesungen über Geschichtsphilosophie meist der einzige Teil der Hegelschen Lehre, den man genauer kennt. Selbst die Hegelsche Rechtsphilosophie hat wenig Beachtung gefunden, obgleich die Marxsche Gesellschafts- und Staatsauffassung von diesem Werk ausgeht und viele ihrer Grundthesen ohne genaue Kenntnis der Hegelschen Begriffskonstruktionen gar nicht zu verstehen sind.

Bekanntlich hat Hegel seine Philosophie der Geschichte für den Druck nur in kompendiöser, schematischer Kürze ausgearbeitet als Teil seiner Rechts- und Staatsphilosophie. Die erste Ausgabe in selbständiger, alle Vorlesungen über diesen Gegenstand systematisch zusammenfassender Buchform wurde von einem der nächsten Schüler Hegels, dem Rechtslehrer Eduard Gans, besorgt (1837) und als Band 9 in die Gesamtausgabe der Hegelschen Werke aufgenommen. Eine zweite, besonders

in ihrem einleitenden Teil beträchtlich erweiterte Ausgabe wurde 1840 von Karl Hegel, dem Sohn des großen Philosophen, beschafft. Diese zweite Ausgabe hat vor der ersten große Vorzüge. Manche Partien machen geradezu den Eindruck einer völligen Neubearbeitung. Beide Herausgeber haben die Aufzeichnungen benutzt, deren Hegel sich auf dem Katheder zu bedienen pflegte, und diese durch Nachschriften Hegelscher Schüler ergänzt; während aber Eduard Gans hauptsächlich die Vorträge Hegels aus den letzten Jahren seiner Lehrtätigkeit verwertete, griff Karl Hegel auf die ersten Konzepte zurück. Und diese ersten Konzepte lassen, da es damals noch vor allem Hegel darauf ankam, sich durchzusetzen und die Grundgedanken seiner Geschichtsauffassung gegenüber anderen Arten der Geschichtsbetrachtung scharf herauszuheben, die prinzipiell-theoretische Grundtendenz der Hegelschen Geschichtsphilosophie viel klarer hervortreten als die später benutzten, da nun der Philosoph voraussetzen durfte, daß seine Hörer bereits mit ihm in der Hauptsache einverstanden seien, und es ihm daher mehr darauf ankam, seinen Vorträgen eine gefälligere Form zu geben und sie durch Belege auszubauen. Außerdem aber hat Karl Hegel in viel weiterem Maße als Gans die Nachschriften Hegelscher Schüler benutzt und aus diesen manche charakteristische Ergänzungen dem Text eingefügt.

Von dieser Hegelschen Ausgabe ist dann 1848 ein Wiederabdruck erschienen, die sogenannte dritte Auflage, die jedoch durch viele Druckfehler verunstaltet ist. Dagegen verdient der Wiederabdruck der Ausgabe von 1840 mit Einleitung und Anmerkungen von F. Brunstäd, der 1907 in der Reclamschen Universalbibliothek erschienen ist, alle Anerkennung. Ohne Änderungen des Inhalts der zweiten Auflage wurde durch eine genaue Textrevision, neue Interpunktion, Teilung der langen schwerfälligen Abschnitte und eine neue Inhaltsangabe eine größere Übersichtlichkeit und Durchsichtigkeit des schweren Stoffes erreicht.

Mit Recht konnte deshalb bisher die Reclamsche Ausgabe als die beste gelten. Jetzt hat der bekannte Hegelschüler Georg Lasson eine neue Ausgabe — vorläufig allerdings nur der sogenannten »Einleitung«; die Vorlesungen über die orientalische, griechische, römische und germanische Welt sollen später folgen — veranstaltet, die nunmehr als die beste bezeichnet werden muß. Bei der Durchsicht der in der königlichen Bibliothek zu Berlin enthaltenen Handschriften Hegels entdeckte Lasson nicht nur, daß Eduard Gans und Karl Hegel einzelne Stellen in den Hegelschen Konzepten willkürlich geändert haben, sondern daß auch unser Philosoph sich selbst später für seine Vorlesungen neue Aufzeichnungen gemacht hat, die am Kopfe den Vermerk 8. 11. 30 tragen, also vor den letzten Vorlesungen niedergeschrieben sind, die Hegel gehalten hat. Dieser aus Bruchstücken bestehende Text, dem am Rande mannigfache Einschübe und Ergänzungen von Hegels Hand hinzugefügt sind, hat nun Lasson seiner neuen Ausgabe zugrunde gelegt und zur Vervollständigung außer den früher schon verwerteten verschiedenen bislang unbekannt gebliebene Nachschriften, vornehmlich der Universitätsbibliothek zu Jena, benutzt. So ist gewissermaßen ein ganz neues Werk entstanden, das zwar in vielen Partien sich mit der Reclamschen Ausgabe deckt, daneben aber zahlreiche neue Einschaltungen enthält, die zum Teil als höchst wertvolle Ergänzungen bezeichnet werden müssen. Wieviel umfangreicher die Schrift geworden ist, läßt sich schon daraus ersehen, daß in der Reclamschen Ausgabe die »Einleitung« nur ungefähr 160 Seiten im Format der »Universalbibliothek«, die neue Lassonsche Ausgabe hingegen 257 Seiten in kleinem Oktavformat faßt. Manche Eigenheiten der Hegelschen Geschichtstheorie treten daher, wenn sich auch an der Gesamtrichtung nichts ändert, klarer und anschaulicher in Lassons Bearbeitung heraus, besonders gilt das von den Ausführungen über die »Volksgeister«, das heißt der Auffassung, daß jedes in der Geschichte auftretende Volk eine besondere Stufe der Entwicklung des Geistes repräsentiert, von den Betrachtungen über die Vernunft als Agens der Geschichte und von den Erörterungen über die »geographische Grundlage der Weltgeschichte« (den Zusammenhang der Natur des von einem Volk bewohnten Gebietes mit seinem Charakter und seiner Geschichte).

Anerkennung verdient dabei, daß Laffon die Handschrift Hegels von den Nachschriften seiner Schüler im Druck unterschieden hat, so daß der Leser sofort weiß, diese Sätze rühren von Hegels eigener Hand her, jene haben seine Zuhörer nach seinem Vortrag niedergeschrieben. Es ergibt sich daraus die interessante Tatsache, daß die Ausführungen über die verschiedenen Arten der Geschichtsbetrachtung (ursprüngliche, reflektierende und philosophische Betrachtung) sowie über den Zusammenhang der geographischen Verhältnisse mit der Geschichte gar nicht Hegels eigenem Konzept entnommen, sondern uns nur in Nachschriften erhalten geblieben sind. Deshalb sind sie noch nicht von untergeordneter Bedeutung, und Laffon hätte meines Erachtens den Abschnitt über die früheren Geschichtsbetrachtungen besser an dem Platze stehen lassen, wohin Karl Hegel ihn verwiesen hat, den Anfang der »Einleitung«, statt aus ihm ein besonderes Kapitel zu machen und dieses nach den Ausführungen über den Gang der Weltgeschichte einzuschieben, denn an dem Platze, an dem es in der früheren Ausgabe steht, bereitet es den Leser trefflich auf Hegels eigene Geschichtsauffassung vor.

Mit dieser Anerkennung der Laffonschen Ausgabe soll keineswegs gesagt sein, daß durch sie die Reclamsche überflüssig wird oder als völlig überholt gelten kann. Auch sie hat ihre Vorzüge. Wer tiefer in die Hegelsche Geschichtsphilosophie eindringen will, wird beide Ausgaben benutzen müssen. Gerade aus der Textvergleichung heraus erstreckt oft erst der Hegelsche Gedanke in voller Anschaulichkeit.

Heinrich Cunow.

Rudolf Goldscheid, *Reine Vernunft und Staatsvernunft*. Leipzig und Wien 1918, Angengruber-Verlag Brüder Schölkop. 87 Seiten.

Das Werk ist ein Sonderabdruck der drei letzten Kapitel aus dem 1902 erschienenen Buche »Zur Ethik des Gesamtwillens«. Die Schrift ist sehr bezeichnend dem Genossen Max Adler gewidmet, der sich mit großem Scharfsinn und noch mehr Gemüt die unlösbare Aufgabe gestellt hat, den Marxismus mit der Philosophie Kants zur Einheit zu verschmelzen. Während Adler freilich dem Sozialismus immer noch eine marxistische Begründung gibt, Werttheorie und materialistische Geschichtsauffassung anerkennt und nur für die Geheimnisse der Erkenntnistheorie und der Ethik auf Kant zurückgreift, ist Goldscheid, der Wiener Philosoph, ein Nichts-als-Ideologe mit sozialistischen Idealen. In seinen Zielen stimmt er mit uns überein, und in seiner Kritik der sozialen Verhältnisse und internationalen Beziehungen findet er treffende Worte, geistvolle und zu Herzen gehende Sentenzen. Der Verfasser kann sich auch etwas darauf zugute halten, daß die vor sechzehn Jahren verfaßte Abhandlung im letzten Kriegsjahr aktueller als jemals erscheint. Im übrigen begründet er sein ganzes Programm moralisch. Die von aller Erfahrung unabhängige »reine Vernunft« soll den jetzt so viel besprochenen Völkerbund, den ewigen Frieden und den Sozialismus herbeiführen. Das Mittel, mit dem er dieses Ziel erreichen will, ist also die Moralpredigt, die er an alle Klassen gleichmäßig richtet. Wenn einmal an der New Yorker Börse und im Preussischen Herrenhaus, in den Jagdbrevieren englischer Lords und im Seelenleben des Mikado die Kantsche oder Goldscheidsche »reine Vernunft«, die unser Philosoph für alle Zeiten und Länder gütig hält, als einziger Antrieb des Handelns wirken sollte, dann würde der Gedanke des internationalen Sozialismus in höchster Vollkommenheit verwirklicht werden. Das ist sicher. Da nur leider von unserem Denker nicht angegeben wird, wie sich später einmal die doch schon seit Olims Zeiten nach ihm allgemeingültige Moral praktisch durchbringen soll, müssen wir uns schon auf den Klassenkampf verlassen, statt den Sieg der »reinen Vernunft« abzuwarten.

In der Beurteilung der modernen Gesellschaft begeht Goldscheid den Fundamentalfrrtum, daß er die Völkergegensätze nicht auf Klassengegensätze zurückführt, sondern behauptet, ebensosehr, wie die Klassengegensätze es seien, die die

Völkergegensätze entzünden, ebenso sehr würden die Klassengegensätze von jenen nicht nur geschaffen, sondern auch fortdauernd aufrechterhalten und verschärft. Weil die Staaten miteinander Krieg führen und sich auch im Frieden im latenten Kriegszustand miteinander befinden, soll der Sozialismus noch nicht verwirklicht sein. Tatsächlich ist es gerade umgekehrt. Solange der Sozialismus den Kapitalismus mit seiner Konkurrenz nicht beseitigt hat, gefährdet die Konkurrenz der Kapitalisten untereinander immer wieder den Frieden.

Goldscheid nennt in seiner während des Krieges geschriebenen Vorrede zu seinem Buche »die Idee weltumspannender Menschlichkeit« jene Idee, »die allein fähig ist, die Seelen zur alles überwindenden Begeisterung für überindividuelle Ziele fortzureißen«. Das trifft auf das Proletariat zu. Ein Bourgeois und ein Junker können viel leichter zu einer jedes Opfer bringenden selbstlosen Begeisterung für die imperialistische Idee gebracht werden, für die sie bereitwilligst ihr Leben opfern können, während sie sich nach außen und nach innen mit aller Kraft gegen eine alle in gleicher Weise umfassende Menschlichkeit zur Wehr setzen werden. Solange es Klassen gibt, schreibt auch das Klasseninteresse den Menschen ihre »überindividuellen« Ziele vor.

Goldscheid beteuert, der soziale Zusammenhalt der Menschen beruhe darauf, daß das ungebildete, keinem äußeren Zwang unterworfenen Gewissen allen übereinstimmende Pflichten sehe. Er verlangt, daß wir uns zu einem sittlichen Charakter erheben sollen, »der nicht schon an der Wurzel klassenmäßig oder national vergiftet ist«. Da haben wir den reinen Utopisten. Die Voraussetzung dazu, daß unser Charakter nicht »klassenmäßig vergiftet« sei, ist eben, daß durch den Sieg des Proletariats die Gesellschaft sozialisiert werde und die Klassen verschwinden. Dann entsteht dadurch von selbst die historisch bedingte Moralanschauung, die allen gleiche Pflichten setzt.

Von Hegel sagt unser Verfasser, daß er für alle Zeiten »ein Bollwerk der Mißlogik« mit seiner »an sich bedeutungsvollen, aber der insamsten Auslegung fähigen Lehre« geschaffen habe: indem etwas so ist, ist es zugleich anders. Die Behauptung Hegels ist aber ohne weiteres wahr, weil alles sich ununterbrochen verändert. »Insamer Auslegung« ist jede Philosophie fähig, die Kantische Philosophie nicht minder. Denn wenn diese auch dem Menschen zuruft: »Du kannst, denn du sollst«, muß sie gleichzeitig zugeben, daß sie nirgends die Möglichkeit eines Menschen, anders zu handeln, als er handelt, verstandesgemäß festzustellen vermag und nicht behaupten kann: »Du sollst, denn du kannst.« Indem Kant zwischen der Erscheinungswelt und der »intelligiblen«, nur denkbaren Welt unterscheidet, gibt er jedem Sünder die »infame Auslegung« an die Hand, daß seine »empirische« (das heißt erfahrungsgemäß in die Erscheinung tretende) Natur notwendig handelt, wie die in ihr und außer ihr liegenden Umstände es bedingen, während seine unerkennbare, freie, den vom Schleier der Maja verhüllten »Dingen an sich« angehörige Seele vielleicht recht günstig zu bewerten ist. Goldscheid hält es für »das dringendste Bedürfnis unserer Zeit, daß die Möglichkeit einer Ethik überhaupt untersucht wird«. Er hält eben die Ethik als eine »Normwissenschaft« für möglich, welche feststellt, was der Mensch tun und unterlassen soll. Da der Mensch aber nichts wissen kann, was er nicht in Erfahrung zu bringen vermag, ist auch die Ethik nur als historische, soziologische, empirische Wissenschaft möglich, die in Anerkennung der bekannten Tatsache, daß es ein Gewissen gibt, erforscht, wie in den verschiedenen Zeiten, bei den verschiedenen Völkern, in verschiedenen Klassen dieses Gewissen reagiert, wie es entstanden ist, was als sittlich gilt und welche Umstände die verschiedenen Auffassungen über das Sittliche hervorgerufen haben.

Wir überlassen den »intelligiblen« Goldscheid dem Schattenreich des »Transzendenten« und freuen uns, daß der »empirische« Goldscheid unser Weggenosse im Kampfe für Demokratie und Sozialismus sein will. Hans Markwald.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 8

Ausgegeben am 22. November 1918

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Viktor Adler †.

Wieder hat ein hartes Geschick einen der Besten aus den Reihen der sozialistischen Kampftruppen hinweggerafft — gerade in den stürmischen Tagen der inneren Umwälzung, in denen am Horizont rotgoldene die Freiheitssonne aufsteigt. Während das deutsche Volk Österreichs der Erfüllung seiner Ideale entgegengeht, starb am 11. November in Wien der Mann, der ihm jahrzehntelang in seinen Kämpfen unentwegt die Standarte vorangetragen: **Viktor Adler**. Ein herbes Schicksal — und doch ein besseres als das von Jean Jaurès; denn sind diesem auch, da ihn vor Ausbruch des Krieges eine Mörderhand lötete, die Seelenqualen eines mehr als vierjährigen Krieges erspart geblieben, so hat doch Viktor Adler die Anfänge der großen Weltumwälzung erblicken dürfen und mit dieser die herannahende Verwirklichung seiner Hoffnungen, für die er mehr als ein Menschenalter gearbeitet und gelitten hat; und noch zuletzt war ihm vergönnt, seinen aus Kerkerhaft entlassenen Sohn wieder in die Arme schließen zu können.

Viel, ungeheuer viel ist es, was die Sozialdemokratie Österreichs und mit ihr die ganze internationale sozialistische Bewegung in diesem Manne verliert. Er war nicht nur der angesehenste Führer der österreichischen Partei, dessen Rat in allen politischen Lagen sich stets als treffend erwiesen hatte; er war zugleich der Gründer seiner Partei, der ihre Jugendschritte geleitet hatte und dann mit ihr geworden und gewachsen war, in stetem Ringen mit starken Widerständen zum verehrten Vorkämpfer seiner Gefolgschaft geschmiedet. Deshalb nahm er auch in seiner Partei eine ganz einzigartige Stellung ein, fast die Stelle eines Familienpatriarchen, an dem nicht nur seine Schüler, sondern auch die Masse der Arbeiterschaft mit einem Gefühl persönlicher Beziehung und persönlicher Vertrautheit hingen.

Und nicht nur in seiner engeren Partei, innerhalb der ganzen sozialistischen Internationale galt er als einer der erfahrensten politischen Führer, als ein Mann, der zwar, wo es die Sache erforderte, auch hart und unnachgiebig sein konnte, dessen Wesen aber Gemütsiefe und Rücksichtnahme war, und der deshalb wie wenige andere zur Vermittlung und zur Ausgleichung aller internationalen Gegensätze berufen schien. Besonders hat die reichsdeutsche Sozialdemokratie ihn oft in ihrer Mitte als Berater und klug abwägenden Beurteiler schwieriger Parteilagungen gesehen, und stets hat sein Ratsschlag, wenn er auch oft in einer gewissen satirischen Verbrämung gegeben wurde, willige Beachtung gefunden.

Am 24. Juni 1852 in Prag geboren, studierte Viktor Adler in Wien Medizin und wählte als Spezialfach die Psychiatrie. Schon früh begann

er sich für Politik zu interessieren, wurde deutscher Demokrat und verfaßte als solcher mit Friedjung und Steinwender zusammen das »Linzger Programm«. In den siebziger Jahren wandte er sich dem Sozialismus zu und wurde Schüler von Karl Marx. Da ihm die österreichischen Verhältnisse nicht die gewünschte Wirkungssphäre boten, wollte er 1883 Gewerbeinspektor werden, fand aber keine Anstellung. In den anarchistisch-sozialistischen Kämpfen jener Tage stand er auf dem rechten Flügel, wirkte aber für Verständigung der verschiedenen Gruppen. Die Einigung von Hainfeld war in erster Reihe sein Werk, ebenso die Gründung der »Gleichheit« und der »Arbeiterzeitung«. Als 1894 in Österreich eine Kurie des allgemeinen Wahlrechts eingeführt wurde, kandidierte Adler in Wien, unterlag aber; erst im nächsten Jahre gelang es, ihn in das österreichische Parlament zu bringen, dem er seitdem ständig als Führer seiner Partei angehört hat.

Viktor Adler ist in den Sielen gestorben, als Staatssekretär des Außern der neuen Regierung Deutschösterreich, einen Tag vor der Sitzung des Staatsrats, in dem die Konstituierung der deutschösterreichischen Republik und die Wiedervereinigung mit dem Deutschen Reich verkündet werden sollte — ein Jugendtraum Adlers, den er auch in späteren Jahren nie aufgegeben hat. Er wird der Arbeiterschaft überall fehlen in den Tagen eines neuen Aufbaues und eines neuen, festeren internationalen Zusammenchlusses.

Die Diktatur des Proletariats.

Von Heinrich Cunow.

Die Revolution hat gesiegt. Wie ein Sturmwind griff sie von einem deutschen Bau auf den anderen über und setzte die alten Regierungen hinweg. Das von Millionen erstrebte Ziel, die deutsche sozialistische Republik, ist erreicht und alle Aussicht vorhanden, daß ihr Bereich bald auch Deutschösterreich umfassen wird. Jetzt gilt es, das Errungene zu sichern und zu befestigen, ihm eine breite Rechtsgrundlage zu geben und es damit im Rechtsbewußtsein des Volkes zu verankern. Der Weg dazu ist die Einberufung einer aus allgemeinen, gleichen, freien Wahlen hervorgegangenen Nationalversammlung, die dem Bau der großdeutschen Republik eine demokratische Verfassung gibt. Es ist daher mit Genugtuung zu begrüßen, daß die Bedenken, die sich nach dem Revolutionsieg bei einem Teil der Unabhängigen gegen die baldige Einberufung einer konstituante erhoben, beseitigt erscheinen und das vor einigen Tagen veröffentlichte vorläufige Programm der neuen Reichsregierung die Wahl einer allgemeinen konstituierenden Versammlung ankündigt.

Marx spöttelt in seinem »Achtzehnten Brumaire« darüber, daß meist, wenn die Revolutionäre damit beschäftigt sind, die Dinge umzuwälzen und noch nie Dagewesenes zu schaffen, sie die Geister früherer revolutionärer Epochen heraufbeschwören und diesen ihre Namen, Schlachtparolen, Kostüme entlehnen, um in dieser Verkleidung mit erborgter Sprache eine neue Weltgeschichtszene aufzuführen. Es ist nur eine neue Bestätigung dieser geschichtlichen Tatsache, wenn auch die jetzige deutsche Revolution vierlerorts ihre Sprache, Argumentation und Organisationsform der russischen Revolution des vorigen Jahres entlehnt und sich gewissermaßen

russisch kostümiert. Aber die ganzen gesellschaftlichen und staatlichen Entwicklungsbedingungen der deutschen und der russischen Republik, ihr geschichtlich gegebener Wirtschafts- und Kulturstand, ihre soziale Gliederung und Schichtung sind so verschiedenartig, daß diese Kostümierung nur eine Äußerlichkeit sein kann und darf. Die politische Gesamtorganisation der russischen Republik, ihre föderativ-staatliche und kommunale Sowjetverfassung mit der Diktatur einer einzelnen sozialistischen Parteigruppe unter völliger Ausschaltung aller übrigen Volkselemente kann die deutsche Revolution nicht übernehmen. Und noch weniger kann sie sich ohne weiteres die theoretischen Argumente aneignen, die von den bolschewistischen Wortführern zur Motivierung ihrer Parteidiktatur und ihrer terroristischen Praxis vorgebracht werden.¹ Mag man immerhin zugeben, daß das heutige russische bolschewistische Regiment, wenn es auch vom demokratisch-proletarischen Gesichtspunkt aus keineswegs berechtigt ist, in der russischen Gesellschaftsformation, der Parteizerklüftung und dem Parteidoktrinarismus, nicht zum wenigsten auch in der Unfähigkeit des der vorjährigen Märzrevolution zunächst folgenden oktobristisch-kadettischen und des späteren Kerenskischen Regiments eine gewisse historische Begründung findet, so würde doch die Übertragung der bolschewistischen Parteidiktatur auf das Deutsche Reich nichts anderes bedeuten als den zwangsweißen Versuch der Aufspießung einer fremden terroristischen Staatsordnung auf gesellschaftliche Entwicklungsverhältnisse, in denen diese Ordnung keinen tragfähigen Boden findet und daher von vornherein zum baldigen Zusammensturz verurteilt wäre.

Freilich, wie heute so oft alle möglichen und unmöglichen Auffassungen mit Marxschen Aussprüchen belegt werden, so berufen sich auch die Wortführer des Bolschewismus zur Begründung ihrer Parteidiktatur, die sie kurzweg der »Diktatur des Proletariats« gleichsetzen, auf die Marxsche Lehre. Die Argumente, die Lenin und seine Schüler Marxschen Schriften entnehmen, besonders der Adresse des Generalrats der Internationalen Arbeiterassoziation über die Pariser Kommune, stimmen schon deshalb nicht, weil Marx unter der Diktatur des Proletariats nicht die Aufrichtung der Staatsherrschaft einer relativ kleinen sozialistischen Parteigruppe, sondern der Masse der zur Erkenntnis ihrer Klassenstellung gelangten Arbeiterschaft, das heißt einer Mehrheit gegenüber einer an ihrer Herrschaft festhaltenden bevorrechteten Minderheit, versteht, und weil zweitens nach seiner Ansicht selbst in dem Falle, daß das durch die Revolution zur Herrschaft gelangte Proletariat die übergroße Mehrheit der Bevölkerung bildet, doch diese Mehrheit keineswegs durch Gewalt ihre Ideale nach Belieben zu verwirklichen vermag, sondern sich darauf zu beschränken hat, die sozialen Entwick-

¹ Die Neue Zeit hat bereits zwei Artikel über die bolschewistische Auffassung der »Diktatur des Proletariats« gebracht: eine Kritik von Wilhelm Blos, betitelt »Der neue russische Staat«, in Heft 17 des 1. Bandes des 36. Jahrgangs und einen die »Staatsauffassung der Bolschewiki« näher erläuternden Aufsatz von N. E. Ferow in Heft 1 des jetzigen Bandes. Ein vor kurzem geschriebener redaktioneller Artikel, der zur bolschewistischen Diktaturtheorie Stellung nahm, ist durch die jüngsten deutschen Ereignisse größtenteils überholt worden. Soweit dessen Inhalt heute noch Anspruch auf Beachtung haben dürfte, ist er im obigen Aufsatz mitenthalten.

lungskräfte freizusetzen, die bereits vorhanden sind, die aber durch das bisherige Staatsregiment zurückgehalten wurden. Mit anderen Worten, es lassen sich nur solche Staatsordnungen durchsetzen, für die die gesellschaftliche oder genauer die wirtschaftliche Entwicklung reif und für die sie bereits die nötigen Vorbedingungen geliefert hat; denn die Staatsordnung ist an den Entwicklungsstand der Gesellschaftsordnung, an die Gesamtheit der sich aus dem gesellschaftlichen Produktionsprozeß ergebenden Produktionsverhältnisse gebunden, und keine politische Ordnung vermag sich, da der Staat nur eine »Einrichtung der Gesellschaft«, ihr »tätiger, selbstbewußter, offizieller Ausdruck« ist, dauernd zu behaupten, die dem gegebenen Gesellschaftszustand widerspricht.

Diese Abhängigkeit der Staats- von der Gesellschaftsordnung bildet ein Hauptpostulat der Marxschen Staatsauffassung (vergl. den Aufsatz »Gesellschafts- und Staatsordnung« im letzten Band der Neuen Zeit, S. 489, 514 und 543), das schon in den frühesten Schriften von Marx hervortritt. Mehrfach spottet er darüber, der politische Überglaube bilde sich ein, »daß das bürgerliche Leben vom Staate zusammengehalten werden müsse, während umgekehrt in der Wirklichkeit der Staat von dem bürgerlichen Leben zusammengehalten wird«. Die Diktaturtheorie, wie sie sich die bolschewistischen Wortführer, vor allem Lenin in seiner jüngst erschienenen russischen Schrift »Staat und Revolution«, konstruiert haben, hat aber mit dieser Marxschen Auffassung nichts zu tun. Sie ist vielmehr eine Rückkehr zu dem von ihm gerügten »politischen Überglauben«, das heißt zu der in der großen französischen Revolution immer wieder hervortretenden Meinung, durch Staatsdekrete, Rechtsdeklarationen und Verfassungsänderungen ließen sich nach Belieben gesellschaftliche Zustände ändern.

Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht Marx durch einzelne Aussprüche einen gewissen Anlaß zu jener Meinung der bolschewistischen Theoretiker gegeben hat, vermittlest der Staatsdiktatur einer revolutionären Partei ließe sich, falls nur diese Diktatur die genügende Energie anwende, nach Belieben ein gewünschter Gesellschaftszustand herstellen. Zwar hat Marx nie seine Grundauffassung über das Verhältnis der Staatsordnung zur Gesellschaftsordnung geändert, aber diese Grundauffassung tritt doch zu verschiedenen Zeiten in verschiedener Schärfe und mit ungleicher Konsequenz hervor. In Zeiten starker revolutionärer Gärung hat Marx der proletarischen Revolution eine Rückwirkungskraft auf die Gesellschaftsverhältnisse beigemessen, die er zu anderen Zeiten leugnete. Der leidenschaftliche Revolutionär in ihm gewann in solchen Perioden ein Übergewicht über den abwägenden Soziologen — doch immer nur für kurze Zeit, sobald die revolutionäre Bewegung abflaute, kehrte Marx um so entschiedener zu seiner früheren Ansicht zurück.

Als Marx in den vierziger Jahren, von Hegel ausgehend und doch im Gegensatz zu diesem, zu der Ansicht gelangte, die soziale Entwicklung freie die Abschaffung der Staatsgewalt zu, dachte er sich diesen Vorgang zunächst als einen langwierigen gesellschaftlichen Umwälzungsprozeß. Zunächst werde, nahm er an, die kapitalistische Gesellschaft durch die Bildung von »Assoziationen« oder Wirtschaftsgenossenschaften zerlegt werden und dadurch ihren Klassencharakter verlieren. Erst nachdem auf diese Weise der

Staat als Herrschaftsinstitution seine Grundlage in der Gesellschaft verloren habe, werde dann auf dem Wege der politischen Revolution auch die Staatsgewalt fallen und der Staat zu einer großen Verwaltungsgenossenschaft werden. Die Umwandlung der kapitalistischen Gesellschaft in eine sogenannte assoziierte Gesellschaft sollte also der politischen Revolution vorausgehen, die nur als politische Vollstreckerin der inzwischen vor sich gegangenen sozialen Evolution gedacht wurde. In diesem Sinne heißt es noch in der 1847 erschienenen Marx-Schrift gegen Proudhon (deutsche Übersetzung von Ed. Bernstein und K. Kautsky, S. 182):

Die arbeitende Klasse wird im Laufe der Entwicklung an die Stelle der bürgerlichen Gesellschaft eine Assoziation setzen, welche die Klassen und ihren Gegensatz ausschließt, und es wird keine eigentliche politische Gewalt mehr geben, weil gerade die politische Gewalt der offizielle Ausdruck des Klassengesetzes innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft ist.

Die folgenden beiden Revolutionsjahre mit ihrem Machtkampf drängen indes in Marx den die Entwicklung *sub species aeternitatis* betrachtenden Soziologen zurück; der optimistische Revolutionär gewinnt die Oberhand, und damit gelangt auch teilweise wieder die alte traditionelle französische Revolutionsauffassung zum Durchbruch: alles komme darauf an, die Staatsordnung zu erobern; besäße man erst diese, ließen sich die üblen gesellschaftlichen Zustände ohne weiteres ändern. So heißt es denn im Kommunistischen Manifest:

Das Proletariat wird seine politische Herrschaft dazu benutzen, der Bourgeoisie nach und nach alles Kapital zu entreißen, alle Produktionsinstrumente in den Händen des Staates, das heißt des als herrschende Klasse organisierten Proletariats zu zentralisieren und die Masse der Produktionskräfte möglichst zu vermehren.

Es kann dies natürlich zunächst nur geschehen vermittelt durch despotische Eingriffe in das Eigentumsrecht und in die bürgerlichen Produktionsverhältnisse, durch Maßregeln also, die ökonomisch unzureichend und unhaltbar erscheinen, die aber im Laufe der Bewegung über sich selbst hinausstreben und als Mittel zur Umwälzung der ganzen Produktionsweise unvermeidlich sind.

Und weiterhin am Schlusse des zweiten Abschnitts:

Wenn das Proletariat im Kampfe gegen die Bourgeoisie sich notwendig zur Klasse vereint, durch eine Revolution sich zur herrschenden Klasse macht und als herrschende Klasse gewaltsam die alten Produktionsverhältnisse aufhebt, so hebt es mit diesen Produktionsverhältnissen die Existenzbedingungen des Klassengegengesatzes, die Klassen überhaupt und damit seine eigene Herrschaft als Klasse auf.

Das scheint fast eine Umkehrung des obigen Satzes aus dem Marx'schen „Elend der Philosophie“ zu sein. Dort erfolgt zunächst auf dem Wege der sozialen Evolution die Aufhebung der Klassenschichtung und dann hinterher, da damit die Basis der alten Staatsgewalt fällt, deren politische Eroberung. Im Kommunistischen Manifest dagegen erfolgt zuerst die Eroberung der Staatsmacht, dann durch Anwendung dieser Macht der Umsturz der kapitalistischen Produktionsverhältnisse, darauf durch deren Wegfall die Aufhebung des Klassengegengesatzes und damit schließlich auch die Beseitigung der Klassen.

Dennoch hatte, wie sich aus anderen Stellen des Manifests nachweisen läßt, Marx keineswegs seine frühere Auffassung einfach aufgegeben, aber,

wie Engels später (1895) in der Einleitung zum Wiederabdruck der Marxschen Aufsätze über die »Klassenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850« offen zugestanden hat, glaubte damals Marx, die wirtschaftliche Entwicklung wie auch die Arbeiterschaft wären bereits reif für die Umwandlung der kapitalistischen in die sozialistische Gesellschaftsordnung, und von dieser Selbsttäuschung aus sah er nicht nur die Möglichkeit für das Proletariat, durch eine Revolution sich dauernd in den Besitz der Staatsgewalt zu setzen, sondern auch einfach die »Staatsmaschine« dazu benützen zu können, die bereits durch die Wirtschaftsentwicklung überholte kapitalistische Rechtsordnung zu beseitigen.

Sicherlich besteht also eine gewisse Ähnlichkeit zwischen der damaligen Marxschen und der heutigen bolschewistischen Auffassung über die Funktionen des Proletariats nach einer gelungenen Revolution; der Unterschied ist nur, daß der Bolschewismus unter »Proletariat« die bolschewistische Partei versteht, einen kleinen Bruchteil der russischen Gesamtbevölkerung, Marx hingegen das gesamte »zur Klasse vereinte« Proletariat, die ganzen unteren Bevölkerungsschichten. Lenin und seine Anhänger fassen die proletarische Diktatur als die Machtbehauptung einer kleinen politischen Minorität gegenüber einer Mehrheit, Marx und Engels hingegen als den Kampf einer übergroßen Mehrheit gegen die Machtbehauptung einer zwar an Zahl weit unterlegenen, aber dennoch infolge ihres Besitzes der Produktionsmittel das wirtschaftliche Leben beherrschenden Minderheit auf, wie es denn auch ganz unmißverständlich im Kommunistischen Manifest heißt: »Alle bisherigen Bewegungen waren Bewegungen von Minoritäten. Die proletarische Bewegung ist die selbständige Bewegung der ungeheuren Mehrheit im Interesse der ungeheuren Mehrheit.« Bilden denn die Bolschewisten in Rußland die ungeheure Mehrheit?

Zudem aber haben später (1872) nach weiteren Revolutionserfahrungen Marx und Engels die vorstehenden Zitate aus dem Kommunistischen Manifest selbst dementiert. In ihrer neuen Vorrede zum Manifest heißt es:

Gegenüber der immensen Fortentwicklung der großen Industrie in den letzten fünfundzwanzig Jahren und der mit ihr fortschreitenden Parteiorganisation der Arbeiterklasse, gegenüber den praktischen Erfahrungen, zuerst der Februarrevolution und noch weit mehr der Pariser Kommune, wo das Proletariat zum ersten Male zwei Monate lang die politische Gewalt innehatte, ist heute dies Programm stellenweise veraltet. Namentlich hat die Kommune den Beweis geliefert, daß »die Arbeiterklasse nicht die fertige Staatsmaschine einfach in Besitz nehmen und sie für ihre eigenen Zwecke in Bewegung setzen kann«.

Die den Revolutionsjahren 1848 bis 1850 folgende Periode der revolutionären Abflauung sowie das Studium des politischen Lebens und des Wirtschaftsgetriebes Englands führte Marx wieder zu seiner früheren Auffassung des zwischen Staat und Gesellschaft bestehenden Abhängigkeitsverhältnisses zurück. Zwar die Idee, daß der Staat sich auflösen werde, wurde von Marx nicht fallengelassen; aber es tritt nun wieder die Auffassung hervor, diese Auflösung könne erst das Schlusergebnis eines langen sozialen Umwälzungsprozesses sein. Während er 1848 schon das kapitalistische Wirtschaftssystem für vernichtungsreif angesehen hatte, kommt er nun dazu, noch

einen kapitalistischen Aufstieg für möglich und wahrscheinlich zu halten, und schreibt am 8. Oktober 1858 (Briefwechsel, II, S. 292) an Engels:

Wir können es nicht leugnen, daß die bürgerliche Gesellschaft zum zweiten Male ihr sechzehntes Jahrhundert erlebt hat, ein sechzehntes Jahrhundert, von dem ich hoffe, daß es sie ebenso zu Grabe läutet wie das erste sie ins Leben poufferte. Die eigentliche Aufgabe der bürgerlichen Gesellschaft ist die Herstellung des Weltmarkts, wenigstens seinen Umrissen nach, und einer auf seiner Basis ruhenden Produktion. Da die Welt rund ist, scheint dies mit der Kolonisation von Kalifornien und Australien und dem Aufschluß von China und Japan zum Abschluß gebracht. Die schwierige question (Frage) für uns ist die: Auf dem Kontinent ist die Revolution imminet und wird auch sofort einen sozialistischen Charakter annehmen. Wird sie in diesem kleinen Winkel nicht notwendig geerbt (erdrückt) werden, da auf viel größerem Terrain das movement (die Bewegung) der bürgerlichen Gesellschaft noch ascendant (im Aufsteigen) ist?

Es müssen also noch lange Wegstrecken bis zur Abschaffung des Staates zurückgelegt werden, und diese Abschaffung kann nur erfolgen, wenn vorher durch die Assoziation der Arbeiterklasse die ökonomische Herrschaft der Bourgeoisie gebrochen, das heißt die Lohnarbeit durch die »assoziierte« Arbeit überwunden worden ist. Ein Mittel dieser Überwindung fand Marx nun in dem Kooperationsystem, das in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine gewisse Bedeutung in England zu erlangen begann. Diese Kooperationsarbeit vermöge aber, meinte er, da die Bourgeoisie sich ihrer Ausbreitung entgegenstemme, nicht aus sich selbst die Bedeutung zu erlangen, die zur Beseitigung der Klassenherrschaft nötig sei. Deshalb müsse die Arbeiterklasse die politische Macht erobern, um den Widerstand der Bourgeoisie zu brechen. Dementsprechend heißt es in der Einführungsadresse der Internationalen Arbeiterassoziation:

Um die arbeitenden Massen zu befreien, bedarf das Kooperationsystem der Entwicklung auf nationaler Stufenleiter und der Förderung durch nationale Mittel. Aber die Herren des Grund und Bodens wie die des Kapitals werden stets ihre politischen Privilegien zur Verteidigung und zur Verewigung ihres wirtschaftlichen Monopols benützen. Statt die Befreiung der Arbeit zu fördern, werden sie fortfahren, ihr jedes mögliche Hindernis in den Weg zu legen. . . . Politische Macht zu erobern, ist daher die große Pflicht der Arbeiterklasse.

Die Eroberung der politischen Gewalt durch die Arbeiterklasse hat also hier nicht den Zweck, alsbald Klassenherrschaft und Staat zu beseitigen: sie soll zunächst nur der Kooperationsarbeit zum Durchbruch verhelfen. Erst infolge der Überwindung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung durch das kooperative Assoziationsystem wird dann allmählich die Klassenschichtung verschwinden.

Doch auch diese Auffassung läßt Marx schon nach wenigen Jahren wieder fallen. Die schnelle Ausdehnung der sozialistischen Bewegung und die Erfahrungen der Pariser Kommune bestimmen ihn, die Abschaffung der Klassenherrschaft auf einem noch anderen Wege zu suchen. Die Umwälzung, meint er nun, werde derart vor sich gehen, daß die Arbeiterklasse sich zunächst der einzelnen Gemeinden bemächtigt und diese, wie er sagt, als Hebel benützt, um »die ökonomischen Grundlagen umzustürzen, auf denen der Bestand der Klassen und damit der Klassenherrschaft ruht«. Diese sozialistischen Kommunen hätten sich dann wieder zusammenzufügen, also Kommunalverbände zu bilden, die, indem sie der Staatsgewalt immer weitere wichtige Funk-

tionen abnähmen, deren Wirkungskreis einschränkten und so schließlich die Staatsmacht brächen.

Marg findet deshalb im Organisationsplan der Kommune einen passenden Hebel, um die »ökonomischen Grundlagen umzustürzen«, auf denen die Klassenherrschaft ruht. Während sich im kommunistischen Manifest das Proletariat der Staatsgewalt bemächtigt, durch diese »alle Produktionsinstrumente in den Händen des Staates zentralisiert« und dadurch die sozialistische Gesellschaft herstellt, baut sich nach der Annahme der Generalratsadresse über die Pariser Kommune die neue Gesellschaft nicht auf der zentralisierten Staatsgewalt, sondern auf der Grundlage der sozialisierten Kommune auf und macht dadurch die Staatsgewalt überflüssig.

Im kommunistischen Manifest wird also ein zentralisierter Staat als Fundament der neuen Gesellschaftsformation unterstellt, in der Generalratsadresse eine Föderation der Kommunen. Doch das ist nicht der Hauptunterschied. Dieser liegt darin, daß Marg im kommunistischen Manifest der Diktaturgewalt der Arbeiterklasse ohne weiteres die Macht verleiht, durch gewaltsame Eingriffe in den Wirtschaftsmechanismus die ganze Produktionsweise umzugestalten. Nach der Generalratsadresse kann dagegen nicht einfach die Staatsmacht von der Arbeiterklasse übernommen und zum Zweck der Abschaffung der Klassen benutzt werden. Diese Abschaffung wird vielmehr erst nach Ablauf einer »ganzen Reihe von geschichtlichen Prozessen« möglich sein. Die Arbeiterklasse kann nicht einfach ihre sozialen Ideale verwirklichen; sie kann nicht durch Volksbeschlüsse kurzweg die Gesellschaftsform ändern, sondern nur der sich vollziehenden sozialen Umwälzung durch Hinwegräumen staatlicher Hindernisse den Weg freimachen. Wörtlich heißt es in der Generalratsadresse:

Sie (die Arbeiterklasse) hat keine fix und fertigen Utopien durch Volksbeschlüsse einzuführen. Sie weiß, daß, um ihre eigene Befreiung und mit ihr jene höhere Lebensform hervorzuarbeiten, der die gegenwärtige Gesellschaft durch ihre eigene ökonomische Entwicklung unwiderstehlich entgegenstrebt, daß sie, die Arbeiterklasse, lange Kämpfe, eine ganze Reihe geschichtlicher Prozesse durchzumachen hat, durch welche die Menschen wie die Umstände gänzlich umgewandelt werden. Sie hat keine Ideale zu verwirklichen; sie hat nur die Elemente der neuen Gesellschaft in Freiheit zu setzen, die sich bereits im Schoße der zusammenbrechenden Bourgeoisgesellschaft entwickelt haben.

Zudem versteht Marg auch in der Generalratsadresse der Internationalen Arbeiterassoziation unter den Bezeichnungen »Herrschaft des Proletariats«, »Regierung der Arbeiterklasse« usw. stets die Herrschaft einer großen Mehrheit über eine Minderheit, die er als »aneignende Klasse« bezeichnet, und setzt als ganz selbstverständlich voraus, daß diese Herrschaft sich auf dem allgemeinen gleichen Stimmrecht aufbaut, wie er denn auch von der Kommune sagt: »Nichts konnte dem Geist der Kommune fremder sein, als das allgemeine Stimmrecht durch hierarchische Investitur zu ersetzen.«

So wenig denn auch Kautsky nach meiner Ansicht die Margsche Gesellschaftslehre und ihren Zusammenhang mit der Hegelschen Gesellschaftsauffassung erfaßt hat, behält er doch mit der von ihm in seiner neuesten

Schrift »Die Diktatur des Proletariats« gegen Lenin verteidigten Meinung unzweifelhaft recht, daß Marx unter dem Ausdruck »Diktatur des Proletariats« niemals die Herrschaft einer Minoritätspartei unter Aufhebung der Demokratie verstanden hat. Und ebenso richtig ist Kautskys Folgerung: »Die Diktatur erweist sich nicht als ein Mittel einer sozialistischen Partei, die in einem Staate im Gegensatz zur Mehrheit des Volkes zur Herrschaft kommt, diese dort zu sichern, sondern nur als ein Mittel, sie vor Aufgaben zu stellen, die ihre Kräfte übersteigen, an deren Lösung sie sich erschöpft und aufreißt.«

Es ist deshalb schwer verständlich, daß ein Teil der deutschen sozialistischen Radikalen unter Berufung auf Marx die Leninsche Diktaturtheorie übernimmt und die Einberufung einer deutschen verfassungsgebenden Nationalversammlung ablehnt. Was unter den russischen sozialen und politischen Verhältnissen immerhin noch einen gewissen Sinn hat, wäre unter den gegebenen deutschen Verhältnissen völlig sinnlos. Der Verzicht auf den Zusammentritt eines aus dem allgemeinen, gleichen Stimmrecht hervorgegangenen deutschen Volksparlamentes hieße nichts anderes als die Basierung der neuen Regierungsgewalt und staatlichen Neuordnung auf einen bloßen Gewaltakt unter Nichtachtung des allgemeinen Volkswillens und dessen legaler Bekundung. Es bliebe ferner, allen zukünftigen Maßnahmen der neuen Reichsregierung von vornherein jede verfassungsmäßige Rechtsgrundlage zu nehmen, die Volkssouveränität zu negieren und, da Widerstände der Entrechteten gegen solche Maßnahmen nicht ausbleiben würden, die neue Regierung geradezu zur Anwendung von Abschreckungsmitteln zu zwingen. Das Ergebnis könnte nichts anderes sein, als steigender Terrorismus. Es ist deshalb sehr erfreulich, daß sich die neuentstandenen Arbeiter- und Soldatenräte wie auch die neugebildeten provisorischen Regierungsausschüsse einer ganzen Reihe von Bundesstaaten bereits für die baldigste Einberufung einer verfassungsgebenden Nationalversammlung ausgesprochen haben und nun auch die neue Reichsleitung sich offen zu dieser dringenden Forderung bekennt. Erst die konstituierende Nationalversammlung vermag der deutschen Republik die nötige freiheitliche Rechtsgrundlage zu geben und ihr zu allgemeiner Anerkennung und Sicherung zu verhelfen.

Kolonialpolitik und Arbeiterschaft.

Von H. Rundé.

Die neue Reichsregierung hat die harten Waffenstillstandsbestimmungen der Entente annehmen müssen. Bald werden Friedensverhandlungen folgen, bei denen die verbündeten Mächte kaum minder harte Forderungen stellen dürften. Eine der schwierigsten Aufgaben, die unsere Unterhändler am Konferenztisch haben werden, wird darin bestehen, von England und Frankreich die Rückgabe der deutsch-afrikanischen Kolonien zu erreichen. Wilsons Friedensprogramm stellt zwar keineswegs die Forderung eines Überganges des deutschen Kolonialbesitzes in englische Hände, trotzdem ist sicher, daß die englische Regierung sich aufs äußerste sträuben wird, Deutsch-Ostafrika und Südwestafrika herauszugeben, ist doch der englische Propagandasfeldzug gegen die angeblichen deutschen Kolonialgreuel von ihr

nur deshalb in Szene gesetzt, um ihren Ansprüchen auf das deutsche Kolonialgebiet eine gewisse moralische Begründung zu geben.

Die Stellung der deutschen Arbeiterschaft zur Kolonialfrage hatte sich schon in den letzten Jahren vor dem Weltkrieg mehr und mehr gewandelt, und unter dem Einfluß der Kriegserfahrungen und der englischen Bestrebungen, Großbritannien mit seinen Kolonien zu einem Wirtschaftsverband zu vereinigen und der deutschen Industrie auch nach Ablauf des Krieges den Bezug kolonialer Rohstoffe zu erschweren, hat diese Wandlung weitere Fortschritte gemacht. Daß man früher in der sozialdemokratischen Partei zur Kolonialfrage eine wesentlich andere Stellung einnahm, ist in Anbetracht der damaligen andersgearteten politischen und industriellen Lage begreiflich, stand doch die Sozialdemokratie mit ihrem Widerstand gegen die Kolonialpolitik keineswegs allein. Wir verweisen nur auf die allgemeine Kolonialmüdigkeit der siebziger Jahre. Bismarck sowohl wie Caprivi standen durchaus kühl zur Kolonialfrage. Als man ersterem 1871 bei den Friedensverhandlungen nahelegte, die französischen Kolonien zu annektieren, lehnte er das ab, ebenso 1875 die Annexion der Samoa-Inseln. Er schrieb damals an Noon: »Die Kosten, welche die Gründung, Unterstüßung und namentlich die Behauptung der Kolonien veranlaßt, übersteigen, wie die Erfahrungen der Kolonialpolitik Englands und Frankreichs beweisen, sehr oft den Nutzen, den das Mutterland daraus zieht, ganz abgesehen davon, daß es schwer zu rechtfertigen ist, die ganze Nation zum Vorteil einzelner Handels- und Gewerbebezüge zu erheblichen Steuerlasten heranzuziehen. England hat auf Grund der damit gemachten Erfahrungen seine Kolonialpolitik aufgegeben, und Frankreich scheint ebenfalls wenig Wert auf die Gründung neuer Kolonien zu legen. Für den Norddeutschen Bund, dessen Wehrsystem auf der allgemeinen Wehrpflicht beruht, liegt noch eine besondere Schwierigkeit darin, daß es nicht füglich als zum Inhalt der Wehrpflicht angegeben werden kann, die Wehrpflichtigen auf längere Zeit in den Tropenländern als Besatzung zu verwenden. Andererseits aber trete ich ganz der ... Ansicht bei, daß unsere Marine noch nicht weit genug entwickelt ist, um die Aufgabe nachdrücklichen Schutzes in fernen Staaten übernehmen zu können.«

Nur tastend ging er Ende der siebziger Jahre an den Abschluß des Handels- und Freundschaftsvertrags mit den Tonga- und Samoa-Inseln. Ebenso vorsichtig war Caprivi in seiner Kolonialpolitik. Beide fürchteten sich vor der Rivalität Englands. Doch auch in England war in den siebziger Jahren die Meinung über den Wert von Kolonien sehr geteilt. Gladstone hatte das Aufhören der Kolonialpolitik als nahe bevorstehend hingestellt, Godwin Smith ein britisches Kolonialreich als eine Gefahr für England erklärt. Das hat allerdings Englands Staatsmänner nicht gehindert, sich überall neue Kolonien anzueignen, noch auch in dem Bestreben nachzulassen, anderen Mächten Kolonien streitig zu machen oder ihnen zuvorzukommen.

Dem deutschen Volk bis tief in die bürgerlichen Kreise hinein wurde es damals ja auch nicht gerade leicht gemacht, sich für die Kolonialpolitik zu erwärmen. Der Affessorismus und Bürokratismus, die gleich zu Anfang in die Kolonien verpflanzt wurden, konnten unmöglich ermutigend wirken. Die Scheußlichkeiten der Leist, Wehlau und Arenberg sind noch in frischer Erinnerung. Sie stießen selbst die Kreise ab, auf deren Sympathie vieles ankam: die kapitalistischen Kreise. Ihr mangelndes Vertrauen, durch Hergabe

der erforderlichen Kapitalien die Kolonien wirtschaftlich zu heben, war bezeichnend und konnte nicht ohne Einfluß auf die übrige Bevölkerung bleiben.

Auch die innerpolitischen Verhältnisse in Deutschland waren nicht danach angefaßt, den Blick nach fernen Landen zu richten. Die i n n e r e Kolonisation war näherliegend. Aber für solche Aufgaben waren Mittel angeblich nicht vorhanden. Kein Wunder, daß die Arbeiterschaft die Gelder bedauerte, die in die Kolonien gesteckt wurden. Die Gefahr, durch Erwerb von Kolonien mit anderen Mächten Konflikte heraufzubeschwören, verstärkte noch diese ablehnende Stellungnahme.

Auf dem Internationalen Kongreß in Stuttgart 1907 wurde der ganze Komplex von Gründen, der nach damaliger sozialistischer Auffassung gegen die Kolonialpolitik sprach, in folgender Resolution zusammengefaßt:

Der Kongreß ist der Ansicht, daß die kapitalistische Kolonialpolitik ihrem innersten Wesen nach zur Knechtung, Zwangsarbeit oder Ausrottung der eingeborenen Bevölkerung der Kolonialgebiete führen muß. Die zivilisatorische Mission, auf die sich die kapitalistische Gesellschaft beruft, dient ihr nur als Deckmantel für die Eroberungs- und Ausbeutungsgelüste. Erst die sozialistische Gesellschaft wird allen Völkern die Möglichkeit bieten, sich zur vollen Kultur zu entfalten. Die kapitalistische Kolonialpolitik, statt die Kollektivkräfte zu steigern, zerstört durch Versklavung und Verelendung der Eingeborenen wie durch mörderische, verwüstende Kriege den natürlichen Reichtum der Länder, in die sie ihre Methoden verpflanzt. Sie verlangsamt oder verhindert dadurch selbst die Entwicklung des Handels und des Absatzes der Industrieprodukte der zivilisierten Staaten. Der Kongreß verurteilt die barbarischen Methoden kapitalistischer Kolonisation und verlangt im Interesse der Entfaltung der Produktivkräfte eine Politik, die die friedliche kulturelle Entwicklung gewährleistet und die Bodenschätze der Erde in den Dienst der Höherentwicklung der gesamten Menschheit stellt. Er bekräftigt von neuem die Resolution von Paris (1900) und Amsterdam (1904) über die Kolonialfrage und verwirft nochmals die jetzige Kolonisationsmethode, die, ihrem Wesen nach kapitalistisch, keinen anderen Zweck hat, als fremde Länder zu erobern und fremde Völker zu unterwerfen, um sie schonungslos zum Nutzen einer verschwindenden Minderheit auszubeuten, während gleichzeitig im eigenen Lande die Lasten der Proletarier steigen.

Als Feind jeder Ausbeutung des Menschen durch den Menschen und als Verteidiger aller Unterdrückten ohne Unterschied der Rasse verurteilt der Kongreß diese Politik des Raubes und der Eroberung, die nur die schamlose Anwendung des Rechtes des Stärkeren ist und das Recht der besiegten Völker mit Füßen tritt.

Die Kolonialpolitik vermehrt die Gefahr kriegerischer Verwicklungen zwischen den kolonisierten Staaten und steigert ihre Belastung durch Heer und Flotte.

Finanziell betrachtet, sollen die Ausgaben für die Kolonien, ebenso solche, die der Imperialismus verschuldet, als auch solche, die im Interesse der ökonomischen Entwicklung der Kolonien gemacht werden, von denen getragen werden, die allein von der Ausplünderung fremder Länder Nutzen ziehen und deren Reichtümer aus ihnen stammen.

Der Kongreß erklärt schließlich, daß die sozialistischen Abgeordneten die Pflicht haben, in allen Parlamenten unverzüglich diese Methode der schonungslosen Ausbeutung und Knechtschaft zu bekämpfen, die in allen bestehenden Kolonien herrscht.

Zu diesem Zwecke haben sie für die Reformen einzutreten, um das Los der Eingeborenen zu verbessern, haben sie jede Verletzung der Rechte der Eingeborenen, ihre Ausbeutung und ihre Versklavung zu verhindern, und haben sie mit allen zu Gebote stehenden Mitteln an ihrer Erziehung zur Unabhängigkeit zu arbeiten.

Formell wurde zwar nach diesen Richtungspunkten debattiert; doch zeigte sich bald, daß man nicht immer streng danach handeln konnte. Die Kolonial-

praxis hatte inzwischen andere Wege eingeschlagen. Das investierte Kapital, inzwischen auf über eine halbe Milliarde angewachsen, verlangte Verteidigung, sollte es nicht nutzlos geopfert sein. Die Methoden des Kolonisierens waren nicht nur menschlichere, sondern auch fruchttragendere geworden — und der Einfluß der Sozialdemokratie auf diese Gestaltung der Dinge war unverkennbar. Kulturaufgaben traten, zwar zunächst nur zögernd, doch immer mehr in den Vordergrund und verliehen ihnen gegenüber den nurkapitalistischen Interessen Gegengewichte.

So waren bei Kriegsausbruch die kolonialen Verhältnisse nach jener ersten Periode der »Kinderkrankheiten« ziemlich gesundet. Neben einer auf dem Eingeborenenrecht, natürlich einem Gewohnheitsrecht, aufgebauten Rechtspflege, die, mochte sie auch noch so mangelhaft sein, immerhin einen wichtigen Anfang bedeutete, war die Verwaltung nach vernünftigen Grundsätzen der Zivilverwaltung geregelt, die sich, soweit möglich, vom Bürokratismus, wenn auch nicht immer mit dem wünschenswerten Erfolg, freizumachen versuchte. Die Finanzverwaltung war von dem Bestreben geleitet, sich von ausbeuterischen und inhumanen Maßnahmen freizuhalten und die Kolonien finanztechnisch auf eigene Füße zu stellen. Bei Togo und Samoa war das bereits gelungen. Die Wirtschaftspolitik war auf den Grundsätzen der »offenen Tür«, des freien Handels, des »internationalen Wettbewerbs auf gleichem Fuße und der Gewerbe- und Niederlassungsfreiheit« aufgebaut wirtschaftliche Hemmnisse in Gestalt von Konzessionen und Monopolen wurden nicht mehr zugelassen. Auch die zollpolitischen Bevorzugungen, die außer Holland alle anderen Kolonialmächte befolgen, kannten die deutschen Kolonialgebiete nicht, abgesehen von geringen Ausfuhrzöllen, die im fiskalischen Interesse notwendig waren.

In humanitärem Sinne ist die deutsche Kolonialpolitik, ganz im Gegensatz zu der nur auf den Gewinn zugeschnittenen englischen, mit vorläufig allerdings geringem Erfolg tätig gewesen: sie hat sich an die Spitze der Bewegung gestellt, die die Einfuhr von Branntwein, Waffen und Munition verhindern will. Die Widerstände anderer Kolonialmächte haben leider einen vollen Erfolg dieser Bewegung verhindert.

Zur Durchführung dieser Wirtschaftspolitik hat das Reich durch Subventionierung von Schifffahrtslinien und dadurch zur Belebung nicht nur der deutschen Kolonialwirtschaft, sondern des Außenhandels überhaupt wesentlich beigetragen. 1895 hatte zum Beispiel die Woermann-Linie nur 5 Dampfer mit 12 745 Bruttoregistertonnen im Verkehr mit Afrika zur Verfügung. 1914 war der Schiffspark auf 29 Dampfer mit 145 000 Bruttoregistertonnen sowie 10 Küstendampfer, 9 Schlepper, 8 Barkassen, 152 Leichter und kleinere Fahrzeuge angewachsen. Die Deutsch-Ostafrika-Linie begann 1900 mit 7 Seedampfern zu 13 600 Bruttoregistertonnen. 1914 hatte sie 23 Dampfer mit 110 000 Bruttoregistertonnen im Betrieb. Desgleichen wurde der innerafrikanische Verkehr sowohl durch Bau von Straßen als durch Bau von Eisenbahnen und Errichtung von Binnen-schiffahrtsstationen gehoben. So hatten die Schienenwege Ende 1913 eine Länge von 4179 gegen 1350 Kilometer 1906 und würden nach Fertigstellung im Bau befindlicher, beziehungsweise genehmigter Strecken auf 5113 Kilometer Haupt- und 178,7 Kilometer Nebenbahnen gekommen sein, hätte nicht der Krieg einen Stillstand dieser Bestrebungen erzwungen. Hervorgehoben sei noch, daß diese

ganzen Bauten unter Aufsicht weißer Ingenieure ohne Fron- oder Zwangsarbeit der Eingeborenen ausgeführt wurden, unter Einhaltung der für die einzelnen Kolonialgebiete erlassenen Arbeiterverordnungen für die Eingeborenen. Auch der Post- und Telegraphendienst war vorbildlich, zum Teil sogar besser organisiert als im russischen Reiche. Es bestanden bei der Aufrechterhaltung des 10-Pfennig-Portos für Inlandsbriefe und im Verkehr mit dem Mutterland 187 Postanstalten und 2027 Fernsprechstellen. Die Leitungen hatten eine Länge von rund 14 600 Kilometern.

Die Grundsätze, die für alle diese verkehrstechnischen Maßnahmen maßgebend sein sollten, faßte der Kolonialsekretär 1913 wie folgt zusammen: »Eine gute Rente ist etwas sehr Schönes, und doch ist sie kein Maßstab dafür, ob die Bahn ihren Zweck erfüllt. Dafür ist die Größe des Verkehrs maßgebend. Der Verkehr ist der zuverlässigste Gradmesser für die Entwicklung des Wirtschaftslebens. Lebhafter Verkehr bedeutet blühende Wirtschaft, und der Wirtschaft zu dienen ist die Aufgabe der Bahn. Was an mittelbarer Rente eingebüßt wird, wird reichlich gewonnen an der zunehmenden Entwicklung der Gesamtwirtschaft. Erst wenn die Bahnen in die Verkehrsreise kommen, sollen und müssen sie sich selbst fragen, müssen sie Zinsverlust, Amortisation und Betrieb decken. Danach haben wir die Tarife zu stellen. Wir müssen sie zuschneiden nicht für den Betriebssatz der Gegenwart, sondern für den der Zukunft.«

Auch die Verbesserung des Gesundheitsdienstes gehörte zu den Aufgaben, die sich die deutsche Kolonialverwaltung gestellt hatte, nachdem er in den ersten Anfängen vernachlässigt und eine hohe Eingeborenen- und Kindersterblichkeit eingetreten war. Hier mußten ganz neue, erst wissenschaftlich zu erforschende Wege gegangen werden. Mit großer Gründlichkeit wurden die Tropenkrankheiten erforscht. War das zunächst auch mehr zum Schutze der Weißen erforderlich, so griff das Bestreben, die gesundheitlichen Verhältnisse allgemein zu verbessern, schnell auf die Eingeborenenbevölkerung über. Die verheerenden Seuchen: Malaria (der die Eingeborenen ebenso ausgesetzt sind wie Europäer, besonders die Kinder), Pocken, Ruhr, Typhus, Ausfall, Pest, Gelbfieber, Syphilis und andere, die bisher mangels jeglicher Hilfe Tausende der Eingeborenen dahingerafft hatten, wurden systematisch bekämpft, die Eingeborenen also einer Hilfe teilhaftig, die nur hochstehende Kultur ihnen vermitteln konnte. Krankenhäuser entstanden mit eingeübtem Pflegepersonal; meist kostenfreie ärztliche Hilfe und Verpflegung wurden gewährt, für ambulante Behandlung wurden Polikliniken errichtet, für hygienische Belehrung gesorgt usw. Allein die Maßnahmen gegen die Schlafkrankheit, diese Geißel des afrikanischen Eingeborenen, sind Kultur-taten, die unlösbar mit dem Namen der deutschen ärztlichen Wissenschaft verknüpft sind, um so mehr, als weder Franzosen noch Belgier irgend etwas zur Bekämpfung unternommen hatten. Sogar Lepraheime sind errichtet, Tausende von Ausfägigen isoliert worden, um die allgemeine Ansteckungsgefahr zu beseitigen.

Doch auch andere Zweige der deutschen Wissenschaft hatten zur Zeit des Kriegsbeginns bereits Hervorragendes geleistet. Abgesehen von der reinen Forchtätigkeit in ethnologischer, naturwissenschaftlicher und geographischer Beziehung, ist auch die allgemeine wissenschaftliche Erforschung nicht nur der deutschen Kolonien, sondern fast ganz Afrikas, insbesondere in bezug auf

wirtschaftliche Verwendbarkeit, erfolgt. Die geologische Forschung zum Beispiel, die sich auf Bodenuntersuchungen, Ergründung nutzbarer Lagerstätten von Mineralien und anderer Rohstoffe erstreckte, hatte schon recht gute Erfolge, die eine Zukunft verhießen, gezeitigt. Auch meteorologische Beobachtungsstellen sind errichtet worden. Zoologen und Botaniker waren eifrig bei der Arbeit, sowohl im Interesse der Wissenschaft als aus wirtschaftlichen Erwägungen die Kolonialgebiete zu erschließen. Gerade letztere Tätigkeit hat zur praktischen, landwirtschaftlichen Befähigung bedeutend beigetragen. War früher der Eingeborene, seiner primitiven Kulturstufe entsprechend, meist noch auf die Sammeltätigkeit in Busch und Wald für seines Lebens Notdurft angewiesen, war bei Beginn der Kolonialtätigkeit der Tauschhandel mit Wildprodukten, die, eingesammelt und im Raubbau erworben, in den Faktoreien abgeliefert wurden, noch vorherrschend, so wurde bald zum praktischen, von Europäern geleiteten Plantagenbau übergegangen. Das schien zunächst gegen die Freiheit der Eingeborenen gerichtet. Doch auch der Europäer ist zu geregelter Arbeit gezwungen, will er sein Leben fristen. Erziehungskurse, Versuchstationen, landwirtschaftlicher Dienst usw. wurden eingerichtet, um den Eingeborenen — das ist das Ziel — zur planmäßigen landwirtschaftlichen Produktion zu erziehen. Die Erfolge waren vielversprechend. Es waren plantagenmäßig 1913 bepflanzt:

Schutzgebiet	Gesamt- anbau- fläche Hektar	Kakao Hektar	Kaut- schuk Hektar	Kokos- palmen Hektar	Gisela- naben Hektar	Kaffee Hektar	Baum- wolle Hektar	Tabak Hektar
Deutsch-Ostafrika .	106292	120	45317	8178	24751	4803	12941	16
Kamerun	28225	13161	7402	—	30	107	—	153
Togo	1343	183	174	659	268	—	—	—
Neuguinea . . .	32264	394	2339	29242	78	9	—	3
Samoa	10702	3613	1162	4889	—	3	—	—
Zusammen	178826	17471	56394	42938	25127	4922	12941	172

Landwirtschaftliche Schulen entstanden, Wanderlehrer wurden ausgebildet und vieles getan, um den Wirtschaftswert der Kolonien zu heben. 1914 waren errichtet: 4 Institute wissenschaftlichen und praktischen Charakters, 9 allgemeine landwirtschaftliche Versuchsanstalten, 9 Spezialversuchstationen (7 für Baumwolle und 2 für Tabakbau), 2 besondere Ackerbauschulen. Ebenso wurden Viehzuchtstationen errichtet. Durch diese Maßnahmen stieg die Ausfuhr pflanzlicher und tierischer Produkte von 1896 bis 1912 um rund 778 Prozent, von 1900 bis 1912 um rund 460 Prozent, in Zahlen von 7,8 Millionen Mark im Jahre 1896 auf 13,2 Millionen Mark im Jahre 1900 und 60,7 Millionen Mark im Jahre 1912 — ein kleiner Bruchteil zwar an der Zahl des deutschen Gesamthandels mit Rohstoffen und Nahrungsmitteln gemessen, aber doch ein verheißender Fortschritt, der zu guten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt.

Endlich sei noch das Schulwesen erwähnt, das gleichfalls gepflegt und immer weiter ausgebaut wurde. Die Schwierigkeiten, das muß man sich vor Augen halten, sind nicht gerade geringfügig: Klima, Abscheu der Eingeborenen, Entfernung der einzelnen Niederlassungen voneinander, fehlende Verkehrswege usw. bilden große Hindernisse. Dennoch geben die gemachten Aufwendungen ein anschauliches Bild von den bestehenden Absichten.

Es wurden aufgewendet für Schulzwecke:

	1910	1911	1912	1913	1914
Ostafrika	192 888	202 898	237 777	259 780	401 180
Kamerun	158 854	151 210	138 220	238 120	326 100
Togo	85 879	62 471	66 559	71 959	86 900
Südwestafrika . .	269 855	381 486	493 428	543 428	616 810
Neuguinea	46 601	63 928	83 765	95 065	155 000
Samoa	49 612	54 945	58 637	59 137	72 385
Summe	803 689	916 938	1 078 386	1 267 489	1 658 375

In der Vorkriegszeit war es ein beliebtes Schlagwort, daß die Arbeiterschaft als Klasse an derlei Dingen nur ein mittelbares Interesse habe, da das kapitalistische Interesse mit Arbeiterinteressen nicht identisch sei. Auf viele Einzelheiten, vielleicht sogar überwiegend, trifft das gewiß zu; aber ebenso gewiß ist es, daß es immerhin nicht unbedeutende gemeinsame Interessen gibt. Schließlich wird in allen Dingen ein gewisses Kompromiß geschlossen werden müssen, wenn nicht alles Streben negativ bleiben soll.

Solche Gemeinsamkeit der Interessen ist aber gegeben, wo es sich um die Frage handelt, ob allseitige Arbeitsmöglichkeit vorhanden ist. Auf ihr beruht Volkswirtschaft, Volkswohlfahrt, Nahrungsmittelbeschaffung und letzten Endes die Höhe der Kultur überhaupt. In unserem Falle handelt es sich um die Feststellung, ob das volkswirtschaftliche Gleichgewicht beeinträchtigt wird, wenn die Industrien ausgeschaltet sind oder in ihrer vollen Leistungsfähigkeit behindert werden, die ausschließlich oder zu einem erheblichen Teil auf tropische Rohstoffe angewiesen sind, und dieses Angewiesensein auf Kolonialprodukte gilt für viele unserer wichtigsten Industriezweige. Wäre die Sicherheit gegeben, daß in Zukunft allen Ländern stets der koloniale Rohstoffmarkt unter gleichen Bedingungen offen stände, daß in keiner Weise das Mutterland vor anderen Ländern bevorzugt würde, so könnte man vielleicht von der Forderung, den deutschen Kolonialbesitz festzuhalten, absehen; aber wo sind diese Bedingungen gegeben? Dabei handelt es sich keineswegs immer nur um Zollbegünstigungen des Mutterlandes, auch durch Einführung besonderer Hafen- und Lagergebühren, Gewährung von Ausfuhr- und Transporterleichterungen, direkte oder indirekte Unterstützung von privaten Rohstoffkartellen und -aufkaufsverbänden läßt sich jederzeit eine Bevorzugung der Industrie des Mutterlandes zum Nachteil fremder konkurrierender Industrien erreichen. Man kann also gewiß nicht sagen, das erwerbstätige Volk Deutschlands hätte kein Interesse am deutschen Kolonialbesitz. Soweit es ein Interesse daran hat, daß die einheimische Industrie konkurrenzfähig bleibt und sich weiter auszudehnen vermag, hat es auch ein Interesse daran, daß dieser Industrie nicht gegenüber anderen Ländern der Bezug kolonialer Rohstoffe erschwert wird.

Die völlig negative Haltung, die einst die Partei zur Kolonialfrage eingenommen hat, hat deshalb heute keine Berechtigung mehr. Damit ist keineswegs gesagt, daß nicht sehr vieles an der früheren deutschen Kolonialpolitik auszusetzen bleibt. Mag sie auch nach und nach in steigendem Umfang in humane Bahnen eingelenkt sein, so bot sie doch auch in den letzten Jahren vor dem Krieg noch manchen Anlaß zu schärfster Kritik. Aufgabe der Sozialdemokratie muß es im neuen demokratischen Reich sein, die Kolonialpolitik immer mehr zu einer Kulturpolitik auszugestalten.

Wirtschaftliche Macht als Fundament der Demokratie.

Von H. Peus (Dessau).

Wirtschaftliche Macht ist das Fundament der politischen Macht. Diese Wahrheit gilt es ganz besonders jetzt zu beachten, da das Volk die politische Macht formell erobert hat. Jetzt muß erst recht alles geschehen, um für das Volk wirtschaftliche Macht zu erwerben. Wirtschaftliche Macht ist Macht über die Arbeitskraft und über das Kapital. Die Macht über die Arbeitskraft wird dem Volke zuteil durch die berufliche oder gewerkschaftliche Organisation der Arbeiter. Wer diese kommandiert, beherrscht einen wesentlichen Faktor der wirtschaftlichen Macht. Und auf dieser Herrschaft über die Arbeitskraft baut sich auch ein bedeutungsvolles Stück der politischen Macht auf. Die Berufsorganisationen der Arbeiter sind politisch neutral. Mit Recht. Ihre unmittelbare Aufgabe ist die Wahrung der Interessen der in einem Beruf tätigen Arbeiterschaft. Insofern haftet ihr auch etwas Partikularistisches an. Ein Beruf kann sich leicht gegen den anderen einsetzen. Ganz wird das nicht zu vermeiden sein. Jeder Beruf muß für seine besonderen Interessen eintreten. Gemeinsam muß aber allen Berufsorganisationen der Arbeiter — Arbeiter im weitesten Sinne genommen — die Wahrnehmung der Interessen der Arbeitskraft gegenüber den Ansprüchen des profitierenden Kapitals sein. Doch diese Wahrnehmung gewerkschaftlicher Interessen bedeutet noch keine eigentliche politische Betätigung. Die Politik geht die Gewerkschaften als solche nur so weit an, als sie durch die Gesetzgebung an der Erfüllung ihrer wirtschaftlichen Aufgabe behindert oder gefördert werden.

Dahingegen ist die politische Organisation des arbeitenden Volkes, welche die politische Macht des arbeitenden Volkes direkt repräsentiert, auf das stärkste daran interessiert, daß eine möglichst starke gewerkschaftliche Organisation der Arbeiter besteht. Denn jeder Angriff auf das Recht und die Freiheit des Volkes, der auch die Interessen der organisierten Arbeitskraft berührt, findet an den geschlossenen Heereskörpern der Gewerkschaften und sonstigen Vereine der organisierten Arbeiterschaft einen starken Widerstand, dessen Mangel sofort der volksfeindlichen Seite sehr zugute käme. Die Gewerkschaften sind also an sich politisch neutral, aber die politische Organisation des arbeitenden Volkes ist auf das allerstärkste daran interessiert, daß die gewerkschaftliche Macht als Rückhalt der politischen existiert. Woraus die nötigen Folgerungen auch in der politischen Agitation zu ziehen sind.

Die andere Seite der wirtschaftlichen Macht ist das Kapital. Auch über das Kapital kann das arbeitende Volk eine stetigende unmittelbare Herrschaft gewinnen und dadurch gleichzeitig seine politische Macht kräftig fundamentieren. Das Mittel dazu sind die Verbrauchergenossenschaften. Wer Waren produziert, ist nur dann Herr über die wirtschaftliche Macht, die in seiner Ware und in seiner Produktion steckt, wenn er die produzierte Ware auch dem Verbraucher aufzuzwingen die Macht hat. Gegen diese Herrschaft wehren sich die Verbraucher durch ihre Organisation. Sie sammeln sich, um die produzierte Ware nicht einfach unter den Bedingungen hinzunehmen, die dem kapitalistischen Produzenten gefallen, sondern sie schreiben die Bedingungen mit vor. Sie zahlen nicht, was sie sollen, sondern was sie wollen, soweit ihre Macht ihnen das gestattet, und sie fordern auch hinsichtlich Qualität der Ware mehr, als einer unorganisierten Verbrauchermasse gewöhnlich geboten wird. Je stärker das Volk sich als Abnehmer der produzierten Waren organisiert, um so mehr macht es die durch den Besitz der Produktionsstätten mächtigen kapitalistischen Unternehmer von sich abhängig. Es gewinnt wirtschaftliche Macht.

Es kommt noch ein anderes hinzu. Die Kontrolle über die Verbraucher ist das beste Fundament für eine Produktion im unmittelbaren Dienste der organisierten Verbraucher. Das Volk kommt damit zur Eigenproduktion. Wenn es will, wenn es den Wert der Eigenproduktion erkannt hat, kann es in schneller Zeit die gewaltigste Eigenproduktion entwickeln. Schon zählen wir in Deutschland Tugende von

Konsumgenossenschaften, die über eine Mitgliedschaft von Zehntausenden verfügen, und einige schon mit mehr als hunderttausend Mitgliedern. Schon sind in Deutschland über 6 Millionen Einwohner genossenschaftlich organisiert, mit ihren Familiengliedern zusammen über 28 Millionen, wobei freilich insofern eine Korrektur notwendig ist, als manche mehreren Genossenschaften angehören. Konsumgenossenschaftler im engeren Sinne gibt es zurzeit fast 3 Millionen, mit ihren Familiengliedern weit über 10 Millionen Menschen, etwa der sechste Teil des deutschen Volkes. An Geschäftsguthaben, Eigenvermögen und Spareinlagen verfügte der Zentralverband der deutschen Konsumgenossenschaften im Jahre 1917 über mehr denn 210 Millionen Mark. Noch 1903 waren es nur 25 Millionen. Die Produktion von Brot und die Beschaffung von Fleisch könnten in absehbarer Zeit allein eine Milliarde Mark Umsatz in den Konsumgenossenschaften mit sich bringen. Die Fleischerei der Hamburger »Produktion« hat im vorigen Jahre bei Anlieferung des Schlachtviehs durch das Reich in ihrer Arbeit für das Heer einen Werklohn von mehr als 23 Millionen Mark erzielt. Kommt der Friede, so ist schon aus Gründen der Vermeidung von Energievergeudung ein ganz gewaltiger Aufschwung der Konsumgenossenschaften und ihrer Eigenproduktion zu erwarten. Selbst ein verbissener Feind der Konsumgenossenschaftsbewegung schrieb in der »Kolonialwaren-Woche« vom 24. Januar 1918: »Der auf dem Marsche befindliche Friede wird den Kauftakt bilden zu einer bis dahin in solchem Maße nicht gekannten und nicht für möglich gehaltenen Genossenschaftsbewegung. . . . Nach dem Kriege werden wir große Wirtschaftsvereinigungen, Kartelle und Trusts ins Leben treten sehen, wie denn überhaupt das Genossenschaftswesen zur höchsten Blüte gelangen wird.«

Bekanntlich ist eben jetzt auch die nordamerikanische Arbeiterklasse dabei, durch ihre gewerkschaftlichen Organisationen mit einem Schläge eine großzügige Genossenschaftsbewegung ins Leben zu rufen.

Auch die Genossenschaften werden immer nur ihre eigene Bewegung, unbekümmert um politische Fragen, ins Auge fassen. Sie werden politisch neutral bleiben, soweit es sich nicht um ihre eigenen Daseinsbedingungen handelt. Dagegen ist die politische Demokratie an dieser Entwicklung organisierter wirtschaftlicher Macht des Volkes wesentlich interessiert, weil dadurch der politischen Macht des Volkes ein neues wirtschaftliches Fundament gegeben wird.

Genau so verhält es sich mit der besonderen genossenschaftlichen Organisation, die bestrebt ist, das Wohnungsbedürfnis des Volkes durch Baugenossenschaften, Gartenstadtsiedlungen und dergleichen zu befriedigen. Diese Organisationen sind für sich ganz unpolitisch, sie haben ausschließlich die Aufgabe und den Zweck, das Wohnungsbedürfnis zweckmäßig zu gestalten. Für die politische Macht des arbeitenden Volkes ist es aber ebenfalls sehr wertvoll, wenn an die Stelle eines gewerkschaftlichen Hausbesitzertums und des zugehörigen Mieterproletariats ein kollektiver Hausbesitz der Hausbewohner tritt, wenn die wirtschaftliche Macht, die bisher im privaten Hausbesitzertum gelegen hat, übertragen wird auf den genossenschaftlichen Hausbesitz. Auch dadurch würde, zumal soweit die Kommunalpolitik in Betracht kommt, die Grundlage der politischen Macht der Arbeiterschaft verbreitert werden.

Wirtschaftliche und politische Macht hängen demnach eng zusammen. Ein klares Bewußtsein dieses Zusammenhanges ist notwendig, um eine fruchtbare Demokratie zu schaffen.

Die Landarbeiterfrage und der Krieg.

Von Georg Schmidt.

Unter dieser Überschrift erschien im 17. Heft der »Sozialistischen Monatshefte« (16. Juli 1918) ein Artikel des Genossen Herrn K r a n o l d (Chemnitz). Darin schilderte er die Arbeiternot in der Landwirtschaft während des Krieges. In der Ein-

leitung wird gesagt, »vor dem Kriege hätten etwa 20 Millionen Deutsche von der Landwirtschaft als Beruf gelebt«. Dabei wird von Kranold die Arbeitskraft von sechs Kindern oder zwei Frauen in der Landwirtschaft gleich der eines erwachsenen Mannes gesetzt. So rechnet er »einen Bestand an männlichen Arbeitskräften von 12 Millionen« vor dem Kriege heraus. Durch die Kriegsentwicklung seien nun davon mindestens 6, wahrscheinlich aber 7 Millionen der Landwirtschaft entzogen worden, und zugleich seien die ausländischen Arbeitskräfte während des Krieges zum größten Teil weggeblieben. Dadurch wäre, meint Kranold, auch dieser Posten sehr klein geworden, und die Zufuhr von Kriegsgefangenen zur Landwirtschaft habe deshalb nur »ungefähr diesen Ausfall fremder Saisonarbeiter ausgleichen können«. An anderer Stelle wird außerdem behauptet, »während des Krieges habe in manchen Gegenden eine beträchtliche Landflucht begonnen«.

Diese übertriebene Schilderung der landwirtschaftlichen Arbeiternot konnte ich nicht unerwidert lassen; war ich doch zu einer Erwiderung als Vertreter der organisierten Landarbeiterschaft geradezu verpflichtet. Nicht nur deshalb, weil agrarische Kreise alsbald diese »fachverständigen Darlegungen eines Sozialdemokraten« für ihre Zwecke ausbeuteten, sondern auch, weil alle Zwangsverordnungen der Generalkommandos gegenüber der Landarbeiterschaft mit der Arbeiternot in der Landwirtschaft begründet werden. Ich sandte deshalb sofort an die Redaktion der »Sozialistischen Monatshefte« eine Entgegnung, deren Aufnahme aber leider abgelehnt wurde. Daher habe ich mich an die Neue Zeit mit der Bitte um Veröffentlichung des nachfolgenden Artikels gewandt.

* * *

Die Abschätzung der landwirtschaftlichen Arbeitskräfte durch Genossen Kranold ist durch die Tatsachen nicht begründet. Er behauptet, daß vor dem Kriege etwa 20 Millionen Deutsche von der Landwirtschaft als Beruf gelebt haben. Das ist unrichtig. Leider stehen zum Nachweis nur die Ergebnisse der Berufsstatistik von 1907 zur Verfügung. Neuere Zahlen fehlen. Die landwirtschaftliche Bevölkerung hat in jedem Jahrzwölft der Berufsstatistik erheblich abgenommen. Diese Entwicklung dürfte auch seit 1907 angehalten haben. Jedoch müssen hier die Ergebnisse von 1907 als Grundlage der Berechnung dienen. Die Gesamtbevölkerung in der Landwirtschaft einschließlich Forstwirtschaft, Gärtnerei und Tierzucht betrug 1907 17 681 176, die eigentliche landwirtschaftliche Bevölkerung ohne obige Nebengruppen 16 920 671. Davon sind hauptsächlich Erwerbstätige: 9 581 802, Angehörige von 14 Jahren und darüber 1 766 949, Angehörige unter 14 Jahren 5 424 433, häusliche Dienstboten 147 487. Für die landwirtschaftliche Produktion kommen eigentlich nur die hauptberuflich erwerbstätigen Personen in Betracht in Höhe von 9 581 802. Darunter waren 5 023 084 männliche. Die Zahl derjenigen, die nebenberuflich in der Landwirtschaft erwerbstätig waren, belief sich auf 5 493 584. Wenn also Genosse Kranold behauptet, es lasse sich immerhin sagen, daß vor dem Kriege etwa 20 Millionen Deutsche von der Landwirtschaft als Beruf gelebt haben, so kann er nur den größten Teil der nebenberuflich in der Landwirtschaft Tätigen mitgerechnet haben. Schon darin liegt ein Widerspruch, da Kranold nur von denjenigen spricht, die von der Landwirtschaft als Beruf gelebt haben. Maßgebend für die landwirtschaftliche Produktion sind aber doch nur die hauptberuflich Tätigen, wenn ich auch die Bedeutung der nebenberuflichen landwirtschaftlichen Tätigkeit anerkenne, da sie für die Familienwirtschaft der Inhaber kleinerer Betriebe wertvoll ist. In den gewerkschaftlichen Unterrichtskursen, an denen ich vor elf Jahren teilnahm, hat Genosse Schippel schon sehr zutreffend darauf hingewiesen, daß die statistische Erfassung durch agrarische Interessen beeinflusst ist. Es sind hier in erheblichem Maße kleinste Zwergebetriebe mitgezählt. So mancher Laubenhäuser wird hierbei als in der »Landwirtschaft« nebenberuflich tätig mitgerechnet. Tatsächlich aber kommen doch nur jene Personen in Betracht, die die Landwirtschaft hauptberuflich ausüben. Mit Recht wird in dem Quellenwerk »Die deutsche Landwirtschaft«

(Berlin 1913, herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt) gesagt: Auf der Kraft von annähernd 10 Millionen beruht in der Hauptsache die ganze landwirtschaftliche Erzeugung.

Ferner rechnet Genosse Kranold mit einem Bestand an männlichen Arbeitskräften von insgesamt 8 Millionen. Mithin müßte jede männliche Person von der Wiege bis zum Grabe in der Landwirtschaft erwerbstätig sein. Es gab 1907 nämlich nur 7 888 008 männliche Personen unter der landwirtschaftlichen Bevölkerung. Durch eine Umrechnung der weiblichen Arbeitskräfte und der Kinder, indem die Arbeitskraft von sechs Kindern oder zwei Frauen gleich der eines erwachsenen Mannes gesetzt wird, kommt Genosse Kranold zu einem Bestand von 12 Millionen männlicher Arbeitskräfte. Kranold berechnet dabei wiederum alle Kinder, denn er spricht von 6 Millionen. Tatsächlich wurden 1907 nur 601 637 in der Landwirtschaft beschäftigte Kinder gezählt. Durch die Kriegsentwicklung sollen nun von diesen 12 Millionen mindestens 6, wahrscheinlich aber 7 Millionen der Landwirtschaft entzogen worden sein. In der »Chemnitzer Volksstimme« hatte Genosse Kranold, ebenso wie früher schon Genosse Kaliski in den »Monatsheften«, behauptet, 5 bis 6 Millionen männlicher Arbeitskräfte seien durch Einberufung der Landwirtschaft entzogen. Dieser Bemerkung stelle ich gegenüber, daß unter den hauptberuflich Erwerbstätigen in der Landwirtschaft nur 5 023 084 Männer sind. Von diesen männlichen Erwerbstätigen waren 1907 im Alter von 16 bis 50 Jahren 3 431 523, und zwar ist bei dieser Zahl Forstwirtschaft, Gärtnerei und Tierzucht mit eingerechnet.

Hier könnte erwidert werden, außer den hauptberuflich Erwerbstätigen seien auch noch die Familienangehörigen und die häuslichen Dienstboten mitzuzählen. Nun sind aber nach der Statistik von den 1 766 949 Angehörigen über 14 Jahren, die nicht hauptberuflich erwerbstätig sind, nur 128 589 und bei den 147 487 häuslichen Dienstboten nur 4201, insgesamt 132 790 männlichen Geschlechts. Ferner kommt in Betracht, daß bei den hauptberuflich Erwerbstätigen auch die Angehörigen der feindlichen Staaten mitgezählt sind. 1907 waren es rund 80 000 männliche russische landwirtschaftliche Arbeiter.

Wenn dies beachtet wird und ferner die Zahl der Heeresuntauglichen berücksichtigt wird, dann kann die deutsche Landwirtschaft zum Heeresdienst nur $2\frac{1}{2}\%$, sehr günstig gerechnet 3 Millionen Personen gestellt haben. Im Jahre 1912 waren von den für den Heeresdienst für tauglich Befundenen nur 28,6 Prozent in der Landwirtschaft, dagegen 71,4 Prozent in anderen Berufen beschäftigt. Diese Zahlen reden eine derartig deutliche Sprache, daß sich weitere Bemerkungen erübrigen. Sie bilden auch einen treffenden Beleg dafür, was von den ständigen Behauptungen agrarisch interessierter Kreise, die Landwirtschaft bilde das Rückgrat der Landesverteidigung, in Wirklichkeit zu halten ist. Man mag diese Entwicklung bedauern, schafft aber damit die Tatsache nicht aus der Welt, daß die landwirtschaftliche Bevölkerung doch nur in dem Maße ihres prozentuellen Anteils an der deutschen Gesamtbevölkerung an der Zahl der Heeresangehörigen beteiligt ist. Diese Zahlen werden aber noch zuungunsten der landwirtschaftlichen Bevölkerung verschoben, wenn man die Prozentzahlen der Altersklassen der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft jenen der Industrie gegenüberstellt. Im Alter von unter 20 Jahren waren in der Landwirtschaft 22 Prozent, in der Industrie 21,1 Prozent, im Alter von 20 bis unter 30 Jahren in der Landwirtschaft 20,3 Prozent, Industrie 28,8 Prozent, im Alter von 30 bis unter 40 Jahren in der Landwirtschaft 17,3 Prozent, Industrie 22,4 Prozent und im Alter von 40 bis unter 60 Jahren in der Landwirtschaft 29,6, Industrie 23,3 Prozent tätig. Diese Feststellungen beweisen treffend die jedem Kenner bekannte Tatsache, daß in der Landwirtschaft bedeutend weniger im besten Mannesalter stehende Arbeiter beschäftigt sind als in der Industrie.

Ferner schätzt Genosse Kranold die Zahl und Mithilfe der ausländischen Arbeitskräfte und der Kriegsgefangenen zu gering ein. Es ist für die deutsche Volks-

wirtschaft jedenfalls sehr wertvoll und wird auch von landwirtschaftlichen Sachkennern offen zugegeben, daß der Kriegsausbruch in den Sommermonaten erfolgt ist, wo die höchste Zahl der ausländischen Arbeitskräfte in Deutschland war. Damit hat Genosse Kranold allerdings recht, daß die Staatsangehörigen unserer Verbündeten, insbesondere die Galizier, in Abzug zu bringen sind. Die Zahl der verbliebenen ausländischen Arbeiter in der Landwirtschaft ist aber trotzdem noch sehr erheblich. Infolge der Ausstellung von Arbeiterlegitimationskarten an ausländische Arbeiter durch die deutsche Arbeiterzentrale läßt sich die Zahl der ausländischen Arbeiter ziemlich restlos feststellen. Genosse Kranold schätzt die Zahl der Galizier, die in Friedenszeiten in der Landwirtschaft beschäftigt waren, zu hoch ein. Der größere Prozentsatz der galizischen Arbeiter ist in der Industrie beschäftigt. Im letzten Friedensjahr waren in der Landwirtschaft insgesamt 436 736 Ausländer tätig, darunter 286 413 Russen und 135 868 österreichisch-ungarische Polen und Ruthenen. Nach der letzten Statistik aus der Kriegszeit wurden im Jahre 1915/16 in der Landwirtschaft 348 817 Ausländer, darunter 311 658 Russen und 26 571 Arbeiter und Arbeiterinnen österreichisch-ungarischer Nationalität beschäftigt. Mit hin ein Weniger an ausländischen Arbeitskräften von 87 919, wobei zu beachten ist, daß bei den Russen gegenüber dem letzten Friedensjahr noch eine Zunahme von 25 245 zu verzeichnen ist. Die Gesamtzahl der in der Landwirtschaft beschäftigten ausländischen Arbeitskräfte betrug demnach in den Geschäftsjahren (das Geschäftsjahr läuft vom 1. Oktober bis 30. September): 1912/13 411 706, 1913/14 436 736, 1914/15 337 752, 1915/16 348 817. Der Verlust ist also durch die Kriegswirkungen keineswegs so erheblich, wie Genosse Kranold angibt.

Es ist daher unrichtig, wenn Kranold sagt: »So ist auch dieser Posten ausländischer Arbeit sehr klein geworden, und man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß die Zufuhr von Kriegsgefangenen zur Landwirtschaft nur ungefähr diesen Ausfall fremder Saisonarbeiter hat ausgleichen können.« Auch diese letzte Schlußfolgerung stimmt nicht. Bei der Beratung des Landwirtschaftsetats im Preussischen Abgeordnetenhaus im Februar 1917 erklärte der preussische Landwirtschaftsminister auf Grund genauer Feststellung, in der Landwirtschaft würden zurzeit 758 000 Kriegsgefangene beschäftigt, und diese Zahl hat sich im weiteren Verlauf des Krieges noch vermehrt. Auch der Abgang durch den östlichen Friedensschluß ist nicht sehr erheblich; denn aus volkswirtschaftlichen Gründen erfolgt der Austausch russischer Kriegsgefangener, die in der Landwirtschaft beschäftigt sind, sehr langsam. Wer Gelegenheit hat, die ländlichen Zeitungen, besonders die amtlichen Organe durchzusehen, konnte immer wieder feststellen, daß noch im Frühjahr 1918 in erheblichem Maße russische Kriegsgefangene für die Landwirtschaft direkt angeboten wurden.

Mit der Anführung dieser Zahlen, die ja genügend für sich selbst sprechen, will ich der falschen Behauptung des Genossen Kranold entgegen treten, daß die Mithilfe der internierten ausländischen Zivilarbeiter und der Kriegsgefangenen für die Landwirtschaft nicht beachtenswert sei. Meine Erfahrungen bestätigen mir im Gegenteil, daß die Arbeiternot in der Landwirtschaft durchaus nicht so erheblich ist, wie von den landwirtschaftlichen Kreisen behauptet wird; mindestens muß gesagt werden, daß die Landwirtschaft unter den Kriegswirkungen keineswegs mehr leidet, als es in der Industrie und dem Gewerbe der Fall ist. Der Deutsche Landarbeiterverband konnte in den wenigen Jahren seiner Friedensstätigkeit leider nur einen kleinen Teil der landwirtschaftlichen Arbeiter erfassen; aber Klagen, die uns aus Mitgliederkreisen ständig zugehen, daß Kriegsgefangene bei der Anstellung bevorzugt werden, bilden einen treffenden Beleg für die vorstehende Behauptung, daß die Arbeiternot nicht so groß ist.

In Jahre 1917 habe ich im »Landarbeiter«, dem Organ des Landarbeiterverbandes, wiederholt die Monatsberichte der landwirtschaftlichen Arbeitsnachweise,

besonders jener im Gebiet des Großgrundbesitzes, veröffentlicht. Darin wurde sogar auf ein Überangebot an Arbeitskräften hingewiesen. Bezeichnend ist unter anderem ein Artikel des Arbeitsnachweisleiters Dr. Horst (Schleswig), der im Juni 1917 im »Landwirtschaftlichen Wochenblatt für Schleswig-Holstein«, Amtsblatt der Landwirtschaftskammer, veröffentlicht wurde. Darin wird gesagt:

„... Im allgemeinen wird das Vorhandensein eines nicht unterbringbaren Überschusses an landwirtschaftlichen Arbeitskräften bejaht . . ., weil den Landwirten zurzeit noch eine Reihe anderer Arbeitskräfte zur Verfügung steht, die ihnen billiger, zum Teil auch wertvoller sind als die zur Verfügung stehenden einheimischen Kräfte. Mit besonderem Nachdruck wird hierbei auf die Beschäftigung der Gefangenen hingewiesen, deren Beschäftigung sich für den Landwirt billiger stellt und deshalb die Vermittlung einheimischer Arbeitskräfte nicht unwesentlich erschwert habe.«

Vom Genossen Kranold wird ferner behauptet, während des Krieges habe in manchen Gegenden eine beträchtliche Landflucht begonnen, weil die höheren Löhne der Kriegsindustrie die Arbeitskräfte herangezogen haben. Allem Anschein nach ist dem Genossen Kranold gar nicht bekannt, daß im Hilfsdienstgesetz festgelegt ist, wer vor dem 1. August 1916 in der Land- und Forstwirtschaft beschäftigt war, nicht außerhalb der Land- und Forstwirtschaft Arbeit annehmen darf. Nun kann gesagt werden, diese Bestimmung betrifft nur die männlichen Arbeiter. Nach Inkrafttreten des Hilfsdienstgesetzes sind aber sofort auf Drängen des Bundes der Landwirte von allen Generalkommandos in Deutschland auf Grund des Belagerungszustandes Verordnungen erlassen worden, daß auch weibliche jugendliche Personen, die nicht dem Hilfsdienstgesetz unterstehen, aus der land- und forstwirtschaftlichen Beschäftigung nicht austreten dürfen. Und diese Verordnungen wurden von dem Arbeitgeberstand sehr beachtet. In den amtlichen Organen der Landwirtschaftskammern und der Unternehmerverbände wurde immer wieder auf diese Verordnungen hingewiesen. Deshalb gelang es nicht so leicht jemanden, aus der landwirtschaftlichen Beschäftigung auszutreten. Und wenn da oder dort trotz des Hilfsdienstgesetzes und der Verordnungen der Generalkommandos Arbeitskräfte in die Industrie übergetreten sind, so wird dieser Abgang meist dadurch ausgeglichen, daß man andererseits früher in der Landwirtschaft beschäftigte Arbeiter und Arbeiterinnen wieder gezwungen hat, in der Landwirtschaft erneut Beschäftigung anzunehmen. Auf die soziale Seite dieser Verordnungen, bei denen wenig oder gar keine Rücksicht auf die Arbeiterinteressen genommen wird, will ich hier nicht eingehen, ebenso nicht auf die Frage, wie man die ausländischen Arbeiter zwingt, zu recht billigen Löhnen zu arbeiten, weil diesen Arbeitern die Freizügigkeit entzogen ist, auch nicht darauf, wie durch die Militärbehörden gegen den Landarbeiterverband vorgegangen wird.

Will Genosse Kranold dahin wirken, in sozialistischen Kreisen das Interesse für Landwirtschaftsfragen zu wecken, dann ist dies ja ein löbliches Beginnen, im Namen der organisierten Landarbeiter muß ich aber entschieden widersprechen, wenn dies mit Mitteln geschieht, die, gelinde gesagt, vom Standpunkt des Arbeiterinteresses als nicht einwandfrei zu bezeichnen sind. Die Wahrung der landwirtschaftlichen Interessen, besser gesagt der landwirtschaftlichen Arbeitgeberinteressen wird schon genügend von den maßgebenden Verbänden der Arbeitgeber und der Regierung besorgt.

Auf die Empfehlung des Genossen Kranold, die Landarbeiterfrage durch Errichtung von Bauerngütern zu lösen, will ich nicht eingehen, da ich notgedrungen mich mit der Kritik der falschen Schilderung der Arbeiternot begnügen muß; bemerkt sei nur, daß sowohl der Deutsche Landarbeiterverband wie auch der Christliche Landarbeiterverband sich von der geplanten Ansiedlung keinen Erfolg versprechen. Was zur Besserung der Landarbeiterverhältnisse in sozialer Beziehung erforderlich ist, darüber habe ich mich in der Neuen Zeit (36. Jahrgang, 2. Band, S. 160 ff.) ausgesprochen.

Aus unserer Bücherei.

Von Edgar Steiger.

Knut Hamsun, Gesammelte Werke. In 10 Bänden. 1. Band: Hunger. Mysterien. München, Verlag Albert Langen. Geheftet 5 Mark, gebunden 7 Mark.

Der Norweger Knut Hamsun, der einst in Amerika Minenarbeiter, Schächter, Straßenbahnschaffner und weiß Gott noch was gewesen, hat das Leben an der Quelle geschöpft und nicht, wie tausend Dichter vor ihm und nach ihm, aus Büchern oder aus der vornehmen Vogelschau des unbeteiligten Beobachters. Darum wuchs er mit der Zeit zu jener einsamen Größe heran, die man nicht mit anderen vergleichen darf, ohne ihm unrecht zu tun. Aber schon in seinen Erstlingswerken — das sieht man erst jetzt, wo uns der Verlag Langen mit einer Gesamtausgabe seines reichen Lebenswerkes erfreut — ist er Naturalist und Symbolist zu gleicher Zeit. In den neunziger Jahren, da alle jungen Dichter noch die Wirklichkeit anbeteten, war er, mitten unter ihnen lebend und wirkend, durch das eigene Erleben ihnen schon mit Siebenmeilenstiefeln voraus und wußte die Wirklichkeit zu einem Gleichnis des Ewigen zu vertiefen. So ist die lyrisch-epische Sinfonie »Hunger« entstanden, in der ein Kopenhagener Student und literarischer Zigeuner, der das letzte Stückchen Brot verzehrt hat und, in der Menge der Großstadt verloren, wochenlang zwischen Leben und Sterben hin und her taumelt, die Fieberträume, Qualen und Seligkeiten des im Straßenlärm Verhungernenden mit grausamer Naturwahrheit schildert. Aber auch dieser Verhungernde ist kein Untergebender, wie die Stimmungsmenschen, die damals Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre in Deutschland Mode waren, sondern ein Sieger und Überwinder. Gerade wie der wunderliche Held der »Mysterien« — dieser Roman steht, nebenbei bemerkt, turmhoch über dem Erstlingswerk — trotz dem Sparren, den er mit sich herumträgt, vor all den Philisterseelen männlichen und weiblichen Geschlechts, mit denen er sich herumschlagen muß, den Mut zum Leben und, was mehr heißt, den Mut zum Sterben voraus hat. Solche Dichtungen überragen die Marktware des Tages bergehoch.

Chodowiecki, Zwischen Kokoko und Romantik. Mit 76 Abbildungen gewählt und eingeleitet von Professor Dr. E. W. Bredt. München, Verlag Hugo Schmidt. Preis gebunden 2,80 Mark.

»Wer wirklich sich vorstellen will, wie die Gesellschaft der Zeit Friedrichs des Großen, wie die Damen und Herren, die Freunde und Freundinnen Lesserts und Gethners, Lessings und des jungen Goethe sich benahmen und unterhielten, wie sie sich kleideten und begrüßten, der muß sich in das köstliche kleine Bilderwerk Chodowieckis vertieft haben. Durch die Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit seines Studiums aller Gegenstände des Lebens, der Kleider und Möbel, durch den Realismus und die Tüchtigkeit seiner Beobachtung der Gesellschaft von damals, durch die Feinheit seiner Empfindung, nicht zuletzt durch die erstaunlich sichere Griffelführung in der Zeichnung kleinster Bildchen und Gesichtchen, hat sich Chodowiecki den Ruhm der Meisterschaft eines Miniaturradlerers erworben, der auch neben den besten und viel mehr gelehrten französischen Stiltenschilderern des achtzehnten Jahrhunderts nicht verblaßt.« Diese Worte des feinsinnigen Herausgebers kennzeichnen die künstlerische Eigenart Chodowieckis besser und treffender als hundert noch so gelehrte kunstgeschichtliche Abhandlungen. Nur in einem muß ich E. W. Bredt widersprechen. Er meint, Chodowiecki, der einen Polen zum Vater und eine Französin zur Großmutter hatte, sei doch ein Künstler unverkennbar norddeutscher Art. Hier hat — man verzeihe mir den harten Ausdruck! — die nationale Eitelkeit dem Kunsthistoriker ein Bein gestellt. Chodowiecki ist Kokokokünstler, nichts weiter. Nur daß er, statt in Paris, in Berlin lebte. So hatte er in der Modetracht andere Modelle vor sich: andere Gesichter und manchmal auch andere Bewegungen und

Kleider, insofern auch beim Tragen eines Kleides ein feiner Beobachter einen Unterschied zwischen deutsch und französisch machen konnte. Wenn sich die Galanterie bei ihm nicht so frei gab wie bei den Pariser Junggenossen, so war daran vielleicht Friedrichs des Großen Krückstock schuld. Aber sonst ist dieser Künstler eben dadurch kulturhistorisch so wichtig, weil er uns das Deutschland unter der Herrschaft der französischen Mode schildert, das Deutschland des Jopfes und des Schnürleibs, des Reifstocks und der Seidenstrümpfe, jene Zeit, da Adel und Bürgerthum alles, was sie an guter Lebensart und gesellschaftlichem Venehmen hatten, unmittelsbar aus Paris bezogen — auch dann noch, als sie schon ein Menschenalter lang in Literatur und Dichtung sich von den gestrengen Regeln Volleaus freigemacht hatten und statt der höfischen Poesie Ludwigs XIV. Shakespeare anbeteten. Allen, die sich einmal in diese Zeit zurückversetzen wollen — und was wäre lehrreicher als ein Einblick in das gesellschaftliche Leben vor der französischen Revolution? —, kann ich dieses Büchlein, das mit seinen 76 Abbildungen ganze Bände redet, aufs wärmste empfehlen, um so mehr, als die Wiedergabe der Miniaturen in Anbetracht des billigen Preises allen gerechten Ansprüchen genügt.

Rubens. Der große Flame. Ausgewählt und eingeleitet von Artur Weese. Mit 25 Bildern.

Alfred Rethel. Der Künstler und Mensch. Herausgegeben von Dr. Kurt Werkenberg. Mit 25 Bildern.

Leibl. Ein deutscher Maler. Eingeleitet von Georg Jakob Wolf. Mit 24 Abbildungen. Alle drei im Delphin-Verlag, München. Preis jedes Bändchens 80 Pfennig.

Von den kleinen Kunstbüchern des Delphin-Verlags, die ich meinen Lesern schon einmal warm empfehlen konnte, sind wieder drei neue erschienen, die mein früheres Urteil nur bestätigen. Der Flame Rubens, der Rheinländer Rethel und der Oberbayer Leibl werden uns vorgeführt. Größere Gegensätze als diese drei kann man sich nicht denken. Rubens, der üppige Sohn des reichen Antwerpen, das im siebzehnten Jahrhundert als erste Handelsstadt Flanderns das reiche Erbe Brügges übernommen hatte, ist der schönheitsstrunkene Maler der Gegenreformation und des Barock, das durch seine prunkenden Farbenspiele und den jähen Wechsel von Licht und Schatten die von der unsinnlichen Kahleheit des Protestantismus ernüchterten Seelen berauschen und der alleinseligmachenden Kirche wieder zuführen wollte. Er ist der Hofmaler der Könige und der reichen Handelsherren, die damals alle Reichtümer der Erde um sich aufspeicherten. Seine Bilder sind Farbenorgien: eine glühende Sinnlichkeit tobt sich in diesen Leibern und Prunkgewändern aus, gleichviel, ob es Göttinnen des Olymp oder gen Himmel fahrende Heilige sind — überall überschäumende Kraft, üppiger Genuss (auch in den Himmelsglorien!) und ein Schwelgen in Schönheit und Pracht.

Wie ganz anders Alfred Rethel, der deutsche Romantiker des neunzehnten Jahrhunderts, der von den Nazarenern herkommt und, wie sie, mehr durch die Zeichnung als durch die Farbe wirken will, aber im Gegensatz zu diesen Altsen als ein Verehrer urwüchsiger Kraft das einfach Gefühlte, das sie anstrebten, in einer von ihnen nie erreichten Größe verwirklicht hat. Der Rheinländer, der als Wierziger in Weßlesnacht endet, ist ein Frühvollender. Als Achtzehnjähriger malt er 1834 das Gebet der Schweizer vor der Sempacher Schlacht — verhaltene Urkraft und gefasste Todesbereitschaft in den knorrigen Gestalten; mit vierundzwanzig Jahren darf er mit seinen kraftvollen Fresken aus der Geschichte Karls des Großen den Saal in Aachen ausschmücken; vier Jahre später arbeitet er an seinem größten Werke, das uns in Bildern von ebenso kühnem wie packendem Aufbau, in dem Gestalt an Gestalt sich drängt und gegenseitig hebt, den Zug Hannibals über die Alpen miterleben läßt. Im tollen Jahre 1848 endlich, als die Kunde des Barrikadenkampfes in Berlin ihn aus seinen weltgeschichtlichen Träu-

men aufstört, schafft er seinen wunderbaren »Totentanz«, nicht als Politiker oder gar als Reaktionär, wie wohl manche glaubten — denn der Politik stand dieser ganz in großen Vergangenheit lebende zeitlebens fern —, wohl aber als düsterer Pessimist, der hinter all diesem Getriebe nur das vergebliche Ausbäumen des Menschen gegen das Schicksal und den Triumph des Knochenmannes sah, der denn auch den Barrikadenkämpfern zum letzten Tanz aufspielt.

Neben diesem ganz nach rückwärts gewandten Antlitz des niederdeutschen Romantikers, der, wie alle Corneliuschüler, nur von der großen Linie gebannt, der Farbe mehr und mehr aus dem Wege geht, ein derber Gegenwarts- und Wirklichkeitsmensch wie der Oberbayer Leibl, »ein Maler schlechtweg, der sich vom Diebstahl an der Natur ernährt«, kein anmaßlicher Künstler, der Ideen nachläuft oder aus vielen Leibern mit verschiedener Haltung und Bewegung ein Bild zusammenzimmert, sondern ein Farbenrunkener, der bloß die Augen aufreißt und in jedem Menschenkopf, der ihm über den Weg läuft, in jeder Bauernhirne, die er in der Kirche oder in der Küche oder auf dem Feld erblickt, ein neues Wunder ansteunt. »Ein Maler muß malen« — diesen seinen Leibspruch hat er verwirklicht — schon damals, als ihn, den kaum Beachteten, der berühmte Pariser Maler Courbet 1869 unter allem Modewust des Münchener Glaspalastes entdeckte. Heute stehen seine Bauern, Jäger, Dorfpolitiker und Dirndl, die durch ihre urwüchsige Echtheit und Eckigkeit so wohlthuend von den geleckten und gestellten Dorfschönheiten Deggers abstecken, im Kunsthandel so hoch, daß man glaubt, die Modelle selber hätten die Wucherpreise festgesetzt. Er selber aber, als er noch lebte, erhielt für ein Bild, das heute um 112 000 Mark in die Hamburger Kunsthalle überging, sage und schreibe: bare 100 Mark! Künstlerlos! Doch man lese dies und manches andere Lehrreiche in Georg Jakob Wolfs liebevoller Würdigung Leiblscher Kunst selber nach, einer Arbeit, die ebenso wie Artur Weesers Rubens- und Dr. Kurt Gerstenbergs Rethel-Skizze alle Beachtung verdient.

Jugend und Heimat. Erinnerungen eines Fünfzigjährigen. Ebenhausen bei München, Verlagsbuchhandlung Langewiesche-Brandt. Preis gebunden 1,80 Mark.

»Als der Großvater die Großmutter nahm« — dieser Kinderreim fiel mir ein, als ich dies treuherzige Büchlein las. Einer der Stillen im Lande hat es geschrieben, der, mitten in der Welt lebend, im Grunde nichts von ihr wußte, weil er sich in seinem Kämmerlein seine eigene Welt zimmerte und seinen eigenen Gott, an dessen Hand er durchs Leben ging. Vom Feldzug 1813 weiß der Alte noch zu erzählen und wie sie damals im Westfälischen St. Nikolaus und den heiligen Abend feierten. Der Schulenhof im Vergischen taucht vor ihm auf, wo altväterisch fromme Sitte herrschte. Nur ab und zu dringt von dem Treiben draußen ein verlorener Ton in diese Abgeschlossenheit. So, wenn der Großvater zum Staunen der Enkel von der Einweihung des Gutenbergdenkmals in Mainz im Jahre 1837 schreibt. Aber daß es in der Menschenseele Abgründe gibt, das erfahren diese Geruhfamen doch dicht vor der Schwelle ihres Hauses. Eine alte Dame wird ermordet und der Mörder, ein Student, in der Kirche während des Gottesdienstes erschossen — gerade wie in den »Kranichen des Ibykus« — nur diesmal mittels eines Spiegels. Sogar die Industrie, die draußen die Welt revolutioniert, hat hier, wo die belende Tante Bogahkys »Schachkästlein« liegt, angeblicherweise noch ganz patriarchalische Formen. Die frommen Weber liefern regelmäßig beim Verlag ihre Arbeit ab. Einmal mißt ein Angestellter des guten Onkels, als er die Ware abnimmt, mit falscher Elle, und es gibt eine Prügelei. Soll das etwa eine zarte Andeutung der großen Arbeiterkämpfe mit dem Kapital im Stil einer Idylle sein? Ich glaube kaum. Der gute Alte, der dies Büchlein geschrieben hat, erzählt ja von einem Paradies, das längst verloren ist — wofür es überhaupt irgendwoanders existiert hat als im Kopfe dieses wohlmeinenden, weltfremden Idealisten.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 9

Ausgegeben am 29. November 1918

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Drängende Wirtschaftsprobleme.

Von Heinrich Cunow.

Zu den schwierigsten und zugleich dringlichsten Problemen, vor die sich die aus der deutschen Revolution hervorgegangene Reichsregierung in der nächsten Zeit gestellt finden wird, gehört das Ernährungsproblem — die Aufgabe, für die durch die Masse der zurückströmenden Truppen vermehrte Bevölkerung zureichende Nahrung zu schaffen. Von der Lösung dieser Aufgabe wird es vor allem abhängen, wie die Revolution verläuft, welche Bahnen sie einschlägt, zu welchen inneren Kämpfen und Umgestaltungen sie führen wird; denn der Hunger ist, wie alle großen Revolutionen lehren, nicht zum wenigsten das französische Revolutionsdrama an der Wende des achtzehnten Jahrhunderts, der stärkste revolutionäre Faktor und der rücksichtsloseste Rebell, der mit ungezügelter Gewalt alle bedächtigen Erwägungen, alle schönen Spekulationen durchbricht. Fast alle Sturmtage der großen französischen Revolution, an denen die Volksmenge in Massen auf den Pariser Straßen und Plätzen erschien, alte Regierungen stürzte und neue aufrichtete, waren zugleich Zeiten der größten Lebensmittelnöte.

Die Beschaffung der nötigen Nahrungsmittel ist jedoch heute eine noch ungleich schwierigere Leistung, als in den letzten Kriegsjahren. Irgendwelche nennenswerten Vorräte sind aus dem alten in das neue Erntejahr nicht übernommen worden, und der vielfach ausgemergelte Boden hat unter den ungünstigen Witterungsverhältnissen des Spätsommers in manchen Gegenden nur einen mäßigen Ernteertrag geliefert, der zudem infolge mangelnder Arbeitskräfte teilweise schlecht unter Dach und Fach gebracht worden ist. In einzelnen deutschen Gegenden sollen nach den Berichten sogar noch jetzt, Mitte November, nachdem bereits rauhe Nachfröste eingeseht haben, beträchtliche Mengen von Kartoffeln in der Erde stecken. Dazu kommt, daß bei dem durch die Waffenstillstandsbedingungen erzwungenen überhasteten Rückzug und der Selbstauflösung vieler Etappenstationen ganz unvermeidlich viele zur Verpflegung der Truppen bestimmte Lebensmittelvorräte verloren gehen werden, und daß ferner die in den Waffenstillstandsbestimmungen enthaltene Forderung der Ablieferung von 5000 Lokomotiven, 150 000 Eisenbahnwagen und 5000 Lastautomobilen die ohnehin nicht genügenden Transportmittel noch mehr verringert. Zudem hören die Bezüge, die das Deutsche Reich bisher teilweise aus okkupierten Gebieten erhalten hat, völlig auf, während zugleich in der jetzigen politischen Lage eine Vergrößerung der Lebensmittelrationen, nicht nur der Brot- und Mehlrationen, sich kaum umgehen lassen wird.

Soll unter diesen trüben Verhältnissen die Volksernährung aufrecht erhalten werden, so muß nicht nur die bisherige Nahrungsbeschaffungs- und -verteilungsorganisation bestehen bleiben, es muß auch versucht werden,

größere Mengen notwendiger Nahrungsmittel, vornehmlich von Getreide, in Deutschland hereinzuholen. Daher ist erfreulich, daß der Präsident Wilson die Bereitwilligkeit der amerikanischen Regierung zur Versorgung Deutschlands mit notwendigen Lebensmitteln ausgesprochen hat. Zu einem sorglosen Optimismus, wie er in einem Teil der deutschen Presse zum Ausdruck kommt, gibt dieses Zugeständnis jedoch keinen Anlaß; denn zunächst sollen die mit der Union verbündeten Länder, dann die sogenannten neutralen Staaten und erst nach diesen Deutschland und Österreich berücksichtigt werden. Die mit den Vereinigten Staaten verbündeten Länder werden aber in der nächsten Zeit selbst beträchtliche Getreidemengen gebrauchen; denn die Ernten sind nach den Berichten der Fachpresse ziemlich ungünstig ausgefallen. In England hat die Weizenanbaufläche im Jahre 1916 rund 2 052 000 Acres, der Ertrag 1 627 000 Tonnen betragen; im vorigen Jahre wurden 2 104 000 Acres mit Weizen bebaut und 1 629 000 Tonnen geerntet. Die Weizeneinfuhr stellte sich 1916 auf 4 991 000, 1917 auf 4 133 000 Tonnen. Für 1918 wird die Anbaufläche auf rund 2,8 Millionen Acres, der Ertrag (eine zuverlässige Statistik fehlt noch) von Sachkennern auf 2,3 bis 2,4 Millionen Tonnen geschätzt. England kann also diesmal infolge der Ausdehnung der bebauten Flächen mit einem größeren Weizenерtrag rechnen. Dem steht aber gegenüber, daß eigentliche Lagerbestände in das neue Erntejahr nicht mit hinübergenommen werden konnten, die Kartoffelernte, besonders in den hauptsächlich in Betracht kommenden schottischen Gebieten, schlecht ausgefallen ist, so daß trotz der Vergrößerung des Anbauareals der Ertrag der Kartoffelernte nur auf ungefähr 70 Prozent des vorjährigen Ergebnisses geschätzt wird. Mit einer Abnahme des Einfuhrbedarfs ist also im laufenden Erntejahr in England nicht zu rechnen, eher auf eine Steigerung, denn es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß alsbald nach Friedensschluß der Konsum beträchtlich wachsen wird, zumal sich die englische Regierung vor kurzem durch die fortgesetzten Klagen über die schlechte Beschaffenheit des Brotes dazu genötigt gesehen hat, die Quote der Zwangsbeimischung anderer Mehle von 25 auf 20 Prozent herabzusetzen. In den Jahren vor dem Weltkrieg hat England — freilich bei einer etwas kleineren Anbaufläche wie zurzeit — durchschnittlich 6 bis 7 Millionen Tonnen Weizen importiert.

Besser ist die Weizenernte Frankreichs ausgefallen, so daß eine Erhöhung der Brotationen stattfinden soll, doch läßt der Ertrag der Kartoffelernte auch dort viel zu wünschen übrig. Ebenso in Italien, dessen Weizenernte zwar auf 4,3 bis 4,5 Millionen Tonnen geschätzt wird, dessen Mais- und Kartoffelernte aber ebenfalls weit hinter den vorjährigen Erträgen zurückgeblieben ist. Und nicht viel günstiger ist die Lage einiger neutraler europäischer Länder, so daß Hoover, der Nahrungsmittelverwalter der Vereinigten Staaten, kürzlich in dem vor seiner Abreise nach Europa erstatteten Bericht mit einer gewissen Berechtigung zu konstatieren vermochte, mit Ausnahme von drei europäischen Ländern, nämlich Dänemark, Ungarn und Südrußland, bedürfte eigentlich ganz Europa der Lebensmittelzufuhr, um mit seinen Vorräten bis zur nächsten Ernte zu reichen.

Die Vereinigten Staaten werden also beträchtliche Weizenmengen an ihre Verbündeten und die neutralen Staaten zu liefern haben; dennoch ist die Union, wenn sie will, instande, auch Deutschland noch mit ansehnlichen Quantitäten auszubelfen; denn die Weizenbestände Nordamerikas (auch

Kanadas) sind in den letzten Wochen stetig gewachsen, während die Maisvorräte hinter den Erwartungen zurückblieben. Und ebenso wird voraussichtlich Argentinien in der Lage sein, große Weizenmengen abzugeben. Seine Vorräte aus alter Ernte sind zwar, da es in den Monaten Juli, August, September enorme Massen, ungefähr das Vierzehnfache wie in der gleichen Zeit des vorigen Jahres, zur Verschiffung gebracht hat, zurzeit nur mäßig; aber da die hohen Preise lockten, ist die diesjährige Weizenanbaufläche auf rund 6 870 000 Hektar gestiegen, und die letzte Zeit hat nach einer vorausgegangenen längeren Trockenheitsperiode ausgiebige Regenfälle gebracht, so daß mit einem den eigenen Verbrauch übersteigenden, zur Ausfuhr bereitstehenden voraussichtlichen Weizenüberschuß aus der neuen Ernte von 4,5 Millionen Tonnen gerechnet wird.

Die Möglichkeit, die deutschen Getreidevorräte durch Zufuhren aus den Vereinigten Staaten und Argentinien zu ergänzen, ist also vorhanden; aber in jedem Falle wird Deutschland sich dazu verstehen müssen, Preise zu zahlen, die seine Höchstpreise wesentlich übersteigen. Sind auch infolge des Anwachsens der Vorräte trotz der Ausichten auf wachsenden Absatz die Weizenpreise am Chicagoer und New Yorker Markt wie auch in Buenos Aires etwas gefallen, so stehen sie doch noch immer enorm hoch. Vor Beginn des Krieges betrug der Weizenpreis in New York für Lokoware (Rot Winter Nr. 2) 92 bis 93 Cent pro Bushel, begann aber dann unter dem Einfluß der Kriegsver Schiffungen bald zu steigen, so daß er sich gegen Ende Oktober schon auf 125 bis 126 Cent stellte. Diese Tendenz haben im ganzen die Weizenpreise beibehalten, wenn sie auch je nach dem Verhältnis der Erntemengen zur Nachfrage, der wechselnden argentinischen Konkurrenz und der Gestaltung der Schiffsbaufrachten verschiedentlich stark geschwankt haben. In den letzten Tagen stellte sich der Preis für gleiche Qualitäten in New York auf 237½ Cent, also um ungefähr 158 Prozent höher als vor Kriegsausbruch. Dazu kommt die enorme Steigerung der Schiffsfrachten, die selbst dann, wenn die Unterseeboot- und Minengefahr aufhört, die eingesperrten Handelsschiffe wieder in den Frachtdienst eingestellt werden und ein Teil der für militärische Transporte requirierten Frachtflotte (ein Teil, der übrigens zunächst noch wenig in Betracht kommt) dem Handelsverkehr zurückgegeben wird, sich noch eine Zeitlang auf anormaler Höhe behaupten werden.

Selbst wenn Deutschland also der Bezug von amerikanischem Getreide ermöglicht wird, muß es dafür enorme Preise zahlen, weit höhere als die jetzigen deutschen Höchstpreise. Diese Aussicht ist es auch, nicht etwa Menschenfreundlichkeit oder ethische Erwägungen, die gewisse kapitalistische Kreise der nordamerikanischen Union veranlaßt hat, die Zusage Wilsons, daß er die Sendung von Lebensmitteln nach Deutschland erwägen wolle, zustimmend aufzunehmen. Man hofft in jenen Geschäftskreisen, daß durch den Lebensmitteltransport nach Deutschland die Nachfrage gesteigert und eine Preissenkung vermieden, vielleicht sogar ein neues Anziehen der Preise herbeigeführt wird. Selbstverständlich kann weder ein solcher Preishochstand noch eine zeitweilige ungünstige Rückwirkung auf den Stand der Valuta die deutsche Regierung davon abhalten, aus den Vereinigten Staaten nötige Lebensmittel einzuführen. Die Sicherung der Volksernährung ist neben dem Wiederaufbau des Wirtschaftsgetriebes das wichtigste

Gebot der Stunde, auch wenn solche Sicherung schwere finanzielle Opfer erfordern sollte. Ebensovienig dürfen in Rücksicht auf die Kosten der Zufuhr die deutschen Getreidehöchstpreise erhöht und das Brot noch mehr verteuert werden. Es ist vielmehr nötig, daß die deutsche Reichsregierung, wenn sich zwischen den Bezugspreisen für amerikanisches Getreide und den deutschen Höchstpreisen erhebliche Preisspannungen ergeben, zu dem von England befolgten System greift und die Differenz auf die Reichskasse übernimmt.

Die Sicherstellung der Volksernährung ist zweifellos heute die wichtigste Aufgabe der Volksregierung; soll aber das zerstörte Wirtschaftsleben wieder aufgerichtet, die Produktion in Gang gebracht und den aus dem Felde zurückkehrenden Massen lohnende Beschäftigung geboten werden, so muß die Zusage Wilsons auch auf verschiedene Rohstoffe ausgedehnt werden. Die an die Adresse des amerikanischen Präsidenten gerichteten Notrufe haben sich bisher fast ausschließlich auf die Ernährung und die Erhaltung der Transportmittel bezogen — nicht weniger wichtig ist die Zufuhr verschiedener Rohstoffe, vor allem der Baumwolle. Auch für den Bezug dieses Rohstoffs ist die Marktlage eine relativ günstige. Die amerikanischen Baumwollvorräte haben sich als größer herausgestellt, wie noch meist vor kurzem angenommen wurde. Die Ernteschätzungen des Zensusamts müssen als zu niedrig gelten. Tatsächlich sind denn auch die amerikanischen Preisnotierungen weiter gesunken, obgleich in letzter Zeit größere Mengen nach England verschifft worden sind. Was noch vor kurzem in den amerikanischen Exportkreisen als preissteigerndes Moment angesehen wurde: die voraussichtliche baldige Beendigung des Krieges, scheint unter dem Einfluß der Vorratshäufung Anlaß des Preisdrucks geworden zu sein. Während der Preis für sofort greifbare Baumwolle sich noch Ende September auf 34,95 Cent pro Pfund in New York stellte, hat er am 13. November nur 27,75 Cent, am 14. November 28,55 Cent betragen. Auch das ist freilich noch immer im Vergleich zu Friedenszeiten ein horrender Preis. Ende Juli 1914, vor dem Beginn des Weltkrieges, notierte in New York das Pfund sofort lieferbarer Baumwolle nur 13 bis 13,25 Cent und sank dann, da auswärtige Aufträge fast völlig ausbleiben, bis gegen Ende Oktober auf 8,50 Cent; aber mit solchen Preislagen wird die deutsche Textilindustrie in den nächsten Jahren nicht wieder rechnen können, selbst wenn die Erfolge auf dem Gebiet des Ersatzes für Baumwolle sich noch beträchtlich mehrten und dadurch der Baumwolle starke Konkurrenten entstehen sollten.

Und wie mit der Baumwolle steht es mit einer Reihe anderer Rohstoffe, zum Beispiel Kautschuk. Die Weltproduktion dieses Artikels hat sich in den letzten Jahren derart vermehrt, daß die im Jahre 1917 erzeugte Menge nach den statistischen Berechnungen mehr als das Doppelte der Produktion des Jahres 1914 betragen hat, nämlich rund 256 970 Tonnen gegen 120 380 Tonnen: eine Erzeugung, von der im Jahre 1914 die Vereinigten Staaten nur 62 940, im Jahre 1917 bereits 183 370 Tonnen gebraucht haben — eine Zunahme, die deutlich den Aufschwung der amerikanischen Kautschukindustrie illustriert. Die Welterzeugung für das Jahr 1918 wird auf 280 000 Tonnen geschätzt, von denen voraussichtlich ein beträchtlicher Teil als Vorrat ins nächste Jahr übernommen werden muß, wie denn auch der Preis am amerikanischen Markt auf 75 Cent pro Pfund gefallen ist.

Es ist nicht ganz richtig, wenn versichert wird, es herrsche zurzeit überall Rohstoffmangel in der Welt, wenigstens trifft das nicht in dem Umfang zu, wie oft behauptet wird — nur sind durchweg unter den Wirkungen des Krieges auch in den Ursprungsländern die Rohstoffpreise erheblich gestiegen, und ferner fehlte es bisher an Transportmitteln, an Schiffen. Diese für den Frachtdienst bereitzustellen, ist jetzt ebenfalls eine der wichtigsten wirtschaftlichen Aufgaben. Die Forderung Wilsons, Deutschland solle sich durch eigene Schiffe die ihm zugebilligten Lebensmittel holen, hat ihre Berechtigung. Bedingung ist freilich, daß die deutschen Schiffe, wenn sie auch, solange die Blockade andauert, sich gewisse Kontrollmaßregeln gefallen lassen müssen, doch unter deutscher Flagge verbleiben. In englischen Reederkreisen rechnet man, den Äußerungen der britischen Presse nach zu urteilen, allem Anschein nach mit einer Vollcharterung deutscher Schiffe auf längere Zeit, die England einen größeren Teil der deutschen Kauffahrteiflotte ausliefert und für dessen Konkurrenzwecke nach Friedensschluß zur Verfügung stellt. Man erkennt in England nur zu gut, welchen mächtigen Aufschwung der amerikanische Schiffsbau in den Kriegsjahren genommen hat und welche Gefahr dadurch der englischen Schifffahrt in bestimmten Meeren droht. Diese Gefahr abzuwehren oder doch zu verringern, dazu erscheint den englischen Reedern die Gewinnung eines freien Verfügungsrechts über den wertvollsten Teil der Deutschland verbliebenen Handelsflotte das beste Mittel. Bedrohlich ist allerdings für England das mächtige Anwachsen der amerikanischen Schiffstonnage. Während vor Beginn des Krieges die nordamerikanische Union nur mit 1 095 165 Bruttoregistertonnen am Überseehandel beteiligt war und der größte Teil ihrer Flotte lediglich in der Küsten- und Binnenschifffahrt Verwendung fand, hatte bereits am 1. Juli 1918 die im Überseedienst beschäftigte amerikanische Handelsflotte mit Einschluß der beschlagnahmten, gecharterten und requirierten fremden Schiffe einen Raumgehalt von 4,7 Millionen Bruttoregistertonnen, der nach der Schätzung des Präsidenten des amerikanischen Schifffahrtsamtes durch weitere Neubauten bis zum 1. Juli 1919 bis auf 10 Millionen Tonnen steigen wird. Aber welches Interesse hat Deutschland daran, auf Kosten seiner eigenen wirtschaftlichen Wiederaufrichtung der englischen Reederei die Konkurrenz gegen die amerikanischen zu erleichtern?

Deutschlands Bestreben muß es vielmehr sein, wenn es seine wirtschaftliche Bedeutung wiedererlangen will, die durch den Krieg verloren gegangene Tonnage möglichst bald durch Neubauten zu ersetzen. Es ist das zugleich eine Vorbedingung seiner Wiedergewinnung fremder, überseeischer Absatzmärkte und der heute mehr als jemals nötigen Ausdehnung seiner Exportindustrie. Unsere innere wirtschaftliche Entwicklung wird nach Friedensschluß aufs engste mit unseren auswärtigen Handelsbeziehungen verknüpft sein. Die Möglichkeit zu solchen Neubauten ist gegeben, denn auch der deutsche Schiffsbau hat während der Kriegszeit Fortschritte gemacht. Während vor dem Kriege in Deutschland 18 Werftgesellschaften mit einem Aktienkapital im Betrag von 83,3 Millionen Mark bestanden, wird jetzt der Schiffsbau von 30 Gesellschaften mit einem Aktienkapital von 163,6 Millionen Mark betrieben.

Die deutsche Revolution der letzten Wochen hat nicht nur einen rein politischen, sondern zugleich einen sozialen Charakter. Sie ist nicht bloß, wie

es jetzt in einem Teil der bürgerlich-demokratischen Presse heißt, eine Erneuerung und verstärkte Fortsetzung der revolutionären Bewegung der Jahre 1848/49, die mit der Zurückgebliebenheit unserer politischen Zustände hinter den Forderungen der sogenannten modernen Zeit, mit der Diktatur des Militarismus und der Junkerkaste aufräumt; sie ist vielmehr zugleich eine soziale Bewegung, die mannigfache soziale Aufgaben hat: vornehmlich die Verstaatlichung und Kommunalisierung eines Teiles des konzentrierten Großbetriebs. Schon die fiskalischen Interessen des neuen Reiches werden zu solchen Schritten zwingen. Doch wichtiger ist vorerst, daß der Hungerkrisis und Arbeitslosigkeit vorgebeugt wird und die gelähmte Wirtschaftsmaschinerie wieder funktioniert. Zunächst gilt es, den wirtschaftlichen Zusammenbruch der neu entstandenen deutschen Republik zu verhüten und die durch den Krieg aufgeschichteten furchtbaren Geröllmassen abzutragen, die, alle Entwicklung versperrend, auf unserer Zukunft lasten.

Die Entwicklung der bayerischen Volkswirtschaft.

Von Otto Thomas (München).

Mehr als im Frieden ist während des Krieges Bayern in der Öffentlichkeit beachtet worden. Man hat die Stellung Bayerns im Deutschen Reiche mit der Ungarns in Österreich verglichen. Tatsächlich ist für weite Kreise Bayern das Agrarland, dessen Bedeutung im Kriege wesentlich im Hinblick auf die Nahrungsmittelversorgung der Bevölkerung in den Vordergrund trat. Es ist richtig, Bayern ist auch heute noch im wesentlichen Agrarstaat, durchsetzt von kleineren und mittleren Gewerbebetrieben. Die industrielle Entwicklung hat bei weitem nicht den Umfang angenommen, wie es in anderen Gegenden Deutschlands der Fall ist. Wenn jedoch die während des Krieges eingefetzte großindustrielle Entwicklung nach dem Kriege sich in Bayern fortsetzt, so wird auch der zweitgrößte der deutschen Bundesstaaten mehr als bisher dem Rhythmus der modernen industriellen Produktionsweise sich anpassen müssen. Als nach dem Kriege 1870/71 in ganz Deutschland ein moderner industrieller und handelspolitischer Aufschwung eintrat, nahm auch Bayern an diesem Aufschwung teil, wenn es auch infolge seiner besonderen Lage und wirtschaftlichen Struktur dieser Entwicklung nicht so rasch folgen konnte. Die Zunahme der Bevölkerung im Zeitraum von 1840 bis 1910 stieg von 4,3 Millionen auf 6,8 Millionen oder um insgesamt $2\frac{1}{2}$ Millionen. Für die Zeit vor dem Deutsch-Französischen Kriege kommt aber nur eine Steigerung von einer halben Million in Betracht, während in der Zeit nach dem Kriege bis zum Jahre 1910 die Bevölkerung um nicht weniger als 2 Millionen zunahm. Für einzelne Gegenden bedeutet diese Zunahme eine ganz erhebliche Mehrung der Volksdichtigkeit. Ganz besonders kommt diese in den großen Städten zur Geltung. So betrug die Einwohnerzahl von:

	Einwohnerzahl			Zunahme in Prozent	
	1840	1871	1910	1840—71	1871—1910
München	117073	183841	596467	57,0	224,4
Nürnberg	53810	94653	333142	75,9	252,0
Ludwigshafen a. Rh.	2980	10156	83301	240,8	720,2

Hand in Hand mit der Vermehrung der Bevölkerungsziffer ging eine Verringerung der allgemeinen Sterblichkeitsziffer. Während vor 1871 fast

ein Drittel der Neugeborenen im ersten Jahre wegstarb, waren es im Jahre 1913 nur noch 18,2 Prozent. Die Sterblichkeitsziffer verringerte sich in der Zeit von 1840 bis 1913 von 29,4 Promille auf 17,9 Promille. Die Geburtenziffer selbst ging zurück von 35,4 Promille auf 29,4 Promille. Trotzdem ist der Überschuß der Geburten über die Sterbefälle gestiegen von 6 Promille auf 12 Promille.

Das Auswanderungsverhältnis für Bayern ist ebenfalls sehr interessant. In den vierziger und fünfziger Jahren kam es nicht selten vor, daß 10 000 Personen in einem Jahre allein aus Bayern nach Amerika auswanderten. Im Jahre 1854 betrug die Auswanderungsziffer nach Amerika sogar 23 690. Durch die Reichseinheit und die damit verbundene Einbeziehung der bayerischen Volkswirtschaft in die Wirtschaft des ganzen Reiches hob sich naturgemäß die Erwerbsgelegenheit, wodurch auch die Überseeauswanderung wesentlich zurückging. Sie betrug in den letzten zwei Jahrzehnten jährlich etwa 2000 Auswanderer. Was im übrigen aus Bayern abwanderte, verblieb innerhalb der Reichsgrenzen. In den beiden Jahrzehnten 1900/05 und 1905/10 hatte Bayern je über 65 000 Personen Verlust; um diese Ziffern war somit die Auswanderung größer als die Zuwanderung.

War Bayern bis zur Gründung des Reiches fast ausschließlich Agrarland, so setzte seit dieser Zeit eine starke gewerbliche Entwicklung ein. In der Zeit von 1872 bis 1907 ging der Anteil der landwirtschaftlichen Bevölkerung an der gesamten Bevölkerung zurück von 50,9 Prozent auf 40,3 Prozent. Dagegen erhöhte sich der Anteil von Gewerbe, Handel und Verkehr von 36,6 Prozent auf 44,9 Prozent. Und zwar ging die landwirtschaftliche Bevölkerung nicht nur relativ, sondern auch absolut zurück. Wenn auch dieser Rückgang nicht groß ist, so ist doch immerhin diese Tatsache für die Entwicklung Bayerns von Interesse. Die Zahl der Bevölkerung in der Landwirtschaft betrug 1882 2,68 Millionen, 1907 2,66 Millionen. Dagegen betrug während dieser 25 Jahre der Bevölkerungszuwachs 1,6 Millionen. Von dieser Zahl verblieben in Bayern 1,3 Millionen, von denen von der Industrie 706 000, von Handel und Verkehr 330 000 Personen aufgenommen wurden. Auch heute ist in Bayern nicht nur der bäuerliche Klein- und Mittelbetrieb, sondern auch der gewerbliche Klein- und Mittelbetrieb vorherrschend.

Für jeden Nichtbayer, der mitten im großen industriellen Leben Rheinlands und Westfalens gestanden hat, ist der ganz anders geartete Rhythmus der Arbeit in Bayern geradezu auffallend. In vielen Dingen erinnert das bayerische Geschäfts- und Gewerbewesen noch an mittelalterliche Gebräuche. Es ist die Arbeit noch weit individueller, gemüthlicher, nicht so mechanisch, als man das in großindustriellen Gegenden gewöhnt ist. Gleichwohl ließ sich schon vor dem Kriege, mehr aber noch im Verlauf des Krieges eine fortschreitende Industrialisierung, Betriebskonzentration und Kapitalzusammenballung feststellen. Die Tendenz einer Entwicklung zum Großbetrieb und zur groÑkapitalistischen Produktionsweise ist nicht zu verkennen. Daß Bayern hier langsamer fortschreitet, liegt zweifellos an der weiten Entfernung der Rohstoffe Eisen und Kohle; dann auch an der ungünstigen Lage der Wasserstraßen. Die Kaufkraft der einheimischen Bevölkerung ist beschränkt. Ein günstiges Hinterland für den Absatz fehlt. Die Auslandsgrenze im Süden und Osten ist weit entfernt. Dies alles trägt dazu bei, die industrielle Entwicklung zu verlangsamen.

Am 24. August 1917 wurde im Hauptausschuß des Reichstags von einem Großindustriellen ausgesprochen, »es sei am besten, die ganze süddeutsche Industrie stillzulegen, denn diese gehöre dorthin, wo sich die Kohlen befinden«. Dieser Ausspruch hat in wirtschaftlichen Kreisen Bayerns Beklemmung hervorgerufen, und es ist demgegenüber mit Recht darauf hingewiesen worden, daß sich gegen die Standortstheorie, wonach zwei Faktoren den Standort der Industrie bestimmen, nämlich Transportkosten und Arbeitskosten (A. Weber), der stichhaltige Einwand erheben läßt, daß Bayern weit von den Grenzen entfernt liege und nach den Erfahrungen des Krieges sogar als günstiger Standort für die Industrie anzusehen sei. Andererseits muß beachtet werden, daß in der bisherigen industriellen Entwicklung Bayerns sich doch auch eigene Industrien angesammelt haben, die im wesentlichen unabhängig von den beiden Hauptindustrierohstoffen sind. Es ist ganz besonders die Brauindustrie, die in Bayern, vornehmlich in München, anständig ist, ferner das Kunstgewerbe, die mittelfränkische Luxusindustrie, die Spiel-, Blechwaren- und Spiegelglasindustrie, die Bleistiftfabrikation, die Pinselindustrie, die oberfränkische Korb- und Webwarenindustrie, die schwäbische Webstoff- und die pfälzische Leder- und Schuhindustrie. Außerdem sind zu nennen der Maschinenbau und die Metallfabrikation. Wir nennen nur die Eisenwerksgesellschaft Maximilianshütte in Rosenberg (Oberpfalz), die Augsburg - Nürnberger Maschinenfabrik, die Siemens - Schuckertwerke Nürnberg, die Schweinfurter Kugellagerfabrik usw. Nicht vergessen dürfen wir auch die großen Anilin- und Sodawerke in Ludwigshafen am Rhein. Es kommen im ganzen in Bayern etwa 2000 Exportbetriebe in Frage, die etwa eine halbe Million Arbeiter beschäftigen und einschließlich der Angehörigen etwa zwei Millionen Personen umfassen. Die Übersiewerte in Ein- und Ausfuhr für diese Exportbetriebe stellten sich vor dem Kriege im Jahre durchschnittlich auf etwa eine halbe Milliarde Mark. Nach Amerika befrug die direkte Ausfuhr Bayerns zirka 64 Millionen Mark, das sind nahezu 10 Prozent der gesamten Ausfuhr Deutschlands dorthin. Es kann demnach nicht bestritten werden, daß Bayern als Binnenland einen immerhin erheblichen Anteil an der Bedeutung des Deutschen Reiches als Welt-handelsstaat besitzt.

Entsprechend dieser gewerblichen und industriellen Entwicklung ist auch eine erhebliche Steigerung des Verkehrs festzustellen. Am besten ist das aus folgenden Ziffern ersichtlich.

Staatsseisenbahnen:

	Bahnlänge Kilometer	Loko- motiven	Beleuchtete Personen- Kilometer in Millionen	Beleuchtete Tonnen- Kilometer in Millionen	Gesamt- Einnahmen in Mill. Mk.	Hiervon aus dem Personen- und Gepäck- verkehr Millionen Mark	
1844 . .	163	24	183 ¹	173 ¹	0,9	0,7	0,2
1870 . .	1838	443	222	320	38,7	11,7	25,8
1910 ² . .	7949	2413	3273	4564	257,8	86,8	171,0
1913 . .	8332	2470	3725	5066	289,1	96,4	192,7
1914 . .	8436	2508	3347	4503	255,1	80,4	174,7

¹ Die Zahl bezieht sich auf das Jahr 1860.

² 1875 bezw. 1909 erfolgte die Verstaatlichung der Ostbahnen und der Pfalz-bahnen.

Staatspost:

	Briefpost- sendungen in Tausend	Postanweisungen, Ein- und Auszahlungen Millionen Mark	Scheckverkehr Gesamtumsatz Millionen Mark	Paketsendungen in Tausend
1852	15 841,0	—	—	3 056,0
1870	52 649,0	69,6	1 291,3 ⁴	8 841,1
1910	676 998,4	1 839,0	2 176,9	34 271,6
1913	798 425,5	1 668,0 ⁵	3 657,0	38 416,9

	Telegramme in Tausend	Telephon- gespräche in Millionen	Einnahmen aus Post und Telephon in Millionen Mark	
1852	11,3	— ⁶	4,3	0,049
1870	1 010,2	5,9 ⁶	5,6	0,729
1910	5 779,2	133,1	54,2	14,278
1913	6 166,2	174,7	59,2	17,001

(Siehe den Vortrag von Dr. Zahn, Präsident des K. Statistischen Landesamts in Bayern, in der »Zeitschrift des K. Statistischen Landesamts«, 1918, Heft 2.)

Es befrugen die tonnenkilometrischen Leistungen (in 1000 Tonnenkilometer):

	Des bayerischen Rheins	Der bayerischen Donau
1911	128 558,5	30 470,9
1913	144 566,6	42 832,5

Bayern und besonders München wurden zu einem Schnittpunkt des europäischen Verkehrs, über den sowohl der italienisch-schweizerische Verkehr lief, als auch der englisch-holländisch-französische Verkehr zum Osten (Paris—München—Wien—Konstantinopel, London—Köln—München—Konstantinopel) seinen Weg nahm. Die Verkehrsergebnisse zeigen allerdings eine passive Bilanz; Kohlen, Eisen, Getreide, Düngemittel werden mehr ein- als ausgeführt. Ein Ausfuhrüberschuß ergibt sich nur bei Holz, Steinen und Bier.

Entsprechend der gewerblich-industriellen Entwicklung sowie des Verkehrs und der damit verbundenen Steigerung der Aufgaben des Staatshaushalts ergibt sich auch eine Erhöhung sowohl der Ausgaben als der direkten Staatssteuern. Aus Mitteln des Staatshaushalts kamen zur Verwendung für außerordentliche Ausgaben:

1840	72,1 Mill. Mk., davon reine Staatsverwaltungsausgaben	64,7 Mill. Mk.
1870	123,3 - - - - -	70,3 - - -
1914	727,5 - - - - -	245,7 - - -
1918	833,9 - - - - -	282,0 - - -

An direkten Staatssteuern wurden erhoben:

1840	11,2 Mill. Mk., hiervon kommen auf den Kopf	2,57 Mark
1870	17,8 - - - - -	6,68 - - -
1916	98,8 - - - - -	14,35 - - -

War früher die Landwirtschaft Hauptträger der Steuerkraft, so traten allmählich an ihre Stelle die Gewerbe und die großen Städte. Die stark besetzten Regierungsbezirke Oberbayern, Mittelfranken und Pfalz, die ihrerseits fast die Hälfte der Eisenbahneinnahmen liefern, brachten auch im Jahre

⁴ Rückgang infolge der großen Zunahme des Scheckverkehrs. — ⁵ Die Zahl bezieht sich auf das Jahr 1909. — ⁶ Zahl der Gespräche im Jahre 1882: 1324. —

⁶ Die Zahl bezieht sich auf das Jahr 1890.

1912 nicht weniger als zwei Drittel, nämlich 63,82 Prozent der gesamten Staatssteuern auf. München allein brachte im Jahre 1912 fast ein Drittel, nämlich 33 Prozent, und mit Nürnberg und Augsburg zusammen zwei Fünftel gleich 39 Prozent auf.

Infolge des Krieges hatte das bayerische Klein- und mittlere Gewerbe manches Opfer zu bringen. Eine Reihe von Betrieben wurde stillgelegt, während die Tendenz zum Großbetrieb, zur Konzentration sich erheblich steigerte. Die Zahl der bayerischen Riesenbetriebe mit über 1000 Arbeitern stieg von 39 im Jahre 1907 auf 45 im Jahre 1917, ihre Arbeiterschaft von 75 000 auf 120 000. Während des Krieges sind große Fortschritte in bezug auf industrielle Neugründungen und intensivere Ausnutzung der heimischen Bodenschätze festzustellen. Wir nennen folgende:

	Kapital Mill. Mk.
Bayerische Geschützwerke München (Krupp)	25
- Motorenwerke München	10
- Flugzeugwerke München	3
- Resselgesellschaft m. b. H. München	1,2
Donau-Schmelzriegelwerke A.-G. München	1
Graphit A.-G. Kropfmühle München	5
Zentralgesellschaft für chemische Industrie G. m. b. H.	2,5
Bayerische Hüttenwerke von Neumayer A.-G. Würzburg	4
Gesellschaft für Elektro-Metallurgie G. m. b. H. Würzburg . . .	2,5
Bayerische Sprengstoffwerke A.-G. Würzburg	3
Zünder- und Apparatebaugesellschaft Würzburg	0,5
Donau-Main- und Rheinschiffahrt A.-G. Würzburg	2,5
Bavarialinie Bamberg	0,2
»Noris«-Versicherung A.-G. Nürnberg	4

Ferner drei Benzinraffinerien in Regensburg, eine Schmierölfabrik in Regensburg, eine Kunstdüngerfabrik in Regensburg, dann die neuen Reichsfestwerke in Regensburg mit 9 Millionen, wovon 6 Millionen vom Reich und Preußen, 1 Million vom bayerischen Staat und die restlichen 2 Millionen von der deutschen Gelatinefabrik in Schweinfurt, der Stadt Regensburg und den bayerischen Banken gemeinsam aufgebracht wurden. Genannt müssen noch werden drei Schiffswerften in Regensburg sowie drei Sulfitspiritusgewinnungsfabriken mit 2 Millionen Mark Kapital, wovon das Reich und Bayern je die Hälfte aufbringen. Außerdem entstanden am Inn die Reichsaluminiumwerke mit 30 Millionen Mark Kapital und die Gesellschaft für elektro-chemische Industrie Dr. Wacker in Burghausen am Inn mit 20 Millionen Mark.

Abgesehen von diesen Gründungen wurden beträchtliche Kapitalerhöhungen industrieller Werke vorgenommen. So bei den Bayerischen Stickstoffwerken Trostberg-München von 10 auf 12 Millionen, Amperwerke Elektrizitäts-A.-G. von 2 auf 7 Millionen, Maschinenbaugesellschaft Augsburg-Nürnberg A.-G. eine Steigerung um 9 Millionen, Gebrüder Bing A.-G. Nürnberg um 3,25 Millionen, Preß-, Stanz- und Ziehwerke Schillingworth A.-G. Nürnberg um 1,4 Millionen. Der Bayerische Lloyd in Regensburg steigerte sein Kapital von 4 auf 16 Millionen. Er wurde im Jahre 1913 von der Deutschen Bank unter Mitbeteiligung bayerischer Banken und industrieller Unternehmungen als G. m. b. H. ins Leben gerufen und im Jahre 1917 in eine Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 16 Millionen umgewandelt. Er hat sich vor allem die Donauschiffahrt zur Aufgabe gestellt und verfügt

über einen Schiffsark von 116 Schiffen, 19 Dampfern, 79 Warenbooten, 15 Tanks, 2 Motortanks und einem Motorfrachtschiff. Die Stadt Regensburg beabsichtigt ihren Donau-Umschlag- und Petroleumhafen zu erweitern mit einem Kostenaufwand von 16 Millionen Mark. Die Neuinvestitionen in den letzten zwei Jahren beziffern sich in der

elektro-chemischen Industrie	auf	50 Millionen Mark
Waffen-, Flugzeug- und Metallindustrie	40	-
Schiffahrt	18	-
Nahrungsmittelindustrie	6	-
Graphitindustrie	10	-

so daß also in den letzten zwei Jahren insgesamt 124 Millionen Kapital in Großunternehmen neuinvestiert wurden. Dabei sind nicht mitgezählt die erheblichen Neuinvestitionen und Neugründungen in Klein- und Mittelunternehmen bis zu einer Million Mark Kapitalaufwand. Undieser rapiden Entwicklung des Finanzkapitals in Bayern sind nicht nur bayerische Banken, sondern auch auswärtige Großbanken beteiligt. Sie haben zur Folge gehabt einerseits eine Zusammenziehung der Banken und andererseits eine Fortsetzung des schon im Frieden begonnenen Aufsaugungsprozesses der kleinen Banken durch die großen. Diese Entwicklung hat naturgemäß zugleich eine Verschiebung der Vermögen mit sich gebracht, die am deutlichsten in den Steuerveranlagungen zum Ausdruck kommt, aber auch durch die Tatsache der ländlichen Entschuldung nachgewiesen wird.

Was zunächst die Landwirtschaft angeht, so findet eine freiwillige Zurückzahlung von Hypotheken in großem Umfang statt. So wurden bei dem größten bayerischen und auch deutschen Hypothekeninstitut, der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank, im Jahre 1917 doppelt so viele Rück- und Abschlagszahlungen auf Landwirtschaftsanwesen geleistet als im letzten Friedensjahr. 1913: 4 812 000 Mark, worin die planmäßigen Rückzahlungen einbegriffen sind, 1917: 8 330 000 Mark, abzüglich Konvertierungen 3 309 000 Mark. Auch die bilanzmäßigen Zinsrückstände minderten sich erheblich. Während vom Ende des Jahres 1913 bis zum Ende des ersten Kriegsjahres bei der gleichen Bank die Zinsrückstände von 700 000 auf beinahe 900 000 Mark hinaufschneitten, sind sie bis Ende 1917 auf 320 000 Mark zurückgegangen. Ähnliche Belege liefern auch die anderen Banken.

Das Staatssteuerfoll stieg ebenfalls erheblich: von 76 Millionen im Jahre 1912/13 auf 100 Millionen im Jahre 1917, eine Zunahme von 32 Prozent. Auch hier sind es wieder die drei Regierungsbezirke Pfalz, Oberbayern und Mittelfranken, auf die zwei Drittel dieser Zunahme entfallen. Es sind die großen industriellen Städte, die den größten Teil des Steuerfolls aufbringen. Die drei großen Städte München, Nürnberg, Augsburg zahlten im Jahre 1917 allein fast zwei Fünftel des Staatssteuerfolls, während ihr Bevölkerungsanteil nur ein Siebentel der Gesamtbevölkerung ausmacht. Aber auch in ländlichen Gebieten, insbesondere da, wo eine Lieferung von Vieh und Getreide an das Heer stattfindet, sind erhebliche Vermögensverschiebungen zu verzeichnen, während in anderen Gegenden, in denen im wesentlichen nur für den Selbstverbrauch produziert wird, also nur ganz kleine landwirtschaftliche Güter in Frage kommen, die Bevölkerung an dieser Vermögenszunahme keinen Anteil hat. Das gesamte Veranlagungsfoll aller Staatssteuern stieg in Bayern von 76 Millionen im Jahre 1912 auf 100 Millionen

im Jahre 1917, also um 24 Millionen Mark oder 32 Prozent. Die Einkommensteuer für sich allein erhöhte sich im gleichen Zeitraum von 53 auf 73 Millionen, also 20 Millionen Mark mehr oder 37,6 Prozent. In Preußen erhöhte sich das Veranlagungssoll der Einkommensteuer von 330 auf 473 Millionen Mark, also um 143 Millionen Mark mehr oder 43,5 Prozent. Das Erhebungssoll überhaupt hat sich in Preußen fast verdoppelt. Es ist gestiegen von 377 auf 718 Millionen Mark, um 90,3 Prozent. Folgende Statistik dürfte von Interesse sein:

	Bayern (1910: 6,9 Millionen Einwohner) Rechnungsmäßige wirkliche Einnahmen aller direkten Steuern		Berlin (1910: 2,1 Mill. Einw.) Erhebungssoll der Einkommensteuer	Rheinland (1910: 7,2 Mill. Einw.) Erhebungssoll der Einkommensteuer
1912	71535354	48946672	52992700	80748900
1913	74710908	51625670	54446300	88677300
1914	74846246	51384246	56276600	97508500
1915	72599724	48864114	51938496	92641431
1916	98815815	67113002	75569904	136707053
1917	—	—	81380409	165327911

Aus dieser Statistik ergibt sich, daß die Einkommenverschiebungen in Berlin und im Rheinland ungleich größer sind als in Bayern. Das Volkvermögen in Bayern hat sich zwar gehoben, ist aber doch im Verhältnis zu anderen industriereichen Gegenden zurückgeblieben.

Über die künftige Entwicklung der bayerischen Volkswirtschaft kann man heute noch keine bestimmten Angaben machen; vermuten läßt sich nur, daß Bayern in der künftigen deutschen Volkswirtschaft eine beträchtlich erhöhte wirtschaftliche Bedeutung erlangen wird. Einmal kann die landwirtschaftliche Produktion noch wesentlich intensiver gestaltet werden als bisher; andererseits hat die bayerische Verkehrslage eine wesentliche Besserung erfahren und wird aller Voraussicht nach noch besser werden. Was die Landwirtschaft betrifft, besteht kein Zweifel, daß noch eine erhebliche Steigerung der Produktivität möglich ist. Das ist namentlich der Fall auf dem Wege der Intensivierung des Betriebs durch eine verbesserte Betriebstechnik. Vorschläge nach dieser Richtung und auch Versuche wurden bereits gemacht. Auch an eine Erweiterung der Wirtschaftsfläche kann man denken, obwohl allzuviel dadurch kaum mehr gewonnen werden kann. Hingegen läßt sich durch eine Verbesserung und Förderung der Viehzucht noch viel erreichen. Eine Hebung der betriebstechnischen Bildung ist insbesondere auch von dem noch sehr entwicklungsfähigen Genossenschaftswesen zu erwarten.

Bayern ist auch reich an Bodenschätzen und mineralischen Rohstoffen, die bisher bei weitem nicht genügend ausgenutzt wurden. Wir nennen hier nur die großen Torflager, die während des Krieges als Ersatz und Streckungsmittel für Wolle und Asbest gedient haben und die sich auch zur Gewinnung von schwefelsaurem Ammoniak und Teer als Nebenprodukt eignen; dann die Eisenerze in der Oberpfalz und auf der Fränkischen Alp die Vitriolerze, die bedeutenden Kaolin- und Chromerzminerale der Pfalz und Oberpfalz, Ocker und andere Farberde, die Specksteingruben im Fichtelgebirge,

die Reichskämmer an Bausteinen von Granit im Fichtelgebirge und im Bayerischen Wald, Marmor in Berchtesgaden, Traunstein, Kiefersfelden, Treuchtlingen, Granitmarmor in Füßen und Tegernsee, roter Marmor in Tölz, Sonthofen und im Fichtelgebirge, Basalt in der Rhön und Oberpfalz, Kalkstein, Gips, Sandstein, Graphit usw. in verschiedenen Gegenden Bayerns. Viele von diesen Bodenschätzen sind bisher nicht nutzbar gemacht, was auf die Kohlennot und auf die ungünstige wirtschaftsgeographische Lage zurückzuführen ist. Bedenkt man jedoch, daß einer kommenden bayerischen Industrie, in weitestgehendem Maße auch einem bayerischen Kleingewerbe, statt schwarzer Kohlen weiße Kohlen zur Verfügung stehen, daß die Wasserkräfte nutzbar gemacht werden können, so läßt das einen Schluß zu auf die industrielle Entwicklungsfähigkeit Bayerns. Reichsrat v. Miller schätzt die ausnubharen bayerischen Wasserkräfte südlich der Donau auf eine Million Pferdekkräfte, Hallinger und Hensel sogar auf anderthalb Millionen. »Wenn man nun davon«, schreibt Präsident Dr. Zahn, »250 000 Pferdekkräfte für Elektrizitätswerke (Überlandversorgung) und 90 000 für die Elektrifizierung der Bahnen, also zusammen 340 000 Pferdekkräfte für den Bedarf von Staat und Gemeinden abzieht, so bleiben noch 660 000 für Großindustrie und Rohstoffgewinnung übrig.« Nach einem Gutachten von Zivilingenieur Hallinger würde sich der Preis auf einen halben Pfennig pro Kilowattstunde berechnen, so daß sich die volle Wettbewerbsfähigkeit mit dem Ausland herstellen ließe und diese Kräfte für die elektrotechnische und elektrometallurgische Großindustrie (Karbide, Aluminium, Stahlherstellung, Erzverarbeitung, Stickstoff usw.) verwendet werden könnten. Es finden sich außer den bereits genannten Rohstoffen in Bayern auch noch andere für die Industrie wichtige Rohstoffe, so Aluminiumerde und Kalke.

Unwahrscheinlich ist nicht, daß für den Standort der Industrie in Zukunft auch der sogenannte nationale Sicherheitskoeffizient eine Rolle spielen wird. Abgesehen davon aber kann sich aus dem bisherigen Nachteil, der sich aus der Binnenlage Bayerns ergab, ein Vorteil entwickeln. Der Ausbau des Donau - Main - Rhein - Großschiffahrtswegs wird zweifellos eine wichtige Wasserstraße zum Rhein und zur Donau schaffen. Bayern erhält dadurch den Anschluß an zwei Meere, Wschaffenburg würde zum bayerischen Nordseehafen und Regensburg zum bayerischen Schwarzen-Meer-Hafen werden. Der wirtschaftliche Verkehr wird wohl noch lange Zeit nach dem Kriege wesentlich stärker in der Festlandswirtschaft verankert sein, als das vor dem Kriege der Fall war. Hierdurch würde die Donau zu einer Hochstraße des Weltverkehrs werden, was sie bisher nicht war, und Bayern würde das Ausfahrts- und Eingangstor des südöstlichen Weltverkehrs sein.

Der Krieg hat auf die bayerische Volkswirtschaft revolutionierend gewirkt. Mehr als bisher werden die bayerischen Bodenschätze für die künftige Industrie Deutschlands von Bedeutung sein. Eine stärkere Industrialisierung bedeutet aber auch eine tiefe Veränderung im Wesen der bisher nicht so sehr auf das Erwerbsleben eingestellten Bevölkerung. Sie bedeutet eine Veränderung des seelischen und damit auch des politischen Lebens. Mehr und mehr wird an Stelle des kleinbürgerlichen Daseins die Hast und Unruhe des bloßen Erwerbssinns treten. Die soziale Struktur der Arbeiterklasse Bayerns wird mehr der Proletarisierung zuneigen als bisher; sie wird ihren kleinbürgerlichen Einschlag verlieren.

Jugendfürsorge.

Von Rudolf Wiffell (Berlin).

»Unter den Kindern, die in öffentliche Zwangserziehung gebracht werden müssen, weil sie zu verwahrlosen drohen, da sie völlig ungenügend erzogen worden sind, finden sich etwa fünfmal soviel bevormundete Kinder, als darunter sein würden, wenn sie ebenso hinreichend wie die ehelichen erzogen worden wären,« sagt Professor Klumker in einer kleinen Schrift: »Die öffentliche Kinderfürsorge, eine Kulturaufgabe unseres Volkes.«¹ Er hat berechnet, daß wir jährlich allein über 20 000 uneheliche Kinder am Leben erhalten könnten, wenn für ihre richtige Unterbringung und Beaufsichtigung im Säuglingsalter hinreichend gesorgt würde.

Wir haben in Deutschland rund 80 000 Fürsorgezöglinge. Mehr als 300 000 Kinder sind in Deutschland ausschließlich auf die öffentliche Armenpflege angewiesen.

Überall wächst die Not der Jugendlichen, und nirgends eine Einheitlichkeit der Fürsorge. Neben reichs- und landesgesetzlicher Fürsorge eine solche der freien Liebestätigkeit. Und wo die gesetzliche Fürsorge ins Leben tritt, immer sind es andere Stellen, die sie zu üben haben. Zuständig sind für die Armenkinderpflege die Orts- und Landarmenverbände, für die Kostkinderaufsicht die staatliche und städtische Polizei, für das Vormundchaftswesen die Gerichte und Gemeinden, für die Berufsvormundschaft die Gemeinden, für die Fürsorgeerziehung, die Taubstummen- und Blindenfürsorge die Provinzen, für die Waisenrenten und Heilfürsorge die Versicherungsanstalten, für den Schutz der straffälligen Jugend die Polizei und Gerichte.

So kann es nicht weitergehen! Deshalb haben auch die Fragen der Jugendfürsorge in letzter Zeit die Öffentlichkeit mehr als früher beschäftigt. In der Zeit vom 20. bis 21. September hat sich ihnen in Berlin ein aus allen Teilen Deutschlands zahlreich beschickter Jugendfürsorgetag gewidmet. Auch Parteigenossen haben als Delegierte verschiedener Stadtverwaltungen der Tagung beigewohnt. Einstimmig wurde eine Entschliebung angenommen, daß Jugendämter als Träger der öffentlichen Jugendfürsorge zu schaffen seien. Unter Ermöglichung weitgehender Mitarbeit der Körperschaften freier Liebestätigkeit müsse eine verwaltungsmäßige Organisation durchgeführt werden. Die Berufsvormundschaft müsse auf die Jugendämter übertragen, die Kosten der Fürsorge für hilfsbedürftige Kinder von den größeren Gemeindeverbänden übernommen werden. Der Vorstand der Tagung soll dahin wirken, daß durch Reichsgesetz den Bundesstaaten die Errichtung von Jugendämtern in Stadt und Land zur Pflicht gemacht wird.

Am Abend des 20. September fand eine von über 1000 Personen besuchte Volksversammlung statt, in der nach drei Referaten, deren eines der Schreiber dieser Zeilen erstattete, einstimmig eine Entschliebung angenommen wurde, die die Überzeugung ausdrückt, daß die Not unserer Jugend durch Vereinheitlichung und tatkräftigen Ausbau der gesamten Jugendfürsorge wirksam bekämpft werden muß. Es wurde als Fortschritt begrüßt, daß die preußische Regierung die Errichtung von Jugendämtern plant, aber ausgesprochen, daß eine reichsgesetzliche Regelung unbedingt notwendig sei. Die Jugendämter seien Angelegenheit des gesamten Volkes. Sie müßten nach den Grundsätzen der Selbstverwaltung aufgebaut und alle Bevölkerungsschichten zu tätiger und verantwortlicher Mitarbeit herangezogen werden.

Jugendämter werden also gefordert, Jugendämter von Reichs wegen. Auch sie werden die Ursache der Not der Jugendlichen nur zum Teil verstopfen können. Wer wollte es bestreiten? Vor mir liegt der Jahresbericht der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge aus dem Jahre 1908/09. Fast zehn Jahre ist dieser Bericht alt. Ich habe ihn nur herausgesucht, weil sich mir ein Satz dieses Berichts tief ins Ge-

¹ 176. Flugschrift des Dürerbundes.

das Bewußtsein geprägt hat: »Vermessen und lächerlich wäre es, angesichts der unwiderstehlichen und unentrinnbaren Gewalt herrschender Zeitumstände zu meinen, daß die Jugendfürsorge das Rad der Zeit umwenden oder aus seinem Geleise werfen könnte. Das vermag nur die Gesamtheit der Reformbestrebungen, unter welchen Arbeiter-schutz, Arbeiterbewegung und Bodenreform die entscheidende Rolle für die Besserung der zugrundeliegenden Mißstände unseres Erachtens zufallen wird.« Arbeiterschutz, das heißt gesetzlicher Schutz all der Schwachen, die der Noth des wirtschaftlichen und sozialen Lebens nicht Herr werden können, der Kinder und Frauen zuerst. Arbeiterbewegung, das heißt Änderung der wirtschaftlichen Verhältnisse von Grund auf, damit die Ursachen der Noth schwinden. Bodenreform, das heißt Luft, Licht und Sonne für die Entwicklung des Kindes.

Eine bürgerliche Vereinigung hat diese Postulate aufgestellt. Wer wollte sie nicht unterschreiben? So gewiß es aber ist, daß die Aufgaben aller sozialen Reformen die Verstopfung der Quellen der sozialen Mißstände ist, so sicher auch ist es, daß die Erreichung dieses Zieles auf dem uns hier beschäftigenden Gebiet nur das Ergebnis langer Zeitspannen sein kann. Mit Recht sagt der Direktor Dr. Blum in einer Abhandlung über den Inhalt eines Reichsgesetzes über Jugendämter,² daß die sozialen Zustände in einem Volke, insbesondere soweit sie nicht nur auf wirtschaftlichen Verhältnissen beruhen, sondern auch eine Änderung seiner sittlichen Zustände voraussetzen, sich nur langsam umwandeln. Und wenn auch dieser Prozeß durch eine soziale Fürsorge beschleunigt werden kann, so bleiben es doch geistige und wirtschaftliche Kräfte, Bewegungen und Strömungen, die die sozialen Verhältnisse bedingen und daher auch das Tempo einer sozialen Besserung bestimmen.

Aber was soll geschehen, bis es so weit ist? In meinem Referat auf dem Würzburger Parteitag forderte ich die Regelung der zur gesundheitlichen, geistigen und sittlichen Hebung der Jugend notwendigen Maßnahmen durch ein Jugendgesetz. Bis zur Schaffung eines solchen seien einzelne besonders abänderungsbedürftige Gebiete des Jugendrechts besonders zu regeln. Die Notwendigkeit wird heute nirgends mehr bestritten. Wie soll es geschehen?

Die preussische Regierung hatte dem Abgeordnetenhaus die Vorlage eines Jugendfürsorgegesetzes unterbreitet. Es überträgt die öffentliche Kinderfürsorge an Jugendämter, die von den Stadt- und Landkreisen errichtet werden müssen. Der Zersplitterung der Jugendfürsorge soll ein Ende gemacht werden. Auch die Jugendgerichtshilfe will es mitfassen, den Schutz der straffälligen Jugend bessern usw. Es läßt das Ziel, eine Vereinigung der gesamten öffentlichen Kinderfürsorge, klar erkennen. Darum ist dieser Gesetzentwurf in seinem Grundgedanken durchaus zu begrüßen. Wenn sich trotzdem der Jugendfürsorgetag nicht uneingeschränkt für ihn erklärt hat, so um deswillen, weil es sich bei dem hier zu erstrebenden Ziel um eine für ganz Deutschland gleich wichtige Frage handelt. Überall ist die Noth gleich groß; überall ist eine öffentliche Stelle zu schaffen, die unter Heranziehung der freiwilligen, auf diesem Gebiet schon tätigen Kräfte die dringlichen Aufgaben der Jugendfürsorge in zusammenfassender Weise durchzuführen. Gleichmäßigkeit der Regelung ist geboten. Natürlich soll nicht auf einem Gebiet wie diesem, das wie kaum ein anderes den fürsorgebedürftigen jugendlichen, also unentwickelten Menschen zum Gegenstand hat, der besonderen Eigenart eines jeden deutschen Volksstammes Abbruch getan werden; schematisieren hieße das Leben vergewaltigen; aber der besonderen Eigenart der einzelnen Staaten und Gegenden kann Rechnung getragen werden, wenn es dem Einzelstaat überlassen bleibt, den durch ein Reichsgesetz aufgestellten Rahmen eines Jugendfürsorgegesetzes auszufüllen. Durch ein solches Rahmengesetz wären die allgemeinen Aufgaben der Jugendfürsorge, die Organisation der öffentlichen Jugendfürsorge, die Kostenverteilung vorzunehmen und vor allem die die Jugendfürsorge regelnden besonderen Reichsgesetze einheitlich zu gestalten. Das letztere ist ein ganz wesentlicher Punkt. Die die betreffenden Fragen regelnden

² Jugendämter im Deutschen Reich. 178. Flug-schrift des Dürerbundes.

verschiedenen Reichsgesetze sind nicht nach einheitlichem Plan aufgestellt. Es sei nur auf die Regelung der Amtsvormundschaft in Artikel 136 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch hingewiesen.

Dem oben erwähnten Fürsorgetag hatte der schon genannte Direktor Dr. Blaum verschiedene Leitsätze unterbreitet, die als Aufgabe des Jugendamts die Fürsorge für alle schon jetzt in irgendeiner Form durch öffentliche Behörden betreuten Kinder und Jugendlichen sowie die Erwirkung der erforderlichen Fürsorge (unter Einfluß des Mutter[schußes]) für werdende Mütter bezeichnen. Die Tätigkeit der Jugendämter soll daher spätestens mit dem fünften Monat der Schwangerschaft der Mutter beginnen und erst mit der Erreichung der Volljährigkeit durch den Jugendlichen enden. Demnach würden die Jugendämter zu umfassen haben: die Tätigkeit der jetzigen Gemeindewaisenträte, die Haltekinderaufsicht, die Fürsorge für die unehelichen Kinder, die Berufsvormundschaft, die Fürsorge für arme Waisen, Vollwaisen, verlassene Kinder und Findelkinder, den Mutter[schuß], die Säuglingsfürsorge, die Kleinkinderfürsorge, die Schulkinderfürsorge, die Jugendgerichtshilfe sowie die Fürsorge für die gefährdeten und schußbedürftigen Jugendlichen, die Mitwirkung bei der Fürsorgeerziehung, die Anstaltsfürsorge für Jugendliche.

So wie der preußische Entwurf gestaltet ist, kann er nicht Gesetz werden. Dazu hat er zu viele Lücken und Unschärfelemente. Wie schon erwähnt, überträgt der Entwurf die öffentliche Jugendfürsorge an Jugendämter. Ihnen liegt die Förderung der Jugendfürsorge ob; sie sind zugleich Gemeindewaisenträte, sollen also in Zukunft zur Unterstützung des Vormundschaftsgerichts darüber wachen, daß die Vormünder der sich in ihrem Bezirk aufhaltenden Mündel für die Person dieser Mündel, insbesondere für ihre Erziehung und ihre körperliche Pflege, pflichtmäßig Sorge tragen. Sie sind ferner berufen:

1. darüber zu wachen, daß den gefährdeten Minderjährigen der erforderliche Schutz gewährt und deren Verwahrlosung entgegengewirkt wird,
2. Berufsvormundschaften über uneheliche Kinder einzurichten und die Fürsorge für diese zunächst schon vor der Geburt zu übernehmen,
3. bei Einkleidung und Ausführung der Fürsorgeerziehung mitzuwirken,
4. die Pflege der Haltekinder zu beaufsichtigen,
5. die Justizbehörden bei der Strafrechtspflege gegenüber Minderjährigen zu unterstützen,
6. die freie Liebestätigkeit in der Jugendfürsorge anzuregen sowie auf einen planmäßigen Aufbau und ein entsprechendes Ineinandergreifen der gesamten Säuglings-, Kleinkinder- und Schulkinderfürsorge hinzuwirken,
7. die staatlichen, Schul- und Kommunalbehörden bei den ihnen sonst durch Gesetz oder Verwaltungsvorschriften zugewiesenen oder von ihnen übernommenen Aufgaben zu unterstützen, die die Fürsorge für die Jugend in körperlicher, geistiger und sittlicher Hinsicht betreffen.

Zur Erfüllung dieser Aufgaben sowie auf dem weiteren Gebiet der Jugendfürsorge hat das Jugendamt mit den diesem Zwecke dienenden Vereinen und Veranstaltungen unter Wahrung ihrer Selbständigkeit zusammenzuwirken.

Schon die Regelung der Berufsvormundschaft ist eine ganz ungenügende. Die Einführung einer Berufsvormundschaft für alle unehelichen Kinder wäre selbst nach der oben schon besprochenen Vorschrift des Artikels 136 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch möglich. Sonderbarerweise beschränkt aber der Entwurf die Berufsvormundschaft auf jene unehelichen Kinder, die unter Aufsicht des Amtsvormundes in einer von diesem ausgewählten Familie oder Anstalt oder in der mütterlichen Familie erzogen oder verpflegt werden. Da nun die uneheliche Mutter das Recht und die Pflicht der Erziehung und Beaufsichtigung des Kindes hat und auch dessen Aufenthaltsort bestimmt, Dinge, in die ihr auch der Vormund nicht hereinzureden vermag, so bleibt nur eine kleine Anzahl von Fällen übrig — zum Beispiel, wenn die Mutter verstorben ist oder durch Gerichtsbeschuß das

Sorgerecht verloren hat oder das Kind in der mütterlichen Familie verpflegt wird —, in denen die Amtsvormundschaft für uneheliche Kinder möglich bleibt. Weshalb soll die Amtsvormundschaft nicht auch in den weit zahlreicheren Fällen eintreten, in denen die Mutter den Aufenthaltsort bestimmt? In diesen Fällen wäre sie sogar ganz besonders nötig.

Ferner wird den Polizeibehörden das Recht zum Antrag auf Fürsorgeerziehung genommen und den Jugendämtern übertragen. Das Vertrauen zur Fürsorgeerziehung hat unter der Annahme schwer gelitten, daß die Fürsorgeerziehung bisher Polizeisache war. Ich stimme Pastor Bachhausen unumwunden zu, wenn er im »Zentralblatt für Vormundschafswesen und Fürsorgeerziehung« sagt, daß die Fürsorgeerziehung noch einmal vor eine entscheidende Wendung gestellt sei. Wenn es jetzt nicht gelinge, ihr in der Öffentlichkeit mehr Vertrauen zu erringen, dann dürfte sich vielleicht nie wieder eine Möglichkeit dazu.

Die Regelung des Haltekinderwesens im Entwurf genügt ebenfalls nicht. Auch die ehelichen Kinder, die gegen Entgelt in fremde Kost und Pflege gegeben werden, sollen als Haltekinder gelten. Das ist gut. Das Schutzhalter wird auf sieben Jahre heraufgesetzt. Auch das ist gut, aber ungenügend. Man sollte den Lehrern die Beaufsichtigung der älteren Kinder nicht allein überlassen. In der Annahme, daß eine genügende Beaufsichtigung der älteren Haltekinder in der Schule möglich sei, hat man bisher das Schutzhalter auf das sechste Lebensjahr festgesetzt. In den größeren Städten ist den Lehrern eine solche Beaufsichtigung selbst in der Schule nicht im erforderlichen Maße möglich.

Der Entwurf spricht aus, daß bei hilfsbedürftigen Minderjährigen die verpflichteten Armenverbände auch Aufwendungen für die Erziehung und die Vorbildung zu einem Beruf machen können. Nur können! Weshalb wird nicht vorgeschrieben, daß Erziehung und Berufsausbildung ebenso zu den Lebensnotwendigkeiten gehören wie Wohnung, Nahrung und Bekleidung?

In allen diesen Punkten ist eine Verbesserung des Gesetzes dringendes Erfordernis. Ebenso auch, soweit es die organische Gestaltung des Jugendamtes regelt. Die Verfassung der Jugendämter soll durch die Kreise oder Gemeinden geregelt werden, doch ist vorgeschrieben, daß in den Landkreisen der Landrat als Vorsitzender des Kreis Ausschusses auch Vorsitzender des Jugendamtes ist. Nur sein ständiger Vertreter soll von den Mitgliedern und aus den Mitgliedern des Jugendamtes gewählt werden.

Dem Kreisjugendamt sollen als Mitglieder kraft ihres Amtes weiter angehören der Kreis Schulinspektor, der Kreisarzt und je ein von dem Regierungspräsidenten im Einvernehmen mit der kirchlichen Oberbehörde auf die Dauer von drei Jahren zu bestimmender Geistlicher, der evangelischen Landeskirche oder der katholischen Kirche. Als ehrenamtliche Mitglieder sollen ferner in das Kreisjugendamt von dem Kreistag auf die Dauer von drei Jahren in der Regel nicht mehr als zwölf in der Jugendfürsorge erfahrene und bewährte Männer und Frauen berufen werden, unter ihnen Ärzte, Lehrer, Geistliche und Vertreter der der Jugendfürsorge dienenden Vereine sowie der in dem Bezirk des Jugendamtes besonders vertretenen Berufsstände. Ähnlich ist die Regelung auch für die Jugendämter in den Stadtkreisen.

Wenn auf dem Gebiet des Jugendschutzes und der Jugendfürsorge etwas Ersprießliches und Gutes geleistet werden soll, muß in dem Gesetz selbst der Geist der Zeit atmen, muß es die lebendige Anteilnahme des Volkes ermöglichen und dieser Arbeit des ganzen Volkes die richtige Grundlage geben. Nichts Schlimmeres kann passieren, als daß ein Gesetz geschaffen wird, das nur dekretiert, das von außen in das Leben hineingreift und damit die gesunden Quellen ersprießlichen Wirkens verschüttet. Es muß aus dem Leben schöpfen. All das Gesunde und Lebenskräftige, das heute verschüttet und überwuchert ist von den bösen Erscheinungen der Kriegswirkungen, muß zum Schutze der Jugend freigemacht werden. Nicht Zwang, freiwillige Leistung kann allein Ersprießliches leisten. Will man der Not der Jugend

entgegentreten, müssen daher auch die Kreise und Schichten der Bevölkerung für die Jugendpflege gewonnen werden, in denen die Not der Jugend am größten ist. Nicht Amt und Würde, nicht Beruf und Stellung gibt die Befähigung zu ersprießlicher Tätigkeit auf dem Gebiet der Jugendhilfe, sondern die persönliche Eignung, die Fähigkeit, die Jugend zu verstehen, sich in ihre Seele hineinzuversetzen, Kamerad der Jugend sein zu können. Wem diese Gaben eigen, der eignet sich zum Leiter eines Jugendamtes; wem sie fehlen, der paßt dazu nicht, und wenn er sein juristisches oder sonstiges Examen mit der höchsten Auszeichnung bestanden hätte. Wie kann man nur vorschreiben, daß dieser oder jener Verwaltungsbeamte der Vorsitzende eines Jugendamtes sein müsse. Leute aus dem Leben, aus dem Volke gehören ins Jugendamt, die die Jugend verstehen und die die Lebensgewohnheiten des Volkes kennen. Nur wenn vollste Selbstverwaltung im Jugendamt herrscht, wird es im Volke wurzeln und seine Aufgaben erfüllen können.

Nochmals der Expressionismus.¹

Von Edgar Steiger.

Stellen wir zunächst die Tatsachen fest: »Die Sturmabende entstanden aus den Vorstellungen für Kunst. Der Verein für Kunst wurde im Jahre 1904 von Herwarth Walden gegründet und gab eine Übersicht zeitgenössischer Impressionisten. Es lasen aus eigenen Werken: Oskar Kokoschka, Arno Holz, Richard Dehmel, Paul Scheerbart, Frank Wedekind (1904), Heinrich Mann, Hermann Bang, Paul Leppin, Rainer Maria Rilke, Else Lasker-Schüler, Peter Baum (1906). Abende wurden Peter Hiller und Peter Altenberg (1906) gewidmet. Aufgeführt wurden dramatische Arbeiten von Paul Scheerbart und Alfred Döblin. Die Sturmabende dienen der expressionistischen Wortkunst. Der Vortragende ist Rudolf Blümner.« Ferner: »Die Zeitschrift ‚Der Sturm‘ wurde im Jahre 1910 von Herwarth Walden gegründet. Sie erscheint 1918/19 im neunten Jahrgang. ‚Der Sturm‘ hat auf dem Gebiet der Dichtung, der Literatur, der Musik, der Zeichnung und des Holzschnitts stets nur die Arbeiten jener Jüngerer und Neueren (?) veröffentlicht, die eine Entwicklung zu größerer Bedeutung erwarten ließen.... Einen besonderen Wert hat die Zeitschrift dadurch, daß sämtliche Holzschnitte vom Stock gedruckt werden. ... ‚Der Sturm‘ ist das führende Organ der Expressionisten.«

Wir haben also ein neues Dichtergeschlecht vor uns, das bewußt etwas Neues schaffen will — ähnlich wie die Stürmer und Dränger der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Nur daß das Kind, das diesmal aus der Taufe gehoben wird, nicht Naturalismus, sondern Expressionismus heißt. Was sich unter diesem Namen anpreist, habe ich schon öfter anzudeuten versucht. Die ehrliche Verdeutschung »Ausdruckskunst« sagt ebensoviel und ebensowenig wie das vornehmer klingende Fremdwort, das nur als Protest gegen den Impressionismus einen Sinn erhält. Beide Namen sind nämlich der Malerei entlehnt. Der Impressionismus will die wechselnden Sinnesindrücke der Außenwelt unmittelbar, so wie sie in jedem Augenblick uns gegeben sind, wiedergeben — ohne Verpfuschung durch das Denken —, also vor jeder Verbindung mit anderen ähnlichen, früheren Vorstellungen, die stets im Gehirn auf neue Ankömmlinge lauern, um sich mit ihnen zum abgeblähten Begriff zu verschmelzen. Der Expressionismus — hier stocken wir schon, weil er nicht etwa der Gegensatz, sondern eben nur ein Protest gegen das bisherige Verfahren ist — etwa so, wie sich der lachende Erbe eines Millionärs über den Toten lustig macht, der so mühsam das viele Geld zusammengeschachtelt hat, das der

¹ Sturmabende. Ausgewählte Gedichte. Von August Stramm, Rudolf Alker, Adolf Altmann, Peter Baum, Franz Richard Behrens, Blaise Cendrars, Rainer v. Döhl, Kurt Heinitze, Artur Heise, Adolf Knoblauch, Günter Mürr usw. Berlin, Verlag »Der Sturm«.

Junge jetzt verschwenderisch möglichst bald an den Mann zu bringen sucht. Oder, unbillig gesprochen: der Expressionismus nutzt all die neuen Errungenschaften des Impressionismus, als da sind die neuen Farbtöne, die bunten Schatten, das wechselnde Lichterspiel, die verschwimmenden Umrisse der Dinge, nur dazu, um das, was er innerlich fühlt und will, also das Un Sinnlichste des Un Sinnlichen (auch dies Un Sinnliche ist ja ein Wechsel, ein ewiges Kommen und Gehen, Auftauchen und Verschwinden!) in dem vorüberhuschenden Farben- und Lichterrauch der durch den Expressionismus eroberten Sinnlichkeit abzubilden. Bei dieser Sisyphusarbeit rollt aber dem Maler der Stein der Sinnlichkeit immer wieder aus den Händen; denn diese wollen ja gar nicht ihn, sondern etwas anderes fassen! Dann aber gibt es ein verworrenes Durcheinander und Jneinander von Bildern und Bildeindrücken, von Nasen, Häusern, Augen, Bäumen, Dreiecken, Weinen, Telegraphendrähten, Händen und Abendröten, daß dem Beschauer das Sehen vergeht und der Verstand stillsteht. Aber der soll ja stillstehen, versichert der expressionistische Maler; denn was er malt, soll weder ein Gedanke noch ein Stück Außenwelt sein, sondern das, was hinter allen Gedanken und Bildern der Sinnlichkeit im Innersten der Seele auf und ab wogt und nur als Klang, Ton, Takt und Rhythmus schächtern ans Tor der Sinne klopft — ein immer Wechselndes, Gleitendes, das wir, wenn wir es durch unser Denken zum Begriff verfeinern, Gefühl oder Willen nennen!

Wie sich hier die Malerei abmüht, das Farb- und Gestaltlose in Farbe und Gestalt zu bannen — aber nicht, wie früher, in die Gestalt des geschlossenen einmaligen Symbols, sondern unmittelbar als ein wechselndes Chaos von Farbenklecksen und Linienbruchstücken — so will jetzt auch die Dichtung das, was nur in Tönen wiederzugeben ist, mit ihren Worten haschen. Natürlich kann dabei, je ehrlicher es der Dichter meint, nur ein Gelall herauskommen, eine ewige Wiederholung von Naturlauten, die den Rhythmus des Lebens veranschaulichen wollen, und eine wüste Gedankenflucht von Fieberbildern, die, in diesem Rhythmus tanzend, an irgendeinem Zipfeln des Gewandes das Leben selbst haschen, um es immer wieder aus der Hand zu verlieren. So entstehen Gedichte wie »Weltwehen« von August Stramm — ich zitiere wörtlich: »Nichts, nichts, nichts haucht nichts hauchen nichts Hauch wägen wägen wegen wegen regen stauen lauen weben schweben wallen lallen« usw. vier Seiten lang. Ein sinnloser Wortschwall, der — das war wohl beabsichtigt — das Kopfweh eines am Weltkater Leidenden versinnlichen soll; oder wie Lothar Schreyers »Trost«:

»Zweige wölben Sterbefee
Wunschlos liegt dein Auge offen
Du hältst mein Herz
Tropfen
Ruhen die Peitschen im Schlag
Traurig lächelt der Mensch
Tief entschleiern die starren Wahren
Schmutz und Feuchte du Glanz
Tiefe du Mond«

usw. — ein Beispiel für die Bilderflucht eines im Delirium Rasenden. Das alles ist nicht etwa eine lustige Parodie auf die Verrücktheit eines anderen, sondern tief-ernst gemeint. Von jedem dieser Gedichte könnte die Hälfte gestrichen werden, oder man könnte sie um ebenso viele Seiten verlängern, ohne am Inhalt irgend etwas zu ändern. Was heißt das? Der Expressionismus schlägt plötzlich, in hartnäckiger Verfolgung seines immer vor ihm fliehenden Zieles, in einen falsch verstandenen Naturalismus um, dem das erste Gesetz aller Kunst, die Verkürzung der Linie, die Verdichtung von Zeit und Raum, mit einem Wort: die Symbolik, unbekannt ist. Jedenfalls aber müssen auch solche Verirrungen in der Literaturgeschichte gebucht werden. Denn wer weiß, ob sie nicht die Wehen einer neuen Kunst sind? Den Wehen beizuwohnen, ist aber kein Vergnügen; das weiß jeder Arzt. Aber man

kann dabei viel lernen. Was haben jedoch Künstler wie Wedekind, Heinrich Mann, Scheerbar, auf die sich diese Jüngsten berufen, mit diesem Gestammel zu tun? Wenn sechzehn junge Leute um die Wette in diesem Stiefel weiterdichten, so kann man sich nur damit trösten, daß es auch geistige Epidemien gibt, die plötzlich einige hundert oder tausend Gehirne — und es sind nicht die schlechtesten darunter — verseuchen. Wobei dann der angeborene Nachahmungstrieb bei unselbständigen Naturen den Ausschlag gibt, wie eine schwache Lunge bei der Grippe. Vielleicht aber — ist da überhaupt noch ein Fragezeichen nötig? — spielt auch hier das Geld eine Rolle, schon weil man viel freie Zeit zum Vertrödeln haben muß, um — nicht etwa, wie Plato, der Sorge um das leibliche Dasein überhoben, ganz dem Geiste leben, sondern um — statt Fliegen Wörter fangen zu können! Jedenfalls ist bei den sechzehn das Kind immer noch nicht auf die Welt gekommen.

Literarische Rundschau.

Dr. Friedrich Bendigen, *Das Wesen des Geldes*, zugleich ein Beitrag zur Reform der Reichsbankgesetzgebung. Zweite Auflage, mit Anmerkungen und Ergänzungen. 88 Seiten. München und Leipzig 1918, Duncker & Humblot. Preis gebunden 2 Mark (nebst 25 Prozent Teuerungszuschlag).

Der Verfasser, Direktor der Hypothekenbank in Hamburg, hat sich die Aufgabe gestellt, in das »von der äußeren Erscheinungsform losgelöste Wesen des Geldes einzudringen«. Leider ist ihm das bei seiner Unkenntnis der für diesen Zweck erforderlichen Marxschen Werttheorie gründlich mißlungen. Aus der Tatsache, daß der Verkehr fortfahren würde (und jetzt ja tatsächlich fortfährt), mit Pfund Sterling und Reichsmark zu rechnen und zu bezahlen, auch wenn die Goldmünzen verschwänden und Zettel an ihre Stelle träten, schließt er, daß wir »den Grund für die Werthschätzung des Geldes nicht im Metall suchen dürfen«. Es sei »eine bare Unwahrheit«, daß das Geld als Tauschgut und Wertmesser Eigenwert haben müsse, das staatliche Zahlungsmittel bedürfe keines Materialwerts, es trage seinen Wert in sich kraft der staatlichen Autorität. Also nicht weil das Geld einen bestimmten Wert hat, kann der Staat diesen Wert durch eine Ziffer zum Ausdruck bringen, sondern weil der Staat den Geldwert durch eine Ziffer zum Ausdruck bringt, hat das Geld einen bestimmten Wert. Zu dieser Ursache und Wirkung verwechselnden Annahme kommt Bendigen, weil er den Tauschwert einer Ware auf ihren Gebrauchswert zurückführt. Wenn das Geld Eigenwert hätte, so meint er, so würden die Menschen ja bei jedem Kauf eine Vergleichsoperation zwischen den Annehmlichkeiten machen, die der Besitz der Ware, und dem Genuß, den der Besitz der entsprechenden Quantität Geld verleiht. Da dies nun offenbar nicht der Fall ist, kommt unser Bankdirektor, von oben herab überlegen über die naiven Anhänger der Goldwährung lächelnd, zu dem Resultat, daß »kein Mensch in Deutschland beim Kauf den Wert der Sache am Wert des Goldes mißt«.

Herr Bendigen führt demnach die Wertunterschiede der Waren auf den Vergleich der Annehmlichkeiten zurück, die sie bieten, so daß etwa die Schlemmer sich berechneten, daß eine Flasche Schaumwein bester Sorte ihnen so viel Annehmlichkeiten bietet wie 50 Brote oder eine Nachsjacke. Der Herr Bankdirektor meint, wer den Wert einer Sache abschätze, messe »nicht am Golde«, sondern vergleiche »Preise«. Leider ist dem Verfasser nicht klar, daß »Preise vergleichen« eben bedeutet, die Werte mehrerer Waren mit dem Werte des Goldes und dadurch nach den einfachen Methoden der Regeldetri auch miteinander in Vergleich zu setzen. Der »Preis« ist eben der am Golde abgeschätzte Wert einer Ware, wobei wir hier davon absehen, daß dank der von Marx enthüllten Gesetze der kapitalistischen Konkurrenz die durch die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit bestimmten Tauschwerte durch die Durchschnittsprofitrate modifiziert werden. Der Umstand, daß ungedeckte Papiernoten und durch andere Werte als Gold gedeckte Giroguthaben

als tadelloses Geld fungieren können, beruht darauf, daß, wer auf das Gold Wert legt, sich mit Papiernoten oder Verzicht auf einen Teil seines Giroguthabens Gold verschaffen kann. Wie der liebe Gott bei seinen Gläubigen an Kredit verliert, wenn sein Stellvertreter sich einem lasterhaften Lebenswandel ergibt, so büßt das Geld als Stellvertreter des Goldes an Kaufkraft ein, wenn die mit ihm käufliche Goldmenge seinem Nennwert nicht mehr entspricht. Wo keine reine Goldwährung gilt, tritt in Krisenzeiten eine ruinöse Geldentwertung ein, wenn statt des goldenen Kalbes, des Gottes der kapitalistischen Welt, nur sein papierenes Zeichen in die Erscheinung tritt. Daß das Gold den Gebrauchswert haben kann, als Tauschwert zu fungieren, ist darauf zurückzuführen, daß nicht der zahlenmäßig unanschätzbare wirkliche oder eingebildete Nutzen einer Ware, sondern die zu ihrer Herstellung gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit die Quelle ihres Tauschwertes bildet.

Auf gleicher Höhe wie die Geldtheorie unseres Autors steht seine Kritik des Sozialismus. Nach ihm besteht der »entscheidende« Gegensatz zwischen dem »individualistischen« und »sozialistischen Staat« darin, daß in letzterem der einzelne nicht so viel Gegenleistung erhalte, wie seine Leistung wert sei, denn der Kapitalist leiste nicht Arbeit, sondern »Kapitalgebrauch«, der in der Produktion der Arbeitsleistung ökonomisch gleichstehe. Dieser harmlose Scherz wird die Leser der Neuen Zeit über eine frühe Sekunde der Kriegszeit angenehm hinwegbringen.

Was die praktischen Vorschläge V e n d i g e n s anbelangt, so erwartet man, daß er für die dauernde Aufhebung der Pflicht der Reichsbank zur Goldentlösung der Banknoten eintreten werde. Aber er meint, »nichts könnte törichter sein«, als auf Grund theoretischer Erwägungen, »u n d w ä r e n s i e n o c h s o t r e f f e n d«, unsere Währungsgesetzgebung umzustossen, denn »nur ein Radikalismus, der weder für historische Entwicklung noch für die Imponderabilien der populären Anschauungen Verständnis hätte, vermöchte dies zu empfehlen«. Mit anderen Worten: der uns vorurteilsvollen Sterblichen so überlegene Mann meint, »nichts könnte törichter sein«, als auf unsere naiven Vorurteile keine Rücksichten zu nehmen. So bleibt nicht viel mehr übrig als der allerdings annehmbare Vorschlag, daß in Gold zahlbare Wechsel auf das Ausland bei der Reichsbank, die bekanntlich für ein Drittel ihrer Noten Golddeckung haben muß, als Golddeckung zu zählen seien und daß von der Dritteldeckung zu den Quartalsterminen in mäßigen Grenzen soll abgewichen werden dürfen. Bedenklicher ist der Rat, die während des Krieges aufgehobene Notensteuer dauernd aufzuheben, die die Reichsbank zu zahlen hat, wenn der Banknotenumlauf eine bestimmte Grenze übersteigt. Diese Steuer hat einiges dazu beigetragen, die solide Wirtschaft unserer Reichsbank zu begründen. Ganz im Einklang mit dem Verhalten unserer Partei bei der Beratung des Reichsbankgesetzes befindet sich die Schrift, wenn sie verlangt, daß den Besitzern der Anteilsscheine nicht mehr als ein bestimmter Höchstprozentsatz an Dividende gelassen werden soll. Aber V e n d i g e n will jeden Beitrag der Reichsbank an das Reich aufgehoben wissen und alle Überschüsse nur für die »im Geld- und Kreditwesen wünschenswerten Verbesserungen« verwenden. Das kommt auf eine finanzielle Schädigung des Reiches zwecks vermehrter Kreditgewährung an die Bourgeoisie hinaus.

H a n s M a r k w a l d.

Artur Feiler, *Vor der Übergangswirtschaft*. Frankfurt 1918, Verlag der Frankfurter Sozietätsdruckerei. 93 Seiten. Preis 1,50 Mark.

Die Leser der »Frankfurter Zeitung«, die im Juni und Juli dieses Jahres mit Interesse der Artikelserie folgten, die in diesem Blatt unter der Überschrift »Vor der Übergangswirtschaft« erschien, werden gewiß erfreut sein, daß sie diese wertvollen Untersuchungen nunmehr in handlicher Form zu billigem Preise erwerben und ihrer Bibliothek einverleiben können. Der Verfasser, ein Redakteur der »Frankfurter Zeitung«, hat sich schon vor dem Kriege durch seine Untersuchung über die Konjunkturperiode 1907 bis 1913 als ein scharfsinniger Beobachter wirtschaft-

licher Vorgänge erwiesen. Was nun Feilers Stellung zu dem Problem der Übergangswirtschaft betrifft, so wird man ihn zu denjenigen Autoren zählen dürfen, für die die Übergangswirtschaft nicht die einfache Wiederherstellung der Friedenswirtschaft ist, sondern vielmehr etwas ganz Neues und Eigenartiges, das auf völlig veränderten Grundlagen nach ganz neuen Gesichtspunkten aufgebaut werden muß.

Von Grund aus umgestaltet werden zunächst die Rohstoffmärkte sein, die wir für unsere Versorgung in Anspruch nehmen müssen. Mit Recht hebt Feiler hervor, daß die vom englischen Parlament vor einiger Zeit angenommene Regierungsvorlage eine angelsächsische Kontrolle des gesamten Metallhandels beabsichtigt. Dazu soll nach dem Wunsch englischer Regierungskommissionen eine staatliche Kontrolle über die Ausfuhr ägyptischer Baumwolle, australischer, neuseeländischer und südafrikanischer Wolle treten. Andere Rohstoffe aus angelsächsischen Herrschaftsgebieten wie Jute und Ölsämereien sollen uns durch Ausfuhrzölle verteuert werden, so daß wir indirekt die Kriegsschulden der angelsächsischen Reiche verzinsen müßten. Mit anderen Worten: von denjenigen Rohstoffen, die für den Weltbedarf in nicht ausreichender Menge vorhanden sind, sollen wir nur wenig abbekommen, die anderen sollen uns möglichst verteuert werden. Damit sind unsere Rohstofforgen jedoch noch nicht erschöpft. Wir haben von unserer Handelsflotte zwei Drittel verloren, und es scheint Feiler fraglich, ob der uns verbliebene Rest auch bei sorgfältigster Frachtraumwirtschaft für uns ausreichen wird, die benötigten Rohstoffe heranzuschaffen. Noch ernster als die Frachtraum- sind aber unsere Valutaorgen. Auf dem Weltmarkt hat sich für Rohstoffe eine Revolution der Preise vollzogen, der gegenüber die sehr ernsthafte Preissteigerung von 1907 bis 1913 ein wahres Kinderspiel ist: Diese enorm gesteigerten Preise müssen wir nun aber mit einer Valuta bezahlen, die fast nur noch die Hälfte ihrer früheren Kaufkraft besitzt. Für die Zeit nach dem Kriege erwartet Feiler allerdings eine neue Revolution der Preise, aber es scheint ihm keineswegs sicher, daß diese zu unseren Gunsten ausschlagen wird. Nicht geringer als unsere Rohstofforgen werden unsere Absatzorgen nach dem Kriege sein. Ein Teil der Welt, den wir früher mit Waren versorgten, hat sich während des Krieges industrialisiert. Dazu kommt, daß die industrielle Leistungsfähigkeit der angelsächsischen Reiche teilweise eine geradezu gigantische Steigerung erfahren hat. Feiler führt hierfür die Tatsache an, daß die englische Stahlproduktion von 7,6 Millionen Tonnen im Jahre 1913 auf rund 12 Millionen Tonnen im Jahre 1917 gestiegen ist.

Angesichts des Umstandes, daß wir beim Eintritt in die Friedenswirtschaft einer ganz veränderten Welt gegenüberstehen werden, hält Feiler die Ausarbeitung von Programmen für die Übergangswirtschaft für ziemlich zwecklos. Nur eines betrachtet der Verfasser bereits als feststehend, daß wir nämlich in der Friedenszeit in ähnlicher Weise »den Mangel organisieren« werden müssen wie in der Kriegszeit, und zwar sowohl für Rohstoffe wie für Nahrungsmittel. Was letztere anbetrifft, so macht uns Feiler in eindringlicher Weise mit dem Gedanken vertraut, daß nach Friedensschluß die Weltmarktpreise der wichtigsten Nahrungsmittel wesentlich höher als die bisherigen deutschen Höchstpreise sein werden. Wollte man die wirtschaftlich Schwachen, die unter den gegenwärtigen Nahrungsmittelpreisen schon schwer leiden, nicht gänzlich zugrunde richten, so dürfe der Staat unter keinen Umständen zulassen, daß unsere Höchstpreise durch die unerschwinglich hohen Weltmarktpreise verdrängt werden. Das Spiel der freien Kräfte dürfe also nicht Platz greifen. Vielmehr müsse die Bewirtschaftung der Nahrungsmittel nach den Methoden der Kriegszeit beibehalten werden, nur mit dem Unterschied, daß vom Ausland Nahrungsmittel hinzugekauft werden sollen, deren Preis dann auf den gesamten Vorrat zu verrechnen ist, womit verhindert werden kann, daß der inländische Preis auf die Höhe des Weltmarktpreises steigt. Es werde sich also, meint Feiler, in der Kriegsfolgezeit um den staatlichen Schutz des inländischen Marktes vor den bedrohlich hohen Weltmarktpreisen handeln, womit die Verhältnisse, wie sie vor dem Kriege bestanden, tatsächlich auf den Kopf gestellt sein werden. Wir halten es für einen be-

sonderen Vorzug der Tellerschen Schrift, daß sie uns den Ernst der Zukunft nicht verschleierte, daß sie sich freihält von jenem unbegründeten Optimismus, mit dem die Probleme der Übergangswirtschaft bisher vielfach behandelt worden sind. Teiler sieht mit Sorge in die Zukunft und rechnet, wenn wir in der Kriegsfolgezeit auch noch durch eine Depression des Arbeitsmarktes hindurch müßten, mit »sozialen Kampf von unausdenkbarer Schärfe«.

Werner Doya, *Der Aufmarsch im Osten*. Russisch-Asien als deutsches Friedens- und Wirtschaftsziel. Dachau bei München, Einhorn-Verlag. 181 Seiten.

Werner Doya gehört zu der besonderen Gruppe unserer Weltpolitiker, deren Blicke der problemreiche Osten gefangen hält. Aber er ist in dieser besonderen Gruppe wieder ein Besonderer. Er gehört nicht zu den Leuten, bei deren Betrachtungen man den Eindruck gewinnt, daß sie von den großen Fragen der Entwicklung des Ostens hypnotisiert seien, sondern sein Drang nach dem Osten, seine Auffassung über die politische und ökonomische Entwicklung des Ostens und die Rolle, die dem deutschen Volke darin zugewiesen ist, ist mehr opportunistischer Art. Doya vertritt in seinem Buche die Auffassung, daß wir durch die vom Kriege geschaffenen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse uns gezwungen sehen werden, den Vormarsch nach dem Osten einzuschlagen. Nach Westen hin haben wir und in noch stärkerem Maße unsere Väter den Anschluß versäumt. Deutschland hat »nur mit einer gewissen bescheidenen Jaghaftigkeit und ohne jede angreiferische Absicht in den überseeischen Handel eingegriffen . . . es dachte nicht daran, die handelspolitische Vormachtstellung Großbritanniens zu bestreiten«. England — so urteilt der Autor — hat nach dem Westen hin einen so starken Vorsprung gegen uns, daß es für uns ratsamer erscheint, wirtschaftlichen und politischen Einfluß nach dem Osten zu suchen, als unsere Kräfte bei dem Bemühen zu verschwenden, den englischen Vorsprung nach dem Westen einzuholen. Der Verfasser bezeichnet es als schweren Fehler, daß sich Deutschland gegen jeden »ernsthaften Versuch der Einflussgewinnung noch zu einer Zeit erbittert auflehnte«, da Disraeli im englischen Parlament schon mit Erfolg zur Beteiligung an den Finanzaktionen des Khedive und zum Erwerb von Suezkanalakten aufforderte.

Weil man so lange untätig geblieben ist, hat man sich in Deutschland auch mit Unrecht über die englische Einstreichungs politik empört. Wie oft hat man politisch-wirtschaftliche Vorgänge in die Sphäre des Moralischen und Sentimentalen erhoben, wohin sie keineswegs gehören. Nach dem Verfasser würde man auch fehlgehen, wenn man erwartete, die Stimmungsimponderabilien, die sich während des Krieges gegen uns gebildet haben, würden nach dem Kriege auf unsere handelspolitische Betätigung nach dem Westen, also besonders über England und mit Amerika, gänzlich ohne Wirkung bleiben. Er nimmt im Gegenteil an, daß »noch manches Jahr« vergehen werde, bis die durch den Krieg aufgeworfenen handelspolitischen Hindernisse abgetragen seien. Unser Heil liegt deshalb lediglich darin, daß wir unsere politische Orientierung auf diesen Zustand einstellen und »dem Druck nach dem Westen von unserer Seite einen östlichen Gegendruck entgegenstemmen«.

Der Ökonom wird über diese Grundsätze mit dem Verfasser streiten. Insbesondere wird der auf die Praxis eingestellte Volkswirtschaftler bestreiten: ob die national basierte Volkswirtschaft zu einer derartig willkürlichen Tendenzumstellung in der kurzen Zeit, wie es der Verfasser annimmt, fähig sei. Es darf nicht vergessen werden, daß solche »Neuorientierungen« wirtschaftlicher Art nicht möglich sind ohne tief- und weitgreifende Wirkungen auf die Wirtschafts basis des Landes, das solche Umstellungen der ökonomischen Geleise vornehmen will.

Doch treten diese Bedenken mehr in den Hintergrund gegenüber dem äußerst verdienstlichen Kern des Buches, der eine umfassende übersichtliche Darstellung der wirtschaftlichen und wirtschaftsgeographischen Verhältnisse des Ostens gibt, insbesondere des ungeheuren Komplexes, den wir unter dem Begriff Sibirien zusammen-

fassen. Über die Zukunftsaussichten dieses Landes, über die Kräfte seines Bodens, seine Erzschatze und Wasserkräfte sowie über die Möglichkeiten, das Land dem Wirtschaftsverkehr zu erschließen, ist von dem Autor ein reichhaltiges, vorzüglich gruppirtes und in seinen Quellen deutlich gekennzeichnetes Material zusammengetragen. (Wer die behandelte Materie noch eingehender studieren will, findet in dem Buche gute Literaturnachweise.) Wir nennen die Kapitel über die Agrarwirtschaft Sibiriens, über Bergbau und Hüttenwesen, Eisenbahnen, Bahnprojekte und Wasserstraßen, Einfuhr und Ausfuhr, Bevölkerungsverhältnisse, die deutsche Handelspolitik in Westchina usw.

Nebenbei sei ein Vorzug erwähnt, der in Büchern der vorliegenden Art nicht häufig ist: es ist in einem glänzenden, durchsichtigen Stil geschrieben. A. F.

Notizen.

Schnelle Entwicklung der amerikanischen Handelsflotte in den Kriegsjahren. Wie auf verschiedenen anderen Wirtschaftsgebieten hat der Krieg auch auf dem des Schiffbaues den Vereinigten Staaten von Amerika ein Übergewicht über England verschafft. In den ersten 50 Jahren ihres Bestandes hat die nordamerikanische Union zwar ungefähr fünf Sechstel ihrer gesamten Warenein- und Warenausfuhr selbst mit eigenen Schiffen (Holzschiffen) befördert; infolge der zunehmenden Industrialisierung des Uniongebiets wandte sich aber das Anlage suchende Kapital mehr und mehr profitableren Betrieben zu, und der amerikanische Bürgerkrieg sowie die stetig zunehmende Verwendung von Eisen zum Bau größerer Schiffe bewirkten, daß das Sternennbanner fast völlig vom Atlantischen und Stillen Ozean verschwand. Vor Kriegsbeginn im Jahre 1914 betrug zwar die Gesamttonnage der amerikanischen Handelsflotte 7 886 551 Bruttoregistertonnen, aber davon waren nur 1 095 165 Tonnen am Überseehandel beteiligt. Der übrige Schiffsraum fand ausschließlich im Küsten- und Binnenhandel Verwendung. Auch der Weltkrieg gab zunächst nur geringen Anstoß zur Ausdehnung des Schiffbaues. Erst seit 1916, besonders aber seit Eintritt in den Weltkrieg hat die Union sich mit Eifer der Herstellung eigener Schiffe zugewandt, und zwar in solchem Umfang, daß am 1. Juli 1918 bereits 819 Hellinge im Bau und 118 Werften in vollem Betrieb waren. Dementsprechend hat sich auch die im Überseedienst beschäftigte amerikanische Handelsflotte vermehrt. Mit Einschluß der beschlagnahmten deutschen und österreichischen Schiffe (insgesamt 118 Schiffe mit einem Raumgehalt von 486 784 Bruttoregistertonnen) sowie der requirierten holländischen und der angekauften und gecharterten neutralen Schiffe stellte sie sich bereits am 1. Juli 1918 auf 4,7 Millionen Bruttoregistertonnen und wird nach Schätzung des Präsidenten des amerikanischen Schiffsamtes Edward N. Hurley voraussichtlich am 1. Juli 1919 an 10 Millionen Tonnen, am 1. Juli 1920 aber 16½ Millionen Tonnen betragen.

Dieses schnelle Wachstum macht den englischen Reedern schwere Sorgen. Halbverzagt heißt es im letzten Bericht des britischen Board of Trade: »Wir müssen uns mit der Tatsache vertraut machen, daß die Vereinigten Staaten unter dem Kriegsdruck ein Handelsflottenbauprogramm in derartigem Umfang in Angriff genommen haben, wie sie in Friedenszeiten niemals geträumt hätten, und während wir uns über den Beistand, den sie jetzt der Sache der Alliierten leisten, freuen können, dürfen wir nicht vergessen, daß ihre Kriegstätigkeit unsere gegenseitige Handelsstellung bleibend verändert haben dürfte. Gewinnbringendes Bauen heutigentags ist selbstverständlich noch kein Beweis dafür, daß man unter normalen Verhältnissen ebenfalls gewinnbringend bauen kann. Nachdem die Amerikaner jedoch ihr Geld in freigebigster Weise für den Bau von Werften ausgegeben haben, werden sie kaum nach Kriegsende ihre Hände müßig in den Schoß legen.«

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 10

Ausgegeben am 6. Dezember 1918

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Verstaatlichung.

Von Heinrich Cunow.

In bestimmten engeren Parteikreisen herrscht zurzeit ein derartiger Eifer, die kapitalistische Produktion zu verstaatlichen oder, wie es heute meist heißt, zu »sozialisieren«, daß man ohne Übertreibung von einem Sozialisierungsfieber sprechen kann. Wurde noch vor zwei, drei Jahren die Forderung, die durch die Betriebs- und Kapitalkonzentration oder durch die fortschreitende Kartellierung zu Privatmonopolen gewordenen Industriezweige in den Staatsbetrieb zu übernehmen, als Staatsmonopolismus, Staatssozialismus, Staatskapitalismus usw. verspottet, so hat sich in den letzten Wochen ein geradezu beängstigender Monopolisierungseifer herausgebildet — ein Beweis dafür, wie schnell Stimmungen und Schlagworte zu wechseln vermögen. Die noch im August und September viel erörterte Frage: »Wie leiten wir die Kriegswirtschaft in die Friedenswirtschaft über?« wird fast völlig beiseitegeschoben, das Übergangswirtschaftsproblem als abgetan betrachtet und dafür die möglichst schnelle Überführung aller Großbetriebe, der industriellen wie der kommerziellen, in den Staatsbesitz verlangt, oft ohne jede Rücksichtnahme auf ihre Beschaffenheit und ihre Verflechtung mit dem wirtschaftlichen Gesamtgetriebe — und zwar wird unter der sogenannten »Sozialisierung« nicht eine schrittweise, allmähliche Inbesitznahme der Betriebe, eine Aufeinanderfolge organisatorisch-technischer Verwaltungsmaßnahmen verstanden, sondern angenommen, durch einfache Staatsdekrete oder Rechtsdeklarationen ließe sich kurzweg die kapitalistische Gesellschaftsformation in eine sozialistische umgestalten, das heißt nach Belieben ließe sich die wirtschaftliche Lebensfunktion der Gesellschaft ändern. Der alte Dekretenglaube der Konventsmänner der französischen Revolution, der vermeinte, durch staatliche Gesetzgebungsakte das gesellschaftliche Leben in jede gewünschte Form pressen zu können, ist wieder in alter Glorie entstanden. Daß der Sozialismus eine höhere Form wirtschaftlicher Organisation, eine höhere Wirtschaftsordnung ist, die sich nur unter bestimmten entwicklungsgeschichtlich gegebenen Bedingungen durchzusetzen vermag, scheint fast vergessen zu sein.

In seiner Kritik des Gothaer Programmentwurfs erklärt Karl Marx, daß wenn die deutsche Arbeiterklasse jenen Programmsatz annehme, der, »statt die bestehende Gesellschaft als Grundlage des bestehenden Staates zu behandeln, den Staat vielmehr als ein selbständiges Wesen« ansehe, sie dadurch nur beweise, daß »ihr die sozialistischen Ideen nicht einmal hauffies« säßen. Wie würde er in seiner satirischen Verbtheit erst gespottet haben, wenn er hätte sehen müssen, wie heute nach mehr als vierzig Jahren weiterer Entwicklung von sogenannten Marxisten nicht nur der Staat als »ein selbständiges Wesen«, sondern direkt als Grundlage

der Gesellschaft betrachtet und deshalb die Staatsordnung nicht als bedingt durch die Gesellschaftsordnung, sondern schlankweg die Gesellschaftsordnung als bedingt durch die Staatsordnung aufgefaßt wird.

Trotz des einst so beliebten Hohes über den Staatssozialismus habe ich stets die Ansicht vertreten, daß, soweit der kapitalistische Betrieb monopolreif ist, er in den Staatsbetrieb überführt werden muß. Schon im ersten Kriegsjahr habe ich auf die durch den Krieg herbeigeführte wirtschaftliche Konzentration und Verschmelzungsbewegung hingewiesen und als Folge dieser Entwicklung wie der sich voraussichtlich nach Kriegsende herausstellenden Finanzlage die Notwendigkeit der Überführung bestimmter Industriezweige in den Staatsbetrieb betont, zum Schluß meiner 1916 geschriebenen Abhandlung über die Kartellmonopole¹ heißt es:

Die Frage lautet schon heute nicht mehr: »Sind Staatsmonopole erwünscht?« sondern: »Welche Industrie- oder Handelszweige eignen sich am besten zur Umwandlung in Reichsbetriebe, und wie wird je nach der Eigenart dieser Betriebe unter Berücksichtigung der gegebenen Finanzlage des Staates die Monopolisierung zum Nutzen der deutschen Volksmasse am besten durchgeführt?« Ganz zweifellos aber ist, daß sich zur Überführung in den Eigenbetrieb des Staates vor allem jene Industriezweige eignen, in denen die Kartellierung sowie die Betriebs- und Kapitalkonzentration am weitesten gediehen ist, und die andererseits am weitesten auf dem Wege der Monopolisierung der unentbehrlichen Lebensmittel oder der wichtigsten industriellen Roh- und Hilfsstoffe vorgeschritten sind.

Der Vorwurf, ein Gegner der Verstaatlichung kapitalistischer Großbetriebe zu sein, kann mich also am wenigsten treffen; aber wenn ich mir heute so manche Verstaatlichungspläne und ihre Begründung ansehe, wird mir schwindelig. Was soll nicht alles verstaatlicht werden? Nach mancher Ansicht sogar die über den kleinen Kramladen hinausreichenden Ladengeschäfte. Und wie wird diese Forderung begründet? Meist ohne jede Kenntnis der Betriebsverhältnisse und der Lebensbedingungen der zu verstaatlichenden Unternehmungsgruppen, ihrer Funktionen und ihres Zusammenhanges mit dem sozialwirtschaftlichen Gesamtmechanismus.

Wie wenig viele die Verstaatlichungsprobleme verstehen, zeigt schon das Denken in ganz falschen Vorstellungen und Bildern, der Gebrauch ganz falscher Begriffe und Bezeichnungen. Auch bei Margisten. Da wird von einer Sozialisierung der Gesellschaft gesprochen. Ja, was heißt das? Doch wohl Vergesellschaftung der Gesellschaft. Und was ist darunter zu verstehen? Dann wieder heißt es: Rationalisierung der Großbetriebe. Ein Ausdruck, der aus England und Frankreich stammt, wo meist der Begriff der Nation mit dem des Staates, respektive der Staatsgemeinschaft identifiziert wird. Versteht man aber unter Nation eine Sprachgemeinschaft, eine durch bestimmte historische Schicksale oder Eigenschaften verbundene Kulturgemeinschaft, eine ethnisch-historische Charaktergemeinschaft oder wie sonst die Erklärungen lauten mögen, so ist das Wort Rationalisierung sinnlos, denn die Nation als solche hat gar keine Verwaltungs- und Regierungsorgane, die Betriebe übernehmen und leiten könnten. Die Organe, die das können, sind Staatsorgane. Ebenso unrichtig ist — we-

¹ Monopolfrage und Arbeiterklasse. Drei Abhandlungen von Heinrich Cunow, Otto Hue und Max Schippel. Herausgegeben von Wilhelm Janssen. Berlin 1917, Verlag der Buchhandlung Vorwärts.

nigstens vom marxistischen Standpunkt aus — der Gebrauch des Wortes Sozialisierung. Marx unterscheidet zwei Arten der Sozialisierung. Die erste besteht in der Entwicklung des individuellen Kleinbetriebs zum gesellschaftlichen, das heißt kooperativen Betrieb, zur »gesellschaftlichen Produktion«, wie sie sich schon in der kapitalistischen Gesellschaft vollzieht oder, wie Marx sich ausdrückt, in der »Verwandlung der individuellen und zersplitterten Produktionsmittel in gesellschaftlich konzentrierte, daher des zwerghaften Eigentums vieler in das massenhafte Eigentum weniger«; die zweite besteht in dem Übergang der Produktionsmittel in gesellschaftlichen Besitz, der aber mit ihrer Überführung in Staatseigentum durchaus nicht identisch ist. Die Vergesellschaftung folgt vielmehr erst später der Verstaatlichung. Zunächst werden die Produktionsmittel nach Marx-Engelscher Auffassung Staatseigentum. Aber damit verliert der Staat mehr und mehr seine politischen Funktionen und seine Bedeutung. Er wird eine Verwaltungsorganisation. An die Stelle der früheren Regierungsfunktionen tritt die Leitung des Produktionsprozesses. Der politische Staat stirbt ab; er löst sich, wie man sagen kann, in die Gesellschaft auf, und damit wird nun auch das Staatseigentum zum Gesellschaftseigentum, die Verstaatlichung zur Vergesellschaftung. Diese Art der Vergesellschaftung ist aber durchaus nicht gemeint, wenn heute von Sozialisierung gesprochen wird, sondern der Übergang in Staatsbesitz. Wäre der Übergang der Produktionsbetriebe in den Besitz von freien Wirtschaftsvereinigungen, Produktionsassoziationen, Gewerkschaften usw. geplant, so könnte man im Marx'schen Sinne von einer Sozialisierung sprechen; aber die Besitzergreifung der Betriebe durch den Staat ist Verstaatlichung, ihre Besitzergreifung durch die Gemeinde Kommunalisierung, nicht Sozialisierung.

Doch diese und andere Begriffsverwechslungen erscheinen als unbedenklich neben der Ignorierung der Marx'schen Grundthese, daß »eine Gesellschaftsform nie untergeht, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist«, und neue höhere Produktionsverhältnisse (das heißt sozialwirtschaftliche Beziehungen zwischen den Gesellschaftsmitgliedern) nie an die Stelle der alten treten, »bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoße der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind«. Die Frage, inwieweit durch die bisherige Entwicklung bereits die Vorbedingungen für den Übergang eines Industriezweigs oder einer Betriebskategorie in den Staatsbesitz »ausgebrütet« worden sind, wird meist gar nicht gestellt. Die Tatsache, daß die betreffenden Unternehmungen Großbetriebe sind und eine gewisse Betriebskonzentration stattgefunden hat, genügt, wenn nicht überhaupt diese Frage ganz beiseitegeschoben und statt ihrer ethische Erwägungen, fiskalische Betrachtungen (zum Beispiel die Erwägung, aus welchen Betrieben der Staat wohl am meisten Einnahme herausziehen könnte) oder politische Rücksichten (zum Beispiel die Erwägung, wodurch der Einfluß bestimmter reaktionärer Schichten am besten gebrochen werden könnte) als ausschlaggebend in den Vordergrund gerückt werden.

Das Vorbild, das einzelnen bei ihren Verstaatlichungsplänen vor-schwebt, ist, wie sich bei näherem Eingehen auf diese ergibt, das Verfahren der bolschewistischen Regierung. Gerade diese Spuren müssen aber jeden Wirtschaftspolitiker schrecken. Denn was durch jene Enteignungspolitik

erreicht ist, ist nicht organische Überleitung der kapitalistischen Produktion in eine sozialistische, die Grundlegung und der Aufbau einer neuen Wirtschaftsorganisation, sondern lediglich die Zerrüttung des Kapitalismus — eine Störung seiner wirtschaftlichen Funktionen und damit zugleich die Heraufbeschwörung eines allgemeinen Notstandes und einer steigenden, grauenhaften Arbeitslosigkeit.

Der Übergang bestimmter Kategorien von Großbetrieben in Staatsbesitz ist erforderlich, schon aus staatsfinanziellen und fiskalischen Gründen; aber er ist nur so weit möglich, als die bisherige Entwicklung dafür bereits die nötigen organisatorischen Vorbedingungen geliefert hat, das heißt so weit sie bereits eine hochgradige Betriebskonzentration erzeugt, die Produktionsleitung von dem Eigentum an den Produktionsmitteln getrennt, technisch zusammengehörige Betriebe zum methodischen Zusammenarbeiten vereinigt, eine straffe Kartellierung oder Syndizierung hervorgebracht und damit in dem betreffenden Industriezweig schon ein festes Privatmonopol geschaffen hat. Und selbst unter diesen Bedingungen kann die Verstaatlichung nur unter Berücksichtigung des funktionellen Zusammenhanges der betreffenden Betriebsgruppe mit der wirtschaftlichen Gesamtorganisation erfolgen; denn der kontinuierliche gesellschaftliche Wirtschaftsprozess darf nicht gestört, die Produktion nicht ins Stocken gebracht werden. Und zwar handelt es sich nicht nur um Aufrechterhaltung des inneren Betriebes, sondern es muß auch Bedacht darauf genommen werden, daß nicht der Wiederaufbau des brachgelegten Wirtschaftslebens und die Wiedergewinnung der früheren Stellung Deutschlands innerhalb der internationalen Wirtschaftsverzweigung gehindert wird. Auf der Höhe der heutigen Entwicklung ist für einen Industriestaat, wie es Deutschland seit dem Kriege von 1870/71 geworden ist, die Abschließung vom Weltmarkt, die Herstellung eines »geschlossenen Handelsstaates«, ganz unmöglich, und jedes solcher Experimente müßte aus innerer Notwendigkeit mit einem Zusammenbruch enden. Mit anderen Worten: es dürfen nur solche Verstaatlichungsmaßnahmen vorgenommen werden, die sich organisch in die Maßnahmen zur Wiederaufrichtung des Wirtschaftsgetriebes einfügen.

Das Wichtigste ist heute, wie das schon Genosse Ellinger in Heft 7 der Neuen Zeit hervorgehoben hat, die Steigerung der Produktivität die Vermehrung der Gütererzeugung unter Einsatz möglichst geringer Produktivkräfte, nicht bloß menschlicher Arbeitskraft, sondern auch der technischen Produktivkräfte, der Maschinerie usw. Nur durch gesteigerte Gütererzeugung kann Deutschland heute seine Finanzlage bessern, seine finanziellen Verpflichtungen gegen das Ausland erfüllen, seinen Zinsendienst begleichen, die aus dem Ausland bezogenen Waren bezahlen, die Geldentwertung rückgängig machen und — das Wichtigste — die Lebenshaltung der großen Volksmasse auf eine höhere Stufe heben. Das Geseß der steigenden Produktivität muß daher auch in erster Linie den Umfang und die Formen der Betriebsverstaatlichungen bestimmen.

Deshalb können meines Erachtens auch nur solche Betriebsgruppen für die Verstaatlichung in Betracht kommen, in denen eine gewisse Stabilität der Verhältnisse und eine gewisse Ertragsicherheit gegeben ist, nicht Kategorien, die durch den Krieg ihre alten Fundamente verloren, deren Arbeitsmethoden in einer völligen Umwälzung begriffen, deren Beziehungen

zu anderen Wirtschaftszweigen abgebrochen sind, die also infolge des Krieges vor einer völligen Neufundierung und Neuorientierung stehen und deren Tendenzen und Grenzen sich deshalb noch kaum erkennen lassen. Eine Verstaatlichung der Seeschifffahrt, die heute so vielfach empfohlen wird, wäre zum Beispiel nach meiner Ansicht ein recht gefährliches Experiment.

Am ersten kommen für den Übergang in Staatsbesitz jene großindustriellen Betriebszweige in Betracht, die bereits zu straff kartellierten kapitalistischen Privatmonopolen geworden sind oder die bereits ausschließlich oder in der Hauptsache für den Staatsbedarf arbeiten, und zwar sind auch die Privatmonopole wieder danach zu unterscheiden, inwieweit sie einfache Massenartikel für einen bestimmten gesicherten Bedarf erzeugen oder verschiedenartige Spezialartikel für einen schwankenden Markt, vielleicht für fremde wechselnde Exportmärkte, ob die Produktion bereits eine gewisse Gleichförmigkeit und Einheitlichkeit erlangt hat, ob völlig gleichartige Produkte, also zum Beispiel bestimmte unentbehrliche Roh- und Halbstoffe hergestellt werden oder leicht wechselnde und vergängliche, der Mode unterworfenen Artikel. Am besten zur Verstaatlichung eignen sich demnach beispielsweise die Rüstungsindustrien, die von staatlichen Aufträgen lebenden Betriebsgruppen (wie Eisenbahnwagenbauereien, Lokomotivfabriken, Schienenwalzwerke usw.), die großen Rohstoffsyndikate wie das Kohlen- und das Roheisensyndikat, oder jene Industriezweige, in denen die Verschmelzung so weit fortgeschritten ist, daß nur noch wenige fusionierte Betriebe von hoher Rentabilität vorhanden sind, die den Markt völlig beherrschen, wie der Farbwarenkonzern.

Aber selbst die Überführung solcher Industrien in Staatsbesitz kann nicht in Bausch und Bogen nach einem vorher festgestellten Schema erfolgen. Es ist deshalb anzuerkennen, daß die jetzige Reichsregierung eine Sachverständigenkommission zusammenberufen hat, die erwägen soll, welche Betriebsgruppen sich am besten zur Verstaatlichung eignen und wie diese durchzuführen ist — nur haben in dieser Kommission meiner Ansicht nach vorläufig noch die volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Theoretiker ein zu großes Übergewicht; nötig wäre, daß noch einige hervorragende Betriebsfachleute, sowie auch Vertreter der genossenschaftlichen Produktion und des genossenschaftlichen Vertriebes, wie zum Beispiel der Hamburger „Produktion“ und der Großeinkaufsgesellschaft, hinzugezogen würden.

Nehmen wir als Beispiel für die Verstaatlichung den Kohlenbergbau, einen Industriezweig, der wohl nach allgemeiner Ansicht am reifsten für die Enteignung ist. Hier ergibt sich sofort die politische Vorfrage: Wer soll Besitzer der Kohlengruben werden: das Reich, die einzelnen Bundesstaaten, in deren Gebiet die Gruben liegen, oder auch die einzelnen Provinzen oder Bezirke? Und wenn die Gruben in den Besitz der einzelnen Bundesstaaten übergehen, wie weit soll ihr Besitz- oder Verfügungsrecht reichen? Sollen sie berechtigt sein, einem anderen Bundesstaat die beanspruchten Lieferungen zu verweigern oder zu verkürzen, dessen Industrie durch Preis- und Spesenberechnungen oder Transporterschwerungen zu benachteiligen? Soll das Reich ein Obereigentumsrecht oder oberes Verfügungsrecht haben? Soll das Reich eine obere Kontroll- oder Regulierungsinstanz bilden, oder soll nur der Besitz den einzelnen Bundesstaaten bleiben, der Vertrieb aber ganz oder zum Teil vom Reich, vielleicht durch eine Reichsvertriebs- oder

Reichshandelsgesellschaft übernommen werden? Eine ganze Reihe Fragen, deren Beantwortung von der Ordnung der politischen Beziehungen des Reiches zu den Bundesstaaten abhängt, die daher auch nur im Zusammenhang mit den Fragen der einzelstaatlichen Selbständigkeit und Selbstverwaltung gelöst werden können.

Und weiter: Sollen die einzelnen Zechenbetriebe in staatliche Regie übernommen — vielleicht unter Belassung der bisherigen Direktoren und Betriebsleiter auf ihren Posten — oder soll die Syndikatsverfassung bestehen bleiben und nur neuen Zwecken angepaßt werden? Und wie sollen die bisherigen Besitzrechte abgelöst werden, nach welchen Wertmaßstäben und in welcher Weise? Sollen die Aktienbesitzer Rententitel erhalten, verzinsliche oder unverzinsliche, und wie sollen diese beschaffen sein? Oder soll nach Festsetzung des Wertes der Anlagen, der meines Erachtens weder nach dem Kurswert der Aktien noch nach dem Buchwert erfolgen kann, eine Verstaatlichungsanleihe aufgenommen werden und der Aktionär nach Abzug einer bestimmten Vermögensabgabe Schuldscheine, auf bestimmte Termine lautend, ausgefolgt erhalten? Sollen diese Schuldscheine ihm ganz oder nur teilweise ausgeliefert werden, oder sollen, damit eine Überflutung des Marktes mit solchen Scheinen verhindert wird und sich nicht in anderer Form der Assignatenhandel der großen französischen Revolution wiederholt, die Schuldscheine vom Staat einbehalten, amtlich deponiert und dem Eigentümer nur zu bestimmten Fälligkeitsterminen ausgeliefert werden? Wie weit soll ferner diesem Eigentümer das Recht der Übertragung seines Besitzes auf andere durch Umschreibung oder durch Vererbung zustehen?

Dieses Verfahren wäre jedoch nur eine der verschiedenen Möglichkeiten der Besitzablösung. Es können auch vorläufig die Aktieninhaber im Besitz ihrer Aktien verbleiben. Der Staat kann sich zunächst darauf beschränken, das als Aktiengesellschaft gegründete Kohlsyndikat (vorhanden sind 8000 auf Namen lautende Aktien zu je 3000 Mark), die Verkaufsorganisation der Zechen, zu übernehmen, derart, daß er das heutige Recht des Beirats (Zechenausschusses), die Richt- und Verrechnungspreise festzusetzen, und ebenso das Recht der Beteiligungszifferkommission, über die Produktions- und Absatzbeschränkungen sowie die Höhe der Beteiligung (der Anteile der einzelnen Zechen an der Gesamtproduktion) zu entscheiden, einschränkt oder ganz aufhebt, sich selbst die Festsetzung der Preise und der Produktionsquanten vorbehält und nur den Vertrieb der ihm von den Zechen zu bestimmten Erzeugungspreisen abzuliefernden Förderungsmengen übernimmt, vielleicht durch staatliche Kohlenhandels- oder Vertriebsgesellschaften, deren Gewinne ihm zufallen. Die Zechen könnten also in bisheriger Weise weiterarbeiten, nur daß nicht mehr das bisherige Kohlsyndikat, sondern die staatliche Syndikatsverwaltung die Produktionsziffern und die Produktionspreise festsetzt und der Gesamtvertrieb der erzeugten Mengen durch die Hand des Staats beziehungsweise der von ihm errichteten Vertriebsämter geht. Dabei kann wieder der Kleinverkauf zu bestimmten Preisen staatlich konzessionierten Kleinhändlern oder Konsumgenossenschaften überwiesen werden, oder auch den Gemeinden oder Gemeindeverbänden die Verpflichtung zur Errichtung kommunaler Kohlenhandelsstellen beziehungsweise kommunaler Kleinvertriebsämter auferlegt werden.

Das sind nur einige der Monopolisierungsmöglichkeiten und der sofort auftauchenden Fragen. Und jede dieser Fragen schließt wieder eine ganze Reihe anderer in sich. Dabei ist unzweifelhaft der Kohlenbergbau unter allen Industriezweigen am reifsten für die Verstaatlichung, deshalb diese am leichtesten durchzuführen. Schon ein flüchtiger Blick auf die Betriebs- und Absatzverhältnisse anderer Industrien zeigt, daß sich bei einer Verstaatlichung dieser noch ganz andere Möglichkeiten und Schwierigkeiten ergeben. Alle diese Fragen aber müssen berücksichtigt und sorgfältig erwogen werden — im einzelnen, nicht schematisch. Das Verfahren nach russisch-bolschewistischem Rezept wäre zugleich das russische Chaos. Welche Folge hätte nicht zum Beispiel eine Stöckung der Kohlenproduktion für die gesamte Warenerzeugung, für das Transportwesen und darüber hinaus für unsere ganzen Handelsbeziehungen zum Auslande; denn die Kohle wird in den nächsten Jahren, wie das schon während der Kriegszeit zum Teil der Fall gewesen ist, einer unserer wichtigsten Exportartikel sein, dessen Ausfuhr wir nicht durch verkehrte Experimente hindern dürfen, wenn wir den Tiefstand unserer Valuta heben, Lebensmittel und Rohstoffe ins deutsche Land hinein haben wollen. Mit fertigen Expropriationsrezepten und -resolutionen ist nichts zu machen.

Die Kunst im freien Volksstaat.

Von Edgar Steiger.

Die neue Welt, die Arbeiter und Soldat über Nacht aus dem Chaos des Krieges gestampft haben, verlangt nach einer neuen Menschheit. Aber diese neue Menschheit — das begreift ein jeder, der die Gesetze der Entwicklung kennt — ist noch nicht da. Unter schweren Geburtswehen, deren Dauer niemand abzusehen vermag, wird sie sich erst langsam aus dem Mutterleib der Revolution ans Tageslicht hinaustasten, wie jedes Neugeborene anfangs ein blindes, hilf- und ratloses Inhängsel der Mutter, dessen Nabelschnur erst durchgeschnitten werden muß, bevor es sich als selbständiges und eigenartiges Wesen fühlen und der Sonne der Zukunft entgegenlachen kann. Wie selbstbewußt es zappelt und mit den Beinen strampelt! Als ob es schon Berge besteigen wollte, während doch all seine Bemühungen, den großen Kopf im Gleichgewicht zu halten, vergeblich sind! Welch pußige Gesichter es schneidet, aus wieherndem Jubel in herzbrechendes Weinen umschlagend, als hätt' es bereits alle Freude und allen Schmerz des Lebens ausgekostet, während es doch nichts erfahren hat als das dunkle, ihm selbst unbegreifliche Wunder des Auf-die-Welt-Kommens!

Doch genug der Bilder und Gleichnisse. Wer das Berliner Leben der letzten Tage als schauender und fühlender Mensch in der Nähe oder aus der Ferne miterlebt hat, weiß, was ich meine. Oder wer würde nicht angesichts der tollen Wirren des heutigen öffentlichen Lebens an alle Unbehaglichkeiten und Sonderbarkeiten eines Geburtsvorganges erinnert? Geht es doch auch heute um Sein oder Nichtsein; steht doch auch heute das Leben und die Zukunft eines ganzen Volkes auf dem Spiel; und wir, die wir gleichsam Mutter und Kind zugleich sind, zittern in Todesangst für beide.

Aber doch können wir uns bei all dem furchtbaren Ernst dessen, was um uns geschieht, manchmal kaum eines Lächelns erwehren. Wer wüßte nicht,

warum! Da sehen wir die Angstmeier und die Übereifrigen von vorgestern um die Wette am Feuer der Revolution einen jeden sein besonderes Süpplein wärmen und sich dabei gebärden, als wären sie die neuen Menschen von übermorgen! Da hören wir einen jeden feierlich verkünden, daß er allein den Stein der Weisen in der Tasche habe und alle anderen Schwindler und Betrüger seien. Da wollen sich die, die sich früher am heftigsten über den Despotismus beklagten, selber als Despoten aufspielen und die Freiheit, die sie für sich selber den früheren Gewalten abtrockten, den Andersgefinnten versagen — gleich als ob Freiheit, Gewissensfreiheit, gleiches Recht für alle, die sie unter der Monarchie stürmisch verlangten, im neuen freien Volksstaat überlebte Vorurteile einer längstvergangenen Zeit wären und das berücksichtigte Wort weiland Kaiser Wilhelms II.: »Suprema lex regis voluntas« (Des Königs Wille ist das oberste Gesetz), aus dem Lateinischen ins Proletarische einer herrschbegierigen Minderheit überseht, seinen gehässigen aufreizenden Sinn verlöre!

Über halten wir uns bei diesen politischen Kinderkrankheiten nicht auf; sie sind eine Folge des jähen Witterungswechsels und erfordern eine ganz bestimmte Zeit zu ihrer Heilung. Lassen wir daher das Fieber sich ruhig ausatoben! Ist es vorüber, so wird der Genesene von selbst über die närrischen Phantasien des Kranken lachen. Dann erst wird man mit ihm vernünftig reden und sich über die großen Zukunftsaufgaben der Menschheit unterhalten können; denn dann erst wird er einsehen, daß Nahrung, Kleidung und Wohnung zwar der Anfang, aber nicht das Ende aller Kultur sind und daß es außer dieser heiligen Dreieinigkeit im freien Volksstaat der Zukunft noch andere Götter gibt, die sie neben und vielleicht sogar über sich dulden muß, soll nicht das Leben des einzelnen wie der gesamten Volksgemeinschaft — wem fallen dabei nicht lehrreiche Beispiele aus der jüngsten kapitalistischen Vergangenheit ein? — in einer gesegneten Verdauung und beschwerde-losen Entleerung gipfeln.

Unter diesen anderen Göttern steht die Kunst an erster Stelle. Und von ihr wollen wir heute einmal ernstlich reden. Nicht nur, weil sie als Weltspiegel, der alles Sichtbare und Unsichtbare unmittelbar widerstrahlt, mit dem Leben und allem, was lebt, viel inniger verwachsen ist als ihre hochmütigere Zwillingsschwester, die Wissenschaft, der nur dann wohl ist, wenn sie sich über das Leben erhebt, und die nicht eher ruht, bis sie allem Lebendigen das Blut abgezapft hat, um die Adern und die Blutkügelchen und die Geseße, nach denen sich die letzteren in den ersteren bewegen, mit der Lupe und Sonde des Gedankens zu untersuchen. Sondern mehr noch, weil die Frage: »Was wird das Schicksal der Kunst im freien Volksstaat der Zukunft sein?« heute Hunderte und Tausende von ehrlichen Künstlern quält und beunruhigt.

Wie mir scheint, nicht ohne Grund. Vergebens tröstet sie der wohlmeinende Sozialpolitiker mit dem verführerischen Worte, jeder Künstler sei ja auch nur ein Arbeiter und des einen Erlösung auch des anderen Rettung. Denn so wahr hier der Vordersatz, so falsch ist die Schlussfolgerung — aus dem einfachen Grunde, weil das Wort »Arbeiter«, der Mittelbegriff dieses falschen Schlusses, da, wo vom Künstler die Rede ist, in einem viel weiteren, allgemeineren Sinne gebraucht wird als da, wo es, auf den Arbeiter als ökonomischen Klassenbegriff angewandt, soviel wie Hand- oder Fabrik-

arbeiter oder kurz gesagt: Maschinenklave bedeutet. Gewiß, auch der Künstler ist vom Kapital abhängig, gewiß, auch ihm schreibt der Geschmack oder Ungeschmack der herrschenden Klasse unmittelbar oder auf langen Umwegen mehr oder weniger die Objekte und die Art und Weise seines Schaffens vor. Aber während in früheren Zeiten das einheitliche Kunstempfinden, das der langsam sich umgestaltenden seelischen Verfassung der jeweils herrschenden Schichten entsprach, nacheinander die verschiedenen mehr oder weniger geschlossenen Stile erzeugte, so sucht in unserem individualistischen Zeitalter, da der Kapitalismus wieder den rücksichtslosen Kampf aller gegen alle entfesselte, auch in der Kunst die Selbstherrlichkeit des Individuums alle Fesseln eines ihm von außen aufgezwungenen Geschmacks zu sprengen; und so tritt an Stelle des Stils da, wo eine künstlerische Größe am Werk ist, wenn auch bewußt oder unbewußt, je nach des Künstlers besonderer Neigung oder seelischer Verwandtschaft, von allerlei Vergangenheitserinnerungen gegängelt, der künstlerische Machtwille des einzelnen — da aber, wo schwächliche Talente oder solche, denen die Kunst eben nur die melkende Kuh ist, sich in völliger Verkennung der auflösenden Tendenzen des heutigen Zeitalters, gleich ihren Vorbildern im fünfzehnten, sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, als Ausdruck ihrer Zeit gebärden möchten, die wechselnde Mode des Tages.

Doch auch hier ist es nicht etwa der Geschmack oder Ungeschmack der Auftraggeber, das heißt der Masse der sogenannten Gebildeten, die dem Künstler Stoff und Form, Gegenstand und Malweise vorschreibt, sondern es ist vielmehr — das haben wir zum Beispiel beim sogenannten »Jugendstil« mit Schaudern erlebt — eine kleine Minderheit von Künstlern, die dem in einer Zeit allgemeinen Niederganges verwahrlosten Geschmack des Publikums ihre aus allerhand alten Vorbildern zusammengeklebte Manier als neuen Stil aufzwingen will. Manchmal mit großem augenblicklichem Erfolg, wie eben zu Beginn der neunziger Jahre, da das gradlinige Ornament als oberstes Kunstgesetz erklärt, alles Runde in Acht und Bann getan und das fleischlose präraffaeltische Madonnenbild als Schönheitsideal gefeiert wurde. Ich erinnere mich noch gut, wie mir beim Anblick dieser allgemeinen Magerkeit — war der Jugendstil am Ende eine Prophezeiung des künftigen Weltkriegs? — das böshafte Epigramm entschlüpfte:

Das ist Frau Venus Apygos,
Die tannenüberschlanke,
Die vorne wie ein Bügelbrett
Und hinten kein Gedanke.

Doch Spaß beiseite. Auch solche Modeverirrungen können uns über die eigenartige Stellung des Künstlers innerhalb des wirtschaftlichen Betriebs von heute aufklären und die tiefe Kluft, die den schaffenden Künstler und den Arbeiter im eigentlichen Sinn trennt, auch dem Fernerstehenden sichtbar machen. Es handelt sich hier nicht etwa um eine alberne Vornehmfuerei von Seiten des Künstlers — für dergleichen Rinkerlischen aus vergangenen Tagen hat die neue Gesellschaft keinen Platz und kein Verständnis mehr —, sondern um nichts mehr oder weniger als zwei Weltanschauungen, die sich, jede von ihrem Standpunkt aus mit vollem Recht, durchsetzen müssen und wollen. Kurz gesagt: der heutige Arbeiter ist Sozialist, der heutige Künstler ist Individualist. Oder deutlicher ausgedrückt: der Arbeiter ist Sozialist auch

dann, wenn er sich noch nicht zur wissenschaftlichen Erkenntnis seiner eigentümlichen Lage innerhalb der Gesellschaft durchgerungen hat; der Künstler dagegen wird, auch wenn er als denkender Mensch in klarer Erkenntnis seiner gesellschaftlichen Abhängigkeit Sozialist ist, durch die eigentümliche Rolle, die der Kunst im heutigen Wirtschaftsgetriebe angewiesen ist, als Künstler durch und durch Individualist bleiben. Und zwar um so mehr Individualist, je mehr er schaffender Künstler ist. Mit anderen Worten: wie die Manufaktur und die Fabrikarbeit, bei der jeder Teilarbeiter nur mit vielen anderen zusammen ein gemeinsames Werk vollenden kann, den eigentlichen Arbeiter zum Sozialisten macht, so wird der einsam schaffende Künstler — man denke zum Beispiel an den Maler, dem vom ersten künstlerischen Einfall bis zum letzten Pinselstrich sein Werk im eigentlichen Sinne des Wortes zu eigen gehört — durch die eigentümliche Art seiner Arbeit Individualist. Er teilt dieses Los mit jedem geistigen Arbeiter, der, sofern er eben ein Schaffender im höheren Sinne ist — man denke nur an den Philosophen —, sich auch ganz auf sich gestellt fühlt, auch wenn er sich infolge seiner ökonomischen oder kulturgeschichtlichen Bildung täglich hundertmal sagt, daß auch er in seinem ganzen Denken mit tausend Fäden mit dem vielräderigen Getriebe um ihn herum aufs engste verknüpft sei. Die Einsamkeit des Schaffenden (im höheren Sinne des Wortes) war in dem Augenblick da, wo Religion, Kunst und Wissenschaft ihrer ursprünglichen Aufgabe, der menschlichen Gemeinschaft, dem Volksganzen, seiner Arbeit und seinem Staatsleben als Volksglaube, Götterbild, Göttersage und Volksmoral den eigentlichen Sinn zu geben, untreu wurden und ein jedes, von einzelnen hervorragenden Geistern umgebildet und dem jeweiligen Stande menschlichen Denkens und Fühlens angepaßt, ihre eigenen Wege gingen. Und diese Einsamkeit wurde um so größer, je mehr sich die feudalen Bande des mittelalterlichen Agrarstaats lösten und mit dem Aufkommen der Geldwirtschaft und des Städtelebens, als zweite Menschwerdung innerhalb der Gesellschaft, der Einzelmensch (das Individuum) ans Tageslicht trat. Vergessen wir ja nicht, daß sich aller geistige Fortschritt der modernen Menschheit an diese Geburt des Individuums knüpft, ja daß sich die geistige Befreiung der Menschheit — man denke nur an Kopernikus, Galilei, Luther, Giordano Bruno, Bacon, Newton, Voltaire, Diderot, Lessing, Kant, Goethe usw. — durchaus als ein Kampf des Einzelmenschen gegen die ihn umgebende Gesellschaft darstellt.

Wie der Philosoph und der Dichter, so ist auch der wahre Künstler ein solcher Kämpfer. »Philister über dir, Simson!« war noch immer der Schlachtruf derer, die toten Formen der Vergangenheit und einer erstarrten Überlieferung gegenüber das Recht der Lebendigen verteidigten und sich mit ihren neuen Augen auf das Zeugnis der kommenden Geschlechter betiefen. Wo immer in der Kunst nämlich ein Neues zutage trat, hatte es den großen Haufen nicht nur des Publikums, sondern auch der Künstler und Kunstliebhaber gegen sich. So war es in jenen denkwürdigen Jahrzehnten, wo ein überlebter Stil gleichsam aus Überdruß und Widerspruch — man denke nur einmal an die Renaissance, in der sich Humanismus und Reformation, und an das Barock, in dem sich Gegenreformation und Jesuitismus verewigten — aus sich selbst heraus etwas ganz anderes entwickelte, in dem die Zeitgenossen zumeist lediglich Entartung und Verfall witterten, während erst

spätere Geschlechter die neue Prägung eines neuen Zeitalters erkannten. So war es, um dem Leser Selbsterlebtes ins Gedächtnis zu rufen, in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, da von Frankreich her die Freilichtmalerei, der ein Manet die Fahne vorantrug, Deutschland eroberte und in der Künstlerschaft aller größeren Städte zu jener Scheidung der Alten und Jungen führte, die man nach einem Beispiel aus der römischen Geschichte »Sezession« nannte. Naturalismus, Armeleutmalerei, Impressionismus, Symbolismus, dekorative Kunst: sie waren alle der notwendige Ausdruck rasch aufeinanderfolgender Zeitströmungen und geben zusammen ein packendes Bild der letzten Jahrhundertwende, da auch wieder die alten Formen der Gesellschaft von dem neuen, in ihnen aufquellenden Leben gesprengt wurden.

Wie wenige der Mitlebenden haben ihre Berechtigung anerkannt! Und durch wieviel Hohn und Spott mußten sich die Entdecker der neuen Augen, der neuen Farben und des neuen Lichtkegels hindurcharbeiten, bis der trägen Masse der Philister, deren Auge sich immer bequem auf dem guten Alten, Gewohnten ausruht, endlich langsam dämmerte, daß hier wirklich ein Stück neue Kunst sei. Aber darf man diesen Bequemen und Mißtrauischen etwa einen Vorwurf daraus machen? Nein und dreimal nein. Denn wie oft wird in der Kunst von einigen anspruchsvollen Vernegroßen eine gekleckste Stümperei, hinter der nichts als ohnmächtiger Größenwahn steckt, als neue Offenbarung angepriesen! Und wer soll da im einzelnen Falle entscheiden, wer recht hat: der Maler, der seine neue Richtung durchsetzen will, oder der Betrachter, der sie hohnlachend ablehnt? Steht doch oft der feinsüßligste Kunstkenner, der wie ein Spürhund hinter allem Neuen und Zukunftsverheißenden her ist, vor manchen Werken unserer Allerjüngsten — man denke nur an die Futuristen, die aus der Malerei ein Musikpotpourri durcheinandergequirkter Formen und Farben gemacht haben — mit blödem Staunen wie der Ochse vor dem Scheunentor. Und doch stimmt er vielleicht in das Gelächter der Philister nicht mit ein. Warum? Verspürt er beim Anblick dieser Ungeheuerlichkeiten doch in innerster Seele ein Nachzittern des starken Willens, der dem Maler beim Hinschleudern dieser Farbenklumpen den Pinsel lenkte? Ahnt er am Ende gerade in dieser trostlosen Sisyphusarbeit doch eine Entdeckung neuer Möglichkeiten, aus denen vielleicht in Zukunft ein Größerer das wirkliche Kunstwerk gestalten wird? Aber noch einmal: Wer soll darüber entscheiden? Wer anders als eben die Zukunft, auf die sich der Maler beruft, die Zukunft, die erst aus dem wirklich Gewordenen die Frage beantworten kann, ob unser Allerjüngster ein irrsinnig lallender Prophet einer zukünftigen Kunst oder ein betrogener Betrüger war.

Mit anderen Worten: der Sprung ins Dunkle bleibt heute keinem erspart, der die Möglichkeiten einer gesicherten bürgerlichen Existenz hinter sich wirft, um sich der Kunst zu widmen. Ich rede hier natürlich nicht von den vielen Hunderten, die je auf einen, der berufen ist, mitlaufen, um an der Akademie das Pinseln zu lernen, und dann ein Leben lang ganz handwerksmäßig nach dem Geschmack des Bestellers allwöchentlich soundso viel Meter schöne Leinwand mit Farben beschmieren. Nein, wenn ich den Namen Künstler in den Mund nehme, so meine ich in erster Linie die wenigen Berufenen und dann die vielen, die sich wirklich berufen glauben und erst spät und nur zu oft, wenn es zu spät ist, mit Schrecken erkennen, daß ihr

Künstlertraum eine grausame Selbsttäuschung war. Beiden steht es nicht auf die Stirn geschrieben, ob sie zum Künstler geboren sind oder nicht. Beide müssen, wie ich oben sagte, jenen Sprung ins Dunkle tun, um unter vielen Entbehrungen, Enttäuschungen und Zweifelsnöten von der Zukunft den Lorbeer oder das Hungertuch entgegenzunehmen. Was können wir diesen heute zum Troste sagen?

Ich stelle diese Frage nur, um den ganzen Ernst der Sache zu beleuchten. Wechsel auf die Zukunft sind ja leicht auszustellen; und mit ihnen haben die Leute, die so gern vom Zukunftsstaat reden, niemals gespart. Gewiß, in einer sozialistischen Gesellschaft, die alle Geburtswehen hinter sich hat, wird auch der Kunst eine ganz andere Stellung zugewiesen sein als im heutigen Staate. Aber welche? Darüber wird sich wohl noch keiner ganz klar geworden sein. Sicherlich wird der heutigen Auflösung aller äußeren und inneren Bande der Gesellschaft bald eine straffe Zusammenfassung der auseinanderstrebenden Kräfte folgen; und wahrscheinlich werden sich bei dem gewaltigen Neubau der Gesellschaft ganz von selbst nicht nur viele neue künstlerische Bedürfnisse entwickeln, sondern vielleicht auch zur Befriedigung dieser aus einer Quelle fließenden Bedürfnisse schneller, als wir Mißtrauischen von heute wähen, ein ganz neuer einheitlicher Kunststil. Aber wann? Und in welcher langen Zeiträumen, während deren der einzelne Künstler im ewigen Tassen nach dem Neuen weiter verharren muß, ungewiß, ob der geistigen Unbotmäßigkeit des Einzelmenschen, in der heute gerade alle Kunst und Wissenschaft gipfelt, eine neue Knechtung unter ein neues Stilgesetz oder, besser gesagt, eine neue freiwillige Hingabe an eine klar erkannte künstlerische Notwendigkeit folgt? Man wird mir zugestehen, daß mit solcher Zukunftsmusik dem Künstler von heute wenig geholfen ist. Noch weniger mit den Versprechungen jener Wohlmeinenden, die vom neuen freien Volksstaat einfach erwarten, daß er sofort die Kunst unter seine Fittiche nehmen, eine Masse Staatsaufträge geben und die Künstler, die nicht selber gehen können, an seiner Leine gängeln werde. Was käme dabei unter den heutigen Verhältnissen heraus? Ich dünkte, die Erinnerung an die Berliner Siegesallee müßte einen jeden abschrecken. Oder soll sich dieser Zirkusgala-vorstellung sämtlicher Hohenzollern, die im Berliner Tiergarten den Ungeschmack des letzten von ihnen verewigt, etwa, durch eine allgemeine Abstimmung gutgeheißen, auf Bestellung eine Freiheitsallee gefallen, die, wenn sie von dem Belieben oder Nichtbelieben gleichviel welcher Außenstehender abhinge, den Künstler wieder zu ähnlichen Ungeheuerlichkeiten nötigte? Nein, was der freie Volksstaat für die Kunst zunächst leisten kann, das ist neben der zweifelhaften Fürsorge für Akademien, die meist nur eine große Masse Unerbener heranzüchten, die völlige Entfesselung aller künstlerischen Kräfte durch einen fortwährenden Wettbewerb an Tausenden von künstlerischen Aufgaben, die der Aufbau des neuen Deutschland (man denke nur an die Arbeiterwohnungen, die bauerlichen Siedlungen und die Gartenstädte) ganz von selber stellt, und durch eine völlige Neugestaltung der Preisgerichte, unter Ausschluß jeder Vetternwirtschaft und jedes Cliquewesens, wobei die Auswahl der Tüchtigsten durch die Künstler selbst und nur durch sie allein erfolgen soll — in der festen Zuversicht, daß auch hier nur auf rein demokratischer Grundlage bei voller Abstimmungsfreiheit sich die wahre Größe am besten durchsetzen kann —, endlich dann noch durch eine genau

zu regelnde soziale Fürsorge für die vielen Enttäuschten und beim Sprung ins Dunkle Geseherten, denen der Staat die Rückkehr in andere Berufe, in denen sie sich der Allgemeinheit nützlich machen können, auf jede Weise erleichtern sollte. Doch das sind alles Fragen, deren Beantwortung ein demokratisches Gemeinwesen denen, die es angeht, anheimstellen sollte. Darum schweigt der Kritiker, in der Hoffnung, daß sich der Künstler selbst zum Worte melde.

Lebensmittelnöte und Hungerrevolten in der französischen Revolution.

Von Hans Brindmann.

I.

In allen großen Revolutionen der letzten Jahrhunderte ist krasse Lebensmittelnot, der nagende Hunger und die Unmöglichkeit, ihn zu stillen, einer der mächtigsten Anstöße gewesen, der die hungernden Massen auf die Straßen und Plätze trieb, um die herrschende Regierungsgewalt zur Beschaffung von billiger Nahrung zu drängen oder sie durch eine Staatsverwaltung, von der man sich ein größeres Entgegenkommen gegen den Notschrei der Darbenden versprach, zu ersetzen. Mag auch der Wunsch nach Verfassungsänderungen, Abschaffung drückender politischer Vorrechte, Entfernung unbeliebter Regenten, Minister und Hofleute, äußerlich betrachtet, den ersten Anlaß zu revolutionären Streitigkeiten und Kämpfen gegeben haben, zu gewaltsamen Explosionen der Volksleidenschaft, zu großen Zusammenrottungen und Straßenschlachten ist es meist erst gekommen, wenn die dräuende Not mit harter Faust die Massen packte und sie um ihrer Selbsterhaltung willen zum Kampfe zwang. Das widerspricht allerdings den Lehren ideologischer Historiker, die in den Revolutionen lediglich Kämpfe um politische Freiheiten sehen wollen, nicht aber der Lehre der Geschichte selbst, die deutlich zeigt, daß noch bisher jede große politische Umwälzung in sozialen Nöten, in Veränderungen der materiellen Lebensgrundlagen der Bevölkerungsmasse begründet war und stets die Nahrungsnot der gewaltigste Faktor revolutionärer Bewegungen gewesen ist — im Altertum wie in der Neuzeit. Die Marxsche Geschichtslehre, daß die materiellen Lebensverhältnisse die Grundlage des politischenetriebes bilden, kommt in Revolutionsperioden noch in weit schärferer, drastischerer Weise zum Ausdruck als in gemächlichen Friedenszeiten.

Vornehmlich wird die große französische Revolution als bloße politisch-ideologische Bewegung betrachtet, als das Ergebnis philosophischer Gleichheitslehren, die, bis in die untersten Schichten der Bauern und Arbeiter eindringend, das französische Volk mit dem idealen Bestreben erfüllten, die mit dem Feudaladel und einer feudalen Geistlichkeit verbündete absolutistische Regierungsmacht zu brechen. Solche historische Auffassung erklärt weder den Verlauf der französischen Revolution, noch die inneren Kämpfe zwischen den verschiedenen Klassen, die von diesen verfolgten Ziele und die Tatsache, daß sich in den Jahren 1789 bis 1794 fast eine Hungerrevolte an die andere reiht. Teilweise hat das bereits Jean Jaurès in den vier ersten Bänden seiner leider noch immer nicht ins Deutsche

übersehten „Histoire socialiste“ nachgewiesen. Ganz besonders aber haben Peter Krapotkin¹ und Heinrich Cunow² in ihren Büchern dargestellt, wie eng die französische revolutionäre Bewegung in den Jahren 1789 bis 1793 mit den damaligen Lebensmittelnöten zusammenhängt und wie immer wieder der Hunger Arbeiter und Bauern zum Aufstand treibt. Vornehmlich auf diese beiden Werke sowie auf Professor Adolf Schmidts Darstellung der Pariser Zustände in den Jahren 1789 bis 1800,³ die von E. Lacroix herausgegebenen Akten der Pariser Kommune während der Revolutionszeit der „Collection de documents relatifs à l'histoire de Paris pendant la révolution française“ und die Berichte des Pariser „Comité de subsistances“ an die Nationalversammlung, stützt sich die nachfolgende kurze Darstellung.

Schon in den letzten beiden Jahrzehnten vor Beginn der großen französischen Revolution hatte Frankreich mehrfach Hungerrevolten erlebt, so zum Beispiel im Jahre 1774, da das Vorjahr eine schlechte Getreideernte geliefert hatte, in Dijon, dem sich Aufstände in Amiens, Auzerre, Lille usw. angeschlossen. Diesen folgten in den Jahren 1782 bis 1787 größere Nahrungsmittelrevolten in Poitiers, in den Cevennen, dem Vivarais und dem Gévaudan sowie in Vizille. Auch in dem Jahre 1788 brachen wiederholt Unruhen in der Bretagne aus. Doch weit schlimmer noch gestaltete sich das Jahr 1789 — ein böses Hungerjahr. Die Ernte des Jahres 1788 war traurig ausgefallen. Und ihr folgte ein überaus strenger, anhaltender Winter, der in den Städten zur Einstellung aller Arbeiten im Freien zwang und die Frachtschifffahrt auf den Flüssen unterband. In Paris, wohin die Baumut in den beiden Jahren vorher viele Bauhandwerker gelockt hatte, lag alle Arbeit still. Auch als endlich der harte Winter das Land verließ, der Frühling einzog und die zugefrorene Seine wieder schiffbar wurde, änderte sich die Geschäftsstockung nicht. Unternehmer und Handwerker erhielten nur wenige Bestellungen, und die Manufakturen in den Pariser Vorstädten St-Antoine, St-Denis, St-Martin entließen weitere Teile ihrer Arbeiterschaft oder schlossen ganz ihre Pforten. Die Arbeitslosigkeit griff weiter um sich. Schon Ende April waren nach zuverlässigen Angaben mehr als fünfzehntausend der in den vorstädtischen Manufakturen beschäftigten Arbeiter völlig arbeitslos. Und da die Fabrikation und die Zufuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse nach Paris und den stromabwärts gelegenen Städten fast ganz stockte, so fanden auch die Frachtschiffer keine Ladung. Haufenweise standen die früher in den Flußschiffahrtsbetrieben beschäftigten Arbeiter auf den Pariser Kais umher und spähten, vom Hunger getrieben, gierig nach der Gelegenheit aus, sich beim Entladen der Frachtkähne einige Sous zu verdienen.

Kein Verdienst, kein Brot! — und obendrein eine stetig steigende Zuwanderung weiterer Arbeitslosen aus der Provinz. Arbeiter, Handwerker,

¹ Peter Krapotkin, Die französische Revolution 1789 bis 1793. Zwei Bände. Übersetzt von Gustav Landauer. Leipzig 1909, Verlag von Th. Thomas.

² Heinrich Cunow, Die Parteien der großen französischen Revolution und ihre Presse. Zweite Auflage. Berlin 1912, Verlag der Vorwärts-Buchhandlung Paul Singer & Co. b. H.

³ Adolf Schmidt, Pariser Zustände während der Revolutionszeit von 1789 bis 1800. Drei Bände. Jena 1874 bis 1876, Verlag von Hermann Dufft.

Bauern, beschäftigungslose Intellektuelle: alles, was in den Kleinstädten der angrenzenden Gebiete keine Arbeit und kein Brot fand, drängte nach Paris. »Aus allen Teilen Frankreichs«, berichtet Cunow (Seite 33 seiner Schrift), »strömten die Arbeitslosen nach Paris, um dort Unterkunft zu suchen: kleine Handwerksmeister, Gesellen, städtische Gelegenheitsarbeiter und Kleinbauern, aber auch ein zahlreiches Intelligenzproletariat: Advokaten und Ärzte, die in den kleinen Provinzstädten nicht vorwärts zu kommen vermochten, bürgerliche Literaten, Beamte, Studierende, Künstler usw. Eine bunte Schar, die in den Bureaus der Advokaten, Notare oder der städtischen Verwaltungen, als Mitarbeiter neuentstehender Zeitungen, als Statisten und Billetteure der Theater, als Kolporteure revolutionärer Schriften oder in irgendwelchen ähnlichen Stellungen Unterschlupf suchte. Besonders nach dem Bastilliensturm erfolgte, angelockt durch das revolutionäre Treiben, ein starker Zuzug derartiger Intellektuellen nach Paris, so daß Loustalot, der Redakteur der Pariser Wochenschrift 'Révolution de Paris', der unter diesen Elementen eine energische revolutionäre Propaganda betrieb, schon im August 1789 die Gesamtzahl dieser Zugewanderten auf 40000 Personen schätzte.«

Die Folgen des Elends waren mehrfache Plünderungen in Paris und seiner Umgebung, Einbrüche und Holzdiebstähle. Kleine Putzche folgten, bis dann am 28. April 1789 Arbeiterhaufen in die Tapetenfabrik des verhafteten Fabrikanten Réveillon eindrangen, dessen Arbeiter zwangen, die Arbeit einzustellen, das Haus demolierten und mit dem herbeigerufenen Militär ins Handgemenge gerieten, ein Kampf, in dem 8 Soldaten getötet, 80 verwundet wurden, während auf der Seite der Aufständischen an zweihundert Personen gefallen sein sollen.

Doch nicht von der städtischen Arbeiterschaft gingen die großen Aufstände des Jahres 1789 aus, sondern von der hartgeplagten Kleinbauernschaft. Sie hatte in den kalten Wintermonaten den Rest ihrer Ernte aufgezehrt, von Neid erfüllt gegen das üppige Treiben auf manchen Gutshöfen. Als dann Ende Januar die Vorräte knapper und knapper zu werden begannen, versuchten sie, bald hier, bald dort durch Einbrüche in die herrschaftlichen Vorratshäuser und Scheunen sich Nahrung zu verschaffen, und setzten den Seigneurs, bei denen sie Widerstand fanden, den roten Hahn aufs Dach. Oder sie überfielen, mit Sensen, Mistgabeln, Beilen, Knüppeln bewaffnet, die Märkte der Kleinstädte, zwangen die Landwirte, die ihr Korn zu Markte gebracht hatten, es zu ganz billigen Preisen oder umsonst herzugeben, und brachen die Speicher der Kornhändler auf. In Poitou, der Bretagne, Touraine, dem Orléanais, der Normandie, Ile-de-France, Picardie, Champagne, dem Elsaß, Burgund, Auvergne, Languedoc, selbst in der Provence kam es zu Hungerrevolten. In Burgund, der Franche Comté, der Dauphiné und Auvergne entwickelte sich sogar eine Art Bauernkrieg. Die aufständischen Bauern rotteten sich zu großen Haufen zusammen, zogen von Dorf zu Dorf, brannten die Herrenhöfe nieder und lieferten den zur Verteidigung herbeigerufenen Bürgerwehren und Sicherheitsmannschaften förmliche Schlachten.

So begann denn am 4. Mai 1789 die Tagung der zusammenberufenen Reichsstände unter höchst ungünstigen Umständen. Überall aus dem Lande liefen Meldungen über Unruhen ein, so daß sich die Versammlung zur

Einsetzung einer Lebensunterhaltskommission gezwungen sah, die den Auftrag erhielt, die Wirtschaftslage zu prüfen und Vorschläge zur Abwehr der Not zu machen. Am 7. Juli 1789 legte diese Kommission ihre Vorschläge vor — ein Häuflein kleinlichster Palliativmittel: Eröffnung freiwilliger Geldsammlungen, Ermächtigung der Munizipalverwaltungen, Geldauswendungen zur Linderung der Not vorzunehmen, Heranziehung der Wohlhabenden zu einer Not-Kopfssteuer im Betrag von 10 bis 20 Sou auf den Kopf, vorläufige Aufhebung der den inneren Lebensmittelverkehr hindernden Binnenzölle, Verbot der Getreideausfuhr bis zum Oktober 1790.

Selbst diese mageren Vorschläge gingen aber der konstituierenden Nationalversammlung viel zu weit. So schlimm, meinte man, stände es doch noch nicht im schönen Frankreich, weder in Paris, noch in den Landgebieten, daß man zu solchen Maßregeln greifen müsse. Die Vorschläge wurden daher kurzweg an die Kommission zurückverwiesen — eine Zurückstellung auf unbestimmte Zeit. Eine Bestätigung fand diese Auffassung darin, daß gegen Schluß der Sitzung eine Deputation der Wahlmänner von Paris in der Nationalversammlung erschien und durch ihren Sprecher, den Abbé Bertholier, verkünden ließ, von Paris seien keine Unruhen mehr zu befürchten; es habe sich wieder völlig beruhigt! Das Volk füge sich in den Nothstand.

Trügerischer Schein! Schon in der Nacht des 12. Juli folgten in Paris neue Unruhen, die sich bald weiter und weiter ausbreiteten und schließlich im Bastillensturm gipfelten. Haufen von Männern und Frauen stürmten die Bäckerläden und Weinläger, demolierten die Alkisehäuser und machten einen Angriff auf das Lazaristenkloster, von dem bekannt war, daß es in seinen Mauern große Mengen von Getreide, Mehl, Wein und anderen Nahrungsmitteln enthielt.

Die Not hatte sich in den untersten Volkskreisen aufs äußerste gesteigert und trieb die Hungernden zur Plünderung und zum Kampf auf die Straße. Schon am 12. Juli war in Paris kein Brot mehr aufzutreiben, auch kein dunkles, gemischtes Gerstenbrot, selbst nicht zum Preis von 5 Sou für das Pfund. Und doch waren damals noch, wie sich hinterher herausstellte, bei manchen Bäckern, Mehl- und Getreidehändlern recht ansehnliche Vorräte aufgestapelt. Die Gewinnsucht und Lebensmittelspekulation spielten schon im Anfang der Revolution eine große Rolle. Wie groß diese Vorräte teilweise waren, ergibt sich daraus, daß nach den Akten der Pariser Stadtverwaltung 52 Wagenladungen voll Getreide und Mehl aus dem Lazaristenkloster nach der Markthalle geschafft werden konnten.

Die Nothlage der Arbeiterschichten war entsetzlich. Manche Arbeiter hatten gar keine Arbeit; aber auch soweit sie beschäftigt waren, reichte der Lohn zur Nahrungsbeschaffung nicht aus. Der Lohn, der in den Manufakturen der Pariser Vorstädte durchschnittlich gezahlt wurde, betrug damals nur 25 bis 30 Sou, das Pfund Brot aus gemischtem schlechten Weizen- und Gerstenmehl kostete 5 Sou, zeitweilig auch 5½ Sou. Die arme Bevölkerung war aber damals auf Brot angewiesen, Kartoffeln kannte man noch kaum. Die Nahrung des Arbeiters bestand aus Hülsenfrüchten, Gemüse, Brot, Mehlgebäcken, Mehlsuppe. Meist kamen morgens, mittags und abends Mehl- oder Gemüsesuppen auf den Tisch. Tagelang hintereinander saß immer dieselbe Kost. Fleisch wurde in Arbeiterfamilien

nur hin und wieder gegessen, höchstens zum Brot etwas schlechtes Schmalz oder magerer Käse. Infolge dieser Ernährungsweise brauchte die Arbeiterfrau viel Brot und Mehl, für eine Familie von drei, vier Köpfen mindestens täglich 4 bis 5 Pfund Brot und 1 Pfund Mehl, zumal das Brot vielfach sehr wasserhaltig war. Der Lohn reichte also nur für trockenes Brot hin. Aber selbst für den genannten hohen Preis war oft kein Brot zu haben. Stundenlang standen Männer, Frauen und Kinder, ehe noch das Brot fertig war, vor den Bäckerläden und warteten; und wenn der Verkauf dann begann, ergab sich gewöhnlich, daß zu wenig Brote vorhanden waren. Ein Teil, oft der größere, mußte mit leeren Händen abziehen. Eine Rationierung, wie wir sie während des letzten Krieges kennengelernt haben, gab es damals noch nicht. Das »Polonäsestehen« war jedoch noch weit üblicher als heute, nur sagte man damals »einen Schweif (Queue) machen«. Und ferner wurde es bald Sitte, daß, um das Vordrängen zu verhindern, dicke Stricke gezogen wurden, an denen oder zwischen denen die Wartenden entlanggehen mußten.

Der größten Not zu wehren, setzte die neugewählte Pariser Stadtverwaltung am 25. Juli 1789 einen »Lebensmittelversorgungsausschuß« ein, an dessen Spitze der neue Bürgermeister Bailly trat. Der Ausschuß hatte die Aufgabe, Getreide und Mehl zu einem bestimmten Preis an die Bäcker zur Verteilung zu bringen. Schon im August 1789 stellte sich der Großpreis für Weizen in Paris das Setier auf 35 bis 36 Livre (Franken), also für den Zentner auf ungefähr 15 Livre, der Mehlpreis betrug 26 bis 28 Livre für den Zentner. Noch teurer kam der Stadt das Getreide, das sie aus den Provinzen herbeischaffte, denn es mußte, wenn die Preise auch in den kleinen Landstädten meist billiger waren, auf schlechten Landwegen in Wagen und Karren unter militärischer Eskorte herangeholt werden, da die Provinzler, die selbst größtenteils Not litten, auf jede Weise die Getreideabfuhr aus ihren Bezirken zu hindern suchten und oft die Getreide Transporte überfielen.

Da die Stadt das von ihr angekaufte Getreide den Bäckern um 26 bis 30 Prozent billiger lieferte, als sie selbst dafür zu zahlen hatte, so mußte sie im Durchschnitt jeden Tag ungefähr 28000 bis 30000 Franken zulegen, wöchentlich rund 200000 Franken. Das war damals für Paris eine große Summe. Ueberdies aber ergaben sich bald fortwährende Streitigkeiten und Durchstechereien. Die Getreidehändler, die häufig mit den Aufkäufern unter einer Decke steckten, lieferten schlechtes Mehl oder betrogen beim Gewicht. Oft wurden auch Mehlvorräte gestohlen oder sie verdarben auf dem Transport. Immer wieder ließen Beschwerden und Reklamationen ein. Und bei der Verteilung der Vorräte an die Bäcker waren Überfälle, Diebstähle, Betrugereien, Unterschlagungen der von der Stadt gelieferten Säcke fast die Regel. Die Markthallenpolizei mußte verstärkt und ihr schließlich noch 600 Nationalgardisten beigegeben werden, damit bei der Mehlabgabe die Ordnung aufrechterhalten werden konnte. Die Akten der Pariser Stadtverwaltung über die Maßnahmen des Lebensmittelversorgungsausschusses bieten das Bild eines fortwährenden Kampfes der Stadt mit den Mehlaufkäufern, Mehlhändlern und Bäckern. Bailly, der damalige Pariser Bürgermeister und Vorsteher der Versorgungskommission, schreibt darüber in seinen »Memoiren eines Augenzeugen der Revolution«:

»... Daher sind die Bäcker die geschworenen Feinde der Verwaltungsbehörde. Mag vorkommen, was da will, immer ist die Behörde es, die unrecht hat. Oft rechnet man ihr sogar die zugunsten des Volkes getroffenen Maßnahmen als Verbrechen an; und da die Bäcker mit dem Volke in viel engerer Fühlung stehen, finden sie mit ihremerede auch viel leichter Gehör. Einzelne Bäcker sind zwar ehrenhaft und von anständiger Gesinnung; aber die Mehrzahl suchte uns die größten Schwierigkeiten zu machen, obwohl wir immer darauf bedacht waren, sie vor den Anklagen und der Wut des Volkes zu schützen. Das Versorgungskomitee, das sie kannte, verfuhr zwar stets gerecht gegen sie, hielt sie aber in gebührenden Schranken. Sobald sie aber erfuhren, daß die Gemeindeversammlung vom Komitee einen Rechenschaftsbericht verlangte, sagten sie sich: »Das Komitee hat also eine vorge-setzte Behörde!« Sofort kamen sie, ihre Beschwerden vorzubringen. Ich entsinne mich, daß die Bäcker behaupteten, man stelle ihnen in den Hallen nicht genug Mehl zur Verfügung, und daß sie angaben, der tägliche Bedarf für Paris belaufe sich auf 2000 Sack. Ich dagegen versicherte, daß nur 1500 bis 1600 Sack gebraucht würden; aber ich mußte sehen, daß die Darlegungen der Bäcker bei der Gemeinde-versammlung geneigteres Gehör fanden. Sie waren nämlich ärgerlich darüber, daß man die Mehlovertellung nach den Sätzen ihres ermittelten früheren Bedarfs geregelt hatte. Da das Mehl der Regierung nämlich unter dem Marktpreis verkauft wurde, waren sie sehr veressen darauf, solches in möglichst großen Massen zu erwerben.«

Übrigens stiegen im August 1789 nicht nur die Getreidepreise. Unauf-haltfam griff die Teuerung von einem Lebensmittelgebiet auf das andere über. Auch die Fleisch-, Butter-, Gemüse- und besonders die Zuckerpreise stiegen immer mehr. Im September kostete Butter bereits 21 bis 23 Sou, Speck 14 bis 15, Rindfleisch 11 Sou das Pfund. Ein Pfund Butter kostete also nicht viel weniger, als der Taglohn eines Industriearbeiters ausmachte, damals für Frankreich ein enormer Preis.

Zugleich sah sich die Pariser Stadtverwaltung, um Ruhe zu schaffen, zur Beschäftigung von Arbeitslosen gezwungen. Schon im April hatte sie auf dem Montmartre, sowie in Reuilly und Vaurigard »Ateliers de Cha-rité« eingerichtet, wo die Arbeitslosen gegen einen Taglohn von 20 Sou mit Erd- und Planierungsarbeiten beschäftigt wurden. Zunächst wurden ungefähr 10000 Arbeitslose beschäftigt. Da aber nach dem Bastillesturm viele reiche Fremde Paris verließen, der Hof und der Hofadel ihre Be-stellungen bei den Pariser Handwerkern und Händlern einschränkten und die Hoffestlichkeiten größtenteils aufhörten, griff die Arbeitslosigkeit immer mehr um sich. Im August 1789 wurden, obgleich der Nachweis großer Be-dürftigkeit erforderlich war, schon 17000 Arbeiter in den Ateliers beschäf-tigt. Mitte des Jahres 1791 stieg die Zahl der mit Notstandsarbeiten Be-schäftigten in Paris sogar auf 31000, darunter viele qualifizierte Arbeiter, Kaufleute, Krämer, Schreiber usw.

Da Paris und dem Staat, der einen Zuschuß leistete, daraus riesige Kosten erwuchsen — die Kosten stellten sich 1791 auf durchschnittlich 900000 Livre (Franken) im Monat —, suchte man den Lohn herabzusetzen und einen Teil der Arbeitslosen abzuschieben, erreichte aber nur, daß die Arbeiter der Ateliers zu Ruhestörungen und Revolten griffen. Die Folge war, daß nun die Nationalversammlung zu einer systematischen Abschiebung der dort Be-schäftigten schritt. Es wurden den Provinzen Fonds zur Vornahme von Flußregulierungen, Erdarbeiten, Kanalbauten angewiesen und dann zu-nächst die nicht in Paris Heimatberechtigten aus den Ateliers abgeschoben.

Am 1. Juli 1791 wurde darauf der größte Teil der Ateliers geschlossen. Ein Teil der Entlassenen versammelte sich auf dem Vendome- und Grèveplatz und demolierete dort die Gebäude. Herbeigerufene Nationalgarde trieb die Massen mit gefälltem Bajonett auseinander. (Schluß folgt.)

Aus unserer Bücherei.

Von Edgar Steiger.

Roritz Holm, Herz ist Trumpf. Roman. München, Albert Langen. Preis geheftet 5 Mark, gebunden 6,50 Mark.

Eine Münchener Malergeschichte, die vom Schwabinger Atelier unmerklich in die Tiefen der Menschenseele hineinführt. Für den oberflächlichen Leser eine bunte Bilderfolge aus der Welt der Künstler, wo die Könner und die Wollter, die ehrlichen Arbeiter und die geschwollenen Nichtstuer neben allerlei Menschengewärm, das sie anstaunt oder verlacht, ihr abgesondertes Dasein führen, das doch mit tausend Fühlern in die andere Welt hinübertastet. Für den aber, der gern einen Blick hinter die Kulissen der menschlichen Tragikomödie wirft, eine Fundgrube kühler Weisheit, die ein Wissender aus heißem Miterleben als künstlerischen Labetrunk den Mitwissenden kredenzt. Das alles unter einem behaglichen Geplauder über dies und das, das sich mit selbstsüchtigem Genießen, tiefem Verständnis und wehmütigem Lächeln in Menschen und Dinge hineinfühlt — scheinbar vornehm sich ausschließend, aber doch nur, weil man als Gewöhnter sich bei diesem Spiel mit dem Leben nicht selber ganz ausgeben will. Dabei eine Kultur der Sprache, an der sich viele unserer Stotterer der jüngsten Tage ein Beispiel nehmen könnten.

Alotz Wohlmuth, Ein Schauspielersleben. Ungeschminkte Selbstbeschreibungen.

München, Verlag Parcus & Co. Preis geheftet 4 Mark.

Diese Lebenserinnerungen des Münchener Charakterspielers, der allen Besuchern des Münchener Hoftheaters im Gedächtnis bleiben wird, unterscheiden sich vorteilhaft von den widerlichen Selbstbeweihräucherungen anderer Komödianten, die wir in den letzten Jahren über uns ergehen lassen mußten. Schon der schlichte Plauderton, hinter dem ab und zu das lächelnde Schalksgezicht des Sprechenden auftaucht, nimmt den Leser für den Erzähler ein. Und was er zu erzählen weiß — das alte Lied vom lustigen Elend der Schmiere, durch das der werdende Hofschauspieler hindurchwaten muß, bis er nach allerlei Fährlichkeiten ans Ziel gelangt —, wird, so wenig es mit all seinen Menschlichkeiten an und für sich neu ist, doch durch die Fälle von mehr oder weniger bekannten Persönlichkeiten, mit denen der Lebensweg den ewig Strebenden zusammenführte, zu einem Stück deutscher Theatergeschichte der letzten dreißig Jahre. Zwar darf man den Untertitel »Ungeschminkte Selbstbeschreibungen« nicht gerade auf die Goldwaage legen. Wie sollte auch ein Mime, der zeitlebens vor dem Spiegel stehen mußte, so ganz aus seiner Haut fahren können? Aber laufen auch einige Eitelkeiten mit unter, so steht es auch da, wo es not tut, zur rechten Zeit und am rechten Ort prächtige Liebe. Köstlich sind die böhmischen Jugenderinnerungen, ergötlich die Erlebnisse des Österreicherers im Jahre 1866 und für uns Sozialdemokraten besonders anziehend Wohlmuths Bekanntschaft mit Wilhelm Liebknecht, dem er, so oft er ihn besuchte, immer wieder Herweghs Bundeslied »Bei' und arbeit! ruft die Welt« vortragen mußte.

Meinrad Lienert, Das Gefächlein im Brunnen. Erzählung. Frauenfeld und Leipzig, Huber & Co. Preis geheftet 5 Mark, gebunden 6 Mark.

Die zitternden Lichter des Märchens spielen um diese Großvatergeschichte vom Buebli und Maibli von der Alp unter der Bärlausfluh, die in ihrer weltabgeschle-

denen Einsamkeit einander trösten, wenn zu Hause bei den Alten das Donnerwetter niedergeht. Hans Jörli's Vater, der einst Urtis' Mutter geliebt und verlassen hat, hegt jetzt des Knaben Mutter durch seine rohe Trunkenheit in den Wildbach und taumelt dann, aus Angst vor der Verlassenen, die ihn wie ein Gespenst verfolgt, der Toten in den tosenden Strudel nach. Hans Jörli aber, der sich in die Stadt hinunterverirrt, wird dort von guten Spenglersleuten an Kindes Statt angenommen und verliebt und verlobt sich, aus der Fremde zurückgekehrt, mit des Advokaten schönem Töchterlein, einer gefallsüchtigen Städterin, die ihn mit einem Klavierlehrer befrügt. Bis endlich seine Jugendgespielin Urti, die mit Blumen von der Alp nach der Stadt herunterkommt, ihm die geblendeten Augen wieder öffnet, so daß er in dem Gesichtlein im Brunnen, das ihn einst als kleinen Jungen entzückte, die ihm von aller Ewigkeit her Bestimmte erkennt und der anderen den Laufpaß gibt. Dieser etwas süßliche Schluß könnte verstimmen, hätten es uns nicht die prächtigen Querköpfe der Kleinstädter zuvor schon angetan — so vor allem der philosophische Spenglergeselle Lötharius und der alte Schulmeister mit seinen acht- und vierziger Erinnerungen. Beide sind offenbar aus einem Winkelhause der Sperlingsgasse Wilhelm Raabes entsprungen, um ihre romantischen Schrullen bis in die Alpen hinaufzutragen, wo sie dann der Schweizer Dichter Lienert, dem ebenfalls die Hornbrille der Romantik auf der Nase sitzt, glücklich abgefangen hat.

Polen. Ein Novellenbuch. Herausgegeben und eingeleitet von A. v. Gufray. München und Berlin, Georg Müller. Preis geheftet 5 Mark, gebunden 7 Mark.

Ungarn. Ein Novellenbuch. Herausgegeben und übertragen von Stephan J. Klein. Ebenda. Preis geheftet 5 Mark, gebunden 7 Mark.

Zwei Völker, die uns durch den Krieg wieder nähergetreten sind, in ihrem geheimsten Denken und Fühlen kennenzulernen, hat gewiß einen eigenartigen Reiz. Wie aber wäre das dem Außenstehenden anders möglich, als durch eine Vertiefung in ihre Dichtung? Liegt doch in ihr die Volksseele mit all ihren Ausstrahlungen nackt und bloß vor den Augen des Beschauers. So auch in diesen beiden Novellen Sammlungen, die vielleicht nicht gerade das Beste aus der erzählenden Kunst Polens und Ungarns bringen, wohl aber manches, das auch in seinen Schwächen die völkische Eigenart hell beleuchtet. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß das Gute und Hervorragende fehle. Im Gegenteil. »Der alte Diener« von Henrik Sienkiewicz zum Beispiel vertritt das echte Polen besser als mancher große Herr anderswo seine Heimat. Neben ihm nimmt sich »Pfarrer Peter« von Kazimierz Przeswa-Tesmaier wie ein Bastard aus. Aber ist die Völkermischung nicht gerade für das heutige Polen kennzeichnend? Von den anderen Geschichten erwähne ich nur »Waldecho« von Maurycy Juch und »Die Heimkehr« des phantastischen Stanisław Przybyszewski. In Ungarn geht es ebenso gemischt zu. Neben den mehr und mehr aussterbenden Magnaten drängt sich der ungarisch sprechende Jude vor, und das um so leichter, weil die magyarische Schriftsprache wenig mehr als ein halbes Jahrhundert alt ist, seitmalen noch ums Jahr 1860 die alten guten Tablatores, die Jokai so prächtig geschildert hat, ihre öffentlichen Reden im schönsten Küchenlatein hielten. Immerhin ist die Fabulierkunst von Zoltan Ambrus (»Bob der Löwe«), Ludwig Warta (»Eine Geschichte aus der Pusta«) und Nicolaß Kisban (»Wölfe«) nicht zu verachten, und Bela Wevesz schlägt in seiner Elegie »Das Licht verglimmt« fast slawische Molltöne an.

Sven Hedin, Bagdad, Babylon, Ninive. Leipzig 1918, F. A. Brockhaus. Preis Feldpostausgabe 2 Mark, auf Starkpapier 4 Mark, gebunden 6 Mark, große Ausgabe 14 Mark.

Sven Hedin, Jerusalem. Ebenda 1918. Große Ausgabe mit 222 Abbildungen und 2 Karten. Preis gebunden 20 Mark.

Der Verfasser verwahrt sich dagegen, daß man diese beiden Werke als Kriegsbücher bezeichne. Aber ich glaube, man würde ihm selbst am meisten Unrecht tun,

vergäße man bei ihrer Besprechung den Anlaß ihrer Entstehung. Schon das erste Kapitel des ersten Buches »Die Türkei im Weltkrieg« deutet zur Genüge an, was an diesen Reisebildern heute schon der Vergangenheit angehört. Und die Namen der beiden Männer, denen die Bücher gewidmet sind, der türkische Marineminister und der Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg, haben doch, wenn wir vom Weltkrieg absehen, mit Bagdad, Babylon und Jerusalem so gut wie nichts zu tun.

Doch das nur nebenbei. Was mich an Bagdad-Ninive am meisten fesselte, waren die Schilderungen des heutigen Lebens an jenen uralten Kulturstätten der Menschheit. Dem Geschichtsforscher freilich dünkt hier das Einst und Jetzt gleich Leben und Tod zu sein; denn selbst die Rosabrilles, durch die Sven Hedin den »treuen Verbündeten« betrachtet — heute kann er von diesem Bündnis auf allen Gassen von Berlin bis Bagdad nur die Scherben zusammenlesen — kann uns über das wahre Wesen der Türkei nicht hinwegtäuschen. Immerhin lesen sich diese orientalischen Bilder aus dem Leben des Völkermischmaschs, der sich zwischen Armenien und der Euphratmündung herumtummelt, manchmal wie Freilichtarchaische Gedichte. Weniger befriedigt haben mich die Rückblicke auf die große Vergangenheit, die uns Hedin beim Besuch der Städtetrümmer gibt. Hier ist doch alles gar zu dürftig, wie ein Auszug aus dem Baedeker. An seiner Stelle hätte ich jedenfalls die Überschrift »Babel und Bibel« vermieden. Sie gemahnt den Leser schmerzlich, welch tiefer Abstand zwischen den seinen sachkundigen Vorträgen des Keilschriftforschers Friedrich Delitzsch und diesen Zitate aus dem Konversationslexikon gähnt. Hier fehlt offenbar jeder geschichtliche Sinn. Was kümmert es zum Beispiel Hedin, ob der Prophet Daniel, der zu Nebukadnezars Zeit lebte, und der Verfasser des Buches Daniel zwei ganz verschiedene Personen sind, die zwei verschiedenen Jahrhunderten angehören usw.? Man redet über diese Dinge wie der erste beste Dorfpastor und spricht von der Erfüllung alttestamentlicher Prophezeiungen, ohne zu fragen, ob der Prophet sie vor oder nach den Ereignissen niedergeschrieben habe. Anschaulicher sind die Schilderungen aus Jerusalem. Hier gibt der Verfasser fast nur eigene Eindrücke. Und wenn er das Alte Testament zitiert, wie zum Beispiel bei der berühmten Joel'schen Schilderung der Heuschreckenplage, so geschieht es nur, um das Lieblingswort des Rabbi Akiba zu bestätigen. Darum wird der Leser — zumal der, der nicht durch andere wissenschaftliche Werke über denselben Gegenstand unterrichtet ist — aus diesen Schilderungen des Weltbummlers doch manches lernen. Zumal die Verlagshandlung beide Werke mit reichlichem Bildersmuck — es sind allerdings vielfach flüchtige Momentaufnahmen, die der Verfasser offenbar ohne besonders peinliche Auswahl an Ort und Stelle machte — ausgestattet hat, der das Wort auf Schrift und Tripp veranschaulicht.

Hermann Hesse, *Rohthalde*. Roman. Berlin 1918, Verlag E. Fischer. Preis geheftet 4,50 Mark, gebunden 6,50 Mark.

Der große Schmerz befreit. Man muß ihn aufsuchen wie einen Freund. Das ist etwa der Rat, den der frohe Weltbummler Burckardt dem Maler Veraguth gibt, der auf Schloß Rohthalde neben der ungeliebten Frau in längst zerbrochener Ehe dahinlebt — sie im Schlosse, der Erziehung der Kinder, er im Ateliiergebäude ganz seiner Kunst hingegeben, und zwischen beiden als letztes Band, wie ein Zeuge ewig verllorener glücklicherer Zeiten, der siebenjährige Knabe, den Veraguth über alles liebt, den ihm aber die Mutter nicht abtreten will. Als er sich nun auf des Freundes Rat entschließt, ein Ende zu machen und für immer in die Ferne zu reisen, erkrankt das Kind an einer Gehirnhautentzündung, und er muß am Bettchen des in furchtbaren Qualen sich Windenden zum ersten Male empfinden, was es heißt, das, was man geliebt hat, für immer zu verlieren. Nun ist er frei und kann dem neuen Leben entgegengehen.

Dieses schlichte, aber große Erlebnis, in dem sich Natur und Mensch zu einem einzigen vollen Zwei- und Einklang auflösen, ist in einer ebenso schlichten wie überzeugenden Sprache festgehalten und mit all seinen seelischen Verschlingungen zu

einem packenden Lebenssymbol ausgestaltet. Da ist kein versteigertes Wort, keine krampfhaftige Wendung, um mehr zu geben, als menschenmöglich ist. Auch keine anklagende Gebärde, sondern ein ruhiges Allverstehen. Aber über dem Ganzen — ich wüßte nicht zu sagen: ist es Landschaft oder Menschenleben? — zittert, wie über Veraguths letztem Bilde von den zwei Einsamen und dem Kinde, das große stille Leuchten echter Kunst.

Armin L. Wegner, *Das Anflitz der Städte*. Berlin 1917, Egon Fleischel & Co. Preis geheftet 3 Mark.

Es gibt noch Staatsanwälte in Deutschland! Dies prächtige Gedichtbuch hat dem Verleger eine Anklage wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften eingetragen. Ganz natürlich! Diese lyrischen Bekenntnisse, in denen die Großstadt ihren Hunger, ihre Brunst und ihr Elend gen Himmel schreit, sind mit dem Herzblut des Mit-erlebenden getränkt. Der Jurist aber hält sich an das geschriebene Wort. Und da steht unter anderem schwarz auf weiß:

In den Nachtsylen haben die Knaben sich zu den Männern gelegt.
Die Obdachlosen, die im Bette zusammenschlafen,
Treiben Blutschande miteinander.

Und dann wieder:

Verbrecher und Dirnen, die mit dem Heiligsten spielen,
Als wenn sie im Sturz über finstere Treppen fielen,
Tanzen durch meiner Gedanken nächtliches Freudenhaus. . .

Oder er schildert in dem Gedicht »Die Weiden« das Erwachen des Geschlechts-triebs in der satissam bekannten homosexuellen Form der ersten Jugendeselei. Was geht es einen Staatsanwalt an, daß diese »anstößigen« Dinge nur vereinzelte Töne in der gewaltigen Lebensfontäne dieser graufigen divina comedia der Großstadt sind? »Tut nichts, der Jude wird verbrannt« — und wenn er auch ein Dichter wäre! Und Armin L. Wegner ist einer. Er kommt von Walt Whitman her, dem er einige Verse als Geleitswort entlehnt hat. Er liebt dessen breitausladende, bilder-trächtige Rhythmen, deren wiegende Langzeiler nur durch den Reim zu Strophen verknüpft sind. Auch Jesaja, dem das zweite Merkwort entstammt, ist ihm innerlich verwandt; vielleicht aber noch mehr Hosea, jener merkwürdigste unter den Propheten, den sein Gott selber aufforderte, eine Hure zu heiraten, damit sein Leben ein Sinnbild des Ehebundes zwischen Jahve und Israel sei. Denn gerade so ist Armin Wegner mit Berlin verwachsen.

Wer hat die Pfosten der Häuser mit Blut überstrichen?

Schreit er aus qualzerrissenem Herzen. Und ihm ist in seiner jugendlichen Über-schwenglichkeit, als müßte er, ein neuer Erlöser, alle Sünden der Großstadt mit-erlebend entschütten:

O Wollust des Gekreuzigtwerdens,
Geschlagen, gesteinigt von denen, die wir liebten!

In dieser Mystik der Wollust und der Qual, der alles Tote lebendig und per-sönlich wird, erinnert er oft an Franz Werfel. Man lese nur einmal im Abschnitt »Dämmerungen« den Brief:

Alle Dinge werden weich im Raum
Und lächeln gütig wie ein Angesicht

oder:

Ich aber frage vielerlei Gesichte,
Mir selber fremd, durch ihre Tage hin.

Oder wenn er von den Häusern der Stadt, den Großstadtkasernen, die wie »Huren mit gelösten Strähnen« an ihm vorübertaumeln, halb irreredend stammelt:

Ihr Schläfer bin ich, den sie liebend küßten,
Gekreuzigt hänge ich an ihren Brüsten
Und trinke stumm ihr Blut in mich hinein.

Er liebt diesen überhitzten Hymnenton; er schwelgt mit Vorliebe in kühnen Bildern, auf die Gefahr hin, bisweilen geschmacklos zu werden. Aber meistens sind diese Bilder wirkliche innere Erlebnisse von berückender Anschaulichkeit.

Das Landhaus. Eine literarische Monatschrift. Herausgeberin Toni Schwabe. Jena, Willengang 1, Landhausverlag. Vierteljahrspreis 2,50 Mark.

Vor mir liegen drei schlichte graue Hefte mit grüner Randleiste. Was ich darin gelesen habe, ist haften geblieben. Gerade weil es nicht lärmte und nicht mit heftigen Armbewegungen um sich schlug, sondern wie das stille Sinnen eines neben mir sitzenden Freundes in mich hinüberflutete. Die Novelle »Der Mantel« von Leonhard Stein hat sogar etwas Abseitiges und Jenseitiges, aber ohne die sprachliche Aufdringlichkeit unserer Jüngsten; da geht das Wunder oder wie wir es nennen wollen auf den Straßen der Großstadt im Zylinder oder Arbeitskittel an uns vorüber. Weil es doch bei allem nicht auf das äußere Geschehen, sondern auf das innere Erleben ankommt. Und in ein solches Erleben mündet ja die Vertiefung der Geschmackskultur, die die Herausgeberin anstrebt, immer wieder hinaus. Darum sei allen Freunden innerer Sammlung und feineren Empfindens diese schlichte Zeitschrift warm empfohlen.

Leonhard Stein, **Das Ballett des Todes.** Novellen. Jena 1918, Landhausverlag. Preis nicht angegeben.

Ist E. T. A. Hoffmann wieder von den Toten auferstanden? Fast könnte man es glauben. Gerade weil er sich so anders gibt als vor hundert Jahren, da er in der Weinstube von Luther und Wegner in Berlin seine tollen Gesichte seinen Zechbrüdern vorphantasierte. Seitdem haben viele ihn nachzuahmen gesucht: aber ihre Gespenstergeschichten hatten etwas Krampfhafes und Gequältes, und die Dreimalgeschelten meinten, das komme daher, weil die Zeit der Romantik für immer vorbei sei. Da taucht plötzlich einer auf und macht ihnen einen dicken Strich durch die Rechnung. Oder besser gesagt: er legt ihnen einen Band Geschichten unter ihre Nase und freut sich darauf, wie sie beim Lesen immer länger wird. Denn diese Geschichten vom Vampir der kleinen buckligen Buchhalterin, die allmählich dem korrekten schönen Bureauamenschen, seiner schönen Braut und den anderen, die der Verzweifelte ihr als Opfer vorwirft, das Blut abzapft, bis Stelle und Leben zum Teufel sind, oder von dem geheimnisvollen Ring, mit dem der Fremde dem überdrüssigen Liebhaber die Braut ablistet, um sie zu verführen und zu töten, oder von dem Spiegel, vor dem die schöne Schauspielerin einst in der Jugendblüte auf dem Landgut ihres Oheims nächtlich tanzte und den ihr nun, da sie gealtert, ein verliebter Student auf der Auktion wiederersteht — das ist alles unwirklich, traumhaft, verrückt, wie die Gesichte eines Haschischrauchers, das ist allen Gesetzen der Wirklichkeit hohnsprechend und doch, wenn wir es lesen, so selbstverständlich und einleuchtend, daß wir spüren, es stecke etwas mehr dahinter als die ausgelassene Laune eines Spottvogels. Es foppt uns auch nicht mit sprachlichen Ungeheuerlichkeiten — nur daß alles, was wir sehen, gleichsam wie in einer Schaukel hin und her schwingt (ein Ausdruck, der bezeichnenderweise bei Stein immer wiederkehrt). Aber hinter allem Spuk sehen wir ein ernstes Sphingengesicht, das uns ebenfalls bekannt anmutet — nur daß wir nicht wissen: ist es das Leben oder der Tod? Vielleicht beides — vielleicht nur die alte Weisheit des Buddha oder, was dasselbe ist, die letzte Übung des Romantikers!

Georg Steinmeyer, **Grundlagen für das Bauen in Stadt und Land.** Im Auftrag des Reichsverbandes Ostpreußenhilfe herausgegeben vom Deutschen Bund Heimatschutz. Berlin und München 1917, bei Georg D. W. Calwey, München. 2. Band. Preis nicht angegeben.

Die Zerstörung Ostpreußens durch die Truppen des Zaren legte den Gedanken nahe, beim Wiederaufbau einer vernünftigen Heimatkunst zu ihrem Rechte zu ver-

helfen. Dieses löbliche Bestreben, das überall gefördert werden sollte, wo Alles erneuert wird, gab Anlaß zu diesem Buche. Ein doppelt verdienstliches Werk, weil der Verfasser, Architekt in Berlin, seine Gedanken immer durch lebendige Beispiele veranschaulicht. Der erste Band steht leider noch aus. Darin sollen die für alle Baugattungen gültigen Baugesetze im Zusammenhang dargelegt werden, welche »die Grundlagen einer einheitlichen und sachlichen, das heißt aus der Bauaufgabe und der stoff- und werkgerechten Konstruktion entwickelten und nicht durch eine Formkunst bestimmten Bauweise bilden müssen. In dem vorliegenden zweiten Bande wird nun zu dieser umfassenden Aufgabe gleichsam der anschauliche Grund gelegt, und zwar durch gründliches Erforschen der alten Vorbilder in Stadt und Land und verständnisvolles Einfühlen in ihren Geist. Wobei nicht die äußerliche Nachahmung alter Stilformen angestrebt, sondern der innere sachliche Gehalt der vorbildlichen alten Schöpfungen für das Neue nutzbar gemacht werden soll. Auf die Gesamtform, die Körper- und Raumbildung und die ganze Haltung der alten Bauten Ostpreußens wird das Hauptaugenmerk gerichtet. Die guten einfachsten Grundformen sowie die gute farbige Behandlung des Baues werden stets aus Zweck und Konstruktion entwickelt. Eine allgemeine schlichte Wohlstandigkeit wird dabei erstrebt; sie kann aber nur durch sicheres handwerkliches Können verwirklicht werden. Außerdem müssen alle Konstruktionen mit der landschaftlichen Umgebung bis ins einzelste im Einklang stehen. Das alles veranschaulicht der Verfasser, dem man sicheren Takt und Geschmack nachrühmen muß, an zahlreichen Beispielen ostpreußischer Bauten aus Stadt und Land, die den verschiedensten Zeitaltern von den Tagen der Ordensritter bis zum achtzehnten Jahrhundert entnommen sind, aber nicht etwa, um die heute so beliebte Stilmengerei zu befördern — gerade vor ihr warnt er mit Recht —, sondern um das Bodenständige dieser echten Heimatkunst durch alle Zeitalter hindurch nachzuweisen und zur Nachahmung in diesem Sinne aufzufordern.

Notizen.

Schweizer Gewerkschaftsbewegung. Die Gewerkschaftsbewegung der Schweiz weist, obgleich die Schweiz nicht zu den kriegsführenden Staaten gehört, eine ähnliche Entwicklung auf wie die deutsche. Zunächst trat nach dem Kriegsbeginn eine beträchtliche Abnahme der Mitgliederzahl gewerkschaftlicher Verbände ein. Am Schlusse des Jahres 1913 hatten die dem Gewerkschaftsbund angeschlossenen Verbände 89 398 Mitglieder, am 31. Dezember 1914 stellte sich die Zahl nur auf 74 675, die bis zum Schlusse des Jahres 1915 auf 65 177 sank. Schon 1916 trat jedoch eine starke Zunahme ein, so daß am Ende dieses Jahres der Mitgliederbestand beinahe schon den Höchststand von 1913 wieder erreicht hatte. Er belief sich auf 88 648: eine Zahl, die sich bis Ende 1917 auf 148 667 erhöht hatte. Die Zunahme innerhalb des letzten Jahres betrug also ungefähr 70 Prozent.

Zwei beachtenswerte Charakterzüge treten in dieser Entwicklung hervor. Erstens eine beträchtliche Zunahme weiblicher Mitglieder. Ihre Zahl, die selbst 1913 nur 8692 betrug, ist bis zum 31. Dezember 1917 auf 19 940 gestiegen. Zweitens eine starke Fluktuation in den einzelnen Verbänden, die schon darin zum Ausdruck kommt, daß im letzten Jahre einem Neuzuwachs von rund 83 000 Mitgliedern ein Abgang von 31 000 Mitgliedern gegenübersteht.

Die weitaus größte Gewerkschaftsorganisation ist die der Metall- und Uhrenarbeiter. Ihr folgt die der Transportarbeiter. Die Hauptsitze der Verbände sind Zürich mit 18 887, Bern mit 11 420, Basel mit 9666, Biel mit 6699, Winterthur mit 6052 Mitgliedern. Am schwächsten ist die Gewerkschaftsbewegung in der französischen Schweiz, besonders in den Staaten des Genfer-See-Beckens. Genf hatte Ende 1917 nur 3923, Lausanne nur 2001 Mitglieder.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 11

Ausgegeben am 13. Dezember 1918

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Was ist Klassenkampf?¹

Von Karl Renner (Wien).

Im Brennpunkt der theoretischen und praktischen Fragen des Sozialismus steht der Klassenkampf. In den kritischen Auseinandersetzungen, die schon im Frieden innerhalb der Arbeiterbewegung und des Sozialismus verschiedene Richtungen gebildet und im Kriege vordem einheitliche Parteien in verschiedene Lager gespalten haben, beruft sich fast jeder Teil auf das Dogma des Klassenkampfes. Im allgemeinen wirft der sogenannte Minderheitssozialist den Mehrheiten vor, sie hätten das Prinzip des Klassenkampfes preisgegeben oder wenigstens zurückgestellt. Aber auch über den Rahmen der praktischen Parteipolitik geht der Streit. Karl Marx sieht im Klassenkampf das Bewegungsgesetz der Geschichte. Selbst diese theoretische Erkenntnis ist zum Gegenstand des Streites geworden, und die Frage wird aufgeworfen, ob nicht neben dem Klassengegensatz noch andere Triebkräfte die Geschichte bewegen. Will man über den Streitgegenstand Klarheit gewinnen, so muß man den etwas vieldeutig gewordenen Begriff des Klassenkampfes untersuchen. Dabei kann man verschiedene Methoden anwenden: Man kann aus theoretischen Grundwahrheiten den Begriff des Klassenkampfes logisch ableiten und aus diesen logischen Folgerungen Forderungen an unser Handeln stellen, die Praxis gleichsam theoretisch regeln wollen. Diese deduktive Methode ist heute vorherrschend. Man kann aber umgekehrt den Klassenkampf, wie er sich praktisch innerhalb der heutigen Gesellschaft abspielt, zunächst übersichtlich beschreiben und versuchen, der Bewegung selbst ihr Gesetz abzulesen. Ein solcher systematischer Überblick über die Praxis des Klassenkampfes wird zwar im einzelnen nicht viel Neues bieten, vor allem denen nicht, die den Kampf wirklich kämpfen, aber ihr Wert wird gerade in der Übersicht, in der Zusammenfassung und im gegenseitlichen Zusammenhang des Ganzen liegen. Die Arbeiterklasse, von deren Vertrauensmännern jeder in einem bestimmten Frontabschnitt kämpft, wird so über sich selbst und über den Zusammenhang ihrer Kämpfe praktisch orientiert. Die soziale Induktion unterrichtet zunächst; durch sie werden wir erst befähigt, die Tragweite jener allgemeinen Grundsätze abzuschätzen, mit denen die theoretische Deduktion arbeitet.

¹ Wie in der ersten Zeit des Krieges wird heute wieder von den Anhängern der Spartakusgruppe und einem Teil der Unabhängigen gegen die deutsche Sozialdemokratie der Vorwurf erhoben, daß ihre politische Haltung und Taktik gegen das Klassenkampfprinzip verstoße. Die obige aus drei Artikeln bestehende theoretische Untersuchung des Genossen Karl Renner, des jetzigen österreichischen Staatskanzlers, über die Bedingungen und Formen des Klassenkampfes darf daher gerade jetzt auf allgemeines Interesse des Leserkreises der Neuen Zeit Anspruch erheben.
Die Redaktion der Neuen Zeit.

So sei denn der Versuch unternommen, eine Übersicht über den Klassenkampf des Proletariats zu gewinnen; ihr haben wir jedoch einige Vorbemerkungen über die Natur dieses Kampfes, die das Verständnis erleichtern und fördern, voranzuschicken.²

* * *

Der Klassenkampf ist eine wissenschaftliche Entdeckung von Karl Marx, die der Zeit nach mit der Entdeckung des Kampfes ums Dasein durch Charles Darwin ungefähr zusammenfällt. Darwins Kampf ums Dasein erfaßt die Individuen sowie die Arten der belebten Welt und spielt in der Pflanzen- und Tierwelt sich unbewußt ab. Man kann in dem Kampfe der Klassen einen Kampf ums Dasein auf höherer Stufenleiter erkennen, einen Kampf ums Dasein, der erleuchtet ist durch das menschliche Bewußtsein als psychologische Tatsache und durch das gesellschaftliche Bewußtsein im besonderen. Die bewußte und die gesellschaftliche Natur dieses Kampfes unterscheidet ihn von den Vorgängen der Tierwelt, ein Unterschied, der von den Naturforschern entweder übersehen oder zu gering veranschlagt wird. Auf jeden Fall gibt es Grenzgebiete des rein naturwissenschaftlichen Kampfes ums Dasein des Individuums oder der Art und dem Kampfe der Klassen. Vorweg ist festzuhalten, daß jedes menschliche Individuum aus dem Selbsterhaltungstrieb heraus seinen individuellen Kampf ums Dasein führt, auch mitten in der Gesellschaft. So der Arbeiter, der mit seinem nächsten Arbeiter in den Existenzkampf um die Arbeitsstelle tritt. Erst die Erkenntnis, daß der Arbeiter das Ziel der Sicherung und Ausweitung seiner Existenz in der Gemeinschaft mit seinen Klassengenossen besser erreicht, macht ihn zum Klassenkampf reif. Diese Erkenntnis kann schlummern, sie kann bei unerwarteten gesellschaftlichen Verwicklungen in einer größeren Masse instinktmäßig erwachen, sie kann aber auch durch Erziehung gereift und gefestigt werden. In jedem Falle kämpfen der individuelle Egoismus und der Klassenegoismus um den Willen des Arbeiters, und einer der beiden siegt im Entschluß. Das Handeln der Klasse ist demnach bald ein bloß instinktmäßiges (Ausbrüche des Solidaritätsgefühls, bloßer *Solidaritätsakt*), bald ein bewußtes (*Massenaktion*). Die Erkenntnis der Klassensolidarität kann so gesteigert sein, daß auch im Individuum das Klasseninteresse mächtiger wirkt als der individuelle Egoismus (Heroismus im Klassenkampf). Das heroische Einzelhandeln kann zum Erwecken des Klassenkampfes unter Umständen mehr beitragen als systematische Klassenerziehung. Aus diesen psychologischen Zusammenhängen, die hier nur andeutungsweise gegeben sind, folgt von selbst die hohe Bedeutung der Erziehung zum Klassenbewußtsein, der Propaganda und der Bildungsarbeit.

Indessen genügt das bloße Klassenbewußtsein für ein bewußtes Handeln (*Massenaktion*) in der Regel nicht. Ist eine Masse auf das bloße Bewußtsein allein gestellt, so bleibt immer noch in jedem Einzelfall und im einzelnen Individuum der Kampf der Motive offen, das heißt das ängstliche Schwanken zwischen Individual- und Klassenegoismus. Nur bei ganz einfachen und allgemein zwingenden Anlässen wird das bloße gemeinsame Bewußtsein

² Dabei unterlasse ich nicht bloß aus Ökonomie des Raumes, sondern grundsätzlich die Polemik mit einzelnen Autoren, die Anhäufung von Zitate und von Bezugsstellen aus alten Schriften. Sie schaffen hier mehr Verwirrung als Klärung.

auch eine geschlossene Aktion verbürgen. Es müssen also die Massen eingezügelt sein, das heißt zu einer organisierten Kampfgesellschaft verwachsen und in der Kampfgesellschaft geübt sein. Dazu fordert die Massenaktion folgende äußerliche Einrichtungen:

Erstens müssen die Individuen vorher auf ein ausdrücklich formuliertes gemeinsames Interesse hingelenkt und dieses muß als der Gesamtwille der Masse erklärt sein. Dazu faßt eine Versammlung nach durchgeführter Beratung eine Resolution, dazu erhebt sie Forderungen, dazu systematisiert sie die Summe ihrer Forderungen zu einem Programm. Das formulierte Programm als das vorgestellte Aktionsziel ist eine wesentliche Sicherung der Massenaktion, denn es orientiert die Individualwillen voraus und schaltet in der Stunde der Tat den inneren Widerstreit der Motive im Individuum aus.

Zweitens erfordert die Massenaktion nebst dem Ziele den vorgezeichneten Weg, das ist die Aufklärung über die zu wählenden Kampfmittel. Eine Masse, die in der entscheidenden Stunde wilder Experimente überhoben und vor der Zersplitterung der Kampfhandlung bewahrt ist, wird leichter siegen und sich manche Niederlage ersparen. Nennen wir die Gesamtheit der vorgestellten Kampfmittel den Aktionsplan.

Drittens bedarf zur Herausarbeitung der Kampfziele und Kampfmittel die Masse bestimmter ständiger Organe, und zwar der Organe der Propaganda, welche über Kampfziel und Kampfmittel Aufklärung verbreiten, und Organe des Kampfes selbst, Kampfleiter, welche über die Wahl der Kampfmittel entscheiden und denen die Kämpfenden vertrauensvoll folgen. Propaganda und Taktik setzen ganz andere persönliche Befähigungen bei den Organen voraus, und die Verwunderung, daß unsere besten Lehrer nicht die besten Feldherren sind, ist unbillig. Hat eine Bewegung solche Organe nicht vorher entwickelt, sondern erstehen sie erst im letzten Moment, im Kampfe selbst, wie bei der instinktiven Massenhandlung, so erwächst daraus manche Gefahr des Fehlschlags.

Hat eine Masse ihr Programm und ihre Kampfmittel entwickelt und ihre Organe ausgelesen, so ist sie zur organisierten Massenaktion befähigt. Die organisierte Massenaktion ist der unorganisierten überlegen. Die Organisation ist die wichtigste Bürgschaft des Erfolges. Von einer Organisation im strengen Sinne des Wortes kann erst dann gesprochen werden, wenn ihre inneren Voraussetzungen (Aktionsziel und Aktionsplan) wie ihre äußeren Organe ständig, das heißt wenn sie aus gelegentlichen Improvisationen zu Einrichtungen (Institutionen) der Masse geworden sind. Solche Einrichtungen sind die Presse, die Literatur der Klasse, sind statutarisch feststehende Verbände und Vorstände, Kampffonds usw. Die organisatorischen Einrichtungen der Masse sind ihr kostbarstes Besitztum. Denn sie machen die sonst amorphe Masse, die der Psychologe den Haufen nennt und der er nicht genug Ables nachzusagen weiß, erst zu einem selbstbewußten, handlungsfähigen sozialen Körper, den wir Sozialisten vorzüglich als »die Masse« bezeichnen. Die »Institutionen« der Masse sind ihr viertes Aktionserfordernis.

Jede Masse, ob organisiert oder nicht, handelt jederzeit mit beträchtlichen inneren Reibungen, die in der Praxis des Kampfes nicht außer acht gelassen werden dürfen.

Zu diesen inneren Reibungen zählen die folgenden:

Erstens der ständige Rückfall des einzelnen vom erkannten Klasseninteresse auf das ihm nähere individuelle Interesse. Der Heroismus der Selbstverleugnung ist nur unter außerordentlichen geschichtlichen Umständen vor auszusetzen. Die Energie der Massenaktion hängt sehr davon ab, wie stark die Gefahr dieses Rückfalls ist. Gerade in diesem Punkte unterscheidet sich das Proletariat von allen anderen Gesellschaftsklassen wesentlich. Im Bürgertum sind die individuellen Interessen (Familie, Privateigentum, differenzierte Geistigkeit usw.) weitaus stärker als die gemeinsamen Klasseninteressen. Der Bürger ist im wesentlichen Sonderwesen, Privatmann. In der Arbeiterklasse hat das Individuum einen weitaus geringeren privaten Interessenkreis, und soweit er vorhanden ist (Weib und Kind, Lohn, Bildung), ist er überwiegend sozial bedingt. Der Arbeiter ist überwiegend Gesellschaftswesen, Klassenmensch. Trotzdem aber hört er niemals auf, auch Privater zu sein. Zu oft wird übersehen, daß eine Masse nicht ständig und gleichsam pausenlos unter dem Zwange der Klassenideologie erhalten werden kann. Jeder Arbeiter beansprucht das Recht und die Möglichkeit, sich wenigstens zeitweise als Privater zu fühlen. Gerade daraus entspringt die Notwendigkeit, das gesellschaftliche und das Klasseninteresse des Arbeiters in organisatorischen Einrichtungen zu verkörpern, aus dem Klasseninteresse also gleichsam eine ständige Institution zu machen.

Zweitens ist keine Klasse eine unterschiedslose Summe gleicher Individuen. Jede Klasse zerfällt in Gruppen mit unterscheidbarem Gruppeninteresse. Je größer eine Klasse, desto zahlreicher in der Regel die Gruppen, in die sie sich gliedert. Diese Gruppenbildung ist besonders innerhalb der Gewerkschaften fühlbar. Das Gruppeninteresse weicht vielfach von dem Gesamtinteresse ab, um so nötiger ist darum der ständige Appell an das Gesamtinteresse, ein Appell, dem Friedrich Adler wiederholt in schöner und wirksamer Weise Ausdruck verliehen hat. Aber bei aller Anerkennung dieser Notwendigkeit darf beim Handeln der Massen die Tatsache der Gruppenbildung innerhalb der Klasse nicht außer acht gelassen werden.

Drittens die Gefahr der Ideologisierung des Zieles. Jede Masse bedarf, wie erwähnt, der Zielfestlegung, das ist eines ausgedrückten Gesamtwillens, sowie des Überblicks der verfügbaren und gebotenen Kampfmittel, Aktionsziel und Aktionsplan. Ziele und Mittel sind keine bloßen Erfindungen des Kopfes, sondern erstehen induktiv aus der realen Lage der Massen. Die Ziele treten notwendigerweise als »Ideen« auf, die Kampfmittel notwendigerweise als Systeme von Aktionen, die sich theoretisch als Taktik und Strategie der Klasse bezeichnen und zusammenfassen lassen. Beide zusammen bilden die Ideologie der Klasse. Die Ideologie der Klasse reift allmählich. Sie reift in unzähligen Millionen Einzelunterredungen der Arbeiter untereinander, in unzähligen tausend Versammlungsresolutionen, durch das Mittel der Flugschriften, der Presse, der Broschüren, der Bücher heran. Auf diesen Wegen gelangt das jüngste Ergebnis theoretischer Forschung sehr langsam an die Massen. Diese Forschung selbst ist noch nicht aktive Klassenideologie, bevor sie nicht auf solchen Wegen von der Masse perzipiert ist. So sind Karl Marxens Lehren nur erst in Bruchstücken (wenn auch in den wesentlichen) von den Massen aufgenommen worden. Innere Reibungen innerhalb der Bewegung entstehen dadurch, daß falsche Mittel und

Ziele ganz oder richtige nur halb und schief erfaßt werden. Aber auch dadurch, daß in der bestimmten geschichtlichen Lage aus den Tatsachen hervorgegangene Ideen in den Massen fortleben, obschon die Tatsachen, auf denen sie beruhen, sich verändert haben. Erstarrte Ideologien sind nicht weniger gefährlich als falsche Ideologien. Jede Massenideologie bedarf ihrer ständigen Erneuerung durch die soziale Induktion, wenn sie nicht statt des Weges Irrwege weisen soll.

Viertens die Gefahren aus der Organbildung. Jede Organisation, die eine Vielheit von Organen beruft, schafft zwischen diesen eine Arbeitsteilung und damit eine Besonderung der Qualifikation und der Methoden aller Organe. Diese ergibt unvermeidliche Reibungen zwischen den Organen selbst. Die Organe der Bewegung (Partei-, Gewerkschafts-, Genossenschaftsbeamte, Agitatoren, Journalisten usw.) verwalten jeweils nur ein Teilstück des Gesamtinteresses der Masse und neigen darum zur einseitigen Einschätzung des Gesamtinteresses.

Fünftens, sobald die Masse zur ständigen Institution geworden ist, beruht sie auf Einrichtungen, und diese haben ihre bestimmte Verfassung. Diese Verfassung regelt die Berufung der Organe, grenzt ihre Aufgaben ab und sucht ihre Zusammenarbeit zu sichern. Die Verfassung, welche sich eine organisierte Klasse gibt, gestaltet sich verschieden, je nach der sozialen Natur der Klasse. Das Bürgertum als eine Gesamtheit von Privatleuten entwickelt seine Organe höchst selten auf demokratischem Wege, sie entstehen zumeist auf autoritäre Art. Auch das Landvolk entwickelt nur höchst selten für seine Aktionen eine demokratische Kampforganisation, es bedient sich in der Regel religiöser Bewegungen und religiöser Formen zur Durchsetzung seiner Klasseninteressen. Das kleine Bürgertum organisiert sich weder auf autoritärem noch auf demokratischem, sondern meist auf demagogischem Wege, die Leiter seiner Klassenbewegung drängen sich ihm selbst durch Demagogie oder Korruption auf. Die Staatsformen, unter denen diese Klassen, wo sie herrschen, leben, entsprechen zumeist auch dieser Massenverfassung und sind ihr politisches Abbild. Es ist sicherlich ein Vorurteil, anzunehmen, daß die Demokratie jeder Klasse und jeder Volkszusammensetzung angepaßt ist. Das Proletariat allerdings verfährt bei seinen Bewegungen in der Regel demokratisch, die Demokratie ist ihm gleichsam eingeboren. Dabei ist bei der Berufung der Organe allerdings nicht immer an ein formelles Wahlverfahren zu denken. Gerade in den Ursprüngen der Bewegung, wo noch das instinktmäßige Massenhandeln des Solidaritätsakts vorliegt, wird das Organ bestellt in der Aktion selbst und ist somit ohne Wahl durch die Tat selbst zur Autorität geworden. In der lebenden Generation überwiegt noch die Führung kraft der Autorität der Tat. Diese macht allmählich der Führung kraft der Wahl und des angestellten Beamtentums Platz. Auch die Verfassung des Proletariats als kämpfende Masse ist in ständigem Wandel begriffen — man denke nur an unsere Gewerkschaften. Dabei weichen die gewonnenen Formen der Demokratie weit davon ab, was in der bürgerlichen Auffassung sich Demokratie nennt. Eine genaue Untersuchung der Sowjetverfassung wird in diese Dinge viel Licht bringen. Der Verfassungs- und Organstreit innerhalb der Klasse kann zeitweise so stark sein, daß er die Klassenaktion hemmt und gefährdet — wovon heute alle sozialistischen Parteien der Welt ein Lied zu singen wissen.

Diese kurze Beschreibung der kämpfenden Klassen und ihrer Einrichtungen mußte vorausgeschickt werden, bevor die Klassenkämpfe selbst beschrieben werden können.

I. Der unmittelbare oder ökonomische Klassenkampf.

Der Begriff der Klasse stammt aus der Ökonomie. Die Klasse ist ein wirtschaftlich geschiedener Volksteil. Die Klassen stehen wirtschaftlich miteinander in unmittelbarer Berührung, und an diesen Berührungslinien allein findet der unmittelbare ökonomische Klassenkampf statt. Dieser Kampf ist der Kern- und Ausgangspunkt aller ökonomischen und damit auch aller politischen Entwicklung.

Im Klassenverhältnis steht jedes einzelne Individuum der Gesellschaft und der Arbeiter insbesondere. Die Berührungspunkte der feindlichen Individuen sind also zunächst aufzuzeigen, wenn von einem Klassenkampf die Rede ist. Der Arbeiter tritt vor allem seinem industriellen Unternehmer entgegen und steht unter einem Dache durch sechs Tage der Woche ihm gegenüber. Dieser Klassengegensatz ist der allgemeinste, markanteste, und beherrscht das Seelenleben des Arbeiters zunächst. Aber der industrielle Bourgeois oder der kleine industrielle Unternehmer sind nur ein Bruchteil der bürgerlichen Gesellschaft und vertreten nur eine Abtheilung des Kapitals, das sogenannte Industriekapital. Dem Handelskapital tritt der Arbeiter als Käufer entgegen. Aber hier verliert der Klassengegensatz schon seine Eindeutigkeit und Stetigkeit. Der Arbeiter verteilt in der Regel seine Einkäufe auf viele Handelsleute und betätigt dabei eine große Freiheit in der Auswahl der Verkäufer. Zudem ist die Berührung keine ständige, sondern eine gelegentliche. Dem zinstragenden Kapital begegnet der Arbeiter sogar selten, zumeist nur in der Form der Pfandleihanstalt. Noch verwickelter ist die Berührung des Arbeiters mit dem Grundeigentümer. In dessen Funktion als Besitzer von Miethäusern umfängt das Grundeigentum den Arbeiter noch ständiger und inniger als das Industriekapital. Die Ausbeutung durch den Wohnungswucher kommt an unentrinnbarer Dauer der Lohnausbeutung gleich. Das ländliche Grundeigentum aber verbirgt sich dem Industriearbeiter zumeist ganz, denn es verschwindet hinter dem Händler, der die landwirtschaftlichen Produkte verschleift und dem Grundeigentümer seine Rente realisieren hilft. Nur der Proletarier des flachen Landes steht auf der ganzen Front dem Grundherrschaft gegenüber. Dieser ist ihm zugleich industrieller Kapitalist, soweit er bei ihm dient oder tagelöhnt, Grundeigentümer, soweit er von ihm pachtet, Handelskapitalist, soweit er von ihm direkt Waren kauft, und Zinswucherer, soweit er ihm verschuldet ist. Aus der ganz verschiedenen Art der ökonomischen Berührung und Verknüpfung folgt auch eine grundverschiedene Methode des Klassenkampfes, worauf wir zunächst unsere Aufmerksamkeit richten müssen.

1. Der unmittelbare Kampf gegen das Industriekapital.

Der Arbeiter steht dem Unternehmer geradezu körperlich gegenüber. Er kämpft mit ihm zunächst um kürzere Arbeitszeit, um höheren Lohn und um den Arbeiterschutz in den Fabriken. Dieser Kampf Mann gegen Mann wird zum Kampfe der ganzen Arbeiterschaft des Betriebs gegen den einen

Unternehmer und wächst allmählich an zum Kampfe der Arbeiterschaft der ganzen Branche und der ganzen Industrie des Landes gegen die gesamten industriellen Kapitalisten, die sich selbst in dieser ihrer Funktion Arbeitgeber nennen. Der Kampf, der innerhalb des Betriebs einsetzt, tritt so von selbst aus den Mauern des einzelnen Betriebs heraus, und zwar zunächst vor das Betriebsstor, durch das der Aufgenommene und Entlassene hindurchgeht. Da er von dem einzelnen Arbeiter und für den Arbeiter des einzelnen Betriebs vor dem Tore nicht mit Erfolg geführt werden kann, verwandelt er sich von selbst in einen Kampf um den Arbeitsmarkt und dessen Regulierung. In den Betrieben wird er vorwiegend zum Kampf um die Regulierung des Arbeitsprozesses. Die Ziele dieses Klassenkampfes sind demnach: a. Regulierung des Arbeitsmarktes und damit Erreichung einheitlicher Arbeitsbedingungen, tarifmäßiges Arbeitsrecht, b. Regulierung des Arbeitsprozesses, c. die Demokratie in der Fabrik (Arbeiterverschüsse), d. fortwährende Steigerung des Lohnanteils auf Kosten des Mehrwerts, alle Ziele unter dem Gesichtspunkt des höchsten Zieles: volle Demokratie in der Fabrik mit Ausschluß der Diktatur des Kapitalisten und volle Absorption des Gewinns (noch nicht des vollen Mehrwerts) durch den Lohn. Der gewerkschaftliche Kampf wächst dadurch seiner Idee nach über die kapitalistische Produktionsweise hinaus, weil er den Industriekapitalisten selbst und den industriellen Profit zu beseitigen strebt — der Syndikalismus steht in ihm die entscheidende Methode zur Erreichung des sozialistischen Endziels, obwohl sie offensichtlich nur einen Teil des Kapitals und nur ein Bruchstück des Mehrwerts ergreift.

Die Unmittelbarkeit des ökonomischen Kampfes hat durch die jüngste Entwicklung des Kapitalismus starke Einbuße erlitten. Je größer die Unternehmungen im Durchschnitt sind, um so mehr schiebt sich zwischen dem Unternehmer und dem Arbeiter die Fabrikbureaukratie ein. Der Arbeiter bekommt höchstens im Beschwerdeweg ab und zu einmal den Unternehmer zu Gesicht. Der Klassengegensatz ist vielfach zurückgedrängt durch den Haß gegen die Werkzeuge des Kapitals, gegen deren Willkür an die Unternehmer appelliert wird. (Die falsche Ideologie des christlichen Sozialismus vom »gerechten Herrn«.) Der industrielle Kapitalist verschwindet außerdem immer mehr aus dem Produktionsprozeß selbst bei den sogenannten anonymen Unternehmungen wie den Aktiengesellschaften, wo sich der Industriekapitalist verwandelt in einen Teilbezugsberechtigten des industriellen Profits, und in den sogenannten öffentlichen Unternehmungen, wo der industrielle Kapitalist die Kommune oder der Staat ist und der Unternehmergewinn unter irgendeinem Titel der Allgemeinheit zufließt, was ihn anscheinend rechtfertigt. Da die großen und für die Gesellschaft entscheidenden Unternehmungen die Rechtsform der anonymen Gesellschaft oder der öffentlichen Unternehmung angenommen haben, büßt der Klassenkampf den Charakter der Unmittelbarkeit ein. Der Arbeiter steht dem Direktor gegenüber, der sich selbst als bloßer Angestellter gibt. Dadurch allein verändert der Kampf einigermaßen die Form und sein geistiges Bild. Aber er bleibt nichtsdestoweniger unmittelbarer Klassenkampf.

Gegen das Industriekapital schafft sich die Arbeiterklasse zweierlei Institutionen, die Gewerkschaften und die Produktionsgenossenschaften. Die ersteren als regelmäßiges und durchschlagendes Mittel, die letzteren als bloß ge-

legentliche Auskunftsmittel: sie beweisen wenigstens, daß Produktion ohne individuellen Kapitalisten, wenn auch nicht ohne Kapital, schon heute möglich ist.

2. Der unmittelbare Kampf gegen das Handelskapital.

Das Handelskapital beutet den Arbeiter vor allem durch den Detailhandel und durch die Lebensmittelgewerbe aus. Als wucherische Nebenform dieser Ausbeutung wirkt der Ratenhandel. Der Kampf tritt zunächst in Erscheinung als Boykott einzelner Händler, als *Kundenverabredung*, zuweilen auch als direkt gesetzwidriger Akt gegen den Verkaufsladen. Erst spät und allmählich entwickelt sich hier die spezifische Kampfform des Proletariats, die *Konsumgenossenschaft*. Sie führt zunächst den Kampf gegen den Detailhandel, indem sie den Detailhändler ersetzt durch gemeinnützige Vereinigungen der Kundschaft, die den Kleinhandelsprofit in der Form der Dividende dem Arbeiter zurückbehält. Durch Vereinigung der einzelnen Konsumgenossenschaften zu Großeinkaufsvereinigungen schaltet dieses Kampfmittel auch den Großhändler und den Großhandelsprofit aus. Ist der organisierte Konsum der Arbeiter in einzelnen Artikeln so umfangreich geworden, daß die Bedarfsdeckung auch ein Produktionsunternehmen selbständig beschäftigt, so geht die Konsumentenbewegung zur Eigenproduktion über und schaltet in diesem Punkte auch den Industriekapitalismus aus und führt den industriellen Profit dem Organisierten zu. Die Versuche, durch den Erwerb von Grundbesitz auch das Privateigentum an der Erde auszuschalten und die Grundrente den organisierten Konsumenten zuzuwenden, stehen eben in den Anfängen. Ziel dieses Kampfes des Proletariats soll also die Ausschaltung zunächst des Kleinhandels-, dann des Großhandelskapitals, dann des Industriekapitals und endlich des Grundeigentums sein. Auch dieses Ziel weist seiner Idee nach über die kapitalistische Gesellschaftsform hinaus, indem es erstens nicht bloß einen Teil, sondern allen erzielten Mehrwert den Arbeitern selbst zuführt und zweitens an Stelle der wirtschaftlichen Autokratie die wirtschaftliche Demokratie herstellt. Der kooperative Sozialismus sieht in diesem Kampfmittel das Entscheidende des Klassenkampfes überhaupt.

Utopische Mittel des Klassenkampfes gegen das Handelskapital waren die von einzelnen Sozialisten vorgeschlagenen Tauschbanken, in denen die Waren sich auf Grund der zu ihrer Herstellung notwendigen Zahl von Arbeitsstunden gleichsam selbsttätig austauschen sollten.

Diese Form des Klassenkampfes spielt sich nicht in den Produktionsstätten und nicht auf dem Arbeitsmarkt, sondern auf dem Warenmarkt ab. Die Kampfberührung ist keine individuelle wie in der Fabrik, sondern Konkurrenzkampf auf dem Markt um die Kundschaft, dem äußeren Anschein nach freier Wettbewerb wie unter den Kapitalisten selbst. Dieser Anschein verführt viele Sozialisten, der genossenschaftlichen Betätigung den Klassenkampfcharakter abzutreiben, obschon sie allein an das Handelskapital heranreicht und der Tendenz nach den gesamten Mehrwert ergreift.

(Fortsetzung folgt.)

Deutschlands Textilindustrie am Ende des Weltkrieges.

Von H. Krätzig.

In zahlreichen Konferenzen, die in den letzten Wochen stattfanden, hatten die für die Übergangswirtschaft geschaffenen Organisationen der Textilindustrie unter Leitung des Reichswirtschaftsamtes die Vorbereitungen getroffen für die sofortige Aufnahme der Arbeit in den Textilfabriken nach Eintritt des Waffenstillstandes. Die im Laufe der Kriegsjahre in die Rüstungsindustrie abgewanderten Textilarbeiter und -arbeiterinnen sollten sofort wieder der Textilindustrie zugeführt werden, sobald die Rüstungsindustrie die Produktion einstellte. Kostenlose Zurückbeförderung der Arbeiter in ihre früheren Wohn- bzw. Arbeitsorte war vorgesehen, damit die restlose Zurückgewinnung der abgewanderten Arbeitskräfte ermöglicht würde. Ob das jetzt, bei der überstürzten Demobilisation des Feldheeres, gelingen wird, muß bezweifelt werden. Die ungünstigen Waffenstillstandsbedingungen, insbesondere die Wegnahme eines großen Teiles unserer Transportmittel, legen der Durchführung des Planes die größten Hindernisse in den Weg. Die Demobilisierung der Heimarmee sollte derjenigen der Feldarmee vorausgehen, was aber nicht ermöglicht werden konnte.

Auch hinsichtlich der Zuführung der Rohstoffe in die im ganzen Reiche verteilten Textilbetriebe entstehen durch die ungünstigen Bedingungen des Waffenstillstandes ernste Schwierigkeiten. Verarbeitet soll werden der Rohstoff, der sich noch in Verwahrung der Kriegsrohstoffabteilung (K.-R.-A.) befindet. Aber dieser Rohstoff liegt nur zum kleinsten Teil in den Fabriken; zum weitaus größten Teil ist er angehäuft in einzelnen großen Zentrallagern. So lagert zum Beispiel der größte Teil der Baumwolle in Bremen, in einer Gegend des Reiches, in der sich gar keine Baumwollspinnereien befinden. Diese liegen vielmehr meist in Rheinland-Westfalen, in Sachsen und in den süddeutschen Staaten. Es wären mehrere hundert Waggons nötig, um die Baumwolle an die Verarbeitungsorte zu bringen. Sie sind während der Demobilisierungsperiode nicht zu haben gewesen, so daß auch dadurch eine wichtige Voraussetzung für die schnelle Aufnahme der Arbeit wegfiel.

In der Wollindustrie lagern die Rohstoffvorräte mehr dezentral, weil sie ganz erheblich größer sind wie die der Baumwollindustrie und weil die Wollfabriken in viel größerer Zahl beschäftigt waren wie die Fabriken der Baumwollindustrie. Trotzdem sind auch hier Transportschwierigkeiten vorhanden.

Die Betriebe der Leinenindustrie waren zum größten Teil auch während des Krieges beschäftigt, die Rohstoffe werden hier keine großen Entfernungen zu überwinden haben, um zur Verarbeitungsstelle zu gelangen, denn die Rohstoffe lagern gewöhnlich in der Nähe der Zubereitungsanstalten, die ihrerseits wieder in der Nähe der Bezirke liegen, wo die Leinenindustrie konzentriert ist.

Die Samt- und Seidenindustrie, die ihre meisten Betriebe im Rheinland liegen hat, hat die Rohstoffe schon restlos zur Aufarbeitung überwiesen bekommen. Hier spielen Transportschwierigkeiten keine Rolle. Die Rohstoffe lagerten im Industriegebiet, und wo Verschiebungen nötig waren, konnten sie mit wenigen Waggons bewerkstelligt werden. Der Seiden- und Samt-

Industrie ist gestaffet worden, ihre Beschäftigung im vollen Umfang der Friedensproduktion aufzunehmen. Es liegen hier besondere Ursachen dafür zugrunde. Die Seidenindustrie ist seinerzeit von der Heeresverwaltung mit einem großen Einkaufsrisiko belastet worden, und man muß nun, nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges, jener Industrie die Möglichkeit geben, durch schnelle Aufarbeitung der Rohstoffe Verluste größeren Umfanges möglichst zu vermeiden.

Zu einem völligen Zusammenbruch des Wirtschaftslebens ist es in der Papiergarnindustrie gekommen, da sich hier sehr ungesunde Verhältnisse eingestellt hatten. Die Preise für Produkte aus Papiergarn standen durchweg im schreiendsten Mißverhältnis zum Gebrauchswert. Für das Kilogramm Papiergarn wurden mitunter Preise verlangt, für die man früher das Mehrfache des Quantums feinsten Kammgarns erhielt. Die Händler verteuerten dann das Produkt in der Regel noch um 100 Prozent der Herstellungskosten, was sie damit begründeten, daß sie letzten Endes mit den Waren sitzenbleiben und große Verluste erleiden könnten. Es muß den Herrschaften aber heute gesagt werden, daß das von ihnen erzeugte Übel der unsinnigen Preißelevation aber das andere Übel, nämlich letzten Endes auf den Waren sitzenzubleiben, notwendig erzeugen mußte. Hinzu kommt, daß jetzt nicht die Händler auf den Waren sitzenbleiben, sondern die Webereien. Die Händler haben jeden Grund, und wenn sie ihn an den Haaren herbeiziehen mußten, benutzt, um den Webereien die Aufträge zu annullieren. Das trifft die Webereien und vor allem die Arbeiterschaft sehr hart.

Es muß gesagt werden, daß, soweit Privataufträge in Betracht kamen, die Webereien am wenigsten zu der Verteuerung der Produkte beigetragen haben. Am meisten verdient haben die Papierfabriken, die Spinnereien und die Händler. Die Webereien mußten sich mit geringem Nutzen begnügen, weil das Angebot in Geweben aus Papiergarn ein sehr großes war. Nun läßt man die Webereien auf den Aufträgen sitzen. Fachleute, die mit den Organisationen der Papiergarnwebereien Verbindung haben, beziffern den Fakturenwert der annullierten Aufträge auf 50 Millionen Mark.

Wir erleben hier dasselbe Schauspiel, das sich beim Beginn des Krieges, zu jener Zeit allerdings in der gesamten Textilindustrie abspielte. Auch damals wurde alles annulliert, bis das Reichsamt des Innern dazwischensuhr und damit drohte, daß es mit Zwangsmaßnahmen vorgehen werde, wenn das Wirtschaftsleben länger gehemmt werden würde. Es wird der Regierung von heute im Interesse ausreichender Arbeitsbeschaffung nichts übrigbleiben, als ebenfalls regulierend einzugreifen. An den Aufträgen, die bisher schon annulliert worden sind, hätten viele Tausende von Arbeitern auf Monate hinaus Beschäftigung gehabt — und das ist jetzt die Hauptsache. In einer am 1. November 1918 im Reichswirtschaftsamt stattgefundenen Konferenz der leitenden Personen innerhalb der Organisationen der Übergangswirtschaft wurde scharf betont, daß die Papiergarnindustrie gerade jetzt noch stark beschäftigt werden müsse, weil noch auf längere Zeit nicht daran zu denken sei, alle Textilwaren aus vegetabilen Fasern oder aus Tierfasern herzustellen. Die Annullierer der Aufträge glauben, es werde in kurzer Zeit nicht mehr nötig sein, Textilwaren aus Papiergarn herzustellen. Sie irren sich darin. So wie wir heute volkswirtschaftlich dastehen, überschuldet bis über den Schornstein, können wir uns den Luxus nicht gestatten,

Rohstoffe zu Waren aus dem Ausland hereinzuholen, die wir in gutem Gebrauchszustand aus Rohstoffen unseres Landes herstellen können, und eine große Anzahl Textilwaren läßt sich aus Papiergarn herstellen. Es ist nicht nötig, Strümpfe und Leibwäsche, Bettwäsche und Oberbekleidung aus Papiergarn herzustellen; aber es ist unter den heutigen Wirtschaftsverhältnissen auch nicht nötig, daß wir unser Geld zum Einkauf von Baumwolle, Jute, Flach, Wolle usw. ins Ausland senden, um aus diesen zum Beispiel Fenstervorhänge, Fahnenstoffe, Tischdecken, Fußbodenläufer, Wandbekleidungsstoffe, Säcke und vielerlei ähnliche Waren zu machen. Es ist daher nötig, umgehend eine Verordnung zu erlassen, die die Waren für den Inlandsverbrauch aufführt, zu deren Herstellung vorerst nur Papiergarn bezw. Mischgarn, wie Textilose, Textilit usw. verarbeitet werden darf. Die Verarbeitung des Papiergarnes unterliegt keinerlei Beschränkungen mehr; die Regierung muß aber dafür Sorge tragen, daß die Papierfabriken genügend Spinnpapier herstellen. Sie drücken sich jedoch darum herum, weil sie bei der Herstellung anderen Papiers mehr verdienen.

Neben der die Papiergarnindustrie stützenden Aktion der Regierung wird eine solche der Interessenten geplant. Man will unter Zuhilfenahme von Geldmitteln aus der Entschädigungskasse des Kriegsausschusses für Textilerzeugnisse einen Garantiefonds schaffen, den eine Treuhandgesellschaft verwalten und der dazu dienen soll, Sicherheit zu bieten vor etwaigen Konjunkturverlusten, falls später doch, sobald unser Wirtschaftsleben die Möglichkeit dazu bietet, Waren, für die jetzt Papiergarn vorgeschrieben ist, aus besseren Fasern hergestellt werden sollten. Hoffentlich gelingt es, durch diese Stützungsaktionen die Papiergewebeindustrie flottzumachen.

Zunächst stehen also der deutschen Textilindustrie für die Aufnahme der Friedensproduktion nur die Rohstoffvorräte der Kriegsrrohstoffabteilung zur Verfügung. Man hat vorerst eine sechsmonatige Produktionsperiode vorgesehen und an der Hand der Zahlen der vorhandenen Rohstoffbestände errechnet, in welchem Umfang die Produktion aufgenommen werden kann. Im Verhältnis zur Vollproduktion ergibt sich etwa folgendes: Es kann in dem Zeitraum der kommenden sechs Monate gerechnet werden mit einer Beschäftigung von 62 bis 70 Prozent in der Wollindustrie, 15 bis 20 Prozent in der Baumwollindustrie, 25 bis 30 Prozent in der Leinenindustrie, 25 bis 30 Prozent in der Seidenindustrie.

Die Juteindustrie wird weiter mit Papier- und Mischgewebe in erheblichem Umfang beschäftigt werden können. Ferner lassen sich größere Mengen von Kunstfasern aus den jetzt stark vermehrten Armeaabfällen zum Strecken gewinnen. Die Produktion der Stapelfaser, die bisher ein Ergebnis von 2 Millionen Kilogramm pro Jahr lieferte, hofft man in kurzer Zeit bis auf 8 Millionen Kilogramm Jahresproduktion zu bringen. Diese Faser soll auch zum Mischen mit Wolle und Baumwolle verwendet werden.

Man wird übrigens voraussichtlich die Vermehrung der Stapelfaserproduktion sicher in größerem Umfang in die Wege leiten, wenn erst einmal Klarheit geschaffen ist über die Frage, ob die Textilindustrie mit ihren Nebenindustrien Eingriffe zu erwarten hat, die auf Verstaatlichung hinauslaufen. Da noch keine Klarheit darüber geschaffen ist, hält alles mit neuen Unternehmungen zurück. Es war geplant, ein großes Unternehmen zur Ge-

winnung der Stapelfaser ins Leben zu rufen. Ein Hundertmillionenprojekt sollte zur Ausführung kommen. Zwei Großbanken wollten unter Führung erfahrener Industrieller 40 Millionen Mark zur Verfügung stellen, und 60 Millionen Mark sollte die Spinnerei- und Webereiindustrie aufbringen. Diese Gesellschaft allein wollte eine Jahresmenge von 30 Millionen Kilogramm erzeugen. Davon ist es nach der Umwälzung der politischen Verhältnisse und unter dem Druck der Unsicherheit, mit dem unser Wirtschaftsleben zu rechnen hat, zunächst ganz still geworden. Eine außerordentlich beklagenswerte Tatsache, da dadurch Arbeitsgelegenheit für Zehntausende von Arbeitern verlorengeht.

Geplant ist, alle Betriebe, also auch die bisher stillgelegten, wieder in Gang zu setzen. Da jedoch mit vollem Betrieb nicht gerechnet werden kann, weil es an genügendem Rohstoff fehlt, andererseits aber auch alle Textilarbeiter und -arbeiterinnen in Arbeitsstellen hineinkommen sollen, so wird mit stark verkürzter Arbeitszeit gearbeitet werden müssen. Kein Weber darf in der Periode des Rohstoffmangels mehrere Stühle bedienen. Da bei dieser Produktionsbeschränkung kein zum Leben ausreichender Lohn verdient werden kann, muß der Verdienst durch Erwerbslosenunterstützungen ergänzt werden. Es wird Sache der Textilarbeiterorganisation sein, mit den Unternehmern auf der Grundlage der Abmachungen, die zwischen den Zentralen der Arbeiter- und Unternehmerorganisationen getroffen worden sind, einen Mindestverdienst als Wochenrichtlohn zu vereinbaren. Dieser Wochenrichtlohn muß sich zusammensetzen aus dem verdienten Lohn und dem Betrag der Erwerbslosenunterstützung.

In der Woll-, Baumwoll- und Leinenindustrie dürfen zunächst noch keine privaten Aufträge ausgeführt werden. Es findet aber auch keine Auftragserteilung der Behörden statt, sondern die Sache soll zunächst so gehandhabt werden, daß die Betriebe die Erlaubnis erhalten, im Rahmen des ihnen zugewiesenen Rohstoffs bestimmte, auf einer Liste verzeichnete Gegenstände zu erzeugen. Diese erzeugten Waren sind dann bestimmten Stellen anzubieten. Die Preise für die Waren werden erst nachträglich, unter Zugrundelegung der Gesteungskostenrechnungen und auf Grund von Gutachten der zuständigen Kriegsorganisationen festgesetzt. Dabei sollen die örtlichen Verhältnisse berücksichtigt und darauf geachtet werden, daß bei der Festsetzung der Preise die Arbeiter und die Konsumenten mitwirken.

Die Erteilung der Herstellungserlaubnis, die gleichbedeutend ist mit der Freigabe der dazu erforderlichen Rohstoffe, erfolgt durch die bisherigen Kriegsorganisationen; in der Baumwollindustrie zum Beispiel bei Wirk- und Strickwaren durch den Kriegswirk- und -strickverband, bei den übrigen Baumwollerzeugnissen durch den Baumwoll-Kriegsausschuß. Als Abnehmer der Erzeugnisse treten auf für Gewebe die Kriegswirtschaftsaktiengesellschaft der Reichsbekleidungsstelle und für Wirk- und Strickwaren der Kriegswirk- und -strickverband. Diese Übernahmestellen leiten die Erzeugnisse in den Verbrauch über. Der freie Verkehr von der herstellenden Industrie bis zu der Kundschaft, das heißt zu den privaten Auftraggebern soll in der Baumwollindustrie bei allen nicht der Spinnerei, der Flachweberei, der Wirkerei und Strickerei angehörigen Erzeugnisarten, beispielsweise auf dem Gebiet der Bandweberei, zugelassen werden. Wie es in

dieser Beziehung in der Woll- und Leinenindustrie gehandhabt wird, kann heute noch nicht angegeben werden, da noch zu vieles in der Schwebe ist. Man wird wohl ähnlich verfahren wie in der Baumwollindustrie.

Mit dem Aufbau eines neuen Wirtschaftslebens in der deutschen Textilindustrie ist demnach unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen zu beginnen. Nur für eine verhältnismäßig kurze Zeit ist bei stark eingeschränkter Produktion Rohstoff vorhanden. In wenigen Monaten muß die Rohstoffversorgung in die Wege geleitet sein, wenn nicht totale Beschäftigungslosigkeit in der Textilindustrie eintreten soll. Zerfloßen sind all die phantastischen Pläne, die über Möglichkeiten reichlicher Rohstoffversorgung der Textilindustrie den Federn von Leuten entfloßen, die mit einem Siege Deutschlands rechneten und vielfach gar keine Ahnung hatten von den Rohstoffbedürfnissen des Textilgewerbes. Alle Pläne, die mit einem vermehrten Hanf- und Flachsbau in den besetzten Gebieten Rußlands rechneten, sind weggeschwommen. Verschwunden sind die Pläne, Baumwollplantagen in Mesopotamien anzulegen, Seiden- und Wollzucht in den Balkanländern zu heben, um Deutschlands Textilindustrie mit Rohstoffen zu versorgen. Die eiserne Notwendigkeit zwingt uns, wieder zurückzukehren zu den Rohstoffquellen, aus denen wir vor dem Kriege befriedigt wurden. In erster Linie kommt Amerika in Betracht, von dem wir den größten Teil der benötigten Baumwolle bezogen. Wir werden aber von Amerika nur dann Baumwolle bekommen, wenn wir geordnete Rechtszustände in Deutschland schaffen. Deshalb muß auch von diesem Gesichtspunkt aus dringend gefordert werden, dem deutschen Volke so bald wie möglich Gelegenheit zu geben, eine verfassunggebende Versammlung zu wählen, die Deutschland kreditfähig macht. Da unsere Ausfuhr gleich Null ist, wir also Devisen nicht haben, der Friedensschluß aber unsere für den Einkauf im Ausland erforderliche finanzielle Grundlage in Stücke schlägt, so können wir nur Baumwolle gegen Kredit erhalten. Kredit geben uns aber die Amerikaner nur, wenn sie sehen, daß wir geordnete Rechtsverhältnisse schaffen.

Die verfassunggebende Nationalversammlung.

Von Arno Franke.

Der Rat der Volksbeauftragten hat — reichlich spät — die Wahlen zur verfassunggebenden deutschen Nationalversammlung auf den 16. Februar 1919 angesetzt, vorbehaltlich der Zustimmung der am 16. Dezember 1918 stattfindenden Reichsversammlung der Arbeiter- und Soldatenräte. Damit ist vorläufig eine Frage erledigt, die in den letzten Wochen das deutsche Volk auf das tiefste erregt und zwischen den verschiedenen Richtungen der Sozialdemokratie neue Gegensätze des Denkens und Wollens geschaffen hat, denn daß die Reichsversammlung der Arbeiter- und Soldatenräte, nachdem bereits am 30. November die Groß-Berliner Soldatenräte den Beschluß gegen nur zwei ablehnende Stimmen gutgeheißen haben, anders entscheiden werde, kann nach den zahlreichen Willenskundgebungen der Soldatenräte im Reich für die Einberufung einer Nationalversammlung als ausgeschlossen gelten. Daß überhaupt ein Streit über diese Frage zwischen den Parteien

der Sozialdemokratie entstehen konnte, ist merkwürdig genug. Wie konnte der Gedanke, daß an der Schwelle der jungen deutschen Republik etwas anderes stehen könne als die Demokratie, im deutschen Volke überhaupt Raum gewinnen?

Die anfänglich in ziemlich weiten Kreisen bestehende Abneigung gegen eine aus Wahlen auf breiterer demokratischer Grundlage hervorgehende Volksvertretung hat ihre Ursache in der Besorgnis um die Errungenschaften der deutschen Revolution. Die Reaktion, insbesondere die preussische, hat noch in den letzten Zeiten des Krieges derartige Proben ihrer Hartnäckigkeit abgelegt, daß der Gedanke an eine Gegenrevolution nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen war. Für den Anhänger der deutschen Republik hat das Faktum in der Tat etwas Abenteuerliches, daß etwa die dreifache Zahl der bisherigen deutschen Reichstagswähler mit einem Schlag und in einer Zeit, in der es mehr als je auf den Wahlausfall ankommt, an die Wahlurne geführt werden soll. Er denkt im ersten Moment mit Schrecken an die Möglichkeiten, die hinter der Tafsache stehen, daß einem Stamme bisher fast völlig unpolitischer Menschen über Nacht die Entscheidung — nicht mehr und nicht weniger — über die deutsche Staatsform in die Hände gegeben werden soll. Er gewahrt mit einem leichten Schauer, daß wahrscheinlich kaum je eine Wahl unter Umständen vollzogen worden ist, die die Wahlbeteiligung in dem Maße anregen konnten, wie es bei der kommenden Wahl zur verfassungsgebenden Körperschaft der Fall sein wird. Wie nun, wenn man die die Köpfe revolutionisierende Kraft der Revolution überschätzt hätte und wenn aus der Wahlurne eine reaktionäre Mehrheit hervorginge?

Sodann beschwor die Sucht des Deutschen, zur Beurteilung seiner eigenen Sachen alle möglichen und unmöglichen ausländischen Beispiele heranzuziehen, das Bild der bekannten, von Lenin zersprengten russischen Konstituante herauf — und der unseligen Verhältnisse, die ihr gefolgt sind. Nur sollte man sich, um mit dem letzten zu beginnen, gerade in Zeiten wie den jetzigen der Unterschiede zwischen den Dingen bewußt sein. Rußland eignet sich in keiner Beziehung zu dem erwähnten Vergleich mit Deutschland. Rußland steht auf einer bedeutend tieferen Stufe der Volkschulung, der politischen Umsicht des Volkes, der Wirtschaftsordnung usw. In Rußland hat auch die Revolution ganz andere innere Ursachen gehabt als die deutsche, und für Rußland war vor auszusehen, daß es zur Sicherung der Errungenschaften einer Revolution anderer Maßnahmen bedürfen würde als anderswo, besonders als in Deutschland. In Deutschland hat die Revolution lange auf sich warten lassen; doch ist deshalb ihre Vorbereitung nicht vernachlässigt worden. Man kann vielmehr sagen, daß noch nie einer Revolution in der Organisationsarbeit der Vorrevolutionszeit eine festere Grundlage gegeben worden ist, als der deutschen Revolution von 1918.

Die Konstituante ist notwendig. Ohne die Konstituante kommen wir nicht zu der politischen Festigung unserer Verhältnisse, die die Voraussetzung für den Friedensschluß und für die Friedensbereitschaft unserer Gegner bilden. Zur Erlangung der Konstituante gab es zwei Wege: die Wahlen auf Grund des bisherigen Reichstagswahlrechts, das man von seinen größten Gebrechen hätte befreien können, oder die Wahlen auf Grund des Wahlrechts, wie es von der Regierung versprochen worden ist. An dem

bisherigen Reichstagswahlrecht hatten wir selbst, hatten auch die Männer, die die Wahl jetzt ausschreiben müssen, seit jeher so viel ausgelegt, daß schon dieser eine von vielen Gründen die Benutzung dieses Wahlrechts verbot.

Wir brauchen die Konstituante. Sie ist das einzige Mittel, die Verhältnisse zu schaffen, unter denen die Gegner überhaupt einen Frieden mit uns schließen; denn sie schließen heute nur Frieden mit einem Lande, das kein abstraktes Begriffspoesem ist, sondern dessen solide Grundlagen die Gewähr bieten, daß es die Zusicherungen, die die Voraussetzung für den Friedensschluß sein werden, realisieren wird und kann. Der Krieg hat so gewaltige Werte vernichtet, daß der Sieger von dem Unterlegenen große Leistungen verlangt. Aber nicht nur Leistungen verlangt der Sieger, er verlangt auch die Garantien, daß diese erfüllt werden. Die Herren von der Entente verlangen deshalb als Garantie für die Leistungen Deutschlands ein konsolidiertes, kreditfähiges, leistungsfähiges Deutschland. Wollen wir den Frieden, müssen wir dieses Deutschland schaffen.

Die Gegner der Nationalversammlung erwidern: Auch die Entente kann nicht, wie sie will. Hinter weiteren Kriegsunternehmungen der Entente steht die Gefahr der Revolution in Frankreich, vielleicht auch in England und in Amerika. Diese Spekulationen spielen heute in der politischen Diskussion eine so erhebliche Rolle, daß man auf sie eingehen muß. Wiegen wir uns doch nicht in Illusionen! Zu keiner Zeit waren für ein Volk Illusionen, war für ein Volk Vogel-Strauß-Politik so verderblich, wie sie augenblicklich für das deutsche Volk sind. Für die Stichtichtigkeit der erwähnten Prophezeiungen fehlt jeder Wahrscheinlichkeitsbeweis. Die Franzosen haben ebenso wie die Deutschen im Verlauf des Krieges Gelegenheit gehabt, der Menschenschlächtere durch ihre Machthaber ein Ende zu machen und sich zu diesem Zwecke der Revolution zu bedienen. Sie haben gar nicht daran gedacht. Sie stehen heute als Sieger in Deutschland. Selbst wenn ein Teil der französischen Arbeiterschaft sich jetzt erhöhe, so würde er von dem nationalen Furor in Frankreich niedergeschlagen werden. Niemals in der Geschichte ist der Fall zu verzeichnen, daß irgendein Volk um eines anderen willen Revolution gemacht hätte. Die in Deutschland einmarschierenden französischen Armeen haben vielmehr die Arbeiter- und Soldatenräte aufgelöst, haben den Achsstundentag abgeschafft, haben revolutionäre Abzeichen entfernt und Anzeichen revolutionärer Erhebungen beseitigt. Hat man davon gehört — es sind Tage darüber verstrichen —, daß diese antirevolutionäre Wirksamkeit des französischen Heeres in Deutschland bei den Massen des französischen Volkes irgendeinen solidarrevolutionären Widerhall gefunden hätte? Wer die Geschichte der Revolutionen kennt, wer den Ursachen der einzelnen Revolutionen auf den Grund zu kommen sich bemüht hat, der weiß, daß Frankreich sich heute in einer politischen Situation befindet, in der es an einem Anstoß zu einer Revolution fehlt.

Und die Engländer? Wir wissen nicht, wie groß die Zahl der Deutschen ist, die an eine Initiative der englischen Arbeiter zugunsten des deutschen Volkes in der gegenwärtigen Situation glauben. Das eine steht fest: Wenn schon in Frankreich nicht an eine Revolution zu denken ist, in England schon gar nicht. Der Grund ist einfach: der englische Arbeiter hat augenblicklich zu revolutionären Unternehmungen keine Zeit. Time is money. Dieses Wort, das in England schon immer Geltung hatte, herrscht jetzt ab-

solut. Der englische Arbeiter kommt aus einem langen Kriege heim, seine wirtschaftliche Existenz hat unter dem Kriege fast ebenso gelitten wie die Existenz des deutschen Arbeiters; aber die ganze Wesenheit des englischen Arbeiters spricht dagegen, daß er etwa der Meinung sein sollte, diese wirtschaftliche Existenz dadurch aufbauen zu können, daß er Revolution macht. Wer das annimmt, hat nicht nur von dem Charakter des englischen Arbeiters, der hat auch von den bewegenden Kräften revolutionärer Vorgänge keine Ahnung. Der englische Arbeiter will sich von dem Kriege wirtschaftlich dadurch erholen, daß er sich ins Erwerbsleben stürzt, daß er arbeitet. Gelegenheit dazu hat er im weitesten Maße. Von den zurückkehrenden englischen Arbeitern wird kein Mensch arbeitslos werden. Die Lager der Welt sind geleert. England wird der Lieferant der Welt. England wird diese Lager auffüllen oder wenigstens an ihrer Auffüllung den Löwenanteil haben. England stehen die Rohstoffe seiner Kolonien, der ganzen Welt zur Verfügung, und durch den Kriegsschluß ist es in die Lage gekommen, sich Schiffe anzueignen, so daß es sich diese Rohstoffe verschaffen kann. England steht vor einer Prosperitätsperiode, wie sie in der Weltwirtschaftsgeschichte kaum jemals dagewesen ist. Englands Kolonialbesitz ist unangestastet. Auf dem Schlachtfeld hat es seinen gefährlichsten Wirtschaftsgegner geschlagen und ist in der Lage, diesem Gegner den Frieden zu diktieren. Und es wird ganz sicher bei diesem seine wirtschaftlichen Interessen fest im Auge behalten. Es wird Deutschland schwer genug werden, sich unter den ihm auferlegten Bedingungen wirtschaftlich zu erholen und sich wieder emporzuarbeiten. Daß der englische Arbeiter jetzt nach seiner ganzen Charakteranlage seine Zeit und Gelegenheit in revolutionären Unternehmungen vertue, das zu erwarten, ist mehr als optimistisch!

Wir bleiben allein. Kein Mensch wird uns helfen. Wir sind auf uns allein angewiesen, und weil wir das sind, deshalb brauchen wir für die kommenden schweren Zeiten alle Kräfte des deutschen Volkes. Gewiß bildet die deutsche Arbeiterschaft den Zentralnerv des deutschen Wirtschaftslebens; aber bei der Kompliziertheit unseres Wirtschaftskörpers und bei den außerordentlich schwierigen Bedingungen, unter denen dieser Körper in Zukunft um seine Existenz wird ringen müssen, muß jedes Einzelglied zur Mitarbeit herangezogen werden. Die Dinge sind nicht danach angefan, daß eine Klasse einfach diktiert. Jene, die die Diktatur wollen, übersehen auch die Vielgestaltigkeit des Deutschen Reiches. Vielleicht ließe sich die Diktatur in einigen Großstädten und Industriezentren durchführen; in allen anderen Gegenden des Deutschen Reiches würde sie kläglich und schmächtig Schiffbruch leiden. Ganz abgesehen davon, daß bei dem ernsthaften Versuch einer längeren Diktatur das Deutsche Reich sich in seine Einzelbestandteile auflösen würde. Auch darf die Bedeutung des psychologischen Moments auf volkswirtschaftlichem Gebiet nicht übersehen werden. Der jetzige Zustand bedeutet Unsicherheit und Unklarheit. Würde er länger dauern, so würde diese Unsicherheit und Unklarheit zur wirtschaftlichen Katastrophe führen. Deutschland ist ein Industriestaat. Die deutsche Industrie muß leider nach Friedensschluß den Konkurrenzkampf mit den Industrien anderer Länder unter sehr ungleich verteilten Chancen aufnehmen. Der Hauptkonkurrent England ist im Vorteil und wird sich durch die Friedensabmachungen weiter in Vorteil

setzen. Um den uns, unserem Handel, unserer Industrie unter diesen Umständen bevorstehenden Konkurrenzkampf zu bestehen, dazu bedarf es nicht nur der deutschen Arbeitskraft, dazu bedarf es auch der deutschen Intelligenz, der deutschen Findigkeit, des deutschen Organisations Talents, die sich nur aus der Gesamtfunktion des Volkes ergeben.

Alle diese Kräfte zusammenzufassen und sie zur tätigen Mitarbeit zu veranlassen, kann nur durch das Medium der Nationalversammlung gelingen. Kommen wir nicht bald zu der Konstituante und damit zur Sicherung unseres Wirtschaftslebens, so wirkt die bestehende Unsicherheit und Unklarheit direkt desorganisierend auf die Organisation unseres Wirtschaftskörpers. Unsere Anstrengungen, uns wieder hinaufzuarbeiten, werden vergeblich sein. Man verschone uns auch hier mit dem russischen Beispiel! Es wird gesagt, Rußland sei weit hinter uns zurück, und doch habe man dort die Revolution gesichert. Was Rußland könne, müßten wir auch können.

Wer das sagt, verkennet völlig die Zusammenhänge und die den Dingen und Verhältnissen innewohnende Konsequenz. Rußland ist noch Agrarstaat, Deutschland ist Industriestaat. Rußland ist viel weniger darauf angewiesen, mit anderen Ländern auf das Schlachtfeld des Konkurrenzkampfes zu treten. Rußland kann bei einer nur einigermaßen festen Konsolidierung seiner inneren Verhältnisse für sich existieren. Alles Voraussetzungen, die für Deutschland nicht zutreffen. Deutschland soll eine außerordentlich zahlreiche Arbeiterschaft mit hohen Bedürfnissen erhalten, soll sie lohnen, soll sie ernähren und soll ihr vor allen Dingen jetzt nach der Revolution einen Aufstieg auf der sozialen Stufenleiter gewährleisten.

Der Zerfall Deutschlands, dessen Folgen für den einzelnen Deutschen nicht abzusehen sind, wäre ein kulturelles Unglück. Es war immer schwer, die einzelnen deutschen Stämme unter einen Hut zu bringen. Seit der Reichsgründung haben sie aber scheidlich und friedlich zusammengearbeitet. Das Ergebnis ist ein kulturelles Gut von gewaltiger Größe. Die Zerschlagung Deutschlands würde der Welt ein Gut entziehen, von dem sie, wenn die Katastrophe vermieden wird, noch Gewaltiges zu erwarten und zu erhoffen hat.

Lebensmittelnöte und Hungerrevolten in der französischen Revolution.

Von Hans Brinckmann.

(Schluß.)

II.

Das Erntejahr 1789 lieferte ein gutes Ergebnis, aber nur langsam übte dieses seinen Einfluß auf die Pariser Lebensmittelverhältnisse. Anfang Oktober 1789 machte sich wieder ein großer Brotmangel in Paris geltend. Die Frauen rotteten sich am Morgen des 5. Oktober vor dem Pariser Stadthaus unter dem Rufe: »Brot! Brot!« zusammen, erbrachen die Tore, um sich Brot und Waffen zu holen, und vollführten dann unter Kommando Mailards jenen denkwürdigen Zug nach Versailles zum »Oberbäcker« (dem König), der in allen Geschichtswerken über die französische Revolution ausführlich beschrieben wird.

Nach und nach machten sich jedoch die Folgen der neuen guten Ernte bemerkbar. Die Brotpreise fielen und mit ihnen auch die Preise der meisten anderen Lebensmittel; die Arbeitslosigkeit nahm ab, die Pariser Stadtverwaltung stellte ihre Getreide- und Mehlaufkäufe ein, und da auch die Ernte von 1790 ergiebig ausfiel, konnte man im November 1790 wieder in Paris ein gutes vierpfündiges Weißbrot für 10 Sou kaufen. Auch die Ernte des Jahres 1791 fiel ziemlich gut aus, doch zogen schon im Winter 1791 die Getreidepreise erneut an, und im Juni und Juli 1792 fehlte es bereits wieder in Paris an manchen Tagen an Brot. Man hoffte auf die kommende Ernte. Doch das Resultat entsprach durchaus nicht den Erwartungen, und nun stiegen die Getreide- und Brotpreise erneut zu schwindelnder Höhe empor, am höchsten im Südosten, wo sich der Weizenpreis bis zu 63 Franken für den Setier im Gewicht von 120 Kilogramm stellte, während er im Elsaß, in der oberen Rhein- und Moselgegend, nur 27 bis 35 Franken betrug.

Vom Spätherbst 1792 ab erschienen wieder fortgesetzt Deputationen aus den nothleidenden Gebieten vor den Schranken des Konvents, die um Abstellung des Nothstandes, Gewährung von Zuschüssen an die Departements und Kommunen, Bestrafung des Kornwuchers, Regelung der Getreidezufuhr, Festsetzung eines Maximums oder, wie wir heute sagen würden, Festsetzung von Höchstpreisen baten. Und bald liefen auch wieder aus den nothleidenden Gegenden ernste Berichte über Ruhestörungen, Plünderungen, Revolten ein. In Paris kam es schon im Januar 1793 wiederholt zu Marktumkulten und Plünderungen, und am Morgen des 25. Februar erfolgten in verschiedenen Stadtteilen Massenangriffe auf die Bäckerläden und Lebensmittelmagazine, die sich bis in die folgende Nacht fortsetzten. Der Kampf um das Maximum zwischen der Bergpartei und den Girondisten, die sich den staatlichen Eingriffen in den Handels- und Marktverkehr widersetzten, begann und endete am 2. Juni 1793 mit der Verhaftung von 30 Konventsmitgliedern und 2 Ministern der girondistischen Partei.

Auf die Einzelheiten dieses Kampfes einzugehen, verbietet der Raum der Neuen Zeit. Ich möchte nur einen kurzen Auszug aus der Schilderung hierhersetzen, die Adolf Schmidt im zweiten Bande seiner »Pariser Zustände während der Revolutionszeit von 1789 bis 1800« von den Pariser Lebensmittelverhältnissen im Februar 1793 entwirft:

Bereits im Februar 1793 hatte sie (die Pariser Kommune) das »Verpflegungsamt« (administration des subsistances) verstärkt und in Tätigkeit gesetzt, um für ausreichendes und möglichst billiges Brot zu sorgen. Sie hatte beschlossen, daß der Preis des Pfundes Brot in Paris 3 Sou nicht übersteigen solle, und demnach den Bäckern eine Entschädigung im Verhältnis dieses Satzes zu dem wirklichen Mehlpreis zugesagt, die natürlich bei der steten Ebbe der Stadtkasse durch den Staat geleistet werden mußte. Die üblen Folgen blieben nicht aus. Die Bäcker hörten nicht auf, Handeltreibende zu sein, denen es darauf ankam, sich die Rohstoffe so billig wie möglich zu verschaffen; sie wurden bloße Werkführer ohne reelles Interesse, ohne gegenseitigen Wettseiler und völlig von der Verwaltung abhängig. . . . Und so geschah es, daß der Sack Mehl, der im Monat Februar bereits 65 Livre in Paris galt, schon vor der Feststellung des Maximums durch das Gesetz vom 4. Mai auf 100 Livre zu stehen kam. Da nun zur Stillung des Bedarfs von Paris täglich 1400 bis 1500 Säcke Mehl erforderlich waren, und da für die Bäcker der Preis des Sackes 50 Livre nicht übersteigen durfte, um das Pfund Brot für

3 Sou zu liefern: so sieht man, daß die Kommune oder vielmehr der Staat anfangs Mai den Bäckern durchschnittlich für den Sack 50 Livre zu vergüten hatte.

Da mit der Festsetzung von Höchstpreisen nicht zugleich eine Produktions- und Verteilungsregelung erfolgte, hatte diese Maßregel lediglich denselben Erfolg, den wir im letzten Kriege so oft in Deutschland beobachten konnten: Getreide, Mehl und Brot verschwanden vom Markt und wurden unterderhand zu geradezu unsinnigen Preisen verschachert. Vielfach ließen auch die Departementsbehörden in Anbetracht des Widerstandes und der fortgesetzten Preisüberschreitungen fünf gerade sein. Der Wucher blühte. Im Juli 1793 kostete das Pfund Brot in Paris schon 12 Sou. Da der gewöhnliche Pariser Arbeiter damals 45 bis 50 Sou den Tag verdiente, konnte er für seinen Taglohn oft gerade 4 Pfund Brot kaufen, weiter nichts — vorausgesetzt, daß überhaupt Brot zu haben war. An manchen Tagen war gar nichts aufzutreiben, besonders im August und September 1793. So heißt es im offiziellen Pariser Polizeibericht vom 24. September: »Die Besorgnisse des Volkes verdoppeln sich; die Menge an den Türen der Bäcker wächst in schreckenerregender Weise; viele Bürger, selbst Mütter mehrerer Kinder, kehrten heim, ohne Brot zu haben, nachdem sie einen Teil des Vormittags verbracht.« Und am 29. September heißt es: »Die Ansammlungen mehren sich noch und nehmen in grauenhafter Weise zu!«

Und noch schlimmer wurde es in den Wintermonaten Januar und Februar 1794, da zu der Brotteuerung sich ein enormer Hochstand der Preise für eine Reihe anderer Lebensmittel gesellte, vornehmlich für Fleisch, Zucker, Gewürze, Fette. Der Preis für ein Pfund Rindfleisch stieg im Januar auf 25 Sou, und Schweinefleisch kostete im Februar schon 2,50 bis 3 Livre (Franken) pro Pfund.

Da die Festsetzung von Höchstpreisen vielfach nur die Folge hatte, daß die betreffenden Lebensmittel vom Markte verschwanden, sah sich der Konvent genötigt, durch Dekret vom 1. November 1793 bereits eine Abänderung der Gesetze über das Maximum vorzunehmen. Es wurde nun bestimmt, daß als Höchstpreise nicht mehr die Durchschnittspreise des Jahres 1790 mit einem Zuschlag von 33 1/3 Prozent gelten sollten, sondern die Höchstpreise auf folgende Weise festgestellt würden: Zugrunde zu legen seien erstens die Produktionskosten, zweitens die durch Gesetz näher festzusetzenden Transportspesen, drittens ein Gewinnzuschlag von 5 Prozent für die Großhändler, viertens ein Gewinnzuschlag von 10 Prozent für die Kleinhändler. Doch blieb dieses Gesetz zunächst auf dem Papier stehen. Wer sollte die riesigen Vorarbeiten zur Feststellung der verschiedenen Preise in den einzelnen Kreisen und Gemeinden leisten, wer es durchführen, wer die Durchführung überwachen? Der ganze dazu nötige Verwaltungsapparat fehlte.

Vorläufig griff man in Paris zu einer anderen Maßregel. Um dem Hamstern zu wehren und zu verhindern, daß die Ärmern überhaupt kein Brot erhielten, wurde die Brotkarte eingeführt. Jedes Familienhaupt, jeder Bürger mußte deklarieren, wie groß sein Haushalt sei und wieviel Brot und Mehl er für ihn notwendig gebrauche. Diese Deklarationen sollten dann nachgeprüft und daraufhin Monatsbrotkarten mit Abschnitten für jeden einzelnen Tag ausgestellt werden. Den Bäckern wurde bei Androhung von 50 Livre Strafe auferlegt, nur gegen diese Brotmarken Brot zu verabfolgen, und zugleich wurde ihnen verkündet, nur gegen Abgabe dieser Brot-

marken würden sie künftig Mehl von den Mehlverteilungsstellen der Stadt erhalten. Dieser Kommunalverordnung folgte am 23. November 1793 eine andere, die verfügte, daß künftig, damit die Reichen nicht bevorzugt würden und »Reichtum und Armut gleichermaßen aus dem Reiche der Gleichheit« verschwänden, nur noch eine Sorte Brot gebacken werden dürfe, ein Einheitsbrot oder, wie man damals sagte, »Gleichheitsbrot«.

Es wurde also eine ähnliche Brotkarte eingeführt, wie wir sie noch heute in Deutschland haben. Doch mit der Durchführung dieser Verfügung haperte es trotz alles Drängens. Es waren ungefähr 150 000 Deklarationen zu prüfen, und zudem waren die Buchdruckereien erst Ende des Monats Dezember imstande, die erforderlichen Brotkarten zu liefern.

Der Plan war gut gemeint, aber es fehlte die heutige deutsche Reichsgetreidestelle und die zwangsweise Erfassung des Getreides bei den Produzenten. Die Stadtverwaltung mußte daher das zu verteilende Getreide und Mehl in Paris und den Provinzstädten durch Agenten von den Getreidehändlern einkaufen lassen, die dabei in jeder Weise ihren Profit zu vergrößern suchten. Die Folge war, daß die Preise noch mehr anzogen und sich bald herausstellte, die Pariser Kommune könne nicht länger allein die Kosten der Verproviantierung tragen. Der Staat mußte zuschießen, das heißt das Land, auch die armen Departements, in denen es teilweise noch trauriger als in Paris aussah, mußten zur Ernährung von Paris beitragen. Das vermehrte natürlich die Wut, die ohnehin in vielen ländlichen Gegenden gegen das »Halunkenpack« von Paris bestand.

Zudem stellten mit der Steigerung der Lebensmittelpreise die Handwerker und Arbeiter immer höhere Lohnforderungen und traten, wenn sie diese nicht bewilligt erhielten, in Streiks ein. Das Resultat waren fortgesetzte Lohnerhöhungen — die Maurer brachten es schon im März auf einen Tagelohn von 6 bis 7 Livre —, die nun ihrerseits wieder die Lebensmittelpreise mit in die Höhe trieben. Um die nötigen Mittel zu beschaffen, führte die Pariser Stadtverwaltung für die Wohlhabenden Zuschläge zu den allgemeinen Brotpreisen ein, sogenannte »Sous additionnels«. Wer aber war wohlhabend, wo war die Grenze zwischen den Wohlhabenden und den Unbemittelten, welche Vermögensobjekte kamen bei der Beurteilung in Betracht? Da die Grundlage für eine gerechte Abwägung fehlte, hatten die Behörden freie Hand. Es fehlte deshalb nicht an Willkür und Bestechungen, die die Gärung in Paris noch vermehrten.

Dem bestehenden Mangel vermochte natürlich auch das Maximum nicht abzuhelpen. Es war kaum mehr möglich, sich zu dem festgesetzten Höchstpreis noch Fleisch — auch eine Fleischkarte, die jedem Bürger alle fünf Tage 250 Gramm Fleisch zubilligte, wurde eingeführt — sowie Brot, Butter, Käse zu verschaffen. Stundenlang mußten die Käufer Queue stehen, aber nur ein Drittel oder die Hälfte der Wartenden erhielt etwas. Erklärlich ist daher, daß Schlägereien und Radauszügen vor den Verkaufsläden nicht selten waren. Ihnen zu wehren, wurden die Verkaufsstellen vermehrt, Aufstellungen bei den Läden vor 6 Uhr morgens verboten und durch Polizeigewalt zu verhindern gesucht, daß die Polonäsen oder Schweife allzulang wurden. Alles vergebens.

Das ganze Maximumsystem brach zusammen. Der Handel unterderhand oder, wie wir heute sagen, der Schleichhandel gewann immer mehr

Boden, und bald wurden ganz offen auf den Märkten und in den Kaufläden die Höchstpreise überschrieben. In erster Reihe waren es die Bauersfrauen, die sich an die Höchstpreise nicht kehrten. Sie forderten für die von ihnen zu Markt gebrachten Produkte, was sie wollten — und fanden willige Abnehmer. Schritt die Marktpolizei ein, kamen sie nicht wieder; der Markt blieb leer. Und ihrem Beispiel folgten bald die anderen Lebensmittelverkäufer. Schon im September war zu erkennen, daß das Maximum sich nicht mehr lange würde aufrechterhalten lassen — und am 24. Dezember 1794 hob denn auch tatsächlich der Konvent sämtliche Geseze über das Maximum mit einem Schlage auf.

So zieht sich fast durch die ganzen vier ersten Jahre der französischen Revolution eine Reihe von Hungersnöten, und gar manche der uns heute als hart und brutal erscheinenden Revolten jener Zeit erklären sich aus dem entsetzlichen Kampfe, den die unteren französischen Volksklassen mit der Hungersnot zu führen hatten. Haben sich auch seitdem die Wirtschaftsverhältnisse geändert, so zeigt die französische Revolutionsgeschichte doch, welche Bedeutung für revolutionäre Zeiten das Ernährungsproblem besitzt, und daß jede Revolutionsregierung es als die erste und wichtigste ihrer Aufgaben betrachten muß, die Ernährung der Volksmassen zu sichern.

Literarische Rundschau.

Artur Buchenau, *Die deutsche Schule der Zukunft. Ideen zu einer einheitlichen Organisation des deutschen Schulwesens.* Berlin 1917, Verlag Otto Reichl. 58 Seiten. Preis 1 Mark.

Die kleine, aber bedeutsame Schrift ist bereits 1917, also zur Zeit des deutschen Waffenglücks, geschrieben. Um so wertvoller ist es, daß der Verfasser, selbst praktischer Schulmann, gleich von der ersten Seite an für eine Erneuerung unseres gesamten Bildungswesens eintritt. Philosophisch den Spuren des Neukantianismus folgend, fordert er, daß die neue deutsche Schule »jedem Volksgenossen alle Mittel gewähre, seine Anlagen geistiger wie körperlicher Art zur vollen Entfaltung zu bringen, ohne daß Zufälligkeiten des Ranges und Besitzes oder gar Standes- oder konfessionelle Vorurteile sich hemmend in den Weg zu legen vermögen« (S. 2). Und für die wirtschaftlichen Unterlagen zeigt er Verständnis: »Ist doch die Volksschule des neunzehnten Jahrhunderts die logische Folge der Entwicklung vom Landbau zur Industrie« (S. 10).

Kultur bedeutet Einheit im ganzen neben Mannigfaltigkeit im einzelnen. Für das Volk ist die Tätigkeit des Elementarlehrers genau so wichtig wie die des Universitätsprofessors, keine der beiden »höher« oder »freier« als die andere. Gerade diesen Kernpunkt, die Bildung des Gesamtvolkes in allen seinen Gliedern, wie es alle großen Pädagogen: Rousseau, Kant, Fichte, Pestalozzi gefordert, hat die nach der unterrichtlichen und organisatorischen Seite hin vielfach so verdienstliche Pädagogik des neunzehnten Jahrhunderts »bisher nur recht unvollkommen begriffen« (S. 13). Damit ist keineswegs einer wahllosen Übersührung aller Intelligenz in die höheren Schulen das Wort geredet. Was heißt denn überhaupt »höher«? Ist etwa die Begabung für Sprachen und Mathematik die »höhere«, diejenige für Technik oder kaufmännische Leistung die »niedere«? (S. 17). Ebenso verkehrt wie ein künstliches Zurückhalten wäre ein künstliches Empordrücken, was natürlich erst recht für viele Kinder gilt, die dank der Vorsicht in der Wahl ihrer Eltern durch alle Klassen der höheren Schulen hindurch mit allerlei künstlichen Mitteln emporgepöppelt werden. Übrigens müßte die Zusammenarbeit von Schule und Haus, über die der Verfasser S. 19 bis 22 sehr beherzigenswerte Worte sagt, viel

besser organisiert werden, unter anderem alle Schulen mit Einrichtungen zur Berufsberatung verbunden werden. Von Forderungen, die auch im sozialdemokratischen Programm stehen, heben wir die hervor: daß Gemeinde und Staat dafür zu sorgen haben, »daß alle Schulkinder so gekleidet und genährt sind, daß es an nichts fehlt«. Was man daran zu »sparen« denkt, gibt man später doppelt und dreifach für Krankenhäuser, Gefängnisse, Erholungsstätten usw. aus (S. 24). Und keine Wohltätigkeit, sondern Gerechtigkeit!

Die sogenannte »Einheitschule«, für die auch Buchenau eintritt, denkt er sich in ihrem Aufbau ungefähr so, wie wir es schon vor sechzehn Jahren an dieser Stelle (Neue Zeit, 21. Jahrgang, S. 804 bis 812) entwickelt haben. Zunächst als Unterbau eine, sei es vier- oder sechsklassige (wir würden die letztere vorziehen) Grundschule für alle Kinder, wobei gleichwohl je nach der Veranlagung differenziert werden kann, wie es zum Beispiel in München und Mannheim schon geschieht. Ständeschuln sind natürlich auszuschließen. Aber auch die Privatschulen oder »Privatzirkeln«, die Buchenau für Eltern, »denen die bestehenden öffentlichen Schulen erziehlisch oder unterrichtlich nicht genügen« (S. 27), zulassen will, scheinen uns bedenklich. Der Verfasser denkt dabei wohl an gewisse pädagogisch fortgeschrittenere Erziehungsanstalten, verlangt natürlich auch staatliche Überwachung ihres Betriebs; aber wir möchten ihm gerade in diesem Falle sein eigenes Wort ins Gedächtnis rufen: »Nach den Erfahrungen dieses Krieges braucht man sich ja vor dem Worte 'Zwang' nicht mehr zu ängstigen« (S. 34). Natürlich Zwang nur in heilsamen Dingen! Im übrigen sagen wir mit Buchenau: »Die lästige Polizeimanier, das ewige Bevormunden haben wir Gegenwartsdeutsche reichlich satt!« (S. 31.) Auf die Grundschule folgt dann später die Wahlung je nach den verschiedenen Anlagen und zukünftigen Berufen: eine Ausbildung für alle (wie in unserem Programm) bis zum achtzehnten Jahre; wenn auch bei den einen mehr mit der Praxis (»Lehrzeit«) in einem praktischen Beruf verbunden, bei den anderen theoretisch begabteren Weiterbildung je nach der mathematisch-naturwissenschaftlichen, neuzeitlichen oder klassisch-humanistischen Seite hin (heute: Oberrealschule, Realgymnasium, Gymnasium), wobei übrigens der Betrieb einer Fremdsprache nicht zu früh angefaßt werden sollte. Aber die Bedeutung der einzelnen Fächer für die Ausbildung des Geistes (wobei wir nur den Unterricht im Deutschen vermist haben) spricht der Verfasser noch manches kluge Wort, doch können wir hier nicht darauf eingehen. Merkwürdig ist, daß er, der Leiter eines Berliner Lyzeums, die besonderen Zwecke der Mädchenbildung gar nicht berührt.

Gemeinsam allen Gattungen der Zukunftsschule muß sein: lebendiger, nicht Buchunterricht, der Erkenntnis, nicht eine Menge von Kenntnissen erzielen will, Erziehung zum Selbstdenken und Selbstwollen, zur Selbständigkeit und Selbsttätigkeit überhaupt und doch Unterordnung unter das Ganze, zur wahren »Staats-«, das heißt Volksgesinnung, die zugleich Menschheitsgesinnung ist, nach Fichtes Definition des Patriotismus: »Der Patriot will, daß der Zweck des Menschengeschlechts zuerst in derjenigen Nation erreicht werde, deren Mitglied er ist.«

So birgt das frisch und allgemeinverständlich geschriebene Büchlein Buchenaus manch guten Gedanken und ist vor allen Dingen Nichtsachmännern, denen die Zeit fehlt, sich in tiefgründige und umfassende Einzelwirkungen zu vertiefen, als anregende Lektüre warm zu empfehlen.

Wk.

Leon-Hardt, Die Schuld der Entente im Lichte ihrer eigenen Bekenntnisse. Chemnitz 1918, Verlag Geyer, Hilscher & Co. Zweite, wesentlich erweiterte Auflage. 140 Seiten. Preis 1 Mark.

Die »eigenen Bekenntnisse« der Entente für ihre Schuld am Weltkrieg, die Leon-Hardt in seinem Buche chronologisch zusammengestellt hat, umfassen, was die Zeit ihrer erstmaligen Veröffentlichung betrifft, den Zeitraum von 1888 bis 1918. Sie sollen ein Beitrag zur Feststellung der historischen Wahrheit darüber sein, wie

es zum Weltkrieg kommen mußte. Was nun den Wert der angeführten »eigenen Bekenntnisse« anbelangt, so ist derselbe recht ungleich. An erster Stelle stehen ihrem Werte nach natürlich die Reden und Kundgebungen der feindlichen Staatsmänner. Im Gegensatz zu dem, was in Deutschland von Regierungsvertretern und der Krone über auswärtige Angelegenheiten geredet und geschrieben worden ist, atmen jedoch die Reden und Kundgebungen der feindlichen Staatsmänner vor dem Kriege bereits den Geist vorausschauender Vorsicht. Aus ihnen läßt sich daher ein Schuldbeweis auch nicht gut führen. Was Leon-Hardt davon beizubringen vermag, ist gewiß nicht ohne Wert, aber auch nicht von durchschlagendem Gewicht. Schwerer für die Schuld der Entente wiegen dagegen schon die von uns in Brüssel entdeckten Geheimberichte der belgischen Gesandten, die vom Verfasser mit Recht ausgiebig benutzt worden sind. Von großem Interesse, wenn auch für die Schuldfrage von geringerem Werte ist das von Leon-Hardt aus der politischen Literatur Frankreichs und Englands beigebrachte Material, wobei nur zu bedauern ist, daß der Verfasser bei den angeführten Schriften nicht die Seiten angibt, auf denen seine Zitate zu finden sind. Sehr hart wird die ententistische Legende, daß Deutschland in den beiden Jahrzehnten vor dem Kriege immer der Friedensstörer gewesen sei, durch die zahlreichen französischen und englischen Preßstimmen getroffen, die sich auf Algieras, den Marokkokonflikt von 1911 und die Ereignisse des Jahres 1913 beziehen, von denen die Artikel der »France militaire« wohl die offenerzigsten sind. Von nicht zu unterschätzendem Werte ist auch das Material, das der Verfasser über die militärischen Vorbereitungen der Entente zusammengetragen hat. Wenn die Behauptungen der feindlichen Presse, daß der Krieg in Potsdam sorgsam vorbereitet worden sei, wahr sein sollte, so ergeben die von Leon-Hardt angeführten Vereinbarungen der Entente über die in einem Kriege zu ergreifenden Maßnahmen, daß jene so laut verschrienen Potsdamer Vorbereitungen doch nur die notwendige Antwort auf die mit voller Umsicht für den kommenden Krieg getroffenen militärischen Dispositionen der Entente waren. Im ganzen stellt das Buch Leon-Hardts also eine sich über zwei Jahrzehnte erstreckende Materialsammlung zur Vorgeschichte des Weltkriegs dar, die zweifellos mit Sachkunde und Verständnis zusammengestellt worden ist.

1q.

Notizen.

Revolutionslieder. In den vergangenen Revolutionstagen wird manchem aufmerksamen Beobachter aufgefallen sein, daß bei den Massenaaktionen in Berlin kein Lied zu hören war. Erst in den folgenden Tagen wurde von einzelnen kleinen Gruppen, besonders der weiblichen Jugend, die Marseillaise, die Internationale oder »Wir sind die Arbeitermänner« gesungen. Auch in den Volksversammlungen zur Gründung von Arbeiterräten trat nur hin und wieder ein Männerchor auf, der mit dem Lied »Empor zum Licht« dem Ganzen ein gewisses feierliches Gepräge gab. Ebenso fehlte es an populären Revolutionsdichtungen. Was in Zeitungen an Gedichten erschien, war meist Reminiszenz aus dem Jahre 1848. Freiligraths »Republik« und »Revolution« herrschten vor, daneben Mackays »Kehre wieder über die Berge«. Anders war es 1848. Abgesehen von Herwegh und Freiligrath finden wir dort als Sänger der Revolution Gottschall, Weertb und die bekannten Osterreicher. Ferner tauchte eine Flut von Gelegenheitsgedichten auf. Teilweise mag heute am Fehlen solcher Dichtungen die Papiernot mit schuld sein, aber in der Hauptsache scheint der ungeheure materielle Druck und die Zermürbung der Gemüter durch die Kriegserfahrungen das Aufkommen dichterischer Begeisterung verhindert zu haben. Vielleicht spricht auch mit, daß die wenigen vorhandenen proletarischen Dichter sich fern von den Zentren der Revolution befanden. Eigentliche Liederfreudigkeit scheint übrigens auch 1848 in Berlin nicht geherrscht zu haben. Darauf deutet schon Freiligrath in seinem Gedicht »Berlin« hin:

Da war kein Lied, kein ca ira ...

Und was an Dichtungen erstand, wurde meist bald vergessen. Wie wenig sich die Revolutionslieder im Volksgesang behaupteten, läßt eine Äußerung Friedrich Engels' erkennen, den Schlüter gelegentlich der Zusammenstellung eines Liederbuchs befragte. Engels meinte (1885):

»Die Marseillaise des Bauernkriegs war: 'Eine feste Burg ist unser Gott', und so siegesbewußt auch Text und Melodie dieses Liedes sind, so wenig braucht und kann man es heute in diesem Sinne fassen. Sonstige Lieder der Zeit finden sich in Sammlungen von Volksliedern 'Des Knaben' Wunderhorn' usw. Da findet sich vielleicht noch einiges. Aber der Landsknecht hat schon damals unsere Volkspoesie stark in Beschlag genommen. Von ausländischen kenne ich nur das schöne altdänische Lied von Herrn Liedmann, das ich im Berliner 'Sozialdemokrat' 1865 übersetzt habe. Chartistenlieder gibt's allerlei, aber jetzt nicht mehr zu haben. Eines sing an:

Britannia's sons, though slaves you be,
God, your creator, made you free;
To all he life and freedom gave,
But never, never made a slave. . . .
(Englands Söhne, ob ihr auch Sklaven seid,
Gott, euer Schöpfer, schuf euch frei;
Allen gab er Leben und Freiheit,
Aber niemals, niemals schuf er Sklaven. . . .)

Weiter weiß ich's nicht mehr. Alles das ist verschollen; übrigens war diese Poesie auch nicht viel wert. 1848 herrschten zwei Lieder nach derselben Melodie: 1. Schleswig-Holstein . . . 2. Das Heckerlied.

Hecker, hoch dein Name schalle
An dem ganzen deutschen Rhein,
Deine Großmut, ja dein Auge
Flößen schon Vertrauen ein.
Hecker, der als deutscher Mann
Vor der Freiheit sterben kann.

Ich denke, das genügt. Dann die Variante:

Hecker, Strube, Blenker, Jiz und Blum,
Bring die deutsche Fersche um!

Überhaupt ist die Poesie vergangener Revolutionen (die Marseillaise stets ausgenommen) für spätere Zeiten selten von revolutionärem Effekt, weil sie, um auf die Massen zu wirken, auch die Massenvorurteile der Zeit wiedergeben muß. Daher der religiöse Blödsinn selbst bei den Chartisten. . . . Ernst Drahn.

Zunahme der Frauenarbeit. Der Krieg hat in vielen Industrien eine beträchtliche Zunahme der Frauenarbeit bewirkt. Besonders gilt das von der deutschen Metallindustrie. Nach statistischen Erhebungen des Metallarbeiterverbandes waren in den von seinen Lohnbewegungen erfaßten Betrieben beschäftigt:

1914 . . .	186120 Personen, darunter Frauen	12968 oder	6,8 Prozent
1915 . . .	387612	-	65138 - 16,8
1916 . . .	1079455	-	288362 - 26,7
1917 . . .	1920423	-	624688 - 32,5

Diese Steigerung der Frauenarbeit hatte auch eine starke Vermehrung der weiblichen Gewerkschaftsmitglieder zur Folge. Während im Durchschnitt des Jahres 1914 der Metallarbeiterverband nur 2520 weibliche Mitglieder hatte, ist deren Zahl im Jahre 1917 auf 62 067 gestiegen, eine Zunahme um 36 860 Frauen oder 176 Prozent.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 12

Ausgegeben am 20. Dezember 1918

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Gegenwarts- und Zukunftsstaat.

Von Ferdinand Tönnies.

Der rasche Sieg der Revolution im Reich und in den Einzelstaaten muß aus mehreren zusammenwirkenden Ursachen, die ihm günstig waren, erklärt werden. Um meisten daraus, daß die Zeitergebnisse eine dem Reich und folglich auch den Einzelstaaten entscheidend ungünstige Wendung genommen hatten — was gab es noch zu retten? Die Stimmung der Verzweiflung erleichtert sich selber als Stimmung der Resignation. Ubrigens aber muß man auch hier, wie auch beim Krieg und anderen Katastrophen, innere Ursachen und äußere Anstöße sorgfältig unterscheiden. Der gegenwärtige Staat, der nur ein Augenblicksgebilde ist, aber dadurch sich rechtfertigt, daß er den zukünftigen Staat vorbereitet, ist nur dadurch möglich, daß er trotz der ungeheuren Veränderung seiner Formen dem vergangenen Staat seinem Inhalt nach sehr ähnlich sieht, daß dieser in jenem fortzudauern scheint, nein, wirklich fortbauert. Die Versuche, auch nur die Grenzen der Einzelstaaten zu verschieben, neue Republiken zusammenzuschweißen, zeugen nur von Mangel an politischem Denken, an politischer Erfahrung.

Was wäre aus den Arbeiter- und Soldatenräten als vorläufigen Inhabern der Souveränität geworden, wenn die gesamte Beamtenschaft der Verwaltung in den größeren Staaten, vollends nun diejenige der großen gemischten Verwaltung der preussisch-hessischen Eisenbahnen und der Reichsverwaltung der Post, ihre Arbeit auch nur für drei Tage eingestellt hätte? Ja, wenn auch nur deren Oberleitung versagt hätte? Die Dauer der neuen Spitzen über diese drei Tage hinaus wäre zweifelhaft gewesen.

Es ist, wie es scheint, keinen Augenblick daran gedacht worden, die Arbeit einzustellen. Wo Störungen und Unterbrechungen des Dienstes vorgekommen sind, waren sie gewaltsamen Eingriffen der neuen Oberbehörden zuzuschreiben, die selber noch nicht begriffen hatten, daß ihnen nur als Glieder in einem komplizierten Mechanismus eine Aufgabe und ein Sinn zukomme, die vielmehr wie Kinder, die auf die Tasten schlagen, meinen, Klavier zu spielen, so das ungewohnte Regime begriffen. Es kommt hier nicht darauf an, die Beweggründe zu prüfen und zu würdigen, von denen die Beamtenschaft bei ihrem Verhalten geleitet wurde. Merkwürdig ist für uns die Lehre, die sich daraus ergibt — die an sich nicht neu ist, aber nicht in schlagenderer Weise benützt werden könnte —, die Lehre nämlich, daß die Bürokratie trotz aller Umstände und aller Namen als »Kaiserliche Post«, »Kaiserliche Gesandtschaft«, als herzogliche, großherzogliche usw. Regierung, Justiz, Eisenbahnverwaltung, Universität usw. nicht den Monarchen, selbstverständlich nicht deren Personen, aber auch nicht deren staatsrechtlichen Funktionen, sondern daß sie ausschließlich dem Reich und den Staaten diene und ferner dient — ja, daß sie durchweg in diesen deutschen

Staaten, ungeachtet der monarchischen Formen und Überlieferungen, weit vollkommener und bewußter den Staatsgedanken erfüllt hat als etwa in den Vereinigten Staaten von Amerika oder gar von Mexiko oder Brasilien — was manchem Nichts-als-Republikaner eine etwas unbequeme Einsicht sein mag.

Wir wissen nicht, was die weitere Zukunft in sich birgt, welche Irrtümer oder Enttäuschungen sie enthalten möge. Aber für den Blick in die Ferne wird immer gelten: *le présent est gros de l'avenir* — die Gegenwart geht schwanger mit der Zukunft —, mag dieser eine leichtere oder schwere Geburt beschieden sein. Doch »man kann die Geburtswehen abkürzen«. Aber — wir kehren hier die Gedankenfolge um, ohne sie zu verändern, die in der ersten Vorrede des ersten Bandes des »Kapital« steht — auch wenn eine Gesellschaft dem Naturgesetz ihrer Entwicklung auf die Spur gekommen ist, kann sie naturgemäße Entwicklungsphasen weder überspringen noch wegdekretieren. Dies sei hier angeführt nicht als eine Ansicht, die Autorität für sich in Anspruch nimmt, sondern als einfache Feststellung einer Tatsache, als etwas, das sich von selbst versteht. Die deutsche Gesellschaft war, auch ohne Krieg und Revolution, einigermassen dem Naturgesetz ihrer Entwicklung auf die Spur gekommen — nicht am wenigsten mit Hilfe von Marx, Engels und ihrer Nachfolger, aber auch mit Hilfe anderer deutscher Denker und Forscher —, aber der Wahn, als ließen sich naturgemäße Entwicklungsphasen überspringen oder wegdekretieren, liegt so tief in der Seele derer, die stark wollen, aber schwach denken, daß er mißnichten für überwunden gelten darf.

Sicher ist — und das erklärt viele irrige Meinungen und überschwengliche Erwartungen —, daß die Entwicklung einen gewaltigen Ruck gemacht hat, der unter allen Umständen bedeutende Wirkungen auslösen wird. In der natürlichen Entwicklung ist eben jeder Geburtsakt ein solcher Ruck oder, wenn man lieber will, ein Sprung ans Licht; aber die historischen Geburten sind nicht in Stunden, auch nicht in Tagen und Wochen erledigt; sie können Jahrzehnte, ja Jahrhunderte dauern. Und das Neugeborene, je höher seine Organisation, um so zarter und schwächer ist es in früher Jugend, und um so mehr bedarf es der sorgfältigsten Hut, der vorsichtigsten Pflege.

Vor mehr als drei Jahren ließ ich, aufgefodert von den Herausgebern der Sammelchrift »Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland«, einige Seiten über Sozialpolitik nach dem Kriege beizutragen, eine Erörterung über deren Aussichten und Erfordernisse in folgende Sätze ausklingen: »Wenn heute in ihren Genossenschaften und deren Eigenbetrieben die Genossen das Bewußtsein unmittelbar ergreifen, daß sie für sich selber auch dann arbeiten, wenn sie keine 'Dividenden' herausziehen, so werden und müssen sie lernen, den Staat und das Reich als eine große, als die Gesamtgenossenschaft zu verstehen und zu würdigen, worin sie sich bewegen als in ihrem eigenen Hause; denn das ist doch der tiefste Sinn, in dem wir die 'soziale Frage' zu lösen versuchen können: daß dem Volksgenossen wieder eine Heimat geschaffen werde, daß der Besitzlose am Gemeineigentum und in der Gemeinwirtschaft sein Eigentum und seine Wirtschaft erkenne und finde, daß an die Stelle der Regierung über Personen die Verwaltung von Sachen und die Leitung von Produktionsprozessen treten solle.«

Dem kundigen Leser entgeht es nicht, daß hier auf die berühmte Stelle im »Anti-Dühring« hingedeutet wurde, worin verkündet wird: »An die

Stelle der Regierung über Personen trifft die Verwaltung von Sachen und die Leitung von Produktionsprozessen.« Freilich hat Engels in diesem Satze eine begreifliche Antithese aufgestellt, die nicht ohne weiteres auf die wirklichen Dinge angewendet werden kann. Tatsächlich hat es sich bei der Regierung über Personen immer auch um die Verwaltung von Sachen gehandelt — aus der Domänenverwaltung, das ist der Bewirtschaftung von Grund und Boden, ist das moderne Beamtentum vorzugsweise hervorgegangen —, und tatsächlich kann es keine Leitung von Produktionsprozessen geben, die nicht auch eine Willensbestimmung von Menschen für sich in Anspruch nähme. Und doch hat der Gegensatz einen großen Sinn. Der Staat regiert so lange über das Volk — über Land und Leute —, als er von ihm wesentlich verschieden ist, eine Anstalt, die wenigstens in erster Linie für eine Klasse oder sogar für eine einzelne Familie bestimmt ist und deren Interesse in sich verkörpert; das Regiment kann mit Wohlwollen in landesväterlicher Weise über die »Untertanen« ausgeübt werden, wie eine Herrschaft über Sklaven auch geführt werden kann und oft geführt worden ist; aber im einen wie im anderen Falle ist nur das Herrentum Eigentümer und Nutznießer der Sachen, eben dadurch verfügt es auch über die Personen oder wenigstens über deren Arbeitskräfte für seine Zwecke, mögen diese nun oft nur in Vermehrung der Habe oder Vermehrung der Macht bestehen. Was den Staat betrifft, so ist dies in der Idee und Theorie längst überwunden, viele Male ist erkannt und behauptet worden, daß der Staat Sache des Volkes oder daß er die Organisation des Volkes sei, also das Amt des Monarchen wie »seiner« Minister und Beamten »Dienst am Volke«. In der Wirklichkeit jedoch blieben und bleiben immer bedeutende Reste dessen, was der alte Göttinger Albrecht die privatrechtliche Auffassung des Staates genannt hat — in parlamentarischen und republikanischen Großstaaten etwas anders gestaltet als in monarchisch-konstitutionellen. Dort nämlich sind die eigenen, ihrer Natur gemäß relativ selbständigen sachlichen Organisationen des Staates viel schwächer entwickelt als in diesen; während die Unabhängigkeit von Personen, von Familien und ihren Gottheiten reiner zutage tritt. Eine herrschende Plutokratie hat naturgemäß eine heilige Scheu vor dem, was A. Wagner das Gesetz der wachsenden Staatsfähigkeiten genannt hat: so kennen England und die Vereinigten Staaten keine Staatsseisenbahnen; Frankreich hat nur einen schwachen Anfang damit gemacht und ist übrigens »das Land der Privatbahnpolitik, des staatlich organisierten Privateisenbahnmonopols« (v. d. Leyes). In den Vereinigten Staaten ist nicht einmal das Telegraphen- und Telephonwesen verstaatlicht. Außer Frankreich, das wenigstens das Erbe seiner alten Monarchie entwickelt hat, kennen diese Staaten keinen von entschiedener Staatsgesinnung erfüllten Beamtenstand; die Ämter werden nicht als Staatsdienst empfunden, sondern als mehr oder minder einträgliche Stellen, deren Ehre nicht in Betracht kommt, deren Einkünfte eine Bank oder ein großindustrieller Betrieb oder irgendeine Interessengesellschaft leicht überbieten kann. Man weiß, daß auch die deutschen Staatsbeamten dieser Weltgesinnung nicht mehr fremd waren, aber ein herrschendes Motiv war sie doch offenbar noch nicht geworden. Der deutsche Beamte hielt es doch für vornehmer, dem Staat zu dienen, als einem Privatmann oder einer Kapitalassoziation. Den persönlichen Eid der Treue gegen einen Monarchen hat mancher mit Widerwillen

geleistet, der Kundige aber immer mit dem Bewußtsein, daß die Treue nur dem Staat und dem Volke gelten könne. Bezeichnend ist auch, daß die Formel »Für König und Vaterland«, die in England unverminderte Geltung hat (»for King and Country«), in Preußen und im Deutschen Reiche neuerdings keine Verwendung mehr fand.

Man darf sagen, daß die Engels'sche Antithese recht hat, wenn man sie relativiert. Je mehr der Staat Verwaltung von Sachen und Leistung von Produktionsprozessen wird, um so weniger ist er seinem Wesen nach Regierung über Personen. Der Beamte kennt sein Recht und seine Obliegenheiten, im normalen Laufe der Geschäfte hat ihm kein Vorgesetzter etwas zu befehlen, was außerhalb dieses Kreises liegt: jener Operettenvers hat einen tiefen Sinn: »Der Bureaukrat tut seine Pflicht, mehr tut er nicht.« Nur in dem Maße, als Beamte selber von oben regiert, reglementiert, schikaniert und geschurigelt werden, haben sie das menschlich-allzumenschliche Bestreben, die unter ihnen stehenden Beamten und Arbeiter und schließlich auch das liebe Publikum wieder zu regieren, zu reglementieren, zu schikanieren und zu schurigeln. Je mehr aber der Dienst seine eigene innere Geselligkeit gewinnt, je mehr er durch sachliche Erfordernisse und Notwendigkeiten eindeutig und zwangsläufig bestimmt wird, um so mehr nimmt jenes Regiertwerden und Regieren ab zugunsten eines bewußten Zusammenwirkens zu gemeinsamem Zwecke und des gemeinsamen Volksdienstes, wie ihn die Natur der Sache verlangt. Je mehr der gemeinsame Zweck und der Volksdienst verdunkelt ist durch Überlieferungen, durch scheinbare Zwecklosigkeit der Tätigkeiten, wie beim militärischen Friedensdienst, um so mehr blüht noch das eigentliche Regieren — daher im Felde schon viel weniger, wenn es auch durch die Langwierigkeit des Krieges verhängnisvoll wieder auflebte. Im modernen Staat ist nächst dem Militärdienst das Steuerwesen und die gesamte Polizei das natürliche Gebiet der Regierung, die sich »ungelitten« macht, weil in diesen Gebieten die Zweifachheit und Zerspaltung von Staat und Volk unmittelbar zutage tritt und die Beamten als ihre Aufgabe empfinden, das Interesse des Staates gegen das Volk gebietend, fordernd, hemmend und abwehrend zu vertreten, wovon zum Beispiel bei der Post und bei der Eisenbahn keine Rede sein kann. Je mehr also der reine Verwaltungsstaat sich ausbildet und verstärkt, um so mehr werden jene Gebiete ihm angepaßt und untergeordnet, insoweit also zurückgebildet werden. Während der »Rechtsstaat«, den man dem Polizeistaat entgegenwälzen wollte, nur das Herübernehmen von Gedanken und Einrichtungen, die ihrer Natur nach hinter dem Polizeistaat lagen, bedeutet, ist hingegen der echte Verwaltungsstaat die planmäßige Umwandlung des durch Verwaltungsrecht schon geordneten Polizeistaats in ein zeitgemäßeres soziales Gebilde.

Angebahnt kann sie nicht durch Verstaatlichungen allein werden, deren rasche Vermehrung den ganzen Prozeß eher schwer gefährden würde, sondern auch durch Einrichtungen, die den Privatunternehmungen fühlbar und wahrnehmbar machen, daß sie ihr Recht auf Fortdauer nur dadurch und insoweit wahren können, daß und weil es dem anerkannten öffentlichen Interesse entspricht; daß und weil also der Unternehmer offenbar als eine Art von Oberbeamter im Namen der Gesamtheit seine Funktionen ausübt,

wie es ihm als einem »Kapitän der Industrie« schon oft in guter Meinung zur stiftlichen Vorschrift gemacht worden ist, natürlich ohne nennenswerte Wirkungen. Angebahnt kann jene Umgestaltung ferner werden durch Förderung des Konsum- und Produktionsgenossenschaftswesens, das auf privater Grundlage den Gedanken des Zusammenleitens für den gemeinsamen Vorteil anstatt für den Gewinn weniger, zumeist sogar an der Arbeit unbeteiligter Personen nach seinen bisher noch schwachen Kräften zu verwirklichen gewagt hat.

Die wirtschaftliche Lage des Baugewerbes.

Von A. Ellinger.

Wohl kaum ein Gewerbe und kaum eine Industrie Deutschlands hätte nach dem Kriege bei kürzerer Kriegsdauer und einem für uns günstigen Kriegsausgang Aussicht auf eine bessere Konjunktur gehabt, als das Baugewerbe. Es brauchte kein deutscher Schwertsfriebe zu sein: ein Verständigungsfriede, wie ihn die deutsche Sozialdemokratie immer erstrebte, hätte genügt, um unserem Wirtschaftsleben wieder eine solide Grundlage zu geben, ja gerade er hätte die besten Voraussetzungen geschaffen, um unsere Welt handelsbeziehungen wieder aufzunehmen und unsere Industrie bald wieder im alten Umfang in Gang zu setzen. Aus einem auf internationaler Verständigung begründeten Wirtschaftsleben hätte sich in Deutschland bald ein gewaltiges Bedürfnis an Bauten aller Art ergeben: an Industriebauten, öffentlichen Bauten, Denkmälern, Bahn- und Kanalbauten, städtischen Wohnhäusern, ländlichen Siedlungen und anderem mehr. Hunderttausende Arbeiter hätten hier lohnende Beschäftigung gefunden, und ihre Kaufkraft hätte anregend auf zahlreiche andere Gewerbe und Industrien gewirkt. Daneben hätte das deutsche Baugewerbe auch in den anliegenden Grenzgebieten und wahrscheinlich weit darüber hinaus reichlich Arbeit zu erwarten gehabt.

Auf so günstige Aussichten hat das Baugewerbe nach dem jetzigen Kriegsausgang leider nicht zu rechnen. Durch die Friedensbedingungen, die uns allem Anschein nach die Entente aufzuerlegen gedenkt, wird, auch wenn es nicht zum Schlimmsten, zum Zerfall Deutschlands in kleine Partikel, kommt, unsere Wirtschaftskraft aufs stärkste geschwächt und unser Wirtschaftsleben in schärfster Weise eingeeengt. Das wird auch für das Baugewerbe sehr betrübliche Folgen haben, selbst wenn es bald gelingt, wenigstens im Innern des Reiches Ordnung zu schaffen und die uns noch verbliebenen Wirtschaftskräfte neu zu organisieren.

Immerhin hätte, wenn nur die wirtschaftlichen Bedürfnisse maßgebend wären, das deutsche Baugewerbe auch beim jetzigen Kriegsausgang in der ersten Zeit nach dem Kriege leidlich zu tun. Ist auch für eine industrielle Bautätigkeit in größerem Umfang augenblicklich kein Bedürfnis vorhanden, so ist das Bedürfnis an Bauten anderer Art, namentlich an Wohnungsbauten, um so größer. Die Wohnungsnot, die schon in den letzten Kriegsjahren in vielen Orten einen sehr bedenklichen Umfang angenommen hat, wird sich nach der Demobilisierung unserer Heere trotz all der Verluste, die wir während des Krieges im Felde und infolge von Krankheiten und Seuchen in der Heimat hatten, noch verschärfen und stellenweise geradezu

gefährlich werden. Schon allein um das Bedürfnis an gesunden Wohnungen für unsere Kriegsgefrauten und für diejenigen zu befriedigen, die sich bald nach dem Kriege verheiraten werden, könnte das Baugewerbe nach dem Kriege eine gute Konjunktur haben, zumal auch die zahlreichen während des Krieges vernachlässigten Instandsetzungsarbeiten, Reparaturen, Umbauten usw. zahlreiche Kräfte beanspruchen werden. Aber leider stehen der Befriedigung dieser Bedürfnisse zurzeit so große Schwierigkeiten gegenüber, daß das Baugewerbe zunächst allem Anschein nach einer trostlosen Zeit entgegengeht.

Von diesen Schwierigkeiten ist augenblicklich nicht einmal die vorgeschrittene Jahreszeit die größte, obwohl natürlich auch sie die Wiederaufnahme der Bautätigkeit stark behindert. (Dieser Umstand hätte übrigens auch bei einem für Deutschland günstigen Kriegsausgang die sofortige volle Wiederaufnahme der Bautätigkeit stark behindert, doch hätte es sich dann nur um einen verhältnismäßig rasch vorübergehenden Zustand gehandelt.) Viel ernster ist der Baustoffmangel, verbunden mit der Transportmittel- und Kohlennot. Das Baugewerbe kann zwar seine Rohstoffe aus dem Inland beziehen; es war insofern während des Krieges und ist auch während der Übergangswirtschaft besser gestellt als jene heimischen Wirtschaftszweige, die ihre Rohstoffe aus dem Ausland, vielleicht sogar von Übersee beziehen müssen. Aber das ändert leider nichts an der Tatsache, daß heute an Baustoffen nur absolut unzureichende Mengen vorhanden sind. Die ganze Organisation unserer Kriegswirtschaft, die Einstellung unserer gesamten Industrie auf den Kriegsbedarf hat zu diesem betrüblichen Zustand geführt.

Am schlimmsten und gefährlichsten ist der Mangel an Ziegeln. Die Ziegeleien wurden schon in den ersten Kriegsjahren bis auf einen kleinen Rest stillgelegt, ihre Arbeitskräfte, Pferde und zum Teil sogar ihre Maschinen wurden weggeholt; die bei Kriegsausbruch in ziemlich großen Mengen vorhandenen Ziegel wurden später beschlagnahmt und in der Kriegswirtschaft, besonders zur Durchführung des »Hindenburgprogramms« verbraucht. Ende 1917 waren von 18 000 deutschen Ziegeleien nur noch 550 in Betrieb. Alle im Laufe des letzten Jahres von den Arbeitern und den Unternehmern des Baugewerbes sowie von einem großen Teil der Öffentlichkeit an die maßgebenden Behörden gerichteten Mahnungen, für die Wiederingangsetzung eines größeren Teiles der Ziegeleibetriebe Sorge zu tragen, um bei Beendigung des Krieges wenigstens einen halbwegs zureichenden Ziegelvorrat zur sofortigen Wiederaufnahme der Bautätigkeit zu haben, blieben ohne nennenswerten Erfolg. Es fehlte an Kohlen, Transportmitteln und Arbeitskräften. Leider läßt sich auch heute, wo gewiß genügend Arbeitskräfte vorhanden wären, die Ziegelproduktion nur in unzureichendem Umfang wieder aufnehmen. Nicht nur, daß die vorgeschrittene Jahreszeit das Trocknen neugestrichener Ziegel unmöglich macht: ein Teil der stillgelegten Lehmgruben ist während des Krieges erschossen und muß vor der erneuten Lehmgewinnung erst ausgepumpt werden. Die Pumpen stehen aber zum Teil unter Wasser und müssen durch andere ersetzt werden. Ferner fehlt es nach wie vor an Kohle zur Wiederaufnahme der Betriebe und an Transportmitteln, um die für die Wiederaufnahme der Betriebe nötigen Betriebsmittel heranzuschaffen.

So wird es Frühjahr werden, bevor die Ziegelproduktion wieder in stärkerem Umfang aufgenommen werden kann, und Sommer, ehe dem Baugewerbe größere Ziegelmenngen zur Verfügung stehen. Ob dann genügend Transportmittel vorhanden sind, um die Ziegel auf dem Wasser- und Landweg in die Baubezirke zu schaffen und sie auf die Baustellen zu rollen, ist auch noch zweifelhaft.

Nicht ganz so schlimm wie der Ziegelmangel ist der Mangel an anderen Baustoffen: an Kalk, Zement, Holz usw. Zement, der auch für die Kriegswirtschaft beschlagnahmt war, ist noch verhältnismäßig reichlich vorhanden, und außerdem kann die Zementproduktion auch bei vorgeschrittener Jahreszeit rasch gefördert werden. Aber Zement ist viel mehr ein Baustoff für Tiefbauten sowie für große industrielle und öffentliche Bauten als für den Kleinwohnungsbau. Dieser kann deshalb durch das Vorhandensein von Zement nur wenig gefördert werden. An Kalk herrscht ziemlich Mangel, doch ist auch die Herstellung genügender Mengen von Kalk weit weniger schwierig als die Herstellung genügender Ziegelmenngen, wenn natürlich auch hier die Transport Schwierigkeiten nicht zu unterschätzen sind. Ähnlich ist es mit dem Bauholz. Zum Glück sind von diesen Baustoffen noch ziemlich beträchtliche Mengen im Besitz der Heeresverwaltung. Es ist zu fordern, daß sie umgehend freigegeben und dem Baugewerbe zugeführt werden. Weitere Schwierigkeiten für die umfangreiche Wiederaufnahme der Bautätigkeit sind: der Baugeldmangel, die hohen Baustoff- und Baulandpreise und natürlich auch die verhältnismäßig hohen Arbeiterlöhne. Über die Steigerung der Baustoffpreise mag folgende Tabelle Auskunft geben.

Es kosteten in Berlin	Juli 1914 Mark	Dezember 1918 Mark	Dezember 1917 Mark
1000 Hintermauerungssteine 1. Klasse	18,50 bis 21,50	32,— bis 40,—	60,— bis 75,—
1000 Berliner Kalksandsteine . . .	16,50 - 19,50	35,— - 38,—	63,— - 68,—
1000 Hintermauerungsklinker . . .	21,50 - 25,50	35,— - 50,—	74,— - 80,—
1000 Hartbrandziegel	25,50 - 30,—	43,— - 51,—	75,— - 80,—
1000 Rachen. Handstrichziegel . . .	35,— - 48,—	60,— - 76,—	115,— - 125,—
1000 Lauf. gelbe Verblender . . .	46,— - 60,—	60,— - 100,—	150,— - 190,—
Zement 170 Kilogramm	5,85 - 7,50	9,50 - 11,50	20,25 - 23,85
Putzgips 75 Kilogramm	1,60 - 1,70	3,40 - 3,80	4,— - 4,50

Das ist in dreieinhalb Jahren eine Steigerung um das Drei- bis Vierfache des Friedenspreises. Inzwischen wurden aber die Baustoffpreise noch weiter erhöht. Demgegenüber ist die Steigerung der Arbeiterlöhne, die allerdings heute auch weit über 100 Prozent ausmacht, noch ziemlich bescheiden. Die Preise der Baugrundstücke wurden durch das fluchwürdige Treiben der Terraingesellschaften schon vor dem Kriege maßlos in die Höhe getrieben. In den letzten Jahren wurden sie noch weiter erhöht. Infolge der ständig steigenden Nachfrage nach Wohnungen und der Erhöhung der Mieten fand in den letzten beiden Jahren ein starker Umsatz in Grundstücken statt. Kriegsgewinnler, die ihre Beute in Grundstücken anlegen, Industrielle, die sich für die Zukunft Baugelände sichern, schließlich auch Gesellschaften, die Gelegenheit zu Abschreibungen schaffen wollten, haben dabei durchweg sehr hohe, zum Teil außerordentlich hohe Preise gezahlt. Durch alles das wird natür-

lich das Bauen sehr stark verteuert, und da die Steigerung der Mieten in gleichem Maße wie die Baukostensteigerung nicht möglich ist, so wird das Bauen auf eigene Rechnung für Private wie gemeinnützige Gesellschaften unrentabel und faktisch unmöglich gemacht.

Und noch ein Umstand wirkt heute der schleunigen und großzügigen Herstellung von Wohnhäusern entgegen, nämlich die Unsicherheit unserer gesamten wirtschaftlichen Zukunft. Infolge des unglücklichen Kriegsausganges — und zum Teil auch infolge der innerpolitischen Umwälzung — weiß man augenblicklich noch nicht, wie sich in Zukunft unsere gesamte industrielle Entwicklung und damit unsere Bevölkerungsbewegung gestalten wird. Es ist möglich, daß große Industriezentren, die bei günstigem Kriegsausgang mit einer raschen Bevölkerungsvermehrung durch Zuzug usw. hätten rechnen können, nun infolge industrieller Verschiebungen auf eine weitere Bevölkerungszunahme werden verzichten, unter Umständen sogar mit einer mehr oder weniger raschen Entvölkerung werden rechnen müssen. Ebenso ist damit zu rechnen, daß die Verstaatlichung mancher Wirtschaftsbetriebe eine größere Bevölkerungsverschiebung mit sich bringt. Es ist nicht unmöglich, vielmehr wahrscheinlich, daß infolge des unglücklichen Kriegsausganges und der innerpolitischen Umwälzung ein starker Rückstrom unserer industriellen Bevölkerung aufs Land einsetzt. Eine solche wirtschaftliche Unsicherheit muß natürlich auch auf den Bau von Arbeiterwohnungen hemmend wirken. Man baut nicht gerne, wenn man nicht weiß, ob man in einigen Jahren für die Bauten auch noch Verwendung hat.

Diese Schwierigkeit könnte indessen wenigstens zum Teil überwunden werden, wenn man endlich schleunigst die Ausführung der längst geplanten Kriegerheimstätten und der ländlichen Siedlungen in Angriff nehmen wollte. Man schüfe damit nicht nur rasch Arbeit für das Baugewerbe, sondern man entlastete auch den städtischen Arbeits- und Lebensmittelmarkt, indem man wenigstens einen Teil von unserer vielleicht dauernd überflüssig werdenden industriellen Bevölkerung und einen Teil unserer Kriegsbeschädigten planmäßig produktiver landwirtschaftlicher Tätigkeit zuführte. Man darf wohl hoffen, daß unsere sozialistische Regierung diese Pläne energisch fördern und durch die Verstaatlichung des Latifundienbesitzes noch erweitern wird.

Aber damit allein ist die augenblicklich herrschende Wohnungsnot nicht zu beheben, zumal ja auch der Siedlungsbautätigkeit Baustoffmangel und Baustoffsteuerung hemmend im Wege stehen. Um diese Schwierigkeiten zu überwinden, hat man nach allerlei Auswegen gesucht. Auf der einen Seite ist man bemüht, das Bauen zu verbilligen: durch Anwendung sparsamer Baustoffe, Vereinfachung der Konstruktion, Typisierung der Bauteile und ähnliches. Es hat sich zur Förderung dieses Gedankens im »Reichsverband für sparsame Bauweise« eine besondere Organisation gebildet, in der außer zahlreichen höheren Bautechnikern und Baubeamten auch Sozialpolitiker und Vertreter der gewerkschaftlich organisierten Arbeiterschaft mitwirken. Die im August dieses Jahres als Teil der Leipziger Mustermesse veranstaltete erste deutsche Baumeße stand stark unter dem Einfluß dieser Bestrebungen, und gegenwärtig findet in Berlin eine »Ausstellung sparsamer Baustoffe« statt, die unmittelbar von den Wortführern der Bewegung für sparsame Bauweise veranlaßt ist.

So notwendig angesichts des unglücklichen Kriegsausganges und der damit verbundenen wirtschaftlichen Verarmung unseres Volkes in Zukunft die größte Sparsamkeit in unserem Bauwesen ist, so ist doch gegen diese Bewegung einiges Mißtrauen am Platze. Denn es besteht die Gefahr, daß diese Bewegung die Sparsamkeit auf Kosten der Gesundheit, der Wohnlichkeit und Behaglichkeit der breiten Volksmassen übertreibt und daß die wahrlich nicht sehr großen kulturellen Errungenschaften auf dem Gebiet unseres Wohnungswesens durch die Einführung einer ganz primitiven Bauweise (Erdgrubenhäuser, Lehm-, Stampfbeton- und Holzbauten) wieder verlorengehen. Für das Baugewerbe brächte die Einführung solcher Bauweisen die schwersten wirtschaftlichen Nachteile, da sich die Sparsamkeit durch die Ausschaltung zahlreicher Arbeitskräfte auf seine Kosten vollziehen würde.

Auf der anderen Seite ist man bestrebt, die Wohnungsbautätigkeit durch die Bereitstellung öffentlicher Mittel zu fördern. Reich, Staaten und Gemeinden haben sich noch unter dem alten Regime bereit erklärt, gemeinnützigen Bauvereinigungen und privaten Unternehmern Baukostenzuschüsse zu gewähren, die der Abbürdung der Baukostenübersteuerung dienen und die den Bau von Wohnungen trotz der augenblicklichen hohen Baukosten auch bei verhältnismäßig niedrigen Mieten rentabel machen sollen. Der Reichstag hat für diesen und für ähnliche Zwecke 500 Millionen Mark bewilligt, wovon der Bundesrat durch Verordnung vom 31. Oktober dieses Jahres vorläufig 100 Millionen zur Verfügung stellte. Die Zuschüsse werden nur für solche Gebiete gewährt, in denen ein dringendes Bedürfnis nach Klein- und Mittelwohnungen für die städtische und ländliche Bevölkerung besteht. Von den Zuschüssen trägt das Reich die Hälfte, vorausgesetzt, daß die Bundesstaaten oder Gemeinden ihrerseits allein oder zusammen die weitere Hälfte aufbringen. Darauf bezügliche Beschlüsse wurden bereits von vielen Gemeinden und Bundesstaaten gefaßt. So hat die Wohnungskommission des Preussischen Abgeordnetenhauses diesem Parlament kurz vor seiner Auflösung durch die revolutionäre Regierung zur Bewilligung von Baukostenzuschüssen die Gewährung von 150 Millionen Mark vorgeschlagen, ferner von weiteren 150 Millionen zur Übernahme von Hypotheken zur Förderung des Kleinwohnungsbaues und von abermals 50 Millionen zu anderweitiger Förderung des Wohnungswesens.

Alle diese Maßnahmen wurden schon zu einer Zeit vorbereitet, als man in Deutschland fast ganz allgemein noch auf einen siegreichen Ausgang des Krieges hoffte. Aber schon damals wußte man, daß man die nach Kriegsende eintretende Wohnungsnot durch Neubauten nicht mit der nötigen Schnelligkeit werde beheben können. Man sann deshalb schon damals auf Maßnahmen, um bei Kriegsende für die Massen der Wohnungslosen wenigstens bis zur Herstellung ausreichender Dauerbauten bescheidene Unterbringungsmöglichkeiten zu schaffen. Zu diesem Zweck wurde der Ausbau hygienisch mehr oder minder einwandfreier Dach- und Kellerräume zu Wohnungen behördlich erlaubt. Ferner wurde der Umbau großer Wohnungen in Kleinwohnungen, die Einrichtung von Läden, Werkstätten, Lagerräumen und öffentlichen Gebäuden zu Wohnzwecken sowie die Aufstellung von Notbaracken vorgesehen. Die meisten dieser Arbeiten wurden, wie die Herstellung von Baustoffen und die Inangriffnahme von Dauerwohnungen, immer

wieder hinausgeschoben. Man wollte nach der Einleitung des Waffenstillstandes die nötigsten Arbeitskräfte für diese Zwecke freigeben und rechnete im übrigen mit einer sich über Monate hinziehenden schrittweisen Demobilisation. Infolge der so plötzlich über uns hereingebrochenen Demobilisation war es nicht mehr möglich, auch nur die in Aussicht genommenen Notwohnungen in halbwegs ausreichender Zahl rechtzeitig fertigzustellen. Angesichts der großen Notlage, in der wir uns heute befinden, und den großen dem Dauerwohnungsbau sich entgegenstellenden Schwierigkeiten bleibt deshalb nichts anderes übrig, als mit größter Beschleunigung weitere Notwohnungen einzurichten. Für das Baugewerbe gibt es dabei allerdings nur wenig zu tun.

Die Aussichten für das Baugewerbe sind demnach für die nächste Zeit im allgemeinen ganz außerordentlich schlecht. Zwar gibt es infolge der Zurückstellung notwendiger Reparaturen während des Krieges in Stadt und Land eine ganze Menge Instandsetzungsarbeiten, aber auch bei diesen Arbeiten werden nur verhältnismäßig wenig Arbeiter gebraucht. Dazu kommt noch, daß selbst diese Arbeiten infolge der vorgeschrittenen Jahreszeit zum Teil nicht mehr ausgeführt werden können. Auch werden sich hier die hohen Baustoffpreise und die hohen Arbeiterlöhne in hemmender Weise bemerkbar machen. Wo, wie bei den Malern (Anstreichern) vielleicht reichlich Arbeit vorhanden wäre, wird es außerdem an wichtigen Materialien fehlen. Jedenfalls werden die Hunderttausende Bauarbeiter, die bereits aus dem Heeresdienst zurückgekehrt sind oder demnächst entlassen werden, bei diesen Arbeiten nicht im entferntesten unterkommen, zumal auch für die auf Kriegsbauten überflüssig werdenden Bauarbeiter Arbeit zu beschaffen ist. Es bleibt deshalb, wenn die Bauarbeiter nützliche Arbeit leisten und neue Werke schaffen sollen — und bei dem Stande unserer Volkswirtschaft ist das dringend nötig —, für die nächsten Monate nichts anderes übrig, als neben der leider recht unproduktiven, weil nur auf kurze Dauer berechneten Herstellung von Notwohnungen, der beschleunigten Baustoffherstellung und der Vorbereitung des Wohnungs- und Heimstättenbaues für das nächste Frühjahr (Ausfachungen, Straßenbau, Betonierungen usw.) auch umfangreiche öffentliche Arbeiten in Angriff zu nehmen. Es wäre unsinnig, die Mittel der Allgemeinheit durch die Unterstützung der Arbeitslosen in einem über die absolute Notwendigkeit hinausgehenden Maße nutzlos zu verwirtschaften, wo unser Wohnungsmangel ein öffentlicher Notstand ist und unsere ganze wirtschaftliche Lage dringend die Herstellung neuer Werte erheischt.

Die Verbände der Arbeiter und Arbeitgeber des Baugewerbes haben, um die Beschaffung von Arbeitsaufträgen zu fördern, die Arbeitskräfte planmäßig zu verteilen und auf die Bereitstellung von Rohstoffen, Geräten und Transportmitteln hinzuwirken, neuerdings wieder eine zentrale Arbeitsgemeinschaft mit Unterabteilungen in den Einzellstaaten, Provinzen und Städten gebildet. Möchten Behörden und Private ihren Anregungen und Forderungen ohne Säumen Rechnung tragen, damit das Baugewerbe, das so viele andere Gewerbe in Nahrung setzt, möglichst rasch zu produktiver Tätigkeit kommt und die herrschende Wohnungsnot durch die Herstellung ländlicher und städtischer Dauerbauten in einer für die Gesellschaft nützlichen Weise rasch und gründlich beseitigt wird!

Was ist Klassenkampf?

Von Karl Renner (Wien).

(Fortsetzung.)

3. Der unmittelbare Kampf gegen das Zinskapital.

Solange der Sozialismus vorwiegend vom Kleinbürgertum getragen war, spielte in ihm der Klassenkampf gegen das Zinskapital die Hauptrolle. Zwischen dem Kleinbürger und dem Wucherer, ob nun Geld- oder Warenwucher sein Beruf war, bestand ein persönlicher Kampf, und dieser trug alle Merkmale persönlichen Hasses. Ebenso verhielt sich der Agrarsozialist, der im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts viel von sich reden machte. Dem Arbeiter steht Kredit beinahe nur in der einzigen Form des Pfandkredits zur Verfügung, er ist dabei auf Pfandleihanstalten angewiesen, und diese Form des Wuchers wird noch dazu zumeist von öffentlichen Korporationen ausgeübt. Bis zur Stunde ist der Kampf gegen den Pfandleihwucher wie gegen den Ratenhandelwucher noch nicht von Bedeutung. Die Hauptinstitute des Kreditverkehrs, die Aktienbanken, stehen — abgesehen von ihrer Arbeitgeberfunktion, auf die es hier gar nicht ankommt — außerhalb jeder persönlichen Berührung mit der Arbeiterklasse, und der Kampf gegen sie ist der Arbeiterschaft als unmittelbar ökonomischer Kampf nicht verständlich und vorstellbar. Nichtsdestoweniger hat sie sich in den Konsumgenossenschaften, die vielfach zugleich auch Spar- und Borgvereine sind, eine Kampfeinrichtung zur Ausschaltung des Zinswuchers für die Arbeiterklasse vorgebildet. Indessen ist der Arbeiter, wie seltsam das klingen mag, eher Darlehensgeber als Darlehensnehmer. Jede Arbeiterfamilie, die Lohn für den Tag bezieht, aber von diesem Taglohn Monats-, Jahres- und Lebensausgaben zu bestreiten hat, ist gezwungen, von den Tagelöhnen Rücklagen zu machen. Sie tut dies nicht, um Kapital zu sparen und Kapitalist zu werden, sondern um einen Reservekonsumfonds für Zeiten der Krankheit, der Arbeitslosigkeit, für die Kinder, für die Eltern usw. zu schaffen, einen Reservefonds, der im Generationswechsel auch in der Regel aufgezehrt wird. Obwohl es sich dabei für den einzelnen Arbeiter nur um unbedeutende Beträge handelt, die zu diesem Zwecke in öffentliche Sparinstitute gelegt werden, so machen diese Rücklagen doch für das Proletariat eines ganzen Landes gewaltige Millionen aus, die die Arbeiterklasse der Kapitalistenklasse eines Landes ständig vorschießt und die in letzter Linie vom Bankkapital verwaltet und verwertet werden. Ein Stück Klassenkampf wäre es, diese Mittel für die Arbeiterschaft selbst zu verwenden, dadurch Konsum- und Produktivgenossenschaften zu fördern und den Herrschaftsbereich des Kapitalismus merklich einzuengen. Utopisch ist allerdings die Vorstellung, daß durch ein System kostenlosen Kredits (Proudhons *crédit gratuite*) der Kapitalismus wirksam bekämpft werden könnte.

4. Der unmittelbare Klassenkampf gegen das Grundeigentum.

Soweit der Grundeigentümer sein eigener Unternehmer ist und Lohnarbeiter beschäftigt, trifft ihn der gewerkschaftliche Kampf als Arbeitgeber und nicht in seiner Besitzfunktion. Wir kennen einige Beispiele gewerkschaftlichen Kampfes gegen die Grundherren, wie ihn die große Landarbeiterbewegung in Ungarn versucht hat. Der Grundeigentümer, der nicht selbst wirtschaftet, sondern verpachtet, steht als solcher im Klassengegensatz

zu seinem Pächter. Dabei ist der kapitalistische Pacht durch leistungsfähige Unternehmer (wie in Ungarn oder England) wohl zu unterscheiden durch den Arbeitspacht kleinerer Pächter wie in Irland, Finnland oder in den baltischen Ländern. Der Kampf der Kleinpächter ist ein Klassenkampf großen Stils und besonderer Methoden, auf die hier im einzelnen nicht eingegangen werden kann.

Tributpflichtig ist der Arbeiter dem Grundeigentümer als Wohnungsmieter. Hierin ist die Abhängigkeit wieder eine so persönliche und unmittelbare wie beim Industriekapital. Der Kampf gegen den Wohnungswucher als unmittelbar ökonomischer Kampf ist weder durch Boykott noch durch ein anderes, den gewerkschaftlichen ähnliches Kampfmittel zu führen. Mietervereinigungen dienen überwiegend dem Rechtsschutz und dienen dadurch dem proletarischen Klassenkampf. Ein wirksames Mittel ist hier die Genossenschaft. Die Bewegung zur Gründung von Bau- und Wohnungsgenossenschaften hat in den letzten Jahren stark an Umfang und an Bedeutung gewonnen. Die Bauassoziationen vermögen natürlich die Grundrente nicht auszuschalten, aber sie sind imstande, diese, wenigstens soweit sie steigt, ihren Mitgliedern einzeln oder in Gesamtheit zuzuführen. Im übrigen ist der Hausbesitz nicht allein als Grundeigentum, sondern als Kapitalbesitz zu werten. Die Baugenossenschaften mildern nicht bloß die ökonomische Ausbeutung, sondern beseitigen, das ist das Wichtigere, die persönliche Herrschaft und Unabhängigkeit und vermögen darum im Wege der Konkurrenz auch das Los derjenigen zu mildern, die noch zur Miete wohnen.

Der kurze Überblick der Kampfmittel, die dem Proletariat gegen das Grundeigentum geboten sind, verrät uns, daß ein direkt wirksames Mittel des ökonomischen Klassenkampfes gegen Grundeigentum und Grundrente fehlt, daß das Proletariat gegen die schlimmste Form der Ausbeutung auf dem Boden der Ökonomie selbst fast wehrlos ist, wenigstens so lange, als die Genossenschaftsbewegung nicht große Grundflächen zu erwerben in der Lage ist.

5. Der ökonomische Gesamtkampf.

Es gibt keine Abteilung des Kapitals, die nicht im Wege des rein ökonomischen Kampfes angegriffen und zurückgedrängt werden könnte. Am weitesten ab vom unmittelbaren Zugriff steht das Grundeigentum, ihm nahe kommt an Unberührbarkeit das zinstragende Leihkapital. Wohl hat auch in diesen zwei Punkten die Arbeiterklasse Mittel zur Hand, die kapitalistische Produktionsweise von innen heraus einzuschränken und ihre Gewalt zu mildern, aber sie tragen nicht weit.

Die Übersicht der ökonomischen Kampfmittel lehrt, daß jedes einzelne von ihnen, wenigstens in der Idee, über die kapitalistische Produktionsweise hinausweist. Die ökonomische Macht der Arbeiterklasse in einem Lande drückt sich darin aus, in welchem Grade sie jedes einzelne dieser Kampfmittel, in welchem Verhältnis zueinander sie dieselben und in welchem Umfang sie alle miteinander verwendet. Aber diese reale Macht besteht nicht etwa in der bloßen Vorstellungswelt oder in der bloßen Kampfleidenschaft der Arbeiter, sondern darin, daß der ökonomische Klassenkampf sich in ständiger Übung findet und nicht bloß organisiert ist, sondern sich in festen Einrichtungen gestaltet, daß er institutionell geworden ist. Die ökonomischen Institutionen der Arbeiterklasse sind das Rückgrat ihrer wirtschaftlichen

Kraft. Durch sie ist der Klassenkampf in Permanenz erklärt, ohne sie ist die Permanenzerklärung reine Phrase. Er wird geführt von dem dauernd bestellten Vertrauensmann in jeder einzelnen Fabrik und von der Gewerkschaft auf dem gesamten Arbeitsmarkt, von dem Verkäufer in jedem Konsumverein und von dem Einkäufer der Großeinkaufsgesellschaft auf dem Warenmarkt, von dem Funktionär der Kreditgenossenschaft auf dem Geldmarkt, vom Organ der Mietervereinigung oder der Baugenossenschaft gegenüber dem Grundeigentum usw.

Der Klassenkampf erstreckt sich so über ein unabsehbares Kampffeld und auf unzählige Einzelkämpfer, deren Kampftüchtigkeit und institutionell unterstützte Kampfbereitschaft für die Lage der ganzen Klasse im Lande entscheidend ist. Die Zentralinstitutionen der Klasse haben dabei die Aufgabe, die Kämpfer draußen zu orientieren, anzueifern, vor Irrtümern zu beschützen und in schwierigen Lagen zu verteidigen. Dabei wechselt das Gesamtbild des ökonomischen Klassenkampfes in der Zeit und von Land zu Land. In einzelnen Ländern überwiegt die gewerkschaftliche, in anderen die Genossenschaftsbewegung. Manche Zeit ist für die genossenschaftliche, manche für die gewerkschaftliche günstiger. So waren die letzten zwanzig Jahre steigender Preise auf dem europäischen Festland der Gewerkschaftsbewegung günstiger als der Genossenschaftsbewegung.

Die verschiedenen Methoden der erwähnten Bewegungen zeigen zugleich, daß jede einzelne ein Bruchstück sozialer Ordnung innerhalb der kapitalistischen Welt verwirklicht. Allgemein ausgedrückt, stellen sie an Stelle der wirtschaftlichen Autokratie und neben ihr ein Bereich wirtschaftlicher Demokratie her. Die Koalitionen, die den Kampf gegen das Industriekapital und zum Teil gegen das Grundeigentum führen, sind eine demokratische Einrichtung zur Regelung des Arbeitsverhältnisses und damit zur Ordnung des persönlichen Faktors jeder Produktion. Sie setzen an Stelle der Arbeitsherrschaft die freie, geordnete Arbeitsgemeinschaft. Die Assoziationen (Konsum-, Großeinkaufs-, Kredit-, Baugenossenschaften) schaffen an Stelle des individuellen Privateigentums und der Privateaneignung gemeinsamen Eigentum oder, wie die Genossenschafter es nennen, *social capital*. Noch ist es Kapital, und keine von dessen Funktionen ist aufgehoben; aber schon dient es nicht mehr der privaten Aneignung, sondern der Aneignung durch die Klasse. Diese Institutionen des ökonomischen Klassenkampfes verwalten also die sachlichen Voraussetzungen jeder Produktion in demokratischer Weise. Daraus ergibt sich die Unerläßlichkeit der Ausgestaltung der ökonomischen Kampfeinrichtungen. Ihre Bestimmung als Kampfmittel ist nur eine Seite ihres Wesens. Die andere Seite ist die erziehlische und vorbildende Funktion. Durch sie lernt die Arbeiterklasse die Leitung und Führung der Produktion mit eigenen, das ist sozialistischen Methoden. Und so reißt der ökonomische Klassenkampf noch im Schoße der kapitalistischen Welt die Vorbedingungen für die sozialistische. Eine Arbeiterklasse, die durch diese Schule nicht hindurchgegangen und diese Institutionen nicht geschaffen hat, ist gar nicht imstande, wenn ihr ein Zufall die Herrschaft in der Gesellschaft zuschanzt, diese auch zu führen und zu behaupten.

Unsere kurze Übersicht über die ökonomischen Kampfmittel hat aber zugleich gezeigt, daß, obwohl sie in der Idee über die kapitalistische Welt hinausweisen, dennoch an ihre ehernen Schranken gebunden sind. Sie vermögen

viel, aber nicht alles. Wenn auch die Gewerkschaften den industriellen Profit, die Genossenschaften den kaufmännischen Profit, den Kapitalzins und die Grundrente einzuschränken und eventuell merklich zu senken vermögen, aufheben können sie die Tatsache des Mehrwerts und der Mehrarbeit nicht. Zudem sind ihrer Wirksamkeit unübersteigbare Schranken gezogen. Für jede Gewerkschaftsbewegung gibt es Branchen und Produktionsmethoden (zum Beispiel den Ackerbau), die ihnen schier unzugänglich sind. Die Konsumgenossenschaften können im Wege des Großhandels und der Eigenproduktion nur einen beschränkten Teil des gesamten Warenmarktes und der gesamten Produktion beeinflussen. Das Leihkapital und die Grundrente aber sind einer wirklichen, gefährlichen und entscheidenden Bedrohung ganz entrückt. Selbst wenn man also zugibt, daß der ökonomische Klassenkampf der grundlegende Teil des Klassenkampfes ist, muß man bekennen, daß er von ihm nur ein Teil ist und als solcher noch nicht bis zum letzten Ende reicht. Darum ist die Beschränkung der Arbeiterbewegung auf den ökonomischen Klassenkampf, den man als *Ö k o n o m i s m u s* bezeichnen kann und der sich bald als Trade Unionismus oder Syndikalismus, teils als Kooperativismus äußert, teils in die Utopien des Tauschbanksystems oder des Staatskredits und Volksgeldsystems ausartet, immer nur eine Einseitigkeit.

II. Der politische Klassenkampf.

Der Ökonomismus ist weiter verbreitet, als man annimmt. Sein grundlegender Irrtum ist, daß er abstrahiert von Recht und Staat und also verkennet, welches gewaltige ökonomische Mittel die öffentliche Gewalt ist. Er hat allerdings sein geistiges Widerspiel in der umgekehrten Einseitigkeit, die ich Politizismus nennen möchte: alles und jedes soll die politische Partei-
bewegung und die Eroberung der öffentlichen Gewalt bewirken — der ökonomische Klassenkampf diene nur dazu, von diesem wahren Ziel abzulenken und die Bewegung zu versanden, außer in der Form, daß die notwendige Erfolglosigkeit des Ökonomismus die Arbeiterklasse immer mehr auf den politischen Kampf hinweise. Diese Einseitigkeit wird am meisten von solchen Kreisen der Bewegung vertreten, die außerhalb des industriellen Proletariats stehen und dessen ökonomische Notwendigkeiten nicht begreifen. Diese politizistische Richtung versteht unter Klassenkampf beinahe ausschließlich den politischen Kampf, und diesen noch dazu in der folgenden Einschränkung: Wenn die Arbeiterklasse sich politisch organisiert und ihre politische Macht in den Dienst ihres tagtäglichen, alles durchdringenden *ö k o n o m i s c h e n* Klassenkampfes stellt, so sieht diese Richtung darin schon eine Entartung. Die Partei, heißt es, versumpfe zu einer bloßen Labour party, zu einer bloßen Arbeiterpartei, welche lediglich die Gegenwartsinteressen der Klasse verrete. Ein Trugschluß, der sich schon dadurch widerlegt, daß alle rein ökonomischen Kampfmittel, wie bereits dargelegt, ihrer Natur nach auf die wirtschaftliche Demokratie und auf die soziale Ordnung hinführen und daß die unerlässliche Voraussetzung der sozialen Demokratie das Ausstreifen der ökonomischen Institutionen des Proletariats im Schoße der kapitalistischen Gesellschaft ist.

Der politische Kampf der Arbeiterklasse kann z u n ä c h s t gar keinen anderen Inhalt haben als die Arbeiterklasse selbst, als ihre zahllosen Tagesorgen und Tageskämpfe. Diesen Inhalt fassen wir übersichtlich

zusammen unter der Bezeichnung des »ökonomisch-politischen Kampfes«. Darüber hinaus hat der politische Kampf allerdings noch seine besonderen Ziele, die wir unter dem Titel »rein politischer Kampf« zusammenfassen wollen.

1. Der ökonomisch-politische Kampf.

Die politische Vertretung der Arbeiterklasse steht in ständiger Wechselwirkung mit dem realen und unmittelbaren Klassenkampf, und alle Abteilungen, die dieser aufweist, kehren hier wieder.

Erstens der politische Vorkampf für die Gewerkschaften. Die Gewerkschaften erkämpfen die Verkürzung der Arbeitszeit, die politische Bewegung sichert die einmal gemachten Errungenschaften dauernd durch Arbeitszeitgesetze. Die Zehnstundenbill ist ein Erfolg des Klassenkampfes und als politischer Akt zugleich der gesetzliche Ausdruck einer bestimmten ökonomischen Macht der Arbeiterklasse und ohne diese nicht zu denken. Der gewerkschaftliche Kampf um eine Regelung des Arbeitsprozesses schafft das gesetzliche Widerspiel der Gewerbeinspektion. In Sphären aber, wohin die Gewerkschaftsbewegung nicht reicht, tritt das Gesetz an ihre Stelle. So in der Regelung der Heimarbeit und zum Teil der Frauen- und Kinderarbeit. Von den Gewerkschaften aufgegriffene und vorgebildete Einrichtungen werden von der Gesetzgebung übernommen und allgemein und automatisch durchgeführt: die Arbeiterversicherung. Das Zusammenwirken des ökonomischen und politischen Kampfes ist in diesen Fällen handgreiflich, es ist aber zugleich zu erkennen, daß der politische Kampf in mancher Sphäre (Heimarbeit) weiter trägt als der ökonomische, wie umgekehrt der ökonomische der Pionier des politischen ist (Arbeitszeitverkürzung). Im allgemeinen läßt sich sagen: Die Arbeiterschutzgesetze eines Landes sind der juristische Index für die ökonomische Macht der Klasse.

Zweitens: Die ökonomische Konsumentenbewegung findet ihre politische Stütze in der Genossenschaftsgesetzgebung, in der staatlichen Lebensmittelpolizei, in Konsumentenkammern. Der konsumgenossenschaftliche Wirtschaftsausschuß ist der erste Ansatz einer Konsumentenkammer in Österreich.

Drittens: Die geringe Reichweite der ökonomischen Mittel gegen das Grundeigentum fordert gerade in diesem Punkte die stärkste politische Nachhilfe. Die öffentliche Gesetzgebung und Verwaltung sorgt für Mieterchutz und Wohnungsinspektion und schafft eine staatliche Wohnungsfürsorge. Die Pächter Irlands zum Beispiel werden durch die englische Landesgesetzgebung geschützt und zum Teil emanzipiert. Gegen das Grundeigentum ist in letzter Linie nur die öffentliche Gewalt mächtig. Nur sie ist imstande, das Grundeigentum wirksam einzuschränken oder ganz aufzuheben (Rußland). Hier verrät sich die Tatsache, daß in einzelnen Fällen das Staatsgesetz das einzige Mittel der proletarischen Emanzipation bleibt.

Viertens: Der ökonomisch-politische Kampf insgesamt sichert die zeitweiligen Errungenschaften der Arbeiterklasse und ermöglicht es, den Organen und Einrichtungen, die sich der Arbeiter geschaffen hat, Beständigkeit zu geben. Ohne diese Beständigkeit bleibt jede Errungenschaft prekär, erst kraft der gesetzlichen Sicherung wird jede Errungenschaft zur *Institution*! Die Institutionen der Klasse sind die Bürgschaft ihres Aufstiegs, und ohne sie fällt die Klasse immer wieder zurück in den Ausgangszustand des

ungeregelten, unorganisierten Kampfes, das heißt, man muß immer wieder von vorn anfangen. Diese gesetzlichen Einrichtungen zugunsten der Arbeiterklasse schaffen einen neuen, von vielen Seiten verkannten Zustand. Der Staat, seine Gesetzgebung und Verwaltung, ursprünglich im Alleinbesitz der herrschenden Klassen, dienen zu einem stets wachsenden Bruchteil den arbeitenden Klassen, und je reifer die Klasse ist, um so mehr überwiegt die sogenannte soziale Verwaltung über die rein bürgerliche (Polizei- und Justiz-) Verwaltung. So wird der Staat zu einem Hebel der Emanzipation der arbeitenden Klassen. Er wird dies seinen herrschenden Klassen zum Troß. Damit reißt im Schoße des Gegenwartsstaats der Zukunftsstaat wie im Schoße der kapitalistischen Ökonomie der Sozialismus. Wäre das nicht der Fall, so entstünden eben nicht im Schoße der alten Gesellschaft alle Vorbedingungen der neuen. Der Inhalt und Umfang der sozialen Gesetzgebung und Verwaltung eines Landes ist ein Gradmesser für die Reife und Macht der arbeitenden Klassen in ihm. Wie die wirtschaftliche Demokratie die Grundlage aller dauernden Emanzipation und daher für die Arbeiterklasse wichtiger ist als die rein politische Demokratie, so ist die soziale Reife der Gesetzgebung für sie wichtiger als die Reife der Staatsverfassung oder der bürgerlichen Demokratie. Staaten mit zurückgebliebenen demokratischen, aber vorgeschrittenen sozialpolitischen Einrichtungen sind im Sinne des Sozialismus entwickelter als vollendete Demokratien ohne Sozialgesetzgebung. Der Primat der Ökonomie, den die materialistische Geschichtsauffassung lehrt, zwingt jedem Marxisten diesen Schluß auf, obschon vorwiegend demokratisch und weniger sozialistisch orientierte Sozialdemokraten gerade dies zu befreiten lieben.

(Schluß folgt.)

Volksmuseen.

Von Heinrich Cunow.

Die politische Umwälzung, die sich in den letzten Wochen vollzogen hat, fordert, wenn die heutige Erschütterung unseres gesamten gesellschaftlichen Lebens überwunden und das deutsche Volk im internationalen Staatensystem wieder die ihm gebührende Stellung einnehmen soll, nicht nur gebieterisch die Lösung einer langen Reihe politischer und volkswirtschaftlicher Aufgaben, sie stellt auch erneut ethische und wissenschaftliche Probleme zur Erörterung, die in den letzten Jahrzehnten der Vorkriegszeit unter dem Druck einer triebhaft aufstrebenden Spezialisierungssucht nicht genügende Beachtung gefunden haben. Vornehmlich gilt das meines Erachtens von der Hebung der Volkserziehung, worunter ich nicht die Versorgung der aufwachsenden Jugend mit einem bestimmten Schulwissen verstehe, sondern die Erziehung aller Gesellschaftsschichten, auch der sogenannten gebildeten, zu größerer Anteilnahme am Kulturleben ihres Volkes.

Wie auf wirtschaftlichem Gebiet herrschte auch in den letzten Jahrzehnten vor dem Krieg auf wissenschaftlichem Gebiet ein gewisses uneinheitliches Vorwärtshalten, ein Haschen nach Neuem und Besonderem, eine ungezügelte Eucht, in irgendeinem Fach etwas Neues zu finden und sich dadurch die Anwartschaft auf öffentliche Anerkennung zu verschaffen. Während sich aber dieses Streben in der Industrie als Antrieb zu manchen technischen

Neuerungen und Verbesserungen des Produktionsmechanismus erwies, hat es teilweise auf den wissenschaftlichen Arbeitsgebieten zu einer Vernachlässigung ernster Arbeitszucht, zum Drängen nach neuen Resultaten und ihrer baldigsten Verkündung in möglichst breiter Öffentlichkeit geführt. Die Folge war einerseits, daß oft, bevor noch eine halbwegs sorgfältige Nachprüfung der neugewonnenen Untersuchungsergebnisse erfolgt war, die Welt mit allerlei neuen Entdeckungen, Hypothesen, Konjekural-kombinationen belästigt wurde, die sich schon nach wenigen Monaten, manchmal schon nach einigen Wochen als völlig unhaltbar erwiesen, und andererseits, daß sich, da eigentliche Erfolge nur noch auf engen Spezialgebieten möglich schienen, ein Spezialistentum herausbildete, das jeden Überblick über die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Wissensgebieten verlor und nicht selten zu einer Fachbeschränkung gelangte, für die die Bezeichnung Fachidiotismus kaum zu hart erscheint. Die Frage: Wie verhält sich das betriebene Studium zu anderen Wissenschaften, inwieweit berühren und ergänzen sich ihre Forschungsgebiete und Forschungsergebnisse, welchem Zwecke dienen die angestellten Untersuchungen und welche Bedeutung haben sie für das geistige Leben unserer Zeit? — alle diese Fragen wurden oft gar nicht gestellt. Das Einzelstudium galt vielfach als ein in sich abgeschlossener Selbstzweck. Die soziologische Betrachtung der wissenschaftlichen Einzeltatsachen in ihrer Verknüpfung mit dem gesellschaftlichen Gesamtentwicklungsprozeß wurde nicht für angebracht gehalten — teils aus Unkenntnis dieses Prozesses, teils weil ein »Übergreifen« auf andere Spezialgebiete als zwecklos oder »unwissenschaftlich« erschien. Selbst so nahe verwandte Gebiete wie Ethnologie, Anthropologie, Prähistorik, Archäologie, Soziologie hatten nach der Meinung manches Fachgelehrten eigentlich nichts miteinander zu schaffen, und ihre möglichst genaue Abgrenzung gegeneinander galt daher als notwendige Voraussetzung wissenschaftlicher Leistung.

Bei dieser Beschränkung auf Spezialstudien konnte nicht ausbleiben, daß der eine Fachmann auf den anderen und dessen Fachgebiet mit einer gewissen Überlegenheit, manchmal sogar mit Geringschätzung herab sah. Nur sein eigenes Gebiet hatte nach seiner Ansicht Anspruch auf wahre Wissenschaftlichkeit. Das andere galt weit weniger. Um so ängstlicher aber betrachtete oft jeder seine Fachwissenschaft als eine Domäne, auf der nur er und seine Mitfachleute etwas zu suchen hatten, nicht die Fachleute einer anderen Disziplin, am wenigsten die unstudierten Laien. Je mehr manche Spezialisten ihre neuen Entdeckungen und Hypothesen an die große Glocke zu hängen strebten, desto mehr suchten sie ihr Fachgebiet vor den Blicken profaner Eindringlinge zu verschließen. Die Direktoren oder Vorsteher wissenschaftlicher Sammlungen, die sich am liebsten mit ihren Schätzen einschloßen und deren Betrachtung durch Laien, besonders wenn diese auch noch unsachmännische Fragen zu stellen wagten, fast als eine Entweihung ihrer Sammlung betrachteten, sind keineswegs ganz selten. Jedenfalls würden nicht wenige von ihnen es als eine sonderbare Zumutung betrachten, auch nur einen Teil ihrer Sammlung nicht nach ihren rein sachmännischen Prinzipien, sondern derart einzurichten, daß auch der gebildete Laie sich zurechtfindet und einen Überblick gewinnt.

In seinem jüngst veröffentlichten Aufsatz über »Die Kunst im freien Volksstaat« (Heft 10) nennt Edgar Steiger die Wissenschaft der Kunst »hoch-

mütige Zwillingsschwester«, der nur dann wohl sei, »wenn sie sich über das Leben erhebt, und die nicht eher ruht, bis sie allem Lebendigen das Blut abgezapft hat«. Das Urteil ist meines Erachtens allzu hart. Es gilt nicht von der Gesamtheit der Wissenschaften, sondern nur von jenem Teil, der zu engster Fachwissenschaft erstarrt, den Zusammenhang mit dem pulsierenden Leben verloren hat und gewissermaßen eine von diesem abgetrennte Sonderexistenz führt. Diese Wissenschaft dem geistigen Volksleben zurückzugeben, sie dem Volke nutzbar und zugänglich zu machen und damit dessen Anteilnahme am Kulturstreben der Gegenwart zu erhöhen, das wird eine der wichtigsten Aufgaben der nächsten Zukunft sein.

Damit ist selbstverständlich nicht gemeint, daß alle oder auch nur größere Teile des Volkes zu Wissenschaftlern erzogen werden sollen, wohl aber, daß in der breiten Volksmasse das Interesse für wissenschaftliche Kulturfragen geweckt und jedem Gelegenheit geboten werden soll, der dazu den ernststen Willen und die Fähigkeit besitzt, in ihm heute verschlossene Wissensgebiete einzudringen. Nötig ist dazu in erster Reihe eine Reform des Schulwesens, die weitere Teile des überlieferten Formel- und Gedächtniskrams beseitigt und das Selbstbetrachten und Selbstdenken anregt, vor allem der Ausbau des öffentlichen Vortrags- und des Volkshochschulwesens, ferner eine Umgestaltung unserer Museen, die heute immer noch größtenteils bloße Bildungsstätten für Fachgelehrte und Fachstudierende sind. Besonders gilt das von den wissenschaftlichen Museen, deren ganze Einteilung und Anordnung des Anschauungsmaterials meist derartig ist, daß nicht nur der sogenannte gewöhnliche Mann, sondern selbst der Gelehrte, sofern er nicht Fachmann ist, keinen Einblick in das betreffende Wissensgebiet zu erlangen vermag.

Als ein Beispiel führe ich, da mir dieses als Ethnologe am nächsten liegt, die ethnographischen Museen, besonders das Berliner Museum für Völkerkunde an. In gedrängter Fülle reiht sich hier, nach geographischen Gebieten geordnet, und zwar meist lediglich nach politisch-geographischen, ein Glaschrank an den anderen, oft so aufgestellt, daß der größte Teil des Inhalts sich im Halbdunkel befindet und schwer zu erkennen ist. Und in den Schränken hängen, stehen und liegen vielfach ohne jegliche nähere Bezeichnung die verschiedenartigsten Gegenstände in überreicher Fülle bunt nebeneinander. Betroffen steht der Besucher, der sich über die Kulturstufe eines primitiven Volkes, über seine Technik, sein gesellschaftliches Leben unterrichten möchte, vor dieser bunten Karitätensammlung. Oben über dem Schrank oder auf einem Schilde an der Seite findet er den Namen des betreffenden Landes verzeichnet, bei einigen wenigen Gegenständen vielleicht auch auf einem Zettel angegeben: Steinbeil, Wurfkeule, Schleuder usw. Das ist alles. Der Besucher möchte gern Näheres wissen. Er kauft sich einen Katalog. Nach vielem Hinundherblättern hat er endlich darin die Schranknummer gefunden, und er liest nun, daß der Schrank Beile, Keulen, Schleuder, Schilde, Speere, Zieraten, Netze, Masken, Hausgeräte usw. enthält. Weiter nichts. Er klappt seinen Katalog zu und geht weiter.

Im nächsten Schrank sieht er verschiedene Bogen und Pfeile, große und kleine. Aus welchem Holz der Bogen besteht, wie er angefertigt wird, wie er gespannt wird, wie der Pfeil abgeschossen wird, was damit geschossen wird — das weiß er nicht und erfährt er nicht. Er geht zum nächsten Schrank,

der neben allerlei anderen Sachen verschiedene Tongefäße enthält. Oben über dem Schrank steht, sagen wir meinetwegen, Bismarck-Archipel: »Also die dortigen Einwohner machen sich schon Töpfe.« Aber wie werden sie hergestellt und wozu dienen sie? Kocht man dort schon mit Wasser, oder werden diese Töpfe und Schalen nur zur Aufbewahrung von Speisen benutzt? Keine Antwort. Nicht weit davon steht das Modell eines Großfamilienhauses. Warum bauen die Eingeborenen denn solche Langhäuser? Was bedeuten die bunten Dachsnäbel, was die Einteilung in verschiedene durch Matten getrennte Räume, was die verschiedenen Kochherde?

So gingen täglich vor dem Kriege gar viele Beschauer durch das Berliner Museum für Völkerkunde mit seinem ungemein reichen Anschauungsmaterial. Aber dieses Material blieb für sie tot, es sagte ihnen nichts, redete zu ihnen nicht von der Entwicklungsgeschichte der Menschheit, von ihrem harten Ringen nach höheren Daseinsformen. Hin und wieder mag wohl ein einzelner, vom Wissensdurst getrieben, sich aus einer Bibliothek illustrierte Reiseschilderungen oder Völkerbeschreibungen geholt und dann nach und nach dieses oder jenes verstehen gelernt haben, was ihm zunächst rätselhaft erschien — aber das sind seltene Ausnahmen. Für die meisten blieben die aufgestellten Gegenstände »nette Kuriositäten« — nichts weiter.

Vielleicht ist es sogar noch besser, wenn die Betrachter nach flüchtigem Blick auf die aufgehäuften Gegenstände gelangweilt weitergehen, als wenn sie versuchen, sich die Bedeutung des Gesehenen klarzumachen, denn was dabei herauskommt, ist vielfach phantastischer Unsinn. Oft, wenn ich früher die Schüler der Parteischule in das Museum für Völkerkunde führte, haben sie wie auch die fremden Besucher, die gewöhnlich den Erläuterungen zuhörten, an mich Fragen gestellt, die von geradezu unglaublich naiven Vorstellungen zeugten. Oft auch hörte ich Väter, und zwar nicht etwa Arbeiter und Handwerker, sondern Gelehrte, ihren Kindern die Gegenstände in einer Weise erklären, daß ich, auf die Gefahr hin, aufdringlich zu erscheinen, nicht umhin konnte, mich ins Gespräch zu mischen.

Sollen die ethnographischen Museen ihren Zweck erfüllen und nicht bloße Sammlungen für enge Fachkreise bleiben, sondern zu einer Unterrichts- und Bildungsstätte für größere Volkskreise werden, muß ihr Anschauungsmaterial ganz anders geordnet und in anderer Form dargeboten werden. Zunächst muß eine besondere kultur- oder entwicklungsgeschichtliche Abteilung eingerichtet werden, die dem Beschauer zeigt, wie sich nach und nach die primitive Technik in allmählichem Formenwechsel und in ethnischer Vermannigfaltigung entwickelt hat. Er muß zum Beispiel sehen können, wie aus dem einfachen Haustein durch eine Reihe verschiedenartiger Steinbeilformen hindurch schließlich das Bronze- und Eisenbeil entstand, wie aus einfachen Parierstäben sich der Metallschild entwickelte, wie aus dem Flechten das Weben hervorging, wie aus dem plumpen Einbaumboot das spätere Holzschiff entstand usw., und zwar genügt es nicht, daß einfach die typischen Formen verschiedener Entwicklungsstufen nebeneinandergestellt werden, es muß auch darauf hingewiesen werden, aus welchem Material die betreffenden Gegenstände angefertigt sind, wie die Eigenart dieses Materials vielfach die gewählte Form bedingt und wie bei der Anfertigung verfahren wird. So ist zum Beispiel die Form der alten diluvialen Steinmesser Europas genau durch die Eigenheit des

dazu verwendeten Flintsteines und der als Schlagwerkzeug dienenden Hämmer aus Flintstein (Feuerstein) und Quarzit bedingt. So dünne schmale Klingen wie unsere heutigen stählernen Messerklingen ließen sich aus dem Feuerstein nicht heraus schlagen, und wenn es doch in einzelnen Fällen gelang, waren diese Steinklingen gänzlich zwecklos, da sie bei der ersten Benutzung entzweibrachen. Sollten die Steinmesser einigermaßen haltbar sein, mußten sie einen dicken starken Rücken haben. Das aber erforderte wieder, zumal der Feuerstein beim Zurechtschlagen in bestimmten spanartigen Lamellen abblättert, auch eine größere Breite der Steinklingen. Schmalere Klingen vermochte man erst herzustellen, als man die Steinklingen in Holz oder Horn zu fassen lernte und zugleich, sei es durch eigene Funde, sei es auf dem Handelsweg, in den Besitz härterer und zäherer Gesteinsarten, zum Beispiel des Nephrit, Jadeit oder Obsidian gelangte.

Ferner genügt nicht, daß der Beschauer erfährt, so ist das Beil, der Speer, das Boot geworden; es muß ihm auch dargestellt werden, wie diese Gegenstände gebraucht werden und wie sie mit der Lebensweise der verschiedenen Völker zusammenhängen. Er muß erschen können, wie der dargestellte Pfeilbogen gespannt und warum bei dem ausgestellten Modell eines Hauses das Dach weit überhängt (vielleicht, um während der Regenzeit die Außenwände und den nächsten Raum um das Haus herum trocken zu halten), warum es auf einem Steinfundament errichtet wird, warum der Innenraum in mehrere Seitengemächer geteilt und im großen Mittelraum mehrere Herde angebracht sind (vielleicht weil bei der betreffenden Völkerschaft ein solches Haus von einer aus mehreren Einzelfamilien bestehenden Hausgenossenschaft bewohnt wird, die nicht gemeinsam kocht und backt). Kurz, der Beschauer muß darauf hingewiesen werden, wie der Hausbau mit klimatischen Einflüssen und der Art der Familienorganisation zusammenhängt.

Erst wenn in dieser Weise die vorhandenen Gegenstände gewissermaßen als Veranschaulichungsmaterial eines Stückes Entwicklungsgeschichte der Menschheit benutzt werden, vermag der Beschauer ihre Bedeutung zu erkennen. Nötig dazu ist, daß die Schaustellung durch Zeichnungen und Abbildungen ergänzt wird, neben den fertigen Gegenständen teilweise auch halbfertige, die Stadien des technischen Werdens darstellende Objekte aufgestellt und ferner billige Kataloge mit Abbildungen — kleine Kataloge über einzelne in sich geschlossene Abteilungen sind meines Erachtens besser als dicke Gesamtkataloge — herausgegeben werden.

An diese entwicklungsgeschichtliche Abteilung müßte sich dann gewissermaßen als Fortsetzung eine *a l l g e m e i n e S c h a u a b t e i l u n g* reihen, die die Kultur der einzelnen Völkerschaften und Völkergruppen in ihrer Besonderheit veranschaulicht, geteilt nach geographischen Provinzen, aber nicht nach politisch-geographischen Abgrenzungen, sondern nach anthropo-geographischen Gebieten. Was hat es für einen Zweck, deshalb, weil verschiedene Völkerschaften auf demselben Staatsgebiet leben, ihre Kulturen als etwas Einheitliches zur Anschauung zu bringen, also beispielsweise die Tongeschirre der alten Ketschuastämme der Hochebene von Cuzco mit denen der südlichen Ahmarastämme und der Küstenstämme der Yunkas oder Chimuas unter der Bezeichnung „Altperuanische Tongefäße“ zu vereinen? Bildeten doch diese Völkerstämme nicht nur verschiedene Sprachgemein-

schaften, sondern auch ganz verschiedene Kulturzonen, die durchaus voneinander abweichende Formen und Arbeitsmethoden ausgebildet hatten. Daß heute die Nachkommen jener Stämme politisch zu einem Staat vereinigt sind, kommt meines Erachtens für die Darstellung ihrer früheren Kulturstufe gar nicht in Betracht. Jedenfalls müßte in solchem Falle — im Berliner Museum für Völkerkunde ist das wenigstens teilweise geschehen — das Gleichartige in Unterabteilungen vereinigt und, soweit möglich, die Fundorte angegeben werden.

Solche allgemeine Ausstellung muß, soweit das vorhandene Ausstellungsmaterial dies gestattet, ein möglichst umfassendes Kulturbild bieten; aber es darf nur typische Stücke enthalten, das heißt solche Waffen, Werkzeuge, Hausgeräte usw., die für die betreffenden Völkerschaften charakteristisch sind, nicht eine bunte Zusammenhäufung aller möglichen Varietäten, Nuancen und Dubletten. Der Beschauer soll unterscheiden und vergleichen lernen; er soll die Eigenart und die Richtungslinien der verschiedenen Kulturen erkennen. Die Zusammenstellung von allerlei kleinen Formabweichungen führt lediglich zur Verschwommenheit des Eindrucks und zur Verwirrung.

Die Dubletten, Varietäten und Übergangsformen gehören in die für Studienzwecke bestimmte *fachwissenschaftliche Abteilung*, die dritte, die der Museumsbesucher nur nach Einholung einer besonderen Erlaubnis betreten darf. Daher könnten auch in dieser Abteilung alle anstößigen Gegenstände, alle beim Geschlechtsverkehr, bei Geburtsakten oder bei Pubertätsweihen gebrauchten Geräte sowie die auf das Geschlechtsleben bezüglichen Abbildungen, die heute in manchen Museen ganz oder halb versteckt gehalten werden, unbedenklich zur Ausstellung gelangen. Zugleich müßten hier zur Erleichterung des Studiums die illustrierten Veröffentlichungen fremder Museen, ihre Kataloge und die wichtigste einschlägige Literatur zur Einsichtnahme bereitstehen.

Daß außerdem in den Volkskreisen das Verständnis für die Völkerkunde durch gelegentliche populäre Führungen, durch öffentliche Vorträge mit Lichtbildern oder unter Vorführung eines Teiles der Ausstellungsobjekte sowie durch Veranstaltung von Sonderausstellungen zu fördern ist, braucht nicht näher begründet zu werden.

Ähnlich wie mit dem ethnographischen steht es mit anderen wissenschaftlichen Museen (um die Kunstmuseen ist es im ganzen besser bestellt). Ihre oft so reichhaltigen, wertvollen Schätze haben auf die Volksbildung meist gar keinen Einfluß, und selbst der akademisch Gebildete betrifft, falls ihn nicht ein Fachinteresse treibt, nur selten ihre Räume. Für die große Volksmasse liegt das große Anschauungsmaterial, in dem oft neben den enormen wissenschaftlichen Werten finanzielle Millionenwerte stecken, tot und brach da. Warum? Weil ihr dieses Material nicht in einer Form dargeboten wird, die zu ihr in verständlicher, lebendiger Sprache von dem Werden ihrer eigenen Kultur und der Arbeit unzähliger vergangener Generationen spricht. Die wissenschaftlichen Museen zu Volksmuseen auszugestalten, ist daher eine der wichtigsten Aufgaben der kommenden Zeit.

Literarische Rundschau.

Viktor Cathrein, S. J., *Die Grundlage des Völkerrechts* (Heft 5 der Ergänzungshäfte zu den »Stimmen der Zeit«). Freiburg i. Br. 1918, Herdersche Verlagsbandlung. 108 Seiten Oktav. Preis broschiert 3 Mark.

Die brandenden Wogen des Weltkriegs haben manche der bisher als gefestigt geltenden Völkerrechtsfassungen hinweggespült, so daß heute der gepriesene Völkerrechtsbau als eine alte zerfallene Ruine erscheint, aus deren Trümmern nur noch vereinzelt wenige Grundmauern, Türme und Zinnen aufragen. Nach Cathrein, einem der hervorragenden Sozialtheoretiker des Jesuitenordens, kommt das daher, weil das ganze moderne Völkerrecht bisher keine gesicherte Rechtsgrundlage hatte, sondern »auf Sand« aufgebaut war: auf dem Rechtspositivismus, der das Naturrecht verwirft und das Recht für bloßes Menschenwerk erklärt. Deshalb gilt es, wie er meint, neue, allen künftigen Stürmen Trotz bietende Grundlagen für das Völkerrecht zu finden. Diese Grundlagen erblickt Cathrein — wie für jeden, der die Doktrinen der katholischen Kirche und des Jesuitenordens einigermaßen kennt, ohne weiteres selbstverständlich ist — im Naturrecht, und zwar im Naturrecht nach der Auffassung des Thomas von Aquino. Was Cathrein zur Begründung seiner Hypothesen anführt, ist fast nichts als ein popularisierter kurzer Auszug aus den Rechtslehren dieses größten Scholastikers der katholischen Kirche.

Nach Thomas ist die göttliche Vernunft als höchstes Gesetz (*lex aeterna*) auch die Quelle des Naturrechts; denn dieses ist nichts anderes als ein Teilhaben der menschlichen Vernunft an der göttlichen Vernunft, gerade so wie die den Menschen innewohnende natürliche Einsicht in das Gute und Böse nichts anderes ist als ein göttlicher Eindruck auf den Menschen. Das Naturrecht ist also gewissermaßen ein Teil der göttlichen *Lex aeterna*, wie es denn auch aus der dem Menschen von Gott gegebenen Natur entspringt und in dieser Natur wurzelt. Gibt es nämlich Handlungen, die der Natur des Menschen angemessen sind, dann gibt es auch ein dieser Natur angemessenes Verhalten gegen andere, entsprechend der freien vernünftigen Natur des Menschen; denn »da der Mensch unter den anderen Lebewesen die Natur des Geistes und das Verhältnis des Handelns zum Ziel erkennt, wird die ihm von Natur aus innewohnende Auffassung, durch die er auf ein angemessenes Recht gerichtet wird, zum natürlichen Gesetz«.

Das Naturgesetz ist also etwas sich aus dem anfänglichen natürlichen Zustand (Naturzustand) des Menschen durch Anwendung der natürlichen Vernunft von selbst Ergebendes und besteht daher seit jeher, unverändert und unvermindert, fest eingegraben im Menschenherzen. Es kann wohl Zusätze erhalten, aber keine Verkürzung. Neben diesem eigentlichen *jus naturale*, auch von Thomas *jus absolutum* genannt, gibt es noch ein aus diesem durch Vernunftschlüsse abgeleitetes, bei fast allen Völkern übliches und anerkanntes natürliches Recht: das *Völk e r e c h t* (*jus gentium*). Dagegen besteht das positive Recht, das Thomas in öffentliches und Privatrecht teilt, nur durch Übereinkunft der Menschen und ist deshalb als ein minderes und vergängliches Recht zu betrachten. Bei Konflikten zwischen dem Naturrecht und dem positiven Recht geht stets das Naturrecht vor.

Demnach versteht denn auch Cathrein unter Naturrecht »die Gesetze und Befugnisse, die ihr Dasein nicht der freien Einsetzung etwa des Staates oder der Kirche, sondern der Natur selbst oder, besser, dem Urheber der Natur verdanken«. Naturrecht im objektiven Sinne sind demnach »die Gesetze, die der Schöpfer sozusagen in die Natur des Menschen gelegt hat«. Das natürliche Recht und damit indirekt auch das auf diesem beruhende Völkerrecht sind also ihrem Ursprung nach göttliches Recht.

Mit dieser Folgerung und einer darauf beruhenden Forderung internationaler Friedensorganisationen zur Verhinderung der Kriege, soweit dies möglich, begnügt

sich in der vorliegenden Schrift ihr Verfasser; wer aber die übliche Argumentation klerikaler Theoretiker kennt, der weiß, worauf Cathrein hinaus will. Die sich an die obige Folgerung knüpfende Schlussfolgerung besagt nämlich, daß, da Gott der Urheber des Naturrechts ist, auf welchem das Zusammenleben der Menschen in der menschlichen Gesellschaft beruht, die von Gott gegründete katholische Kirche als seine Sachwalterin sowohl über das Staatsrecht wie über die Summe der Rechte, die die Beziehungen der Staaten zueinander regeln, zu befinden hat und demnach in allen nationalen wie internationalen Rechtsfragen die Menschheit sich den Ansprüchen der katholischen Kirche unterzuordnen hat, oder, wie es in der bekannten Enzyklika *De Praecipuis Civium Christianorum Officiis* (Leo XIII.) heißt: »Nur solche Anordnung, die die rechtmäßige Gewalt nach den Grundsätzen der gefunden Vernunft zum allgemeinen Wohl erlassen hat, kann Gesetz sein; wahre und rechtmäßige Gewalt ist aber nur jene, die von Gott, dem höchsten Fürsten und Herrn über alle, stammt...« Daher ist die höchste rechtmäßige Gewalt bei der von Gott selbst eingesetzten Kirche, und demnach stehen ihre Rechtsanordnungen über jene der Staaten, woraus sich weiter ergibt: »Wenn die Gesetze des Staates mit dem Rechte Gottes in offenbarem Widerspruch stehen, wenn sie der Kirche Unrecht zufügen oder religiösen Verpflichtungen widerstreiten oder die Autorität Jesu Christi in seinem Hohepriester verletzen, dann ist Widerstand Pflicht und Gehorsam Frevel, und das selbst im Interesse des Staates, zu dessen Nachteil alles, was der Religion zum Schaden ist, ausschlägt.«

Das ist die Schlussfese, auf die Cathreins ganze Argumentation hinausläuft, wenn er auch aus gewissen Gründen für besser hält, diese letzte Folgerung in diesem Falle nicht offen zu ziehen.

Heinrich Cunow.

Friedrich Prinz zu Löwenstein, Volksvermögen und Kriegsschädigung. München und Leipzig 1918, Duncker & Humblot. 44 Seiten. Preis broschiert 1,20 Mark nebst 25 Prozent Teuerungszuschlag.

Das Sonderbarste an dieser Schrift ist die Jahreszahl ihres Erscheinens. Sie liest sich in ihren wesentlichsten Stellen wie ein Märchen aus dem Jahre 1916, in dem es noch Optimisten in Deutschland gab, die auf eine große Kriegsschädigung hofften. Das Werkchen ist der Angstschrei eines Prinzen, der vor hohen Besitzsteuern zittert und deshalb nicht Frieden schließen will, ohne daß die Feinde, England und Wilsons vermögende Republik, ordentlich in ihre Tasche greifen und uns die Kriegslasten abnehmen. Da heute jeder Mensch, der sich über den Verlauf der Ereignisse informiert hat, weiß, daß wir keine Kriegsschädigung bekommen werden, bedarf das fiskalische Kriegsziel des Verfassers keiner Widerlegung.

Trotzdem ist die Schrift als Nachschlageheft über die finanziellen Wirkungen des Krieges wegen des in ihr enthaltenen Zahlenmaterials schätzenswert. Der Prinz zeigt deutlich, welche furchtbaren finanziellen Opfer der Krieg den an ihm beteiligten Völkern auferlegt, und bestätigt aufs neue, was die Sozialdemokratie vor 1914 vielen Ohren vergeblich predigte, daß nämlich »ein frischer, fröhlicher Krieg« für überlebende Gemütsathleten, denen die Menschenopfer gleichgültig sind, nur ein Geschäft ist, wenn sie zu der kleinen Schicht großkapitalistischer Kriegsgewinnler gehören.

Recht amüsant liest sich, was der Autor in seiner Herzensnot gegen eine einmalige Abgabe von etwa 20 Prozent oder mehr des Vermögens schreibt. Er meint, daß eine solche Steuer »für die betroffenen Zensiten eine Desorganisation ihrer Vermögensverhältnisse« ergeben und sich »äußerst lästig bemerkbar machen« würde. Stimmt! Das Steuerzahlen ist niemand's Lieblingsbeschäftigung. Der Verfasser meint, es bleibe überhaupt die Hauptfrage zu lösen, ob wir die Summe von 40 bis 50 Milliarden Mark in Deutschland aufstreiben könnten, »ohne das Wirtschaftskapital selbst so sehr anzugreifen, daß ein dauernder Nachteil daraus entsände«.

Das Wirtschaftskapital ist durch den Krieg gründlich angegriffen worden, weil Rohstoffe, Hilfsstoffe und Maschinen an die Heeresverwaltung zu kriegerischen Zwecken verkauft worden sind. Wenn die Kapitalisten nach dem Kriege ihre Vermögensabgabe mit barem Geld und Wertpapieren nicht decken können, müssen sie entweder einen Teil ihres Betriebskapitals an andere Kapitalisten verkaufen, oder sie müssen es dem Reich abtreten, wodurch wir der in einem demokratischen Staat sehr wünschenswerten Verstaatlichung der Betriebe näherkämen. Freilich vergißt der Prinz auch rührende Tränen ergreifenden Mitleids über die Konsumenten, indem er die nicht näher begründete Behauptung aufstellt, daß alle Steuern die Gesteuungskosten steigern und auf die Konsumenten abgewälzt werden.

Der Verfasser muß zugeben, daß sich »durch Steuern, Monopole, Konfiskationen und ähnliche Finanzmaßnahmen die Schulden »des Reiches« beseitigen ließen. Aber er meint, daß dadurch die Kalamität nicht gehoben, sondern »innerhalb der Gemeinschaft, die Staat und Volksgenossen bilden, nur verschoben« werde. Gewiß! Wenn die Schulden der aus armen Teufeln und Großkapitalisten bestehenden Gemeinschaft von den Großkapitalisten bezahlt werden, dann werden die Großkapitalisten dadurch ärmer und die armen Teufel entsprechend reicher. Es hat also »nur« eine Verschiebung der Mittel der Gemeinschaft stattgefunden.

Gegen die Staatsbetriebe wettet der Verfasser mit platten manchesterlichen Redensarten, zum Beispiel mit dem Ausspruch, daß sie »die Zahl der wollenden und selbstentscheidenden Einzelpersonlichkeiten« vermindern.

Wenn man sich einmal ausmalen wollte, der Krieg würde mit der Zahlung einer Kriegsschädigung an Deutschland enden, so würde natürlich die auf dem deutschen Volke ruhende Steuerlast vermindert und unsere Valuta verbessert. Indessen — darüber zu diskutieren, welche Folgen der Empfang einer Kriegsschädigung haben würde, ist so unfruchtbar wie eine Erörterung darüber, ob es wünschenswert wäre, daß uns gebratene Tauben in den Mund fliegen.

Hans Markwald.

Notizen.

Einfluß des Krieges auf den Alkoholismus. Infolge der zunehmenden Knappheit und Verteuerung des Alkohols hat im Laufe des Krieges fast überall in Deutschland der Alkoholismus abgenommen. Auf Grund genauer Erhebungen in der Provinz Schlesien berichtet der Oberarzt der Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt zu Bunzlau, Sanitätsrat Dr. Liertmann, daß in den zwölf öffentlichen Irrenanstalten Schlesiens der Rückgang der männlichen Alkoholiker 85,6 Prozent, der männlichen Deliranten 96,1 Prozent, der männlichen chronisch Alkoholgeisteskranken 80,1 Prozent und der Rückgang der Ausnahmen an akuter Alkoholvergiftung erkrankter Männer in den allgemeinen Krankenhäusern 90,5 Prozent betragen hat. Auch bei dem weiblichen Geschlecht ist der Rückgang des Alkoholismus unverkennbar, wenn auch wegen seines glücklicherweise seltenen Vorkommens von geringerer Bedeutung. Die vor dem Kriege in den Irrenanstalten so häufige Alkoholgeistesstörung ist jetzt aus diesen verschwunden.

Dementsprechend haben auch die Kosten für die Versorgung und Heilung von Alkoholikern abgenommen. Bei der Landesversicherungsanstalt der Provinz Schlesien sank die Zahl der wegen »Alkoholvergiftung« bewilligten Invaliden- und Krankenrenten von durchschnittlich 83 in den Jahren 1907 bis 1913 auf 56 im Jahre 1914, 43 im Jahre 1915 und 22 im Jahre 1916. Ganz auffallend ist der Rückgang der Ausgaben für das Heilverfahren bei Trunksüchtigen. Die Versicherungsanstalt mußte dafür aufwenden im Jahre 1913 125 817 Mark, 1914 95 000 Mark, 1915 27 293 Mark, 1916 8920 Mark.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 13

Ausgegeben am 27. Dezember 1918

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Revolution und Reichsverfassung.

Von Heinrich Cunow.

I.

Die Reichsversammlung der deutschen Arbeiter- und Soldatenräte hat dafür entschieden, daß die Wahlen zur Deutschen Nationalversammlung bereits am 19. Januar vorgenommen werden. Es ist demnach darauf zu rechnen, daß die Nationalversammlung schon Anfang Februar mit den ihrer harrenden dringenden Arbeiten beginnen kann. Ihre vornehmste Aufgabe wird sein, den aus der Revolution geborenen neuen politischen Machtverhältnissen eine konstitutionelle Rechtsgrundlage zu geben — eine demokratische Reichsverfassung zu finden, die die bisher gebundenen Volkskräfte freisetzt und dem neuen Deutschen Reich unter Berücksichtigung seiner geschichtlich gegebenen Entwicklungsbedingungen die Bahn zu neuem wirtschaftlichem und kulturellem Aufstieg öffnet. Ein schwieriges Problem; denn die Revolution ist kein bloßer politischer Wechsel des bisherigen Regierungssystems, so daß eine weitere Ausgestaltung des Reichsverfassungsbaues auf gegebenen Fundamenten genügt; sie hat vielmehr die ganzen politisch-dynastischen Grundlagen des bisherigen Reichsgebäudes umgestürzt und zugleich in weiten Volkskreisen starke Tendenzen der Zusammenfassung kleiner Einzelfstaaten zu größeren Staatsgebilden geweckt, denen auf der anderen Seite partikularistische Strömungen und Absonderungsgelüste gegenüberstehen, die den Bestand des Deutschen Reiches zu gefährden drohen. Der alte Geist des Partikularismus regt sich wieder. Während einst die französische Revolution mit ihren Kämpfen gegen die antirevolutionären Umtriebe der feindlichen Staaten es gewesen ist, die das französische Nationalgefühl weckte und die französische Nation zusammenschmiedete, erleben wir heute das traurige Schauspiel, daß gewisse Teile des deutschen Volkes den jetzigen Gärungszustand zum Anlaß nehmen, um Sonderbestrebungen zu verfolgen, die im weiteren Verlauf leicht die Reichseinheit sprengen können — und das angesichts einer feindlichen Weltkoalition, die alle einheitliche Kraftanspannung des deutschen Volkes erfordert, wenn es sich als selbständiger, Beachtung heischender Faktor im internationalen Staatensystem behaupten will.

Noch ist nicht zu übersehen, welches Ergebnis die Wahlen zur Nationalversammlung haben werden, wie diese zusammengesetzt sein wird und bei welchen Parteien demnach die Entscheidungen über die Verfassungsfragen liegen werden, immerhin kann als sicher gelten, daß die Monarchie, und zwar auch als parlamentarisch-konstitutionelle Monarchie, abgetan ist und nicht wiederhergestellt werden kann — wenigstens zurzeit nicht. Die Frage, ob nicht später unter wesentlich anderen Lebensverhältnissen Deutschland zur monarchischen Staatsform zurückkehren wird, kann nicht ohne weiteres

verneint werden, denn die Staatengeschichte weist gar seltsame Beispiele widerspruchsvoller Entwicklungsgänge auf; zurzeit aber hat jedes Bestreben, in Deutschland wieder die Monarchie aufzurichten, wenig Aussicht auf Erfolg. Darüber dürften sich selbst jene Politiker nicht täuschen, in denen noch starke dynastische Gefühle leben oder die als Vernunftmonarchisten das monarchisch-parlamentarische Regierungssystem in staats technischer Hinsicht für das am besten funktionierende halten. Das monarchische Regiment der letzten Jahrzehnte mit seiner Renommier- und Reklamepolitik, mit seinen impulsiven Einfällen und Eingriffen in das politische Leben hat dermaßen abgewirtschaftet und nach einem nichts weniger als ruhmvollen Abgang von der Weltbühne dem deutschen Volk ein so trauriges Erbe hinterlassen, daß der Versuch seiner Wiederherstellung auf starken Widerstand weitester Volkskreise stoßen würde. Möglich ist nur die republikanische Staatsform, und zwar nur eine demokratische Staatsverfassung, die ihr Schwergewicht in der breiten Volksmasse hat. Aberdies ist die republikanische Staatsform zurzeit die einzige, die eine Lösung des großdeutschen Problems, die Eingliederung der heute noch außerhalb des Deutschen Reiches stehenden, abgezweigten Teile der deutschen Nation in den Reichsverband ermöglicht.

Doch der demokratische Rahmen vermag, wie ein Blick auf die Verfassungen anderer Staaten zeigt, sehr verschiedenartige Regierungssysteme zu umspannen. Für Deutschland kommt nur noch das parlamentarische Regierungssystem in Betracht — aber in keinem Falle eine einfache Übertragung oder Nachahmung des englischen, französischen, amerikanischen oder irgendeines anderen Systems; schon deshalb nicht, weil alle diese Systeme historisch aus besonderen Bedingungen herausgewachsen sind und von besonderen Verhältnissen getragen werden, die in Deutschland fehlen. Das englische parlamentarische Regime fußt beispielsweise — und daselbe gilt von der nordamerikanischen Union — auf dem Zweiparteiensystem, wie es sich geschichtlich unter ganz bestimmten politischen Umständen herausgebildet hat. Auch die Entstehung einer besonderen Arbeiterparteigruppe und einer irisch-nationalistischen Partei im englischen Unterhaus hat im wesentlichen an diesem Zweiparteiensystem wenig geändert. Die Folge war nur, daß die irische Partei, besonders unter Parnells geschickter Führung, zeitweilig zum Jünglein an der Wage wurde und die beiden großen Parteien zu zwingen vermochte, mit ihr zu paktieren oder die Regierungsmaschinerie mazzuzusetzen. Noch weniger aber war bisher die englische Arbeiterpartei ein Hindernis des Zweiparteiensystems und der abwechselnden Inbesitznahme der Regierungsgewalt durch eine der beiden großen Parteien, ist doch die Arbeitergruppe im englischen Hause der Gemeinen eigentlich nie etwas anderes gewesen als ein Schwanz der liberalen Partei. Möglich, daß sich das ändert, wenn bei den kürzlich vollzogenen englischen Wahlen, deren Ergebnis zurzeit noch nicht genau bekannt ist, die Arbeiterpartei eine ansehnliche Zahl neuer Sitze gewonnen hat, die Parteiverhältnisse im Unterhaus sich also verschieben und sich damit die Notwendigkeit neuer parlamentarischer Koalitionen und Umgruppierungen ergibt. Kenner des englischen parlamentarischen Systems glauben, voraussetzen zu können, daß die Änderungen, die dieses System bereits unter dem Einfluß des Kriegszustandes erfahren hat, sich in der kommenden Zeit beträchtlich mehren und zu wesentlich anderen Regierungsmethoden nötigen werden.

Jedenfalls ist das englische parlamentarische System das Erzeugnis einer ganz besonderen Entwicklungsperiode und beruht auf Voraussetzungen, die in Deutschland fehlen. Mögen immerhin die einzelnen liberalen Parteien sich in Deutschland zeitweilig zu einer großen liberalen oder, wie es heute mit Vorliebe heißt, demokratischen Partei zusammensinden, so bleibt doch zweifelhaft, ob dieses Gebilde Bestand haben wird. Das Zentrum und die Konservativen aber werden sich dieser Parteigruppe sicherlich nicht anschließen. Und ebenso unwahrscheinlich ist es, daß sich die verschiedenen sozialistischen Richtungen bald wieder zu einer einheitlichen Partei zusammenschließen.

Wir werden demnach schwerlich in Deutschland bald zu einem Zweiparteiensystem kommen. Damit aber schwindet auch, falls nicht eine der Parteien in Deutschland ein derartiges Übergewicht erlangt, daß sie die anderen einfach von der Regierung auszuschließen vermag, die Möglichkeit der Durchführung eines Parteiregiments nach englischem System. Das parlamentarische System in Deutschland wird sich wahrscheinlich — ob das schon gleich nach Einberufung der ersten Nationalversammlung der Fall sein wird, ist nebensächlich — auf eine Koalition zweier oder dreier Parteien einrichten müssen, und die Regierung kann demnach auch nur eine Koalitionsregierung sein, in die jede der koalitierten Parteien ihre Vertrauten beziehungsweise ihre Minister oder Staatssekretäre schickt. Eine Koalitionsregierung ist aber stets auch bis zu gewissem Grad eine Kompromißregierung.

Selbst wenn aber die englische Zweiparteiengliederung in Deutschland möglich wäre, würde meines Erachtens noch sehr fraglich sein, ob uns das englische parlamentarische System als Vorbild zu dienen vermag. Die Einrichtung des aus dem ehemaligen königlichen Privy Council hervorgegangenen englischen Kabinetts, durch die der Premierminister zum Herrn seiner Ministerkollegen gemacht und ihm tatsächlich ein größerer Einfluß nicht nur auf die Exekutive, sondern auch auf die Gesetzgebung eingeräumt wird, als in irgendwelchen anderen Ländern der König oder Präsident besitzt, scheint zum Beispiel wenig nachahmenswert, ebensowenig wie das englische Wahlverfahren, die Wahlkreiseinteilung und das ganze englische parlamentarische Verhandlungssystem, besonders die alte, in überlebten Formeln und Rechtsbräuchen steckengebliebene Geschäftsordnung des englischen Parlaments.

Zudem ist kaum anzunehmen, daß die Deutsche Nationalversammlung, selbst wenn die bürgerlichen Parteien die Mehrheit der Sitze gewinnen sollten, das Zweikammersystem annehmen und neben das Volkshaus (ob dies nun den Namen Reichstag, Reichsrat, Reichs- oder Nationalversammlung erhält, ist gleichgültig) ein Oberhaus stellen wird, dessen Mitwirkung bei der Gesetzgebung nötig ist und den Beschlüssen des Volkshauses ein volles oder beschränktes aufschiebendes Veto entgegenzusetzen vermag. Im Deutschen Reich ist heute lediglich das Einkammersystem möglich, nicht nur aus Gründen der Demokratie, der Ausschaltung landaristokratischer oder plutokratischer Einflüsse, sondern auch, weil, wie die ganzen Verhältnisse nun einmal liegen, das neue Deutsche Reich nicht als zentralisierter Einheitsstaat — so manche politische und wirtschaftliche Vorzüge ein solcher auch zweifellos hätte —, sondern nur als Föderation

rative republik denkbar ist und daher sich die Notwendigkeit ergibt, als Ersatz des bisherigen Bundesrats eine Art Staatenhaus oder Staatenrat, das heißt eine Körperschaft zu stellen, die aus Vertretern der verbündeten Einzelstaaten oder richtiger Einzelregierungen besteht und diese zu gemeinsamem einheitlichem Zusammenwirken vereinigt. Schon deshalb, um der partikularistischen Strömung entgegenzuwirken, föderalistische Auswüchse zu beschneiden, die einheitliche Durchführung der Reichsgesetze in den Einzelstaaten zu sichern, der Stellung der Reichsregierung gegenüber den großen Auslandsstaaten eine feste Basis zu geben und ihr die Anerkennung als Repräsentantin des ganzen deutschen Volkes zu sichern, ist eine derartige, die Einzelstaatenregierungen zu einem Gesamtkollegium zusammenfassende Körperschaft erforderlich.

Zudem gebietet die Richtung der sozialen Entwicklung, die auf die Herausbildung großer einheitlicher Wirtschaftskomplexe und auf den Übergang des vornehmlich politische Funktionen versehenen Obrigkeitsstaats in einen sozialwirtschaftlichen Verwaltungsstaat hinzielt, dringend eine Mehrung der Reichsmacht und eine Erweiterung ihrer Kompetenzen. Solche Machtmehrung bedingt aber wieder eine bessere Einordnung der einzelstaatlichen Interessen in das Reichsganze, als bisher vorhanden war. Als Bismarck den Entwurf einer norddeutschen Bundesverfassung ausarbeitete, die später in die deutsche Reichsverfassung überging, schrieb Heinrich v. Treitschke: »Mag die Zukunft Frieden oder Unfrieden im Schoße tragen, den Einheitsstaat wird sie uns bringen.« Die Prophezeiung hat sich in dieser Form nicht erfüllt, das Reich ist kein deutscher Einheitsstaat geworden; wohl aber zeigt die Reichsentwicklung von 1871 an einen stetigen Fortschritt zur Vereinheitlichung der Reichsinstitutionen, zur sogenannten Reichsunität. Das Reich hat von dem ihm mit auf den Weg gegebenen Recht, seine Kompetenzen durch Verfassungsänderungen selbst ausdehnen zu können, in recht umfassender Weise Gebrauch gemacht und seine eigenen Einrichtungen durch Einbruch in das Vorbehaltungsgebiet der Gliedstaaten mehr und mehr erweitert. Die gewaltigen neuen Aufgaben, die der wirtschaftliche Aufschwung stellte, drängten geradezu zu solcher Mehrung und schoben immer wieder alle bundesstaatlichen Kompetenzbedenken in den Hintergrund. Die Rechtseinheit, die Wirtschaftspolitik, die Sozialpolitik, die Finanzsicherung des Reiches ließen sich ohne Eingriffe und Erweiterung der Reichsinstitutionen gar nicht durchführen. Selbst von der so ängstlich gehüteten Steuerhoheit der Einzelstaaten sind in den Kriegsjahren ansehnliche Bruchstücke abgebrockelt. Und neue Erweiterungen der Reichszuständigkeit müssen und werden folgen, denn es ist ganz unmöglich, daß das Reich ohne solche Mehrung die durch den Krieg aufgehäuften Reichsschulden abtragen, die enormen Entschädigungen, die ihm die Entente auferlegen wird, bezahlen, das ganze Reichsfinanzsystem umgestalten und allen jenen Verpflichtungen nachzukommen vermag, die ihm der Krieg mit seinen Folgen aufgebürdet hat. Ebenso ist die sogenannte Sozialisierung der Produktion, die Übersführung kapitalistischer Großbetriebe in Staatsbetrieb oder Staatsverwaltung nur möglich, wenn das Reich sie übernimmt. Die Monopolisierung kann unmöglich an allen Landesgrenzen haltmachen und die bisherigen Kompetenzen der Einzelstaaten sorgfältig schonen. Durchweg sind der ganzen Art der in Betracht kommenden Industriegruppen nach nur Reichsmono-

pole möglich, nicht verschiedenartige einzelne Landesmonopole. Die Einzelstaaten werden dabei nur als ausführende Organe oder als lokale Aufsichtsfunktionäre des Reiches mitwirken können. Wer demnach die Übernahme kapitalistisch-monopolistischer Betriebe in die Staatsverwaltung fordert und der Ansicht ist, daß die Entwicklung zur Herausbildung sozialwirtschaftlicher Verwaltungsstaaten führt, deren Funktionen, wie Friedrich Engels sagt, hauptsächlich in der »Leitung von Produktionsprozessen« bestehen werden, der muß auch für eine Stärkung des Reiches und seiner Kompetenzen eintreten.

Gerade deshalb aber muß eine Körperschaft geschaffen werden, in der ein Interessenausgleich der Einzelrepubliken und ihre Verbindung zu gemeinsamem Miteinanderarbeiten stattfinden. Eine Wiederbelebung des Bundesrats in etwas veränderter Form vermag diesem Zweck in keinem Fall zu genügen, waren doch die Bundesratsbevollmächtigten formell nur beim Reich beglaubigte Gesandte ihrer »souveränen« Staaten. Der neue Bundes- oder Staatenrat muß ein weit festeres Gefüge haben; er muß in einem der Reichsregierung beigeordneten geschäftsführenden Ausschuß der Einzelregierungen bestehen. Fraglich ist nur: Wie soll diese Repräsentativkörperschaft der Einzelstaaten zusammengesetzt sein? Sollen die Repräsentanten aus allgemeinen Volkswahlen in den einzelnen Staaten hervorgehen, sollen sie von den Landesparlamenten erwählt, von den Einzelregierungen aus ihrer Mitte ernannt, oder sollen sie gemeinsam nach irgendeinem besonderen Modus von den Regierungen und Parlamenten gemeinsam außerlesen werden? Die deutsche Verfassung von 1849 bestimmte bekanntlich, daß die Regierungen und parlamentarischen Körperschaften je die Hälfte der Repräsentanten für das Staatenhaus ernennen sollten, doch wurde, um den Einfluß der großen Einzelregierungen zu schwächen, vorgeschlagen, daß die Wahl der zweiten Hälfte nicht von den Landesparlamenten, sondern von den Provinzialständen vorgenommen werde.

Dem demokratischen Prinzip scheint auf den ersten Blick am besten die Ernennung der Repräsentanten der Einzelregierungen durch eine allgemeine Volkswahl zu entsprechen. Tatsächlich würde jedoch dieser Wahlmodus am wenigsten zweckdienlich sein. Die Gewählten würden nicht Vertreter ihrer Regierungen sein, die, mit deren Absichten und Anschauungen genau vertraut, diese im Bundes- oder Staatenrat zur Geltung zu bringen suchen würden, sondern sie würden dort lediglich als Vertreter der Parteien fungieren, die sie gewählt hätten. Der Erfolg wäre, daß auf diesem Umweg doch das Zweikammersystem eingeführt würde, denn solche Körperschaft würde gar bald die Stellung einer Art Oberhauses erlangen, das seinen Einfluß gegen die ihm nicht passend erscheinenden Aktionen der Nationalversammlung oder des Volkshauses in die politische Wagschale werfen würde, zumal die Einzelregierungen sich, wenn sie mit der Reichsverwaltung Fühlung behalten und sich mit dieser über die Durchführung der Reichsgesetze und die Fragen der inneren Verwaltung verständigen wollten, doch bald dazu genötigt sehen würden, Delegierte, Informatoren oder Repräsentanten am Sitze der Reichsverwaltung zu unterhalten. Das Resultat würde schließlich nur sein, daß neben den beiden parlamentarischen Körperschaften, dem Volkshaus und dem Staatenhaus, noch ein aus den

Delegierten der Einzelstaatsregierungen bestehender geheimer Staatsräthe.

Und ebenso wenig würde die Wahl der Bundesratsrepräsentanten durch die Landesparlamente aus ihrer Mitte heraus dem gegebenen Zweck entsprechen; denn auch diese Erwählten wären im wesentlichen nur Vertreter der parlamentarischen Parteigruppen, von denen sie ernannt würden. Sollen die Repräsentanten als Vertreter der Einzelregierungen deren geschäftlichen Verkehr mit der Reichsverwaltung vermitteln, müssen sie fortgesetzt mit ihren Regierungen in Verbindung bleiben, also delegierte geschäftsführende Mitglieder dieser Regierungen sein. Sie müssen deshalb auch von den Regierungen selbst aus ihrer Mitte ernannt werden. Demokratische Bedenken stehen dem nicht entgegen. Eine parlamentarische Regierung, die sich in allen ihren Maßnahmen durch das Parlament kontrolliert fühlt, kann nicht Personen zu ihren Vertretern ernennen, die den Anschauungen der Landesparlamente ständig zuwiderhandeln. Zudem könnte dem Parlament oder dessen Ausschüssen eine weitreichende Mitbestimmung bei der Ernennung der Regierungsvertreter eingeräumt werden.

Als selbstverständlich muß gelten, daß das bisherige starke Übergewicht Preußens im Bundesrat, das in den süddeutschen Staaten so oft verstimmt und wesentlich zur Stärkung zentrifugaler Tendenzen beigetragen hat, durch eine andere Art der Stimmenverteilung geändert wird. Wenn Deutschösterreich sich der deutschen Republik anschließen sollte, würde schon durch dessen Beitritt sich das Stimmenverhältnis wesentlich zugunsten Süddeutschlands verschieben. Ueberdies aber beruhte die Hegemonie Preußens im Reich keineswegs allein auf der Zahl seiner Stimmen im Bundesrat; sie war nicht minder eine Folge des auf föderalistischer Basis errichteten Kaisertums mit seiner Obgewalt, der engen Verflechtung der Reichsregierung mit der preussischen Regierung und der Abhängigkeit der norddeutschen Kleinstaaten von Preußen. In der deutschen Republik fallen diese Einflüsse größtenteils weg — um so mehr, je fester die Oberhoheit des Reiches begründet, die Aktionsfähigkeit der Reichsregierung erweitert und durch demokratische Einrichtungen ihre Autorität und Volkstümlichkeit gehoben wird.

(Schluß folgt.)

Geburtswehen.

Von M. Grunwald.

»Es ist nicht schwer, zu sehen, daß unsere Zeit eine Zeit der Geburt und des Überganges zu einer neuen Periode ist. Der Geist hat mit der bisherigen Welt seines Daseins und Vorstellens gebrochen und steht im Begriff, es in die Vergangenheit hinab zu versenken.« Hegel.

Die revolutionäre Epoche, die wir durchleben, steht in einem besonders kritischen Stadium. Nachdem mit einem unvergleichlich glücklichen Anfang ein längst verfaultes und zersessenes Regime überrannt wurde, haben sich gewisse Ansätze einer neuen politischen und gesellschaftlichen Organisation herausgebildet; aber sie gären und sind in einer stürmischen Entwicklung geblieben. Die Geburtswehen einer neuen Zeit. Es gehört Geduld, aber auch Energie dazu, sie zu einem guten Ende zu bringen. Es gilt nicht nur das Niedergerissene wegzufegen, sondern auch Neues aufzubauen, nicht

nur zu verurteilen, sondern auch zu urteilen — und es gilt vor allem zu arbeiten.

Die Arbeit wird den Schöpfern der neuen Zeit nicht leicht gemacht. Es sind weniger die Gegensätze und Widerstände von außen, noch weniger ernsthaft konterrevolutionäre Bestrebungen, als vielmehr innere Gegensätze, die den Aufbau der Arbeit erschweren, Gegensätze sozialer und politischer Art. Der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit soll ohne organische Entwicklung gelöst werden, Eingriffe lokaler Art erzwingen unglückselige Experimente; die Produktion und der Verkehr stocken, die Lohnforderungen überstürzen sich, jeder Zusammenhang der volkswirtschaftlichen Erscheinungen wird übersehen. Weniger bedingen Böswilligkeit als Torheit, weniger Zerstörungswut als Nachlässigkeit und Energielosigkeit diesen Zustand der ökonomischen Verwirrung und Auflösung. Politisch bestehen die Gegensätze zwischen der alten Sozialdemokratie und den Unabhängigen und Spartakusleuten nicht nur unvermindert fort, sie sind sogar teilweise in dem Maße, wie Entscheidungen getroffen werden mußten, gewachsen. Das schlimmste aber ist, daß noch jede feste Zentralgewalt fehlt und die lokalen und bundesstaatlichen Machtfaktoren ohne Rücksicht auf die gemeinsamen deutschen Interessen arbeiten. Es droht nicht nur der völlige Zerfall der deutschen Volkswirtschaft, sondern auch des Deutschen Reiches.

Dieser Zustand zeigt je länger desto mehr seine Gefahren für das ganze Volk so deutlich, daß er im dialektischen Prozeß des Werdens sich selbst aufheben muß: wir kommen entweder zur vollen Anarchie oder zu einer energischen Konzentration der ökonomischen Kräfte und der politischen Gewalt. Es fragt sich, ob Kraft und Bewußtsein genug vorhanden ist, die deutsche Wirtschaft und Politik vor einem Chaos zu bewahren. Wir möchten glauben, daß Deutschland genug Kraft in sich trägt, über diese Geburtswehen mit gutem Glück hinwegzukommen. Ein Volk, das über vier Jahre sich gegen eine ganze Welt von Feinden bewährt hat, wird sich nicht durch sich selbst besiegen lassen. Die Gewalt kann nach Marx immer nur die Geburtshelferin einer neuen Zeit sein, aber niemals die neue Zeit selbst. Die Gesetzmäßigkeit muß wieder über die Gewalt, das Recht über die Macht zu stehen kommen, nachdem die Macht ein neues Recht geboren hat. Die Welt der Gegenwart klebt noch viel zu sehr am Außerlichen; sie begreift noch viel zu wenig, wie sehr die Notwendigkeit der Revolution von innen heraus kam und wie wenig das letzte Ziel der Revolution erreicht werden kann, wenn nur formale Außerlichkeiten ohne den inneren Geist geändert werden. Das gesellschaftliche Sein ist die Basis alles politischen, sozialen und geistigen Lebens, aber dieses Fundament will einen neuen Überbau haben — wir brauchen neue Rechtsbegriffe, neue Kultur- und Sittlichkeitsbegriffe, mit anderen Worten: wir brauchen neue Menschen. Der kraftvolle Aufstieg von unten hat eine unendliche Fülle von neuen Kräften ans Licht gebracht; aber das Genie, das das deutsche Volk konzentrisch fesselt, das den deutschen Willen zu einheitlichen Zielen in Idee und Tat zusammenfaßt und zum Ziele bringt, hat sich noch nicht gezeigt. Der Wille der Masse verlangt nach einem einheitlichen Ausdruck. Die Masse muß den Mut zur Tat haben, um die Einheit aus der Vielheit entstehen zu lassen, dann erst wird der freie

Staat geschichtliche Existenz bekommen. Es hilft nichts: wir müssen uns überzeugen, daß die Demokratie niemals Selbstzweck, sondern nur Mittel für höhere Zwecke des sozialen und kulturellen Daseins sein darf. Der Idealismus, der diese Zeit geboren hat, muß auf der Selbstverständlichkeit des ökonomischen Ausgleichs und des sozialen Rechts wieder die Idee zur Herrschaft bringen. Der Sprung aus dem Reiche der Notwendigkeit, um mit Engels zu reden, muß in das Reich der Freiheit führen.

Dieses Ideal, das aus den Geburtswehen der Gegenwart verwirklicht werden muß, kann nur erreicht werden, wenn wir den Massen ihre wirtschaftliche Existenz sichern und auf jede Art erleichtern. Dies aber wiederum ist nur möglich auf dem Boden wirtschaftlicher Produktivität, diese wiederum nur durch Arbeit, und Arbeit nur durch organisches Einordnen, durch gemeinsames Handeln, durch Ausschalten der Willkür und Anarchie. Man muß begeistert sein, um große Dinge zu vollbringen, hat Saint-Simon auf dem Sterbepett zu seinen Schülern gesagt. Man muß auch begeistert sein, um diese Zeit zu überstehen und zu einem guten Ende bringen zu helfen. Es geht um große Dinge. Möge die Gegenwart kein kleines Geschlecht finden; möge die Einsicht wachsen, die Energie sich stärken. Dann, aber auch nur dann können die schweren Geburtswehen zu einer glücklichen Schöpfung führen.

Die Revolution und die geistigen Arbeiter.

Von Edgar Steiger.

Der Geist ist der Vorreiter der Weltgeschichte. Bevor es Fleisch wird, spukt das Wort als Gedanke im Kopf eines Menschen, und jedes Gewitter, das vor den Augen der Zeitgenossen unter Donner und Blitz niedergeht, und jedes Erdbeben, das jahrtausendalte Zwingburgen wie Kartenhäuser über den Haufen wirft und die Tiefen an die Oberfläche und das Dunkel ans Licht des Tages schleudert, ist nur die Erfüllung eines Traumes, der vielleicht schon hundert Jahre zuvor den einsamen Denker quälte. Ja, das Märchen von den Weberschiffchen, die sich von selbst hin und her bewegen und so die Sklavenarbeit überflüssig machen, hat seit den Tagen des Aristoteles, der es um die Mitte des vierten vorchristlichen Jahrhunderts erzählte, sogar über 2000 Jahre gebraucht, bis es, mehr als ein Jahrhundert lang von dem bösen Zauberer Kapitalismus zu einer neuen Versklavung der Menschheit mißbraucht, erst in unseren Tagen durch den Sozialismus allmählich Wirklichkeit zu werden beginnt. War so der große Grieche ein Seher, der über Jahrtausende hinweg das gelobte Land der Zukunft erblickte — ohne freilich die abenteuerliche Wüstenwanderung der Menschheit durch die verschiedenen Leidensstationen der wirtschaftlichen Entwicklung auch nur zu ahnen —, so war es dafür den kleineren Geistern der neueren Zeit, die sich mehr an das Jetzt hielten, wenigstens vergönnt, mehrere Menschenalter vorher den Mitlebenden das, was kommen mußte, in großen Zügen klarzulegen und so inmitten einer absterbenden Gesellschaft die Gesetzgeber der nächsten Zukunft zu werden. Oder spiegelte sich die große bürgerliche Revolution des achtzehnten Jahrhunderts, bevor sie mit *Etats généraux*, *Konstituante* und *Konvent* in Paris in Erscheinung trat, nicht mit all ihren sich überstürzenden Lebensäußerungen 50 Jahre zuvor, wie in einer

Camera obscura, in den Köpfen eines Montesquieu, Voltaire, Diderot und Rousseau?

Der Prophet, der mit seinem Weitblick über die Jahrtausende hinschweift, mag den Dichter und Künstler mehr entzücken; für die leidende Menschheit aber bleibt er ein bloßer Träumer, und keiner weiß, ob seine Weissagung nicht nur ein Gaukelspiel der von unerfüllbaren Wünschen gekihelten Einbildungskraft ist. Denn der Weissagende gleicht nur zu oft dem Führer einer Wüstenkarawane, dem eine trügerische Fata Morgana eine lachende Oase vorspiegelt: während er auf sie zuwandert, zerrinnt sie wieder vor seinen Augen in nichts, und die getäuschte Hoffnung schlägt in Verzweiflung um. Gewiß, die gespiegelte Oase muß irgendwo wirklich vorhanden sein; sonst wäre ja auch ihr Spiegelbild nicht da. Aber wo sie ist, und wie viele hundert Meilen Wanderung nötig wären, um in ihrem Schatten zu ruhen und sich an ihren Quellen zu laben, das verrät den armen Wüstenwanderern das Spiegelbild nicht, und darum stürzen sie vielleicht verdurstend in den brennenden Sand, bevor sie die erste Palme erreichen, und sluchen dem Propheten, der sie so grausam genarrt hat.

Darum lob' ich mir trotz alledem jene nüchternen Denker, die, mit beiden Füßen auf der festen Erde der Tatsachen stehend, in angestrenzter geistiger Arbeit aus diesen Tatsachen die Geseze des Weltlaufs ablesen und den Gang der Weltgeschichte für die nächsten Jahrzehnte und, wenn es hoch kommt, für das nächste Jahrhundert bestimmen. Gerade die große Weltwende, an deren Beginn wir heute stehen, ist ein lehrreiches Beispiel, wie auch die nur mit Tatsachen rechnende Wissenschaft den Ereignissen mit Siebenmeilenstiefeln vorausieilt. Aber welch ein Unterschied zwischen jenen verschwommenen Prophetengesichten und diesen klaren logischen Schlußfolgerungen, die mit der Zuversicht des experimentierenden Naturforschers ihre Gedankenbilder in die nächste Zukunft projizieren! Nur auf diesem Wege werden zuerst die Köpfe revolutioniert, damit die Millionen, deren genossenschaftliche Mitarbeit zur Umgestaltung des kapitalistischen Obrigkeitstaats in eine freie sozialistische Gemeinwirtschaft unbedingt nötig ist, der gewaltigen Aufgabe, zu der sie die Geschichte aukoren hat, auch geistig gewachsen sind. Welcher Sozialist würde heute nicht dankbar seines großen Führers Karl Marx gedenken, der aus den wirtschaftlichen Tatsachen der Vergangenheit und der gewaltigen wirtschaftlichen Revolution, die er in England als denkender Beobachter miterleben durfte, die Entwicklungsgeseze der modernen Gesellschaft ableitete und das, was wir heute erleben, mit prophetischem Blick vorausagte?

Aber waren es etwa nur die ökonomischen Denker, die die Massen des Volkes auf das kommende Unvermeidliche vorbereiteten? Nein! An diese Revolutionierung der Köpfe haben auch — das dürfen wir nie vergessen — die der bürgerlichen Gesellschaft entstammenden Dichter und Künstler der letzten vier Jahrzehnte tüchtig mitgearbeitet. Um nur einige Namen zu nennen, ließ schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Karl Henckell seine »Amsekruse« erschallen, und in den »Modernen Dichtercharakteren«, die Hermann Conradi herausgab, piff und grollte es in hundert Tönen gegen den Staat der Reichen und die Gesellschaft der Satten. Arno Holz bekannte sich als Großstadtkind und betrachtete im »Phantafus« von seiner Dachkammer aus das rasselnde Getriebe der geistmordenen Fabrik

und die Nähstube der bei der Lampe hinsiechenden Heimarbeiterin, um dann mitten im Jammer seines Dichterelends ein Wolkenkuckucksheim in den blauen Himmel hineinzufräumen. Gerhart Hauptmann aber, um von anderen zu schweigen, schrieb »Die Weber« und den »Florian Geyer«, zwei erschütternde Geschichtsbilder, aus denen noch heute der heiße Atem der Revolution dampft — dramatische Meisterwerke, die wohl in unseren Tagen der Erfüllung an allen Theatern des freien Deutschlands bald ihre Aufsteherung feiern werden. Doch wie könnte ich hier die Dichtungen, in denen die künftige Revolution grollt, der Reihe nach einzeln aufzählen: von Max Halbes »Eisgang« und Franz Helds »Fest auf der Bastille« bis zu Heinrich Manns »Madame Legros« und dem Arbeiterroman »Die Arbeiter«? Nur so viel sei gesagt: ob Naturalist, Symbolist oder Expressionist — keiner, der wirklich etwas war, blieb von dem Empörergeist der Zeit ganz unberührt. Selbst ein so kühler Geist wie Thomas Mann, der die Welt der Wirklichkeit gleichsam nur mit Glacehandschuhen anrührt, mußte seine »Königliche Hoheit« schreiben. In den Allerjüngsten aber schäumte selbst unter der Herrschaft des Standrechts und der Militärsensur der gärende Most nur zu oft über den Rand des Bechers hinaus: man denke nur an Hafenclevers »Sohn«, Georg Kaisers »Koralle« und Goehrings »Seeschlacht«, drei wilde Schreie der gepeinigten Menschheit, die von denen, die es anging — das zeigte im Falle Hafenclevers schon das Bühnenverbot —, gar wohl verstanden wurden.

War also die Revolution durch die geistigen Arbeiter, gleichviel ob mit Bewußtsein oder nicht, seit langem vorbereitet, so waren bei deren Ausbruch auch — so sollte man wenigstens meinen — die geistigen Arbeiter auf die Revolution eingestellt. War dem wirklich so? In Wausch und Bogen läßt sich diese Frage nicht ohne weiteres beantworten. Jedem, der hier alles nach einer bereitgehaltenen Schablone beurteilen wollte, würde jenes Unberechenbare, das nun einmal im Geistesleben eine große Rolle spielt, gar zu leicht ein Schnippchen schlagen. Er würde nicht nur bittere Enttäuschungen, sondern — das ist ja gerade das Auffallende — auch freudige Überraschungen erleben. In München zum Beispiel ist gerade da, wo man es infolge der großen Gegensätze und der vielfach widerstreitenden Interessen der Beteiligten am wenigsten erwartet hätte, im Theaterwesen, am selben Abend, da die Arbeiterschaft auf der Theresienwiese tagte, in einem Hofelzimmer der inneren Stadt die Revolution zum Durchbruch gekommen, ohne daß die Mitglieder des Hoftheaters (denn nur von diesen ist hier die Rede) von den Absichten der Arbeiter das geringste wußten — gewiß ein untrüglicher Beweis dafür, daß die Revolution sozusagen in der Luft lag. Noch bevor die erste Kaserne in den Händen der Arbeiter war, hatten die Theaterleute, vom höchstbezahlten Opernsänger bis zum einfachen Choristen herunter, den einstimmigen Beschluß gefaßt, dem Intendanten v. Frankenstein, dessen Willkürherrschaft alle empörte, und seiner rechten Hand, dem allmächtigen Intendantenrat v. Zollner, der sich im Umgang mit den »niedrigeren« Künstlern gar zu gern eines Unteroffiziersstons befleißigte, ein Ultimatum zu stellen, einen Rat der Bühnenmitglieder zu bilden und die Leitung des Hoftheaters dem Obmann dieses Rates, dem Vorsitzenden der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, Herrn Schwanecke, zu übertragen. Als dann die Arbeiter- und Soldatenrevolution gesiegt hatte, bil-

defen sich auf Anregung der provisorischen Regierung überall berufsständische Vertretungen, um bei der vorläufigen Neugestaltung des ganzen Staatswesens ihre Rechte zu wahren und ihre Wünsche vorzubringen.

Auch die geistigen Arbeiter blieben nicht zurück; aber während sich die bildenden Künstler nach kurzer Beratung in klarer Einsicht dessen, was heute not tut, sofort als Künstlergewerkschaft auftraten, um an der mächtigen Generalkommission der freien Gewerkschaften Deutschlands einen Rückhalt zu haben, zeigte sich bei den Schriftstellern und Journalisten die alte Zersahrenheit, Zersplitterung und Kopflosigkeit, die sie bisher zum Spielball jeder Verlegerwillkür gemacht hatte. Nicht nur, daß sich auch jetzt, wo Einigkeit so bitter not tat, in München, der geistigen Zentrale Süddeutschlands, sogleich zwei Räte geistiger Arbeiter bildeten, der eine unter Führung Professor Dr. Lujo Brentanos, der andere unter Führung Heinrich Manns — ein jeder vielleicht in dem guten Glauben, der einzige zu sein, und ohne Kenntnis des anderen gegründet, aber jetzt, da sie einmal da waren, ein jeder wieder so eigensinnig auf sein politisches Programm festgelegt, daß bis heute eine Einigung beider nicht erzielt werden konnte. Aber damit nicht genug, auch der Schutzverband deutscher Schriftsteller, den der den Zeitverhältnissen Rechnung tragende Vorstand in eine Gewerkschaft umwandeln wollte, versagte, da er sich zum Mittelpunkt aller geistigen Arbeiter hätte aufschwingen können, infolge der Kurzsichtigkeit und Farbenblindheit seiner Mitglieder im letzten Augenblick völlig. Einige Angstmeier, die das bloße Wort »Gewerkschaft« schreckte, und einige Herren mit vollem Beutel, denen die bittere Not ihrer Berufsgenossen keine schlaflosen Nächte machte, brauchten nur mit dem roten Tuch zu winken, und die lieben Konfusionsräte, die hier zur Beratung versammelt waren, stürzten, vor Angst zitternd, wie eine Herde Wiederkäuer draußlos und stimmten den Antrag des wohlmeinenden Vorstands nieder. Und dabei hatten die Tonangeber der Mehrheit zur Begründung ihrer Mißbilligung so schön von der unbefränkten Meinungsfreiheit und von den hohen Kulturidealen des Schriftstellers gesprochen, die durch den Anschluß an die freien Gewerkschaften gefährdet sei! Als ob man hier zusammengekommen wäre, um die verschiedenen Meinungen und Weltanschauungen, die in diesen hundert Köpfen rumorten, unter einen Hut zu bringen — ein Unterfangen, das allerdings nicht nur unsäglich dumm, sondern, wenn überhaupt ausführbar, eine Sünde wider den Heiligen Geist wäre! —, und nicht vielmehr einzig und allein, um im neuen Staate die wirtschaftlichen Interessen des ganzen Standes zu vertreten.

Kann aber nicht gerade diese Zersahrenheit und Unschlüssigkeit der geistigen Arbeiter dem Sozialpolitiker und Staatslenker bedeutsame Winke geben? Man erhofft so viel von der neuen Umgestaltung der Erwerbsverhältnisse, daß die Enttäuschungen sicherlich nicht ausbleiben werden. Ich habe bereits in meinem letzten Artikel auf die besondere Stellung des geistigen Arbeiters hingewiesen und brauche daher Gesagtes nicht zu wiederholen. Für heute nur noch das eine: einer Erwerbsgruppe, die zur Selbsthilfe so unfähig ist wie der Schriftstellerstand, kann vorderhand auch der fürsorglichste Staat nicht helfen; denn das alte Sprichwort »Hilf dir selbst, so hilft dir Gott« hat auch dann seine Gültigkeit, wenn wir an Stelle Gottes die sozialistische Gesellschaft setzen. Oder wie soll diese einem Stand auf die Beine helfen, der diesen Namen gar nicht verdient? Dies Häuflein zufällig

zusammengeschnittener Einzelmenschen der verschiedensten Gesellschaftsklassen wird dadurch, daß jeder mehr oder weniger mit Feder und Tinte oder mit einer Schreibmaschine arbeitet, noch lange nicht zu einer wirtschaftlich faßbaren Körperschaft zusammengeschweißt; denn jeder von ihnen, zumal wenn er ein ganzer Kerl ist — und darin besteht ja gerade sein Stolz —, hat, sei's nun aus innerer Überzeugung, sei's nun aus angeborener Trägheit, sei's unbewußt infolge seiner gesellschaftlichen Stellung oder in Nachahmung eines geistig überlegenen Gefährten, in menschlichen und göttlichen Dingen seine ganz besondere, von jedem anderen mehr oder weniger abweichende Anschauung, die er mit vollem Recht als sein kostbarstes Eigen gegen jede fremde Vergewaltigung schützt. Aber damit nicht genug, jeder von ihnen — namentlich wenn er ein wirklicher Denker oder ein wirklicher Künstler ist — ringt außerdem Tag für Tag und Jahr für Jahr im Kampfe mit dem Zweifel und allen anderen Mächten, die den inneren Menschen locken und bedrängen, rafflos um Wahrheit und Klarheit; und da er den Wandel alles Irdischen und auch seines eigenen Inneren kennt, wird er sich gerade dann, wenn er seiner Sache gewiß zu sein glaubt, doppelt hüten, sich auf irgendeine Schulmeinung oder Lehre für alle Zeiten einzuschwören, in der heutigen kapitalistischen Gesellschaft freilich sehr oft aus weniger idealen Gründen, zumal wenn ihm die Zeitung »die melkende Kuh« ist, »die ihn mit Butter versorgt«, und der Verleger oder die hinter dem Verleger stehende Geldmacht der Einbläser, der dem Komödianten von der Feder »die ewigen Wahrheiten«, die er zu vertreten hat, im Kommandoton ins Ohr flüstert. Aber so oder so, während diese Lumpen auch unter einer neuen Gesellschaft nicht zu deren Vorteil, wohl aber um ihres eigenen Vorteils willen nach wie vor den Mantel nach dem Winde drehen werden, widerstreben gerade die wirklich freien Geister und die vornehmen Charaktere unter den Dichtern und Schriftstellern jeder staatlichen Bevormundung. Und doch müßte einem weislichen Gemeinwesen daran liegen, gerade diese Kräfte, die als Gesellschaftskritiker ihm von unschätzbarem Werte wären, in jeder Weise zu fördern und zu unterstützen, um sie dem Wohle der Gesamtheit dienstbar zu machen.

Wie kann das geschehen? Fürs erste eben dadurch, daß Staat und Gesellschaft ein für allemal auf jede Art von Bevormundung verzichten und alles, was irgendwie nach Zensur riecht, ängstlich vermeiden, damit auch nicht der leiseste Schein entsteht, als wolle der Staat durch irgendwelche Vorder- oder Hintertürchen die öffentliche Meinung durch die gefälschte Meinung eines einzelnen beeinflussen. Sodann durch die strengste Gewährleistung vollster Freiheit der Meinungsäußerung in Wort und Schrift — auch da, wo sich diese gegen die Grundlagen der neuen Gesellschaft und ihre Einrichtungen wenden sollte. Denn der freie Staat der Zukunft, der auf der Freiheit aufgebaut ist, wird sich nur durch die Freiheit allen seinen Feinden gegenüber durchsetzen können — ganz im Gegensatz zum alten monarchisch-kapitalistischen Staate, der sich nur durch die Vergewaltigung der Gewissen behaupten konnte und daher wie ein baufälliges Haus in dem Augenblick zusammenstürzte, wo man ihm Zwangsstützen, die ihn notdürftig hielten, Militär und Zensur, beiseite schob. Will aber der neue Staat wirklich die Meinungsfreiheit der Geistigen schützen, so muß er wenigstens dafür sorgen, daß die, die sonst nichts von ihm wollen, bei der Ausübung ihres

Berufs nicht der Ausbeutung anderweitiger Interessengruppen — und wäre darunter selbst die Partei, der der neue Staat seine Entstehung verdankt — verfallen. Wie läßt sich aber eine solche staatliche Fürsorge ohne gleichzeitige Bevormundung denken? Ganz einfach durch die Einführung eines Minimalhonorars, das Zeitungen wie Buchverleger an jeden, den sie beschäftigen, zu zahlen hätten. Man sage nicht, daß das unmöglich sei! Warum ist denn die Durchführung des Achtstundentags für die anderen Arbeiter möglich? Ein Gegenstück zu diesem Achtstundentag aber wäre eben das staatlich festgesetzte Minimalzeilen- oder -spaltenhonorar für Schriftsteller; denn da sich für die geistigen Arbeiter aus hundert verschiedenen Gründen, die jedem Beteiligten ohne weiteres einleuchten, eine gleichmäßige Arbeitszeit nicht vorschreiben läßt, muß der maßlosen Ausbeutung der geistigen Kraft durch die Unternehmer auf diese Weise abgeholfen werden. Nicht etwa, um die geistige Arbeit, die, je höher sie steht, um so weniger in Mark und Pfennigen zu bewerten ist, in eine Schablone zu pressen (eine steigende Skala je nach der persönlichen Leistung des einzelnen, wie sie die Gerechtigkeit fordert, wird nach wie vor ganz von selbst eintreten), sondern um den wirtschaftlich Schwachen gegen die Schmutzkonkurrenz der wirtschaftlich Starken zu schützen. Jedenfalls aber wird der kommende Staat der Ausbeutung der geistigen Arbeiter durch die Verleger, wie sie namentlich — zu unserer Schande sei es gesagt — während des ganzen Krieges gerade vielfach in unserer Parteipresse üblich war, nicht länger ruhig zuschauen dürfen, will er nicht in den bösen Ruf kommen, daß sein ganzes Kulturgerede nur Windbeutelei sei.

Was ist Klassenkampf?

Von Karl Renner (Wien).

(Schluß.)

2. Der rein politische Kampf.

Je nachhaltiger der ökonomische Kampf geführt wird, um so mehr spezifische Kampfeinrichtungen (Gewerkschaften, Genossenschaften usw.) bringt er hervor, und um so schärfer spezialisieren sich diese Kampfmittel der Klasse. In Zielen und Mitteln den besonderen Gegnern angepasst, weichen sie in ihrer Verfassung und ihren Methoden weit voneinander ab. Daraus entspringt die Gefahr, daß von jedem Teil des kämpfenden Proletariats nur die ihm besonders gegenüberstehende Abteilung der Bourgeoisie (der Fabrikant, der Grundherr, der Wucherer) als Feind empfunden wird und der Zusammenhang des Klassenkampfes verloren geht. Das Bewußtsein davon, daß die gesamte Bourgeoisie eine einzige und dem Proletariat gegenüber solidarische Klasse ist, erwächst zumeist erst als späte Erkenntnis des Kampfes. In einzelnen Ländern geht der ökonomische Kampf voraus, und der politische Gesamtkampf wird erst spät eröffnet (zum Beispiel in England). In anderen Ländern, wie in Deutschland und insbesondere in Rußland, geht die allgemeine Erkenntnis des Klassenkampfes zwischen Besitzenden und Besitzlosen und die Notwendigkeit des geschlossenen politischen Kampfes voraus. Der äußere Ausdruck dieser gereiften Erkenntnis ist die Konstituierung der Arbeiterklasse als politische Partei.

Die politische Partei des Proletariats ist die besondere, von den ökonomischen Kampfformationen geschiedene Organisation der Klasse zum Kampf

um die Eroberung der Staatsgewalt. Der Staat ist der notwendige Angriffspunkt dieser Organisationsform, der Staat und nicht direkt die eine oder selbst die Gesamtheit aller feindlichen Klassen. So hebt sich der rein politische vom ökonomisch politischen Kampf ab. Der Staat wird dabei als der Vollzugsausschuß der herrschenden Klassen aufgefaßt, als der Ausdruck ihrer konzentrierten Macht, als die organisierte Bourgeoisie selbst, und damit ist mittelbar wieder die Gemeinschaft mit dem ökonomischen Kampfe hergestellt. Aber die Parteiorganisation ergreift die Arbeiterklasse ohne Ansehen ihrer beruflichen Scheidung und sozialen Schichtung als Einheit, und in diesem Sinne ist die Partei die notwendige Integration der sonst differenzierten Organe der Bewegung, die Integration, in der das einzelne Glied zurücktritt oder selbst zeitweise untergeht, was im pausenlosen ökonomischen Kampf undenkbar ist.

Der Schauplatz des politischen Kampfes teilt sich von selbst anders ab als der des ökonomischen, er wechselt nach der Gliederung der öffentlichen Gewalt. Staat, Land, Kreis, Bezirk, Gemeinde — alle Positionen, in denen die öffentliche Gewalt organisiert ist, sind zugleich notwendige Kampfpositionen und notwendig andere als im ökonomischen Kampf. Aber nicht bloß die territorialen Gliederungen der öffentlichen Gewalt kommen in Betracht, sondern auch alle Fachkörperschaften, alle Korporationen, Räte, Beiräte, Kammern usw. Und diese Kampfpositionen, deren Wichtigkeit man noch unterschätzt, nähern sich den Positionen des ökonomischen Kampfes. Der politische Kampf durchläuft dabei notwendig zwei sehr wesensverschiedene Phasen, erstens die Erzwingung des Eintritts in diese Position, der Kampf um das Wahlrecht, beziehungsweise die Berufung, und zweitens auf Grund der eroberten Teilnahme die Ausnutzung der gebotenen öffentlichen Machtmittel im Interesse des Proletariats. In der Form aber ist diese Macht von der ökonomischen sehr verschieden: sie ist Ausübung von durch Staatsgesetz verliehener Machtvollkommenheit, von öffentlicher Rechtsmacht, nicht bloßer Genuß und Gebrauch von Privatrechten, und also macht sie das Proletariat zum Glied und Organ der staatlichen Gewalt. Auch hier, wie im ökonomischen Kampfe, findet die reale Macht der Arbeiterklasse ihren Ausdruck in der Zahl und Bedeutung der eroberten Positionen, aber diesmal in Staat, Land, Kreis, Bezirk und Gemeinde, in Körperschaften und Räten. Jede errungene Position ist eine Machtmehrung und zugleich auch eine Vermehrung der Waffen des Proletariats. Die Summe der Positionen dieser Art ist die politische Macht der Arbeiterklasse eines Landes, die identisch ist mit ihrem Anteil an der Staatsgewalt, mit ihrer Macht im Staat und über den Staat.

Der rein politische Kampf nimmt Formen an, die sich vom ökonomischen wesentlich unterscheiden: die unablässige Propaganda in Wort und Schrift durch Versammlung und Presse, zeitweise im Wahlkampf auf das höchste gesteigert, wendet sich an den Staat und gegen Parteien — nicht gegen die Klassen der Gesellschaft selbst. Der parlamentarische Kampf innerhalb der einmal betretenen Position selbst hat ganz andere Methoden und zeigt seine besonderen taktischen und strategischen Möglichkeiten. Die Vertretung der Arbeiterklasse steht in den Vertretungskörpern ständig 'Aug' in 'Aug' den Vertretern der Staatsgewalt und der herrschenden Parteien gegenüber. Diese sind im normalen Laufe der Dinge kein eindeutiges Abbild

der bürgerlichen Klassen mehr, sondern überaus bunte Spaltungen und Mischungen derselben, was den Klassenkampfcharakter fälscht und verwirrt.

Die proletarische Vertretung kann Minderheitsfolge erzielen, indem sie diese Gegensätze und Wirrnisse ausnützt und in wechselnden Allianzen Stück für Stück ihrer Ziele verwirklicht. Und hier erzeugt der Fortschritt des Kampfes häufig einen Sprung, der im ökonomischen Kampfe selten ist: sobald die Minderheit zur Mehrheit oder zum Teil derselben geworden ist, ändern sich ihre Aufgaben und Methoden jäh und vollständig. Zugleich eröffnet sich ein neuer Widerspruch. Die politische ist normalerweise der adäquate Ausdruck der ökonomischen Macht der Klasse. Aber nicht immer so. Dort, wo es der Arbeiterschaft an dem Wahlrecht fehlt oder wo die innere Zersahrenheit der Bewegung die ökonomische Macht nicht genügend widergibt, bleibt die politische Macht der Klasse hinter der ökonomischen zurück (im England der viktorianischen Zeit), ein Umstand, der das Unbehagen der Klasse und eine revolutionäre Stimmung in ihr erzeugt. Die ökonomisch gereifte, politisch rechtlose Klasse eskaliert durch eine Revolution die staatlichen Positionen. Besondere Umstände, wie Zersahrenheit der Bourgeoisie, Schwäche der Staatsgewalt, können die umgekehrte Erscheinung hervorrufen: die politische Macht der Klasse ist größer als ihre ökonomische. Darin aber liegt eine ständige Herausforderung der Bourgeoisie und der Staatsgewalt, und daraus erwächst das Streben der letzteren, die politische und parlamentarische Macht zu brechen (Staatsstreich). Revolution und Gegenrevolution sind nicht selten das Ergebnis dieses Widerspruchs zwischen ökonomischer und politischer Macht.

Der parlamentarische Kampf ist indessen nur ein Ausschnitt des rein politischen, wenn auch sein wichtigster. In den festländischen Parlamenten, welche auf einer durchgängigen Trennung der Gewalten beruhen und als »Legislativen« an der »Exekutive« nicht teilhaben, bleibt die parlamentarische Gewalt immer bloß deklarative, bloß moralische Gewalt. Nicht so in den angelsächsischen Ländern, wo die Vertretungskörper zugleich die Verwaltung führen, wo somit die Teilnahme an der Vertretung zugleich Mitverwaltung und Mitinnehabung der staatlichen Machtmittel bedeutet. Freilich sind auch auf dem Kontinent die Parlamente nicht machtlos, aber diese ist eine rein moralische, keine reale Macht. Die faktische beruht auf der Beherrschung der militärischen und zivilen Bureaukratie, auf der Verwendung der öffentlichen Zwangsmittel. Diese stehen aber den kontinentalen Parlamenten nicht zu Gebote und sind selbst in Republiken wie in Frankreich gegenüber dem Parlament tausendfach verschanzt. Nicht die monarchische oder republikanische Staatsform, sondern die Teilnahme des Volkes an der Exekutivgewalt ist das Kriterium der politischen Demokratie. In parlamentarischen Republiken wie in Frankreich fällt die gesamte Exekutive jeweils in die Hand der jeweiligen parlamentarischen Mehrheit und fügt sich ihr auch.³ Darum hat die politische

³ Der Kampf zwischen der parlamentarischen Mehrheit und der verselbstständigten Exekutive ist die innerpolitische Geschichte der französischen Republik, des französischen Staatswesens seit 1848. Auch heute ist die Exekutive noch gegenüber dem Parlament verselbstständigt und kann durch eine starke Präsidentschaft oder durch ein starkes Ministerium von der Gesetzgebung abgezwängt werden. Die Bureau-

Vertretung des Proletariats dort zunächst die Rolle der Minderheit und keine Gewalt über die Exekutive. Die Eroberung der Exekutive aber ist von der Gesamtaufgabe, die dem Proletariat gestellt ist, von der Eroberung der Staatsgewalt das größere und wertvollere Stück. Da die Exekutive in der Regel durch Sprößlinge der herrschenden Klassen besetzt ist, so droht in dem Augenblick, wo die Vertretung des Proletariats die parlamentarische Mehrheit erlangt hat, ein neuer Widerspruch, die Vertretung gehört dem Proletariat, die Exekutive der Bourgeoisie, und es entsteht die Frage, ob sich die Exekutive unterwirft und ob sie ein zuverlässiges Werkzeug der neuen Machthaber wird. Die Herrschaft eines Proletariats mit dem Mittel einer bourgeoisen oder halbbourgeoisen (zivilen und militärischen) Bureaukratie ist ein offenes Problem, aus dem von selbst die Forderung erwächst, auch diese Bureaukratie nach Tunlichkeit mit proletarisch denkenden Elementen zu durchsetzen oder dem Proletariat zu gewinnen. Der Kampf um die Exekutive in parlamentarisch regierten Ländern kann unter Umständen die Gestalt annehmen, daß die proletarische Minderheit mit Teilen der Bourgeoisie zusammen eine regierende Mehrheit bildet und zeitweise die Exekutive ergreift. Dieses vielumstrittene Mittel ist der sogenannte Ministerialismus. Seine Traglichkeit wie seine Unausweichlichkeit ergibt sich aus dem Vorangegangenen von selbst.

Die politische Aktion gipfelt in dem Ziele: Eroberung der Staatsgewalt, das ist die gesamte Legislative und Exekutive, somit auch der Verwaltung und Rechtsprechung mit der Endabsicht, die öffentliche Gewalt in den Dienst der Klasse zu stellen und das neue gesellschaftliche System des Sozialismus an Stelle des Kapitalismus zu setzen. Somit weist auch dieses Kampfmittel des Proletariats über die gegenwärtige Gesellschaftsverfassung hinaus wie die rein ökonomischen, nur mit dem Unterschied, daß alle ökonomischen Kampfmittel zunächst von einer einzelnen Seite des Kapitalismus (Industrie, Handel, Grundeigentum) ausgehen, während der politische Kampf universal ist, das heißt also, die gesamte kapitalistische Produktionsweise aus den Angeln zu heben strebt, und zwar mit den Mitteln der Staatsgewalt, sonach mit dem Gesetz und dem Gesetzesvollzug, mit der Macht der organisierten öffentlichen Gewalt. Über andere Mittel verfügt der Staat nicht. Und so ergibt sich denn die größte Frage, ob die Mittel des Staates überhaupt geeignet sind und weit genug tragen, die eine Gesellschaftsordnung in die andere hinüberzuführen.

Ein dauernder Versuch dieser Art ist ja von den Bolschewiki unternommen worden. Er beruht auf dem Glauben an die Allmacht des Gesetzes oder des Dekrets. Man hat diesen Glauben als Dekretinismus verspottet. Er ist offensichtlich ein Aberglaube. Das Gesetz kann vieles, aber nicht alles. Die politische Gewalt schafft das große Werk nicht allein. Ebensowenig als der

kraten- und Militärkaste der französischen Republik unterscheidet sich nicht wesentlich von der gleichen Kaste der Mittelländer, wie der Präsident nach der ganzen Einrichtung seiner Gewaltfälle ein Wahlmonarch ist, der über die gesamte Staatsmaschine bis herab zum niedrigsten Gendarmen gebietet. Nicht so in den britischen Ländern, wo die Exekutive grasschaftsweise in den Händen besonderer gewählter Körperschaften liegt. In den Vereinigten Staaten aber ist die Exekutive radikal von der Legislative getrennt, der Präsident ist der gewaltigste Monarch der Welt, allerdings ein durch Plebiszit gewählter.

ökonomische Kampf allein das Grundeigentum und die Erscheinung der Grundrente aufheben kann — dazu ist das Mittel des Gesetzes unerlässlich —, ebensowenig kann das Dekret allein Fabriken betreiben und den Boden bestellen. Die Überschätzung des Politizismus hat man in seiner besonderen parlamentarischen Spielart parlamentarischen Kretinismus genannt. Man kann diesen Ausdruck erweitern und von einem politizistischen Kretinismus sprechen, muß aber dann gerechterweise ebenso den ökonomistischen Kretinismus hervorheben und verurteilen. Der politizistische Kretinismus gipfelt in der Ausdeutung, die das Wort von Karl Marx über die Diktatur des Proletariats vielfach erfahren hat. Dieses Schlagwort ist in dem Munde der Nurpolitiker daselbe wie die Generallstreikideologie in dem Munde der Syndikalisten, nämlich eine große Einseitigkeit.

III. Das Zusammenspiel der ökonomischen und der politischen Aktion.

Die taktische Wahrheit liegt darin, daß ökonomischer und politischer Kampf jederzeit parallel gehen, einander ergänzen und einander das Gleichgewicht zu halten haben. Freilich ist dieses Ziel nicht immer erreichbar, insbesondere nicht in revolutionären und kriegerischen Zeiten. Dieses Zusammenspiel beider Bewegungen erhält seine besondere Gestalt, so oft eine ökonomische Aktion (zum Beispiel der Achtstundentagstreik der österreichischen Bergarbeiter) parlamentarisch aufgegriffen und durch Gesetz zum Siege geführt wird, oder wenn eine gesetzgeberische Aktion, die zu stocken droht, durch eine ökonomische Aktion — diesmal mit politischem Ziel und also in gewissem Sinne unökonomisch — unterstützt wird, wie zum Beispiel im österreichischen Wahlrechtskampf. In dem ersten Falle war die ökonomische Aktion zum Scheitern verurteilt und wurde durch die parlamentarische Aktion gerettet, in dem anderen Falle wurde im Parlament selbst der Wille einer Minderheit von elf Abgeordneten einer parlamentarischen Mehrheit durch die ökonomische Mobilmachung der Klasse aufgezwungen. So wird bei einer verständigen Führung der Klasse jede ökonomische Aktion in eine parlamentarische und eine große, aber gefährdete politische Aktion in eine ökonomische umschlagen. Dabei aber erhält die ökonomische ihren besonderen Charakter. In den Formen und Methoden der früher geschilderten rein ökonomischen Aktion vollständig gleichartig, unterscheidet sie sich doch von ihr dadurch, daß sie kein ökonomisches Ziel oder nur ökonomische Nebenziele verfolgt, während ihr Hauptziel politischer Natur ist. Sie verlegt die politische Aktion aus dem Parlament heraus in die sozialen Klassen selbst und trägt daher am besten den Namen der direkten Aktion. So wäre dieser bisher auf den Mißbrauch ökonomischer Mittel und irreführender Sabotageakte im ökonomischen Kampfe angewandte Ausdruck am besten zu definieren.

Ein Proletariat kann niemals mehr Macht üben, als es besitzt. Nur naiver Idealismus kann auf die Politik des Proletariats den Ausruf des Archimedes anwenden: Gib mir den Punkt, wo ich stehe, und ich werde die Welt bewegen. Es gibt Sozialisten, welche diesen Punkt in einer parlamentarischen Mehrheit, in einem Generallstreik, in einer allgemeinen Volkserhebung sehen und vermeinen, wenn sie nur entweder die Maschine des Dekrets in der Hand haben oder die Produktion stillgesetzt oder allgemeine

Verwirrung hervorgerufen haben, so könnten sie über Nacht aus der Welt des Kapitals die Welt des Sozialismus herstellen.

Es kann sein, daß bei relativ geringer Macht des Proletariats die Bourgeoisie noch ohnmächtiger ist, weil ihre organisierte Gesamtmacht, das ist der Staat, augenblicklich zerrüttet ist. Solche Fälle kommen in der Geschichte vor. Sie geben der Klasse, die der Organisation am meisten fähig ist, also dem Proletariat, und die zugleich im Hebelpunkt der kapitalistischen Produktionsweise sitzt, auch als Minderheit für den Augenblick die entscheidende Gewalt. Diese zu ergreifen und dem Proletariat nutzbar zu machen, ist selbstverständlich Pflicht seiner Führung und wird ihr von den Massen in jedem Fall, auch wider Willen, aufgezwungen. Unvermeidlich entsteht so die Versuchung, diese Macht auf das äußerste auszunutzen und das Maximum an Sozialismus zu verwirklichen. Je jugendlicher, enthusiastischer und im positiven Klassenkampf unerfahrener ein Proletariat ist, desto leichter unterliegt es dieser Versuchung (Pariser Kommune und Bolschewiki). Ein Proletariat, das durch die jahrelange Praxis des Kampfes die Grenzen seiner Macht abgesteckt hat, wird auch in diesem Augenblick seiner Bestrebungen die Grenzen des Erreichbaren setzen, wird daher den Enthusiasten sehr mit Unrecht als feig und weniger prinzipiell erscheinen. Es wird in der Zwangslage vielleicht die Diktatur des Proletariats zur Wahrheit machen und dennoch dieser Diktatur kein weiteres Ziel setzen, als für den künftigen ökonomisch-politischen Kampf die unentziehbare Rechtsgrundlage der wirtschaftlichen und der politischen Demokratie sicherzustellen. Der Streit darüber, inwieweit eine Diktatur des Proletariats in den Verwirrungen des Krieges herstellbar und erfolgreich ist und inwieweit das Proletariat sie zur Erreichung seiner Endziele jeweils auszunutzen imstande ist, dieser Streit ist heute der Kern aller Meinungsverschiedenheiten zwischen den Sekten des Marxismus. Dabei ist es ein oberflächlicher Irrtum, irgendeiner Sekte theoretisch recht oder unrecht zu geben und ein Proletariat mit dem Vorwurf zu verfolgen, daß es mehr oder weniger oder gar nicht proletarisch oder sozialistisch gehandelt habe. Der Grad, inwiefern eine Sekte recht hat, unterscheidet sich nach der politischen und ökonomischen Lage und Reife eines Landes und seines Proletariats, und jedes Proletariat handelt nicht etwa unter dem geistigen Einfluß dieser oder jener Führung, sondern nach seiner eigenen Lage und Reife. Der Streit wird also niemals deduktiv aus den Prinzipien des Klassenkampfes zu entscheiden sein, sondern induktiv aus den gesellschaftlichen Tatsachen, unter deren Wucht die Masse handelt. Und darum hat die Schule von Karl Kautsky, die in diesem Streite vor allem ein Abirren von der richtigen Theorie erkennen zu müssen glaubt, im Prinzip unrecht.

Nationalversammlung und Parteigruppierung.

Von A. Kolb (Würzburg).

Die Frage, welches Ergebnis die Wahlen zur verfassungsgebenden Nationalversammlung haben werden und wie sich demgemäß in dieser die Parteistärke und Parteigruppierung gestalten wird, beschäftigt heute alle politischen Kreise, bedeutet doch die am 30. November publizierte Wahlverordnung nicht nur eine Änderung des Wahlsystems, sondern zugleich auch eine beträchtliche Ausdehnung des Wahl-

rechts. Deutschland hat durch diese Verordnung das radikalste, dem Prinzip absoluter politischer Gleichheit am besten entsprechende Wahlrecht erhalten. Die Mitglieder der Nationalversammlung werden in allgemeinen, unmittelbaren und geheimen Wahlen nach dem Verhältnisssystem auf Grund der von den einzelnen Parteien aufgestellten Kandidatenlisten gewählt. Jeder Wähler hat eine Stimme. Wahlberechtigt sind alle Personen beiderlei Geschlechts, also auch die Frauen und Soldaten, die am Wahltag das zwanzigste Lebensjahr vollendet haben. Ferner begründen künftig nur noch Entmündigung, Stellung unter Vormundschaft und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte die Ausschließung vom Wahlrecht, nicht mehr Armenunterstützung und Konkurs. Auf je 150 000 Einwohner kommt im Durchschnitt ein Abgeordneter. Im ganzen wird sich ihre Zahl auf 433 stellen.

Zum Zweck einer möglichst glatten Durchführung der Wahl ist das Deutsche Reich in 38 große Wahlkreise geteilt, die je nach ihrer Bevölkerungszahl (zugrunde gelegt die Volkszählung vom 1. Dezember 1910) 6 bis 16 Abgeordnete zu wählen haben. Folgende Wahlkreise sind gebildet worden:

Wahlkreis	Mit Ein- wohnern	Zu wählen sind Abgeordnete
1. Die Provinz Ostpreußen	2 064 175	14
2. Die Provinz Westpreußen	1 703 474	11
3. Die Stadt Berlin	2 071 257	14
4. Die Reichstagswahlkreise Potsdam 1 bis 9, soweit sie zum Regierungsbezirk Potsdam gehören	1 544 851	10
5. Der Reichstagswahlkreis Potsdam 10, soweit er zum Regierungsbezirk Potsdam gehört	1 314 576	9
6. Der Regierungsbezirk Frankfurt a. d. O.	1 233 189	8
7. Die Provinz Pommern	1 716 921	11
8. Die Provinz Posen	2 099 821	14
9. Der Regierungsbezirk Breslau	1 841 398	12
10. Der Regierungsbezirk Oppeln	2 207 981	15
11. Der Regierungsbezirk Liegnitz	1 176 583	8
12. Der Regierungsbezirk Magdeburg und Anhalt	1 580 118	11
13. Der Regierungsbezirk Merseburg	1 409 510	9
14. Die Provinz Schleswig-Holstein und das zu Oldenburg gehörende Fürstentum Lüneburg	1 662 304	11
15. Die Regierungsbezirke Aurich und Osnabrück sowie Oldenburg ohne die Fürstentümer Birkenfeld und Lüneburg	1 041 810	7
16. Die Regierungsbezirke Hannover, Hildesheim, Lüneburg, Braunschweig	2 356 856	16
17. Die Regierungsbezirke Münster und Minden, der zur Provinz Hessen-Nassau gehörige Kreis Schaumburg sowie die beiden Lippe	1 971 486	13
18. Der Regierungsbezirk Arnberg	2 399 849	16
19. Die Provinz Hessen-Nassau ohne die Kreise Schaumburg und Schmalkalden, ferner den Kreis Wehlar, von Regierungsbezirken Koblenz sowie Waldeck	2 251 029	15
20. Die Regierungsbezirke Köln und Aachen	1 940 217	13
21. Die Regierungsbezirke Koblenz und Trier ohne den Kreis Wehlar, ferner das zu Oldenburg gehörige Fürstentum Birkenfeld	1 750 819	12
22. Die Reichstagswahlkreise Düsseldorf 1 bis 5, soweit sie zum Regierungsbezirk Düsseldorf gehören	1 820 598	12
23. Die Reichstagswahlkreise Düsseldorf 6 bis 12 des Regierungsbezirks Düsseldorf	1 597 790	11
24. Die Regierungsbezirke Oberbayern und Schwaben	2 321 918	15
25. Die Regierungsbezirke Niederbayern und Oberpfalz	1 324 615	9

Wahlkreis	Mit Ein- wohnern	Zu wählen sind Abgeordnete
26. Die Regierungsbezirke Ober-, Mittel- und Unterfranken	2 303 673	15
27. Der Regierungsbezirk Pfalz	937 085	6
28. Die sächsischen Reichstagswahlkreise 1 bis 9	1 771 117	12
29. Die sächsischen Reichstagswahlkreise 10 bis 14	1 165 330	8
30. Die sächsischen Reichstagswahlkreise 15 bis 23	1 870 214	12
31. Der Neckarkreis und der Jagstkreis	1 297 538	9
32. Der Schwarzwaldkreis und der Donaukreis sowie der Regierungsbezirk Sigmaringen	1 211 047	9
33. Baden	2 142 833	14
34. Hessen	1 282 051	9
35. Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz und Lübeck	862 999	6
36. Die thüringischen Staaten Sachsen-Weimar, Sachsen- Meiningen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Rudwig und Gotha, die beiden Schwarzburg und die beiden Reuß so- wie der Regierungsbezirk Erfurt und der zur Provinz Hessen-Nassau gehörige Kreis Schmalkalden	2 160 692	14
37. Hamburg, Bremen und der Regierungsbezirk Stade	1 743 545	12
38. Elsaß-Lothringen	1 874 014	12

In Anbetracht dieser völligen Veränderung des Wahlrechts ist es sehr schwer, mit einiger Sicherheit im voraus das Wahlergebnis abzuschätzen. Als wahrscheinlich kann jedoch angenommen werden, daß die Abgeordnetenzahl der sozialistischen Parteien im Vergleich zu deren Bestand im letzten Reichstag beträchtlich wachsen wird. Die Ausdehnung des Wahlrechts auf die männlichen Personen von 20 bis 25 Jahren wird vor allem den sozialistischen Parteien zugute kommen, zum Teil auch die Neueinführung des Frauenstimmrechts, wenigstens in den Großstädten und einigen Industrievierteln, während in den ländlichen, besonders den ländlich-katholischen Bezirken das Übergewicht der Konservativen und des Zentrums dadurch noch verstärkt werden dürfte.

Die nachstehende Aufstellung soll veranschaulichen, welche Stellung bisher die verschiedenen Parteien in den neugebildeten 38 Wahlkreisen einnahmen. Es sind daher für jeden Kreis die letzten amtlichen Zahlen zusammengestellt und prozentual berechnet. Die Tabelle beginnt mit den Wahlkreisen, in denen 1912 die Sozialdemokratie die verhältnismäßig größte Stimmenzahl erlangt hat.

3. Berlin:	Soz.	So. Volksp.	Zentr.		
1912	75,3%	17,2%	2,1%		
1907	66,2%	23,0%	2,4%		
+ Zu- oder — Abnahme	+9,1%	—5,8%	—0,3%		
5. Charlottenburg:	Soz.	So. W.	Konf. Part.	Zentr.	
1912	58,7%	28,6%	10,5%	1,4%	
1907	52,2%	19,6%	26,2%	1,4%	
+ Zu- oder — Abnahme	+6,5%	+9,0%	—15,7%	—	
29. Sachsen II:	Soz.	So. W.	Nat.	Konf. Part.	Unif.
1912	55,0%	6,0%	23,5%	14,0%	1,4%
1907	48,5%	1,5%	35,0%	11,5%	2,5%
+ Zu- oder — Abnahme	+6,5%	+4,5%	—11,5%	+2,5%	—1,1%
4. Regierungsbezirk Potsdam:	Soz.	So. W.	Nat.	Konf. Part.	Reichsp.
1912	54,4%	21,7%	0,8%	13,6%	6,9%
1907	46,2%	14,9%	1,5%	20,2%	14,5%
+ Zu- oder — Abnahme	+8,2%	+6,8%	—0,7%	—6,6%	—7,6%

37. Hamburg, Bremen usw.

	Soj.	So. Volksp.	Nat.	Zentr.	Welfe	Konf.
1912	54,0%	23,0%	13,5%	0,4%	3,5%	5,5%
1907	51,0%	22,5%	13,5%	0,5%	2,5%	9,0%
+ Zu- oder — Abnahme	+3,0%	+0,5%	—	—0,1%	+1,0%	—3,5%

30. Sachsen III:

	Soj.	So. V.	Nat.	Konf. Part.	Antifemif.
1912	53,0%	8,5%	23,5%	9,0%	—
1907	46,0%	6,0%	28,0%	10,2%	4,5%
+ Zu- oder — Abnahme	+7,0%	+2,5%	—4,5%	—1,2%	—4,5%

28 Sachsen I:

	Soj.	So. V.	Nat.	Konf. Part.	Antif.
1912	51,0%	10,5%	19,0%	8,5%	11,0%
1907	46,0%	6,8%	18,0%	10,5%	18,0%
+ Zu- oder — Abnahme	+5,0%	—3,7%	+1,0%	—2,0%	—7,0%

36. Thüringen:

	Soj.	So. V.	Nat.	Konf. Antif.	Zentr.
1912	47,5%	14,0%	17,2%	15,0%	3,0%
1907	38,5%	16,5%	19,5%	18,5%	3,0%
+ Zu- oder — Abnahme	+9,0%	—2,5%	—2,3%	—3,5%	—

12. Regierungsbezirk Magdeburg, Anhalt:

	Soj.	So. V.	Nat.	Konf. Part.	Antif.	Zentr.
1912	45,0%	6,5%	20,0%	25,5%	1,5%	—
1907	39,5%	9,0%	22,0%	27,0%	2,5%	0,7%
+ Zu- oder — Abnahme	+5,5%	—2,5%	—2,0%	—1,5%	—1,0%	—0,7%

13. Regierungsbezirk Merseburg:

	Soj.	So. V.	Nat.	Konf. Part.	Antif.
1912	42,6%	22,7%	5,4%	27,8%	1,3%
1907	34,8%	33,3%	4,3%	27,4%	0,1%
+ Zu- oder — Abnahme	+7,8%	—10,6%	+1,1%	+0,4%	+1,2%

22. Düsseldorf-Essen:

	Soj.	So. V.	Nat.	Konf. Part.	Zentr.	Polen
1912	42,0%	8,0%	13,2%	9,8%	24,0%	1,5%
1907	38,0%	6,0%	19,0%	7,0%	28,0%	0,8%
+ Zu- oder — Abnahme	+4,0%	+2,0%	—5,8%	+2,8%	—4,0%	+0,7%

14. Provinz Schleswig-Holstein:

	Soj.	So. V.	Nat.	Konf. Part.	Antif.	Däne
1912	40,4%	29,2%	14,0%	8,4%	1,9%	5,5%
1907	38,9%	31,8%	15,1%	5,0%	1,2%	6,0%
+ Zu- oder — Abnahme	+1,5%	—2,6%	—1,1%	+3,4%	+0,7%	—0,5%

35. Beide Mecklenburg, Lübeck:

	Soj.	So. V.	Nat.	Konf. Part.
1912	39,5%	25,0%	8,0%	27,5%
1907	37,0%	23,0%	12,0%	28,0%
+ Zu- oder — Abnahme	+2,5%	+2,0%	—4,0%	—0,5%

31. Württemberg I:

	Soj.	So. V.	Nat.	Konf. Part.	Zentr.
1912	39,5%	16,5%	19,5%	15,0%	4,8%
1907	32,0%	22,0%	23,0%	9,5%	7,0%
+ Zu- oder — Abnahme	+7,5%	—5,5%	—3,5%	+5,5%	—2,2%

34. Hessen:

	Soj.	So. V.	Nat.	Konf. Part.	Zentr.
1912	39,3%	15,9%	25,5%	9,1%	10,1%
1907	32,7%	4,7%	26,7%	23,0%	12,9%
+ Zu- oder — Abnahme	+6,6%	—11,2%	—1,2%	—13,9%	—2,8%

16. Regierungsbezirk Hannover, Braunschweig:

	Soz.	So. Volksp.	Nat.	Konf. Part.	Antif.	Weissen
1912	38,5%	8,0%	24,0%	7,5%	6,0%	14,0%
1907	32,5%	0,8%	29,5%	7,5%	10,0%	16,0%
+ Zu- oder — Abnahme	+6,0%	+7,2%	—5,5%	—	—4,0%	—2,0%

9. Regierungsbezirk Breslau:

	Soz.	So. V.	Nat.	Konf. Part.	Zentr.
1912	35,6%	8,2%	11,2%	32,5%	11,8%
1907	28,8%	10,2%	—	36,8%	17,1%
+ Zu- oder — Abnahme	+6,8%	—2,0%	+11,2%	—4,3%	—5,3%

6. Regierungsbezirk Frankfurt a. d. O.

	Soz.	So. V.	Nat.	Konf. Part.	Antif.
1912	35,5%	7,6%	20,8%	32,3%	3,4%
1907	28,9%	4,6%	17,0%	33,6%	5,6%
+ Zu- oder — Abnahme	+6,6%	+3,0%	+3,8%	—1,3%	—2,2%

11. Regierungsbezirk Liegnitz:

	Soz.	So. V.	Nat.	Konf. Part.	Zentr.	And. Part.
1912	35,3%	32,4%	8,7%	26,4%	1,9%	4,3%
1907	28,2%	28,9%	—	20,8%	7,3%	3,7%
+ Zu- oder — Abnahme	+7,1%	+3,5%	+8,7%	+5,6%	—5,4%	—0,6%

18. Regierungsbezirk Arnberg:

	Soz.	So. V.	Nat.	Zentr.	Wirtsch. Ver.	Polen
1912	33,9%	8,3%	21,9%	24,5%	6,7%	3,9%
1907	29,6%	10,0%	21,9%	30,1%	4,2%	3,5%
+ Zu- oder — Abnahme	+4,3%	—1,7%	—	—5,6%	+2,5%	+0,4%

19. Provinz Hessen-Nassau:

	Soz.	So. V.	Nat.	Konf. Part.	Antif.	Zentr.
1912	32,5%	14,5%	16,5%	5,5%	17,5%	10,5%
1907	23,5%	12,5%	18,5%	6,5%	19,5%	15,5%
+ Zu- oder — Abnahme	+9,0%	+2,0%	—2,0%	—1,0%	—2,0%	—5,0%

26. Regierungsbezirke Franken:

	Soz.	So. V.	Nat.	Wb.	Konf. Part.	Zentr.
1912	32,5%	15,5%	8,0%	4,0%	12,5%	25,5%
1907	25,0%	16,0%	9,0%	7,0%	9,5%	33,0%
+ Zu- oder — Abnahme	+7,5%	—0,5%	—1,0%	—3,0%	+3,0%	—7,5%

27. Regierungsbezirk Pfalz:

	Soz.	So. V.	Nat.	Konf. Part.	Zentr.
1912	32,2%	4,8%	28,0%	19,9%	17,1%
1907	24,8%	2,6%	29,6%	14,6%	28,4%
+ Zu- oder — Abnahme	+7,4%	+2,2%	—3,6%	+5,3%	—11,3%

38. Elßaß-Lothringen:

	Soz.	So. V.	Reichsp.	Zentr.	Elßässer
1912	31,8%	14,0%	2,1%	5,4%	46,5%
1907	23,7%	10,7%	2,7%	31,1%	31,7%
+ Zu- oder — Abnahme	+8,1%	+3,3%	—0,6%	—25,7%	+14,8%

33. Baden.

	Soz.	So. V.	Nat.	Konf. Part.	Zentr.
1912	28,3%	7,5%	26,0%	7,0%	31,2%
1907	23,9%	5,4%	28,7%	6,4%	35,5%
+ Zu- oder — Abnahme	+4,4%	+2,1%	—2,7%	+0,6%	—4,3%

24. Oberbayern, Schwaben:

	Soj.	So. Volksp.	Nat.	/ Wb.	Zentr.
1912	26,5%	6,0%	14,0%	5,5%	48,5%
1907	21,0%	0,5%	20,0%	5,5%	53,0%
+ Zu- oder — Abnahme	+5,5%	+5,5%	—6,0%	—	—4,5%

7. Regierungsbezirk Pommern:

	Soj.	So. W.	Nat.	Konf. Part.	Reichsp.
1912	24,0%	20,2%	8,8%	45,4%	—
1907	19,9%	22,9%	1,0%	49,5%	2,6%
+ Zu- oder — Abnahme	+4,1%	—2,7%	+7,8%	—4,1%	—2,6%

23. Duisburg-Krefeld:

	Soj.	So. W.	Nat.	Konf. Part.	Zentr.
1912	23,0%	2,5%	19,5%	2,0%	49,5%
1907	18,0%	—	29,5%	0,8%	49,5%
+ Zu- oder — Abnahme	+5,0%	+2,5%	+10,0%	+1,2%	—

20. Regierungsbezirk Köln, Aachen:

	Soj.	So. W.	Nat.	Konf. Part.	Zentr.
1912	20,0%	2,0%	8,0%	1,0%	63,0%
1907	16,5%	—	14,0%	—	68,0%
+ Zu- oder — Abnahme	+3,5%	+2,0%	—6,0%	+1,0%	—5,0%

17. Regierungsbezirk Münster und beide Lippe:

	Soj.	So. W.	Nat.	Konf. Part.	Zentr.	Polen
1912	19,5%	8,5%	2,5%	15,0%	43,5%	3,0%
1907	16,0%	7,5%	12,5%	14,0%	46,0%	2,0%
+ Zu- oder — Abnahme	+3,5%	+1,0%	—10,0%	+1,0%	—2,5%	+1,0%

15. Regierungsbezirk Aurich, Osnabrück, Oldenburg:

	Soj.	So. W.	Nat.	Konf. Part.	Zentr.	Welfe
1912	19,5%	17,5%	25,0%	7,0%	26,0%	3,5%
1907	15,5%	16,0%	31,5%	7,0%	25,5%	3,5%
+ Zu- oder — Abnahme	+4,0%	+1,5%	—6,5%	—	+0,5%	—

32. Württemberg II:

	Soj.	So. W.	Nat.	Konf. Part.	Zentr.
1912	18,0%	17,5%	7,0%	19,0%	37,5%
1907	16,5%	18,5%	6,5%	10,5%	46,0%
+ Zu- oder — Abnahme	+1,5%	—1,0%	—0,5%	+8,5%	—8,5%

1. Ostpreußen:

	Soj.	So. W.	Nat.	Zentr.	Konf. Part.	Polen
1912	14,8%	17,4%	16,3%	8,1%	38,5%	3,0%
1907	13,5%	12,4%	5,0%	8,8%	56,2%	2,0%
+ Zu- oder — Abnahme	+1,3%	+5,0%	+11,3%	—0,7%	—17,7%	+1,0%

10. Regierungsbezirk Oppeln:

	Soj.	So. W.	Nat.	Konf. Part.	Zentr.	Polen
1912	14,0%	0,3%	12,1%	5,9%	36,8%	30,8%
1907	6,5%	0,2%	7,4%	14,6%	31,7%	39,5%
+ Zu- oder — Abnahme	+7,5%	+0,1%	+4,7%	—8,7%	+5,1%	—8,7%

25. Niederbayern und Oberpfalz:

	Soj.	So. W.	Nat.	Wb.	Zentr.
1912	10,5%	6,5%	3,0%	13,5%	66,5%
1907	7,5%	—	8,5%	12,5%	71,0%
+ Zu- oder — Abnahme	+3,0%	+6,5%	—5,5%	+1,0%	—4,5%

2. Prov. Westpreußen:

	Soj.	So. W.	Nat.	Zentr.	Konf. Part.	Polen
1912	9,7%	4,5%	15,1%	7,0%	29,8%	34,2%
1907	7,9%	3,0%	15,0%	8,1%	29,4%	36,0%
+ Zu- oder — Abnahme	+1,8%	—1,5%	+0,1%	—1,1%	+0,4%	—1,8%

21. Regierungsbezirk Trier, Koblenz:

	Soz.	So. Volksp.	Nat.	Konf. Part.	Zentr.
1912	7,0%	1,5%	25,0%	8,5%	58,0%
1907	4,0%	—	27,0%	10,8%	59,0%
+ Zu- oder — Abnahme	+3,0%	+1,5%	—2,0%	—2,3%	—1,0%

	Soz.	So. V.	Nat.	Konf. Part.	Zentr.	Polen
1912	3,8%	5,7%	4,9%	28,3%	0,9%	55,8%
1907	1,9%	0,6%	3,6%	34,3%	2,0%	57,5%
+ Zu- oder — Abnahme	+1,9%	+5,1%	+1,3%	—6,0%	—1,1%	—1,7%

Erwähnen möchte ich noch, daß mir nach meiner Berechnung die von der Tagespresse verbreitete Schätzung der Gesamtwählerschaft auf ungefähr 40 Millionen Personen etwas zu hoch erscheint. Bisher hatten 22 Prozent der Bevölkerung das Wahlrecht. Dieser Prozentsatz dürfte durch die jetzige Wahlordnung auf 50 bis 55 Prozent steigen. Das macht bei einer Gesamtbevölkerung Deutschlands (1918) von zirka 68 Millionen eine Gesamtwählerschaft von 37 bis 38 Millionen.

Literarische Rundschau.

U. Ger, **Erzgebirgisches Volk.** Berlin, Buchhandlung Vorwärts. Preis 3 Mark.

Der in Parteitreffen vielgelesene Autor, dessen Romane und Erzählungen in anschaulicher Weise erzgebirgisches Volksleben charakterisieren, hat in dem vorliegenden Buche, das gleichfalls heimatliche Erinnerungen in erzählender Form gibt, sich ein entschiedenes volkskundliches Verdienst erworben. Sitten und Bräuche, Schnurren und Bevölkerungseigentümlichkeiten, die noch vor einem halben Jahrhundert in den Tälern des Erzgebirges heimisch waren, sind mit einem feinen, liebevollen Verständnis gesammelt und niedergeschrieben. Der Armut und der Unwissenheit begegnet man auf Schritt und Tritt. Die elendesten Wohnverhältnisse werden aufgerollt, die aller modernen Hygiene ins Gesicht schlagende Beschaffenheit der Krankenzublen wird gezeigt, finsternstem Aberglauben begegnen wir, wir bekommen Einblick in die primitiven Häuslichkeiten und nehmen Kenntnis von der geradezu schauerlichen Behandlung der Ortsarmen. Aber auch an goldigem Humor fehlt es diesen erzgebirgischen Aufzeichnungen nicht. Sehr launig ist unter anderem die Geschichte vom Orenznachtskatklub erzählt, in der sich die Herren Zollbeamten nicht gerade mit Ruhm bekränzen. Auch die Tragikomödie »Einmal im Leben Butter gegessen« liest sich gut. Charakteristisch für die geistige Zurückgebliebenheit der erzgebirgischen Frauen jener Tage ist die Skizze »Der dämliche Apotheker«. Sehr spaßig und kennzeichnend zugleich wirkt die Schnurre »Eine Frau, die sich gewaschen hat«. Auch die Geschichte von den beiden Schuhmachern, dem »Enballe« und dem »Zweballe« (»Konkurrenten«) gehört hierher. Soziale Betrachtungen fehlen dabei nirgends; in der einen oder anderen Skizze treten sie jeweilig schärfer hervor (»Walddorf und Millionärstadt«, »Dämon Alkohol« usw.). Auch aus seinem eigenen Leben plaudert der Verfasser; er gibt uns dabei manchen dankenswerten Hinweis auf die Anfänge seiner geistigen und damit auch politischen Entwicklung (»Mühe oder Lust«, »Die erste Reichstagswahl«, »Pastor Pausbacke und meine erste Schriftstellerei«). Das Aufsteilen und Zerlegen des umfangreichen Stoffes in zahlreiche, stets in sich selbst abgeschlossene Episoden ist recht geschickt gemacht. Das Interesse, auch das des landfremden Lesers, wird dadurch wachgehalten. Ein leichtverständlicher Dialekt löst die Einzelbilder und erhöht ihre Anschaulichkeit. Hier und da hätte Ger weniger breit sein können; es hätte genügt, Nebenächlichkeiten nur anzudeuten. Aber Schaden ist durch diese gelegentlichen Breiten nicht angerichtet worden. Wer Sinn für völkische Ursprünglichkeit hat, wer eine örtliche Entwicklung aus menschlichen Eigentümlichkeiten heraus zu verstehen bestrebt ist, der wird an dem neuen Buche Gers sicherlich Gefallen finden. L.L.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 14

Ausgegeben am 3. Januar 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Arbeitsgemeinschaft zwischen Arbeitgeberverbänden und Gewerkschaften.

Von Paul Umbreit.

Der Gedanke der *Arbeitsgemeinschaften* ist in Deutschland nichts Neues. Er entstand im Anfang der Kriegszeit unter dem Drucke der Wirtschaftskrisis, die als eine der ersten Kriegswirkungen die Gewerbetreibenden mit der völligen Zerrüttung ihres Erwerbes, die Arbeiter und Angestellten mit wachsender Arbeitslosigkeit bedrohte. Es galt Notstandsarbeiten und öffentliche Aufträge herbeizuführen, um der Arbeiterschaft Beschäftigung zu verschaffen. So vereinigten in einer Reihe von Gewerben Arbeitgeber- und Arbeiterorganisationen ihre Bemühungen, suchten öffentliche Auftraggeber auf, unterstützten sie bei der Vorbereitung der Vergabung solcher Arbeiten mit sachmännischem Rat und bewirkten eine Beschleunigung dieser Vergabungen.

Dieses Zusammenwirken wurde sachungsgemäß vereinbart und auf gewisse Regeln für die Arbeiterbeschäftigung ausgedehnt. So wurde zum Beispiel vereinbart, daß Arbeiter möglichst nicht entlassen, sondern bei gekürzter Arbeitszeit oder bei Ausfall einiger Arbeitstage in der Woche beschäftigt werden sollten. Die früher vereinbarten Tarifverträge sollten aufrechterhalten und die Lohnsätze nicht gekürzt werden usw. Der Name *Arbeitsgemeinschaften* sollte nichts anderes als eine Ausdehnung vorhandener Tarifverträge auf gemeinsame Kriegsfürsorge bedeuten, wie denn auch später diese Arbeitsgemeinschaften hauptsächlich für die Kriegsbeschädigtenfürsorge im eigenen Gewerbe in Anspruch genommen wurden.

Nichts lag den deutschen Gewerkschaften ferner als der Gedanke, gemeinsame Organisationen von Arbeitgebern und Arbeitern zu propagieren, etwa nach Art der gemischten Syndikate in Frankreich oder der alten Zünfte in Deutschland, in denen die Gehilfen zur Gewerbeorganisation gehörten. Auch von Allianzen nach Art der in England bestehenden Trade Alliances, in denen Verkaufspreise und Arbeitslöhne in ein Gegenseitigkeitsverhältnis gesetzt sind, konnte keine Rede sein. Hier handelte es sich lediglich um Hilfsgemeinschaften, aus der Kriegsnot geboren und für die Kriegsnot bestimmt, die allerdings von bestimmten Voraussetzungen abhängig waren. Es zeigte sich nämlich, daß für solche Arbeitsgemeinschaften außerhalb der tariflich geregelten Gewerbe kein Boden vorhanden war, und auch der Versuch der Generalkommission, im Interesse der gewerblichen Kriegsfürsorge eine Verallgemeinerung der Arbeitsgemeinschaften durch zentrale Vereinbarungen mit der Vereinigung deutscher Arbeitgeberverbände anzustreben, stieß bei dieser damals noch als Gegner der Tarifverträge bekannten Unternehmerzentrale auf Ablehnung. So begnügte sich die

Generalkommission zunächst damit, eine soziale Arbeitsgemeinschaft aller Arbeitnehmergruppen herbeizuführen.

Eingeleitet wurde dieses Zusammenwirken beider Vorbereitungen für die gesetzliche Regelung der Arbeitsvermittlung im Januar 1915 innerhalb der vier Gewerkschaftsrichtungen der freien, christlichen, Hirsch-Dunker'schen und polnischen Gewerksvereine. Es fand seine Fortsetzung bei der Reichskonferenz der Kriegsbeschädigtenfürsorge im Sommer 1916 und bei zahlreichen Eingaben auf dem Gebiet des Ernährungswesens. Bei der Regelung des vaterländischen Hilfsdienstes wurde es auf die Angestelltenverbände ausgedehnt und hat sich im allgemeinen auch bei den Vorbereitungen zum Arbeitskammergesetz und der Arbeitslosenversicherung bewährt.

Das Unternehmertum verfolgte diese Gemeinschaftsarbeit der Gewerkschaftsgruppen und Angestelltenverbände mit wachsendem Unbehagen. Gewöhnt, die Arbeitnehmer zu teilen und zu herrschen, versuchte es hier und da Zwietracht zu säen und sich mit dem Zerfall dieses Bündnisses nach dem Kriege zu trösten. Aber was die Arbeitgeberpresse als künftiges Friedensprogramm verlautbarte, war nur geeignet, den Arbeitnehmerblock fester aneinanderzufügen. Es wurde ganz ungeniert vom Abbau der hohen Kriegslöhne, von ertragsteigernden Arbeitsmethoden, von Arbeitszeiterlängerung und Ersatz teurer Männerarbeit durch billige Frauenarbeit geschrieben und gegen die Aufhebung des § 153 der Gewerbeordnung, gegen Arbeitskammern und weitgesteckte sozialpolitische Ziele Verwahrung eingelegt, so daß sich bei den Massen der Arbeiter und Angestellten die Vorstellung von schweren Auseinandersetzungen nach dem Kriege befestigte.

Die Durchführung des Hilfsdienstgesetzes hat aber das Unternehmertum auf eine harte Probe gestellt. Vieles war auf dem Gebiet der Kriegs- und Ernährungswirtschaft seit Jahren geduldig ertragen worden, obwohl der Militär- und Beamtenstaat sich dabei nicht gerade mit Ruhm bedeckte. Aber was jetzt kam, das überstieg alle Grenzen. Ein großer Teil der Industrie und der Gewerbe wurde ganz systematisch abgebaut, über Fabriken und Werkstätten, Einrichtungen, Maschinen und Werkzeuge ganz selbstherrlich verfügt, der verbleibende Rest der aufgelösten Industrien zu Zwangssyndikaten zusammengeschlossen, wobei die Kleinen zugunsten weniger Großen benachteiligt und die ruinierten Existenzen auf die Entschädigung aus den Erträgen dieser Syndikate angewiesen wurden. Mit der Beschränkung der Freizügigkeit der Arbeitnehmer hatte man sich in den Unternehmerkreisen schnell abgefunden. Aber gegenüber der Zwangskriegswirtschaft versagten die staatserkhaltenden Gefühle der Unternehmer sehr bald, und es bemächtigte sich ihrer eine verbissene Wut gegen die militärische und zivile Bureaukratie, die alles andere in den Hintergrund drängte. Um so mehr schätzte man jetzt die paritätischen Ausschüsse, die über Betriebs- und Arbeiterfragen mitzuentscheiden hatten, und die Mitentscheidung der Arbeitervertreter, die sich der Interessen der bedrohten Gewerbe tapfer annahmen. In diesen Hilfsdienstorganen haben die Unternehmervertreter ein Stück Gemeinschaftsarbeit mit Gewerkschaftsvertretern würdigen gelernt, und es ist bezeichnend, daß ein großer Teil der Beschlüsse der Hilfsdienstauschüsse, auch solcher, die sich nur mit Arbeitnehmerfragen zu befassen hatten, einhellig gefaßt wurde.

Aber mit dem Abbau der Industrie durch den vaterländischen Hilfsdienst war die Geduldprobe der Arbeitgeber nicht erschöpft; denn auf den Hilfs-

dienst folgte die Übergangswirtschaft, und je näher man die wirkliche Lage Deutschlands nach dem Kriege ins Auge fassen konnte, desto mehr ergab sich die Gewißheit, daß auch dann von der Rückkehr zum freien Erwerb noch lange keine Rede sein könnte. Ein- und Ausfuhrbeschränkungen, zentrale Regelung der Verwertung des Schiffsraums, zentrale Verteilung der Rohstoffe, strenge Valutamaßnahmen, weitere Rationierung der Lebensmittel unter Aufrechterhaltung der Höchstpreise, Preisprüfungsämter und Bekämpfung des Schleichhandels — alles wie in der Kriegswirtschaft, vielleicht mit ein wenig mehr Bewegungsfreiheit, aber sehr viel weniger Mitteln, da scharfe Steuermaßnahmen zur Abbürdung der Kriegsschulden unerlässlich sind. Vielleicht auch staatliche Eingriffe in die Erwerbsfreiheit durch Monopolisierung der einen oder anderen Industrie. Und zu alledem das Aufhören der Kriegslieferungen, das die Industrie in die gleiche Kalamität wie am Kriegsbeginn stürzen muß und sie auf die Notwendigkeit staatlicher Hilfe durch öffentliche Aufträge verweist.

Je näher die theoretischen und praktischen Vorbereitungen für die Übergangswirtschaft kamen, desto mehr befestigte sich in Unternehmerkreisen die Überzeugung, daß ihnen weder mit einer militärischen noch mit einer bürokratischen Organisation derselben gedient sein könne, sondern daß der Wiederaufbau des Wirtschaftslebens nur auf der Basis der Selbstverwaltung der Beteiligten möglich sei. In diesem Sinne nahmen sie wiederholt Fühlung mit Gewerkschaftsvertretern, die ihnen nicht verhehlten, daß ihrer Meinung nach ein staatlicher Zwang nicht zu entbehren sei und daß sich die Industrie weitgehenden Einschränkungen unterwerfen müsse. Immerhin war man in Gewerkschaftskreisen einem Zusammenwirken in den Fragen der Übergangswirtschaft nicht abgeneigt, da auch hier für eine bürokratische Regelung wenig Vorliebe zu finden war und die Selbstverwaltung der Interessenten ungleich mehr Aussicht auf Überwindung aller Schwierigkeiten bot — selbstverständlich ohne Verzicht auf zwingende Vorschriften für die Durchführung. In den vom Reichswirtschaftsamt veranstalteten Konferenzen bot sich denn auch das seltene Schauspiel, daß Unternehmervertreter und Arbeitervertreter völlig einig gingen hinsichtlich der Beteiligung der Organisationen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer und in der möglichsten Ausschaltung der Bürokratie. Die Unternehmervertreter erklärten sogar ganz offen: »Lieber überlassen wir das Ganze allein den Gewerkschaften, denn die verstehen wenigstens etwas von den Bedürfnissen der Industrie!«

Als dann der Zusammenbruch unserer Bundesgenossen und die Zurückdrängung unserer Westfront mit einem baldigen Friedensschluß rechnen ließen, traten führende Unternehmerkreise mit der Generalkommission in Verhandlung zwecks Abschluß einer Arbeitsgemeinschaft für die Übergangswirtschaft. Die Generalkommission trat der Sache näher, verlangte aber als Voraussetzung für ein solches Zusammenwirken die Beseitigung einer Reihe von Differenzpunkten zwischen Arbeitgeberverbänden und Gewerkschaften. Die Gewerkschaften mußten in aller Form als die berufenen Arbeitervertretungen anerkannt und das Koalitionsrecht der Arbeiter dürfe nicht beschränkt werden. Die Arbeitgeber hätten auf jede Unterstützung der gelben Werkvereine zu verzichten. Ferner wurde die paritätische Regelung des Arbeitsnachweises, die Einsetzung von paritätischen Schlichtungsinstanzen und der Abschluß von Tarifverträgen in allen Industrien verlangt. Die Verhand-

lungen zogen sich wochenlang hin, da man in Unternehmerkreisen besonders an dem Verzicht auf die Gelben Anstoß nahm. Die politische Krise im Reich und der Ausbruch der Revolution beseitigten schnell diese letzten Bedenken der Arbeitgeber. Für die Gewerkschafts- und Angestelltenvertreter aber war der Ausbruch der Revolution ein zwingender Anlaß, noch weitere Forderungen des Gewerkschaftsprogramms aufzurollen, denn in solch kritischen Zeiten kann nur dann ein Zusammenarbeiten der an der Volkswirtschaft beteiligten Faktoren von Dauer sein, wenn möglichst reiner Tisch gemacht und aller Unzufriedenheitsstoff ausgeschaltet wird. Die Gewerkschaftsvertreter verlangten also den achtstündigen Arbeitstag, die Wiedereinstellung aller Kriegsteilnehmer in ihre vor dem Krieg innegehabten Arbeitsplätze und die Einsetzung von Arbeiterausschüssen in allen Betrieben. Auch das wurde von den Unternehmern zugestanden, und so kamen die folgenden Vereinbarungen als Grundlage der Arbeitsgemeinschaft zustande:

Die großen Arbeitgeberverbände vereinbaren mit den Gewerkschaften der Arbeitnehmer das Folgende:

1. Die Gewerkschaften werden als berufene Vertretung der Arbeiterschaft anerkannt.

2. Eine Beschränkung der Koalitionsfreiheit der Arbeiter und Arbeiterinnen ist unzulässig.

3. Die Arbeitgeber und Arbeitgeberverbände werden die Werkvereine (die sogenannten wirtschaftsfriedlichen Vereine) fortan vollkommen sich selbst überlassen und sie weder mittelbar noch unmittelbar unterstützen.

4. Sämtliche aus dem Heeresdienst zurückkehrenden Arbeitnehmer haben Anspruch darauf, in die Arbeitsstelle sofort nach Meldung wieder einzutreten, die sie vor dem Kriege innehatten. Die beteiligten Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände werden dahin wirken, daß durch Beschaffung von Rohstoffen und Arbeitsaufträgen diese Verpflichtung in vollem Umfang durchgeführt werden kann.

5. Gemeinsame Regelung und paritätische Verwaltung des Arbeitsnachweises.

6. Die Arbeitsbedingungen für alle Arbeiter und Arbeiterinnen sind entsprechend den Verhältnissen des betreffenden Gewerbes durch Kollektivvereinbarungen mit den Berufsvereinigungen der Arbeitnehmer festzusetzen. Die Verhandlungen sind ohne Verzug aufzunehmen und schleunigst zum Abschluß zu bringen.

7. Für jeden Betrieb mit einer Arbeiterschaft von mindestens 50 Beschäftigten ist ein Arbeiterausschuß einzusetzen, der diese zu vertreten und in Gemeinschaft mit dem Betriebsunternehmer darüber zu wachen hat, daß die Verhältnisse des Betriebs nach Maßgabe der Kollektivvereinbarung geregelt werden.

8. In den Kollektivvereinbarungen sind Schlichtungsausschüsse, respektive Einigungsämter vorzusehen, bestehend aus der gleichen Anzahl von Arbeitnehmer- und Arbeitgebervertretern.

9. Das Höchstmaß der täglichen regelmäßigen Arbeitszeit wird für alle Betriebe auf acht Stunden festgesetzt. Verdienstschmälerungen aus Anlaß dieser Verkürzung der Arbeitszeit dürfen nicht stattfinden.

10. Zur Durchführung dieser Vereinbarungen sowie zur Regelung der zur Demobilisation, zur Aufrechterhaltung des Wirtschaftslebens und zur Sicherung der Existenzmöglichkeit der Arbeiterschaft, insbesondere der Schwerkriegsbeschädigten zu treffenden weiteren Maßnahmen wird von den beteiligten Arbeitgeber- und Arbeitnehmerorganisationen ein Zentralausschuß auf paritätischer Grundlage mit beruflich gegliedertem Unterbau errichtet.

11. Dem Zentralausschuß obliegt ferner die Entscheidung grundsätzlicher Fragen, soweit sich solche namentlich bei der kollektiven Regelung der Lohn- und Arbeits-

verhältnisse ergeben, sowie die Schlichtung von Streitigkeiten, die mehrere Berufsgruppen zugleich betreffen. Seine Entscheidungen haben für Arbeitgeber und Arbeitnehmer verbindliche Geltung, wenn sie nicht innerhalb einer Woche von einem der in Frage kommenden beiderseitigen Berufsverbände angefochten werden.

12. Diese Vereinbarungen treten am Tage der Unterzeichnung in Kraft und gelten, vorbehaltlich anderweitiger gesetzlicher Regelung, bis auf weiteres mit einer gegenseitigen dreimonatigen Kündigung.

Diese Vereinbarung soll sinngemäß auch für das Verhältnis zwischen den Arbeitgeberverbänden und den Angestelltenverbänden gelten.

Unterzeichnet wurden diese Vereinbarungen am 15. November 1918 von 21 Arbeitgeberverbänden, den 4 Gewerkschaftszentralen und den 3 Arbeitsgemeinschaften der Angestelltenverbände. Unter den Arbeitgeberverbänden steht an der Spitze die Zentrale, die Vereinigung deutscher Arbeitgeberverbände, ferner die Organisationen der Schwerindustrien, die seit je als Gegner der Tarifverträge bekannt waren, wie auch tarifsfreundliche Arbeitgeberverbände.

Nachdem hierdurch die Voraussetzungen für den Abschluß einer Arbeitsgemeinschaft geschaffen worden waren, wandten sich die weiteren Verhandlungen dem Abbau der letzteren zu. Die Satzung bestimmt darüber unter anderem:

Die Arbeitsgemeinschaft bezweckt die gemeinsame Lösung aller die Industrie und das Gewerbe berührenden wirtschaftlichen und sozialen Fragen sowie aller sie betreffenden Gesetzgebungs- und Verwaltungsangelegenheiten. Die Arbeitsgemeinschaft stellt eine *Zentralgemeinschaft* dar, die auf einem Unterbau von *Industrie-Arbeitsgemeinschaften* (Fachgruppen) beruht, die ihrerseits sich nach Bedarf wieder in Arbeitsgemeinschaften der nach industriellen oder gewerblichen Sonderzweigen oder örtlich abgegrenzten Untergruppen gliedern. Organe der Fachgruppen sind der Gruppenvorstand und der Gruppenausschuß; Organe der Untergruppen: der Untergruppenvorstand und der Untergruppenausschuß; Organe der Zentralarbeitsgemeinschaft: der Zentralvorstand und der Zentralausschuß. Die Ausschüsse sind die Vertretungen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, die Vorstände die von ihnen gewählten Vollzugsorgane. Der Zentralausschuß stellt einen Vertretertag von mehr als 400 Vertretern der Arbeitgeber und Arbeiter aller Berufe dar, ein deutsches *Industrieparlament* von einer Vollständigkeit, wie es bisher noch nicht zu verzeichnen war. Alle Organe sollen völlig paritätisch zusammengesetzt sein und ihre Vorsitzenden aus ihrer Mitte wählen, so daß jedes Übergewicht sogenannter Unparteiischer, jede Majorisierung vermieden und das Zusammenwirken von vornherein auf Verständigung anstatt auf Überstimmung eingestellt ist. Die einzelnen Fachgruppen-Arbeitsgemeinschaften haben in allen Fachangelegenheiten ihre volle Selbstverwaltung, wobei sie allerdings an die Beschlüsse des Zentralvorstandes und Zentralausschusses gebunden sind. Ebenso können die Untergruppen ihre sonderfachlichen, beziehungsweise örtlichen Angelegenheiten selbständig regeln unter Berücksichtigung der Beschlüsse des Zentralvorstandes, Zentralausschusses und ihrer zentralen Fachgruppe.

Das Zusammenwirken mit den Demobilisierungsbehörden ist bereits gesichert. Auf Antrag der Arbeitgeber-, Arbeiter- und Angestelltenverbände hat die Volksregierung das Reichswirtschaftsamt der Aufgaben der Über-

gangswirtschaft enthoben und diese einem besonderen Reichsamt für wirtschaftliche Demobilmachung übertragen, als dessen Leiter, ebenfalls auf Vorschlag der genannten Verbände, der Oberstleutnant Kretsch von der Kriegsrohstoffabteilung bestimmt wurde. Das neue Amt beschränkt sich in der Hauptsache auf die Initiative und Kontrolle. In den einzelnen Regierungsbezirken werden Demobilmachungskommissare bestellt, denen paritätische Demobilmachungsausschüsse aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern zur Seite stehen. Überall wird die eigentliche Arbeit von den paritätischen Vertretungen zu leisten sein, die sich ihrerseits auf die Arbeitsgemeinschaften stützen, während die Kommissare die amtlichen Spitzen repräsentieren, die der Selbstverwaltung die Vollzugsgewalt verleihen.

Das Abkommen zwischen den Arbeitgeberverbänden und den Gewerkschaften der Arbeiter und Angestellten hat eine große wirtschaftliche und rechtliche Bedeutung. In rechtlicher Beziehung bezeichnet es den endgültigen Sieg des kollektiven Arbeitsrechts gegenüber dem individuellen Arbeitsrecht, das bis heute die Gesetzgebung beherrscht hat. In der Praxis schon vielfach durchbrochen, kam trotzdem das Individualrecht sowohl in der Gewerbeordnung wie im Handelsgesetzbuch und im Bürgerlichen Gesetzbuch noch immer als das allein geltende in Betracht. Vom Tarifvertrag und vom Arbeitsvertrag der Mehrheiten oder Organisationen war keine Rede. Am unumschränktesten herrschte das Individualrecht in den Großbetrieben, wo es in der vom Arbeitgeber einseitig erlassenen Arbeitsordnung seinen Ausdruck fand. Die Großindustrie leistete denn auch dem Tarifvertrag den größten Widerstand. Die Vereinbarung vom 15. November 1918 macht dem einzelnen Arbeitsvertrag zwar kein Ende; sie unterstellt ihn aber der Rechtswirkung der Kollektivverträge und zwingt damit die Gesetzgebung, diese neuen Tatbestand nunmehr einen legalen Ausdruck zu geben. Eine Neugestaltung des gesamten Arbeitsrechts ist die notwendige Folge. Bei dieser Neugestaltung muß auf die vertragsschließenden Organisationen als rechtsbildende Faktoren Rücksicht genommen werden.

Werden die Kollektivverträge ein Teil des öffentlichen Rechts, so wirkt dies naturgemäß auch auf die Stellung der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände zurück. Sie bedürfen der rechtlichen Anerkennung als rechtsschaffende und rechtausübende Organe. Daß diese Anerkennung nur unabhängigen Wirtschaftsorganisationen der Arbeiter und Angestellten zuteil werden kann und gelben Werkvereinen nicht gestattet werden darf, rechtsverbindliche Kollektivverträge zu schließen, ist selbstverständlich. Sinzheimer hat bereits den Weg gewiesen, auf dem ein Ausschluß der Gelben vom Abschluß rechtsverbindlicher Tarifverträge möglich ist.

Wichtig für die künftige Rechtsentwicklung ist auch die grundsätzliche Anerkennung der Parität bei der kollektiven Vertragsschließung, bei der Verwaltung der Arbeitsnachweise usw. Damit ist die völlige Gleichberechtigung der Gesamtheiten der Arbeitnehmer mit denen der Arbeitgeber in aller Form anerkannt, ein Prinzip, das auch in der künftigen Arbeitsgesetzgebung berücksichtigt werden muß. Die Anerkennung der Koalitionsfreiheit und der Arbeiter- und Angestelltenausschüsse bedeutet an sich nichts Neues, gibt aber der Gesetzgebung wertvolle Fingerzeige. Wichtiger ist vom rechtlichen Gesichtspunkt aus die Anerkennung des Achtstundentags, der für die gesetz-

liche Regelung der Arbeitszeit der erwachsenen Arbeiter freie Bahn schafft. Die Revolutionsgesetzgebung ist sofort auf diesem Wege gefolgt, aber auch die künftige Gesetzgebung wird an dieser gesetzlichen Regelung angesichts der freiwillig vertraglichen Verpflichtung des Unternehmertums nicht mehr rütteln können.

In der Verpflichtung zur Wiedereinstellung der Kriegsteilnehmer an ihre vor dem Kriege innegehabten Arbeitsplätze ist zum ersten Male ein Recht auf Arbeit anerkannt worden, wenn auch nur in der Beschränkung auf Kriegsteilnehmer. Die Rechtsgestaltung kann indes an diesem Problem künftig nicht mehr schweigend vorübergehen, denn was den Kriegern recht ist, muß auch den Bevölkerungskreisen billig sein, die daheim in harter und gefährvoller Arbeit das Vaterland verteidigen halfen. Die Einführung der Arbeitslosenunterstützung, die später von einer Versicherung abgelöst werden dürfte, stellt allein noch keine befriedigende Lösung dar. Vielmehr bedarf es einer Regelung, die Massenentlassungen und Arbeitslosigkeit nach Möglichkeit vermeidet. In der Übergangswirtschaft werden sich Betriebsmethoden nach dieser Richtung hin ausbilden, die für die Gesetzgebung wegweisend sein können.

Auch der Gedanke der Arbeitsgemeinschaften selbst wird für unsere künftige Rechtsentwicklung nicht unfruchtbar sein, allerdings weniger im Sinne bestimmter Formen, in die mancher das wirtschaftliche Leben hineinpressen möchte, um so mehr aber im Sinne der Selbstverwaltung der wirtschaftlichen Faktoren auf möglichst weiten Gebieten des gewerblichen Lebens. Es mag streitig erscheinen, ob gegenüber der kapitalistischen Erwerbsfreiheit staatliche oder organisatorische Bindungen vorzuziehen sind. Sicherlich reicht die organisatorische Zügelung der Wirtschaftskräfte allein nicht aus, sondern es bedarf auch straffer staatlicher Normen. Aber solange dem Staate die Wirtschaftsleiter fehlen, wird seine Beamtschaft sich der Eingriffe in das Wirtschaftsleben der Nation möglichst zu enthalten haben, wenn größerer Schaden vermieden werden soll. Um so mehr ist hier die organisatorische Selbstverwaltung unter staatlicher Kontrolle an ihrem Platz. Die Arbeitsgemeinschaften sind eines der Beispiele, allgemeine volkswirtschaftliche Aufgaben durch die Beteiligten selbst lösen zu lassen, und es bleibt nun abzuwarten, ob dieses Zusammenwirken sich bewährt, um es zu einem der Fundamente der organisierten Wirtschaft zu machen.

In wirtschaftlicher Hinsicht bedeutet das Abkommen zunächst einen Sieg der Arbeiterklasse. Nach langjährigem Ringen hat sie ihre hartnäckigsten Widersacher gezwungen, alles das anzuerkennen, was der Vertrag als Voraussetzungen der Arbeitsgemeinschaft enthält. Daß dieser Sieg mit dem der politischen Revolution zusammenfällt, nimmt ihm nichts von seiner Größe, denn auch politische Revolutionen bedürfen zur Sicherung ihrer Errungenschaften der wirtschaftlichen Machtverankerung. Für diejenigen, die auf Priorität Wert legen, sei übrigens bemerkt, daß die Verhandlungen zwischen Gewerkschaften und Arbeitgeberverbänden schon lange vor der Revolution eingeleitet und in der Zielsetzung einig waren. Es ist aber sicher nur zu begrüßen, daß die deutschen Gewerkschaften aus eigener Kraft imstande waren, vom ersten Tage der Revolution ab den politischen Sieg der Arbeiterklasse in wirtschaftliche Errungenschaften und Sicherungen ausmünzen zu können. Es wäre sehr zu wünschen, daß man diesen Teil den

Gewerkschaften völlig überließe. Es kann weder den politischen noch den wirtschaftlichen Interessen der Arbeiterklasse dienen, die Revolution in eine wilde Streikära ausarten zu lassen, für die keine Organisation eine dauernde Gewähr übernehmen kann.

Einen Sieg von geschichtlicher Größe bedeutet auch die Erringung des Achtsundenzwanzigs, um den die Arbeiterklasse drei Jahrzehnte lang gekämpft hatte und dem sie durch eine zähe Taktik schon zu einem guten Teil nahegekommen war. Auch hier kann die spätere Dekretierung durch den Vollzugsrat diesen Erfolg nicht beeinträchtigen, denn die freiwillige Anerkennung sichert dem Dekret erst seine Durchführung, und daß diese Durchführung bei den Arbeitgebern nicht auf Widerstand stößt, ist gerade gegenwärtig für das Wirtschaftsleben von Wichtigkeit. Das gleiche gilt von allen einzelnen Zugeständnissen der Vereinbarung, so von den paritätischen Arbeitsnachweisen, den Schlichtungsinstanzen und -ausschüssen, der Wiedereinstellung der Kriegsteilnehmer usw. Alle diese Forderungen haben früher Riesenkämpfe entfesselt. Daß sie jetzt durch friedliche Anerkennung ihre Erledigung gefunden haben, sichert unserer Übergangswirtschaft einen ruhigeren Verlauf, als zu erwarten war.

Schließlich stellt diese Zentralarbeitsgemeinschaft mit ihrem geschlossenen System von Fach-, Branchen- und Bezirksarbeitsgemeinschaften eine wirtschaftliche Machterweiterung dar, die ihresgleichen so leicht nicht findet. Diese Wirtschaftsmacht in den Dienst der Übergangswirtschaft gestellt, gewährleistet die Rettung unserer Volkswirtschaft aus der Zerrüttung durch den Krieg, die Kriegswirtschaft und die vielleicht noch übleren Kriegsfolgen auf Seiten der Friedensbedingungen und etwaiger Wirtschaftskriege. Gegen diese Macht kann auch eine verständnislose Bürokratie, die das Wirtschaftsleben regieren möchte, nicht aufkommen. Diese Wirtschaftsmacht stellt zugleich einen völlig neuen Faktor im Staatsleben dar, mit dem künftig gerechnet werden muß. Die Schlussfolgerungen daraus zu ziehen, ist eine Aufgabe der Sozialdemokratie, die sich die sozialistische Schulung und Organisation der Arbeitermassen mehr als je angelegen sein lassen muß, damit keine Spannungen zwischen der wirtschaftlichen und der politischen Aktion der Arbeiterklasse eintreten. Von den freien Gewerkschaften ist nicht zu erwarten, daß sie solche Spannungen begünstigen. Aber die freien Gewerkschaften stellen nur einen Teil der Arbeitnehmerverbände dar, die an den Arbeitsgemeinschaften beteiligt sind. Je mehr die Sozialdemokratie sich auf eine entschiedene Arbeitnehmerpolitik einstellt, desto sicherer wird ihr Einfluß auf die Entwicklung der Arbeitsgemeinschaften sein.

Revolution und Reichsverfassung.

Von Heinrich Cunow.

(Schluß.)

II.

Mehrfach hat sich in letzter Zeit die politische Tagespresse mit der wichtigen Frage beschäftigt, ob es in Anbetracht der bundesstaatlichen Verhältnisse und der großen Aufgaben des nationalen Wiederaufbaues am vorteilhaftesten sein würde, wenn an die Spitze der Reichsgeschäfte ein Regierungsauschuß oder eine Einzelperson, ein Reichspräsident, träte, und ob

ferner, falls sich die verfassungsgebende Nationalversammlung für die Errichtung einer Präsidentschaft entscheiden sollte, der Präsident nach dem amerikanischen System aus allgemeinen Volkswahlen hervorgehen oder vom Reichsparlament (vielleicht in Gemeinschaft mit dem Staatenhaus) erwählt werden soll. Die eine wie die andere Institution ist möglich und auch bereits in mehreren Staaten verwirklicht worden. Frankreich wurde bekanntlich nach der Schreckenszeit vom 27. Oktober bis zum 9. November 1799 durch ein auf der Verfassung vom 22. September 1795 beruhendes Direktorium von fünf Mitgliedern geleitet, während an der Spitze der Schweiz als oberste vollziehende und leitende Behörde ein Bundesrat von sieben Mitgliedern steht, von denen ein Mitglied, das alljährlich wechselt, als Bundespräsident fungiert. Auch das heutige Kabinett der sechs Volksbeauftragten in der deutschen Republik bildet einen derartigen Regierungsausschuß.

Die Verfassungsgeschichte aller Länder, die zeitweilig von solchen Ausschüssen geleitet worden sind, lehrt jedoch, daß es derartigen Regierungen stets an Einheitlichkeit und Festigkeit gefehlt hat und sie alsbald zu einer Stätte der Parteiintrigen, der persönlichen Rivalität und des durch Augenblickskompromisse nur schlecht verhüllten Gegeneinanderarbeitens der Mitglieder geworden sind. Besonders dort, wo mehrere starke Parteien einander gegenüberstanden und um die Herrschaft stritten. Die inner- und außenpolitischen Kämpfe dieser Parteien setzten sich, oft noch durch persönliche Gegensätze verstärkt, in solchen Ausschüssen fort und hemmten das einträchtige Zusammenarbeiten. Ein abschreckendes Beispiel bietet das schon erwähnte Direktorium der französischen Republik von 1795 bis 1799, das sich alsbald in die beiden Faktionen Barras-Dezobres-Lafayette-Léonard und Carnot-Lefebvre spaltete, die mit den zweifelhaftesten Mitteln gegeneinander intrigierten. Auch die gegenseitigen Anfeindungen, wie sie jüngst bei verschiedenen Anlässen, besonders in der vom 16. bis 20. Dezember abgehaltenen Reichsversammlung der Arbeiter- und Soldatenräte zwischen den sechs Volksbeauftragten zutage traten, sprechen nicht für die Errichtung einer solchen Direktorialherrschaft.

Ganz besonders bedarf aber in der Jetztzeit, wo sich wieder zentrifugale und separatistische Kräfte am Werke zeigen, das Reich einer einheitlichen, zielbewußten Leitung, nicht einer schwankenden Kompromißregierung, deren Aktionsfähigkeit fortgesetzt durch das Gegenspiel kleiner Eliten und durch persönliche Eifersüchteleien gehemmt wird. Gerade wenn man die Herstellung eines deutschen Zentralstaats nach dem Beispiel Frankreichs in Betracht der geschichtlichen Entwicklung, der Wirtschaftsverfassung und der besonderen Eigenart der verschiedenen deutschen Stämme für unmöglich hält — womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß die ganze jetzige Kleinstaaterei aufrechterhalten bleiben muß — und deshalb den Einzelstaaten und ihren lokalen Instanzen in allen Landesangelegenheiten ein möglichst großes Maß von Selbstverwaltung zugesteht, ist es um so mehr nötig, daß die über die lokalen Selbstverwaltungsfragen hinausgehenden Reichsgeschäfte einheitlich im Hinblick auf ein bestimmtes Ziel geführt werden. Das föderalistische System bedingt gewissermaßen in einem noch so wenig nationalbewußten, von heimatlich-sentimentalen und separatistischen Strömungen durchsetzten Volke, wie es noch im Vergleich zum englischen und

französischen das deutsche ist, als Korrektiv eine feste einheitliche Reichsleitung. Vor allem heute, wo die schwere Niederlage, die Deutschland im Weltkrieg erlitten hat, sich nur durch eine straffe Konzentration aller Kräfte überwinden läßt und die Wiederaufrichtung des nationalen Lebens in bezug auf Politik, Recht, Wirtschaft und Verkehr Aufgaben stellt, die, wie schon im vorigen Artikel ausgeführt wurde, den Schwerpunkt der Staatsgeschäfte von den Einzelstaaten auf das Reich übertragen.

Ganz unmöglich erscheint der Vorschlag, daß abwechselnd einer der größeren Einzelstaaten den Bundespräsidenten stellt, also zum Beispiel die Ministerpräsidenten Preußens, Bayerns oder Deutschösterreichs — vorausgesetzt, daß letzteres der deutschen Republik angeschlossen wird — der Reihe nach als Bundespräsidenten fungieren oder daß das Regierungskollegium der Einzelstaaten unter Mitwirkung des Reichstags aus seiner Mitte den Bundespräsidenten erwählt — unter sogenannter Wahrung der bundesstaatlichen Parität. Abgesehen davon, daß ein solcher Wahlmodus gegen alle demokratischen Grundsätze verstößt, wäre er auch das beste Mittel, Eifersüchteleien und Reibungen zwischen den Einzelstaaten großzuziehen, die partikularistischen und separatistischen Strömungen zu fördern und den Zerfall des Reiches in verschiedene miteinander rivalisierende und konkurrierende Staatengruppen zu begünstigen. Jeder Bundespräsident würde sich in solchem Falle als besonderer Vertreter des Einzelstaats beziehungsweise der Einzelstaaten betrachten, die ihn erwählt haben, und vornehmlich deren Interessen berücksichtigen. Falls aber versucht wird, solches Voranstellen einzelstaatlicher Sonderinteressen durch bestimmte verfassungsrechtliche Kaufeln oder durch Gegenaktionen einzuengen, würde der Erfolg lediglich in einer allgemeinen Hemmung der Reichsmaschinerie bestehen.

Aus diesen Gründen hat entschieden die Errichtung einer starken persönlichen Reichssekretive, also die Berufung eines energischen Präsidenten an die Spitze des Reiches, große Vorzüge. Der Hinweis darauf, daß schon häufig in der Geschichte solche an die Spitze eines Reiches gestellte Präsidenten versucht haben, das monarchische Regierungssystem wieder aufzurichten, und verschiedentlich, wie zum Beispiel Napoleon I. und Napoleon III., mit Glück, kann heute nach den Erfahrungen der letzten Jahre und nachdem der Republikanismus sich im größten Teil der Kulturvölker zur Grundform des Staatslebens entwickelt hat, kaum mehr auf Beachtung Anspruch erheben. Vornehmlich nicht in Deutschland. Aus den alten Dynastien hervorgegangene große politische Führer, die sich in den verschiedenen Volksschichten Deutschlands, auch in der Arbeiterschaft, die heute die Masse stellt, eine allgemeine Beliebtheit erworben haben, fehlt es in Deutschland vollständig. Daran, daß in der neuentstandenen deutschen Republik in absehbarer Zeit eine fürstliche Persönlichkeit oder gar ein Kronprätendent als Präsidentschaftskandidat aufgestellt und gewählt werden könnte, ist kaum zu denken, und wenn es geschehen sollte, wird ihm sicherlich die Macht zur Wiederaufrichtung einer dynastischen Herrschaft fehlen. Auch in den bürgerlichen politischen Kreisen fehlt es völlig an überragenden Persönlichkeiten mit Prätendentenqualitäten. Auf dem Wege über den Präsidentsitz kann schwerlich das monarchische System in Deutschland wiederhergestellt werden — wenn überhaupt, kann das nur durch eine militärische Erhebung und Diktatur geschehen.

Fraglich erscheint nur, ob das amerikanische Wahlsystem vorzuziehen ist, nach welchem der Präsident vom ganzen Volk auf bestimmte Zeit gewählt wird, oder das französische System, nach dem er von beiden Häusern des Parlaments, der Deputiertenkammer und dem Senat, die sich zu diesem Zweck zur Nationalversammlung vereinen, mit absoluter Mehrheit ernannt wird. Da, wie zu erwarten steht, die verfassungsgebende deutsche Nationalversammlung das Einkammersystem akzeptieren wird, würde also künftig im Deutschen Reich nur das Volkshaus (Reichstag, Reichsrat oder Reichversammlung) den Präsidenten zu wählen haben, entweder mit einfacher oder mit Zweidrittelmehrheit. Sollte aber neben das Volkshaus nicht nur als Ersatz für den bisherigen Bundesrat ein bloßer geschäftsführender Ausschuß der Einzelstaaten, sondern ein Oberhaus (Senat) gestellt werden, müßte nach dem französischen System auch dieses an der Präsidentenwahl teilnehmen.

Meines Erachtens hat die Wahl des Präsidenten durch das ganze Volk große Vorzüge. Erstens entspricht sie weit mehr dem demokratischen Prinzip — die Wahl durch das Parlament ist eigentlich nichts anderes als eine indirekte Wahl durch Wahlmänner —, zweitens besitzt ein aus einer allgemeinen Volkswahl hervorgegangener, demnach vom Volke selbst ernannter und sich auf dieses stützender Präsident den Einzelstaaten wie auch dem Ausland gegenüber eine ganz andere Autorität. Er ist gewissermaßen der Repräsentant des Gesamtvolkswillens. Wenn heute Wilson im Konzern der Entente und überhaupt im Weltstaatensystem eine ganz andere Stellung einnimmt als Poincaré, so erklärt sich das nicht allein aus den verschiedenen Charakteren dieser beiden Männer, auch nicht bloß aus der größeren Wirtschaftsmacht der nordamerikanischen Union, sondern nicht minder aus der Tatsache, daß Wilson vom Volke selbst ernannt ist und als Interpret und Ausführer des amerikanischen Volkswillens oder doch der Mehrheit dieses Volkswillens erscheint. Für den Zusammenhalt des Deutschen Reiches wie auch für die Durchführung der drängenden schwierigen Reichsprobleme und für die Vertretung des deutschen Volkes gegenüber dem Ausland wäre aber solche autoritäre Stellung des Präsidenten der deutschen Republik von größter Bedeutung.

Die Bedenken, die meist unter Hinweis auf Amerika gegen die Volkswahl erhoben werden, treffen für Deutschland nicht zu oder wiegen, soweit sie begründet sind, den Vorteil nicht auf. Geltend gemacht wird, daß in den Vereinigten Staaten von Amerika stets die Präsidentschaftswahlkampagne eine enorme Aufregung hervorruft, das ganze wirtschaftliche Leben stört, wesentlich zur Herausbildung einer straffen bürokratischen Parteiorganisation beigetragen hat, das Parteibohxtum ungemein begünstigt und jedesmal Riesenausgaben verschlingt. Das ist richtig — doch sind diese Begleiterscheinungen weit weniger eine Folge der direkten Wahl des Präsidenten durch das Volk, als des amerikanischen Wahltreibens und der Parteigliederung. Auch bei den Wahlen zum Repräsentantenhaus zeigen sich dieselben Erscheinungen. In Deutschland würde ein Teil dieser Nachteile schon deshalb fortfallen, weil hier das Zweiparteiensystem fehlt und damit der Anlaß, jede Präsidentschaftswahl in gleichem Maße zu einem erbitterten Ringkampf um die Macht und um die Staatskrippe zu gestalten. Zudem braucht die deutsche Republik keineswegs ihrem Präsidenten jenes weitgehende Recht der Amter-

befetzung zu erteilen, daß der amerikanische Präsident besitzt und das dazu geführt hat, daß jedesmal nach vollzogener Wahl ein umfangreicher Stellenwechsel stattfindet und sich daher an die Ferse des Präsidentschaftskandidaten, angelockt durch die Aussicht auf einen schönen Posten, Hunderttausende von gierigen Beute- und Stellenjägern heften. Nichts als dieses Beutesystem hat in gleichem Maße dazu beigetragen, die Politik in den Vereinigten Staaten von Amerika zu einem kapitalistischen Geschäft zu machen, in dem die Spekulation auf fette Posten die Hauptrolle spielt. Unterschiede der Weltanschauung und politische Grundsätze kommen heute viel weniger in den amerikanischen Wahlkämpfen zum Austrag, als Parteimachtfragen und Amtsbefetzungsfragen. Nirgend sind aber die politischen Parteien in höherem Grade Weltanschauungsparteien als in Deutschland.

Die politische amerikanische Korruption ist demnach keineswegs eine notwendige Folge der direkten Präsidentenwahl. Läßt sich solche Amterpatronage denn nicht durch entsprechende Gesetze einschränken? Schon unsere heutige Art der Amterbefetzung steht ihr entgegen. Ein Interesse daran, daß mit jeder Parteiregierung die Beamtenschaft wechselt, hat der sozialistische Volksstaat sicherlich nicht; sein Interesse gebietet vielmehr, daß der ganze Staatsdienst streng nach sachlichen Anforderungen und Notwendigkeiten reguliert und unter die Bedingungen seiner eigenen Gesetzhilichkeit gestellt wird.

Auch manche autokratischen Rechte, die heute der amerikanischen Präsidentschaft anhaften, braucht die neue deutsche Reichsverfassung nicht mit zu übernehmen. So könnte zum Beispiel das Vetorecht des Präsidenten, falls man es nicht überhaupt ganz fallen läßt, wesentlich eingeschränkt werden, und ferner könnte der Präsident bezüglich der Wahl der Minister derart an das Vertrauen des Parlaments gebunden werden, daß er sich gezwungen sieht, diese stets auf dessen Präsentation aus den Mehrheitsparteien des Volkshauses zu entnehmen. Ebenso ließe sich die Verantwortlichkeit des Präsidenten gegenüber der Volksvertretung weit mehr ausdehnen, als dies in der Verfassung der Vereinigten Staaten geschehen ist.

Weitere demokratische Garantien könnten durch Einführung der Volksinitiative und des Referendums nach Schweizer Muster, in entsprechender Anpassung auf deutsche Verhältnisse, geschaffen werden. So könnte beispielsweise das nach der amerikanischen Verfassung dem Präsidenten zustehende Vetorecht in ein präsidentiales Recht der Appellation an den Volkswillen umgestaltet werden. Während nach der amerikanischen Verfassung der Präsident auch die vom Kongreß mit ansehnlicher Mehrheit genehmigten Gesetzentwürfe zurückweisen kann und diese dann nur Gesetzeskraft zu erlangen vermögen, wenn die Entwürfe bei erneuter Abstimmung im Repräsentantenhaus wie im Senat zwei Drittel der Stimmen erhalten, dürfte dem Präsidenten nur ein aufschiebbares Veto bis zur Selbstentscheidung der Nation durch allgemeine Volksabstimmung zugestanden werden.

Eine häufige Anwendung des Referendums wird sich freilich in Deutschland von selbst verbieten, denn in einem Reich von seiner Größe erfordern derartige Volksabstimmungen natürlich einen weit komplizierteren Apparat als in Kleinstaaten. Zudem schwächt ein allzu häufiges Referendum, ein fortwährendes Abstimmen über nebensächliche Gesetze das politische Interesse an den Gesetzgebungsaktionen weit mehr, als es zu politischer Betäti-

gung anregt. In Betracht kommen für das Referendum daher nur wichtige Verfassungsänderungen oder tief in das Wirtschafts- und Erwerbsleben eingreifende Gesetze. Völlig auf solche direkte Teilnahme des Volkes an der Gesetzgebung zu verzichten, liegt aber in einer demokratischen Republik kein Anlaß vor. Die historische Aufgabe, die der verfassungsgebenden deutschen Nationalversammlung gestellt ist, heißt: Freie, demokratische Selbstverwaltung im Innern des Reiches, zugleich aber möglichst straffe Zusammenfassung der einzelnen Reichsteile zu einem einheitlichen Ganzen unter einer durch den Mehrheitswillen des deutschen Volkes getragenen Leitung, die fähig ist, dem Ausland gegenüber die deutschen Reichsinteressen energisch zu vertreten.

Zur Geschichte der Zensur.

Von Arno Franke.

Wenn die Welt künftig die politische und kulturhistorische Bilanz des Weltkriegs ziehen wird, dann werden in diesen Erörterungen sicherlich die Zensur und die Zensoren der verflossenen Kriegsjahre eine erhebliche Rolle spielen. Ohne der Eröffnung ihres Schuldkontos hier vorgreifen zu wollen, kann schon heute gesagt werden, daß die Pressezensur der am Kriege beteiligten Länder auf die Sündenbank zu sitzen kommen wird — angeklagt der Schuld an vielen Erschwernissen des Krieges, an seiner Verlängerung, an der Verhinderung der Verständigung und der Aufklärung über den Krieg, sein Wesen und seine Verwüstung der allgemeinen Moral.

Gleichsam als einleitendes Referat zu dieser Auseinandersetzung darf wohl ein Buch gelten, das zu Beginn des fünften Kriegsjahres erschienen ist.¹ Das Buch ist gedacht als »ein Auszug aus einem gleichnamigen größeren Werke, das später im gleichen Verlag erscheinen wird«.

Von ihrem sonstigen hohen Eigenwert ganz abgesehen, ist die Schrift heute von besonders hohem Zeitwert, weil sie den Autoren, die sich unter der neuen Pressefreiheit mit der Kriegszensur auseinandersetzen wollen, in dankenswerter Weise vorarbeitet. Houben behandelt die Geschichte der Zensur von ihrem Ursprung zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bis 1815. Ein Band über die »Biedermaier-Zensur« soll folgen.

Greift nur hinein ins bunte Menschenleben! Bei der Bedeutung, die die Zensur im Geistesleben der Völker bis in die letzten Tage vor der Revolution gespielt hat, ist ein frischer Griff in Houbens Anklagematerial schon im allgemeinen Zeitinteresse geboten.

Wird das Werkzeug der geistigen Aufklärung, die Buchdruckerpresse, schon beim Beginn seiner Arbeit von scheelen Blicken aus pfäffischen Augen verfolgt, so haben seine Erzeugnisse bald mit der Verfolgungswut der Ruffenträger zu kämpfen. Nachträgliche Verbote erschienener Bücher verstärken nur die Nachfrage nach diesen papierernen Aufrührern, also greift man an die Wurzel des »Abels«, stellt neben die arbeitende Druckerpresse den Aufpasser, der die Erzeugnisse in ihrer Wirkung auf die Geister prüfen muß.

Es ist kein Zufall, daß in der Stadt, die in der Geschichte der Buchdruckerkunst die wichtigste Rolle spielt, auch der erste Zensor zu Hause ist. Kurfürst Berthold von Mainz setzt in seinem Sprengel 1486 die erste Zensurbehörde ein. Als bald ist denn auch der Kampf der damals die Ablassgelder scheffelweise einheimsenden Hierisei gegen die geistige Emporentwicklung der Menschheit auf der ganzen Linie ent-

¹ H. H. Houben, Hier Zensur — wer dort? Antworten von gestern auf Fragen von heute. Mit einem Umschlagbild von Th. Th. Heine. Leipzig 1918, Verlag von F. A. Brockhaus. 207 Seiten.

brannt. Dem Zuge, den die Druckerpresse in die Welt antritt, folgt der Zensor. Gegen Verfasser, Drucker und Verbreiter »keherischer« Schriften wird je länger, je rückwärts eingeschritten. Zwischen geistlichen und weltlichen Machthabern entwickelt sich eine wenig ideale Konkurrenz bei der Unterdrückung des gedruckten Wortes.

Immerhin tobt diese Verfolgung bis ins siebzehnte Jahrhundert fast ausschließlich im Reiche Gottes, das heißt auf theologischem Gebiet. Es ist der zweifelhafte Ruhm eines Hohenzollern, die Zensur auf den politischen Boden ausgedehnt zu haben. Der erste politische Zensor, den der erste Preußenkönig einsetzt, hält sich anfangs in engen Grenzen. Von 1716 bis 1731 wurden in Preußen nur neun Bücher verboten. Aber in Preußen muß man schon damals für politische Wünsche von Rußland und von Wien her sehr hellhörig gewesen sein, denn auf Grund von Beschwerden aus Rußland und Wien befiehlt Friedrich Wilhelm von Preußen am 20. September 1716, daß alle Schriften, »in welchen Unser und Unserer hohen Alliierten Interesse versiren möchte«, nicht nur »durch verordnete tüchtige Censores approbiret«, sondern »außerdem noch, nebst dem Urtheil des Zensors, dem Kabinettsministerium in Berlin eingekandt werden sollten«.

Als im Jahre 1737 eine Komödie »Die Pietisterei im Fischbein-Rocke« dem pietistischen Kalbe besonders hart ins Auge schlägt, werden die Hürden der Zensur vollends geschlossen. Die politische Zensur wird in ein festes System gebracht. Es erscheint das erste allgemeine Zensuredikt des Ministers Cocceji. Damit nicht genug, bestimmt eine Verordnung des Königs vom 19. Mai, nach der die im Berliner Packhof ankommenden Bücher nicht eher ausgeliefert werden dürfen, bis der Generalfiskal ein Verzeichnis erhalten und die Einfuhr genehmigt hat.

Dieser doppelte Maulkorb ruft allerdings das Generaldirektorium, die damalige preußische Verwaltungsbehörde, auf den Plan. Sie protestiert so nachdrücklich, daß das bereits gedruckt vorliegende Edikt Coccejis zurückgezogen werden muß und die königliche Verordnung auf theologische Bücher beschränkt wird. »Das Bücherwesen«, so erklärt das Generaldirektorium, »hat seit der Reformation in ganz Deutschland, nicht weniger in allen civilisirten Ländern freien Lauf gehabt, wodurch die Gelehrsamkeit zu sehr hohem Ansehen gestiegen ist, in welchem wir sie heut zu Tage sehen. Sollte nun diese Freiheit durch dergleichen Ordre in Ihro Majestät Landen eingeschränkt werden, so würden die Gelehrten hierdurch nicht allein sehr niedergeschlagen, und der Buchhandel gänzlich zu Grunde gerichtet werden, sondern auch die Barbarei und Unwissenheit, welche Ihro Majestät gloriwürdigste Vorfahren mit so vieler Mühe und Kosten vertrieben, aufs Neue, zum größten Praejudiz der gegenwärtigen und zukünftigen Zeit überhand nehmen.«

Bereitete bis dahin dem König bloß das »Bücherwesen« Gemüthsbeschwerden, so macht ihm bald ein noch viel schlimmeres Wesen zu schaffen. Die Menschen scheinen rein vom Teufel der Druckerschwärze besessen. Sie fangen an, Zeitungen zu drucken und — was das Schlimmere ist — Zeitungen zu lesen. Die seit 1721 in Berlin dreimal wöchentlich erscheinende »Berlinische Privilegierte Zeitung« (die spätere »Vossische«) war im lokalen Teile zensurfrei, im politischen Teile trug sie sehr schwere Fesseln. Insbesondere war die russische Gesandtschaft über alles, was die Zeitung über Rußland brachte, »ungemein sensibel«. Der Verleger Rüdiger durfte keine Nachricht über Rußland bringen, die — Vorsicht ist schon immer die Mutter der Weisheit gewesen! — nicht vom russischen Gesandten selbst eingekandt worden war. Wahrscheinlich eine Anordnung, die selbst russischen Ansprüchen genügt haben wird. Die 1740 von dem Verleger Ambrosius gegründeten »Berlinischen Nachrichten« bringen am Kopfe stolz den Wahlspruch: »Wahrheit und Freiheit!«, der bald eine seltsame Umwandlung erfuh. Eines Tages lesen die erstaunten Berliner an derselben Stelle das bedeutend bescheidener klingende Sprüchlein: »Mit königlicher Freiheit«. Ob die Zeitungsleser die in diesem Wappenspruch liegende Ironie gemerkt haben, darüber meldet die vorliegende Geschichte der Zensur nichts. Unter allen Umständen aber entsprach der neue Spruch den tatsächlichen Verhältnissen besser als der alte.

Noch schärfer betroffen werden von den Ausschreitungen der Zensur die Zeitschriften. Dichter, Philosophen, populäre Aufklärer — alle werden von der Zensur mit dem gleichen vernunftlosen Maße gemessen. Allen geht es an den Kragen. Ihre Geisteskinder sind den gleichen Mißhandlungen ausgesetzt. Zeiten einer gewissen Geistesfreiheit folgen regelmäßig Perioden scharfer reaktionärer Rückschläge.

Es will etwas besagen, wenn man diese Zensurverhältnisse Preußens als rosig bezeichnen kann. Aber man kann es in der That, wenn man sie zu denen in Vergleich setzt, die zur gleichen Zeit im Machtbereich der Kaiserin Maria Theresia herrschten. Wien ist unter dieser Kaiserin das Hauptquartier der Bücherfeinde. Im Reiche des Geistes herrschen die Jesuiten. Ohne ihre Genehmigung darf sich in Österreich keine Druckpresse rühren. »Gegen die katholische Kirche und ihre Vertreter durfte nichts, gegen die „Kehler“ alles geschrieben werden. Wissenschaftliche Werke hatten keinen Anspruch auf mildere Behandlung... Die Verfasser protestantischer und antikatholischer Schriften erwartete Verbannung und Kerker. Schon der Besitz lutherischer, keßerischer, überhaupt unkatholischer Schriften war aufs strengste verpönt; sie standen außerhalb jedes Eigentumsrechts, jeder Geistliche durfte sie konfiszieren, wo er sie fand; jeder Privatmann war bei Strafe verpflichtet, anzugeben, wo immer er sie gesehen hatte. Wer ein Buch kaufte, mußte es innerhalb vier Wochen seinem Pfarrer zur Prüfung vorlegen, sonst erhielt er drei Gulden Strafe, die sich im Wiederholungsfall empfindlich steigerte. Ein Drittel der Strafgeelder fiel dem Denunzianten zu; daher stand die niederträchtigste Spionage in voller Blüte. Hausdurchsuchungen waren an der Tagesordnung. Die Koffer der Reisenden wurden auf den Zollämtern durchsucht, alle bedenklichen Bücher weggenommen, verbotene verbrannt. Verkleidete Beamte der geistlichen Bücherpolizei besuchten als harmlose Kunden die Buchläden, schlichen sich in das Vertrauen der Händler und drangen in sie, ihnen verbotene Bücher zu verschaffen; ließen die Buchhändler sich überreden, so entdeckten sich die Spitzel als Polizisten, beschlagnahmten die Werke und nahmen die Händler in Strafe.«

So houben über diese Periode. Die selbst für die damalige Zeit skandalösen Zustände bessern sich erst nach dem Tode der Kaiserin. Joseph II. läßt vorübergehende Besserung eintreten, bald jedoch zieht auch er die KonzeSSIONen an den Geist der neuen Zeit zurück. Daß er im Bücherschrank das Recht des Privateigentums zu achten befohl, die bunten und schwarzen Gendarmen an der Schwelle des Privathauses haltmachen ließ und die Spionage nach verbotenen Büchern beseitigte, ist das einzige, was schließlich von seinen Zensurreformen bestehen blieb. Alle anderen Errungenschaften versielen der Furcht der Reaktion vor der europäischen Revolution.

Preußens ärgste Geistesfesselung beginnt mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II. im Jahre 1786. Diese Zierde des Hohenzollerngeschlechts stand völlig unter dem Einfluß des Vetters Wöllner, dem das Justiz- und das Kultusministerium ausgeliefert war. Wöllner erließ am 9. Juli 1788 das berühmte Religionsedikt, das, als es von halbwegs vernünftig denkenden Geistlichen und von der Presse heftig angegriffen wurde, ein neues Zensurgesetz nach sich zog. Die Ausarbeitung dieses neuen Knebelungsgesetzes wurde dem damaligen Großkanzler v. Carmier am 10. September 1788 in einer Kabinettsorder aufgetragen, die bezeichnend genug ist, daß wir sie auch an dieser Stelle nach Houben der Nachwelt überliefern. Sie lautet:

»Da Ich auch vernehme, daß die Pressfreiheit in Berlin in Pressfreiheit ausartet, und die Büchercensur völlig eingeschlafen ist, mithin gegen das Religionsedikt allerlei aufrührerische Schriften gedruckt werden, so hab ich gegen den Buchdrucker und Buchhändler sofort siccum zu excitiren, und Mir übrigens Vorschläge zu thun, wie die Büchercensur auf einem besseren Fuß eingerichtet werden kann. Ich will meinen Unterthanen alle erlaubte Freiheit (!!) gern accordiren; aber Ich will auch zugleich Ordnung im Lande haben, welche durch die Zügellosigkeit der jetzt sogenannten Aufklärer, die sich über Alles hinwegsetzen, gar sehr gelitten hatt.«

Am 19. November 1788 wurde das daraufhin geschaffene Gesetz vom König unterzeichnet. Das Religionsedikt von 1788, das die Veranlassung zu dem neuen Zensurgesetz gewesen war, wurde bereits 1797 wieder aufgehoben. Das Zensurgesetz überlebte seinen Schöpfer; es bestand bis 1819. Urheber dieses Zensurgesetzes ist Wöllner, Bearbeiter ist der Jurist Svarez, der nach Fr. Nicolai die Sache, »da er sie doch nicht ändern konnte«, wenigstens durch Weglassung oder ungenaue Fassung einiger Paragraphen zu mildern gesucht habe, »um einer günstigen Auslegung Platz zu lassen«. Die üble Schreibart der Einleitung des Gesetzes verrät einen Wöllnerschen Entwurf. Sie zeigt nach Houben auch, wie richtig Friedrich der Große den Wöllner tagiert hatte, als er auf den Rand einer Eingabe der Familie Ippenpliß, die 1765 für ihren bisherigen Hauslehrer und jetzigen Schwiegersohn Wöllner den Adel erbat, die höchst eindeutige Bemerkung setzte: »Der Wöllner ist ein betrügerischer und intriganter Pfaffe, weiter nichts!« Mit dem Adel war es nichts; Wöllner mußte darauf warten, bis Friedrich Wilhelm II. den Thron bestiegen hatte.

Die Behörden, die Wöllner mit der Handhabung der Zensur betraut hatte, arbeiteten nicht zu seiner Zufriedenheit. Aber Wöllner war um Mittel zur Abhilfe nicht verlegen. Houben sagt in seinem Buche darüber: »Die reaktionäre Kraft des Zensuredikts hatte sich unerwarteterweise als nicht stark erwiesen; also mußte ihm mit ergänzenden Verordnungen nachgeholfen werden. Dem so wenig verlässlichen Berliner Konsistorium wurde am 14. Mai 1791 eine von ihm unabhängige geistliche Prüfungs- und Aufsichtsbehörde auf die Nase gesetzt, die Immediat-Examinationskommission, die die Prüfung der Pfarramtskandidaten nach einem einheitlichen Schema regeln sollte. Ihre Mitglieder waren der Konsistorialrat Silberschlag, der Prediger an der Berliner Georgenkirche Woltersdorf, der Konsistorialrat Hermes und der Geheim-Konsistorialrat Hillmer, vier »elende, aus aller Wissenschaft herausfallende Männer, die der Wöllnerschen Verwaltung die verdiente Verachtung zuzogen«. Hermes (1731 bis 1807) hatte die neue scharfe Prüfungsordnung für die Kandidaten der Theologie ausgearbeitet und ebenso den neuen Landeskatechismus, der vom Abt Herke »eine Frucht der Unwissenheit« genannt wurde. Hillmer (1756 bis 1831), ehemaliger Oberlehrer in Breslau, ein Mann ohne jede wissenschaftliche Leistung, hatte durch seine mystischen Neigungen das Vertrauen des Königs gewonnen; er war der Haupthahn unter den vieren, der geborene Großinquisitor, und bald die rechte Hand Wöllners.« Dieser geistlichen Prüfungskommission wurde auch die Zensur der theologischen und moralischen Bücher übergeben. Sie war allmächtig. Eine Berufung gegen ihre Entscheidungen gab es überhaupt nicht. Das geistige Leben Preußens war den übelsten Pfaffen ausgeliefert, die man im Lande Preußens hatte aufreiben können.

Schon am 14. Oktober 1791 stellte Hillmer dem König vor, daß in Preußen die Zeitschriften am weitesten verbreitet seien, daß sie den meisten Einfluß hätten und daß sie »am meisten schaden«. Dem König erschien dies sofort plausibel, und bereits am 19. Oktober erhielten die Berliner Buchhändler den Auftrag, alle Zeitschriften »dem Herrn Geheimen Konsistorialrat Gottlieb Friedrich Hillmer zur Zensur einzureichen«. Kein Wunder, daß diese neue Verordnung unter den Berliner Zeitschriftenverlegern eine Panik hervorrief. Man erkannte ohne weiteres, daß die Verordnung den Tod der damals aufblühenden Berliner Zeitschriftenliteratur bedeutete. Die Zeitschriften verließen (nach Houben »fluchtartig«) Berlin. Die »Berlinische Monatsschrift« siedelte nach Jena, später nach Dessau über, Nicolais »Allgemeine Deutsche Bibliothek« nahm am 12. März 1792 Abschied von ihren Lesern und ging in den Besitz des Hamburger Buchhändlers Bahn über, der sie in Kiel (also auf dänischem Boden und unter dänischer Pressfreiheit) erscheinen ließ. Andere Verleger folgten diesem Beispiel.

Wie die Hillmerel auf das Berliner Buchdruckgewerbe gewirkt hat, sieht man aus folgender Zusammenstellung: 1788 waren in Berlin 81 Buchdruckpressen im Betrieb, fünf Jahre später nur noch 67. Bei Erlass des Zensuredikts hatten in Berlin 600 bis 700 Personen im Druckereigewerbe ihre Arbeit gehabt, 1795 nur noch 150!

Auf eine »Warnung« aus Österreich, wo Leopold II. regierte, gab Friedrich Wilhelm II. im Februar 1791 der sorgfältigsten »Überlegung« des preussischen Staatsministeriums anheim, daß Leibes- und Lebensstrafen notwendig seien, um »Schriftsteller, Verleger und Drucker im Zaume gebührender Ordnung zu halten«. Strengste Beaufsichtigung aller Druckereien und Buchhandlungen durch besondere Polizeianstalten waren nach der Meinung dieses Buben auf dem Throne notwendig. Der Druck unzulässiger Schriften solle bei zehnjähriger Festungsarbeit verboten werden. Der Gemütsmensch hob hervor, daß dem »Übel« selbst auf die Gefahr hin gesteuert werden müsse, daß »der Buchhandel zugrunde gehe«!

Mit den »Leib- und Lebensstrafen« und mit der »zehnjährigen Festungsarbeit« wollte man in Preußen selbst Österreich, das damals an der Spitze der Reaktion marschierte, übertrumpfen. Das Ministerium erhob gegen diese königlichen Vorschläge Bedenken. Es erklärte, von den Dingen, die der König als Vorwand für seine Propositionen angeführt hatte, »noch nicht die mindeste Spur entdeckt zu haben«. Der königliche Eiferer wurde also von seinem eigenen Ministerium Lügen gestraft. Der König antwortete in einer höchst ungnädigen Kabinettsorder, aber die Minister blieben fest. Sie widersetzten sich auch dem Befehl, die »Jenaische Allgemeine Literaturzeitung« in Preußen zu verbieten. Ebenfalls fiel der königliche Befehl, daß künftig die gesamte ausländische Buchereinfuhr einer besonderen Zensur unterworfen werden solle, auf fruchtbaren Boden.

Eine neue Verschärfung der Zensur brachte die französische Revolution. Die Ereignisse in Frankreich sprengten den Rahmen der reinen Nachrichtenzeitung. Die kritische und vergleichende politische Übersicht tauchte am Horizont des Berliner Zeitungswesens auf. Der Zensor hatte alle Hände voll zu tun, besonders nachdem am 28. Februar 1790 der ministerielle Befehl an den Berliner Zensor ergangen war, »mit größter Schärfe alle aufrührerischen Artikel zu unterdrücken und die Verbreitung aller revolutionären Grundsätze zu unterdrücken«. Der damalige Zensor, der Legationsrat Rentner, mußte nun ständig auf dem Posten sein und den ganzen Tag bis spät abends zur Verfügung stehen. Er zog daraus seine Konsequenzen, indem er sich auf den Standpunkt stellte, ohne eine besondere Entschädigung sei die Arbeit nicht mehr zu leisten. Die beiden Berliner Zeitungsverleger zeigten ein Herz für die Nöte des Zensors und bewilligten ihm ein jährliches Gehalt von 100 Talern. Das Ministerium dankte das Entgegenkommen schlecht. Es machte die Zuwendung zu einer dauernden Zensurgebühr.

Im Januar 1794 erschien in Berlin die erste amtliche Zeitung, und zwar in französischer Sprache. Die »Gazette française de Berlin« erschien fünfmal in der Woche und rief die Beschwerde der beiden bisherigen Zeitungsverleger, denen man konsequent abgeschlagen hatte, ihre Blätter öfter als dreimal in der Woche erscheinen zu lassen, hervor. Die Regierung dachte billig und ordnete an, daß auch die neue Amtliche nur dreimal wöchentlich erscheinen solle. Als man die papierene Französin mit dem Privileg der amtlichen Mitteilungen bedachte, meldete sich die Konkurrenz wieder, und als darauf die anderen Zeitungen ebenfalls in den Besitz dieses Materials gesetzt wurden, genierte dieser Schritt der Regierung die »Gazette« dermaßen, daß sie die Schwindsucht bekam, an der sie auch Ende 1797 erkrankte.

Ein sehr interessantes Kapitel bildet in Houbens Buche die Bühnenszensur und die Belästigung der deutschen Klassiker durch die Zensur. Aus Gründen des Raumes kann darauf leider nicht eingegangen werden.

Am 13. Dezember 1807 begann Fichte in Berlin seine berühmten Vorlesungen, von denen jede nach erfolgtem Vortrag vor den Hörern gedruckt werden sollte. Die Vorlesungen sind die »Reden an die deutsche Nation«. Die in Berlin stehenden Franzosen, die sonst ein scharfes Auge auf alle Regungen deutschen Geistes hatten, kümmerten sich um diese Reden nicht. Dafür riefen sie das Berliner — Oberkonsistorium auf den Plan. Houben erzählt: »Um keine Zeit zu verlieren, deutsche Denkweise zu erneuern und zu bilden«, ließ Fichte seine Reden einzeln sogleich drucken. Als er die erste zur Zensur vorlegte, erhielt er den kühl-bureaukratischen Bescheid,

man könne sich auf einzelne Hefte nicht einlassen. Das Konsistorium hatte es also mit der Verbreitung deutscher Denkweise in der besetzten Landeshauptstadt nicht so eilig; es wollte erst die Tendenz der ganzen Schrift beurteilen können, um danach zu entscheiden, ob sie nicht vor 'eine andere', die politische Zensurstelle gehöre, und beantragte sogar bei der Polizeidirektion, 'die Vorlesung selbst durch einen Deputierten näher beachten zu lassen'.

So weit Houben über den Fall Fichte. Man war also bereit, die Franzosen auf den Philosophen Fichte, auf den Autor der »Reden an die deutsche Nation« zu heßen! Was das damals zu bedeuten hatte, beweist die Erschießung des Buchhändlers Palm aus einem ähnlichen Anlaß.

Was sich unter solchen Umständen bis in die ersten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts an Zeitungen mühsam das Leben erkämpft hatte, zertrat der Kriegsstiefel Napoleons: »Ein Federstrich des Kaisers beseitigte im Jahre 1810 sämtliche politischen Zeitungen Badens bis auf eine, ebenso in Frankfurt. Als er im Dezember 1810 Hamburg seinem Reich einverleibte, mußten neun Zeitungen dort ihr Erscheinen einstellen. Was übrigblieb, wurde einfach in französische Blätter umgewandelt oder mußte taftest einstimmen in den Posaunenchor, den er dirigierte. Durch die geknebelte Presse diskreditierte er seine Feinde, hob er seine Soldaten in den Himmel, fälschte er die Kriegsberichte, daß selbst aus der Schlacht bei Leipzig ein großer Sieg der französischen Waffen wurde, und ließ er vor allem über sich selbst des Lobes unendliche Flüten ergießen.... In diesem Sinne bedeutete für ihn die Presse in der Tat die fünfte Großmacht, wenn ihm auch dieses oft zitierte Wort mit Unrecht zugeschrieben wird.«

Was aber die »Befreiungskriege« für die Presse bedeutet haben, erfuhren die deutschen Zeitungen, nachdem im November 1815 Wittgenstein die Zensur über die gesamte Tagespresse übernommen hatte.

Aus der Geschichte deutscher Schauspielkunst.

Von Hans Markwald.

Während der furchtbarsten Völkertragödie auf der Weltbühne ist das Interesse für die Bühnenwelt mächtig gestiegen. Stärker noch als in früheren Zeiten bedarf der Mensch der Ablenkung und der Erhebung über den grauen Alltag. Das erhöhte Interesse für die Theaterkultur lenkt die Aufmerksamkeit auch auf die Schauspielkunst und die Zusammenhänge ihrer Formen mit den jeweiligen wirtschaftlichen Verhältnissen.

Jene Völker, die sich, wie das deutsche, im Altertum über die Stufe der Barbarei nicht erhoben hatten, übernahmen, wie alle Wissenschaft und Kunst, so auch das Theater von der Kirche. Die Kunst der Menschendarstellung war mit der Zerkümmern des Römerreiches untergegangen, bis die Geistlichkeit in ihr ein Mittel mehr entdeckte, die Gemüter an die Kirche zu fesseln und die Macht ihrer Funktionäre zu sichern. Im achten Jahrhundert schon begannen Theater Vorstellungen in den Kirchen, in denen Priester und Chorknaben die Leidensgeschichte Christi mit verteilten Rollen rezipierten. Ein Geistlicher gab den erzählenden Evangelisten, ein zweiter den Heiland, ein dritter die übrigen Personen. Der Kirchenchor stellte Volk und jüdische Priester vor. Später ergänzte man die bloße Vorlesung mit verteilten Rollen durch eigentliches Spiel. Die Zahl der Mitwirkenden wurde vermehrt, und neben den Priestern spielten Bürger, hier und da auch fahrendes Komödiantenvolk mit. Die Priester gaben Christus, die Apostel und Heilige in lateinischer Sprache, während die übrigen Darsteller Personen niederen Standes in der Landessprache mimten. Da Frauen nicht mitspielen durften, wurden die weiblichen Rollen von den jüngeren, die männlichen von den älteren Teilnehmern gegeben. Die Frauen mußten auch, als das Schauspiel längst eine weltliche Angelegenheit geworden war, lange warten, ehe sie auf der Bühne geduldet wurden.

Man brauchte sie nötiger zur Arbeit in Land- und Hauswirtschaft. Da es zu langweilig war, immer nur dieselbe Passionsgeschichte vorzuführen, erweiterte man den Stoffkreis durch Marienschauspiele und Heiligengeschichten. Die gesamte Gruppe dieser religiösen Schauspiele nennt man *Mysteriendramen*.

Eine neue Wendung nahm die Schauspielkunst da, wo der keimende Kapitalismus den Handwerkern zunächst erhöhten Wohlstand brachte. Solange trotz der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien immer noch die meisten Waren auf dem Landweg gingen, brachte der Aufschwung des Handelskapitals den Handwerkern der süddeutschen Städte lohnenden Absatz. Sie konnten es sich Zeit und Geld kosten lassen, eine andere Art der Schauspielkunst zu pflegen, als die katholische Kirche, von der sie abgefallen waren. Die Fastnachtsspiele, an denen sich sowohl Meister wie Gesellen und Lehrlinge, gelegentlich auch fahrende Spielleute von Profession, beteiligten, wurden zuerst in Privatwohnungen, später in Wirtschaften und Herbergen gegeben. Nebeneinandergestellte Tische bildeten die einfache Bühne. Nicht nur der berühmteste Dichter, sondern auch der bedeutendste Regisseur dieser »Meisterfinger« war der Nürnberger Schuster Hans Sachs, der seinen Leuten die Anfänge der Individualisierung beibrachte und sie lehrte, daß jede Stelle einer besonderen Darstellung bedurfte. Wie in jeder Kunst lieben auch in der Schauspielkunst die Klassen, die eine Aufwärtsentwicklung vor sich sehen, die Wiedergabe des Wirklichen, wenn auch nicht mit der photographischen Treue des »Naturalismus«, sondern mit jenem malerischen Verständnis für das Wesentliche, das sich sowohl mit der Idealisierung des Dargestellten wie mit der Veranschaulichung der Stimmung und des Gefühls des Darstellers und ihrer Übertragung auf das Publikum verträgt.

In den wohlhabenderen Ländern wie Spanien, Frankreich und England hatte schon eine Abart der Mysteriendramen, die »Moralitäten« mit ihren um Menschen ringenden personifizierten Tugenden und Laster, zur Ausbildung größerer Truppen von Berufsschauspielern geführt. Englische Komödianten, die seit 1586 in Deutschland ihr Unwesen trieben, entstammten dem Abhub der Schauspieler ihres Vaterlandes. Die Zeit des Dreißigjährigen Krieges und der auf ihn folgenden Verelendung war sehr dazu angetan, diese krasse Art elender Schmierer zu begünstigen. Der hübsche Aufschwung der Meisterfinger-Periode hatte nicht lange gedauert.

Im Dreißigjährigen Kriege setzte sich der Fürstenabsolutismus durch, während das Kaisertum abwirtschaftete. Ohne Erlaubnis der Fürsten oder ihrer Organe durfte nicht Theater gespielt werden. Aber den hohen Herren, die selbst sehr selten ins Theater gingen und in ihren Schlössern anderen Lustbarkeiten huldigten, war die unflätigste Possenreißerei und wüßteste Mordspektakelprügelei gerade recht. Denn derartige Darstellungen trugen zur Erhaltung der Rückständigkeit des Bürgertums bei und taten der Fürstenmacht keinen Abbruch. Soweit sich die Fürsten wirklich einmal eine der theatralischen Ubernheiten ansahen, fanden sie das Gebotene »ganz nett«. In den Memoiren der Markgräfin von Bayreuth wird erzählt, daß Friedrich Wilhelm I. die italienische Oper abschaffte, dafür aber fast allabendlich die Seiltänzer und Komödianten mit seinem Besuch beehrte. Die Vorstellungen nahmen geschlagene vier Stunden in Anspruch und wurden von den französisch gebildeten Mitgliedern des Hofes geschmacklos und unerträglich gefunden. Verschiedene Darsteller der Harlekinsrollen haben Denkwürdigkeiten hinterlassen und behaupten, daß ihre Unzweideutigkeiten in den Logen länger beklatscht worden seien als auf der Galerie.

In Deutschland verfügten infolge der wirtschaftlichen Rückständigkeit des zerrissenen Landes die Fürsten nicht über den Reichtum und Glanz des von ihnen beneideten und nur in seinen Laster nachgeahmten französischen Hofes. Die Folge war, daß die auf der teils feudalen, teils kapitalistischen Ausbeutung der Massen sich erhebende Schwelgerei und lächelnde Frivolität, die sich in Paris und Versailles wenigstens in graziösen Formen gab, an den deutschen Fürstenhöfen zur plumpen Gemeinheit wurde. Der preussische Oberzeremonienmeister v. Besser stellt

in seinen Schriften unflätige, jedes Geistes ermangelnde Verse mit, die am Hofe des ersten Königs von Preußen von einem verkleideten Scherenschleifer den Damen ins Gesicht gesungen wurden. Bei schwelgerischen Hoffesten wurden die Ausgänge durch die Wachen gesperrt, damit man sich an der Verlegenheit der Gäste und an den unausbleiblichen Folgen der Völlerei ergötzen konnte. Im Vergleich mit dergleichen »Vergnügungen« waren die Albernheiten des Hanswursts, der die Bühne beherrschte, noch recht harmlose Zerstreuungen.

Wie der 1884 erschienenen Schrift von Ferdinand Heilmüller »Holländische Komödianten in Hamburg« zu entnehmen ist, lassen sich am Ende des sechzehnten Jahrhunderts die ersten Berufsschauspielerinnen in Hamburg und Altona nachweisen. Diese Komödiantinnen stammten aus Holland, also dem damals kapitalistisch am meisten fortgeschrittenen Lande. Zu den Aufgaben des Kapitalismus gehört die sehr langsame Verminderung der häuslichen Arbeit der Frauen für den Selbstverbrauch und die allmähliche Beseitigung der Vorurteile, welche aus der Gebundenheit der Frau an die Hauswirtschaft stammten. Sobald einmal der Bann gebrochen war, rang sich denn auch bei dem starken Bedürfnis nach Darstellung der Frauenrollen durch weibliche Kräfte die Zuziehung des weiblichen Geschlechts zur Bühne durch.

Wo sich an den deutschen Fürstenhöfen einmal die Sehnsucht nach verfeinerten Aufführungen regte, ließ man italienische und französische Schauspieler und Sänger kommen, um in den Schlössern Lustspiele und Opern zu geben. Oder man ergötzte sich auf den Festlichkeiten der Großen am Ballett oder auch an süßlichen, aus Frankreich eingeführten Schäferspielen. Noch Friedrich II. erklärte, kein Deutscher könne etwas Vernünftiges schreiben, kein deutscher Schauspieler vernünftig spielen. Eine kurze Zeit lang gelang es einmal einem gebildeten Spielleiter, dem Magister Johann Velthen, das Interesse eines deutschen Fürsten, des Kurfürsten Johann Georg II., für eine bessere Kunst zu erwecken. Von 1669 bis 1675 stand er an der Spitze einer Dresdener Bühne mit festem Komödienhaus und allem Zubehör an Dekorationen und Maschinerie. Velthen vereinigte die Urmühseligkeit der deutschen Darstellungsart mit der gezierten französischen derart zu einer höheren Einheit, daß ein ähnlicher »Realismus« der Darstellung entstand wie einst bei den Meisterfingern. Er schränkte die Stegreifkomödien und den Mordspektakel der »Haupt- und Staatsaktionen« ein, in denen mindestens die lustige Person Stegreifeinlagen machte, und bevorzugte französische Lustspiele, namentlich Molières, und Stücke des Spaniers Calderon. Nach dem Tode Johann Georgs wurde die Dresdener Bühne jedoch aufgelöst, und Velthen starb 1692 zu Hamburg im Elend.

Eine neue Richtung schlug die Schauspielkunst unter der Anleitung des pedantischen Literaten Gottsched im achtzehnten Jahrhundert bei der Truppe der Karoline Neuber ein, die gewöhnlich »die Neuberin« genannt wurde. Gottsched spürte sicher den Drang in sich, das Bürgertum, aus dem er hervorgegangen war, zu heben. Das beweist schon der selbstlose Eifer, mit dem er sich armseliger Komödianten, meist gestrauchelter Akademiker, annahm. Andererseits war er, wie alle seine bürgerlichen Zeitgenossen, ein ergebener Diener der Fürsten, ohne deren Gunst damals niemand ohne Hunger und Verfolgung geistig zu schaffen vermochte. Im großen ganzen entsprechen Gottscheds Regeln den Lehren Boileaus, des von Ludwig XIV. begünstigten Kunsttheoretikers, von dem Hans Oberländer in seinem 1898 erschienenen Werke »Die geistige Entwicklung der deutschen Schauspielkunst« sagt, daß er als Diktator des Geschmacks eine Herrschaft von nahezu hundert Jahren ausübte. Es war die »Pedanterie des Schönen«, welche die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in Frankreich beherrschte. Schon äußerlich in der Tracht zeigte sich der Einfluß des Hofes auf die Bühne, da jede Römertragödie in der Halskrause und im Reifrock der damaligen vornehmen Welt gespielt wurde, um männliche und weibliche Leidenschaft in den gehörigen Schranken zu halten. In allen Stücken, ohne Unterschied der Zeit, in der sie spielten, trug man ein französisches Hofkostüm und eine gepuderte Frisur. Man lachte und weinte nach der

Stille des Hofes und vergaß sie auch dort nicht, wo die Verzweiflung in den vorstichtig-mahnvollen, sorgfältig abgezählten Versfüßen des Alexandriners um Mitleid warb. Die Verse wurden mit singender Eintönigkeit und in gespreizter Sprechweise deklamiert, so daß der melodiose Wortlaut das Publikum ergötzen sollte, wenn geschilbert wurde, wie um einen unglücklichen Liebhaber unzählige »Irräädänen« flossen. Die Bewegungen mußten grazios, geziert, wellenförmig und vornehm sein, wo es ging, erhaben und großartig. Die Arme durchsägten »malerisch« die Luft, das Schütteln der Hände war eine zeitraubende Zeremonie. Der Oberkörper wand sich vorn und hinten über. Die Schritte gingen nach dem Takt; stets trug nur ein Fuß die Gestalt, der andere stand auf der Spitze.

Alles dies trifft auf die französische Bühne genau so zu wie auf die der Neuberin und ihre späteren Nachahmer. Im Jahre 1737 wurde im Theater der Neuberin in Leipzig der Hanswurst von offener Bühne verbannt. Im Jahre 1750 löste sich Karoline's Truppe in Jerbst auf. Zuletzt lebte sie von der Unterstützung mitleidiger Seelen, in gleicher Not wie Veltheu starb sie, 68 Jahre später als dieser.

Der Stil, der an der Bühne der Neuberin entstanden war, beherrschte auch nach dem Zusammenbruch ihres Theaters die deutsche Schauspielkunst. Der berühmteste Vertreter der Neuber-Wolffschenschen Schule war zunächst der Theaterdirektor Friedrich Schönmann, der nach Ausübung seiner Kunst im Umherziehen sein Nomadenleben abschloß, indem er in Schwerin Direktor des Hoftheaters wurde. Bei Schönmann tauchte nun ein Mime auf, dessen Name ein Programm wurde und der es neben seinen Leistungen vor allem Lessing zu verdanken hat, daß ihm die Nachwelt Kränze sticht: Konrad Ekhof. Derselbe Entwicklungsgrad des deutschen Bürgerthums, der in Lessings literarischen Leistungen Ausdruck fand, kam auch in Ekhofs Reform der Schauspielkunst zum Widerschein. Wie Lessing als Lohnsklave des Braunschweiger Despoten, so endete Ekhof als Mitdirektor des Gothaer Hoftheaters. Wie sehr aber Ekhofs Riesenleistung bürgerlichen Geistes war, dafür kann wohl als Symptom angeführt werden, daß sie sich zuerst in ihren Konsequenzen in Hamburg durchsetzte, das schon im achtzehnten Jahrhundert eine wohlhabende Bourgeoisie, aber keinen Fürsten hatte. Schon bei Schönmann begann Ekhof 1739 die Geziertheit des Spielers zu mildern und vor allem die Individualisierung der Rollen anzubahnen. Statt der Gleichförmigkeit, mit der jeder Intrigant, jeder Liebhaber, jeder Heldengreis, jede Salondame ufw. gegeben wurde, lernten Ekhofs Mitspieler von dem großen Künstler, jeder einzelnen Person ihre besondere Eigenart zu geben. Schon bei Schönmann wurden Lessings Stücke ausgeführt. Ekhofs eigenes Spiel und seine künstlerische Richtung fanden ihre Vervollkommenung unter der Leitung des Direktors Konrad Ackermann, der die Hamburger Bühne 1764 übernommen hatte. Erst hier ging die Kunst unter Führung Ekhofs und des gleichfalls bedeutenden Schauspielers Ludwig Schröder zum Realismus über.

Hans Devrient erzählt in seiner 1894 erschienenen Schrift »Johann Friedrich Schönmann und seine Schauspielergesellschaft; ein Beitrag zur Theatergeschichte des achtzehnten Jahrhunderts« von einer Aufführung der Schönmannschen Truppe am 18. Juli 1741 in Hamburg. Gegeben wurde ein einaktiges Lustspiel aus dem Französischen von Marivaux »Der Bauer mit der Erbschaft«. Erstaunt über die Kunst Ekhofs, der den Landmann gab, fragte ein Bäuerlein auf der Galerie: »Wo tom Düwel hamwt de Lüde den Bauern herrenohmen?« Der Mann war ganz erstaunt, als er auf den Brettern, auf denen sonst nur unnatürliche gezielte Sprechweise und affektierte Bewegungen herrschten, einen von seinen Leuten sich frei bewegen sah. Madame Schönmann wurde wegen ihrer ländlichen Naivität und Ungezwungenheit ebenfalls gerühmt.

Die Schönmannsche Gesellschaft vereinigte ihre Truppe zu einer »Akademie«, in der die Theorie der Schauspielkunst gepflegt wurde. In dem von Ekhof verlesenen Protokoll der Sitzung vom 15. Juni 1754 heißt es:

»Hiernach sind wir in das innere Wesen der Vorstellungskunst gedrungen und haben wahrgenommen, daß dieselbe überhaupt darinnen bestehe: die Natur nachzuahmen, aber uns auch zugleich überführet, daß die Theorie daran nicht eher erlernt sei, als bis man durch geschickte Bewegung und Anwendung seines Körpers den erdichteten oder angenommenen Zustand seiner Seele als wirklich glaubend machen könne und daß man in der Praxis derselben so weit zu bringen vermögend sei, daß man in diesem angenommenen Zustand durch Kunst die Kräfte der menschlichen Seele zu übertreffen schelne.... Wir haben den Franzosen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie in dieser schweren Kunst unsere Vorgänger sind, daß sie es durch Zeit, Fleiß und Übung zu einem ziemlichen Grad der Vollkommenheit gebracht, und deswegen haben wir, die wir später gekommen sind, uns auch gar nicht gesümt, sie als unsere Lehrmeister anzusehen und in ihre Fußstapfen zu treten. Allein dabei haben wir uns sorgfältigst bestrebt, ihre Fehler von ihren Schönheiten abzusondern, und uns fest entschlossen, nichts in dieser Kunst von ihnen zu behalten, was mit der Natur nicht übereinstimmen und auf dem Probierstein der Wahrscheinlichkeit für bewährt befunden werde.«

Die Schönheitsregeln der französischen oder Gottsched-Neuberschen Richtung nannte Ekhof, soweit er sie noch anerkannte, die »Grammatik der Schauspielkunst«.

Über Ekhof, dem Lessing in der »Hamburgischen Dramaturgie« ein Denkmal gesetzt hat, heißt es in dem genannten Werk im zweiten Stück vom 5. Mai 1767 in einer Rezension einer Aufführung von Kronigks »Olint und Saphronia« unter anderem: »Indes mag dieser Mann eine Rolle machen, welche er will, man erkennt ihn in der kleinsten noch immer für den ersten Akteur und bedauert, auch nicht zugleich alle übrigen Rollen von ihm sehen zu können. Ein ihm ganz eigenes Talent ist dieses, daß er Sittensprüche und allgemeine Betrachtungen, diese langweiligen Ausbeugungen eines verlegenen Dichters, mit einem Anstand, mit einer Innigkeit zu sagen weiß, daß das Triviale von dieser Art in seinem Munde Neuheit, das Grostigste Feuer und Leben erhält.«

Seine Gothaer Stellung übernahm Ekhof im Jahre 1774, wo er am 16. Juni 1778 starb. Der Schriftsteller Friedrich Wilhelm Gotter, der in der Stadt lebte, in der Ekhof starb, widmete dem Künstler folgenden Nachruf:

Die deutsche Bühne war der Nachbarn Hohn;
Verzerrung galt für Wiß, Klopffechten und Gebelle
Für Leidenschaft; da sandt' Natur uns ihren Sohn.
Ein Proteus von Gestalt, ein Zauberer im Ton,
Stieß er den Unsinn vom entweihten Thron
Und setzte die Wahrheit an die Stelle.

Literarische Rundschau.

Paul Elzbacher, Die Presse als Werkzeug der auswärtigen Politik. Jena 1918, Verlag von Eugen Diederichs. 162 Seiten Oktav. Preis broschiert 4,50 Mark nebst 20 Prozent Teuerungszuschlag.

Die deutsche Tagespresse hat während der Kriegszeit auf dem Gebiet der auswärtigen Politik nicht entfernt das geleistet, was die englische und französische Presse vollbracht hat: die Stimmung des eigenen Volkes wie jene der neutralen Völker zugunsten der auswärtigen Politik der eigenen Regierung zu beeinflussen, die Regierungsziele volkstümlich zu machen und die Massen zu bewegen, für diese die nötigen Opfer zu bringen. Daß Deutschland während des Krieges in den neutralen Staaten so wenig wahre Freunde gefunden hat, liegt — wenn auch keines-

wegs ausschließlich, so doch zum guten Teil — daran, daß seine politische Presse weder vor noch im Kriege verstanden hat, die öffentliche Meinung der Welt in geschickter Weise zu leiten. Das ist nicht allein Schuld dieser Presse selbst, sondern nicht minder eine Folge der Unfähigkeit der deutschen Staatsmänner, die Presse in geeigneter Weise als Werkzeug der auswärtigen Politik zu benutzen — eine Benützung, die, mag man über die ethische Seite der Sache urteilen wie man will, heute nun einmal im internationalen System der Staatenpolitik zur Notwendigkeit geworden ist.

Was in dieser Beziehung der deutschen Presse fehlt, inwiefern sie gegenüber der englischen und französischen im Rückstand ist, wie diese technisch organisiert ist und wie ihr Nachrichtendienst arbeitet, wie sie von der Regierung, von den auswärtigen Ämtern, Gesandtschaften, Konsulaten instruiert wird, welche finanziellen Unterstützungen sie erfährt usw.: alles das will Professor Paul Elzbacher in knappen Zügen darlegen; und tatsächlich zeigt seine Schrift, daß er einen tiefen Einblick in das internationale Pressegetriebe gewonnen hat und sich nicht scheut, seine Erkenntnisse offen darzulegen, ohne sie zu schminken und zu ästhetisieren.

Anschaulich schildert Elzbacher den amtlichen Presseapparat in Frankreich und England, die Einrichtungen des französischen Presseamtes (*Maison de la presse*) mit seinen Sektionen und deren Beziehungen zu verschiedenen Propagandagesellschaften und literarischen Vereinen, die von der Regierung für die Pressebeeinflussung aufgewandten Mittel, die Entwicklung der *Agence Havas* usw.; ebenso wird auch die der französischen Leistung fast noch überlegene Pressefähigkeit der englischen Regierungsämter dargelegt und dann dieser durch eine weitreichende Pressevertrufung (allein *Northcliffe* vereinigt in seiner Hand ungefähr 60 Blätter) gestützten Organisation der schwächliche offizielle und halboffizielle deutsche Pressedienst gegenübergestellt. Kennzeichnend für das Verhältnis ist, daß Deutschland bei Ausbruch des Krieges am Weltkabelnetz nur mit 8 Prozent beteiligt war und selbst das Wolffsche Bureau nur ein Gesellschaftskapital von 1 Million Mark besaß, während die *Agence Havas* mit 8½ Millionen Franken arbeitet und für Reuters Bureau, als es 1916 in andere Hände übergang, 550 000 Pfund Sterling, also über 11 Millionen Mark bezahlt wurden.

An diese Schilderungen der Presseverhältnisse der drei Länder schließen sich verschiedene Vorschläge, wie der deutsche amtliche Presseapparat nach englischem und französischem Vorbild organisiert werden müßte, welche technischen Einrichtungen zu treffen wären und in welcher Weise am besten, psychologisch betrachtet, die Beeinflussung der öffentlichen Meinung erfolgt.

Gegen verschiedene dieser Vorschläge wird sicherlich der Fachmann Einwendungen erheben, und andere können heute, nach dem traurigen Ausgang des Krieges für Deutschland, als durch die Zeitverhältnisse überholt gelten; aber dennoch behält die Elzbachersche Schrift mit ihren nüchtern-kritischen, alle Schönfärberei und Schönrederei vermeidenden Darlegungen ihren Wert — nicht nur für die Journalisten, sondern für jeden Politiker, der sich über die Pressearbeit der drei Länder Deutschland, England und Frankreich unterrichten will.

Heinrich Cunow.

Notizen.

Die Bedeutung Lothringens für die deutsche Eisenindustrie. Sollte, wie heute kaum mehr zu bezweifeln ist, Deutschland beim Friedensschluß Elsaß-Lothringen verlieren, so wird dadurch die deutsche Eisen- und Stahlindustrie, die sich schnell zur zweitbedeutendsten der Welt entwickelt hat, einen gewaltigen Schlag erleiden; denn Lothringen hat bisher dieser Industrie einen großen Teil der wertvollsten Eisenerze geliefert. Der Tonnenzahl nach berechnet, lieferte im Jahre 1913 Deutsch-Lothringen allein rund drei Viertel der in ganz Deutschland gewonnenen Erze.

Insgesamt betrug nämlich die Förderung 28 607 903 Tonnen; davon entfielen auf das lothringische Minefterevier nicht weniger als 21 136 265 Tonnen. Mit Einschluß der Förderung Luxemburgs, die über 7,3 Millionen Tonnen betragen hat, stellte sich freilich die Gesamtproduktion des deutschen Zollgebiets 1913 auf 35 941 205 Tonnen, doch ist leider damit zu rechnen, daß Luxemburg, dessen Industrie aufs engste mit der lothringischen verknüpft ist, ebenfalls aus dem Zollverband ausscheidet und zum Zollausland wird.

Nach einer sachmännischen Darlegung von Dr. Alfred Schmidt (Essen) in Nr. 47 des vom Hamburgischen Kolonialinstitut herausgegebenen »Wirtschaftsdienstes« beträgt nach der Schätzung der Geologen der abbaufähige Gesamtvorrat Deutschlands an Eisenerzen 2,3 Milliarden Tonnen. Davon entfallen auf das lothringische Minettegebiet 1777 Millionen Tonnen. Es folgen der Bezirk Peine-Salzgitter mit 270 Millionen Tonnen, das Siegerland mit 211,4 Millionen Tonnen und der Lahn-Dillbezirk mit 81,9 Millionen Tonnen. Die Vorräte der übrigen Bezirke sind sämtlich kleiner. Die nächst Lothringen wichtigsten Gebiete des Siegerlandes und Nassaus werden ferner in 42 bis 66 Jahren erschöpft sein. Die Minettelager in Luxemburg werden auf 250 Millionen Tonnen geschätzt. Die Statistik zeigt ein ständiges Steigen der Produktionsziffern. Eine Verdopplung der Erzproduktion fand in folgenden Zeitabschnitten statt: Von 1901 bis 1909, das ist in 9 Jahren, von 1902 bis 1911, also in 10 Jahren, von 1903 bis 1913, mithin in 11 Jahren, im Durchschnitt also in 10 Jahren. 1914 bis 1916 wurden in Lothringen gewonnen rund 40 Millionen Tonnen Eisenerz gegen 21,16 Millionen Tonnen im Jahre 1913, in Luxemburg rund 15 Millionen Tonnen gegen 7,33 Millionen Tonnen 1913.

Doch kommt es weniger auf die absolute Menge des gewonnenen Eisenerzes an als auf dessen Eisengehalt. Der lothringische und luxemburgische Eisenerzbergbau war 1913 dem Eisengehalt nach an der Erzförderung im ganzen deutschen Zollgebiet von insgesamt 10,54 Millionen Tonnen mit nicht weniger als 8,15 Millionen Tonnen (davon Luxemburg mit 2,04 Millionen Tonnen) oder 77 Prozent beteiligt. Alle übrigen deutschen Eisenerzgruben produzierten nur 2,39 Millionen Tonnen Eisengehalt.

Die Roheisenerzeugung Deutsch-Lothringens und Luxemburgs stellte sich 1913 auf 6 417 000 Tonnen; die gesamte deutsche Roheisenerzeugung belief sich in der gleichen Zeit auf 19,3 Millionen Tonnen. Ein Drittel der deutschen Roheisenerzeugung entfiel also auf die jetzt von der Abtrennung bedrohten Gebiete. Nur die Roheisenerzeugung von Rheinland-Westfalen zeigte sich mit 8,2 Millionen der Lothringens und Luxemburgs um 1,8 Millionen Tonnen überlegen. Die deutsche Flußstahlerzeugung betrug im Jahre 1913 18,9 Millionen Tonnen. Auf den Südwesten Deutschlands entfielen davon 5,7 Millionen Tonnen, auf Deutsch-Lothringen allein 2,3 Millionen Tonnen. Die deutsche Thomasstahlerzeugung fuhte bisher wesentlich auf der lothringischen Minette.

Schon bisher war Deutschland in hohem Maße auf die Eisenerzzufuhr aus dem Ausland angewiesen. Es hat 1913 11 925 106 Tonnen aus dem Ausland bezogen, davon 4 201 715 Tonnen aus Schweden, 3 726 254 Tonnen aus Spanien, 2 237 979 aus Frankreich und 792 555 Tonnen aus Afrika (größtenteils aus Algier). Durch die Abtretung Lothringens wird diese Abhängigkeit vom Ausland noch vergrößert. Zudem aber ist es höchst fraglich, ob die Eisenerz ausführenden Länder fernerhin genügt sein werden, uns die Deckung unseres Bedarfs in der erforderlichen Höhe zu gestatten. Unser Hauptlieferant Schweden hat in der Absicht, seine eigene Eisenindustrie zu stärken, der Steigerung der Ausfuhr durch Beschränkung der Ausfuhrmenge einen Riegel vorgeschoben, und der bisher zweitgrößte Lieferant Spanien hat den Höchstpunkt seiner Erzförderung bereits überschritten. Die Erschöpfung seiner Lagerstätten rückt in Sicht.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 15

Ausgegeben am 10. Januar 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Kritisches.

Von Dr. Paul Lensch.

Berlin, 30. Dezember 1918.

Friedrich Engels erklärte einmal die besondere Vorliebe, die Marx für das Studium der französischen Geschichte gehabt habe, damit, daß in Frankreich die geschichtlichen Klassenkämpfe mehr als anderswo jedesmal bis zur Entscheidung durchgefochten wurden: Mittelpunkt des Feudalismus im Mittelalter, Musterland der einheitlichen ständischen Monarchie seit der Renaissance, hat Frankreich in der großen Revolution den Feudalismus zertrümmert und die reine Herrschaft der Bourgeoisie begründet in einer Klassizität wie kein anderes europäisches Land. Und, so fügte Engels hinzu, auch der Kampf des aufstrebenden Proletariats gegen die herrschende Bourgeoisie tritt hier in einer anderswo unbekannten akuten Form auf.

Hinter dem letzten Satze wird man wohl ein Fragezeichen machen dürfen, trotz Junischlacht und Kommune. Frankreich ist ein industriell zu unentwickeltes Land geblieben, als daß es auch in den Zeiten des Hochkapitalismus die Stätte der bis zur Entscheidung durchgefochtenen Klassenkämpfe hätte bleiben können. Um so mehr treffen die Bemerkungen von Engels für die französische Vergangenheit zu, und die große Rolle, die das Land seit Beginn der abendländischen Wirtschaftsgeschichte hat spielen können, gründet sich zu einem nicht geringen Teil auf dem »Radikalismus« seiner sozialen Entwicklung. Dieser »Radikalismus« wurde wesentlich durch die Tatsache unterstützt, daß von Anfang der französischen Geschichte an Frankreich in der einen Stadt Paris kulminierte.

Es ist bekannt, daß für Deutschland die Verhältnisse umgekehrt lagen. Nie gab es eine Hauptstadt Deutschlands, nie eine einheitliche ständische Monarchie, niemals auch eine Zertrümmerung des Feudalismus und noch weniger eine Herrschaft der Bourgeoisie. Die deutsche Geschichte scheint in den Grundzügen immer den vollen Gegensatz der französischen Geschichte gebildet zu haben. Hierin liegt das begründet, was wir das deutsche Elend nennen. Weil die Bourgeoisie Deutschlands niemals die wirklich herrschende Klasse geworden war, haben wir es auch nie zu einer vollen bürgerlichen Kultur bringen können. Der niemals völlig überwundene, geschweige denn zertrümmerte Feudalismus prägte dem öffentlichen Wesen in Deutschland seinen Stempel auf. Die Bourgeoisie wurde weder mit dem deutschen Fürstentum noch mit dem preussischen Junkertum fertig. Wirtschaftlich ohne Frage die rührigste und tüchtigste Klasse unter den Bourgeoisien des modernen Kapitalismus, blieb sie geistig wie politisch abhängig von den Mächten der Vergangenheit, von den Feudalklassen und dem Absolutismus und wohnte gewissermaßen auf eigenem Boden nur zur Miete. Daher die zwieschlächtige Geistesverfassung des deutschen Bourgeois: stolz und

selbstgefällig ob seiner raschen wirtschaftlichen Erfolge und doch im Innern ohne Würde und Selbstgefühl, ein Parvenü.

Nun waren freilich auch die Vorgänger der heute so selbstsicheren Bourgeoisie Englands und Frankreichs einmal Parvenüs; denn irgendwann muß ja mal eine Klasse emporkommen, und der knietiefe Kot, dem diese angenehme Klasse entstammte, ist ja genügend angedeutet durch das bekannte Wort von Marx, daß das Kapital von Kopf bis Zehe, aus allen Poren blut- und schmutztriefend zur Welt gekommen sei. In der Tat waren es neben ein paar reich gewordenen Handwerkern und sehr wenigen Industriellen in erster Linie Steuerpächter, Wucherer, Grundbesitzer, Münzer, Gauner und Räuber, Überseekaufleute, Sklavenhändler, Plantagenbesitzer, Spekulanten und Projektanten, die den Grundstock der englischen wie französischen Bourgeoisie im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert bildeten. Diese neuen Geldmächte hatten in Frankreich bereits den Regenten und seinen Nachfolger Ludwig XV. (1715 bis 1774) völlig in ihrem Banne, und in England war besonders unter dem Oranier (1689 bis 1702) eine breite Schicht derartiger dunkler Ehrenmänner in das Parlament eingezogen. Diese Klasse hatte sich in den beiden westlichen Ländern entwickeln können, weil eben hier Kolonialwirtschaft und Weltpolitik der Grundstock des rasch entstandenen bürgerlichen Reichtums gewesen war. Deutschland hatte an dieser Entwicklung keinen Anteil nehmen können, seine geographische Lage wie seine politische Ohnmacht hinderten es in gleicher Weise daran. Der deutsche und der amerikanische Reichtum, die ja beide erst im neunzehnten Jahrhundert entstanden sind, haben das gemeinsam, daß sie zum überwiegenden Teil erarbeitet werden mußten und viel weniger auf Raub und Plünderung aufgebaut sind als der Reichtum Frankreichs und Englands. Die deutschen und amerikanischen Proletarier des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts setzten ihrer Ausbeutung einen ganz anderen Widerstand entgegen als die willenlosen Sklaven Afrikas oder Indiens im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert.

Doch dem sei nun wie ihm wolle. Jedenfalls hatten diese Seeräuber und Sklavenhändler, Steuerpächter und Wucherer schon sehr früh fertiggebracht, was die deutsche Bourgeoisie zu ihrem Unglück niemals fertiggebracht hat: sie hatten die Staatsgewalt erobert, in dem absolutistisch regierten Frankreich genau so wie in dem parlamentarisch regierten England. Am 9. November 1918 erfüllte sich nunmehr das politische Schicksal der deutschen Bourgeoisie. Die deutsche Revolution ging über sie hinweg und wurde eine Revolution der Arbeiter und Soldaten, eine sozialistische Revolution.

Damit ist erfüllt, was Engels einmal an Mehring schrieb: »Eine rein bürgerliche Republik in Deutschland ist überholt, ehe sie zustande kam.« Politisch und geschichtlich, wenn auch sicher nicht wirtschaftlich ist die deutsche Bourgeoisie eine übergangene Klasse. Es war ihr Verhängnis, daß sie auch die letzte Gelegenheit, die sich ihr vor dem Kriege bot, mit dem Absolutismus zu brechen, nämlich die »Daily-Telegraph«-Debatte im Reichstag im Jahre 1908, nicht zu benutzen den Mut hatte. Als die Weltrevolution im August 1914 ausbrach, war es klar, daß sie mit dem Siege des Sozialismus enden würde.

So erklärt es sich, daß wir in Deutschland eine reife und reine bürgerliche Kultur weder gehabt haben noch haben werden. War sie in der Ver-

gangenheit mit junkerlich-feudalen Anschauungen durchwuchert, so wird sie in Zukunft mit proletarisch-sozialistischen Elementen durchsetzt sein. Wer aber sich vergegenwärtigt, daß die Größe Frankreichs wie Englands letzten Endes darauf beruhte, daß in beiden Ländern das Bürgertum es gewesen war, das dem kulturellen Leben seinen Stempel aufgedrückt hat, der ahnt ungefähr, was dem deutschen Volke dadurch verlorengegangen ist, daß es seiner bürgerlichen Klasse niemals gelingen wollte, Staat und Gesellschaft politisch wie geistig zu beherrschen.

Die Schnelligkeit, mit der die Sozialdemokratie den Sieg errang, hat die größte Verwunderung erregt. In der Tat war die Widerstandslosigkeit, mit der die alten Mächte zusammenstürzten, mit der jahrhundertalte Dynastien vom Schauplatz verschwanden, derartig erstaunlich, daß die Entenpresse wieder mal von einem »deutschen Bluff« reden konnte. Keine Hand regte sich für die Hohenzollern, und die berufenen Vorkämpfer für »Thron und Altar«, der Januschauer und seine Myrmidonen, die bei jeder Gelegenheit erklärten, sich für »ihr« Königtum in Stücke hauen lassen zu wollen, laufen immer noch unzerhauen umher. Aber auch auf der Seite der Revolution hatte man nicht allenthalben mit einem derartig vollständigen und unblutigen Siege gerechnet. Ein Reflex davon ist das Geschrei über die »Gegenrevolution«. Gleichzeitig freilich ist dieses Geschrei ein Beweis dafür, wie wenig die Schreier die geschichtliche Situation der deutschen Revolution verstehen und wie sehr ihre ganze Vorstellungswelt von auswärtigen Mustern, sei es französischen, sei es russischen, abhängig ist. Wiederum ist es Friedrich Engels, der im Vorwort zu seiner jetzt fast verschollenen Artikelserie über die Wohnungsfrage vor nunmehr 32 Jahren darauf hinwies, wie verschieden die Bedingungen der Revolution in Deutschland und in anderen Ländern seien. Die breite Grundlage des deutschen Ausfuhrhandels und damit der ganzen Großindustrie war aus geschichtlichen Gründen in Deutschland die Hausindustrie geworden, respektive gewesen. Mit der Ausdehnung der Hausindustrie aber wurde eine Bauerngegend nach der anderen in die industrielle Bewegung der Gegenwart hineingerissen. Es war diese Revolutionierung der Landdistrikte durch die Hausindustrie, die die industrielle Revolution in Deutschland über ein weit größeres Gebiet ausgebreitet hat, als es je in England und Frankreich der Fall gewesen. Dies erklärt, warum in Deutschland, im Gegensatz zu England und Frankreich, die revolutionäre Arbeiterbewegung eine so gewaltige Verbreitung über den größten Teil des Landes gefunden hat, statt ausschließlich an städtische Zentren gebunden zu sein. Und dies wiederum erklärt den ruhigen, sicheren, unaufhaltsamen Fortschritt der Bewegung. »In Deutschland«, heißt es bei Engels wörtlich — und es lohnt sich, die Worte mit den heutigen Tatsachen zu vergleichen —, »leuchtet es von selbst ein, daß eine siegreiche Erhebung in der Hauptstadt und den anderen großen Städten erst dann möglich sein wird, wenn auch die Mehrzahl der kleinen Städte und ein großer Teil der ländlichen Bezirke für den Umschwung reif geworden ist. Wir können bei einigermaßen normaler Entwicklung nie in den Fall kommen, Arbeitersiege zu erleben wie die Pariser von 1848 und 1871, aber eben deshalb auch nicht Niederlagen der revolutionären Hauptstadt durch die reaktionäre Provinz zu erleiden, wie Paris sie in beiden Fällen erlitt. In Frank-

reich ging die Bewegung stets von der Hauptstadt aus, in Deutschland von den Bezirken der großen Industrie, der Manufaktur und der Hausindustrie; die Hauptstadt wurde erst später erobert. Daher wird vielleicht auch in Zukunft die Rolle der Initiative den Franzosen vorbehalten bleiben; aber die Entscheidung kann nur in Deutschland ausgekämpft werden.«

So Engels vor reichlich dreißig Jahren. Er erkannte den Unterschied zwischen der sozialen Entwicklung Deutschlands und Frankreichs und die sich aus ihr ergebenden Differenzen im Verlauf etwaiger Revolutionen, und man muß gestehen, daß der Verlauf der Novemberrevolution ihm in überraschendem Maße recht gegeben hat. Allein davon wollen die Unabhängigen und die Spartakusgruppe nichts wissen. Sie haben das französische Schema im Kopfe und verlangen ihre Konterrevolution, und nach der berühmten Regel: »Eins von Null geht nicht: borge ich mir eins« borgen sie sich bei ihrer Revolutionsklischeefabrik eine Konterrevolution aus, die lediglich in ihrer Phantasie existiert. Da wird jeder Offizier, der eine rote Fahne herunterreißt, jeder General, der die Arbeiter- und Soldatenräte nicht anerkennen will, und mag seine Bestrafung noch so prompt erfolgt sein, als eine furchtbare Gefahr der Revolution hingestellt, während man umgekehrt nur sich immer und immer wieder wundern kann, wie wenig die alten Mächte Unterstützung gefunden haben und wie sehr auch in den an sich zur Konterrevolution neigenden Kreisen die Tendenz besteht, in der furchtbaren Not des Landes sich hinter die revolutionäre Regierung zu stellen.

Nein, weniger von rechts als vielmehr von links droht der Revolution Gefahr. Durch das Zusammengehen mit den Unabhängigen ist, wie sich immer deutlicher erweist, die revolutionäre Entschlußkraft der Regierungen, und zwar in Preußen wie im Reich, in verhängnisvoller Weise geschwächt worden. Das Wort Dantons: Kühnheit, Kühnheit und zum dritten Male Kühnheit! ist nicht das Stichwort der deutschen revolutionären Regierung. Die Niederlage vollends, die sie am 23. Dezember erleidet und die sie durch den Vertrag des 24. und durch das Abtreten des mutigen Wels eingestand, dürfte für das weitere Schicksal der deutschen Revolution entscheidend werden. Indessen es ist noch nicht zu spät. Alles hängt von der Entschlußkraft der an der Spitze stehenden Männer ab, denn ein ungeheures Schicksal ist in ihre Hand gegeben. Von dem Ausgang hängt nicht nur das deutsche Schicksal, sondern bis zu einem gewissen Grade auch das Schicksal des Sozialismus und der deutschen Sozialdemokratie ab.

Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen! Das heißt, auf unsere Verhältnisse übertragen: Macht zunächst eine entschlossene sozialistische Volkspolitik, so wird euch die Einheit der Arbeiterbewegung ganz von selber zufallen. So aber? Wir bedauern, sagen zu müssen, daß seit dem 9. November, seit dem Zusammenbruch des alten Systems, zwar vieles erreicht und Wertvolles errungen worden ist, daß nichts aber geschah, was in den breiten Tiefen unseres Volkes jenes Gefühl ruhiger Zuversicht gestärkt hätte, das uns jetzt bitter not tut und das sich stets einfindet, wenn man weiß, daß an der Spitze der Republik Klarheit und Entschlossenheit das Steuer führt.

Verstaatlichung des Bergbaues.

Von Otto Hue.

Der Beschluß der Reichskonferenz der Arbeiter- und Soldatenräte, die vorläufige Reichsregierung mit der Verstaatlichung des Bergbaues zu beauftragen, entspricht zweifellos dem Empfinden einer Volksmehrheit, die sich weit hinaus über die sozialdemokratischen Parteianhänger erstreckt. Die Forderung der Bergbauverstaatlichung ist unter dem zunehmenden Drucke der privatkapitalistischen Monopolisierung unserer wichtigsten Bergbauförderung und ihres Vertriebs in den letzten Jahrzehnten immer mehr eine Volksforderung geworden. Von der agrarkonservativen Preußenpartei ist zwar kurz vor dem Kriege eine gewisse Schwenkung zugunsten der privaten Bergwerksbetriebe vollzogen worden, aber sie ist nicht prinzipieller, sondern parteitaktischer Natur. 1900 schrieb die agrarkonservative »Deutsche Tageszeitung« unzweideutig: »Die Kohle gehört zu den schwer ersetzlichen Schätzen des Landes. Sie darf nicht dem Privatkapital zu Spekulationszwecken überantwortet werden. Unser Endziel ist deshalb: die Verstaatlichung aller Kohlenzechen. Die Schätze des Bodens gehören der Gesamtheit, deren Stellvertreter der Staat ist. . . .«

Ebenso haben anläßlich der seit etwa 15 Jahren vorgenommenen Änderungen der bundesstaatlichen Berggesetze in Bayern, Sachsen, Preußen, Baden, Württemberg usw. — Änderungen, die gegen das bergbauliche Privatmonopol gerichtet waren, wenn sie es auch nicht an der Wurzel trafen — verschiedene Wortführer des Zentrums, der Konservativen und Liberalen mit den Sozialdemokraten wiederholt betont, daß es im Allgemeininteresse dringend nötig sei, die Ausnutzung unserer mineralischen Bodenschätze der privatmonopolistischen Beherrschung zu entziehen. Selbst der den Industriellen sehr nahestehende frühere preussische Bergwerksminister Möller erklärte 1904 im Landtag, wenn sich »die Fusionen zu Monopolen auswachsen«, dann »wird die überwiegende Mehrheit des Volkes ernstlich erregt werden« und »ein Staatsmonopol dem Privatmonopol vorzuziehen«. Sogar der frühere Staatssekretär Dr. Delbrück gab im Reichstag seiner Meinung dahin Ausdruck, die Bergbauverstaatlichung sei kein Problem einer fernen Zukunft. Man könnte eine lange Reihe von Aussprüchen solcher Wirtschaftskenner anführen, die unbeeinflusst von der Agitation der privatwirtschaftlichen Interessenten sich für das staatliche Bergbaumonopol erklärt haben. Auch das im Vorjahr veröffentlichte Programm der um die Zeitschrift »Arbeit« (M.-Gladbach) gescharten christlichnationalen Arbeiterschaft spricht sich prinzipiell für die Gemeinwirtschaft in der Bergbauindustrie aus, nachdem bereits die größte deutsche Bergarbeiterorganisation, der Bergarbeiterverband, auf ihrer Generalversammlung 1913 die »Verstaatlichung der Bergwerksbetriebe . . . zum Schutze der durch die sich anbahnende riesenkapitalistische Trustbildung schwer bedrohten Gemeininteressen« verlangt hatte. Im Ausland beobachten wir seit Jahren dieselbe Aktion gegen das privatkapitalistische Bergbaumonopol.

Es ist darum mit Bestimmtheit zu erwarten, daß auch die konstituierende Nationalversammlung sich gegen das entstandene bergbauliche Privatmonopol entscheidet. Die Zahl der Freunde dieses Monopols ist überhaupt verhältnismäßig gering; sie beschränkt sich in der Hauptsache auf die an der Ausfö-

erhaltung des bisherigen Zustandes unmittelbar Interessierten, doch erhalten sie starken Zuwachs aus den Kreisen, die an sich Freunde des Staatsmonopols sind, aber von der Verstaatlichung oder Vergesellschaftung der Industrien eine Verminderung ihrer Produktivität befürchten und mit Recht erklären, die durch die Kriegsmiswirtschaft erzeugten beispiellosen volkswirtschaftlichen Schwierigkeiten nötigten zunächst das deutsche Volk zu einer Intensivierung seiner Arbeitsmethoden. Es sei aber sehr fraglich, ob diese durch die Sozialisierung des Bergbaues zu erreichen sei und nicht vielmehr das Gegenteil einträte. Die von der vorläufigen Reichsleitung eingesetzte Sozialisierungskommission hat denn auch bereits öffentlich verkündet, »daß der Erfolg der Sozialisierung abhängt von der Erhöhung der Produktivität, die durch die beste Organisation der Betriebe und Ersparung aller unnützen Zirkulationskosten unter Leitung bewährter Techniker und Kaufleute erzielt werden muß«. In diesen Worten liegt ein Programm, dessen Verwirklichung heute mehr denn je eine volkswirtschaftliche Notwendigkeit ist.

Ist der Staatsbetrieb tatsächlich »in der Regel«, wie von seinen Gegnern behauptet wird, unproduktiver als der Privatbetrieb im Bergbau? In der eigentlichen Betriebstechnik besteht zwischen Staats- und Privatbetrieb im Bergbau gar kein Unterschied. Die technischen Einrichtungen zur Gewinnung, Förderung und Verarbeitung der Produktion sind beiderseits unter gleichen natürlichen Bedingungen dieselben. Die Staatsgruben sind technisch nicht schlechter eingerichtet wie die benachbarten Privatzechen und beteiligen sich auch wie diese an der Einführung betriebstechnischer Neuerungen. Arbeiter und Techniker erhalten hier wie dort dieselbe Schulung. Der bekannte Umstand, daß nicht wenige höhere Betriebsbeamte aus dem Staats- in den Privatbergbau hinüberwechseln und von diesem gern aufgenommen werden, läßt doch sicherlich darauf schließen, daß der Staatsbetrieb keine schlechte Schule für den Betriebstechniker ist. Die oft behauptete »technische Rückständigkeit« des Staatsbetriebs im Bergbau konnte auch in der 1910/11 im Preussischen Landtag eigens zur Mißkreditierung des Staatsbergbaues eingesetzten Untersuchungskommission nicht nachgewiesen werden. Wo der Nachweis angeblich erbracht wurde, da kam er entweder zustande durch unzulässige Vergleiche zweier ganz verschiedener Bezirke (Saar- und Ruhrgebiet), oder es stellte sich heraus, daß die gerügten Mängel durch Verwaltungsreformen leicht beseitigt werden könnten.¹ Wo der Staatsbetrieb von alters her unter ähnlichen Gewinnungsbedingungen mit dem Privatbetrieb im gleichen Bezirk zu konkurrieren hat (zum Beispiel Oberschlesien), steht er im Gewinnungseffekt nicht hinter den besten Privatgruben zurück. Wenn es sich allerdings um verhältnismäßig junge Anlagen, noch dazu mit zum Teil aus natürlichen Gründen erschwerte Gewinnungsbedingungen handelt (Nordwestfalen), ist das Resultat des Staatsbetriebs natürlich minderwertiger als auf privaten Nachbarzechen; aber auch im Ruhrgebiet gibt es jüngere Privatzechen, denen es nicht besser ergeht. Von betriebstechnischen Gesichtspunkten aus betrachtet liegt also kein triftiger Grund zu der Behauptung vor, der Staatsbetrieb arbeite unrentabler als der Privatbetrieb.

¹ Näheres darüber ist nachzulesen in »Monopolfrage und Arbeiterklasse«, S. 87 ff., Berlin 1917, Verlag Vorwärts. Dort sind auch die einschlägigen Fragen eingehend erörtert.

Wenn dennoch der finanzielle Endeffekt des Staatsbergbaues (im ganzen genommen) geringer ist als der einer Reihe von Privatzechen (auch unter den Privatgruben gibt es sehr viele wenig rentable), so liegt das in den besonderen Fällen an den hohen Erwerbskosten der (jüngeren) Anlagen und Felder (starke Überkapitalisierung), in der Hauptsache aber an der Reformbedürftigkeit des bürokratischen Verwaltungsapparats! Hier muß in erster Linie eingegriffen werden. Es fragt sich darum, in welcher Form die Verwaltung des verstaatlichten Bergbaues zu reorganisieren wäre, ob ein besonderes Reichsbetriebsamt (vorausgesetzt, die Bergbauwirtschaft würde Reichsmonopol) einzurichten sei, ob man ferner in den Bezirken möglichst selbstständige Betriebsverwaltungen, natürlich dem Reichsamt verantwortlich, einsetzt, ob man die einzelnen Betriebe in ähnlicher Form wie bei den jetzigen Aktiengesellschaften (zum Beispiel Sibirnia) weiterarbeiten oder wie man sonst der Initiative der Betriebsleiter den weitestmöglichen Spielraum läßt. Nach unseren Beobachtungen ist die Verwaltungsreform, das heißt die Vereinfachung der Verwaltung durch Gewährung größerer Bewegungsfreiheit an die einzelnen Betriebsleitungen und die Ausschaltung aller verteuernenden unnötigen Zwischeninstanzen, wohl geeignet, den Staatsbergbau verwaltungstechnisch auf die Höhe der bestgeleiteten Privatwerke zu bringen. Mit der Entwicklung der Privatunternehmungen zu gewaltig ausgedehnten Werkskonzernen geht zudem auch deren Generaldirektionen die Übersicht über die einzelnen Betriebe mehr und mehr verloren, so daß sich auch dort mit der Zeit die Hemmnisse eines sehr umfangreichen Verwaltungsapparats einstellen. Es ist also zu untersuchen, wie unter selbstverständlicher Aufrechterhaltung der etatsrechtlichen Parlamentskontrolle doch den staatlichen Betriebsdirektionen so viel Ellenbogenfreiheit eingeräumt werden kann, daß zum Beispiel betriebstechnische Steuerungen, auch wenn es sich um beträchtliche Mehrausgaben handelt, nicht erst der langwierigen Zustimmung der weit entfernten Zentralkontrolle bedürfen.

Wer die Entwicklung der Privatindustrie aufmerksam verfolgt, findet, daß sich deren Rentabilität im allgemeinen nicht so sehr durch betriebstechnische Fortschritte als durch die Schaffung gemeinschaftlicher Verkaufszentralen (Kartelle, Syndikate, Konventionen) gehoben hat. Diese Institute haben in mehr oder weniger großzügiger Weise den Produktenverkauf im In- und Ausland organisiert, dem Einzelunternehmer dadurch die bedeutendste kaufmännische Tätigkeit abgenommen und es dahin gebracht, daß nun auch vordem sehr schlecht rentierende Werke einen »angemessenen« Betrag abwarfen. »Im Handel steckt der Segen« von alters her, nicht zuletzt im Bergbau, wo es nicht die hervorragendsten Techniker, sondern die tüchtigsten Kaufleute zum größten Einfluß gebracht haben. Der privatmonopolistisch organisierte Handel mit Bergbauprodukten ist in Deutschland heute so gut wie ganz durchgeführt, zum erheblichen Teil schließlich unter Androhung staatlicher Zwangsmittel. Infolgedessen ist auch die Verstaatlichung der bergbaulichen Handelszentralen eine Maßregel, die mit verhältnismäßig geringen Schwierigkeiten rasch durchgeführt werden kann — und muß; weil gerade die Herrschaft der privatskapitalistischen Handelsmonopole mit Bergbauprodukten, wie unzählige Äußerungen auch aus bürgerlichen Kreisen lehren, das Volksempfinden am stärksten gegen sich

aufgebracht haben. Sobald wir deshalb die bergbaulichen Verkaufskartelle in staatliche Monopolinstitute umwandeln, haben wir den entscheidenden Schritt zur Befreiung der Konsumenten von privatkapitalistischer Ausbeutung getan. Selbst viele Gegner der Betriebsverstaatlichung sprechen sich entschieden für diese Umwandlung aus. Bei der Umwandlung der bergbaulichen Verkaufskartelle in staatliche Einrichtungen spielt zudem die Entschädigungsfrage, die bei der Bergbauverstaatlichung auch nach Ansicht der Sozialisierungskommission nicht zu umgehen ist, eine relativ geringe Rolle. Ferner ist die rasche Aufhebung der Privatbergregale und die Einziehung der zwar verliehenen, aber noch nicht in der Ausbeutung befindlichen Bergwerksfelder eine sozialistische Aktion, deren rasche Vornahme geboten ist. Überhaupt muß in autoritativer und unzweideutiger Form eine Erklärung dahin ergehen, daß alle Bodenschätze dem Volksganzen gehören. Damit wäre ein Gemeineigentum wiederhergestellt, das im Laufe einer jahrhundertelangen Herrschaft des fürstlichen Absolutismus und der ihm folgenden, schließlich zur Autokratie ausgearteten großkapitalistischen Privatwirtschaft immer mehr verlorengegangen ist. Wegen die usurpierten Vorrechte der »standesrechtlichen« Privatregalbesitzer haben auch bürgerliche Volkskreise mehrfach Einspruch erhoben. 1913 waren in Preußen 31 454 »Bergwerke verliehen« (einschließlich Staatsbesitz), von denen aber nur 1323 ausgebeutet wurden! Gewaltige Felderkomplexe sind also den großkapitalistischen Unternehmern verliehen und bilden deren wichtigste Mineralreserven. Nach altdeutschem Bergrecht mußte ein verliehenes Bergwerk in bestimmter kurzer Frist in Betrieb genommen werden, sonst versiel die Verleihung. Das hat die privatkapitalistisch orientierte neue Berggesetzgebung fast restlos beseitigt. In Bayern zum Beispiel hat sich 1905 bis 1910 ein gewaltiges Anschwellen der Mutungen eingestellt (1905 95, 1907 573, 1909 1636), wobei es sich hauptsächlich um die private Reservierung von Erzfeldern handelte. Die verliehenen Felder konnten von den Unternehmern dem freien Verkehr gesperrt werden, weil es heute nach dem geltenden Gesetz nicht mehr möglich ist (am ehesten nach dem sächsischen Bergrecht), die Inbetriebnahme zu erzwingen. Die gesperrten, von einigen privaten Großunternehmungen beschlagnahmten Grubenfelder müssen daher von Staats wegen eingezogen werden.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß gerade die Verstaatlichung des Bergbaues, dessen Betriebstechnik verhältnismäßig einfach (Urproduktion) ist und dessen Entwicklung zu großkapitalistischen Betriebs- und Verkaufsorganisationen überdies die Vergesellschaftung außerordentlich erleichtert, bei der großen Volksmehrheit mindestens keinen Widerspruch erfahren wird. Meinungsverschiedenheit besteht heute nur über den Zeitpunkt der Umwandlung. »S o s o r t«, das heißt von heute auf morgen, wird sie von einigen Wortführern der »alleräußersten Linken« verlangt. Wenn es »s o s o r t« ginge unter den Voraussetzungen, die von der Sozialisierungskommission formuliert worden sind, dann wäre Schreiber dieses, der schon seit Jahrzehnten, als manche heutigen »Aberradikalen« noch voller Bedenken waren, die Bergbauverstaatlichung propagiert hat, sicherlich der letzte, der Einspruch erhöhe; aber die stürmischen »Sofort-Sozialisierer« befinden sich leider in völliger Unkenntnis des Umfangs und der Tragweite der vorgeschlagenen Aktion. Meist besitzen sie nicht einmal die elementarsten Kennt-

nisse unserer Bergbauwirtschaft. Die Steinkohlengebiete Deutschlands umfassen allein 10 760 Quadratkilometer (durch Bohrungen aufgeschlossen). Davon entfallen auf preußisch-fiskalischen Besitz in Oberschlesien, im Ruhr- und Saargebiet 2417, auf die Privatbergregalbezirke 2386 Quadratkilometer. Also verfügt der preußische Staatsbetrieb schon über mindestens ein Viertel der erschlossenen Kohlenfelder. Das Saargebiet aber ist jetzt von Entente-Truppen (wer weiß, wie lange?) besetzt! Auf Oberschlesien dringen die Polen, auf Niederschlesien die Tschechen ein. Ist es ratsam, mit der Verstaatlichungsaktion »sofort« vorzugehen, bevor wir überhaupt wissen, welche Landesgrenzen der uns erwartende Friedensvertrag zugesprochen wird? Ferner: Das weitaus wichtigste unserer Eisenerzgebiete, Lothringen (80 Prozent unserer Eisenerze kamen von dort!), werden wir voraussichtlich nicht behalten; desgleichen wird uns das oberelsässische Kaliegebiet, das eine sehr bedeutende Förderung ergibt, verlorengehen und damit auch das Weltmonopol an Kalisalzen, auf welches sich die finanzwirtschaftlichen Berechnungen der Verstaatlichungsfreunde wesentlich stützten. Ist es ratsam, eine Verstaatlichungsaktion vorzunehmen, noch ehe wir wissen, was uns von der Entente und ihren begehrlichen Schülern, die unsere traurige Lage rücksichtslos auszunutzen trachten, zur Verstaatlichung übriggelassen wird? Oder ehe wir auch nur wissen, in welchem Maße wir durch die künftigen, von der Entente diktierten Handelsverträge in die Lage versetzt werden, industrielle Roh- und Halbrohstoffe zur Aufrechterhaltung und Wiederaufrichtung unserer Industrien zu importieren und Waren zu exportieren? Davon hängt nämlich in entscheidender Weise auch die Zukunft unseres Gesamtbergbaues und der Eisen-, Stahl- sowie der chemischen Großindustrie ab. Sollen wir ins Blaue hinein experimentieren, um dadurch vielleicht die sehr prekäre Lage unserer Volkswirtschaft noch unsicherer zu gestalten? Das sind Fragen, die sich gerade ein entschiedener Freund der Bergbauverstaatlichung, als welcher Schreiber dieses wohl hinreichend bekannt ist, zur ernststen Prüfung vorlegen muß, will er nicht gewissenlos handeln. Wer unsere Bergbauwirtschaft und ihre jetzige Stellung innerhalb der internationalen Konkurrenz nicht kennt, der allerdings kann für seine Forderung »Sofort!« starke mildernde Umstände in Anspruch nehmen.

Nun wird behauptet, die Bergarbeiter »drängten« auf die »sofortige Verstaatlichung«. Man will den Beweis dafür in gewissen Arbeitseinstellungen finden. Dieser Beweis ist völlig unstichhaltig. Die betreffenden Arbeitseinstellungen gehen nämlich in Bezirken vor sich, wo die sozialistische Bewegung unter den Bergleuten verhältnismäßig die geringste Breite und Tiefe erreicht hat! Schichtzeit- und Lohnfragen sind die hauptsächlichste Veranlassung der Arbeitseinstellungen. Die Nichtanerkennung der von den Gewerkschaften mit den Unternehmerverbänden im Oktober-November dieses Jahres getroffenen Vereinbarungen über die wirkliche Achtstundenschicht (einschließlich Ein- und Ausfahrt!), ferner die Lohn- und Teuerungszulageforderungen, die jetzt von den bis vor wenig Wochen meist noch unorganisierten Belegschaften gestellt werden: das sind die Ursachen der unsere Bergwerksproduktion schädigenden Belegschaftsstreiks in Oberschlesien und im Bezirk Hamborn bei Oberhausen. Schon der Umstand, daß alle kameradschaftlichen Vorstellungen von der dringlichen Notwendigkeit, gegenwärtig die große Kohlennot zu lindern,

auf die fraglichen Belegschaften bisher keinen nachhaltigen Eindruck machten, beweist hinlänglich, daß wir es nicht mit geschulten, überzeugten Sozialisten zu tun haben; denn der Sozialist wird das Gemeinschaftsinteresse voranstellen! Sozialismus heißt Organisation und Hingabe an die Gemeinschaftsarbeit. In den Streikbewegungen aber, die den mit den Verhältnissen Unkundigen als Demonstrationen für die Sozialisierung des Bergbaues erscheinen mögen, beobachten wir umgekehrte Handlungen und Widerstände gegen alle organisierte Arbeit — nämlich syndikalistische, zu anarchistischen Ausschreitungen unsocialster Art führende Aktionen! Wenn im Verlauf der turbulenten Bewegung auch hin und wieder die Forderung der »sofortigen Sozialisierung der Betriebe« laut wurde, so deshalb, weil die Ausstandsführer durch diese Maßregel glaubten, besondere Lohnforderungen außerhalb des Rahmens des Organisationsvertrags durchsetzen zu können. Also durchaus privatwirtschaftlich, nicht sozialistisch ist das Motiv.

Der Boden, auf dem diese wilden Streiks und Putschgezeiten gedeihen, ist uns sehr gut bekannt. Wir haben den früheren Machthabern den wilden Ausbruch einer jahrelang angesammelten Arbeitererbitterung oft genug warnend vorausgesagt. Sie ernten jetzt, was sie gesät haben.

Die wichtigste Voraussetzung einer erfolgreichen Sozialisierung ist das organisierte Zusammenarbeiten von Handarbeitern, technischen und kaufmännischen Angestellten, ihre freiwillige Unterordnung unter die gemeinwirtschaftlichen Notwendigkeiten. Sozialismus ist Organisation, nicht selbstsüchtige Desorganisation; Sozialismus ist Gemeinschaftsarbeit, nicht die Ignorierung der Gemeinschaftsinteressen. Diese Erkenntnis ist aber dort noch gar nicht vorhanden, wo man in den Bergwerksrevieren jetzt den Arbeitsprozeß stört, wenn auch gelegentlich unter der Vorgabe, die »sofortige Sozialisierung« zu wollen. In den Bergbaubezirken mit den stärksten Prozentsätzen gewerkschaftlich geschulter Arbeiter, dort, wo die Sozialdemokratie über alte Hochburgen verfügt, da versteht man recht wohl das Gebot der Stunde: man arbeitet für die Sicherung eines demokratischen Volksstaats, weil man weiß, daß nur durch ihn die Überführung des Bergbaues in den Gemeinbesitz vollzogen werden kann.

Sieg des englischen Imperialismus.

Von Hans Brinckmann.

Der Imperialismus hat eine Riesenschlacht gewonnen, der internationale Sozialismus trotz des Sieges der Revolution in Deutschland eine schwere Niederlage erlitten: das ist, ohne Selbsttäuschung betrachtet, das Ergebnis der beendeten englischen Wahlen. Herr Barnes, der englische Arbeiterminister, hatte durchaus recht, als er das Resultat der großen Wahlkampfeschlacht als einen persönlichen Sieg Lloyd Georges — und, wie man hinzufügen kann, Lord Northcliffes — bezeichnete und in die Worte zusammenfaßte: »Das Land hat sich gegen alle jene gewendet, die den Krieg nicht von ganzem Herzen unterstützten.«

England bejubelt den großen Sieg über Deutschland, den es unter Lloyd Georges Diktatur errufen, und es verlangt, daß dieser Sieg möglichst zum Vorteil Englands und seiner Weltmachtsstellung ausgenutzt wird. Und zwar

stellt nicht nur das kapitalistische England diese Forderung; auch das englische Kleinbürgertum und selbst der größte Teil der Arbeiterschaft folgt der Fahne Lloyd Georges. Niemand hat ein englischer Parteiführer eine so feste, sichere Parlamentsmehrheit zur Durchsetzung seiner Pläne hinter sich gehabt, wie heute Lloyd George. Nach den letzten Meldungen besteht die hinter ihm stehende Koalition aus 511 Abgeordneten (374 Unionisten, 127 Liberalen, 10 Arbeitern), die Gegnerschaft aus 227 Abgeordneten (48 Unionisten, 37 Altliberalen bezw. Anhängern Asquiths, 65 Arbeiterparteilern, 70 Sinn-Feinern, 7 irischen Nationalisten). Danach beträgt die Mehrheit, über die Lloyd George verfügt, nicht weniger als 284 Stimmen. Selbst wenn in irgendeiner Frage sämtliche 127 Liberalen seines Blockes mit den Gegnern stimmen sollten — eine nach allen bisherigen englischen Erfahrungen ganz unmögliche Annahme —, behielte er noch immer eine feste Majorität.

Tatsächlich ist aber Lloyd Georges Mehrheit und seine politische Situation noch weit sicherer. Erstens fehlen noch einige Mandate, zweitens aber zieht die Gegenkoalition in einer Versassung in das Unterhaus ein, die sie zu jeder energischen, zielbewußten Opposition unfähig macht. Die altliberale Asquithpartei hat fast alle ihre hervorragenden Führer auf der Walfstatt zurückgelassen, darunter Runciman, McKenna, Masterman, Herbert Samuel. Und noch schwerer sind die Verluste der Arbeiterpartei. Ramsay MacDonald, Snowden, Henderson, Bower sind in den Wahlkämpfen völlig unterlegen. Zwar hat nach den bisher bekannt gewordenen Wahlmeldungen die Arbeiterpartei 65 Mandate errungen, während sie bei den letzten Parlamentswahlen im Dezember 1910 es nur auf 43 Mandate brachte, aber in Anbetracht der Vermehrung der Parlamentsitze bedeutet diese Steigerung der Mandatsziffer keinen nennenswerten Erfolg und wird durch die Minderqualität der Neugewählten — wenigstens vom sozialistischen Standpunkt aus — überreichlich ausgeglichen. Denn fast alle als Sozialisten oder als Pazifisten bekannten Kandidaten sind in der Wahlschlacht gefallen; dagegen sind die als Kriegsheger bekannten halbkonservativen Gewerkschaftsführer mit großen Stimmenmehrheiten wiedergewählt worden.

Man braucht, um den gewaltigen Siegeserfolg der Lloyd George und Northcliffe zu erkennen, nur die Ziffern der beiden letzten Parlamentswahlen mit dem jetzigen Wahlergebnis zu vergleichen. Bei den Januarwahlen 1910 erhielten die konservativen Unionisten 271, die Liberalen 273, die Arbeiterparteilern 41 und die irischen Nationalisten 82 Mandate. Asquith und Lloyd George, die Führer der Liberalen, hatten also nur zusammen mit den Arbeiterparteilern eine feste Majorität; sie konnten sich also in ihrem Kampfe gegen das Vetorecht des englischen Oberhauses nicht auf eine rein liberale Mehrheit stützen. Und als nach schwächlichem Experimentieren die liberale Regierung zum Zwecke der Verfassungsreform zur Auflösung des Unterhauses schritt, brachte die Dezemberneuwahl keine nennenswerte Verschiebung der Fraktionsstärken; denn gewählt wurden wieder 272 Unionisten, 271 Liberale, 43 Arbeiterparteilern und 89 irische Nationalisten. Welcher Gegensatz gegen das jetzige Wahleresultat! Und damals handelte es sich um die Erweiterung der Volksrechte, um die Beschränkung des Rechtes der Pairskammer, durch ihren Einspruch Beschlüsse des Unterhauses aufzuheben, heute um die Unterstützung einer imperialistischen Machtpolitik.

Was in den jüngsten Wahlen zum Ausdruck kommt, ist die ungehemmte Sieges- und Machtstimmung, die ganz England ergriffen hat, vielleicht die unteren Volksschichten noch mehr als die oberen, denen Amerikas riesige Wirtschaftsentwicklung und sein steigender Einfluß auf Südamerika und den Stillen Ozean die Freude schmälert. Zu einem großen Teil verdankt denn auch Lloyd George seine Mehrheit den durch das neue Wahlsystem geschaffenen neuen Wählern, vornehmlich den Frauen, die in ihm nicht den Politiker, sondern einfach den zähen Organisator des englischen Sieges über den deutschen Rivalen sehen. Waren bisher nur jene Männer über 21 Jahren wahlberechtigt, die ein eigenes Haus oder Landstück besaßen oder eine Wohnungsmiete in bestimmter Höhe zahlten, so hat das neue Wahlgesetz nicht nur das Wahlrecht auf fast alle Männer, die das 21. Lebensjahr überschritten haben, sowie auf die über 19 Jahre alten Soldaten und Seeleute ausgedehnt, sondern auch einer großen Anzahl lediger und verheirateter Frauen — ungefähr 6 Millionen — das Stimmrecht verliehen.

Zunächst löste dieses Wahlgesetz in den Kreisen der Arbeiterpolitiker hochgespannte Erwartungen aus, die jedoch, je näher der Wahltermin herankam, bangen Zweifeln wichen. Für wen konnten denn, meinte man zuerst, die neuen Wähler aus den ärmsten Arbeiterschichten und die Frauen bei der nächsten Wahl wohl anders stimmen als für die Parteien, die bisher am meisten für die Arbeiter- und Frauenrechte gestritten hatten, also für die Arbeiterpartei und die entschiedenen Liberalen? Das erschien manchen fast selbstverständlich. Unter normalen Verhältnissen hätte diese Kalkulation auch vielleicht nicht getrogen. Doch die Wahl fand unter dem Einfluß eines gewaltigen Siegesstaumels und eines geschickt aufgestachelten Nationaldünkels statt — und nun zeigte sich, daß niemand der Tagesstimmung und dem Appell an die nationalen Instinkte zugänglicher war als die neue, größtenteils noch politisch recht naive Wählerschaft.

Immerhin muß anerkannt werden, daß wenigstens ein Teil der fähigeren englischen Arbeiterführer die jetzt bei der Wahl hervorgetretene Stimmung der englischen Arbeiterkreise weit besser erkannt haben als manche unserer großen Auslandskenner aus den Reihen unserer sogenannten »Unabhängigen«, die noch vor wenigen Monaten, nein Wochen den deutschen Arbeitern zu erzählen wußten, auch in England gewönne immer mehr die revolutionäre Strömung unter der Arbeiterschaft die Oberhand, und wenn wir uns nur ehrlich zur Revolution, zur sozialistischen Demokratie bekennen wollten, dann würde die revolutionäre Energie der englischen Sozialisten sich aufbäumen und nicht dulden, daß der deutschen Arbeiterklasse von der englischen Regierung ein Frieden aufgezwungen werde, der sie zum Hörigen des englischen Kapitalismus mache.

Eine schöne Phantasterei, genau so viel wert wie so viele andere kuriose Illusionen, die der Krieg vernichtet hat. Statt in die revolutionäre Strömung ist die englische Arbeiterschaft, wie die Wahlen zeigen, immer mehr in die imperialistische Flut hineingeraten und gibt den Politikern des Greater Britain die Bahn frei, ihre imperialistischen Machtpläne auszuführen. Mit Sicherheit ist denn auch darauf zu rechnen, daß die englische Regierung nicht nur auf die deutschen Kolonien Beschlag legen, bei den Friedensverhandlungen möglichst hohe Kriegsschadigungen aus Deutschland herauspressen und auf dem europäischen Kontinent sich eine Machtposition zu schaffen

suchen wird, die ihm gestattet, dort nach Belieben seinen Willen durchzusetzen, sondern daß sie auch die alten Chamberlainschen Pläne der Herstellung einer »Imperial Federation«, einer Vereinigung Englands mit seinen Kolonien zu einem Zoll- und Wirtschaftsverband wieder aufnehmen wird.

Es zeugt von einer völligen Verkennung der Weltlage, wenn auch in Parteiblättern von einer Niederlage oder Vernichtung des Imperialismus gesprochen wird. Der Imperialismus ist nicht vernichtet; er wird im Gegenteil bald mächtiger als bisher aufsprießen, nur ist Deutschland aus dem Konkurrenzstreit ausgeschaltet. Die Welt wird unter dem Diktat der angelsächsischen Reiche stehen. Den Vereinigten Staaten fällt als zukünftige Domäne Mittel- und Südamerika zu; England erhält die Herrschaft über Afrika und den ganzen Orient, während in Ostasien und im Europäischen Rußland nach der Abwirtschaffung des Bolschewismus wahrscheinlich zunächst Uncle Sam mit John Bull rivalisieren wird; denn — auch darüber sollten wir uns klar sein — die deutsche Niederlage bedeutet die Entscheidung der sogenannten ostpolitischen Frage zu Englands Gunsten. Wahrscheinlich, daß, wenn Rußlands Landwirtschaft nach der Überwindung der jetzigen bolschewistischen Herrschaft wieder aufzublühen beginnt, auch zwischen Rußland und Deutschland sich wieder engere Fäden des Wirtschaftsverkehrs anknüpfen werden; aber wie sich auch Rußlands Wiedergeburt gestaltet, als Geburtshelfer wird England fungieren, und es wird sich diese Hilfe teuer bezahlen lassen. Deutschland wird abseits stehen, durch seinen Rohstoffmangel und das Fehlen freier Verkehrsmöglichkeiten abhängig vom Willen der beiden angelsächsischen Weltreiche und deshalb darauf angewiesen, durch Förderung der Produktivität seiner Landwirtschaft und Industrie seine Bevölkerung möglichst aus eigenem zu ernähren — vorausgesetzt, daß nicht Englands Machtgelüft ein Verhältnis zwischen sich und Deutschland erzwingt, das dem zwischen Unternehmer und Lohnarbeiter gleicht: ein Verhältnis, das zwar dem deutschen Volk gestattet, seine Arbeitskraft gegen seinen Lebensunterhalt zu verkaufen, ihm aber auferlegt, den in eigener Produktion erzeugten Mehrwert an England abzuliefern.

Zugleich bedeutet das englische Wahlergebnis eine entschiedene Niederlage des englischen und damit auch des internationalen Sozialismus — eine Niederlage, die unseres Erachtens selbst durch die deutsche Revolution nicht ausgeglichen wird, denn mag auch Englands Wirtschaftsgetriebe heute nicht mehr jene Bedeutung für die Weltentwicklung haben wie einst, so gilt doch noch immer bis zu gewissem Grade das Marxsche Wort: »Die Revolution ohne England ist ein Sturm im Glase Wasser!« Der englische Wahlausfall ist kein Zufallsergebnis, das bald durch ein anderes Resultat überholt und korrigiert werden kann. Es bedeutet, daß die englische Arbeiterschaft die durch den Weltkrieg geschaffene Lage akzeptiert und sich in die imperialistische Strömung als mittreibendes Element einfügt. Und der englische Kapitalismus wird diese Stimmung zu erhalten suchen, indem er von den großen Profiten, die ihm seine monopolistische Machtstellung in weiten Erdgebieten einzustreichen ermöglicht, gnädigst einen Teil in irgendeiner Form der Arbeiterklasse zufließen läßt — gewissermaßen als bescheidene Gewinnbeteiligung der englischen Arbeiter an der imperialistischen Beute. Die vom englischen Wiederherstellungsausschuß (Reconstruction Committee) vorgeschlagenen

»Joint Standing Industrial Councils«, eine Art gemeinschaftlicher Industrieräte, bieten dafür ein gutes Mittel. Die Arbeiter erhalten auf Grund der Monopolstellung des englischen Kapitalismus gewisse Lohn- und Arbeitszeitforderungen zugestanden — und verzichten dafür auf die Verwirklichung sozialistischer Pläne.

Ungeachtet der Tatsache, daß die Masse der englischen Arbeiterklasse in der imperialistischen Strömung mit schwimmt, dürfte Lloyd George die Wahl von 70 Sinn-Feinern in Irland gegen 7 Nationalisten Dillon'scher Richtung wenig inponieren — ein zwar etwas übler Beigeschmack des glorreichen Wahlsiegs, aber nichts weiter. Einen Einfluß auf die Parlamentsverhandlungen oder die Regierungstätigkeit vermögen die Sinn-Feiner nicht auszuüben — selbst wenn sie sämtlich ihre parlamentarische Abstinenz aufgeben, im Unterhaus Platz nehmen und Obstruktion zu treiben suchen. Die Zeiten, wo einst die Parnellsche Fraktion zeitweilig die ganze englische Regierungsmaschinerie lahmlegen konnte, sind vorbei. Die ergebene kompakte Mehrheit, die Lloyd George hinter sich hat, ist zu groß, als daß eine irische Obstruktionstaktik noch Erfolge zu erzielen vermöchte. Lloyd George kann es in seiner jetzigen Position darauf ankommen lassen, ob die Sinn-Feiner sich mit mäßigen Homerulezugeständnissen zufrieden geben oder ihre Agitation für die Errichtung einer irischen Republik aufrechterhalten wollen.

Streikfieber.

Von A. Knoll.

Es gab eine Zeit — fast wäre man versucht, sie auch vom sozialdemokratischen Standpunkt aus »die gute alte Zeit« zu nennen —, in der die Presse des Unternehmertums, besonders die sogenannte Scharfmacherpresse, nicht müde wurde, die heftigsten Unklagen gegen das »Streikfieber« der gewerkschaftlich organisierten Arbeiterschaft zu erheben und die »Hege der Gewerkschaften« für das Streiken verantwortlich zu machen. Das war die Zeit, als die Leiter der größten und einflußreichsten Unternehmerorganisationen noch erklärten, daß es für sie ein Verhandeln mit den Gewerkschaften nicht gäbe.

Die Leute, die damals die haßgeschwellten Artikel gegen die Gewerkschaften geschrieben und gegen diese gearbeitet haben, sitzen zum größten Teil auch heute noch an ihren Stellen. Wenn sie sich aber jetzt ins Gedächtnis zurückrufen, was sie damals gegen das »Streikfieber« der Gewerkschaften geschrieben haben, dann dürften sie zu der Einsicht gelangen, daß es in der damaligen Zeit, gemessen an den gegenwärtigen Zuständen, für das Unternehmertum »eine Lust zu leben« gewesen ist; denn was sich damals an wirtschaftlichen Kämpfen abgespielt hat, selbst als die Wogen am höchsten gingen, das war ein friedliches Idyll gegen das, was sich jetzt, besonders in Berlin, beinahe täglich vor unseren Augen ereignet. Jetzt ist man tatsächlich berechtigt, von einem Streikfieber zu sprechen.

Wäre dieses Streikfieber nur eine Erscheinung, deren Wirkungen lediglich der Profit des Unternehmertums zu verspüren bekäme, so könnte man sich damit abfinden; denn das Unternehmertum erntet nur, was es alle die Jahre hindurch gesät hat, als es sich in der Bekämpfung der Gewerkschaften überbot. Und wie hat man die Gewerkschaften bekämpft! Von der giftigen

Verleumdung bis zum Schrei nach dem Staatsanwalt, der gegen die »erpresserischen« Forderungen der Gewerkschaften einschreiten müsse, von der brutalen Maßregelung durch ein raffiniertes System »schwarzer Listen« bis zur Errichtung »wirtschaftsfriedlicher« (gelber) Werkvereine und der zwangsweisen Einreihung der Arbeiter in diese hat man alle Register eines gehässigen Kampfes gezogen. Wenn man heute die gewerkschaftsfeindlichen Argumente der Spartakusmüßläufer anhört, so klingt aus denselben nur das heraus, was früher Organe wie die »Deutsche Arbeiterzeitung« gegen die Gewerkschaften geschrieben haben — lediglich mit dem Unterschied, daß es jetzt in vergrößerter Form vorgebracht wird. Denn das muß festgehalten werden: diejenigen Arbeiter, die sich heute in der Aufstellung geradezu toller Forderungen überbieten, die sich am allerradikalsten gebärden, das sind zum größten Teil dieselben, die vor der Revolution in den »gelben« Werkvereinen organisiert gewesen sind! Und soweit es sich nicht um frühere »Gelbe« handelt, sind es vielfach Elemente, denen das Gefühl für eine demokratische Unterordnung und Disziplin abgeht, Elemente, die bei jeder statistischen Maßnahme, die sich gegen ihre Absichten richtet, über den Bürokratismus und die Diktatur der Führer schimpfen.

Also nochmals: Die Unternehmer ernten jetzt, was sie gesät haben. Gewisse Vorgänge der jüngsten Zeit beweisen auch, daß die klügeren Köpfe der deutschen Großindustrie so etwas kommen sahen und daher sich noch im letzten Augenblick bemüht haben, die Geister, die sie selber gerufen hatten, zu bannen. Das beweist der Abschluß einer Arbeitsgemeinschaft zwischen den großen Arbeitgeberverbänden und den Gewerkschaften. Festgestellt sei auch an dieser Stelle, daß der Gedanke dieser Arbeitsgemeinschaft zu einer Zeit geboren worden ist, als in Deutschland noch niemand an den Ausbruch einer politischen Revolution gedacht hat. Es handelt sich also nicht um ein Angstprodukt, das erst in den Revolutionstagen geboren wurde. Zieht der objektiv Urteilende diese Tatsache mit in Betracht, dann wird er zugeben müssen, daß das Umlernen der führenden Unternehmerkreise ein recht gründliches gewesen ist. Alles das, worum die Arbeiterschaft der Großindustrie jahre- und jahrzehntelang schwere, opfervolle Kämpfe geführt hat, ist in den Abmachungen restlos zugestanden worden.

Die Vorgänge in Berlin und an einzelnen Stellen im Reiche haben bei gewissenhaften Leuten, die im Kampfe für eine wahrhaft wirksame deutsche Sozialpolitik immer in den vordersten Reihen gestanden haben, die schicksalsschwere Frage ausgelöst, ob nicht auch diesen sozialpolitisch hochbedeutsamen Abmachungen der verhängnisvolle Fluch des »Zu spät« anhaftet. Wir vermögen diese pessimistische Auffassung nicht zu teilen. Es ist in diesen Tagen so oft gesagt worden: »Berlin ist nicht Deutschland.« Das gilt auch in diesem Falle. Die übergroße Mehrheit der deutschen Arbeiterschaft und nicht zuletzt die aus dem Felde Heimgekehrten haben dankbar anerkannt, was die Gewerkschaften für sie während des Krieges im allgemeinen und mit den betreffenden Abmachungen im besonderen geleistet haben. Ihr Wunsch geht dahin, recht bald in den vollen, ungestörten Genuß dieser Errungenschaften treten zu können. Gerade sie, die die Macht des alten Regimes mit seinem auf die Unterdrückung des freien Menschentums aufgebauten System des Militarismus bis zur Weige ausgekostet haben — gerade sie, die durch den Schacher um das freie Wahlrecht in Preußen am

meisten erbittert wurden, vermögen das, was ihnen die Arbeitsgemeinschaft an wirtschaftlichen Fortschritten entgegenbringt, am allerbesten zu schätzen.

Eine nahezu grenzenlose Verwirrung der Geister, geschürt durch eine verantwortungs- und hemmungslose Agitation, hat nun dazu geführt, daß diese wirtschaftlichen Errungenschaften der deutschen Gewerkschaften ernsthaft bedroht erscheinen, bedroht nicht durch eine vom Unternehmertum ausgehende Reaktion, sondern durch die eigenen Klassengenossen, bedroht durch Arbeiter, die sich ganz besonders revolutionär dünken und die im Grunde genommen doch nur da anfangen zu denken, von wo die moderne deutsche Arbeiterbewegung einstmal ihren Ausgang genommen hat — soweit es sich um die eigentliche Arbeiterschaft, nicht um ihre geistige Führerschaft handelt. Würden diese Arbeiter, die heute Spartakus nachlaufen, hundert Jahre früher zur Welt gekommen sein, sie würden zu denen gehört haben, die in der Erstürmung der Fabriken und Zertrümmerung der Maschinen die Lösung der sozialen Frage erblickten.

Mit Recht konnten die deutschen Gewerkschaften in den letzten Jahren vor dem Kriege von sich sagen, daß sie so stark geworden seien, um wenigstens vier Fünftel aller Lohnbewegungen nicht mehr durch das primitive Mittel des Streiks, sondern auf dem Wege der Verhandlungen von Partei zu Partei austragen zu können. Und nicht nur der Zahl nach standen die »unblutig« erledigten Lohn- und Arbeitskämpfe an der Spitze — in noch weit höherem Maße war das hinsichtlich der Ergebnisse der Fall. Die Führung der Lohnkämpfe ist nach und nach zu einer Wissenschaft geworden, die zwar an keiner staatlichen Schule gelehrt wurde, die aber einer durch jahrelanges Studium aller in Betracht kommenden Faktoren erworbenen praktischen Erfahrung bedurfte. Mit Recht hatte sich die Auffassung mehr und mehr Geltung verschafft, daß der offene Wirtschaftskampf, besonders der Streik, eigentlich mehr ein Beweis der Schwäche als der Stärke einer Gewerkschaft sei. Und wenn die Richtigkeit dieser Auffassung sich auch noch nicht allgemein die Köpfe der Arbeiterschaft erobert hatte, so war sie doch im Begriff, das zu tun.

Wenn man prüft, in welchen Orten das Schimpfen auf die Gewerkschaften und ihre Angestellten am meisten beliebt wird, so stellt sich heraus, daß es fast nur solche Orte und Bezirke sind, in denen jetzt die wildesten Streiks hervortreten. Beides: das bolschewistische Streikfieber wie auch die Heße gegen die Gewerkschaften und ihre Leitungen sind nichts weiter als Produkte desselben unreifen wirtschaftlichen Denkens. Mit der Feststellung dieser Tatsache allein ist uns freilich nicht geholfen. Die Gefahren, die aus der Streikmanie für unser gesamtes Wirtschaftsleben erwachsen, sind sehr ernst. Es handelt sich nicht nur um eine Gefährdung unseres wirtschaftlichen Wiederaufbaues, sondern darüber hinaus auch um eine Gefahr für den Sozialismus. Wir können aber nicht warten, bis das unreife Denken der Kreise, die die Träger des Streikfiebers sind, reifer geworden ist. Es gibt Primitive, die immer Primitive bleiben werden; und selbst wenn der eine oder andere von ihnen sich schließlich von dem Treiben abwendet, gibt es unter einer millionenköpfigen Arbeiterschaft immer wieder solche, die sich zu diesem Treiben hingezogen fühlen, besonders wenn Namen, die einst einen guten Klang hatten, es decken. Der Schaden, den diese Kreise anrichten, ist leider vom ganzen deutschen Volke zu bezahlen. Wir müssen uns also dieser so-

genannten »revolutionären« Störenfriede zu erwehren suchen. Unsere vornehmste Hoffnung können wir in dieser Beziehung wohl auf die Nationalversammlung setzen, die nunmehr baldigst zusammentreten wird. Diese in erster Linie wird berufen sein, die gesetzlichen Grundlagen zu schaffen, die das deutsche Wirtschaftsleben und seine künftige Entwicklung vor den tollen Eingriffen einer verantwortungslosen Minderheit schützen. Daß darunter die wirkliche Koalitionsfreiheit zu leiden haben wird, ist nicht zu befürchten. Die Koalitionsfreiheit und die spartakistische Freiheit, die die Entwicklung des deutschen Volkes ständig bedroht, haben nichts miteinander gemein. Im Gegenteil, wenn die künftige Nationalversammlung die wirtschaftliche Entwicklung des deutschen Volkes auf eine sichere Grundlage stellen will, dann kann sie nichts Besseres tun, als die Koalitionsfreiheit in der weitestgehenden Weise fortzubilden und den Gewerkschaften für ihre Betätigung freie Bahn zu schaffen. Denn wie auch das deutsche Wirtschaftsleben in näherer und ferner Zukunft sich gestalten möge, ob die ersten Schritte zum wirtschaftlichen Sozialismus schon in allernächster Zeit unternommen werden können oder ob das späteren Epochen vorbehalten bleiben wird — auf alle Fälle bedarf es dazu der tatkräftigen Mitwirkung der gewerkschaftlichen Organisationen. Man kann behaupten: Ohne die Mitarbeit der Gewerkschaften ist die Einführung des wirtschaftlichen Sozialismus undenkbar. Damit die Gewerkschaften auch ihrerseits praktisch auf dieses Ziel unserer gemeinsamen politischen und gewerkschaftlichen Bestrebungen hinarbeiten, kann nur empfohlen werden, daß sie mehr als bisher die Probleme des wirtschaftlichen Sozialismus in den Kreis ihrer geistigen Aufklärungsarbeit einbeziehen. Äußere Hindernisse irgendwelcher Art stehen dem heute nicht mehr im Wege. Und da sicherlich auch die Gewerkschaften ein Lebensinteresse an einer ruhigen Entwicklung unseres politischen und wirtschaftlichen Lebens haben, so handeln sie nur klug und richtig, wenn sie durch solche Aufklärungsarbeit ihrerseits dafür sorgen, daß dem grassierenden Streikfieber der Nährboden entzogen wird. Die Gewerkschaften sind es schon bisher hauptsächlich gewesen, die den deutschen Arbeiter wirtschaftlich denken gelehrt haben; sie werden diese Aufgabe mit noch viel größerem Erfolg erfüllen müssen. Heute mehr als je gilt das Wort Liebknechts des Vaters: »Für die Sozialisierung brauchen wir Gewerkschaften, und wenn wir sie nicht hätten, so müßten wir sie schaffen.« Er war sich nicht im Zweifel darüber, daß der Kampf für den Sozialismus nur von freien Männern geführt werden kann. Liebknecht der Sohn dagegen sammelt unter seinem Banner die Überläufer der Arbeiterklasse und alle jene, die in Not und Tod ihre Kameraden im Stiche ließen, alle jene Elemente, die noch nie aufbauend gewirkt haben.

Was müssen wir in Zukunft von den städtischen Gartenverwaltungen fordern?

Von Hermann Krafft.

Der Krieg hat manche Anschauung über den Haufen geworfen. Vor dem Kriege lag der eigentliche Wert und die Bedeutung der städtischen Gartenverwaltungen auf der Selbste des Schönen, des Ästhetischen. Ihre Aufgabe war die Ausschmückung

des Städtebildes. Das ist schon während des Krieges anders geworden. Die zwingende Notwendigkeit, Ausgaben, die nicht zur Deckung des täglichen Bedarfes dienten, nach Möglichkeit zu vermindern, in Verbindung mit dem Erfordernis, die Erzeugung von Lebensmitteln zu steigern, führte bereits während des Krieges dazu, daß die städtischen Gartenverwaltungen mehr und mehr dazu übergingen, an Stelle der schmückenden Werte solche zu schaffen, die dem Lebensunterhalt der Bevölkerung nützen. Wo es nur irgend angängig war, haben die städtischen Gartenverwaltungen die Erzeugung von Lebensmitteln gefördert, sei es, daß sie selbst zum Anbau von Gemüse auf geeignetem Gelände schritten oder daß sie die Kleingartenbesitzer in dem Bemühen, einem unfruchtbaren Boden Lebensmittel abzurufen, unterstützten.

Wie wird es in Zukunft werden? Werden die gegenwärtigen Maßnahmen weiter notwendig sein? Oder werden die städtischen Gartenverwaltungen sich wieder lediglich ihrer alten Aufgabe widmen können? Oder stellt die Zukunft neue Aufgaben?

Prüfen wir vorurteilsfrei die Verhältnisse, so werden wir zu einer Verneinung der beiden ersten Fragen kommen. Wir werden sehen, daß die neue Zeit neue Anforderungen an die städtischen Gartenverwaltungen stellt. Für sie entstehen neue Aufgaben, an deren Erfüllung die gesamte Bevölkerung regsten Anteil hat. Es sind Aufgaben, die, wie die früheren, auf rein ästhetischem Gebiete liegen, und Aufgaben rein praktischen Inhaltes, die den Lebensbedürfnissen des Volkes gerecht werden.

Die großen Schwierigkeiten, denen unsere Ernährungsverhältnisse auch noch in nächster Zukunft ausgesetzt sind, zwingen mit gebieterischer Notwendigkeit dazu, daß unsere Gartenverwaltungen alles tun, was in ihren Kräften steht, die Nahrungsmittelerzeugung unmittelbar und mittelbar zu heben. Wie kann das geschehen? Unmittelbar dadurch, daß die Gartenverwaltungen den Eigenanbau von Gemüse nicht nur in der bisherigen Weise fortsetzen, sondern diese Erzeugung so weit, als nur irgend möglich ist, steigern. Es ist dabei ganz gleichgültig, ob solche Tätigkeit sich bezahlt macht oder nicht. Städtische Einrichtungen haben der Allgemeinheit zu dienen. Mit dieser Erzeugung darf erst dann aufgehört werden, wenn der freie Handel durchaus in der Lage ist, die gesamten Anforderungen des Volkes zu befriedigen. Aber darüber hinaus müssen die Gartenverwaltungen Vorkehrungen schaffen und unterhalten, die als Versuchsfelder und Musterbetriebe den Interessen des Kleingartenbesitzers gerecht werden. Hier müssen alle Fragen, die für den Obst- und Gartenbau von Bedeutung sind und werden, zu einer Entscheidung kommen. Die Versuchsfelder sollen dem erwerbstätigen Gärtner eine Reihe zeitraubender und kostspieliger Versuchsarbeiten abnehmen, und die Musterbetriebe sollen den Nichtfachmann instand setzen, seinen Kleingarten so einzurichten und zu unterhalten, daß der gewollte Nutzen tatsächlich herausspringt. Die Gartenverwaltungen sollen ferner zur Einrichtung von Kleingärten ermuntern, sie müssen die breite Öffentlichkeit darauf aufmerksam machen, welche Bedeutung die Kleingärten für die allgemeine Volksernährung haben können. Die Belehrung, die der Kleingärtner im Gartenbau nötig hat, muß diesem entgegengebracht werden, sonst wird der Kleingarten für seinen Besitzer leicht eher eine Last denn ein Lebensvorteil. Der Nutzen des Kleingartens aus der Siedlungsbestrebungen liegt nicht lediglich in der Erzeugung von Nahrungsmitteln; auch soziale Erfolge sind hier herauszuholen. Daran darf die Gartenverwaltung nicht achtlos vorbeigehen.

Größer noch ist die allgemeine volkswirtschaftliche Bedeutung bei unseren öffentlichen Gartenanlagen. Mehr wie früher hat hierauf die Gartenverwaltung Bedacht zu nehmen. Der seither so sehr in den Vordergrund gestellte Schmuckwert der Anlagen hat in die zweite Linie zu rücken. Bei der Bebauung neuer Stadtteile muß die Gartenverwaltung sich von vornherein einen bestimmenden Einfluß sichern, damit durch das Erscheinen geeigneter Grün- oder Baumplätze, Anlagen oder Volksgärten dem Erholungsbedürfnis der werktätigen Bevölkerung Genüge geleistet werden kann. Auch dem Spielbedürfnis der Kinder ist Rechnung zu tragen wie auch der Ausübung von allerlei Sportbetätigung der Jugend. Die Unterhaltung

der Gartenanlagen, die Beaufsichtigung der Kleingärten, die Werbearbeiten der städtischen Gartenverwaltungen bieten ferner reichliche Gelegenheit zur Beschäftigung von Kriegsbeschädigten. Auch dieses Stück volkswirtschaftlicher Arbeit müssen wir von den Gartenverwaltungen beanspruchen.

Erst nachdem eine Gartenverwaltung auf dem Gebiet ihrer ureigensten Betätigung allen sozialen Anforderungen gerecht geworden ist, hat sie in zweiter Linie Bedacht zu nehmen auf den Schmuckwert ihrer Schöpfungen. Die Gartenanlagen sollen nicht um ihrer selbst willen Schmuckwert haben, sondern sie müssen als ein Teil des Städtebildes betrachtet werden. Nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck sollen die Baumreihen in den Straßen, die Grünanlagen an Straßenkreuzungen, die Blumentee- vor großen Gebäuden sein. Dabei hat die Gartenverwaltung zugleich ihr Augenmerk auf die kleinen Vorgärten in den bürgerlichen Wohnvierteln zu richten. Diese Vorgärtchen erfüllen heute nur äußerst selten ihren Doppelpzweck: einmal für den Besitzer eine kleine anheimelnde Erweiterung der Wohnräume zu sein und daneben zur Verschönerung des Straßenbildes beizutragen. Die Gartenverwaltung muß sich auch hier einen Einfluß verschaffen.

Gartenanlagen und Parke müssen weiter in den Dienst naturkundlicher Belehrung gestellt werden. Es ist die Beschaffung besonderer Schulgärten zu fordern, die die nötigen Pflanzen für den Unterricht im Schulhause liefern und darüber hinaus den Schülern Gelegenheit bieten zum Beobachten des Pflanzenlebens.

Den gefallenen Kämpfern für das Vaterland sind wir Überlebenden zu Dank verpflichtet. Wie manche Kriegererehrung ist denkbar im Rahmen eines Volksparkes oder einer Gartenanlage oder im Schatten eines baumbestetzten Platzes. Die Gartenverwaltungen sollten hier ihrem Können Ausdruck verleihen.

Betätigung in volkswirtschaftlicher Beziehung müssen wir auch von der Gartenverwaltung auf dem Gebiete der Friedhofsgestaltung beanspruchen. In und auf unseren Friedhöfen schlummern gewaltige Kapitalien, die alljährlich um neue bedeutende Summen gesteigert werden, meist ohne irgendwelchen Nutzen für die Allgemeinheit. Diesen Nutzen herauszuholen, ist eine Forderung, die wir Lebenden an die Gartenverwaltung stellen müssen, ohne daß wir uns dabei an dem Andenken an die Verstorbenen veründigen. Unsere Friedhöfe sollen keine Steinseider sein, und doch verlangt schon die reine Zweckmäßigkeit eine möglichst umfassende Ausnutzung der belegbaren Fläche. Diesen Zwiespalt zu lösen, bleibt den Gartenverwaltungen vorbehalten. Der Kriegerfriedhof gibt in dieser Beziehung manchem zu beherzigenden Fingerzeig. Die Klassenteilung, die sich heute noch auf allen Friedhöfen breit macht, muß verschwinden. Die Wahrheit des Wortes: »Vor dem Tode sind alle gleich« muß auch auf unseren Friedhöfen zum Ausdruck kommen. Einfachheit der Gesamtanordnung muß neben ungekünstelter Gestaltung des Einzelgrabes das Augensällige der Anlage sein. Das Einzelne hat sich dem Ganzen schlicht unterzuordnen, und doch muß der Schöpfung ein erhabener stilvoller Ausdruck zu eigen sein. Aus den Gartenverwaltungen müssen planmäßig arbeitende Friedhofsgestalter entstehen, die nicht haften vor der Vereinfachung des Grabmales. Die städtischen Gartenverwaltungen müssen die ungeheuren Werte, die in den Friedhöfen heute ziemlich nutzlos schlummern, für die Allgemeinheit nutzbar machen.

Aus unserer Bächerel.

Von Edgar Steiger.

Gesundbrunnen 1919. Herausgegeben vom Dürerbund bei Georg D. W. Calwen in München. Preis 1 Mark, in hübschem Pappband 1,60 Mark.

Dieser Kalender soll dem Dürerbund, der unser tägliches Leben mit wirklicher Kultur und Kunst durchdringen will, neue Freunde werben. Der Herausgeber Ger-

dinand Avenarius hat ihn diesmal den Schutzpatronen Gottfried Keller, Klaus Groth und Theodor Fontane unterstellt. Der Schweizer und die beiden Niederdeutschen sind jedenfalls drei neue Kalenderheilige, denen sich auch ein Ungläubiger ruhig anvertrauen kann. Kurze Auschnitte aus ihren Werken, Erzählendes, Lebens- und Spruchweisheit, Lieder und Balladen sollen den Leser durchs Jahr begleiten. Und da auch andere tüchtige Leute zur Unterhaltung und Belehrung ihr Scherflein beitragen — ich erwähne nur die Abhandlungen über photographische Silhouetten, über Löwes Balladen und über den zweistimmigen Volksgefang sowie die Ratsschlüge über gute Bücher und Schriften —, so kam etwas recht Erfreuliches zustande. Freilich wird für die kleinbürgerliche Behaglichkeit und Selbstzufriedenheit, in der sich Avenarius nun einmal gefällt, in diesen stürmischen Tagen allgemeiner Umwälzung wenig Raum sein, man müßte denn zum Mann im Mond hinausschüpfen.

Knut Hamsun, Erzählungen. Ausgewählt und eingeleitet von Walter v. Molo. Sealsfield, Die schönsten Abenteuerergeschichten. Ausgewählt und eingeleitet von Walter v. Molo.

Gogol, Die schönsten Kosakengeschichten. Ausgewählt und eingeleitet von Walter v. Molo. In neuer Verdeutschung von Korfiz Holm.

Strindberg, Die schönsten historischen Erzählungen. Ausgewählt und eingeleitet von Walter v. Molo.

Sämtlich bei Albert Langen, München. Preis jeder Band schön gebunden 5 Mark.

Drei ganz Große, der Norweger Hamsun, der Russe Gogol und der Schwede Strindberg und daneben ein Deutscher, der, einst viel gelesen, in seinem Heimatland von der Kritik lange unterschätzt und den gewöhnlichen Reiseschriftstellern zugezählt wurde, der österreichische Ordensgeistliche Karl Postl, der sich aus dem Kloster und dem Metternichschen Vaterland in die Neue Welt hinüberrettete, wo er unter dem Namen Sealsfield als dichterischer Latenmensch, lange vor Verstäcker und viel fleißiger schärfend, den amerikanischen Abenteuer- und Sittenroman schuf. Walter v. Molo bringt uns diese vier, aus deren Werken er mit sicherem Takt die besten Erzählungen aussuchte, mit wenigen, Geist und Eigenart ihres Schaffens andeutenden Strichen auch menschlich näher.

Und so bekommen wir diesmal vom Guten das Beste: Knut Hamsuns packende Lebens- und Seelenbilder, in denen die prallste Wirklichkeit mit all ihren Lichtern und Schatten zum Sinnbild des innersten Lebens verdichtet wird; Gogols gewaltige russische Steppenepopöe vom Hetman Taras Bulba, in der das wilde Herz der Ukraine klofft; Sealsfields Urwaldabenteuer »Der Squatter Regulator«, in dem der Zweikampf Frankreichs und Englands um Amerika verewigt ist, und endlich Strindbergs »Historische Miniaturen«, jene köstlichen Kleinmalereien, in denen der Logos der Weltgeschichte wirklich Fleisch geworden ist, so daß wir, wie der Evangelist sagt, seine Herrlichkeit sehen können. Man denke nur an den »Halbkreis in Athen«! Wohl ist es auch hier »des Herren eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln«; aber wer wollte angesichts der wundervollen Verlebendigung toter Vergangenheit mit dem aristokratischen Schweden rechten, wenn er den athenischen Verbermelter Alcon nach dem Vorbild seiner Gesinnungsgenossen Thukydides und Aristophanes als gewöhnlichen demagogischen Maulaufreißer karikiert? Die Verlagshandlung hat für eine ebenso geschmackvolle Ausstattung dieser wertvollen Bücher gesorgt und überdies — in dieser Zeit der Bucherteuerung eine Seltenheit! — den Preis so niedrig gehalten, daß sich auch der Minderbemittelte die Anschaffung leisten kann.

Albrecht Schaeffer, Josef Montfort. Leipzig 1918, Inselverlag. Preis nicht angegeben.

Gespensische Tagebuchblätter, abwechselnd von zwei Federn, von dem gestrengen Herrn und dessen getreuem Diener, dem kleinen Chinesen Li, nieder-

geschrieben, über die wunderfamen Abenteuer des Herrn Josef Montfort, der die halbe Welt durchreist und alle Schrecken des Diesseits und des Jenseits aufsucht, um das Gruseln zu lernen. Aber vergebens! »Ich sehe, daß ich mit keinerlei Maß zu messen bin. Ich glaube, der Dämon bildete sich ein, einen Engel zu machen, versah sich aber in seiner Teufelschast und seinem Aberglauben, und da stehe ich nun — und bin kein Mensch«, gesteht der Herr einmal wehmütig; und wenn wir die graufigen Geschichten, in denen er sich mit Gespenstern und Menschen herumschlägt, mit gläubigem Sinne lesen, so müssen wir ihm recht geben. Jedenfalls haben wir hier ein Meisterstück phantastischer Erzählungskunst. Das wollüstige Gruseln, das der arme Herr v. Montfort vergebens ersehnt, weiß Albrecht Schaeffer wenigstens dem Leser beizubringen. Wie Don Quichotte und Sancho Pansa teilen sich hier der Herr Baron und der kleine El mit geschickt verteilten Rollen in die schwierige, aber dankbare Aufgabe, durch allerlei psychologische Schliche und okkultistische Kunststückchen den Leser langsam einzulullen und schließlich so zu überrumpeln, daß er alles, was ihm vorgesagt wird, wirklich zu sehen und zu hören glaubt. Seien es nun in Waifes altem schottischen Kasteil über dem brausenden Meere »die tanzenenden Schuhe« der längst verstorbenen Mörderin Isabella, die in der unheimlichen Wase Natura ihre Wiederauferstehung feiert; sei es »Carlos Pasados« Geigenspiel, mit dem der tote Professor seiner um ihr Leben betrogenen Tochter am Klavier noch einmal erfreut zuhört; oder der »Gelbe Fleck« an der Kommode, der das Geheimnis des elend verhungerten Radfahrers, des toten Geliebten der Baronin, im Keller verrät, jenes noch im Tode allnächtlich rabelnden Ingenieurs, den man so lange ungerechterweise für den Mörder des Sohnes der Baronin hielt; oder das vergiftete »Glas Wein«, mit dem der arme Piotr Krylowitsch Slaby in Kiew sich selbst, statt seiner ungetreuen Frau, den Tod gibt usw. Aber das Gespenstische, das uns hier überall umwittert, ist nur der Rahmen für die hellseherischen Seelenschilderungen eines Menschenkenners, dessen unbarmherziges Auge am liebsten in die dunklen Abgründe des Unbewußten hinabtaucht. Wie der Sage nach das Auge der Kreuzotter den vor ihr auftauchenden Wanderer, so bannst das hinter diesen Geschichten lauende Auge dieses »Gestaltore« den Leser. Nicht zum wenigsten durch die berückende Sprachgewalt, mit der er Landschaft und Menschen, alle Stimmungen des Tages und der Nacht und des Menschenherzens ineinanderzueben vermag, und das alles ohne das heute übliche Gelall der Halbköpfer — nein, mit den festumrissenen Sätzen, den vollklingenden Worten und klaren Bildern eines Meisters, unter dessen Fingern die Sprache wie von selbst zu klingen beginnt.

Dr. Otto Henne am Rhyn, **Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte des deutschen Sprachgebiets**. Mit 24 Tafeln und 231 Abbildungen im Text. Stuttgart 1918, Verlag Strecker & Schröder. Preis 20 Mark.

»Das vorliegende Buch ist wahrscheinlich das letzte des Verfassers«, schrieb Otto Henne am Rhyn Weihnachten 1913 auf seinem Ruhestuhl zu Weiz im grünen Stetlermark. Schon vier Monate darauf ging diese Prophezelung in Erfüllung. Am 30. April 1914 starb der Bildermann der deutschen Kulturgeschichte. Sein letztes Vermächtnis an das deutsche Volk hat jetzt die Verlagshandlung Strecker & Schröder herausgegeben. Es ist ein gedrängter Auszug der großen zweibändigen »Kulturgeschichte des deutschen Volkes«, die Ende des vorigen Jahrhunderts im historischen Verlag Baumgärtel in Berlin erschienen ist. Wie bei allen kulturhistorischen Arbeiten des Schweizer Gelehrten gebührt auch hier der fleißigen Zusammenstellung des reichen Bilderschmucks, der das geschriebene Wort auf Schritt und Tritt veranschaulicht, das uneingeschränkte Lob. Zwar sind hier auch die Miniaturen der mittelalterlichen Handschriften gleich den Kupferstichen und Holzschnitten der späteren Jahrhunderte nur in Schwarzweiß wiedergegeben; aber die Wiedergabe selbst ist so vorzüglich, daß der Betrachter auch ohne die Farben den dargestellten Gegen-

stand und die eigentümliche Kunst der Zeit wohl zu erfassen vermag. Außerdem kamen durch Vermittlung Dr. Erich Willrichs, des Vorstandes des K. Kupferstichkabinetts in Stuttgart, der leider auch im Kriege gefallen ist, eine Anzahl prächtiger neuer Stiche hinzu. Die Zusammenfassung des ungeheuren Stoffs ist ziemlich gelungen. Da es dem Verfasser diesmal vor allem darauf ankam, die Gegenwart aus der Vergangenheit zu erklären, so wurden die Urzeit und das frühe Mittelalter, die eine Welt für sich bilden, nur ganz kurz gestreift. Dagegen erhalten wir durch Miniaturen, zeitgenössische Buchtitel, Flugblattholzschnitte, Städtebilder und zahlreiche Holzschnitt- und Kupferstichporträte eine klares Bild der Stauferzeit, der Kreuzzüge, des mittelalterlichen Papsttums, des Humanismus, der Reformation und der Bauernkriege.

Diesem historischen Bilderbuch, das die Dinge nach Jahrhunderten und Jahrzehnten gruppiert, folgt dann eine kurze Stittengeschichte, die in sachlicher Anordnung die Lebensführung der verschiedenen Stände, das Geschlechtsleben, die Gesellschaft und deren Gliederung und endlich die zerstörenden Kräfte, als da sind Krieg, Krankheit und Tod, in aller Kürze veranschaulichen soll. Leider steht der Text nicht auf der Höhe des Bildschmuckes. Henne am Rhyn ist durchweg Eklektiker. Er gibt lediglich einen kurzen Abriß der landläufigen Kulturgeschichten, aber keine einheitliche Durcharbeitung des Stoffs von neuen Gesichtspunkten aus. Wohltuend berührt überall der freiheitliche Geist des Verfassers, der als alter Liberaler im Sinne dieses Liberalismus an den Fortschritt glaubt, ohne ihn freilich immer zu sehen. Dem Sozialismus widmet er kaum halb so viele Zeilen wie dem Spiritismus! Von Marx weiß er nur zu sagen, daß »Das Kapital« ein dunkles Buch sei! Und in der Beurteilung der politischen Persönlichkeiten mischt sich machtpolitischer Aberglaube in rührendster Weise mit freimaurerischer Ideologie. Natürlich wird eben deshalb der ökonomische Unterbau der Gesellschaft, der das Rückgrat jeder Kulturgeschichte sein sollte, nur oberflächlich gestreift, wie irgendeine andere Neuigkeit oder Sonderbarkeit des Völklerlebens.

S. Friedländer, *Schöpferische Indifferenz*. München 1918, Verlag Georg Müller. Preis geheftet 8 Mark, gebunden 10 Mark.

Sollen wir Nietzsche segnen? Sollen wir ihm fluchen? Wer diese Frage verstehen will, lese obiges Buch. Der es geschrieben hat, hält sich wieder einmal für den Ausgewählten, dem die Lösung des Welträtsels gelungen ist. Alle Enttäuschungen, die die Welt mit ihren Erlösern erlebt hat, wie diese mit der Welt, lassen ihn kalt. Das ist sein gutes Recht. Denn vielleicht sind wir Menschen nur dazu da, um immer und immer wieder enttäuscht zu werden — und sei's auch nur, damit wir ewig weiterstreben und nicht in einer selbstzufriedenen Chineserei versumpfen. Was gibt uns aber dieser neueste Prophet? Ein Wort Nietzsches, das er als Merkwort auf das zweite Titelblatt geschrieben hat, deutet es für jeden, der selber über diese Dinge nachgedacht hat, zur Genüge an: »Das müßte etwas sein, nicht Subjekt, nicht Objekt, nicht Kraft, nicht Stoff, nicht Geist, nicht Seele...« Und mit einem anderen Worte Nietzsches beginnt er seine Vorrede: »Höher als ‚Du sollst‘ steht: ‚Ich will‘...; höher als ‚Ich will‘ steht: ‚Ich bin‘...; das Ego ist hundertmal mehr als bloß eine Einheit in der Kette von Gliedern; es ist die Kette selbst ganz und gar... o du mein Wille!... Du In-mir! Aber-mir!« Friedländer sagt dafür »Schöpferische Indifferenz«, und das Welträtsel ist wieder einmal gelöst — mit einer neuen Worthülse! Wer sich in der Geschichte der Philosophie auskennt, ist mißtrauisch gegen all die Leute, die bloß mit Worten philosophieren. Zumal wenn diese Worte mit ihrem süßen Klang sich selbst und den Meister, der sie geschaffen hat, an die Schergen der Schulphilosophie verraten, wie weiland Judas mit seinem »Gegrüßt seist du, Rabbi!« den Propheten von Nazareth an die Kriegsknechte der Hohenpriester.

»Schöpferische Indifferenz« — wie sagte doch der neue jüdisch-schwedisch-französische Modephilosoph in Paris, der die Hegelsche Geschichtsphilosophie in

Darwinsche Anthropologie übersehte? »Schöpferische Entwicklung! Merkst du was? In Bergson haben wir die Brücke, die von Friedländer zu Hegel und von Hegel zu Schelling und, wenn wir wollen, von da zu Plato hinüberführt. Aber sobald wir Friedländer nennen, dürfen wir auch Eugen Dühring nicht vergessen; denn beide haben das gemeinsam, daß sie für alte Wahrheiten früherer Philosophen — der eine für Hegel, der andere für Bergson und Schelling, der eine als blinder Materialist, der andere als jenseitiger Identitätsphilosoph — einfach neue Worte erfinden. Also »Schöpferische Indifferenz«, das heißt der Indifferenzpunkt dessen, was man, wenn man es als Gegensatz betrachtet, Polarität nennt. Hegel sagt dafür Widerspruch, Dühring Antagonismus; Schelling aber packt die Idee, die Hegel im Dreitakt zuerst zum Anderssein auseinanderlegt, um sie zum Schlusse wieder in sich hereinzuholen, von vornherein zusammen mit der Materie in seine Identitätschachtel, und Friedländer klebt auf diese Schachtel an Stelle des Fichteschen Ich die neue Etikette »Schöpferische Indifferenz«. Ich und Nichtich, Subjekt und Objekt, Geist und Materie, Gott und Welt, Gott und Teufel und der ganze widerspruchsvolle Weltlauf mit Sünde, Tod, Erlösung und ewiger Wiederbringung der Dinge, Heidentum und Christentum, der alte Jehova, dem wieder zu seinem Rechte verholfen wird, und der andere, der ihn entthronte — in diesem einen Wort ist es alles entfühnt, versöhnt, geschlichtet, geeint, verstanden, geschaut und gefühlt! Da man aber, wie Friedländer selbst sagt, dafür auch Individuum sagen darf, so löst sich schließlich die Schellingsche Identitätsphilosophie in die Fichtesche Ichphilosophie auf, die sich selbst das Nichtich setzt. »Eine auswendige Weltformel im Sinne des Laplace kann es nicht geben. Wohl aber ist der Schöpfer selber die inwendige Weltformel, intime indifferente Allwissenheit, individual integrires Wissen. Schöpferische Indifferenz ist die Welt in der Ruß, ja in der Null.«

Aber diese schöpferische Indifferenz, so hoch sie über Zeit und Raum schwebt, muß zum Schluß doch ihre Visitenkarte abgeben, damit man wisse, wie ihres Schöpfers Nam' und Art sei. »Das Subjekt«, heißt es nämlich weiter, »als das Mittel aller Mittel, könnte man das metaphysische Geld nennen: es ist der absolute Allwert. Es würde, wenn es sich selber inspirierte, die Geldwirtschaft inspirieren.« Unsere Theologen mögen sich daher versehen! Ihrer inspirierten Bibel setzt Friedländer die inspirierte Geldwirtschaft entgegen. Und vor der werden alle Völker der Erde demütig das Knie beugen. »O schöpferische Indifferenz, biß' für uns!«

Aug. L. Mayer, Murillo, der Maler der Bettelungen und Madonnen. Mit 24 Abbildungen. München, Delphinverlag. Preis 80 Pfennig.

Man könnte ihn auch den Maler der unbefleckten Empfängnis nennen; denn in dem religiösen Begeisterungsstaumel, mit dem das von der Geistlichkeit aufgewiegelte Volk Spaniens zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges vom Papst das neue Dogma ersuchte, spielen Murillos inbrünstige Vermenschlichungen dieses grüblerischen Geheimnisses eine Hauptrolle. Das kommt einem erst wieder so recht zum Bewußtsein, wenn man die feine künstlerische Wiedergabe seiner Bilder in dem neuesten Kunstbüchlein des rühmlichst bekannten Delphinverlags betrachtet. Was hier für 80 Pfennig geboten wird, ist geradezu erstaunlich. Und Aug. L. Mayer ist ein pfadkundiger Wegweiser. Die Mischung aufgepeitschter Mystik und spitzfindigster Scholastik, die uns an den Jüngern Logolas noch heute verwirrt, hat das blendende Versteckspiel von Licht und Finsternis geschaffen, das die Kunst des Barock im Kirchenbau wie in der Malerei gewaltsam aus dem Irdischen ins Über-sinnliche hebt. Der sanfte Murillo, ein Glückskind, das durch seine Legendenbilder aus dem Leben heiliger Franziskaner mit 27 Jahren der berühmteste Maler Spaniens wurde, ist aber trotz aller Frömmigkeit zu sehr von dieser Welt, um sich ganz im Himmel zu verlieren. Nicht nur, daß er wie Correggio am liebsten in weichen sinnlichen Farbentönen schwelgt und so schon das Nahen des hellen

Rokoko ankündet. Nein, er holt auch, wo er Heilige malt, den Himmel am liebsten auf die Erde herab. So sind denn alle seine Marien vollblütige Andalusierinnen; die eine, eine besonders üppige Südländerin, taufte man mit Recht die »Zigeunermadonna«. An der Mutter Gottes betonte er überhaupt nicht, wie Raffael, die Jungfrau, sondern mit dem gesunden Empfinden seines Volkes die junge Mutter. Was ihn uns heute aber noch näher bringt, das ist das warme soziale Empfinden, das aus manchen seiner Bilder spricht. So namentlich aus der von seinem Humor durchtrockneten Kinderszene, wo der kleine heilige Thomas seine Kleider unter die Bettelbuben verteilt. Ja, wenn diese Bettelbuben nicht wären! Sie haben es nicht nur Murillo, sondern auch uns angetan. Seine Madoonnen in allen Ehren — aber seine »Trauben- und Melonenesser«, seine »Würfelspieler« usw. sind uns doch lieber; denn auch in der Kunst heißt es: »Vieles Gewaltige gibt's, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch« (Sophokles) — und wär' es auch nur ein Bettelbub!

Der Spuk. 250 Geschehnisse aller Arten und Zeiten aus der Welt des Übersinnlichen. Gesammelt und behandelt von Otto Piper, Dr. phil. h. e. et jur. Erstes bis zehntes Tausend. Köln 1917, Verlag und Druck von J. B. Bachem. Preis geheftet 3,20, gebunden 4 Mark.

An dieses Buch bin ich mit gewissen Erwartungen herangegangen. Nicht daß ich etwa davon wichtige Aufschlüsse über die Welt des Übersinnlichen erhofft hätte. Aber ich dachte, ich würde endlich einmal ein sorgfältig gesichtetes Quellenmaterial über allerlei Erlebnisse aus der okkultistischen Welt erhalten, zumal da der Verfasser von vornherein versprach, er werde nur wirklich gut beglaubigte Tatsachen wiedergeben. Leider wurden meine Erwartungen bitter getäuscht. Denn was er da von Fällen der Doppelgängerei, des zweiten Gesichts, von Spukerscheinungen der verschiedensten Art, von wiederkehrenden Toten, vorbedeutenden Träumen und Gesichtern usw. berichtet, ist ein so unkritisches Gemisch von wenigen, scheinbar gut beglaubigten, von sogenannten Augenzeugen bestätigten Erlebnissen und von allerlei gutgläubig hingenommenen Ammengeschichten, Chronikberichten und mündlich überliefertem Geisterhokuspokus, daß selbst das wenige, was auf den ersten Blick auch den kritischen Beobachter stutzen macht, in dieser Umgebung verdächtig erscheint. Einem Justinus Kerner z. B. alles, was er mit seinen Geistern erlebt haben will, einfach deshalb aufs Wort glauben, weil er unbestreitbar ein ehrlicher, aufrichtiger Mann ohne Falsch war, heißt doch auf jede kritische Untersuchung dieser Dinge von vornherein verzichten. Denn gerade über die psychologischen Voraussetzungen der Selbsttäuschung auch der ehrlichsten und wahrhaftigsten Männer müssen wir uns erst im klaren sein, bevor wir »objektive Tatsachen« feststellen. Oder wie sollen wir sonst Schein und Sein, oder wie wir es nennen wollen, auseinanderhalten? Einer solchen Untersuchung aber geht der Verfasser grundsätzlich aus dem Wege. Gewiß wäre es unwissenschaftlich, den okkultistischen Tatsachen gegenüber von vornherein einen ablehnenden Standpunkt einzunehmen; wohl aber sind diese sogenannten »Tatsachen«, wie jede andere Naturerscheinung, mit all den Vorsichtsmaßregeln, die uns vor Täuschungen schützen, erst genauer zu untersuchen; und da sie zunächst nur im Hirn des betreffenden Beobachters existieren, so sind all jene seelischen Zustände und Beeinflussungen, die Tatsachen vortäuschen — religiöser Aberglaube, angeborener Hang, alles Natürliche aus übersinnlichen Einwirkungen zu erklären, augenblickliche nervöse Zustände und Sinnes täuschungen, Neigungen zu Halluzinationen, seelische Aufgeregtheit oder Niedergeschlagenheit, der Einfluß der jeweiligen Umgebung, Nacht, Einsamkeit usw. —, zunächst in Rechnung zu setzen. Wer das nicht tut und einfach auf Treu und Glauben hinnimmt, was ihm erzählt wird, der handelt wie ein Geschichtsschreiber, der alles, was ihm mittelalterliche Chronisten treuherzig erzählen, für geschichtliche Wahrheit hält.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 16

Ausgegeben am 17. Januar 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Evolution — Revolution.

Von Hans Marchwald.

Das politische Schlagwort pflegt oberflächlich einem Gedankenkomplex Ausdruck zu verleihen. Im Hören und Lesen werden Saiten in Schwingung gesetzt, die in der Willenssphäre, nicht in dem Erkenntniskreis befestigt sind. Der »Voluntarismus« Wilhelm Wundts, die Auffassung, daß der Wille in erster Linie das Denken und nicht das Denken den Willen beherrscht, steht mit der materialistischen Geschichtsauffassung in einem gewissen Einklang. Wenn das, was der Mensch will, Erzeugnis seiner vom Willen zunächst unabhängigen Erkenntnis wäre, so würde Sokrates mit seiner Lehre recht behalten, daß die Tugend ein Wissen sei und niemand mit Absicht schlecht handle. Wenn die Erkenntnis vom Willen unabhängig wäre, würde zum Beispiel unverständlich sein, warum mindestens allen nicht strenggläubigen Lohnarbeitern, also allen, die nicht in Gott den autonomen Urheber des Geschichtsverlaufs sehen, die materialistische Geschichtsauffassung meist ganz selbstverständlich erscheint, während sich sehr freigeistige »Gebildete« gewöhnlich auf die ausschlaggebende Macht der Persönlichkeiten und die vom Wirtschaftsleben nur beeinflussten Kämpfe der Ideen versteifen.

Die zur Tatsache gewordene deutsche Revolution legt eine Zergliederung der Begriffsspielerei »Evolution und Revolution« nahe. »Alles evoluiert«, sagte gelegentlich der frühere Reichskanzler Fürst Bülow mit befriedigtem Optimismus, während er das Dreiklassenparlament tröstend beruhigte: »Revolutionen sind in Deutschland nicht erlaubt.« Das verheißungsvolle Wort, daß »alles evoluiere«, gehörte zu den Symptomen für den Konflikt, in dem sich in des verschlossenen deutschen Kaiserreiches Herrlichkeit alle Staatsmänner zu dem Junkertum befanden, das im Vollbesitz der Macht kaum etwas dagegen gehabt hätte, wenn eines Tages die Sonne bei Odeon und der Mond im Tale Ujalon stillgestanden hätten. Wie sehr Wundts »voluntaristische« Ansicht zutrifft, zeigt der Umstand, daß sich die an der Erhaltung des bestehenden Staats- und Gesellschaftszustandes meistinteressierten Kreise, solange es irgend ging, gegen die Erkenntnis des Entwicklungsganges in der Natur sträubten und die »Evolution« heute noch allenfalls entsprechend der Lehre des zoologisch gelehrten Jesuitenpaters W a g m a n n bis zum Schimpansen aufwärts gelten lassen, während der Mensch nicht nur in seinen sozialen, sondern auch in seinen von den Naturwissenschaften zu untersuchenden »biologischen« Beziehungen aus der evolutionären Kette als Wunderding herauswachsen soll.

Wer vom Wechsel der Dinge Gutes oder doch nicht nur Böses zu erwarten hatte, hielt etwas von der »Evolution«, während der Ausblick auf die »Revolution« nur bei dem Proletariat Anklang fand. Alle Beteue-

rungen sozialdemokratischer Redner und Schriftsteller, daß die »Revolution« nicht mit Gewalt verbunden zu sein brauche, daß sogar eine »nur mit gesetzlichen Mitteln« vollzogene Umwälzung den Namen einer »Revolution« verdienen könne, vermochten nicht, das philiströse Entsetzen vor »dem rollenden R« zu bannen. Aber auch die Revisionisten in der sozialdemokratischen Partei warnten vor »den roten Phrasen und den roten Lappen«, und Eduard Bernstein trat in seinem bekannten Werke von 1899 über die »Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie« für die Verwandlung der Partei aus einer revolutionären in eine demokratisch-sozialistische Reformpartei ein. An der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts verloren klassenbewußte Proletarier und ihre Wortführer angesichts des tatsächlichen Verhaltens der Massen die Hoffnung, in irgend absehbarer Zeit sei so etwas wie eine »Revolution« möglich, und waren willens, sich auf die sogenannte »Evolution« einzustellen.

»Evolution« und »Revolution« sind Begriffe, die fraglos als »konträre« Gegensätze aufgefaßt werden können. (Für den in den Regeln der formalen Logik nicht bewanderten Leser bemerken wir, daß man unter einem »kontradiktorischen« Gegensatz einen solchen versteht, der lediglich im Ausschluß der Übereinstimmung besteht, etwa: konservativ — nichtkonservativ. Dagegen besteht ein »konträrer« Gegensatz in einer derartigen Verschiedenheit der Merkmale, daß zwischen allen nach einer Richtung hin möglichen Unterschieden der beiden Endpunkte der Reihe erreicht sind, etwa: konservativ — sozialdemokratisch.)

Nun haben wir aber schon von Hegel gelernt, die konträren Begriffe nicht als starre, unüberbrückbare, festumgrenzte Kategorien aufzufassen, die miteinander nichts gemein haben, so daß ein Gegenstand unmöglich unter beide fallen kann und eine feste Scheidewand beide voneinander trennt. Wer alt ist, der ist nicht jung. Wer aber 69 Jahre alt ist, der ist relativ »jung« im Vergleich mit dem Siebziger; wer zwei Jahre alt ist, ist relativ »alt« im Vergleich mit dem, der erst ein Jahr alt ist. Wer leugnet, daß man mit dreißig Jahren noch »jung« ist, wird gefragt werden, ob er die Bezeichnung »jung« für die Neunundzwanzigjährigen noch gelten läßt. Man ist entweder Mann oder Weib, aber es gibt Zwitter, die so gebaut sind, daß man sie jedem von beiden »konträren Gegensätzen« zuweisen kann — ganz abgesehen von manchem körperlich durchaus normal gebauten Mannweib.

Die »Evolution« ist eine »organische Entwicklung«, also eine Veränderung, wie sie im Körper der keimenden Lebewesen vorstatten geht. Wenn man sie in konträren Gegensatz zur »Revolution« stellt, so sieht man von den Erscheinungen ab, in denen beide übereinstimmen. Die »Evolution« wird dann als allmählich, die »Revolution« als katastrophal angesehen. Die »Evolution« ist danach eine schrittweise fortschreitende Entwicklung. Eine »Entwicklung« ist eine Veränderung, die nicht in der Rückkehr zu einem vergangenen Zustand besteht und sich nach Gesetzen vollzieht. Eine Veränderung, die sich nicht nach Regeln abspielt, die wir auf Grund wissenschaftlicher Forschung entdeckt haben, nennen wir nicht Entwicklung. Nur wenn wir alle »nach ewigen, ehernen, großen Gesetzen« unseres Daseins Kreise vollenden müssen, können wir von einer »Entwicklung« im Werdegang des einzelnen und der Gesellschaft sprechen. Der ge-

sehmäßige Prozeß, der im pflanzlichen und tierischen Organismus stattfindet, ist hierfür ein Beispiel. Die Entwicklung ist »fortschreitend«, wenn sie zu einer größeren Mannigfaltigkeit führt. Es gibt eine Evolution der Weltkörper, die sich aus nichts als gasförmigen Nebelmassen zur Mannigfaltigkeit der drei Aggregatzustände entwickeln, eine Evolution der Eizelle, die zum mannigfach gegliederten Tier- oder Menschenkörper wird, eine Evolution der organischen Welt, die von der langweilig-einförmigen Anhäufung von Moneren zur Farbenpracht der vielgestaltigen Flora und Fauna emporstrebt, eine Evolution der Wissenschaft, die, ursprünglich alle ihre karge Weisheit unter dem Namen »Philosophie« zusammenfassend, zu einer Fülle von Gebieten gelangt, die kein Universalgenie mehr zu fassen vermag, und eine Evolution der Gesellschaft, deren Beschaffung von Lebens- und Genußmitteln zwar keineswegs (auch von vorübergehenden Notständen abgesehen) immer reichlichere, aber immer verschiedenartigere Produkte erzielt und, wenn nicht immer besser für die Menschheit sorgt, doch immer (von vorübergehenden Rückschlägen abgesehen) mannigfaltigere Bedürfnisse befriedigt.

Herbert Spencer, der im Jahre 1903 in Brighton verstorbene englische Philosoph, definiert mit einigermaßen übergründlichem Scharfsinn: »Evolution ist Integration des Stoffes und damit verbundene Zerstreuung der Bewegung, im Laufe welches Prozesses der Stoff aus einer unbestimmten, unzusammenhängenden Gleichartigkeit in bestimmte, zusammenhängende Ungleichartigkeit übergeht, während die Bewegung eine entsprechende Umformung erfährt.« Unter »Integration« ist Vereinigung zu einem Ganzen zu verstehen. Ein keimendes Lebewesen vereinigt im Ernährungsprozeß Stoffe zu einem Ganzen; diese Vereinigung kommt zustande durch eine sich über den ganzen Körper des Lebewesens zerstreute Bewegung; während dieser Bewegung verwandeln sich die aus dem Mutterkörper gewonnenen, gleichartigen, unzusammenhängenden, nach Spencer »unbestimmten« Stoffe in die bestimmte, zusammenhängende Ungleichartigkeit der verschiedenen Organe. In der Entwicklung eines Weltkörpers schließen sich gasförmige Stoffe durch Verdichtung zu einem Ganzen zusammen, während sich die Bewegung gleichzeitig durch neuentstehende Wärme, also Ausdehnung, zerstreut. Die »unbestimmte« gleichartige Gasmenge führt zu einem zusammenhängenden, verdichteten Ganzen mit der Ungleichartigkeit dreier Aggregatzustände.

Was in der Entwicklung des einzelnen Lebewesens statthat, zeigt sich auf höherer Stufenleiter durch die fortschreitende Entwicklung zu immer zahlreicheren Arten, unter denen immer mannigfaltiger organisierte Absonderungen entstehen. Die Wissenschaft vereinigt die Kenntnisse der einzelnen zu einem System, muß aber gleichzeitig ihre Gedanken nach allen Richtungen bewegen. Je weiter sie fortschreitet, vereinigt sie noch unbestimmte, unklare, unvollkommene Kenntnisse zu einem Ganzen. »Gleichartig« sind diese Kenntnisse insofern, als sie eben »Kenntnisse« sind. Durch die Teilung der wissenschaftlichen Arbeit entsteht die Ungleichartigkeit der Wissensgebiete, gleichzeitig aber auch der Zusammenhang, den zu schaffen sich gerade der wissenschaftliche Sozialismus von vornherein zur Aufgabe gemacht hat. In der menschlichen Gesellschaft ist die Tätigkeit zunächst gleichartig, aber unbestimmt. Instinktiv finden sich die Jorden zu gemeinsamer

Jagd und Fischerei zusammen, ehe sie sich planmäßig zu bestimmter Arbeit vereinigen. Die »Bewegung« zerstreut sich, und immer neue Arbeitsgebiete treten auf, die Teilung der Arbeit steigt ständig; aber Hand in Hand mit dieser Differenzierung geht die immer größere Zusammenfassung (»Integration«) der Arbeiter zur Kooperation im einzelnen Betrieb, weiter zur Deckung der Bedürfnisse der einen durch die anderen, sowohl innerhalb desselben Landes wie durch den Welthandel, bis durch die planmäßige sozialistische Produktion der Menschen aller Länder (also bei höchster »Zerstreung der Bewegung«) die höchstmögliche »Integration zusammenhängender Ungleichartigkeit« erreicht wäre.

Spencers Definition des Evolutionsbegriffs besagt über den Unterschied zwischen Evolution und Revolution nichts. Wenn wir von dem Schrittweisen, Allmählichen absehen, so ist jede Revolution eine Evolution. Eine Umwälzung, die zu einer zeitweiligen Wiederkehr rückständiger Verhältnisse führt, ist noch von niemand als »Revolution« bezeichnet worden.

In Lassalles Verteidigungsrede »Die Wissenschaft und die Arbeiter«, in der auf den Gegensatz nicht zwischen »Revolution« und »Evolution«, sondern zwischen »Revolution« und »Reform« hingewiesen werden soll, heißt es: »Revolution heißt Umwälzung, und eine Revolution ist somit stets dann eingetreten, wenn, gleichviel ob mit oder ohne Gewalt — auf die Mittel kommt es dabei gar nicht an — ein ganz neues Prinzip an die Stelle des bestehenden Zustandes gesetzt wird. Reform dagegen tritt dann ein, wenn das Prinzip des bestehenden Zustandes beibehalten und nur zu milderen oder konsequenteren und gerechteren Folgerungen entwickelt wird.«

Wenn man diese Definition gelten lassen will, so wird erst der rückschauende Historiker nachträglich feststellen können, ob eine Gesellschaftsepoche eine soziale Revolution bedeutet. Der Sieg einer Revolution kann ein ganz neues Prinzip in den Staat einführen, etwa vollkommene Demokratie an die Stelle der Monarchie, der Adels herrschaft, des Klassenparlamentes setzen; da aber das Wirtschaftsleben die Grundlage jedes gesellschaftlichen »Überbaues« bildet, kann eine Katastrophe im Staatsleben nur insofern ein neues soziales Prinzip zur Herrschaft bringen, als sie den Trägern dieses Prinzips zur Macht verhilft. Die Entdeckung der Dampfmaschinen und die Gründung der Kartelle und Syndikate sind im übrigen genau so wie politische Katastrophen Anfänge einer sozialen Evolution. Die Umwälzung einer Gesellschaft geht nie katastrophal vor sich, auch wenn sie politische Katastrophen zur Voraussetzung hat. Weder die Verwandlung des Urkommunismus in die Sklavenwirtschaft, noch der Sklaverei in den Feudalismus, noch des Feudalismus in den Kapitalismus ist durch eine »Revolution« gekommen. Nie konnten siegreiche Revolutionäre dem Publikum »am Tage nach der Revolution« zurufen: »Immer eintreten, meine Herrschaften, jetzt kommt ein ganz neues soziales Prinzip!« Den Erfordernissen der fortschreitenden Entwicklung der Gesellschaft stehen die Staaten als Herrschaftsorganisationen herrschender Klassen oft derart im Wege, daß nur eine Katastrophe die Bahn freimachen kann, auf der die gesellschaftliche Evolution ihre nächsten Ziele erreichen muß. Das vielzitierte Wort von Marx, die Revolutionen seien die

»Lokomotiven« der Weltgeschichte, veranschaulicht trefflich, worauf es bei dem konträren Gegensatz zwischen Evolution und Revolution ankommt. Faßt man beide Begriffe überhaupt als Gegensätze auf, so hat die Evolution als der Schneckengang der Weltgeschichte zu gelten.

Im übrigen kommt es nur auf die Betrachtungsweise an. Abgesehen davon, daß natürlich auch das »Allmähliche« relativ »plötzlich« und das »Plötzliche« relativ »allmählich« ist, macht man sich ein Bild von dem »Schrittweisen, Allmählichen« bei der Bildung des Begriffs »Evolution« überhaupt nur, wenn man »Evolution« in Gegensatz zur »Revolution« bringt. Ebenfogut wie in das Verhältnis von Gegensätzen lassen sich »Revolution« und »Evolution« auch in das von der Art zum Geschlecht bringen, so daß also die »Revolution« nichts als ein besonderer Fall der »Evolution« wäre. Wenn man zum Beispiel Spencers gedrehte Definition zugrunde legt, erklärt man jede Revolution für eine Evolution. Sobald die Evolution einen katastrophalen Charakter annimmt, ist sie eben eine Revolution.

Im unendlichen Evolutionsprozeß der Welt bedeutet die Entstehung neuer Weltkörper durch den Zusammenstoß von Massen im Weltraum eine kosmische Revolution; Erderschütterungen, die plötzlich ganz neue geologische und klimatische Verhältnisse für die Lebewesen bedingen, begründen eine biologische Revolution; Kopernikus und Marx brachten eine Revolution der Wissenschaft.

Die Wurzeln der gesellschaftlichen Umwälzungen, etwa die Erfindung von Windmühlen statt Dampfmühlen, die Entdeckung Amerikas, das Entstehen technisch brauchbarer Dampfmaschinen, zeigen ihre ökonomisch-soziale Bedeutung für die Gesellschaft erst so allmählich, daß man auf sie das Wort »Revolutionen« kaum jemals ernsthaft angewandt hat. Wo Bastien gestürzt und Könige entthront wurden, sprach man immer gleich davon, es sei jetzt »Revolution«. Die Erfindung einer neuen Produktionsmethode ist für die Geschichte der Menschheit von ungleich größerer Bedeutung als die Absehung irgendeiner majestätischen Belanglosigkeit, die von dem, was sie ererbt von ihren Vätern hatte, nichts erwerben konnte, um es zu besitzen. Weil aber die Beseitigung irdischer Machthaber stets mit schnellen, auffallenden Veränderungen im Staatsleben verknüpft war, krönte man den Sturz der Throne mit dem Ehrentamen der »Revolution«, den man den gigantischen Neuerungen der Technik versagte. Es gibt demnach nur soziale Evolutionen, aber politische Revolutionen, ohne die sich die sozialen Evolutionen freilich nicht immer durchsetzen können.

Es ist also von vornherein falsch, der proletarischen Revolution in Deutschland die unmittelbare Aufgabe zuzuweisen, »den Sozialismus zu verwirklichen«. Die Katastrophe und ihre Zug um Zug in die Erscheinung tretenden elli gen Änderungen sind politischer Natur. Das unmittelbare Ergebnis der »Revolution« kann nur die vollkommene Demokratie sein als diejenige Staatsform, die die politische Voraussetzung für den Sozialismus bildet, der das Ergebnis der technisch-ökonomischen Evolution bilden wird.

Lloyd Georges Wahlsieg und die englische Arbeiterschaft.¹

Von Dr. Paul Lensch.

Der Ausgang der englischen Wahlen ist bekannt. Er bedeutet eine zerschmetternde Niederlage für alle jene kundigen liberalen und sozialistischen Politiker in Deutschland, die uns nicht eifrig genug befeuern konnten, daß es lediglich die Eroberungsziele des deutschen Imperialismus wären, die einen Frieden der »Versöhnung«, des »Selbstbestimmungsrechts der Völker« und wie sonst noch die Vokabeln im Katalog liberal-sozialistischer Glückseligkeit der Zukunft hießen, bisher verhindert haben. Er ist das Siegel unter den Sieg der Bourgeoisie, als den sich uns bisher, wenigstens weltpolitisch gesehen, der Ausgang des Weltkriegs darstellte. In der Tat ist das neugewählte Parlament, das sich Lloyd George durch alle Künste einer gerissenen Wahl demagogie zusammengeswindelt hat, die blutigste Satire auf alle die vertrauensvollen Redensarten, mit denen das Publikum der pazifistischen Blätter in Deutschland beruhigt wurde: das »liberale« England, das »demokratische« England, das »freiheitliche« England werde mit einem liberalen, demokratischen, freiheitlichen Deutschland, das den Militarismus gestürzt und die Hohenzollern verjagt habe, einen Frieden des »Rechtes« und der »Versöhnung« schließen. Einigen dieser Blätter war während der englischen Wahlbewegung angesichts der wilden Hejreden von Lloyd George und seinen Myrmidonen doch etwas um die englische Gottähnlichkeit bange geworden. So hatte der »Vorwärts« Anfang Dezember mit schmerzhafter Enttäuschung das Illusionäre seiner bisherigen Politik über England mit folgenden Worten eingestanden: »Der Wendung zur Demokratie und Freiheit in Deutschland steht eine Wendung der Weststaaten zur Unduldsamkeit und Gewaltherrschaft gegenüber. Der Hort der Reaktion scheint seinen Sitz vom Osten nach dem Westen verschoben zu haben. Früher galt bei uns in Deutschland der Satz, daß Fortschritts- und Freiheitsfeindlichkeit und der Schuß für unsere reaktionären Gewalten aus dem Osten kommen. Die westlichen Demokratien aber waren uns Ermunterung und Stütze für unseren Kampf um politische Freiheit, weil wir an ihren Geist glaubten. Jetzt aber wird uns dieser Glaube aus der Brust gerissen.«

Es ist eine geistige Erbmasse aus den Tagen und der Gedankenwelt von Lascher und Bamberger, die der »Vorwärts« hier zu Grabe trägt und die er als »unsere«, soll heißen die seinige bezeichnet. In der Sozialdemokratie selber war diese Vorstellung von dem »Geist« der »westlichen Demokratien« niemals anerkannt. Marx sprach gern und wiederholt von der »englisch-russischen Doppelsklaverei Europas« und von der »kommerziellen Unterjochung und Ausbeutung der Bourgeoisien der verschiedenen europäischen Nationen durch den Despoten des Weltmarkts — England«. Dabei soll freilich nicht geleugnet werden, daß in den letzten Jahren an die Stelle dieser sozia-

¹ In der letzten Nummer haben wir bereits einen Artikel über das Ergebnis der letzten englischen Parlamentswahlen und ihre Bedeutung für die Weltpolitik Englands gebracht; da aber der obige Artikel den Wahlsieg Lloyd Georges von wesentlich anderen Gesichtspunkten aus betrachtet und speziell seine Rückwirkung auf die englische Arbeiterklasse erörtert, bringen wir auch diesen zur Veröffentlichung.

Redaktion der Neuen Zeit.

listischen Auffassung in beträchtlichem Maße liberale Anschauungen in die Partei hineingetragen worden waren. Wir werden sehen, ob uns der Weltkrieg von diesen Illusionen befreit hat.

Jedenfalls hat uns der Ausfall der englischen Wahlen einen auch für anspruchsvolle Leute genügende Lektion gegeben: alle Kriegsheger sind gewählt und alle Friedensfreunde sind unterlegen. England ist entschlossen, die Früchte seines Erfolgs bis zum äußersten auszunutzen, und im neuen Parlament wird so gut wie niemand sich erheben, der willens wäre, hierin Lloyd George Widerstand zu leisten. Die Traditionen der viktorianischen Epoche, jener auf Freihandel und unbestrittener Weltausbeutung beruhende Liberalismus, der unseren Großvätern nicht so sehr imponierte, ist endgültig dahin, und an seine Stelle ist der schrankenlose Imperialismus getreten. Ein neues England ist aus der Wahlurne hervorgegangen. Der Auflösungsprozeß der alten Parteien hat sich vollendet. Lloyd George hat sie vollends vernichtet, und ein wirres Gemischel verschiedenartigster Elemente hat sich zu einer »Partei« zusammengetan, die man die Partei Lloyd George nennen kann. Auf riesenhafter Stufenleiter wiederholt sich hier, was sich einst nach dem glücklichen Feldzug Bismarcks im Jahre 1866 in Preußen vollzog. Damals entstand als Siegeskind die Nationalliberale Partei, zusammengesetzt aus den buntesten Bestandteilen aller früheren Gruppen, ein Ergebnis ebenfalls der ersten Probe des allgemeinen Wahlrechts, auf den Namen und das Programm des glücklichen Siegers gewählt. Es habe nicht leicht schon ein Parlament so ohne alle reale Macht gegeben, schrieb damals Schweitzer im »Sozialdemokrat«. Und ein ähnliches Kennzeichen könnte man auch dem neugewählten englischen Parlament mit auf den Weg geben. In der Tat wird es seine eigentliche Aufgabe sein, sich selber auszuschalten. Lloyd Georges Ziel ist es, soweit wie möglich sich und die im Kriege neugeschaffene Verwaltung der parlamentarischen Kontrolle zu entziehen. Während wir »stolz« darauf sind, den englischen Parlamentarismus zu übernehmen und das deutsche Verwaltungssystem in Trümmer gelegt zu haben, geht umgekehrt England dazu über, den englischen Parlamentarismus in Trümmer zu legen und das deutsche Verwaltungssystem zu übernehmen. Während wir den Cäsarismus Bismarcks und seiner Erben vernichtet haben und aus dem »Hort der Reaktion« der freieste Staat der Welt werden, ist England dabei, den Cäsarismus Lloyd Georges zu errichten und nach dem Urteil des »Vorwärts« aus dem freiesten Staate der Welt der »Hort der Reaktion« zu werden.

Allein kaum sind unsere »maßgebenden« Liberalsozialisten durch den Weltkrieg die eine Illusion über England losgeworden, so fallen sie auf der anderen Seite sofort einer neuen zum Opfer. Nachdem sie endlich eingesehen, daß in dem England, wie es aus dem Kriege herausgekommen ist, nicht der »Geist« der politischen Freiheit herrscht, an den sie geglaubt haben, sondern der Geist der Fortschritts- und Freiheitsfeindlichkeit, erklären sie nunmehr apodiktisch, an diesem Ergebnis des Krieges sei nicht mehr zu rütteln. In der Tat ist eine ihrer beliebtesten Beteuerungen, daß an eine Revolution in England nicht zu denken sei. Es sei ein irrsinniger Gedanke, daß in einem siegreichen Lande eine Revolution ausbrechen würde. Die Hestigkeit, mit der diese Möglichkeit bestritten wird, deutet darauf hin, daß hier mehr ein faktisches Bedürfnis als eine sachliche Erkenntnis vorliegt. In der Tat gehört die Vorstellung einer Revolution in England zu den Requiriten der

Weltrevolution, wie sie sich in den krausen Köpfen der Spartakusjünger ausmalt. Allein damit ist noch gar nichts über die Richtigkeit oder Falschheit einer solchen Vorstellung gesagt. Darüber kann uns nur die wirtschaftliche Lage, in der sich England befindet, und die Situation seiner Arbeiterklasse Aufschluß verschaffen.

Die englische Arbeiterpartei hat bei den Wahlen ungewöhnlich schlecht abgeschnitten. Ursprünglich beabsichtigte sie in über 500 Wahlkreisen zu kandidieren und hoffte die absolute Mehrheit zu erhalten. Bald aber wurde man bescheidener. Man begnügte sich mit 300 Kandidaten und rechnete mit rund 100 Mandaten. Das Ergebnis blieb bekanntlich weit dahinter zurück. Allein gerade hierin liegt das Widerspruchsvolle. Es muß in kurzer Zeit sich für die Regierung selber als verhängnisvoll herausstellen, daß im ältesten Industrieland die Arbeiterklasse unter mehr als 700 Mandaten weniger als 70 besetzen konnte. Die Volkswirtschaft Englands blutet aus tausend Wunden. Die großen Probleme des Wiederaufbaus stehen vor der Nation. Dabei weiß man in England nur zu gut, daß die alte weltbeherrschende Stellung aus der Vorkriegszeit unwiederbringlich dahin ist. Schwerlich wird England wie bisher wieder der Weltverfrachter, der Weltgläubiger, der Weltschiffbauer, der Kapitaleporteur werden. Entscheidend wichtige Positionen hat es an die Riesenrepublik der Union abtreten müssen. Seine eigene Wirtschaft hat während des Krieges die tiefsten Umwälzungen erfahren. In diesem klassischen Lande des Individualismus hat die Verstaatlichung wichtigster Industriezweige ungeheure Fortschritte gemacht. Die Kartellierung und Trustierung, von der sich bis zum Kriege England freier gehalten hatte als andere Länder, ist jetzt zum charakteristischen Merkmal auch der englischen Industrie geworden. Ein sehr erheblicher Teil der noch von der Regierungskontrolle freien englischen Industrie ist gerade in der letzten Zeit durch vier große Trusts zusammengefaßt worden. Daneben geht eine ganz außergewöhnlich schnelle Verschmelzung im Bankwesen. Während es vor einem Jahre noch 11 Großbanken in London gab, sind es heute nur noch 5. In der Generalversammlung der London County, Westminster & Parr's Bank hat der Vorsitzende ausdrücklich die Bildung von Bankgruppen ebenso wie die Durchführung des Konsortialgeschäfts bei der Übernahme industrieller Engagements nach deutschem Vorbild angekündigt. In meinem Buche »Drei Jahre Weltrevolution« habe ich auf die Unterschiede der deutschen und englischen Bankentwicklung näher hingewiesen.

Alle diese Neubildungen und Umwälzungen, deren wirtschaftliche Folgen sich in ihrer Totalität erst später zeigen werden, haben in der Hauptsache zwei Gründe. Man rüstet sich auf den Konkurrenzkampf mit Amerika und auf die kommenden Arbeiterschwierigkeiten. Über die amerikanische Konkurrenz sei nur erwähnt, was Sir Edward Holding kürzlich zur Begründung der Konzentrationsbewegung im Bankwesen ausführte. Er sagte: »Bis Kriegsausbruch war London das Clearinghaus der ganzen Welt, durch das eine gewaltige Menge internationaler Geschäfte übermittlelt und erledigt wurde. Auswärtige Banken hinterlegten bei diesen Geschäften stets große Geldsummen in London. Jetzt sehen wir täglich, daß diese Geschäfte direkt und nicht mehr über London abgeschlossen werden. Amerika und Japan treiben ohne unsere Vermittlung Handel miteinander, das gleiche gilt von Südamerika und Spanien; die großen Geldsendungen zwischen beiden Ländern

werden ohne die Vermittlung Londoner Banken bewerkstelligt. Um in diesem Wettstreit unsere Stellung wahren zu können, bedürfen wir großer Banken.«

Soweit die Abwehr der kommenden Konkurrenz Amerikas. Was nun die bevorstehenden Arbeiterschwierigkeiten angeht, so ist sich die gesamte englische Industrie darüber klar, daß sie überaus ernst werden. Sie werden noch kompliziert dadurch, daß die Arbeiterpartei schon im November ihre Mitglieder aus der Regierung herauszog und als Oppositionspartei in den Wahlkampf trat. Als die bei weitem stärkste Oppositionspartei den Mandaten wie der Stimmenzahl nach ist sie aus ihm hervorgegangen. Und diese Partei hat es abgelehnt, mit Lloyd George zusammen die große Schicksalsfrage der englischen Volkswirtschaft, den Wiederaufbau, in die Hand zu nehmen. Dieses Riesenproblem aber im Kampfe mit der organisierten Arbeiterklasse zu lösen, ist eine absolute Unmöglichkeit. Der Entschluß der Arbeiterpartei war der schwerste Schlag, der den siegreichen Diktator treffen konnte, und man begreift, daß er bei dieser Kunde ausrief: »Das ist ja der helle Wahnsinn!«

Hier erheben sich sehr schwere Sorgen für Englands Zukunft. Das Wahlprogramm des Premierministers enthielt an erster Stelle die koloniale Zollbevorzugung, jedoch sollen Nahrungsmittel nicht aufs neue belastet werden. Ein Zoll auf Rohstoffe ist aber noch weniger angängig für einen Industriestaat wie England als ein Zoll auf Nahrungsmittel. Außer diesen beiden Artikeln bezieht aber England nichts Wesentliches aus seinen Kolonien. Der Industrie, besonders den neu errichteten Schlüsselindustrien, wurde Schutz und direkt auch Schutzzölle zugesagt. Den Arbeitern wurde Gewinnbeteiligung auf breiterster Grundlage in Aussicht gestellt, ebenso die Errichtung von Industrie- und Arbeiterräten (Joint Industrial Councils). Dies alles konnte jedoch die Arbeiterpartei mit Lloyd George nicht versöhnen. Er versprach noch, die durch den Krieg vernichtete Position der Gewerkschaften sollte wiederhergestellt und die hohen Kriegslöhne noch ein halbes Jahr ausgezahlt werden. Also eine wahre Trinkgeldpolitik. Die Arbeiterpartei verlangte demgegenüber schärfere Sozialisierungen, Teilnahme von Arbeitervertretern an den Friedensverhandlungen und Zulassung eines gleichzeitigen internationalen Arbeiterkongresses während des Friedenskongresses.

Der Konflikt zwischen Lloyd Georges und der Arbeiterpartei dürfte um so schärfer werden, je schwächer die Partei im Parlament und je stärker sie im Lande ist. Ob dieser Konflikt sich zu einer Bewegung entwickeln wird, die man Revolution nennen kann, muß man natürlich abwarten. Aber daß in einem »siegreichen« Lande sich keine Revolution erheben könne, ist eine völlig ungerechtfertigte Behauptung. Kein Mensch wird leugnen wollen, daß in Deutschland auch dann eine Revolution gekommen wäre, wenn wir nicht niedergebrochen wären, sondern unbesiegt den Kampfplatz verlassen hätten. Nichts hat das Aufkommen der deutschen Sozialdemokratie so begünstigt wie der siegreiche Krieg von 1870/71 und der ihm folgende Milliardensegens. Zudem aber ist es gerade vom Standpunkt der deutschen Revolution aus wichtig, daß das bisherige Gesellschaftssystem Englands in entscheidenden Zügen geändert werde. Bleibt in England alles beim alten, vollziehen sich dort nicht ebenfalls tiefgreifende soziale Umwälzungen, so schwebt die deutsche Revolution völlig in der Luft. Wir werden so viel »Freiheit« und so viel »Sozialisierung«, so viel Arbeiterfürsorge und Demokratie haben, wie es der räu-

berischen englischen Bourgeoisie paßt. Ob sich Errungenschaften wie der Achtfundentag und andere Dinge dann noch würden halten lassen, wäre eine große Frage. Wir hätten einen Sozialismus mit hoher obrigkeitlicher Erlaubnis des englischen Kapitalismus.

Der Einfluß des Rousseauschen „Gesellschaftsvertrages“ auf die französische Nationalversammlung 1789 bis 1791.

Von Heinrich Cunow.

I.

Dem großen Revolutionsdrama am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ging in Frankreich eine Periode geistiger Gärung voraus, die auf dem Gebiet der Gesellschafts- und Staatslehre vielfach zu ganz neuen Grundauffassungen, Thesen und Hypothesen gelangte. In den Geschichtswerken wird diese »vorrevolutionäre Sozialphilosophie« häufig als die Ursache der späteren Revolution bezeichnet. Daran ist nur so viel richtig, daß diese Philosophie aus einem anfänglich verhältnismäßig engen Kreise heraus mehr und mehr auf weite Kreise der Intellektuellen und schließlich auch der übrigen Volksschichten übergreift und in den Ausführungen der alsbald nach Einberufung der konstituierenden Nationalversammlung ausschließenden Revolutionspresse, den Parlaments- und Volksversammlungsreden eine große Rolle spielt; doch ist sie selbst nichts anderes als ein philosophisch-rationalistischer Niederschlag der sich im achtzehnten Jahrhundert vollziehenden Umwälzung des gesamten Lebensprozesses der französischen Gesellschaft und zeigt sich in stärkstem Maße durch die revolutionäre englische Staatstheoretik des siebzehnten Jahrhunderts beeinflusst, besonders durch John Lockes Schriften. Nur trägt sie von vornherein viel demokratischere und zugleich abstrakt-utopischere Züge als die Staatslehre Lockes: eine Tatsache, die sich aus dem wesentlich verschiedenen Charakter der englischen und französischen Revolution erklärt. In der englischen Revolution handelt es sich hauptsächlich um den Kampf des wohlhabenden Bürgertums und der verbürgerlichten Gentry — der eigentliche Feudalismus hatte schon vorher in den meisten englischen Landesteilen abgewirtschaftet — gegen die absolutistischen Ansprüche des Königtums und seiner Gefolgschaft, dagegen erfaßte die revolutionäre Strömung in Frankreich nicht nur die eigentliche Geschäftsbourgeoisie, sondern nach und nach fast den gesamten »dritten Stand« mit Einschluß der gelehrten Berufe und schließlich sogar einen beträchtlichen Teil der Bauern und Arbeiter. Nachdem 1789 die Revolution ausgebrochen war, drängten denn auch diese unteren Schichten alsbald die liberalen Feuillants und die Girondisten, die ausgesprochenen Vertreter des in den Handelsstädten sitzenden damaligen Geschäftsbürgertums und der wohlhabenden freien Berufe beiseite und richteten im Konvent die Herrschaft der kleinbürgerlichen und handarbeitenden Masse auf.

Der sozialphilosophische Theoretiker, der den größten Einfluß auf die französische Revolution und die staatsrechtlichen Argumentationen ihrer Wortführer ausgeübt hat, ist zweifellos Rousseau. Die Artikel der damaligen Presse und die in der ersten Nationalversammlung gehaltenen Reden sind geradezu gespickt mit Rousseauschen Anschauungen, Begriffen und Sen-

tenzen. Zunächst werden sie vielfach in ihrer ganzen Abstraktion vom wirklichen politischen Leben vorgetragen, bis sie dann im weiteren Verlauf der Revolution überall mit den Tatsachen dieses Lebens zusammenstoßen, sich mehr und mehr als Illusionen und ideologische Konstruktionen herausstellen und nun teils fallengelassen, teils von den verschiedenen Parteien ihren Zwecken und Zielen entsprechend umgebogen werden: ein für die Ideengeschichte sehr lehrreicher Prozeß, der gerade heute, wo wir vor ähnlichen »Umbiegungen« überlieferter Anschauungen stehen, auf Beachtung Anspruch hat.

Rousseaus »Gesellschaftsvertrag«.

Unter Rousseaus Schriften hat sicherlich der zuerst 1762 erschienene »Contrat social« (Gesellschaftsvertrag) den größten Einfluß auf die Revolutionsbewegung gehabt. Für Rousseau sind Staat und Gesellschaft dasselbe. Mit der Verbindung der einzelnen zum geselligen Zusammenleben entstehen nach seiner Ansicht zugleich Gesellschaft und Staat. Beide sind eins. Die Unterscheidung eines Althusius und Pufendorf, wonach der Staat erst die Folge eines wiederholten erweiterten Vertrags ist, dem notwendig die vertragsmäßige Zusammenschließung zu Familiengemeinschaften, Stammgemeinschaften, Landgemeinschaften usw. vorausgegangen sein muß, existiert für Rousseau ebensowenig wie die Anschauung jener damaligen englischen Sozialphilosophie, nach der die Staaten erst dadurch aus einer früheren primitiven Gesellschaftsformation hervorgegangen sind, daß die auf verwandtschaftlicher Verbindung beruhenden vorstaatlichen Gesellschaften (richtiger Gemeinschaften) sich als »politische Gesellschaften« konstituierten, indem sie sich einer bürgerlichen Regierung, einem »civil government« unterwarfen.

Rousseau holt die alte Vorstellung (über die selbst schon Aristoteles in seiner Kenntnis primitiver Lebensformen des Menschen als *zoon politikon* hinausgegangt war) von dem isolierten freigeborenen Menschen wieder hervor, der erst dadurch, daß er sich freiwillig mit anderen verbindet, zum geselligen Zusammenleben gelangt.

Aber kann denn der Mensch isoliert existieren? Nein, das sieht auch Rousseau ein, und so erklärt er denn, daß der Vereinigung zur Gesellschaft schon eine andere Art der Verbindung, die älteste und einzig natürliche, die Familienvereinigung, vorausgegangen sei. Aber unter dieser versteht er nicht, wie so mancher seiner mit ethnologischen Kenntnissen ausgestatteten Vorgänger, die Familiengemeinschaft, sondern die engste Einzelfamilie: Vater, Mutter und jene unmündigen Kinder, die noch des Vaters zu ihrer Erhaltung bedürfen. Sobald solche Versorgung nicht mehr nötig ist, löst sich nach seiner Behauptung sofort das natürliche Familienband. Bleiben trotzdem die Kinder in der Familienverbindung, so ist das keine natürliche Vereinigung mehr, sondern schon ein auf gegenseitiger Übereinkunft beruhender gesellschaftlicher Zustand.

Eigentlich entsteht also nach Rousseau die Gesellschaft gar nicht aus der Verbindung von freigeborenen Individuen, sondern aus der Vereinigung von Familien. Sie ist also eine Verbindung kleiner Vereinigungen zu einer größeren. So will Rousseau die soziale Vereinigung jedoch nicht aufgefaßt haben. Der Montesquieu'sche Satz, daß der Mensch stets in Gesellschaft gelebt habe, will ihm insolge seiner individualistischen naturrechtlichen Auffassung, nach welcher das Individuum die Grundlage alles Gesellschaftslebens,

daß individuelle Recht die Basis alles sozialen Rechtes ist, nicht in den Kopf, und so unterstellt er kurzweg, daß in der von ihm an den Anfang der sozialen Entwicklung gesetzten vaterrechtlichen Einzelfamilie nur der Mann ein eigentlich freies, zur Vertragsschließung qualifiziertes Individuum gewesen sei; Frau und Kinder gewissermaßen nur dessen unselbständige Anhängsel.

Aber kann nicht auch dadurch eine gesellschaftliche Vereinigung geschaffen werden, daß ein stärkeres Familienhaupt andere Familien unterwirft und sie von sich abhängig macht? Gewiß, das gibt auch Rousseau zu. Niemals aber kann nach seiner Naturrechtsauffassung daraus eine rechtsgültige Gesellschaft, ein gesellschaftlicher Rechtszustand hervorgehen; denn da der Mensch von Natur aus frei ist, also keiner eine natürliche Gewalt über seine Gleichen hat, so können auch Stärke und Gewalt, die nur ein physisches Vermögen, keine Rechtsinstitutionen sind, keinen Rechtszustand zwischen Menschen begründen, denn der Staat ist nun mal eine rechtliche Ordnung.

Wenn nicht der einzelne, so kann aber doch, wie Hobbes oder Grotius behaupten, ein Volk als Ganzes seine Rechte freiwillig an ein Oberhaupt, einen Monarchen, abtreten? Rousseau begegnet dieser Frage mit der Ausrede, wenn ein Volk sich an einen König verschenke, so müsse doch schon vorher ein Volk da sein, also bereits ein Zusammenschluß zur Gesellschaft vorausgegangen sein. »Deshalb würde es«, so meint er, »vor der Untersuchung des Aktes, durch welchen ein Volk sich einen König wählt, zunächst angebracht sein, die Handlung zu prüfen, durch die ein Volk zu einem Volk wurde«, denn da diese Handlung der anderen notwendigerweise vorausgehen müsse, so sei sie auch die eigentliche Grundlage der Gesellschaft.

Damit ist für Rousseau bewiesen, was er beweisen wollte: daß der Staat aus dem freien allgemeinen Willen aller Bürger hervorgegangen ist und deshalb auch der allgemeine Wille zu bestimmen hat, welche Regierungsmaßnahmen im Staate nötig sind. Auf die naheliegende Frage, wie das sogenannte natürliche Recht des isolierten Menschen mit dem gesellschaftlichen, beziehungsweise staatlichen Recht zusammenhängt oder inwiefern dadurch die Rechtsgültigkeit einer Monarchenwahl aufgehoben wird, daß dieser bereits gegenseitige Vereinigungsverträge unter den Gesellschaftsmitgliedern vorausgegangen sind, wie zum Beispiel Althusius, Bodin, Pufendorf usw. annahmen, läßt sich Rousseau nirgends ein.

Damit ist nicht gesagt, daß Rousseau annimmt, tatsächlich wären im Laufe der menschlichen Entwicklung bei dem Heraustrreten einzelner Gruppen aus dem Naturzustand immer wieder formelle Gesellschaftsverträge abgeschlossen worden. Der Akt des Zusammenschließens bisher zerstreuter Familien schließt nach seiner Auffassung ohne weiteres stillschweigend einen Vertrag ein. Die Frage, ob diese Unterstellung geschichtlich berechtigt ist, interessiert ihn gar nicht. Was der Staat in tatsächlicher, in historischer Hinsicht ist, scheint ihm nebensächlich; er sieht in ihm kurzweg eine rein rechtliche Bindung, und er fragt sich von seinem naturrechtlichen Standpunkt aus, von dem aus er ein Recht der Gewalt und des Zwanges nicht anerkennt, kurzweg: Wie anders kann denn eine solche rechtliche Bindung zustande kommen als durch freiwilligen Vertrag, ganz gleich, ob dieser nun stillschweigend erfolgt oder wirklich gemeinsam nach vorherigen Verhandlungen abgeschlossen wird?

In dieser Hinsicht unterscheidet sich Rousseaus Methodologie durchaus von der eines Hume, Adam Smith, Ferguson oder Linguet. Das Fundament der Staatstheoretik dieser Sozialphilosophen sind historische Entwicklungsfakten, wie sie sie sahen; die Grundlage der Rousseauschen Sozialphilosophie sind unterstellte ethisch-rechtliche Vernunftgrundsätze. Rousseaus Staat (Gesellschaft) ist nichts als ein Verein von Individuen, geschaffen zum Zweck, sich gegenseitig ihre natürlichen individuellen Rechte zu garantieren. Von dieser Rechtsficherung verschiedene staatliche Kollektivzwecke, besondere Staatszwecke, kennt Rousseau gar nicht. Deshalb faßt er auch (*Contrat social*, 1. Buch, 6. Kapitel) die Hauptfrage eines jeden Gesellschaftsvertrags in den Satz zusammen: »Wie findet man eine Gesellschaftsform, welche mit der ganzen gemeinsamen Kraft die Person und das Vermögen jedes Gesellschaftsglieds verteidigt und schützt und kraft dessen jeder einzelne, obgleich er sich mit allen vereint, gleichwohl nur sich selbst gehorcht und so frei bleibt wie vorher?«

Zwar stellt Rousseau die These auf, das Einzelinteresse hätte sich dem Gesamtinteresse einzufügen, die Gesellschaft hätte also das Maß der Freiheit innerhalb der gesellschaftlichen Grenzen selbst frei nach ihrem Ermessen zu bestimmen, aber diese Unterordnung des Individualinteresses unter den Gemeinwillen verlangt Rousseau nicht deshalb, weil er in dem Staat ein organisches Ganzes, eine sogenannte Staatspersönlichkeit mit eigenen besonderen Kollektivaufgaben und -zwecken sieht, eine Einheit, von der das Individuum nur ein untergeordneter Teil ist, sondern weil nach seiner Meinung dort keine staatliche Ordnung bestehen kann, wo der einzelne nicht an die Beschlüsse der Gesamtheit gebunden ist. Im Grunde genommen gilt ihm der Staat doch nur als bloßes Aggregat von Individuen, als eine Institution, die gewissermaßen nur des Individuums wegen da ist zur Sicherung seiner natürlichen Rechte.

Der Staat hat aus sich selbst denn auch nach Rousseau gar keine Rechte; er hat nur solche Rechte, die ihm von den einzelnen aus ihrem Rechtsbesitz durch gemeinsamen Willen übertragen sind — gewissermaßen übertragene Vereinsrechte. Diese Auffassung veranlaßt ihn verschiedentlich zu den absurdesten Konstruktionen. So stellt er zum Beispiel im 2. Buch, 5. Kapitel die Frage, wie denn der Staat seine verbrecherischen Mitglieder zum Tode verurteilen dürfe, da doch der einzelne selbst kein Verfügungsrecht über sein Leben habe, also auch ein Recht über Tod und Leben nicht auf den Staat übertragen könne.

Die seltsamste Konstruktion Rousseaus ist aber sein allgemeiner Gesellschaftswille oder Gemeinwille, seine »volonté générale«. Während zum Beispiel Hume und Ferguson den Staat als ein Konglomerat verschiedener Stände oder Klassen mit verschiedenen Interessen betrachten und annehmen, daß die Staatsleitung im wesentlichen ein Instrument der mächtigsten dieser Klassen ist, das heißt der Wille dieser Klasse der sogenannten Staatswillen bestimmt, kennt Rousseau nur, wie die Sozialtheoretik des Mittelalters, den Gegensatz des Individualwillens zum gesellschaftlichen beziehungsweise staatlichen Gesamt- und Allgemeinwillen. Daß es außerdem noch andere Arten von Kollektivwillen gibt: zum Beispiel Ständes- und Klassenwillen, bleibt außerhalb seiner Betrachtung. Noch weniger gelangt er zur Erkenntnis, daß der Wille, der als Gesellschafts- oder Staatswille die

Staatsleitung bestimmt, tatsächlich gar kein Allgemeinwille, sondern der Wille der im Staate herrschenden Schichten ist. So reduziert sich denn auch bei ihm der Kampf im inneren Staatsleben auf den Gegensatz zwischen Einzelinteressen und Gemeininteressen.

Was ist nun der Gemeinwille? Ist er der einstimmige Wille aller, ist er der Wille der Mehrheit? Keines von beiden. Der allgemeine Wille der Rousseauschen Soziallehre ist ein soziologisch-abstraktes unfaßbares und unbestimmtes Ding: er ist der gemeinsame Wille zum Wohl oder zum Besten des Ganzen.

Rousseau geht bei der Konstruktion dieses Gemeinwillens von folgender Unterstellung aus: Das Ziel des Gesellschaftsvertrags ist das allgemeine Wohl, daher ist denn auch der wahre Wille des Menschen in der Gesellschaft darauf gerichtet, das allgemeine Wohl zu fördern und damit zugleich auch sein eigenes Wohl. Dieser auf das Gesamtwohl der Gesellschaft gerichtete Wille aller Gesellschaftsmitglieder ist der Gemeinwille. Deshalb aber braucht der Gesamtwille keineswegs mit den Willen aller immer übereinzustimmen, denn erstens kann auch eine ganze Gesellschaft sich in bezug auf ihr Wohl irren, und zweitens wird dieser Gemeinwille oft durch den Sonderwillen der einzelnen, der nicht auf das Gemeinwohl, sondern auf ihr individuelles Interesse gerichtet ist, gestört und in falsche Richtung gedrängt. So führt denn auch Rousseau im 2. Buch, 3. Kapitel seines »Contrat social« aus:

»Aus dem Vorhergehenden ergibt sich, daß der allgemeine Wille beständig der richtige ist und immer auf das allgemeine Beste abzielt, daraus folgt jedoch nicht, daß Volksbeschlüsse immer gleich richtig sind. Man will stets sein Bestes, sieht jedoch nicht immer ein, worin es besteht. Das Volk läßt sich nie bestechen, wohl aber hinter das Licht führen, und nur dann scheint es Böses zu wollen.

Oft ist ein großer Unterschied zwischen den Willen aller und dem allgemeinen Willen; letzterer geht nur auf das allgemeine Beste aus, ersterer auf das Privatinteresse und ist nur eine Summe einzelner Willensmeinungen. Zieht man nun von diesen Willensmeinungen das Mehr und Minder, das sich gegenseitig aufhebt, ab, so bleibt als Differenzsumme der allgemeine Wille übrig.«

Aber wie ist durch dieses Abziehen des Mehr oder Minderen der Gemeinwille festzustellen? Auf solche Frage antwortet Rousseau nicht. Er stellt lediglich die Behauptung auf, daß wenn der Gemeinwille rein zum Ausdruck kommen soll, politische Partei-, Gruppen-, Vereinsbildungen nicht stattfinden dürfen, also der einzelne in seinem Verhältnis zur Gesellschaft isoliert bleiben muß (2. Buch, 3. Kapitel):

»Hätten bei der Beschlußfassung eines hinlänglich unterrichteten Volkes die Staatsbürger keine feste Verbindung untereinander, so würde aus der großen Anzahl kleiner Differenzen stets der allgemeine Wille hervorgehen, und der Beschluß wäre immer gut. Wenn sich indessen Parteien, wenn sich kleine Genossenschaften zum Nachteil der großen bilden, so wird der Wille jeder dieser Gesellschaften in Beziehung auf ihre Mitglieder ein allgemeiner und dem Staate gegenüber ein einzelner; man kann alsdann sagen, daß nicht mehr so viel Stimmberechtigte wie Menschen vorhanden sind, sondern nur so viele, wie es Vereinigungen gibt. Die Differenzen werden weniger zahlreich und führen zu einem weniger allgemei-

nen Ergebnis. Wenn endlich eine dieser Vereinigungen so groß ist, daß sie über alle anderen das Übergewicht davonträgt, so ist das Ergebnis nicht mehr eine Summe kleiner Differenzen, sondern eine einzige Differenz; dann gibt es keinen allgemeinen Willen mehr, und die Ansicht, die den Sieg davonträgt, ist trotzdem nur eine Privatan sicht.«

Deshalb will denn auch Rousseau keine Parlamentsherrschaft, da diese mit der Bildung von Parteien und Cliquen eng verbunden sei, andererseits aber der Gemeinwille durch erwählte Personen gar nicht vertreten werden könne. Die Abgeordneten können, wie er meint, nur als Bevollmächtigte zur Vorberatung von Gesetzen betrachtet werden; Entscheidungen dürften sie niemals treffen. Vielmehr sei jedes Gesetz, das von dem Volk nicht persönlich in Volksversammlungen bestätigt worden sei, eigentlich gar kein Gesetz, wie es denn auch falsch sei, das englische Volk, weil es zum Parlament wählen könne, für frei zu halten.

Wie soll nun aber in diesen großen, regelmäßig zu bestimmten Zeiten stattfindenden Volksversammlungen festgestellt werden, ob der vorgelegte Gesetzesvorschlag dem Gemeinwillen entspricht? Wenn nach Rousseaus Ansicht im Gesellschaftsleben nur jene Gesetze Geltung haben dürfen, die aus dem Allgemeinwillen hervorgegangen sind, dann müßte er, sollte man meinen, zum mindesten verlangen, daß auch nur jene Gesetze als angenommen gelten können, die a l l g e m e i n e Z u s t i m m u n g g e f u n d e n h a b e n. Aber Rousseau erkennt, daß dann kaum jemals ein Gesetz in den Volksversammlungen zur Verabschiedung gelangen würde, und so begnügt er sich mit der Forderung eines Mehrheitsbeschlusses (bei wichtigen Gesetzen einer größeren Mehrheit als bei nebensächlicheren). Aber die Mehrheit ist doch, ob größer oder kleiner, keine Allgemeinheit? Jawohl, entgegnet sophistisch Rousseau, denn eigentlich wollten jene, die gegen das betreffende Gesetz gestimmt haben, doch auch dasselbe wie die, die dafür stimmten, nämlich das allgemeine Beste — sie haben sich also nur bei der Abstimmung geirrt (3. Buch, 2. Kapitel):

»Jeder spricht durch seine Stimmabgabe seine Ansicht darüber aus, und aus der Berechnung der Stimmen geht die Darlegung des allgemeinen Willens hervor. Wenn mithin meine Ansicht der entgegengesetzten unterliegt, so beweist dies nichts anderes, als daß ich mich geirrt hatte und dasjenige, was ich für den allgemeinen Willen hielt, es nicht war. Hätte meine Einzelstimme die Oberhand gewonnen, so hätte ich etwas ganz anderes getan, als ich gewollt; gerade dann wäre ich nicht frei gewesen.«

Eine Argumentation, die freilich hinterher Rousseau selbst bedenkl ich vorgekommen zu sein scheint; denn er fügt hinzu: »Hierin liegt allerdings die Voraussetzung, daß die Stimmenmehrheit noch alle charakteristischen Kennzeichen des allgemeinen Willens an sich trägt.« Mit anderen Worten: die obigen Ausführungen Rousseaus gelten nur, wenn die Mehrheitsbeschlüsse tatsächlich als dem Allgemeininteresse, beziehungsweise Staatswohl dienlich zu erkennen sind. Aber wie, wann und woran sind sie als solche zu erkennen? Darauf fehlt jede Antwort.

(Schluß folgt.)

Li-tai-pe.¹

Von Edgar Hahnemwald.

Der Dichter ist beschämt. Die bleiche Stirn erröthet.
Ruhmloser steigt er in die Gruft

Als der, der tausend Menschen tötet. Li-tai-pe.

Der Schüler höherer Lehranstalten weiß, daß Schi-huang-ti um 240 vor Christi die vierte Dynastie begründete und den Bau der chinesischen Mauer vollendete. Er weiß, daß Dschingis Chan, der große Räuber, um 1206 nach Christi an der Spitze wilder Reiterhorden Nordchina unterwarf und das Reich der Chowaresmier vernichtete. Und wenn aus dem höheren Schüler längst ein höherer Beamter geworden ist, fällt doch in dem mit anderem Wissen beladenen Gehirn eine Klappe — aha! —, wenn der Name Dschingis Chan genannt wird. Aber wer ist Li-tai-pe? Dem Namen nach ein Chinese, unbekannt und nie gehört. Schicksal des Dichters: Ruhmloser steigt er in die Gruft als der, der tausend Menschen tötet.

Im Reiche seines eigenen Volkes allerdings ward ihm Unsterblichkeit. »Sein Volk vergöttete ihn und errichtete ihm einen Tempel; der kunstreichste der chinesischen Lyriker wurde auch der volkstümlichste. Noch heute geniesst er in China, dem klassischen Lande des Literatentums, ein Ansehen, wie es nicht einmal Goethe bei den Deutschen genießt. Während eifrige Kommentatoren fortgesetzt am Werke sind, seinen Versen spitzfindige, tiefinnige und geistreiche Erklärungen unterzulegen, singen junge und alte Burschen seine unsterblichen Lieder auf den Straßen.«

Nun wäre Gelegenheit, längste Vertrautheit mit Li-tai-pe und dem, was er war, »ununterbrochen so beiseite durchblicken zu lassen«. Der Anlaß, über ihn zu schreiben, ist auch nicht erst seit gestern gegeben. Schon vor längerer Frist erschien als 201. Bändchen der Inselbücherei eine Auswahl seiner Gedichte. Nachdichtungen von Klabund. Aber — Kerr gestand, als er über Niebergalls »Dallertich« schrieb: »Ich habe jedoch Donnerstag früh noch wenig von ihm gewußt.« Und er fügte hinzu: »Ein Professor hat gesagt: 'Wenn ich mich über einen Mann unterrichten will, schreibe ich ein Buch über denselben.' Es kann auch eine Kritik sein. Aber man muß es sagen.« Und auch ich gestehe: Ich habe bisher wenig, nichts von Li-tai-pe gewußt. Aber daß ich nun über ihn schreibe, geschieht weniger, um mich wie jener Professor über den Mann zu unterrichten, als vielmehr hingerissen von der unwiderstehlichen Lust, diese Gedichte irgendwo und vor irgendwem herunterzuspielen wie ein frohlockender Geiger und dabei entzückt zu sein wie E. T. A. Hoffmann, wenn er über Mozarts »Don Juan« saß und rief: »Ha — die ganze Welt ist darin — alles hat hier Stimme und allmächtigen Klang — Teufel...«

Das menschliche Bild des Dichters zeichnet Klabund im Nachwort des Bändchens knapp und verlockend: »Li-tai-pe lebte in China von 702 bis 763 nach Christi Geburt. Als ewig frunkener, ewig heiliger Wanderer wandert er durch die chinesische Welt. Kunstsinige Herrscher beriefen den erlauchten Vagabunden an ihren Hof, und oft genug erniedrigte und erhöhte sich der Kaiser zum Sekretär des Dichters: wenn Li-tai-pe nach einem Zechgelage ihm seine Verse im Morgengrauen in den Pinsel diktirte. Der Kaiser, der den Dichter und Menschen brüderlich liebte, machte ihn zum kaiserlichen Beamten, setzte ihm eine Rente aus und gab ihm als Zeichen seiner höchsten Gnade ein kaiserliches Prunkgewand zum Geschenk — für einen Chinesen damaliger Zeit die höchste Ehrung. Li-tai-pe schleifte das kaiserliche Gewand durch alle Gassen der Provinz und ließ sich an Abenden voll Trunkenheit als Kaiser huldigen. Oder er hielt, in des Kaisers Kleidern, rebellische

¹ Li-tai-pe. Nachdichtungen von Klabund. Nr. 201 der Inselbücherei. Leipzig, Insel-Verlag. Gebunden 1,10 Mark.

Ansprachen an die Trinkkumpane und das herbelgelaufene Volk. Er starb im Rausch, indem er bei einer nächtlichen Bootsfahrt aus dem Kahne fiel.»

Dieser erlauchte Vagabund war ein Dichter, auf dessen köstlicher Leiter alle Saiten klangen, die hellen und die dumpfen, die süßen und die herben, die lachenden und die weinenden, die schreienden und die verstummenden, die der auffauchenden Lebensfreude und die der tiefsten Ergriffenheit. Ein Zecher, ein begnadeter Trinker, der sich »einen Rausch, der kein Ende nimmt«, ersehnte und der von sich sang: »Unsterblich nur ist Li-tai-pe, wenn er besoffen«, war er doch befähigt, die zarresten Farben jungfräulicher Morgenröte, den hinsterbenden Vogellaut am Abend, das leise Wehen eines Blattes, die Spiegelung eines Pavillons im erschauernden Teich, den süßwelken Duft einer hingewehten Pflaumenblüte in Bildern zu fassen, deren überraschende Eindringlichkeit des Erlebens an die raffiniert einfache Kunst japanischer Pinselzeichnungen gemahnt. Und man meint fast, eines dieser auf zartestem, leichtestem Reispapier so simpel und sicher hingetuschten Blätter in Händen zu haben, wenn man diese Verse liest:

Im Herbst kreist einsam überm grauen Weiher
Von Schnee bereift ein alter Silberreier.
Ich stehe einsam an des Weiher's Strand,
Die Hand am Blick, und äuge stumm ins Land.

Die ganze wehmütige, herb-süße Abschiedsstimmung des Herbstes fängt er in zwei knappen Zeilen ein:

Die kleinen Wandervögel schon entfalten
Die Flügel herbstlich ihrer Heimat zu.

Und wie zart, wie hingekupft und wie bezwingend ist dieses Frühlingsbildchen:

Nun drückt der Schnee nicht mehr die Birnenzweige,
Der Frühlingswind erwacht im Weidenstrauch.
Der Vogel Ung stimmt seine helle Weige,
Die Schwalbe fliegt vom Dach wie grauer Rauch.

Immer wieder beglückt dieses innige Erleben der umgebenden Natur in seinen Liedern. Klang, Duft und Farbe einer ganzen Landschaft leben in einem Verse auf:

Ein Vogel singt in blühenden Geweben.

Uner schöplich quellen ihm die Bilder zu, und immer sind sie gefunden, nie gesucht: »Der Frühling bläst das Weidenlied«; »Es hat der Abend seine Neze ausgespannt«; »Der Mond beschwagt leichtfertig allerlei Gewölk«; »Und Blütenzweige streifen wolkg meine Wange«. Er selbst findet einmal für seine Kunst, deren Früchte er, wie ein glücklicher Verschwender das Gold, verstreut, das zarte Bild:

Ich werfe Verse auf die leuchtenden Papiere,
Als seien Pflaumenblüten in den Schnee gestreut.

Aber in seinen Versen lebt nicht nur das innigste Naturgefühl. In ihnen pulst auch die Kraft, atmet die Tiefe. Aus ihnen spricht ein Mensch, dem Leiden und Lust gleich vertraut waren. Li-tai-pe hat Kriegslieder, Lieder gegen den Krieg gedichtet, die aus der Vergangenheit des achten Jahrhunderts zu uns sprechen, als hätte sie ein Dichter der Gegenwart geschaffen. Schlacht und tief ergreifend spricht Frauenschmerz auch unserer Tage aus diesem Gedicht:

Schreie der Raben.

Vor der Stadt, die sommerlich im gelben Staube wirbelt,
Rasten Raben abends auf den Bäumen. krächzen, schaukeln.
Junge Frau des Kriegers, die an seidenen Fäden zwirbelt,

Hört die Raben schreien und steht, wie auf den Fenstervorhang müde sich die abendroten Strahlen legen.

Ihre Nadel sinkt; sie denkt an ihn, den ihre Wünsche wild umgaukeln.

Schweigend sucht und einsam sie ihr Bett, und ihre Tränen fallen heiß wie Sommerregen.

Der weiße Schrecken der Winterschlacht in Masuren, der Gipfelkämpfe im Gletschereis der Alpen grinst noch einmal aus den Versen des »Winterkrieges«:

Wir frieren mit den Pferden am Wege fest.

Manchem werden eiserne Beine abgeschnitten

In den Stiefeln. Augen erfrieren wie Glas.

Wohl dem, der unterm Schneeweiß schläft, zu Tod gebräunt.

Wir Bettler. Unfre Kleider sind zerseht.

Fels starrt wie Eis, und Eis wie Gestein.

In Spiralen dreht sich zuckend der Paß.

Sündlich klettern wir den Mond hinauf.

Immer wieder malt er die Greuel des Krieges und den Ekel vor ihnen in starken, knappen Bildern:

Es gab ein großes Fischsterben heut im See.

Das goldne Schwert in meiner Scheide

Ist dunkelrot und klebrig wie Gelee.

Und ein andermal:

Es schlingen Eingeweide sich von Baum zu Baum in Schnüren,

Die Raben krächzend auf die Zweige führen.

Maßlos, ins Unheimliche gesteigert steht »der große Räuber« vor der Phantasie wie der eisengesclenkte, blutbeibewaffnete Gott des Krieges selbst, wenn er ihn schildert: »... fängt er Sterne wie Fliegen, umarmt einen Regenbogen«. Und: »Nach ewigen Herbstn noch fahren Kinder entsezt aus den Betten, träumen sie von Si-ling und Tschü-hai.« In beseligten Rhythmen besingt er den Frieden und schleudert dem Kriege, dem Mordrausch, der sich in Fahnen wie in Gewänder häßt, seine Flüche zu:

So sei verflucht der Krieg! Verflucht das Werk der Waffen!

Es hat der Weise nichts mit ihrem Wahn zu schaffen.

In starker Inbrunst liebte er das Leben, und seine Verse quellen über, wo seine Lebensfreude singt. Seinen Liedern, gesungen zum Preise des Weines, haben wir nicht viel an die Seite zu stellen. Mir fällt nur Christian Günther ein, der so stark wie er um die Lust, erhöht durch Schauer, wußte. Die Trinklieder Viktor v. Scheffels muten an wie Tabaksqualm und Platttheit eines Bierphilisterabends neben dieser Aufforderung zum Trinken, wie sie wohl hingeebener, beschwingter nie gesungen wurde:

Trinke dreihundert Becher guten Wein,

Und du wirfst der Gattin Sorge ledig wie ein Junggeselle sein.

Groß ist die Zahl der Schmerzen und die Zahl der Becher klein:

Es bleibt nichts übrig, als ewig betrunken sein!

Und allumfassend bricht er aus:

Man spalte einen rotgesoffenen Hummer!

Man spalte das Leid, man spalte die Qual und den Kummer!

Wir saugen sie aus bis auf die harten Schalen und häufen sie mit den Hummerscheren zu heiligen Hügeln —

Laßt trunken uns die Nacht mit ewigen Flügeln überflügeln!

In einem der schönsten Lieder Christian Günthers fordert er die Freunde auf, ihn halb berauscht ins Bett zu führen und sein Freudenmädchen zu rufen. Und mitten drin steht gehämmert und hart das Bibelwort: Es ist, als flöhen wir davon. Ähnliche Klänge tiefsten Wissens um alle Vergänglichkeit fassen auch bei Li-fai-pe inmitten aller Blut jäh und kühl ans Herz. Ein Gedicht »Der ewige Rausch« beginnt wie ein Gebet:

Herr, vom Himmel nieder in das Meer
Raft der große gelbe Strom in betäubendem Schwung.
Keine Welle weiß von einer Wiederkehr.

Und dann, noch einmal von gläubigem Gebetsston unterbrochen, stürmt es jauchzend auf:

Schmeiß die Taler zum Fenster hinaus, es wird sie schon wer zusammenschippen.
Im Schläfe fällt kein Vogel aus dem Nest.
Heute will ich auf einen Hieb dreihundert Becher kippen!
Schlachtet den Hammel und sauft und freßt!

Er wirft sich dem Leben in die Arme und weiß sich doch mit fremder Qual beladen:

Wie eine Kette klirrte an den Ufern
Metallgeschweißte der Affen Schrei um Schrei.
An welchen Bergen, welchen Klagerufern
Trieb nicht mein Segel süßlos schon vorbei....

Stärker, überwältigender noch strömt das Miterleben jeglichen Leides aus dem prächtigen »Liede vom Kummer«, in dem sich die ganze seelische Spannweite dieses Dichters ermessen läßt. Es ist von sprechender Kraft: Die Bechergenossen sitzen zum Weine versammelt. Aber der Dichter dämpft ihre allzu leichte Bereitschaft und singt ihnen das Lied vom Kummer:

Der Wirt hat Wein. Aber er soll noch nicht die Becher bringen.
Ich will erst noch das Lied vom Kummer singen.
Wenn der Kummer kommt, Lied und Lachen stirbt,
Niemand weiß, wie tote Grille zirpt.
O — he ... O — he ...

Und wieder mit der Eindringlichkeit eines in tiefer Gläubigkeit hingezwungenen Beters spricht er auf die Stillgewordenen, Ergriffenen ein — ewige Tiesen rauhen in den einfachen Worten:

Wie lange werden wir uns des Goldes und des Weines erfreuen können?
Hundert Jahre sind wenig. Hundert Jahre sind viel.
Leben und Sterben ist einzig des Menschen Ziel.
O — he ... O — he ...

Dann folgt ein Bild. Grotesk, gespenstisch zunächst. Und mit einem Male schroff-ergreifend, unbarmherzig erschütternd. Die unsägliche Qual aller Kreatur, die erbärmliche Tragwürdigkeit alles Seins, die Verlassenheit mitten im Leben machtvoll in eine Zeile gepreßt:

Seht dort unten, wo der Mond sich gelb zu schaffen
Macht, seht zwischen Gräben einsam dort den Affen!
Wie er friert und hockt! Wie er heult und schreit!

Und nun, beladen mit dem Wissen um den Kummer, bewußt den bitteren Geschmack des Leides auf den Lippen, ausbrechend in brünstigem Drang, das Leben trotz allem und allem zu lieben und zu leben:

Brüder, schenkt ein! Herunter den Becher in einem Zug! Zum Trinken ward's Zeit... O — he!

Man faltet die weißen Flügel des kleinen Buches zu, ergriffen, durchrüttelt, beglückt, von unsäglichlicher Freude erfüllt. Langsam gleitet das Bewußtsein zurück in die krasse Wirklichkeit dieser Lage, die auch uns ein ehernes Lied vom Kummer singen — stark und ungebeugt will man sie tragen, den Blick auf zukünftige Horizonte gerichtet. Und wie beruhigender Pendelschlag der Ewigkeit vertropfen die Worte:

Alle Wolken gingen
über See.
Und die Vögel schwingen
Wie Gelächter über fernem Land.
Nur King-
Ling,
Der spitze Berg,
Und der Zwerg
Li-tai-pe
Sind beständig, stehen, ragen unverwandt.

Literarische Rundschau.

Martin Spahn, **Die Großmächte**. Richtlinien ihrer Geschichte. Maßstäbe ihres Wesens. 258 Seiten. Mit 6 Karten. Berlin 1918, Verlag Ullstein. Preis 5,50 Mark.

Wenn sich auch nicht viel dagegen wird einwenden lassen, daß Autoren, die uns neue Erkenntnisse erschließen, sich für diese auch neue Ausdrücke prägen, obwohl dadurch zumelst das Erfassen ihrer Gedanken vorerst erschwert wird, so wird andererseits jeder Leser eine neue Terminologie geradezu als störend und verwirrend empfinden, wenn hinter ihr neue Erkenntnisse gar nicht stehen. Der Gebrauch neuer Ausdrücke ist es nun vornehmlich, was die Lektüre des neuen Werkes von Martin Spahn über die Großmächte ganz außerordentlich erschwert. Der Autor, der sowohl als Historiker der Straßburger Universität wie auch als Politiker und Publizist weiteren Kreisen bekannt geworden ist, unterscheidet zunächst zwischen extensiver und intensiver »Raumpolitik« und verwirrt dann den Leser noch durch Ausdrücke wie »räumefressende« und »räumewertende und -hegende« Politik. Erst allmählich kommt der Leser dahinter, welche Ideen sich hinter diesen Ausdrücken verbergen. Unter »extensiver Raumpolitik« oder »räumefressender« Politik versteht der Verfasser den territorialen Ausdehnungstrieb der Staaten, von dem er behauptet, daß »die Staaten aufhören müßten, zu sein«, wenn sie ihn jemals verlieren würden. Spahn hat also in seinem Buche für die uns aus der Geschichte und politischen Praxis nur allzusehr bekannte Eroberungspolitik lediglich einen neuen Namen geprägt. Ein tieferer Einblick in die Triebkräfte jener Eroberungspolitik wird uns aber von Spahn nicht gegeben. Im Gegenteil. Indem er die eigenartige Eroberungspolitik der größeren Territorialstaaten, die schließlich in den Nationalstaat ausmündete, und die ganz anders geartete Eroberungspolitik der großen Mächte, die zur Entstehung starker Wirtschaftsimperien führte, als etwas im Grunde Gleichartiges hinstellt, gelangt er zu einer begrifflichen Vereinfachung der Erscheinungen der Eroberungspolitik, die der vielgestaltigen Wirklichkeit durchaus nicht gerecht wird.

Auch für die in diesem Kriege besonders scharf zutage tretende Erscheinung, daß die Eroberungspolitik der Ententemächte sich nicht auf Europa beschränkt, sondern fast mit der Gesamtheit der Erdkugel rechnet, hat Spahn kein richtiges Verständnis. Für ihn ist die auf die Errichtung eines Nationalstaats gerichtete Eroberungspolitik Serbiens und der Welteroberungsgedanke des britischen Imperia-

lismus, der sich — um mit Kjellen zu sprechen — wirtschaftlich die Aufgabe gestellt hat, die Kontrolle über die Welt, über die Rohstoff- und Absatzgebiete der Erde zu erlangen, und der zugleich den Traum der Puritaner, das Gottesreich auf Erden unter englischer Flagge verwirklichen möchte, eines und dasselbe, nämlich »räumfressende Politik«. Auch hinter dem Spahn'schen Ausdruck »intensive Raumpolitik« oder »räumwertende und -hegende Politik« verbirgt sich keine neue Idee, keine tiefere Einsicht in die Gründe des Aufstiegs und Niedergangs der Großstaaten, sondern lediglich die reichlich alte Erkenntnis, daß durch eine auf die Entwicklung der produktiven Kräfte des Landes gerichtete Volkswirtschaftspolitik die Macht des Staates außerordentlich gehoben werden kann. Indem Spahn dort, wo andere Autoren von Volkswirtschaftspolitik reden, von Raumpolitik spricht, entsteht jedoch der Nachteil, daß dem Lande, seinen Erdschätzen, seiner Fruchtbarkeit und Verkehrslage eine zu große, den produktiven Kräften der Bevölkerung dagegen, ihrem Fleiß, ihrem technischen Können, ihrer ökonomischen Disziplin eine zu geringe Bedeutung beigelegt wird. Befremdend wirkt auch die übertriebene Werthschätzung, die Spahn dem territorialen Gewinn der Großmächte auf dem Kontinent zollt, während kolonialer Zuwachs von ihm wohl als Kraftquelle für den Staat anerkannt, aber im Grunde doch nur als geringwertig veranschlagt wird. Die von vielen deutschen und englischen Historikern mit gutem Grunde hervorgehobene Tatsache, daß die zahlreichen Kriege der festländischen Großmächte am Rhein, die aber seit 1660 nur zu ganz geringfügigen Gebietsverschiebungen geführt haben, im Grunde lediglich das Resultat hatten, die englische Weltherrschaft zu begründen, findet bei Spahn kaum eine Erwähnung. Seeley und Schmoller, die übereinstimmend dargelegt haben, daß England im achtzehnten Jahrhundert das »größere Frankreich« in Amerika und Asien für sich am Rhein eroberte, scheinen für Spahn gar nicht zu existieren. Im Gegensatz zu Schmoller, der den Kontinentalvölkern die Sinnlosigkeit einer Politik vor Augen führte, bei welcher eine Kontinentalmacht der anderen verhältnismäßig geringfügige Territorien »wegzufressen« suchte, währenddessen England jedoch in anderen Weltteilen immer gewaltigere Landmassen ungestört verschlucken konnte, sucht Spahn seinen Lesern die verderbliche Auffassung zu suggerieren, daß von solchen Eroberungen das Gedeihen und die Zukunft Deutschlands als Großmacht abhängt. Sieht man nun aber von der Tendenz des Spahn'schen Buches ab, die auf eine reichlich mystische Glorifizierung der überlebten kontinentaleuropäischen Annexionspolitik hinausläuft, so können diejenigen Kapitel, die sich mit der auswärtigen Politik der Großmächte in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege beschäftigen, als recht belehrend bezeichnet werden. Auch die kritischen Ausführungen des Verfassers über die auswärtige Politik Deutschlands vor dem Kriege verdienen Beachtung. Im ganzen ist die Arbeit Spahn's jedoch mit großer Vorsicht aufzunehmen; insbesondere kann sie aber von uns als eine objektive Einführung in die auswärtige Politik nicht anerkannt werden. Lwg.

Otto Klein, Die deutsche Schulreform der Zukunft. Tatsächliches und Grundsätzliches zur Einheitschulfrage. 190 Seiten. Köln 1917, Verlag von J. P. Bachem. Gebunden 3 Mark, gebunden 4,20 Mark.

Die Agitation des Zentrums für seine politischen und kulturellen Ziele hat auch während der vier Kriegsjahre nicht ausgesetzt. Der nämliche Dr. Karl Hoeber, Chefredakteur der »Kölnischen Volkszeitung«, der den Plan einer unter klerikaler Leitung stehenden »rheinisch-westfälischen Republik« ausgeheckt hat, hat unter dem harmlosen Titel »Zeit- und Streitfragen« eine Reihe Schriften herausgegeben, in denen er selbst — man beachte die folgende Zusammenstellung! — den Charakter des deutschen Zentrums, den »Papst und die römische Frage« und — »Englands Kriegs- und Blutschuld vor dem Richterstuhl der Geschichte« behandelt. Nr. 9 dieser Schriftenreihe bildet die vorliegende Schrift. Liest man bloß das Vorwort sowie

das ausführliche Inhaltsverzeichnis, so bekommt man zunächst den Eindruck einer vorherrschend sachlichen, mit reichlichem Material versehenen Darlegung. Blickt man indessen genauer hinein, so erscheinen hinter den Sammetpfötchen die Krallen. Insbesondere dem sozialistischen Einheitschulplan, in dem der Verfasser mit richtigem Instinkt den grundsätzlichen und entschiedensten Gegner seiner eigenen Gedanken wittert, gilt seine Gegnerschaft nicht bloß (das wäre natürlich), sondern auch sein Haß. Da wird uns »Massenfäng«, »Lehrerfäng«, »materialistische Kulturauffassung«, Entrechtung der Eltern, zwangsweise Gleichmacherei und materialistische Einheitszerziehung der »roten Zukunftsschule« vorgeworfen (S. 65 ff.). Insbesondere »seht Schulz inmitten der roten 110 im Jahre 1912 in den Reichstag eingezogen ist, nutzt er dort jede Gelegenheit aus, wieder ein Steinchen aus dem heutigen Schulbau herauszureißen und den Boden für seine Einheitschule zu bereiten« (S. 73). Überhaupt die »nationale Einheitschule« ist der Feind; das wird S. 100 f. offen zugegeben. Denn auch das Erziehungsideal der liberalen Lehrerbewegung weicht vom sozialistischen nicht allzu weit ab (S. 76), ist bloß weniger konsequent (S. 189); womit der Verfasser ja im Recht ist. Nun erkennt zwar unser Neumieder oder Koblenzer Lehrer Klein gnädigerweise auch im Einheitschulgedanken einen »berechtigten Kern« an, aber seine »organische Weiterbildung« ruht doch auf den »von katholischer und positiv-evangelischer Seite in Parlament, Presse und Vereinen vorgelegten Reformplänen« auf dem Grunde der »christlichen Staatsidee«. Das sachliche Material ist ziemlich reichhaltig; ja, es überwuchert sogar vielfach die nicht gerade in die Tiefe gehenden, meist aus zweiter Hand geschöpften »grundständlichen« Ausführungen. Der griechische bezw. englische Unterricht auf den Reformatoryn bezw. -realgymnasien beginnt nicht erst, wie S. 87 gesagt wird, auf der Oberstufe, sondern schon in Untersekunda. Auf die Sache selbst, das ist die Neugestaltung unseres Unterrichtswesens an Haupt und Gliedern, wird später einzugehen sein, sobald die jetzt näherliegenden dringenderen Dinge ihre Erledigung gefunden haben. Nur wird »organische Weiterbildung« der deutschen Schule, die nach einem Leitfaden des Verfassers »im Weltkrieg die Feuerprobe ihrer Bewährung bestanden« haben soll, nicht genügen. Wir halten es dementsgegen lieber mit dem von Klein (S. 189) als abschreckendes Beispiel zitierten Kant, der schon vor vier Menschenaltern urteilte: »Es ist vergeblich, das Ziel des menschlichen Geschlechts von einer allmählichen Schulverbesserung zu erwarten. Sie müssen umgefaßt werden, wenn etwas Gutes aus ihnen entstehen soll, weil sie in ihrer ursprünglichen Einrichtung fehlerhaft sind.... Nicht eine langsame Reform, sondern eine schnelle Revolution kann dies bewirken.«

K. W o r l a n d e r.

Dr. A u g u s t B u s c h, Geschlechtskrankheiten in deutschen Großstädten. Auf Grund einer Erhebung des Verbandes deutscher Städtestatistiker bearbeitet. Breslau 1918, W. G. Korn. 42 Seiten.

Diese Schrift bietet zuerst einen Überblick über die Ergebnisse der wichtigeren früheren Erhebungen zur Feststellung des Umfangs der geschlechtlichen Erkrankungen in Deutschland, dann werden Fragen der Erhebungsmethodik erörtert und darauf auf S. 17 bis 42 die Ergebnisse der Erhebung der deutschen Städtestatistiker dargelegt. Sie bezweckte, die Häufigkeit der Geschlechtskrankheiten in allen deutschen Großstädten zu ermitteln. Es wurde daher die Zahl der vom 20. November bis 20. Dezember 1913 in ärztlicher Behandlung gewesenen Geschlechtskranken zu ermitteln versucht, derart, daß jede behandelte Person nur einmal zu zählen war. Über die Befestigung der Ärzte an der Erhebung werden zahlenmäßige Nachweisungen nicht gemacht; es wird nur bemerkt, daß diese Befestigung, soweit Angaben vorliegen, größer als bei früheren staatlichen Erhebungen war. Die 37 Großstädte hatten rund 13,3 Millionen Einwohner. Die Zahl der ermittelten Geschlechtskranken war 73 218, so daß also auf je 1000 der Bevölkerung 5,5 Geschlechtskranke kamen. Einen Anhalt, wie die Häufigkeit der Geschlechtskrankheiten in den Groß-

städten seit dem Jahrhundertbeginn zugenommen hat, ergibt ein Vergleich mit der preussischen Erhebung von 1900, die sich auf 20 Großstädte mit 3 305 000 Einwohnern erstreckte. Dieselben Städte wurden von der Erhebung im Jahre 1913 wieder erfaßt und hatten im letztgenannten Jahre 4 659 000 Einwohner. Die Zahl der Geschlechtskranken war 1900 12 000, 1913 aber 23 400. Während also die Einwohnerzahl der 20 preussischen Großstädte um rund 41 Prozent zunahm, vermehrte sich die Zahl der Geschlechtskranken um 95 Prozent. Auf 1000 Einwohner kamen 1900 3,6 und 1913 5 Kranke. Die Untersuchung der deutschen Städtestatistiker von 1913 erfaßte folgende Geschlechtskrankheiten: Gonorrhöe, Ulcus molle und Syphilis; von den ermittelten 73 218 kranken Personen litten 36 873 oder 50,4 Prozent an Gonorrhöe, 3373 oder 4,6 Prozent an Ulcus molle und 32 972 (45 Prozent) an Syphilis. In Privatpraxis und Polikliniken behandelt wurden 60 126 Kranke oder 82,1 Prozent, in Krankenanstalten — ohne Militär Lazarett — 13 092 oder 17,9 Prozent.

Hierzu sagt Dr. Busch: »Welche Gefahr für die Allgemeinheit darin besteht, daß sich rund vier Fünftel aller Kranken ohne direkte Überwachung befinden, bedarf keiner besonderen Erläuterung; demgegenüber würden aber bei einer weitergehenden Anstaltsbehandlung Fragen wirtschaftlicher Natur von weittragender Bedeutung in die Erscheinung treten.«

Die örtliche Häufigkeit der Geschlechtskrankheiten hängt von mancherlei Umständen ab, zum Beispiel von der Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse, der Größe des Fremdenverkehrs, dem Altersaufbau der Bevölkerung usw., doch konnten im Rahmen der Arbeit der deutschen Städtestatistiker Untersuchungen hierüber nicht vorgenommen werden. Die Zahlen zeigen jedoch klar, daß die Häufigkeit der Geschlechtskrankheiten mit zunehmender Bevölkerungszahl der Städte steigt. Eine Ausnahme davon macht Groß-Berlin, woran anscheinend die Zusammenlegung der in ihrem Charakter so ganz verschiedenen Orte Schuld trägt. Die Zahl der Geschlechtskranken auf je 1000 Einwohner betrug:

In 4 Städten mit höchstens	100 000 Einwohnern	3,4
- 15 über	100 000 bis 200 000	4,3
- 6	200 000 - 300 000	5,0
- 6	300 000 - 500 000	5,1
- 2	500 000 - 600 000	6,5
- 2	600 000 - 700 000	7,2
- Hamburg rund 8, in Berlin rund 6.		

Über 68 797 Personen lagen Angaben des Geschlechts vor; 52 180 waren männlichen und 17 617 weiblichen Geschlechts (75 und 25 Prozent). Der Anteil der männlichen Kranken an der Gesamtzahl nimmt mit der Größe der Städte ab, und dementsprechend nimmt derjenige der weiblichen Personen zu. Bei den an Gonorrhöe Erkrankten ist der Anteil der weiblichen Personen geringer als bei den an Syphilis Erkrankten. Während bei der Gonorrhöe rund ein Fünftel der Erkrankten weiblich ist, ist unter den Syphiliskranken rund ein Drittel weiblichen Geschlechts. Beachtenswert ist die Feststellung, daß sich unter den kranken Frauen mehr Verheiratete befinden (37,5 Prozent) als unter den kranken Männern (30,4 Prozent).

Jeder, der an der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten Interesse nimmt, sollte das in der vorliegenden Schrift dargebotene reichhaltige Zahlenmaterial eingehend studieren. Es ist daraus viel Nützliches zu erfahren. S. F.

Notizen.

Amerikas Handelsentwicklung. Für das Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten von Amerika hat sich der Krieg als ein höchst günstiger Entwicklungsfaktor erwiesen. Industrie, Bankwesen, Außenhandel, Schifffahrt haben sich mächtig

entfallte. Besonders hat der Ein- und Ausfuhrhandel einen mächtigen Aufschwung genommen. Die größte Zunahme der Ausfuhrziffern fällt jedoch in die Jahre 1916 und die erste Hälfte des Jahres 1917. Seit Amerika selbst in den Krieg eingetreten ist, sind die Ausfuhrziffern, da nun die Kriegsindustrie einen wesentlichen Teil der bislang in der Exportindustrie tätigen Kräfte in Anspruch nahm, nicht unerheblich zurückgegangen. Im Jahre vor Beginn des Weltkriegs, dem Rechnungsjahr 1913/14, stellte sich die Gesamtausfuhr der Vereinigten Staaten erst auf 2364 Millionen Dollar; im Jahre 1916/17 hatte sie die enorme Summe von 6290 Millionen erreicht, ist aber im letzten Rechnungsjahr wieder auf 5928 Millionen gesunken. Dagegen hat die Gesamteinfuhr auch im Jahre 1917/18 noch zugenommen. Vor dem Weltkrieg, im Rechnungsjahr 1913/14, betrug sie nur 1891 Millionen Dollar, 1916/17 schon 2669 Millionen und 1917/18 gar 2956 Millionen.

Wie enorm sich der Außenhandel der nordamerikanischen Union innerhalb des letzten Jahrzehnts entwickelt hat, lehrt am besten ein Vergleich mit den Zahlen von 1908/09. Damals stellte sich die Gesamteinfuhr auf nur 1312 Millionen Dollar, die Gesamtausfuhr auf 1603 Millionen, der Überschuß der Ausfuhr über die Einfuhr also auf 291 Millionen Dollar. Im Jahre 1916/17 waren Ein- und Ausfuhr zusammen auf 8959 Millionen Dollar gestiegen, und der Ausfuhrüberschuß allein betrug 3521 Millionen, weit mehr als acht Jahre vorher der ganze Außenhandel der Union. Selbst im Jahre 1917/18 betrug trotz des vorläufigen Rückganges der Ausfuhr der Gesamtaußenhandel noch immer 8884 Millionen Dollar, der Ausfuhrüberschuß 2972 Millionen.

In allen Erdteilen hat der Ausfuhrhandel der Vereinigten Staaten seine Absatzmärkte vergrößert und ausgedehnt, selbst in Afrika. Von dem amerikanischen Export gingen nämlich nach (die angegebenen Werte verstehen sich in Millionen Dollar):

	1913/14	1916/17	1917/18	Unterschied gegen das Vorjahr
Europa	1487	4325	3738	— 587
Nordamerika	529	1164	1238	+ 74
Südamerika	125	260	315	+ 55
Asien	113	380	448	+ 68
Australien	84	111	134	+ 23
Afrika	28	53	55	+ 2

Mit den einzelnen Ländern Europas gestaltete sich im Laufe der Kriegsjahre der Handel (Ausfuhr und Einfuhr) folgendermaßen:

	Ausfuhr			Einfuhr		
	1913/14	1916/17	1917/18	1913/14	1916/17	1917/18
England	594	2048	1995	294	308	190
Frankreich	160	1012	891	141	108	76
Italien	74	360	478	53	46	30
Holland	112	109	11	36	32	16
Norwegen	9	82	25	9	7	3
Schweden	15	45	4	12	24	11
Dänemark	16	57	5	3	2	—
Spanien	31	77	67	25	37	25
Belgien	61	37	91	41	1	—
Rußland (in Europa) . . .	30	428	117	21	5	—
Griechenland	1	21	3	4	7	—
Schweiz	1	22	17	25	20	18

Die Gegenüberstellung zeigt zugleich, wie Englands und Frankreichs Versorgung mit Nahrungsmitteln und Fabrikaten mehr und mehr von Amerika abhängig geworden ist.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 17

Ausgegeben am 24. Januar 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Staats-Neubau.

Von Hans Brinckmann.

Die Feindschaft gegen den Staat hat, von Lassalle und seiner engeren Anhängererschaft abgesehen, stets in der deutschen Sozialdemokratie einen breiten Resonanzboden gefunden, wenn auch die direkte Verneinung der Existenzberechtigung des Staates und die daraus gezogene Forderung seiner baldigen Ersetzung durch eine Vereinigung freier autonomer Wirtschaftskommunen auf relativ kleine anarchistisierende Kreise beschränkt geblieben ist. Die Staatsregierung wurde häufig einfach mit dem Staat identifiziert und über die Tatsache, daß der Staat, historisch betrachtet, eine aus Klassenschichtung hervorgegangene und auf ihr beruhende Herrschaftsorganisation ist, die andere Tatsache übersehen, daß er, wie Marx sagt, eine »Einrichtung der Gesellschaft« ist, ihr »tätiger, selbstbewußter und offizieller Ausdruck«, das heißt eine von der gesellschaftlichen Entwicklung abhängige und durch sie bestimmte politische Organisationsform, ein System der Zusammenfassung, Einordnung und Zurechtbringung völkertlicher Lebenstriebe, ohne die unsere ganze heutige Kulturentwicklung nicht möglich gewesen wäre. In der bewußten Opposition gegen eine bestimmte Staatsform, gegen den Polizei- und Obrigkeitsstaat wurde vergessen, daß dieser nicht der Staat an sich, sondern nur eine bestimmte Art staatlicher Organisation ist, bedingt durch die besondere Art der Gesellschaftsformation. Denn der Staat ist nichts Selbständiges, losgelöst von der Gesellschaftsbildung. Er ist vielmehr abhängig von dieser — ihr »tätiger, selbstbewußter und offizieller Ausdruck«, wie es in dem oben erwähnten Marxschen Ausspruch heißt — und nimmt deshalb auch im Laufe der gesellschaftlichen Entwicklung ganz verschiedene Daseinsformen an, je nachdem sich die Gesellschaft oder richtiger ihr wirtschaftlicher Lebensprozeß ändert. Wie dem Staate bereits eine Reihe anderer Gemeinschaftsformen, zum Beispiel Geschlechtsgenossenschaft, Stamm, Markgenossenschaft, vorausgegangen ist, so hat auch der Staat im Fortgang der wirtschaftlichen Entwicklung wieder ganz verschiedene, voneinander abweichende gemeinschaftliche Lebensformen ausgeprägt. Von dem antiken Staate führt über den Feudalstaat, Beamtenstaat, absolutistischen Fürstenstaat, bürgerlichen Repräsentativstaat eine lange Entwicklungsreihe bis zum demokratischen Volksstaat.

Wenn gerade in Deutschland die Staatsfeindschaft in großen Volksteilen so mannigfache Wurzeln geschlagen hat, so erklärt sich dies daraus, daß gerade hier nicht nur die einengende Kleinstaaterei, sondern auch manche Reste des ehemaligen Obrigkeits- und Polizeistaats sich bisher am besten erhalten hatten. Deutschland hat in den letzten Jahrhunderten nur eine eigentliche Periode eines schöpferischen staatlichen Aufbaues gehabt, die Zeit des fürstlichen Absolutismus. Diese Zeit hat, besonders in Preußen, die

Grundpfeiler der politischen Organisation geschaffen, auf denen bislang unser Staatsleben beruhte. Die Fundamente des Beamtentums, des Heeres, des Erziehungswesens, der Steuerpolitik, der staatlichen Verwaltungsorganisation sind zumeist in jener Zeit gelegt und nur später ausgeweitet und im einzelnen verändert worden. Der eigentliche Hauptbau aber blieb stehen.

Dieser absolute Fürsten- und Beamtenstaat erschien ganz naturgemäß denen, die nicht selbst mitherrschten, sondern nur beherrscht wurden, als aufgezwungener Obrigkeitsstaat, als ein verordnendes mehr oder weniger willkürliches Polizeiregiment. Eigentliches Staatsgefühl vermochte sich nur in der Beamtschaft und allenfalls in den teilweise an der Regierung teilnehmenden »privilegierten Ständen« zu entwickeln, nicht in der breiten Volksmasse. Die Staatsmacht wurde von dieser nicht als zusammenordnende Gewalt, als notwendige Gemeinschaftsgewalt, sondern als Willkürmacht der herrschenden Regierung empfunden. Der Staat war für die Masse nur der Fürst mit seinem bürokratischen, dem Schutze seiner dynastischen Interessen dienenden Regierungsapparat.

Die Epoche des deutschen Liberalismus aber hat aus sich weder, wie in England und Frankreich, wo der moderne Staat, anders als in Deutschland, aus großen bürgerlichen politischen Revolutionen hervorging, einen bürgerlich-freiheitlichen Verfassungsstaat, noch einen schöpferischen Staatsgedanken geboren. Seine Staatsreformpläne bezog er aus Frankreich und England, vornehmlich aus letzterem. Die englischen Verfassungszustände erschienen ihm als ein Ideal, dem es nachzustreben gelte und das daher auf Deutschland zu übertragen sei. Zudem aber kam die englisch-liberale Staatsidee in Deutschland erst zur Geltung, nachdem sich hier neben dem Bürgertum eine Arbeiterschaft entwickelt hatte, die im Widerstreit zu diesen politischen Verfassungsbestrebungen stand und dem aus England importierten liberalen Staatsideal bereits ein sozialistisches Ideal entgegenstellte. Der englische Staat der »Gesellschaft freier Warenproduzenten«, der in der Wirtschaftstätigkeit lediglich eine Privatsache sah und die Aufgabe des Staates fast ausschließlich darin fand, den Staatsbürgern den freien Erwerb zu sichern, ohne selbst in das wirtschaftliche Getriebe regelnd einzugreifen: dieser individualistische Staat der englischen Manchester Schule, den Lassalle höhnend als »Nachwächterstaat« verspottete, hatte für eine immer mehr ins Lager des Sozialismus abswenkende Arbeiterschaft wenig Verlockendes. Er war für sie ein »Bourgeoisstaat«. An seine Stelle setzte sie als ihr Ideal den organisatorischen Volksstaat, die solidarische Volksgemeinschaft. Sie verlangte einen Staat, der nicht das Wirtschaftsleben sich selbst überläßt und sich darauf beschränkt, die Erwerbsfreiheit zu garantieren, sondern der vielmehr regulierend in das Wirtschaftsleben eingreift, den wirtschaftlich Schwachen vor der Ausbeutung des Starken schützt und das Gesamtwohl des im Staate organisierten Volkes über das individuelle Gewinnstreben und Behagen stellt.

Man kann, wenn man ehrlich den Schritten der deutschen Wirtschafts- und Sozialpolitik seit der Gründung des neuen Deutschen Reiches folgt, kaum behaupten, daß dieses Reich auf dem Gebiet der organisatorischen Regelung der kapitalistischen Wirtschaftskräfte und des Arbeiterschutzes weniger geleistet hat als England und Frankreich. Die deutsche Arbeiterschaft erhielt, wenn auch nicht für die Landtags-, so doch für die Reichs-

tagswahlen das allgemeine gleiche Stimmrecht, und die deutsche Sozialgesetzgebung überholte bald die der übrigen Staaten. Aber was blieb, das war die kleinstaatliche Vielregiererei, die politisch-bureaukratische Bevormundung von oben herab, die Versagung politischer Gleichgeltung und der Polizeikampf gegen die politischen und gewerkschaftlichen Bestrebungen der Arbeiterklasse. Besonders hat die Zeit des Sozialistengesetzes mit ihren harten Verfolgungen höchst nachhaltig auf die Entwicklung des Staatsgedankens in der deutschen Arbeiterschaft gewirkt. Die Unbilden, die täglich die Staatsregierung der Arbeiterschaft zufügte, wurden nicht diesem besonderen Staate, dem bismärckisch-puttkamerischen Polizeistaat, sondern dem Staate im allgemeinen, dem Staate an sich aufs Konto gesetzt und darüber die Bedeutung des Staates als Vehikel des Fortschritts zu höheren kulturellen Lebensformen übersehen. Was der preussische, bismärckische Staat tat, das wurde in der damaligen sozialistischen Staatsbetrachtung gar oft kurzerhand zu einem Ausfluß des Staatscharakters im allgemeinen, zu einem Beweis für den Gewaltcharakter eines jeden Staates. Das verhinderte nur zu oft, daß der Arbeiter sich als Staatsbürger fühlen lernte und sich in ihm ein eigentliches Staatsbewußtsein durchrang, das Bewußtsein, daß sein eigenes Wohl und Wehe und seine Geltung im internationalen Völkerkonzern in starkem Maße mit seinem Staate zusammenhängt. Die anarchistische Lehre von der Beeinträchtigung des freien Individuums durch den Staatszwang fand gut vorbereiteten Boden.

Die Beeinträchtigung des Staatsgefühls der deutschen sozialistischen Arbeiterschaft durch die Erfahrungen der sozialistengesetzlichen Zeit wird meist auch in Parteikreisen unterschätzt. Dennoch zeigte sich, als 1914 der Weltkrieg ausbrach, daß die Erkenntnis, wie eng das Wohl der deutschen Arbeiterklasse und ihr fernerer Aufstieg mit der Staatsorganisation verbunden sei, auch in der deutschen Arbeiterschaft Verbreitung gefunden hatte. Abgesehen von verhältnismäßig kleinen Bruchteilen kam bei ihr ein relativ starkes Staatsbewußtsein zum Durchbruch, das mehrfach sogar hochpatriotische Formen annahm.

Und mit dem Staatsgedanken feierte zunächst der Organisationsgedanke einen gewissen Triumph. Die Organisation wurde in den Dienst der Staatsbehauptung gegenüber der feindlichen Mächtekoalition gestellt. Die Lebensmittel- und Rohstoffversorgung, die Industrietätigkeit und der Handel wurden organisiert, und tatsächlich schien es eine Zeitlang, als würde Deutschland einen vorbildlichen Fortschritt in der Vereinigung der verschiedenen Volkskräfte vollbringen. Selbst im Ausland wurde das deutsche Volk als Muster organisatorischer Kraftzusammenfassung und Disziplin gepriesen.

Aber bald zeigte sich, wie wenig doch im Grunde genommen das Wesen einer einheitlichen, vom Pflicht- und Verantwortungsgefühl des ganzen Volkes getragenen staatlichen Organisation erfaßt worden war. Die Organisation wurde zu bloßen äußeren Zwangsvorschriften der Behörden, die von allen Seiten zu umgehen versucht wurden. Der Individualismus gewann wieder völlig die Oberhand und entfesselte alle Triebe der Selbstsucht. Die Kriegslage wurde ohne Rücksicht auf das Allgemeininteresse zum eigenen Vorteil ausgenutzt. Kriegsgewinnler und Schleikhändler behaupteten das Feld. Die staatliche Lebensmittelversorgung versagte. Die nötige willige Einordnung des einzelnen in den Gesamtmechanismus fehlte.

Deutschlands Niederlage und die ihm folgende innere Zerrüttung hat diesem selbstsüchtigen Individualismus zurzeit vollends die Herrschaft verschafft. Fast jeder sucht die jetzige prekäre Lage zum eigenen Vorteil auszunutzen und seine Eigeninteressen, unbekümmert um das Ganze, zur Geltung zu bringen. An die Stelle der Kriegsgewinnler sind vielfach die Revolutionsgewinnler getreten.

Als unausbleibliches Ergebnis dieser individualistischen Orgie droht der Zerfall der deutschen Einheit, das innere wirtschaftliche Chaos und die Herabdrückung des deutschen Volkes zu einem Fronvolk. Wollen wir über diese schwere Gegenwart hinaus und dem deutschen Volke seine Zukunft als wichtiges Mitglied im Weltvölkersystem sichern, so gibt es nur ein Mittel, und das heißt Organisation — Organisation auf demokratischer Grundlage, aber strenge, straffe Organisation. Der Staat muß neu aufgebaut werden, nach einem neuen Staatsideal. Wir müssen zu einer neuen, einer überindividuellen, sozialistischen Staatsgestaltung kommen — einem Staate, der das vervielfältigte Schaffen aller Kräfte organisatorisch zusammenfaßt, zu einem sozialistischen Verwaltungsstaat, der seine Hauptaufgabe in der Sozialisierung und Rationalisierung des Produktionsprozesses sieht. Sozialismus ist organisierte Gemeinschaftsarbeit im Dienste der Gemeinschaft, die nicht ihren Zweck in der Erzielung hoher Profite, sondern in möglicher Steigerung der realen Gebrauchswerte findet.

Mannigfache Ansätze zu einem solchen Staats-Neubau hat bereits die wirtschaftliche Entwicklung des letzten halben Jahrhunderts geliefert. Der individuelle Warenproduzent, der auf dem Markte für sich konkurriert, seinen Preis stellt und mit dem Käufer seinen »freien« Vertrag schließt, jener »freie Warenproduzent«, den Smith, Ricardo und Marx bei ihren Deduktionen im Auge hatten, ist heute schon in manchen deutschen Industriezweigen fast zu einer Seltenheit geworden. Kartelle, Syndikate, Trusts, Konzerne, Genossenschaften usw. haben ihre Stelle eingenommen. Die frühere individuelle Privatwirtschaft ist zu einer Kollektivangelegenheit geworden. Und wie Warenerzeugung und Warenverkauf sich oft zwischen Produzenten- und Handelsvereinigungen in kollektivistischen Formen vollziehen, so auch der Arbeits- und Lohnvertrag. Er bleibt vielfach nicht mehr dem persönlichen Übereinkommen überlassen, sondern wird durch Abmachungen der Unternehmerschaft mit den Gewerkschaften oder durch Tarifämter festgesetzt. Mit diesen und anderen Umgestaltungen des Wirtschaftslebens haben sich aber auch die Funktionen des Staates geändert und vermehrt, schon weil sich diese ganze Entwicklung nur im Rahmen einer bestimmten konkreten Staatsgesetzgebung und Staatsverwaltung zu vollziehen vermochte und sich immer wieder eine Neuordnung und Neueingliederung der entstandenen wirtschaftlichen Lebensformen in das staatliche Rechtssystem als nötig erwies.

Aber dies aber hat der Staat selbst in immer umfangreicherem Maße Großbetriebe und gemeinnützige Dienstleistungen in eigene Regie übernommen: Posten und Eisenbahnen, Omnibus- und Automobilbetriebe, den Schleppverkehr auf Kanälen und Flüssen, Hafenanlagen, Berg- und Hüttenwerke, Munitions- und Waffenfabriken usw. Und zugleich hat, um die wirtschaftliche Entwicklung des Staatsgebietes zu fördern, dieser durch

Zölle und Handelsverträge, Flußregulierungen, Kanalbauten, Eisenbahntarife, Staatssubventionen, Errichtung von technischen Schulen, Lehrwerkstätten und Staatslaboratorien, Exportausstellungen usw. nachgeholfen. Ebenso sind die Gemeinden dazu übergegangen, in das sogenannte Spiel der freien wirtschaftlichen Kräfte einzugreifen und wirtschaftliche Betriebe in eigene Verwaltung zu übernehmen. Sie betreiben heute vielfach Straßen- und Kleinbahnen, Gas- und Elektrizitätswerke, bewirtschaften städtische Güter und treiben dort Viehzucht, Obst- und Gemüsebau, unterhalten kommunale Schlächtereien, Meiereien und Lebensmittelverkaufshallen, lassen ihre Kohlen selbst in eigenen Kohlengruben fördern und schließen mit Viehzentralen und landwirtschaftlichen Vereinen kommunale Lieferungsverträge ab.

Die Kriegswirtschaft der letzten Jahre hat manche dieser Ansätze vermehrt und verbreitert, und die finanziellen Folgen des Krieges würden, selbst wenn dieser nicht mit einer Niederlage, sondern als Remispartie geendet hätte, weitere Fortschritte zum sozialistischen Verwaltungsstaat erzwungen haben; denn keinerlei Vermögensabgaben und Steuern würden genügt haben, die schweren finanziellen Lasten zu tragen. Um die Einführung von Staatsmonopolen wäre das Deutsche Reich auch nach einem sogenannten Verständigungsfrieden nicht herumgekommen. Die traurige Niederlage, die wir nach heldenmütigem Kampfe erlitten haben, macht aber dem Staate das Monopolisieren, Sozialisieren und Nationalisieren der Wirtschaft geradezu zu einer Zwangspflicht. Ein Verzicht auf eine derartige staatliche Neugestaltung wäre zugleich ein Verzicht auf die Behauptung des deutschen Volkes als eines sich selbst regierenden gleichberechtigten Staatsvolks gegenüber den anderen Staatskörpern Europas. Zwar wird voraussichtlich der Aufbau eines sozialistischen Verwaltungsstaats die Arbeit von Generationen sein, denn nur in organischer Fortbildung gegebener Ansätze und Entwicklungsformen kann diese Arbeit geleistet werden. Aber vollbracht muß sie unbedingt werden, und sie ist nur möglich, wenn die deutsche Arbeiterchaft sich selbst weit mehr als bisher mit dem großen Organisationsgedanken des Sozialismus erfüllt und von ihr aus dieser Gedanke mit verbender Kraft auf immer weitere Volksschichten übergreift. Die alten liberal-individualistischen Ideen, die als Erbe einer vergangenen liberalen Geistesepoche in der deutschen Sozialdemokratie spuken, müssen gänzlich durch das sozialistische Staatsideal verdrängt und die Arbeiterklasse als Trägerin dieses Ideals sich ihrer schweren Verantwortlichkeit vor der Geschichte vollbewußt werden.

Der Einfluß des Rousseauschen „Gesellschaftsvertrages“ auf die französische Nationalversammlung 1789 bis 1791.

Von Heinrich Cunow.

(Schluß.)

II.

Bei näherer Betrachtung des Rousseauschen Gesellschaftsvertrags vom soziologischen und rechtshistorischen Standpunkt stellt sich dieser Vertrag als eine von den tatsächlichen Entwicklungsvorgängen absehbende, rein fiktive Staatsphilosophische Konstruktion heraus. Aber die Aufnahme einer Staatslehre hängt

im politischen Leben nicht davon ab, ob sie historisch begründet ist oder mit unhistorischen Voraussetzungen arbeitet, sondern inwieweit sie den politischen Bedürfnissen und Forderungen der Zeit entspricht. Und Rousseaus staats-theoretische Begründungen kamen dem Bedürfnis des revolutionären Frankreichs in weitestem Maße entgegen. Sie lieferten ihm die wertvollsten Argumente für die Bekämpfung des feudal-absolutistischen Regiments, gerade so wie vordem in England Milton, Sydney Algernon und Locke durch ihre Staatstheorien dem englischen wohlhabenden Bürgertum die Begründung ihrer Herrschaftsansprüche geliefert hatten. So fand denn auch der Gesellschaftsvertrag Rousseaus bald bei den Gegnern des Ancien régime unterschiedenen Beifall. Fast alle namhaften Führer der liberal-demokratischen Opposition der Nationalversammlung bekannten sich als Rousseauisten, wenn auch ihr Rousseauismus sich oft als ziemlich platonischer Natur erwies. Wohl übernahmen sie meist die Grundsätze oder richtiger die Grundthesen Rousseaus, aber indem sie diese entsprechend den Interessen der von ihnen vertretenen bürgerlichen Bevölkerungsschichten umdeuteten, Nebenfragen in den Vordergrund schoben oder der Kette der Deduktion neue Argumentationsglieder einfügten, gelangten sie häufig zu Folgerungen, die denen Rousseaus direkt widersprachen. Und zwar erfolgte diese abweichende Interpretation der Rousseauschen Thesen keineswegs aus einer Art von bewußtem Sophismus heraus, sondern teils, weil sich nur zu bald zeigte, daß die rein abstrakten Postulate Rousseaus auf die gegebenen historischen Verhältnisse gar nicht anwendbar waren, teils, weil die betreffenden Politiker diese Thesen von vornherein unter einem bestimmten Refraktionswinkel sahen. Besonders erfuhr der Rousseausche Gemeinwille, da er überall mit den Individual-, Partei- und Klasseninteressen in Konflikt geriet, manche Umdeutungen, bis er schließlich von vielen als bloße fiktive Konstruktion betrachtet und in die Kumpelkammer verwiesen wurde.

Nach Rousseau übergibt sich jeder bei der Gesellschaftsgründung mit allen seinen Fähigkeiten, Kräften und Besitztümern (vergl. *Contrat social*, I, 9) dem Gemeinwesen, das allein (durch den Gemeinwillen) zu bestimmen hat, wieviel der einzelne von seinen natürlichen Freiheiten abzutreten hat (II, 4). Zwar fordert Rousseau aus Vernunftsgründen, daß diese Einschränkung der individuellen Rechte nicht über das zum Gemeinwohl Nötige hinausgeht, doch überläßt er dem Gemeinwillen, das Maß zu bestimmen, das nötig ist. Konsequent fortgesetzt besagt diese Argumentation: Das Gemeinwohl ist allein entscheidend, der einzelne hat als Teil des Ganzen nur so weit Rechtsansprüche, als sich mit dem Gesamtinteresse verträgt; das individuelle Recht ist also begrenzt durch das Gesellschafts- beziehungsweise Staatsrecht.

Solche Konsequenzen zieht aber Rousseau in seiner individualistischen Gesellschaftsauffassung nicht, und noch weniger vermögen sich seine Anhänger zu solchen Folgerungen zu verstehen. Das Gegebene ist ihnen nicht die Gesellschaft, sondern das Individuum. Seine Wohlfahrt, sein Glück zu fördern, ist daher die vornehmste Aufgabe des Staates. Nicht die sogenannte natürliche Freiheit des einzelnen zu begrenzen, sondern sie zu schützen, sie sicherzustellen vor aller Anfechtung, ist demnach der eigentliche Zweck des Staates. Nun aber, so wird weiter deduziert, erfordere dieses Glück des einzelnen, daß er seine Fähigkeiten und Kräfte möglichst ungehindert zur Geltung bringen könne. Er dürfe also auch in der Anwendung seiner Fähig-

keiten auf das Erwerbsleben nur so weit gehindert werden, als durchaus zum Fortbestand der Gesellschaft nötig sei. Mit anderen Worten: Der Staat muß möglichst wenig in die Betätigung der individuellen Kräfte eingreifen.

So gelangte man in Frankreich unter Berufung auf Rousseau zu fast der gleichen Forderung, zu der in England die radikal-liberale Staatslehre gelangt war: Möglichst geringe Behinderung des individuellen Interessestrebens. Es fehlt bei den französischen Theoretikern nur noch die weitere Folgerung: Eigentlich ist die Gesellschaft, insofern als sie die natürlichen Rechte des einzelnen einengt, überhaupt ein Übel.

Als man in der ersten französischen Nationalversammlung zur Erklärung der Menschenrechte schreitet, kommt denn auch aus den Verhandlungen nichts anderes heraus als ein Pendant zu der nordamerikanischen Unabhängigkeitserklärung oder vielmehr zur Bill of Rights vom 12. Juni 1776, in der es heißt: »Alle Menschen sind von Natur gleich frei und unabhängig und haben bestimmte angeborene Rechte, um die sie, wenn sie in einen Staat oder eine Gesellschaft eintreten, nicht ihre Nachkommenschaft durch einen Vertrag berauben oder beeinträchtigen können, nämlich den Genuß ihres Lebens und ihrer Freiheit nebst der Berechtigung, Eigentum zu erwerben und zu besitzen, sowie Glück und Sicherheit zu erstreben und sich zu erhalten.«

Die Begründung der persönlichen Rechte durch die rousseauistischen Theoretiker vor und zu Beginn der großen französischen Revolution unterscheidet sich von dieser Auffassung nur dadurch, daß sie meist — eine Besonderheit, die sich aus den speziellen Verhältnissen Frankreichs erklärt — in besonders starkem Maße die Gedanken- und Pressfreiheit betonen und diese aus dem unveräußerlichen Naturrecht des Menschen herleiten, und daß sie zweitens wohl anerkennen, das Erwerben von Eigentum aller Art sei ebenfalls ein solches unveräußerliches Naturrecht des Menschen, jedoch nur, wenn das Eigentum durch die Betätigung eigener Kräfte erlangt sei, nicht, wie der feudale Grundbesitz, durch Gewalt und Unterdrückung. So heißt es denn auch in dem Entwurf einer Erklärung der Menschenrechte, die Lafayette am 11. Juli 1789 der ersten Nationalversammlung vorlegt:

»Die Natur hat die Menschen frei und gleich geschaffen; die der sozialen Ordnung wegen nötigen Abstufungen beruhen lediglich auf allgemeinen Nützlichkeitssgründen. Jeder Mensch wird mit unveräußerlichen, unverjährbaren Rechten geboren, dazu gehört die Meinungsfreiheit, die Sicherheit seiner Ehre und seines Lebens, das Eigentumsrecht, das Recht, über seine eigene Person zu verfügen, seine Fähigkeiten und Kräfte ungehindert zu gebrauchen, seine Gedanken auf jede mögliche Weise anderen mitzuteilen, nach eigener Wohlfahrt zu streben und der Unterdrückung Widerstand zu leisten. Die Ausübung dieser Naturrechte hat keine anderen Schranken als jene, die nötig sind, den anderen Gesellschaftsgliedern den Genuß gleicher Rechte zu ermöglichen.«

Und der Abbé Sieyès erklärte, wenn die Natur dem Menschen Bedürfnisse auferlegt habe, so hätte sie ihm auch die Mittel gegeben, sie zu befriedigen, folglich müsse ihm vor allem der Gebrauch dieser Mittel im Staate gewährleistet werden. Sich sein Wohl zu sichern, sei der Zweck des Men-

schen, und dieses Wohl zu erreichen, dazu hätte der Mensch »seine geistigen und körperlichen Kräfte als persönliche Mittel« erhalten. Nur durch ihre Anwendung vermöge er zum erstrebten Wohlfsein zu gelangen. Er müsse also auch möglichst Freiheit in der Anwendung dieser Mittel haben.

Der Advokat Target, Abgeordneter von Paris, schlägt denn auch am 27. Juli 1789 in seinem Entwurf »der Erklärung der Rechte des Menschen innerhalb der Gesellschaft« vor, im ersten Artikel offen auszusprechen, daß alle Regierungen nur zum Glück der Menschen eingeführt seien, und im Artikel 7 die unveräußerlichen Rechte des Menschen in folgender Forderung zusammenzufassen: »Jeder Mensch ist frei, zu denken und zu reden, zu schreiben und zu publizieren, zu gehen, zu verweilen und abzureisen, auch das Land zu verlassen, sein Vermögen und seine Kräfte zu gebrauchen, wie er es für angebracht hält, unter der einzigen Bedingung, daß er anderen damit nicht schadet.«

In dem Vorschlag, den die am 12. August 1789 eingesetzte Kommission zur Ausarbeitung der Menschenrechtserklärung der Versammlung vorlegt, heißt es denn auch ganz im Sinne dieser Auffassung: »Alle Menschen sind gleich und frei geboren, keiner hat ein größeres Recht als der andere, von seinen natürlichen oder erworbenen Fähigkeiten Gebrauch zu machen, dieses allen gemeinsame Recht hat keine anderen Grenzen als das Gewissen dessen, der es ausübt, denn es untersagt ihm, davon einen Gebrauch zu machen, der seinesgleichen schadet.«

Selbst die Bestimmung, daß die Grenze des individuellen Rechtes da aufhört, wo es das Wohl der Mitbürger beziehungsweise das Gemeinwohl notwendig erfordert, wird also fallengelassen und dafür an das Gewissen des einzelnen appelliert. Von der Überordnung des Gemeinwohls über das individuell Wohl, von der Wertung des Gemeininteresses als das allein maßgebende, von der politischen Gleichberechtigung aller Vertragsschließenden ist keine Rede mehr — die vom Staate sicherzustellende natürliche Freiheit wird darin gefunden, daß jeder in der Ausnützung seiner Fähigkeiten und seiner materiellen Mittel zum Erwerb so weit gehen darf, als es sein Gewissen (nicht das Gesamtinteresse) erlaubt.

In die Erklärung der allgemeinen Menschenrechte vom 26. August 1789 hat freilich dieser Appell an das Gewissen des einzelnen schließlich doch keine Aufnahme gefunden. Es heißt im Artikel 5 wieder nach früherem Vorschlag: »Die Freiheit besteht darin, alles das tun zu dürfen, was einem anderen nicht schadet.« Aber von irgendeiner Andeutung, daß das sogenannte Gemein- oder Gesamtwohl, beziehungsweise das Staatsinteresse über das zulässige Maß des individuellen Rechtes entscheidet, ist auch dort keine Rede. Die aus dem Gesellschaftsvertrag der Gleichgeborenen abgeleitete unveräußerliche Freiheit schrumpft zur bloßen bürgerlichen Erwerbsfreiheit zusammen.

Noch größeren Schiffbruch erleidet die schöne Theorie vom Gemeinwillen. In den Reden der ersten Nationalversammlung findet man zwar immer wieder Berufungen auf die »Volonté générale«, aber was darunter verstanden wird, das ist etwas ganz Abstraktes, wie zum Beispiel das vernünftige Willensstreben zum Glück, zur Freiheit, zur nationalen Größe, oder aber es wird darunter der Wille der aufstrebenden Bourgeoisie zur Durch-

setzung bestimmter liberaler Forderungen begriffen, der Gemeinwille also einfach mit dem Willen der liberalen Bourgeoisie identifiziert.

Die erste große Wandlung besteht darin, daß der Gemeinwille kurzweg als die Summe aller Einzelwillen aufgefaßt wird — ganz selbstverständlich, denn wie soll anders der Gemeinwille festgestellt werden als dadurch, daß man die Einzelwillen addiert. Erfahrungsgemäß stimmen aber doch fast nie alle Staatsmitglieder in politischen Fragen überein? Nun, man zählt die Stimmen; die Mehrheit entscheidet. So wird der Gemeinwille zum Mehrheitswillen. Aber sind die Menschen denn in gleicher Weise befähigt, ihr eigenes Interesse wie das Interesse des Staates zu erkennen; Rousseau selbst hat doch gesagt, die einzelnen und selbst ein ganzes Volk könne irren? Sogar ein ganzes Volk kann sich also über das täuschen, was das Gemeininteresse verlangt. Am leichtesten täuschen sich aber doch wohl jene, so wird weiter argumentiert, die am wenigsten Kenntnisse haben und deren Vermögensinteressen mit den Staatsinteressen am wenigsten verknüpft sind — also die Armeren? Daher verdient der Wille der Wohlhabenden eine entschieden höhere Beachtung und Wertung — mit anderen Worten: Der Gemeinwille, das ist der Wille der Wohlhabenden!

Diese Metamorphose des Gemeinwillens vollzieht sich in der Nationalversammlung recht schnell, schon im Verlauf weniger Monate. Allerdings war gut vorgearbeitet. So hatte schon Sieyès in seiner Schrift über den dritten Stand den Gemeinwillen als die »Volonté de tous«, als die Summe der einzelnen Interessenwillen, definiert und daraus die Berechtigung des einzelnen abgeleitet, sein »persönliches Interesse« voranzustellen, denn erst aus den verschiedenen »isolierten Interessen« der einzelnen ergebe sich doch als Fazit der richtige Gemeinwille. Die Verschiedenheit wirke gerade als richtige Korrektur, so daß die Mannigfaltigkeit der Interessen zugleich deren wahrhaftes Heilmittel in sich schließe.

In seiner ganzen Unhaltbarkeit zeigte jedoch sich der Begriff des Gemeinwillens erst, als die Nationalversammlung zur Beratung des Wahlsystems gelangte. Wenn der Gemeinwille erst aus der Willensäußerung aller festgestellt werden kann, dann ist jedenfalls erste Bedingung, daß auch alle ihren Willen bekunden können. Deshalb verlangt Rousseau als selbstverständlich die Teilnahme aller erwachsenen Männer ohne Unterschied (die Frauen schließt er aus) an den öffentlichen Abstimmungen, und zwar, da die Wahl sogenannter Volksvertreter den Willensausdruck fälsche, die allgemeine direkte Volksabstimmung. Diese letzte Forderung lassen bald selbst die wenigen Demokraten in der ersten Nationalversammlung fallen, da sie das Repräsentativsystem in Anbetracht der Ausdehnung Frankreichs für unentbehrlich halten; dagegen kann nach ihrer Ansicht der Gemeinwille gar nicht anders festgestellt werden, als durch das allgemeine gleiche Stimmrecht, das am 5. September 1789 von Pétion de Villeneuve im Sinne Rousseaus mit den Worten begründet wird: »Alle Individuen, aus denen sich die Gesellschaft zusammensetzt, haben das unveräußerliche und heilige Recht, an der Bildung der Gesetze teilzunehmen. Erst dadurch, daß jeder seinen Sonderwillen zu bekunden vermag, entsteht durch Vereinigung aller dieser Einzelwillen der wirkliche Gemeinwille.«

Und in gleicher Weise führt Robespierre am 22. Oktober 1789 aus: »Jeder Bürger, wer er auch sei, hat das Recht, auf jeder Stufe der Volks-

vertretung sich vernehmbar zu machen. Nichts steht mehr im Einklang mit Ihrer Erklärung der Menschenrechte als diese Forderung; denn nach dieser Erklärung sollen alle Vorrechte, alle Auszeichnungen, alle Ausnahmen aufgehoben. Die Verfassung bestimmt, daß die Souveränität des Volkes in der Gesamtheit aller Mitglieder des Volkes liegt. Jedes Individuum muß also auch das Recht haben, an dem Gesetz mitzuwirken, das ihn bindet, und ebenso an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, die ja zugleich auch die seinigen sind. Wenn nicht, dann ist es einfach nicht wahr, daß alle Menschen gleiches Recht haben, daß sie alle Bürger sind.«

Doch in keinem Falle wollten die Vertreter des reichen Bürgertums der »Multitude« (Menge) das Recht einräumen, die honesten Bürger überstimmen zu können, und so wurde denn geltend gemacht, daß der geringe Mann infolge seiner Unwissenheit und seines geringen Interesses am Gemeinwohl gar nicht befähigt sei, an der Abstimmung teilzunehmen. Gründe, die Barnave schon am 11. August 1789 in die Worte zusammenfaßt:

»Man hat drei verschiedene Gesichtspunkte hervorgehoben, die in den Wählerversammlungen zur Geltung kamen. Zunächst die Einsicht. Es läßt sich nicht leugnen, daß für gewöhnlich, wenn auch nicht in jedem einzelnen Falle ein gewisses Vermögen, eine bestimmte Steuer bis zu einem gewissen Grade Garantie für eine sorgfältigere Erziehung, für eine höhere Einsicht bieten. Die zweite Garantie besteht darin, daß der, der Wähler sein soll, doch auch Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten haben muß, und es ist doch ganz klar, daß dieses Rechtsinteresse mit den Sonderinteressen steigt, die der einzelne zu verteidigen hat. Die dritte Garantie endlich liegt in dem Besitz von Vermögen, das den einzelnen der täglichen Nahrungsforgen überhebt und ihn der Bestechung weniger zugänglich macht.«

Diese Eigenschaften wären aber, so führt Barnave weiter aus, weder bei den mittellosen Bürgern anzutreffen, noch bei denen, die durch Reichtümer und Bevorrechteungen korrumpiert seien; am besten zum Wähler geeignet sei deshalb das wohlhabende Bürgertum: »Es ist also die Mittelklasse, die man zum Wähler aussuchen muß, und ich frage alle, die mich verstehen, ob eine Steuer im Werte von zehn Arbeitslagen jenes Maß ist, bei dem diese Klasse anfängt, und ob sie der Gesellschaft einen gewissen Grad von Sicherheit zu gewährleisten vermag.«

Mit dem letzten Worte hatte Barnave deutlich ausgesprochen, worum es sich für die Liberalen handelte: dem wohlhabenden Bürgertum den maßgebenden Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung zu sichern — ein Motiv, das am 22. Oktober von dem gemäßigt-liberalen Abgeordneten Dupont de Nemours mit den Worten näher erläutert wurde: »Wer nichts hat, gehört nicht in die Gesellschaft... Staatsverwaltung und Gesetzgebung sind Eigentumsangelegenheiten, daher kann auch nur ein Eigentümer an ihnen ein wirkliches Interesse haben.«

Aber wird nicht durch die Entziehung des Wahlrechts den ärmeren Bürgern die Möglichkeit ihrer Willensäußerung genommen, wird dadurch nicht der Gemeinwille zum Minoritätswillen gewisser Bevorrechteter? Auch für diesen Einwand hat Barnave sophistische Argumente bei der Hand. Das Wählen, sagt er, sei gar kein Recht, sondern eine öffentliche

Funktion im Auftrag der Nation, über deren Vergebung die Gesellschaft nach Gutdünken im Gemeininteresse zu verfügen habe. Folglich könne dem, der nicht zum Wähler bestellt werde, auch kein Recht verlorengehen, zumal die Funktion des Wählers ja für alle und im Interesse aller, also für die Gesellschaft als Einheit ausgeübt werde.

Tatsächlich beschließt denn auch die Nationalversammlung am 22. Oktober 1789, nicht nur das indirekte Wahlsystem (durch Wahlmänner) beizubehalten, sondern sie stellt auch die Forderung auf, daß jeder Urwähler mindestens 25 Jahre alt und seit einem Jahre in seinem Arrondissement ansässig sein müsse, ferner eine direkte Steuer im Betrag eines dreifachen gewöhnlichen Tagelohns entrichte und in keinem Dienstverhältnis zu einer Privatperson stehe.

Doch diese sogenannten »konstitutionellen Garantien« genügten den Liberalen noch nicht. Am 28. Oktober wurden den obigen Bedingungen für jene, die als Wahlmänner fungieren wollen, noch einige weitere Beschränkungen hinzugefügt, wie zum Beispiel die Entrichtung einer direkten Steuer im zehnfachen Werte eines gewöhnlichen Arbeitstags, der Besitz eines Grundstücks oder Hauses von bestimmtem Wert usw. Ferner wurde festgestellt, daß nur jemand Abgeordneter werden dürfe, der einen gewissen Grundbesitz habe und mindestens eine Mark (gleich 245 Gramm) Silber an direkten Steuern zahle.

Es wurden kurzweg fast zwei Drittel der Mitglieder des französischen Staates vom Wahlrecht ausgeschlossen und dem übrigen Drittel durch das Wahlsystem die Willensäußerung derartig beschränkt, daß nur noch eine kleine Minorität Wohlhabender an der Gesetzgebung teilnehmen konnte; trotzdem stößt man in den Verhandlungen der ersten und zweiten Nationalversammlung immer wieder auf die beliebte Formel von dem Allgemeinwillen, bis schließlich die Zuspitzung des Interessenkampfes zwischen den verschiedenen Gesellschaftsschichten auch den ärgsten Phraseuren die Erkenntnis einpaukte, daß der Rousseausche Gemeinwille nichts anderes als eine schöne sozialphilosophische Konstruktion sei.

Weit schneller geht die Nationalversammlung über Rousseaus Verurteilung des Repräsentativsystems hinweg, die in dem Satze gipfelt: »In dem Augenblick, wo das Volk sich vertreten läßt, hat es keine Freiheit mehr.« Zwar die von Louislat herausgegebene Wochenschrift »Révolutions de Paris« hielt zunächst noch an der Rousseauschen Forderung der Volksabstimmung fest. Noch im November 1789, als in der Nationalversammlung das Munizipalitätsgesetz beraten wurde, forderte sie eine demokratische Gemeindeverfassung mit Volksabstimmung nach dem Muster der schweizerischen Kantone Uri, Schwyz und Unterwalden. Doch selbst Marat fand, daß parlamentarische Institutionen nötig seien, nur verlangte er, daß das Parlament auf einem allgemeinen und gleichen Stimmrecht beruhe und die Abgeordneten nicht als Vertreter, sondern lediglich als Beauftragte ihrer Wähler zu gelten hätten, also an die Aufträge und Instruktionen ihrer Wähler gebunden bleiben, die demnach jederzeit das Recht haben müßten, durch Mehrheitsbeschlüsse ihre Abgeordneten zurückzurufen, wenn diese ihren Aufträgen zuwiderhandeln. Auch Rousseau habe ja eine Art Repräsentativsystem für unentbehrlich gehalten, aber er fordere ebenfalls, daß die Abgeordneten nur ein imperatives Mandat erhalten und sich im wesentlichen auf die bloße Vorbereitung der Gesetze beschränken, der

endgültige Beschluß aber in allen wichtigeren Fällen allein dem Volke (durch allgemeine Volksabstimmungen) vorbehalten bleibe. Gleiche Anschauungen bekundete Rabaut de Saint-Etienne und Pétion de Villeneuve, während von verschiedenen anderen Seiten zum mindesten das Recht der sogenannten Volksinitiative verlangt wurde. Diesem Verlangen entsprechend wurde denn auch in die Deklaration der Menschenrechte (Artikel 6) der Satz aufgenommen: »Das Gesetz ist der Ausdruck des Gemeinwillens; alle Bürger haben das Recht, bei der Bildung der Gesetze entweder persönlich oder durch ihre Vertreter mitzuwirken.«

Ein rein formelles Zugeständnis an die Rousseausche Theorie; denn irgendwelche Bedeutung für die Verfassungsgesetzgebung gewannen die Worte »entweder persönlich« nicht. In der Verfassung von 1791 heißt es vielmehr im Widerspruch zur obigen Erklärung kurz und bündig: »Die französische Verfassung ist repräsentativ, Repräsentanten sind die gesetzgebende Versammlung und der König. Die Nation, von der allein alle Gewalt ausgeht, kann diese nur allein durch Vertreter ausüben.«

Die Lehre vom Gemeinwillen und von der Freiheitsfeindlichkeit des Repräsentativsystems hatte, wenn sie auch in den Argumentationen der Redner zunächst noch häufig wiederkehrte, schnell alle praktische Bedeutung verloren. Die Verfassung der Konstituante schob sie kurzweg beiseite. An die Stelle des Begriffs des »Gemeinwillens« trat mit der zunehmenden Heftigkeit des Kampfes zwischen den einzelnen Volksschichten immer mehr die Auffassung, daß zwischen den einzelnen Klassen (oder Ständen) mannigfache Interessenunterschiede beständen und demnach auch von einem gleichen, einheitlichen, auf ein gleiches Wohl gerichteten Willen keine Rede sein könne. Die Rousseausche »Volonté générale« sei demnach nichts als eine Fiktion.

Sind die Gewerkschaften infolge der Revolution überflüssig geworden?

Von A. Knoll.

Nach der Ansicht der »ganz Radikalen« muß diese Frage mit »Ja« beantwortet werden. Das ist nichts Neues. Sie waren eigentlich schon immer dieser Meinung, schon lange vor der Revolution. Jetzt bemühen sie sich sogar, nachzuweisen, daß die Gewerkschaften für die Revolution direkt schädlich sind; konsequenterweise hat denn auch einer der Ihren auf der Tagung der Spartakusleute in Berlin die Beseitigung der Gewerkschaften verlangt, und zwar sofort. Von demselben Gedanken ist ein Beschluß der Arbeiterräte Groß-Berlins getragen, in dem auf das entschiedenste protestiert wird »gegen die Verordnung des Reichsarbeitsamts vom 23. Dezember 1918 betreffs Tarifverträge, Arbeiter- und Angestelltenausschüsse usw.«. Auf der schon erwähnten Tagung der Spartakusleute sind die Tarifverträge als »Skavenverträge« bezeichnet worden. Es ist merkwürdig, wie sich diese »Radikalen« von links und die von rechts immer wieder zusammenfinden. Skavenverträge! Haben nicht die Schwerindustriellen, die »deutschen Industriekapitäne«, als sie noch auf der Höhe ihrer Selbstherrlichkeit standen, uns immer und immer wieder durch ihre Blätter »be-

wiesen«, daß Tarifverträge eine unerträgliche Fessel für die Industrie sind und durch sie lediglich die Entwicklung des ganzen Wirtschaftslebens gehemmt wird? Heute geben ihnen revolutionäre Arbeiter recht, unter denen sich mancher befinden dürfte, der unter der früheren gleichartigen Auffassung des Arbeitsherrentums schwer gelitten und vergeblich gegen diese angekämpft hat. Wir stoßen also immer wieder auf die primitive Auffassung, die schon in meinem Artikel »Streikfieber« des näheren beleuchtet worden ist, auf jene gedankenlose Auffassung des proletarischen Klassenkampfgedankens, die keinen Unterschied zu machen weiß zwischen der auf solidarischer Unterordnung beruhenden gewerkschaftlichen Disziplin und dem brutalen Machtgebot eines Kapitalistenklüngels. Die Macht des letzteren ist gebrochen — nun soll auch der andere »Zwang« fallen, dem allein es die deutsche Arbeiterklasse zu danken hat, daß der Grundgedanke der Revolution sich mit so geringen Opfern durchzusetzen vermocht hat; denn was an Revolutionsopfern nach dem 9. November noch gefallen ist, das sind — leider! — zum weitaus größten Teil keine Opfer gewesen, die die Revolution unbedingt erfordert hat. Diese Opfer haben ausschließlich jene kurzfristigen Elemente auf dem Gewissen, die meinen, durch möglichst viele Revolutionen die Revolution »weitertreiben« zu müssen. Wenn sie außer den gefallenen Opfern noch einen weiteren Erfolg erzielt haben sollten, dann ist es der, daß sie der Gegenrevolution von rechts, die sie bekämpfen wollen, den Weg bereitet haben.

Die Gewerkschaften zu beseitigen heißt vielmehr, die sichersten Grundlagen der Revolution vernichten; das sollten sich wenigstens die Denkfähigen, die es auch unter den Spartakisten zweifellos noch gibt, sagen. Denn angenommen selbst, die wirtschaftlichen Zustände in Deutschland wären für die Sozialisierung so reif, wie sie meinen, so ist es doch eine Selbstverständlichkeit, daß auch in sozialisierten Betrieben, in der sozialistischen Produktion Ordnung und Disziplin herrschen muß, also Unterordnung des einzelnen unter die Interessen der Gesamtheit oder doch der Mehrheit — mithin Demokratie. Auch in der sozialistischen Produktionsweise kann nie das Selbstbestimmungsrecht des einzelnen oder einer Minderheit so weit gehen, daß sie nach Belieben jederzeit den Betrieb stilllegen oder die Grundlagen der Produktion ändern können. Und selbst wenn man annehmen wollte, daß nach primitiv-kommunistischer Auffassung nicht nur das Kapital gänzlich beseitigt sei, sondern auch das Geld aufgehört haben würde, Wertmesser und Ausgleichsmittel zu sein, wir also wieder zu einer Art Naturalwirtschaft zurückgekehrt wären, würde doch im Grunde genommen an den Dingen wenig geändert sein, da dann die Austauschprodukte selbst den Charakter des Geldes annehmen würden. Und mögen die Grundsätze des Warenaustausches noch so einfach sein, auch in kommunistischen Gemeinwesen müßte für sie eine gewisse Stabilität gefordert werden, weil sonst der Austausch der Produkte alle Augenblicke ins Stocken geriete und infolgedessen auf der einen Seite Mangel und auf der anderen Seite Überfluß an Produkten entstände. Wir hätten dann ungefähr wieder das — wenn auch aus anderen Ursachen —, was das größte Übel der kapitalistischen Produktionsweise gewesen ist: Überproduktion und Mangel. Soll das vermieden werden, kann es nur geschehen, wenn in den Produktionsstätten Disziplin und Unterordnung herrscht.

Wenn man daraufhin das Wirken und die Methodik der Spartakisten betrachtet, insbesondere ihre praktische Einschätzung der Disziplin als Mittel zur Organisation, dann muß man starke Zweifel daran hegen, daß es ihnen jemals gelingen wird, diese primäre Grundlage alles gesellschaftlichen Wirkens zu schaffen. Von der Revolution als Selbstzweck kann auf die Dauer auch der Spartakist nicht leben. Es ist eine traurige Perspektive, die sich uns damit eröffnet. Die Gefahr ist tatsächlich in bedenkliche Nähe gerückt, daß es auf der schiefen Ebene, die die Unabhängigen bei der Abspaltung betreten haben, ein Halten nicht mehr gibt, bis wir alle unten angelangt sind — im Chaos.

Das gilt selbst für den angenommenen Fall, daß in Deutschland mit seiner dichtgesäten Bevölkerung, seiner großen Zahl von Städten und seinem hochentwickelten Wirtschaftsleben eine Produktion auf ganz einfacher kommunistischer Grundlage möglich wäre. Wer auch nur einige Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse und die Grundideen des Sozialismus begriffen hat, der muß sich aber sagen, daß an eine »Sozialisierung« dieser Art nicht gedacht werden kann, daß hier also höhere Formen der sozialistischen Produktion in Frage kommen, und je höher entwickelt die Form des wirtschaftlichen Sozialismus ist, um so mehr scheidet dabei der Einzelwille aus und tritt der Kollektivwille an seine Stelle; und da besteht denn doch für denjenigen, der jemals auch nur einen Blick in das deutsche Gewerkschaftsleben hineingeworfen hat, eine unbestreitbare Tatsache, daß in den Gewerkschaften und gerade in ihnen der Kollektivwille der Arbeiterschaft bis heute seine beste Pflanz- und Pflegestätte gehabt hat! Die Gewerkschaften zerstören, heißt nichts anderes, als die Schulen des Kollektivismus zerstören. Was an den Gewerkschaften geändert werden kann und geändert werden wird, das ist, daß sie ihre geistige Tätigkeit entsprechend den Bedürfnissen einer neuen Zeit mehr als bisher auf die notwendig kommenden wirtschaftlichen Probleme einstellen, mit anderen Worten: mehr Erziehungs- und Aufklärungsarbeit für den kommenden Sozialismus leisten müssen. Das ist kein Schuldbekenntnis in dem Sinne, daß sie bisher nicht genügend auf diesem Gebiet gearbeitet hätten. Die Gewerkschaften sind geboren aus der täglichen Not und den wirtschaftlichen Bedrängnissen der Arbeiterschaft, und das Arbeitsgebiet, das sie vorgefunden und sich mehr und mehr erschlossen haben, war so groß und gewaltig, daß sie sich mit Fragen, die vor einem halben Jahr noch rein theoretischer Natur waren, nicht so beschäftigen konnten, wie wohl mancher heute meint, daß es hätte geschehen müssen. Trotzdem haben die Gewerkschaften immer im Sinne des Sozialismus gearbeitet. Das gilt sowohl für ihre Unterstützungseinrichtungen, die vielfach dem Staate Vorbild gewesen sind, wie für ihre kompliziertesten Tarifverträge, und ebenso für ihre Leistungen auf dem Gebiet des Arbeiterschutzes. Sie vor allem sind es gewesen, die den Arbeiter über das Verhältnis von Kapital und Arbeit aufgeklärt, das Arbeitsverhältnis seines scheinpatriarchalischen Charakters entkleidet und es dem Arbeiter so gezeigt haben, wie es ist. Das ist sozialistische Aufklärungsarbeit im besten Sinne des Wortes gewesen. Sie haben also bisher nichts versäumt. Wenn trotzdem heute noch nicht daran gedacht werden kann, den Sozialisierungsprozeß so radikal einzuleiten, wie manche Draufgänger das gern tun möchten, so liegt das wahrlich nicht an den Gewerk-

schaften, sondern an anderen Dingen, die von anderer Seite oft genug dargelegt worden sind.

Daraus ergibt sich, daß die Gewerkschaften neben ihren zweifellos neuen Aufgaben auch ihre alten Arbeiten noch immer in umfangreicher Weise zu erfüllen haben werden. Auf den Unsinn, daß Tarifverträge »Sklavenverträge« sind, gehe ich nicht ein. In der Praxis liegen die Dinge so, daß mit der Erschließung der ihnen bisher verschlossen gewesenen Produktionsgebiete die Tarifverträge für die davon erfaßten Arbeiter in der Tat den ersten Schritt zum Sozialismus bedeuten. Die Errichtung und gesetzliche Anerkennung der Arbeiter- und Angestelltenausschüsse ist nur die gesetzliche Garantie für die tatsächliche Abwerfung der Sklavenketten — wenn die Gewerkschaften dahinterstehen!

Jeder nüchtern Denkende, der die Dinge beurteilt, wie sie sind, ist sich darüber klar, daß wir trotz aller spartakistischen Treibereien einmal wieder zu geregelten Zuständen gelangen werden, weil wir dazu gelangen müssen. Und dann wird ein wenn auch langsamer Abbau der heutigen Warenpreise eintreten, dem naturgemäß ein Abbau der Löhne folgen wird, soweit diese den heutigen Verhältnissen annähernd angepaßt werden konnten. Es liegt auch im Interesse der Arbeiterschaft, daß die heutigen anormalen Zustände verschwinden. Möglich ist, daß wir bis dahin noch verschiedene bittere Leidensstationen zu durchschreiten haben; auf jeden Fall aber wird die Zeit kommen, wo wir wieder normale Verhältnisse haben werden; und da dann noch immer sehr viele privatrechtliche Betriebe in Deutschland bestehen werden, wird es auch dann noch sehr viele Unternehmer geben, die es mit dem Abbau der Löhne eiliger haben werden, als nach den tatsächlichen Verhältnissen gerechtfertigt erscheinen dürfte. Und da es voraussichtlich bis dahin auch aufgehört haben wird, daß Maschinengewehre die Stelle der »Argumente« im wirtschaftlichen Kampfe vertreten, so werden die Gewerkschaften wieder so bedeutungsvolle Aufgaben zu lösen haben wie in der Vergangenheit, und, gestützt auf die angefochtene Verordnung der Regierung, werden sie sich dann diesen Aufgaben mit um so größerem Erfolg widmen können.

Also die Frage ist nicht: »Gewerkschaften oder Sozialismus?«, die Devise muß vielmehr lauten: »Erst recht Gewerkschaften und durch sie zum Sozialismus!« Es ist schon dargelegt worden, daß die Gewerkschaften, um ihre neuen Aufgaben im Dienste des Sozialismus zu erfüllen, den Kreis ihrer Betätigung etwas weiter als bisher abzustrecken haben und daß sie das getreu ihrer Tradition auch tun werden. Es kann das noch in anderer Weise geschehen als bisher. Ich denke dabei an Vorgänge, bei denen ich in jüngster Zeit mitzuwirken berufen war. Die Revolution hat den Organisationsgedanken auch in solche Kreise hineingetragen, die ihm bisher ferngestanden haben. So ist unter anderem ein Zentralverband der Film- und Kinoangehörigen gegründet worden, wozu die Anregung aus den Kreisen der höheren geistigen Arbeiter dieses Berufs gekommen ist, also, um nur einige Gruppen derselben zu nennen, der freien Schriftsteller, Dramaturgen, Schauspieler, und zwar auch der künstlerisch am höchsten stehenden Einzeldarsteller, der »Stars«. Ich will mich hier über die Zukunftsmöglichkeiten dieser Gewerkschaft nicht auslassen; ich bin mir bewußt, daß der Solidaritätsgedanke gerade bei dem künstlerisch am höchsten stehenden Personal

auf die Dauer am schwersten Wurzel schlagen wird; aber das hat nichts mit der Sache zu tun, die uns hier beschäftigt. Der Gedanke, der da von den geistig produzierenden Arbeitern des Berufs zum Ausdruck gebracht worden ist, ist ein guter — das muß rückhaltlos anerkannt werden. Und diesen Gedanken sollte man auch in den alten Gewerkschaften zu verwirklichen suchen, ganz besonders in denen, die für die Sozialisierung als erste in Frage kommen. Heranziehung aller geistigen Arbeiter des Berufs, vom Erfinder und Ingenieur bis herunter zum letzten Handarbeiter, zu den Gewerkschaften, Vereinigung der heute sich vielfach noch fremd und ablehnend gegenüberstehenden verschiedenen sozialen Gruppen der geistigen und gewerblichen Arbeiter innerhalb der einzelnen Berufe beziehungsweise Industrien — das ist diejenige Art des wirtschaftlichen Sozialismus, den alle wahrhaften Sozialisten und alle Menschen, die guten Willens sind, als Befreiung vom Übel des Kapitalismus betrachten werden. Damit kommen wir wieder auf das in letzter Zeit vielfach zitierte Wort des alten Liebknecht zurück, das, sinngemäß angewandt, in diesem Falle laufen würde: Selbst wenn es den Spartakisten gelingen würde, die Gewerkschaften vorübergehend zu zerstören — sie müßten von neuem ins Leben gerufen werden, im Interesse des Sozialismus.

Allerlei vom Zeitungsroman.

Von L. Lessen.

In jeder von werbenden Gesichtspunkten aus geleiteten Tageszeitung gilt der Roman nicht als letzte und schlechteste Anziehungskraft. Er soll namentlich den Frauen und jugendlichen Personen die Zeitung schmackhafter, interessanter machen. Dabei spekuliert der Verlag nicht einzig und allein auf ein ständiges Wachstum der Abbonnentenziffer, sondern auch auf Ausbreitung derjenigen Ideen und Tendenzen, die er im politischen Teile des Blattes vertritt. So wird der Roman, wenn auch nur indirekt, zum politischen Agitationsmittel; ist er dann noch nebenbei auf einer gewissen literarischen Höhe gehalten, so kann er als geeignetes, weite Wellen schlagendes Volksbildungsmittel angesprochen und begrüßt werden.

Leider behandelt nur eine schmale Schicht der deutschen Tageszeitungen den Roman von diesem Standpunkt aus. In den weitaus meisten Fällen sind die Redaktionen bemüht, den schlechten Lektüreneigungen des großen Publikums Folge zu geben, das heißt Romane auszuwählen, die neben den nötigen Tropfen sentimentalen Öles es nicht an »Spannung« fehlen lassen. Der sogenannte Durchschnittsleser liebt nun einmal die kolportagehaften Unmöglichkeiten: die Handlungen sollen einander jagen, die Geschehnisse sich im fieberhaften Tempo ablösen, Entführungen und Eheirungen nicht zu knapp bemessen sein, auch eine Handvoll Toter wird gern in Kauf genommen. Derartige Machwerke sind natürlich Gift für die Volksseele und haben mit Literatur nicht das mindeste zu tun. Die gut und vornehm geleitete Tageszeitung hat es deshalb auch nicht leicht bei der Auswahl ihrer Romane. Wer das als Fachmann zu werten und zu würdigen versteht, wird deshalb auch nicht an der — selbst von bürgerlicher Seite anerkannten — Tatsache vorübergehen können, daß die sozialdemokratische Tagespresse Deutschlands während des letzten Vierteljahrhunderts unbeirrbar besonderen

Wert auf einen gut ausgewählten Roman gelegt hat. Und das ist sicherlich nicht leicht gewesen.

Einem literarisch ungeschulten, von einer gewissen Naivität befangenen Publikum einwandfreie Unterhaltungslektüre zu bieten, ist sicherlich wesentlich schwieriger, als einem besser vorgebildeten Leserkreis zu genügen. Dazu kam, daß der Roman der sozialdemokratischen Tagespresse politische Färbung haben mußte. Die großen Tagesfragen mußten gestreift sein, die allgemeinen, vorwärtsdrängenden Menschheitsprobleme durften im Handlungshintergrund nicht fehlen, die sozialen Nöte und Wünsche der Zeit mußten in der einen oder anderen Form zu Worte kommen. Das Arbeiterlesepublikum wollte kein rosiges Idyll, es wollte Ausschnitte aus dem eigenen Leben, wollte Kampf und Forderung der Gegenwart, wollte ehrliche, ungeschminkte Wahrheit.

Diese im Roman dichterisch niedergelegte Wahrheit war glücklicherweise da. Von Westen, Norden und Osten war in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der sogenannte Realismus auch in die deutsche Literatur eingedrungen. Die Romane des Franzosen Zola hatten sich weite Kreise im deutschen Lesepublikum erobert. Die Erzählungen der Russen Turgenjew und Dostojewski wurden von der deutschen Jugend geradezu mit Heißhunger verschlungen. Der Däne Jacobson, der Norweger Björnson und zahlreiche schwedische Dichter gewannen tiefeinschneidenden Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Literatur. Diese literarische Revolution ging natürlich auch am Unterhaltungsteil der Tageszeitungen nicht spurlos vorüber. Und wieder war es die sozialdemokratische Tagespresse, die der neuen Romanwelt Tür und Tor öffnete. Namentlich die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts sind es gewesen, in denen Zolas packende Großstadtromane immer wieder in den sozialdemokratischen Tageszeitungen abgedruckt wurden. Freilich hatte das seine gewaltigen Schwierigkeiten. Denn der jungen, damals noch wenig ausgebreiteten Parteipresse fehlte es meist am wichtigsten: am Geld. Polizeischikane und gerichtliche Verfolgungen sorgten dafür, daß selbst die sich einigermaßen rentierenden Blätter auf keinen grünen Zweig kommen konnten. War schon für den politischen Teil eines Blattes bitterwenig an Budgetmitteln vorhanden, für den Roman hatte man von dieser Geldmittelwinzigkeit doch nur immer einen Bruchteil übrig. Dennoch mußte mit diesem wenigen nicht nur hausgehalten, sondern das möglichst Beste dafür herangeschafft werden.

Dieses »Beste« war überaus spärlich gesät. Wie viele Dutzende von Romanen mußten da von dem einzigen Redakteur — nur ganz große Blätter leisteten sich damals zwei Schriftleiter — im »Nebenamt« gelesen werden, ehe etwas Brauchbares und Bezahlbares gefunden wurde. Die bürgerlichen Verleger waren an andere Honorierungen gewöhnt, als die Parteipresse sie bieten konnte. Und doch gab es, was gern anerkannt sein soll, eine ganze Anzahl bürgerlicher Verlagsanstalten, die das Streben der sozialdemokratischen Schriftleitungen nach guten Romanen anerkannten und ihnen durch ermäßigte Honorarforderungen entgegenkamen.

Über mit dem Erwerb des Romans war die Arbeit der Schriftleitung keineswegs beendet. Denn der Roman mußte nun »eingesetzt« werden, das heißt für den durch Zerstückelungen in zahllose Fortsetzungen nicht gerade gewinnenden Zeitungsgebrauch zurechtgestuft werden. Denn darin

unterscheidet sich bekanntlich eine gewissenhafte Redaktionsführung von einer skrupelloseren, wie sie sich, namentlich im Romanressort, in der Amtsblattpresse fand. Das Ideal eines guten Zeitungsromans ist das: seine knapp gehaltenen Kapitel müssen, jedes für sich, in sich abgeschlossene Szenen sein; so nur kommt die Wirkung des Ganzen in der Zeitungszersstückelung möglichst gut zum Ausdruck. Wo das nicht der Fall ist, muß der Schriftleiter — nachdem er hierfür die Erlaubnis des Verlags oder des Autors eingeholt hat — durch Einfügen von Trennungsternen, durch kurze Streichungen unwesentlicher Teile oder zu breit ausgesponnener Längen möglichst viele Teilsgenen von Fortsetzungslänge schaffen. Er muß dabei sehr sorgsam und delikat vorgehen, damit das Kunstwerk als Ganzes keinerlei Einbuße erleidet und der Dichter sich nicht in seinen Ausführungen verstümmelt oder beengt fühlt. Aber auch hier macht die Übung den Meister. Bei einiger Liebe für den einzurichtenden Roman, bei einigem Hineinversetzen in die Absichten des Dichters wird sich die nötige Geschicklichkeit bald einstellen. Gerade wie der Regisseur durch seine Tätigkeit das Drama erst bühnenwirksam gestaltet, so wird der geübte Redakteur dem Roman erst durch sein geschultes Eingreifen zur richtigen Zeitungswirksamkeit verhelfen können. Denn Buchwirksamkeit und Zeitungswirksamkeit sind meist grundverschiedene Erscheinungen. In dem einen Falle genießt der Leser das ganze Kunstwerk in einem Zuge, im anderen wird es ihm bruchstückweise vorgelegt: er verarbeitet die Geschehnisse langsamer, die Phantasie wird so gut wie ganz ausgeschaltet, und die augenblickliche Stimmung ist hier eine einheitlich geschlossene, dort eine wechselnde, oft einander gänzlich widersprechende.

Alle diese psychischen Möglichkeiten hat der Schriftleiter bei der Auswahl des Romans von vornherein in Rechnung zu setzen, will er sein Publikum nicht unnötig ermüden oder sein Interesse an der von ihm zum Abdruck gebrachten Arbeit schon nach wenigen Fortsetzungen erkalten lassen. Für den sozialdemokratischen Schriftleiter kamen — namentlich bei den auch heute noch sich leider allzu häufig findenden Übersetzungen — außer diesen Arbeiten noch zahlreiche andere mehr oder weniger untergeordneter Art, wie das Verdeutschen von Fremdwörtern, das Zerkleinern allzu langatmiger, ineinandergeschachtelter Sätze usw.

Die meisten der Romane, die in den letzten fünfundzwanzig Jahren von der sozialdemokratischen Presse zum Abdruck gebracht wurden, waren von zeitgemäßen Tendenzen erfüllt: Großstadtschilderung, Wohnungselend, Lohnforderungen, politisches Streben. Derartige aktuelle Erscheinungen im Roman zu verarbeiten, lag im Zuge der Zeit. Einen Roman aber zu finden, der zugleich auch als einwandfreies Kunstwerk angesprochen werden konnte, war schon schwieriger. Zudem war die Struktur des sozialdemokratischen Leserkreises eine ungleich verschiedenere als diejenige ebenbürtiger bürgerlicher Blätter. Nur in ganz wenigen Fällen war die sozialdemokratische Tageszeitung ausschließlich die geistige Kost des Großstädtlers; die meisten Zeitungen hatten einen ausgedehnten ländlichen Verbreitungskreis. Die Interessen des Dörflers und Kleinstädtlers lagen meist ganz woanders als die des städtischen Fabrikarbeiters, von dem die komplizierten modernen Maschinen auch zugleich eine wesentlich gesteigerte geistige Regsamkeit verlangten, als es die Tätigkeit des landwirtschaftlichen Arbeiters mit sich brachte.

Ganz besonders aber mußte bei der Auswahl des Romans auf die literarischen Neigungen und Empfänglichkeiten der Frauen Rücksicht genommen werden. Denn über den Roman hinfort sollten die Frauen für die gewerkschaftlichen und politischen Bestrebungen interessiert, für die Organisationen gewonnen werden. Gerade die Frau war mehr und mehr in das erwerbstätige Leben hineingedrängt worden. Sie, die bisher nur als landwirtschaftliche Schafferin oder als Heimarbeiterin tätig gewesen war, hielt ihren Einzug in die Fabriken. Ungezählte Hände wurden verlangt. Handwerkliche Vorbildung wurde nicht groß gefordert. Komplizierte Maschinen führten aus, was vordem geübte und geschickte Menschenfinger vollbrachten. Zur Bedienung und Versorgung dieser Maschinen bedurfte es keiner großen Menschenkraft. Da genügte das geistige und körperliche Können der Frau. Neuen Anforderungen und neuen Lebensverhältnissen sah sich durch diese wirtschaftliche Umwälzung die weibliche Arbeiterschaft gegenübergestellt.

An diesen Tatsachen konnte auch der moderne Roman nicht vorübergehen. Die Linie des poetischen Gestaltens verschob sich fast urplötzlich. Sie sah sich dazu gedrängt, mit der rapiden Entwicklung der modernen Industrie Schritt zu halten. Das Idyll veraltete zusehends. Die Romantik ging in die Realistik über. Die Mietkasernen der Großstädte, die Schächte des Bergwerks, die Schlote der Fabriken bildeten den Hintergrund des modernen Romans. Die Handlung sog ihre Kraft und Spannung aus der gesellschaftlichen Klassenschichtung: hier kapitalistischer Überfluß, dort proletarische Verelendung, hier skrupelloses Ausbeutertum, dort geistige und wirtschaftliche Knechtung. Der Romanschriftsteller »komponierte« sein Thema nicht mehr nach wohlüberdachter Schematisierung. Er zeichnete mit photographischer Treue irgendeinen Ausschnitt aus dem Leben. Ungeschminkt setzte er seine Typen hin; er ließ die Geschehnisse abrollen, wie sie nach ehernen Gesetzen kommen und gehen mußten. Versüßte er, neben einem klaren Blick und einem gesunden Verstand, noch über dichterische Fähigkeiten in Form, Aufbau und Sprache, so mußte sein Werk gelingen, mußte er naturgemäß die Leser fesseln. Besonders die Arbeiterleser, die gewissermaßen bei der Lektüre derartiger Romane in einen Spiegel sahen.

Es war damit ein tüchtiger Schritt getan zur Lebenswahrheit und zur unverlogenen Wiedergabe des Zeitgeschehens, den der deutsche Roman in jenen Jahren machte. Das mußte Eindruck auf eine nach Wahrheit und Erkennen strebende Volksschicht machen. So fand denn der moderne naturalistische Roman nirgends bessere Aufnahme und freudigeres Heimatrecht als in den Spalten der Arbeiterpresse.

Das Erstarken des künstlerischen Naturalismus ging denn auch in Wirklichkeit Hand in Hand mit dem Erstarken der politischen und gewerkschaftlichen Arbeiterorganisationen, deren Zeitschriften, Zeitungen und Theaterbestrebungen (Volkstheatern) jeder auf dem Boden der Wirklichkeit stehenden Kunststrichtung die Wege ebneten. Dieser Aufgabe darf sich die Arbeiterschaft auch in Zukunft nicht verschließen. Sie muß nach wie vor darauf halten, auch im Unterhaltungsstil ihren Lesern das Beste und Wahrhaftigste zu geben. Denn im Roman verkörpert sich ein gut Teil der Werbekraft einer Zeitung — und es gibt Zeitungen, die nicht zuletzt der Gediegenheit ihres Unterhaltungssteils halber gelesen werden. Bei einigermaßen geschickter Auswahl des Romans kann eine vorzügliche Agitation getrieben werden.

Nicht ausschließlich im parteipolitischen Sinne braucht das zu sein, wohl aber im Geiste moderner Aufklärung und vorwärtsschreitender Kulturten- denz. Gerade unter den modernen Romanen gibt es eine ganze Anzahl, die das Wohnungsproblem, die Schattenseiten des Heimarbeiterwesens, soziale Unausgeglichenheiten usw. aufrollen. Meist dreht es sich um dichterisch behandelte Erscheinungen, die in erster Linie die Frauen interessieren. Dieses Wecken des Interesses an öffentlichen Dingen ist aber gleichbedeutend mit einem Werben für organisatorische Zusammenschlüsse, mit einer Erziehung zu sozialen Forderungen, mit einem erkennenden Abwägen von Rechten und Pflichten.

So wird der Zeitungsroman zu einem Kulturfaktor allerersten Ranges. Es sei nochmals wiederholt, daß viel Muße und große Umsicht dazu gehören, das Brauchbare aus der Fülle der Erscheinungen zu sondern. Aber diese Mühe, die eine ganze Arbeitskraft erfordert und nicht im Nebenamt bewältigt werden kann, belohnt sich auch: sie wirbt neue Leser und hebt den Geschmack und die Einsichtsfähigkeit des Abonnentenkreises. Und für die auch in der Parteipresse noch immer leider vorhandenen vielen Fälle, in denen die anderweitig stark in Anspruch genommene Schriftleitung derartigen Forderungen nicht gerecht zu werden vermag, wäre es vielleicht nicht unangebracht, später einmal, wenn das öffentliche Leben wieder in ruhigeren Bahnen gleitet, auf eine Anregung zurückzukommen, die vor Jahren einmal im Verein Arbeiterpresse auftauchte: eine Zentralstelle für Romanauswahl zu schaffen, welche die Bedürfnisse und die finanzielle Leistungsfähigkeit der einzelnen Parteiblätter kennt und dauernd in ständiger Fühlung mit ernstern Romanschriftstellern und guten Buchverlegern steht; sie dürfte den einzelnen Schriftleitungen viele Arbeit abnehmen und sich mit der Zeit so gut in ihr Spezialgebiet einarbeiten, daß sie Mustergültiges leisten könnte.

Wer seit Jahrzehnten in der Zeitungspraxis steht, wird sicherlich sich nicht der Ansicht verschließen können, daß ein guter Roman mit das beste Aushängeschild für eine Zeitung ist. Wie das meiste, das in eine Zeitung hineinkommt, dem Publikum angepaßt sein soll, so auch der Roman. Nicht die rein literarische Note macht seine Zugkräftigkeit, sondern seine Lebensstreue, sein Wurzeln in der Zeit. Seine Bilder sollen überzeugend wirken, seine Typen echt menschliche Züge tragen, seine Handlung ein Spiegelbild des wirklichen Daseinskampfes sein. Das sind Forderungen, die jede ernste und gute Zeitung an ihren Roman zu stellen hat — in erster Linie aber die sozialdemokratische Tagespresse.

Literarische Rundschau.

Hans Vaihinger, *Die Philosophie des Als — ob*. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus. Dritte Auflage. Leipzig 1918, Verlag von Felix Meiner. 804 Seiten. Broschiert 18 Mark, gebunden 26 Mark.

Dieses merkwürdige Buch, dessen Erscheinen vor dem Kriege in philosophisch interessierten Kreisen Aufsehen erregte und das rasch eine für ein so umfangreiches und teures Werk seltene Verbreitung fand, ist schon in den siebziger Jahren geschrieben. Es trat zunächst mit der Fiktion in die Welt, als ob Vaihinger

nur der Herausgeber wäre; bald bekannte er sich jedoch als Verfasser. Die Idee zu dem Buche hatte er schon Friedrich Albert Lange mitgeteilt, worauf ihm dieser schrieb: »Ich bin überzeugt, daß der hier hervorgehobene Punkt einmal ein Eckstein der philosophischen Erkenntnistheorie werden wird«, Worte, die Valhinger als Motto auf den Titel seines Werkes setzt. In der Tat hatte gerade Lange die Bedeutung der Fiktionen für die Wissenschaft besonders klar erkannt. In seinen volkswirtschaftlichen Anschauungen spielt sie eine maßgebende Rolle. »In der Volkswirtschaft«, sagt Lange, »wird das Axiom aufgestellt, daß jeder, indem er seinem eigenen Vorteil nachgeht, zugleich den Vorteil des Ganzen befördert.« Ein Grundsatz des Adam Smith, der von dessen Nachfolgern in einseitiger Weise auf die Spitze getrieben sei. »Dieser Fehler trug übrigens dazu bei, der Volkswirtschaft einen Anstrich von strenger Wissenschaftlichkeit zu geben, indem er eine bedeutende Vereinfachung aller Probleme des Verkehrs mit sich brachte. Diese Vereinfachung besteht nun aber darin, daß die Menschen als rein egoistisch gedacht werden. ... In der Tat wäre nicht das mindeste dagegen einzuwenden, wenn man diese Annahme offen und ausdrücklich zu dem Zwecke gemacht hätte, den Betrachtungen über den gesellschaftlichen Verkehr durch Fingierung eines möglichst einfachen Falles eine exakte Form zu geben. Denn gerade durch die Abstraktion von der vollen mannigfach zusammengesetzten Wirklichkeit sind auch andere Wissenschaften dazu gelangt, den Charakter der Exaktheit zu erhalten.«

Während das kritische und historische Verdienst von Langes Hauptwerk, der Geschichte des Materialismus, nun von jeder Anerkennung gefunden hat, wurde der »Standpunkt des Ideals«, den er selbst am Schlusse einnimmt, wenn wir von seinem Biographen O. U. Ellison absehen, bisher von den Fachphilosophen durchweg als unhaltbar behandelt und wird eigentlich von Valhinger zum ersten Male in seiner hohen Berechtigung und Bedeutung gewürdigt.

Eine weit größere Rolle noch als F. A. Lange aber spielt in dem Buche Kant, und zwar unterscheidet Valhinger einen, man möchte sagen, egoistischen Schul-Kant und einen egoistischen weit radikaleren wahren Kant. Nach dessen innerster Herzensmeinung sollen eben die Postulate — Gott, Freiheit, Unsterblichkeit — lediglich Fiktionen gewesen sein. Außer auf dem theologischen Gebiet spielen diese auch auf dem mathematischen, naturwissenschaftlichen, juristischen, kurz in der ganzen Wissenschaft eine so große Rolle, daß nach Valhinger die Berechtigung besteht, sie zur Grundlage eines philosophischen Systems zu machen. Man hat vom Langeschen Standpunkt aus gegen Valhinger geltend gemacht, daß das Wort Ideal unendlich viel freundlicher klinge als das Wort Fiktion und daß der Standpunkt des Ideals gewiß ein wärmerer Aufenthalt sei als die Theorie der Fiktionen. Das würde wohl Valhinger zugeben, aber erwidern, daß er den Ausdruck Fiktion habe wählen müssen, weil dieser allein imstande sei, die charakteristische Stellung der betreffenden Vorstellungsgebilde vom Standpunkt der Logik aus zu erfassen, speziell im Unterschied von dem logischen Wert der Hypothese. Dieser logische Standpunkt sei eben das Wesentliche und Neue. Das Wort Ideal fasse die betreffenden Vorstellungsgebilde mehr vom psychologischen oder auch vom ethischen Standpunkt aus.

Jedenfalls ist das Valhinger'sche Werk ein höchst interessantes Buch, und bei der gewaltigen Rolle, welche die Fiktionen auch im politischen Leben spielen, sollten die Staatsmänner — und dazu gehört der Fiktion nach in der Demokratie ja eigentlich ein jeder — diesem seltsamen System der Philosophie aufmerksame Beachtung schenken.

J. N.

Sermann Müller, Geschichte der deutschen Gewerkschaften. Berlin 1918, Verlag der Vorwärts-Buchhandlung. Gebunden 6 Mark, broschiert 4,50 Mark.

Oft haben wir uns schon eine Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung gewünscht. Die Klagen über diesen Mangel durchziehen die ganze gewerkschaftliche Diskussion der letzten Jahre. Sie wurden besonders lebhaft, nachdem einzelne

Gewerkschaften dazu übergangen, ihre eigenen Berufsgeschichten zu schreiben, und diese mehr oder weniger gründlich mit beweiskräftigem historischem Material ausstatteten. Da erschien 1917 Müllers Geschichte des Verbandes der Lithographen. In dieser Arbeit kam zum ersten Male eine zusammenhängende Gewerkschaftsgeschichte auf den deutschen Buchmarkt, der man ansah, daß ihr Verfasser den Dingen bis auf den Grund nachgegangen war und manchen verstaubten Folianten in deutschen Archiven nachgebläffert hatte. Gleich nach dessen Erscheinen wünschte die deutsche Gewerkschaftspresse, Müller möge das wertvolle geschichtliche Material aus seinem Werke herauschälen und es als eine besondere Geschichte der Gewerkschaftsbewegung der Öffentlichkeit zugänglich machen. In dem vorliegenden Buche ist dieser Wunsch erfüllt. Müller hat den umfangreichen Stoff filtriert, ihn alles Nebenfälligen entkleidet, fast möchte man sagen, im Lapidarstil Gesehnis an Gesehnis gereiht, Material zu Material gehäuft.

Er beginnt seine Darstellung mit einer Untersuchung der Gesellenverbände. Sie hat das Ergebnis, daß diese nicht, wie oft angenommen wurde, in die Gewerkschaftsbewegung hineinführen, sondern eher in die Krankenversicherung. Damit ist mancher schöne Traum ausgeträumt. Doch scheint uns Müllers Beweisführung unanfechtbar. Dagegen stellt er fest, daß der Einfluß der Handwerksgefallen auf den Kommunistenbund, der sich aus dem Bunde der Gedächten entwickelte, ziemlich stark gewesen ist. Es waren verschiedene wegen ihrer Beteiligung an freiheldlichen Kundgebungen aus Deutschland vertriebene Handwerksgefallen, die über den Bund der Gedächten hinweg den Bund der Kommunisten schaffen halfen.

Recht anregend sind die Abschnitte über die Revolutionszeit 1848, die Gründung der ersten Verbände, die Arbeiterbildungsvereine und den Einfluß der Fortschrittler. Die folgenden Kapitel schildern dann die Tätigkeit Lassalles, Schweizers, Bebels, Liebknechts, Borks und Lölkes. Müller ist es gelungen, viele neue Einzelheiten zu veröffentlichen, die besonders Schweizers Haltung zur Gewerkschaftsbewegung in einem ganz eigenartigen Lichte zeigen und mit manchen gewerkschaftlichen Märchen aufräumen. Endlich wird in dem Buche auch einmal Klarheit über das Verhältnis von Dr. Max Hirsch zu den Anfängen der Gewerkschaftsbewegung geschaffen. Müller stellt fest, daß Hirsch keineswegs der erste war, der den deutschen Arbeitern über die englischen Trade Unions Material unterbreitete, und daß auch in den Reisebriefen von Hirsch, der tatsächlich der Genossenschaftsbewegung halber nach England ging, nicht die geringste Anregung gegeben war, Gewerkschaften in Deutschland zu gründen. Hirsch und die Fortschrittler sind Schweizer nachgehinkt, um für die Fortschrittspartei zu retten, was zu retten war.

Weitere wichtige Abschnitte behandeln die Gründung des Berliner Arbeiterbundes, das Verhalten Lölkes sowie die Versuche der Unternehmer, sich schon 1887 gelbe Schutztruppen zu schaffen, mit gezeichneten Abgangszeugnissen oder Schwarzen Listen zu operieren und die Gesetzgebung zu beeinflussen.

Das Buch ist eine anerkennenswerte Leistung. Leider bricht die Darstellung mit dem Jahre 1878 ab. Müller hat einen knappen Stil, der nicht ermüdet. Man liest sein Werk wie einen guten geschichtlichen Roman. Das ist ein Vorteil dieser Schrift. Beim Verlag des »Vorwärts« möchten wir deshalb anregen, eine billige Ausgabe für die Gewerkschaften vorzubereiten. Der Preis von 6 bzw. 4,50 Mark darf kein Hindernis der Verbreitung sein. Gerade jetzt, wo neue Formen des Gewerkschaftskampfes eintreten, wird es großem Interesse begegnen.

Ein Kapitel haben wir bis zum Schluß aufgehoben. Es ist der Abschnitt, in dem von der Zersplitterung der Arbeiterbewegung durch Gründungen von »unabhängigen« Organisationen geredet wird. Auf S. 148 steht ein Satz, der als Abschluß unserer Besprechung zitiert werden soll, weil er auf die heutigen Zustände zutrifft:

»... Werden, wie es in jener Zeit der Fall war, die Gewerkschaften noch dazu zum Tummelplatz der politischen Meinungsverschiedenheiten gemacht, dann wird in der Regel sogar die Möglichkeit der Agitation unterbunden. Denn die

politisch unentschiedenen und gleichgültigen Arbeiter können für die Organisation dann nicht gewonnen werden, wenn sie in den Versammlungen immer und immer wieder vor Augen geführt bekommen, wie die, die den Zusammenschluß predigten, sich gegenseitig in den Haaren liegen....» Theodor Thomas.

Robert Liefmann, *Die Geldvermehrung im Weltkrieg und die Beseitigung ihrer Folgen*. Stuttgart und Berlin 1918, Verlag der Deutschen Verlagsanstalt. 199 Seiten. Preis gebettet 5 Mark, gebunden 6,50 Mark.

Die Schrift des Freiburger Professors ist die Fortsetzung seines im Jahre 1916 erschienenen Buches »Geld und Gold, ökonomische Theorie des Geldes«. Liefmann gehört zu den »Grenznutzentheoretikern«, die den Tauschwert nach dem Gebrauchswert bemessen und denen dadurch von vornherein das Wesen des Kapitalismus verschlossen bleibt. Zu einer Erkenntnis der Bedeutung des Geldes kann er bei allem Aufwand an Gelehrsamkeit und an Abstraktionsvermögen, mit dem er sein Vorurteil in konsequenter Logik fortspinnt, nicht gelangen. Das Wesen des Geldes bleibt ihm verschleiert, weil er den Warencharakter des Geldes verkennt. Er nennt es einen »fundamentalen Irrtum«, daß der Preis irgendeinen Wert ausdrücke.

Wenn man, wie Liefmann, die kapitalistische Wirtschaft erforschen will, indem man sich liebevoll in das Seelenleben des einzelnen versenkt und eine »psychologische« Ökonomie auf Grund individueller »Nutzenschätzungen« erspekuliert, muß man notwendig zu einer falschen Geldtheorie gelangen. Das Geld hat scheinbar gar keinen Gebrauchswert. Und gerade wir Sozialisten stimmen gewiß Liefmann zu, daß es geradezu grotesk ist, massenhaft deutsche Arbeitsprodukte herzugeben, um von den Goldproduktionsländern, das heißt fast nur vom englischen Weltreich, Gold dafür einzutauschen, um daraus Platten zu gestalten, die weder als Produktionsmittel Nutzen stiften noch als Konsumartikel Vergnügen bereiten. Aber der gleichen Vergeudung von Arbeitskraft gehört bis zu einem gewissen Grade nun mal zu den vielen Sinnlosigkeiten des Kapitalismus. Der Gesunde bedarf keiner Pillen, die für ihn keinen Gebrauchswert haben. Wenn man aber dem Kapitalismus die Goldwährung entzieht, so handelt man wie jemand, der einem Kranken die Medizin mißgönnt. In der kapitalistischen Welt bedürfen nun mal die Menschen einer Ware, die sie dazu gebrauchen, als Tauschwert zu fungieren. Papiergeld oder in Girokontoübertragungen ausgetauschtes Rechnungsgeld oder Scheidemünze, kurz, um Liefmanns Ausdrucksweise zu benutzen, jede »abstrakte Rechnungseinheit« kann nie mehr oder weniger Wert haben als das Gold, das man dafür erwerben kann.

Liefmann glaubt nun den »Goldaberglauben« dadurch zerstören zu können, daß er den Wegen nachgeht, auf denen sich während des Krieges die Geldvermehrung und die Entwertung der Valuta durchgesetzt haben. Der Verfasser des Werkes zeigt, daß es sich nicht um die Vermehrung der Banknoten und sonstigen Zahlungsmittel an sich handelt, sondern um Kreditanspannung. Banknoten werden sonst auszugeben, um Unternehmern Kredit auf ihre künftigen Erträge zu geben. Auch liegt keine Kreditanspannung vor, wenn jemand etwa Bankkredit bekommt, um den Erlös von Kapital vorwegzubekommen, das er verkaufen, aus der Waren-, etwa der Betriebsform, in die Geldform übertragen wird. Die Nachfrage nach Waren entsteht aus den Einkommen, soweit sie nicht daraus resultiert, daß jemand »sein Kapital angreift«, also Vermögensstücke verkauft, um für den Erlös Waren zu erstehen. Während des Krieges hat nun das Reich zwecks Anschaffung von Kriegsmaterial Kredit bekommen, das heißt eine schwebende Schuld übernommen, ohne daß die kreditierte Summe wie bei diskontierten Wechseln durch spätere Erträge oder durch Erlös verkaufter Vermögensstücke später einging oder eingehen konnte. Die dem Reich von der Reichsbank überwiesenen Banknoten wurden nun an die Soldaten, an die Heeres- und Flottenlieferanten verausgabt. Es wurden also Gelder ausgegeben, die nicht durch künftige Erträge und Erlöse gedeckt waren; da-

durch wurden die Einkommen künstlich erhöht; diese vermehrten Einkommen bedingten eine vermehrte Nachfrage; vermehrte Nachfrage bedeutet erhöhte Preise; erhöhte Preise sind aber gleichbedeutend mit gesunkener Valuta, auch dem Ausland gegenüber, denn wenn im Inland die Preise steigen, so gibt man eben wenig ausländisches für deutsches Geld, weil in Deutschland für das deutsche Geld nicht viel zu holen ist.

So Liefmanns Darstellung, die mit einer sehr interessanten Entwicklungsgeschichte der Valuta während der Kriegszeit verbunden ist. Was Liefmann hier aber geleistet hat, ist nur eine Darlegung der Form, in der die sogenannte »Inflation«, die »Aufblähung« des Geldvorrats ihre Wirkung erzielt hat. Preise verändern sich erstens durch Änderung des Angebots der Waren, zweitens der Nachfrage der Waren, drittens — sobald die Goldeinlösungspflicht aller Zahlungsmittel nicht mehr besteht — mit jeder Veränderung des Verhältnisses des Angebots der Zahlungsmittel zu ihrem Bedarf. Indem Liefmann den dritten Weg der Preisveränderung bestreitet, soweit er sich nicht mit dem der Änderung der Nachfrage deckt, verschleierte er eine der wichtigsten Seiten des Geldproblems. Wenn es möglich gewesen wäre, eine enorme Kreditanspannung auf Grund eines riesigen Goldschatzes durchzuführen, ohne die Einlösungspflicht aller Zahlungsmittel in Gold zu beeinträchtigen, würden die Preise trotz der gestiegenen Nachfrage niedriger geblieben sein, weil der Tauschwert des Geldes der gleiche geblieben wäre. Die Preise wären gestiegen, ohne daß die Valuta gesunken wäre. Der Markkurs würde immer noch auf Pari stehen.

Zu der Frage, wie eine Steigerung unserer Valuta herbeigeführt werden kann, macht Liefmann eine Fülle eingehend begründeter praktischer Vorschläge. Mit uns tritt er für eine einmalige hohe Vermögensabgabe und hohe Besteuerung der Kriegsgewinne ein, die er möglichst restlos erfassen will. Mit derselben Entschiedenheit tritt er aber auch für die Besteuerung des »Luxuskonsums« der großen Masse ein. Tabak und alkoholhaltige Getränke sind ihm immer noch nicht hoch genug besteuert. Auch wehrt er gegen die Schaffung neuer staatlicher Monopole, »wie sie die sonst sehr vernünftigen finanziellen Forderungen der Sozialdemokratie auf ihrem Würzburger Parteitag aus einem nun einmal unvermeidlichen Doktrinismus heraus empfehlen«.

Hans Markwald.

Notizen.

Sterblichkeitszunahme in Deutschland. Die schädlichen Wirkungen der englischen Hungerblockade auf die deutsche Volksgesundheit erweisen sich nach den letzten offiziellen Berichten als viel beträchtlicher, wie bisher angenommen wurde. In engeren Kreisen war allerdings längst bekannt, daß infolge der unzureichenden Ernährung die Sterbefälle in den letzten Jahren fast stetig gestiegen sind; die Zensur unterdrückte aber mit allen Machtmitteln die Veröffentlichung der betreffenden Ziffern. Nach Bekanntgabe der Vertreter des Reichsamts des Innern zeigte im Jahre 1917 die Gesamterblichkeit der Zivilbevölkerung eine Zunahme von 32 Prozent, in den ersten drei Vierteljahre 1918 von 34 Prozent gegenüber 1913. Dabei sind die Grippefälle nicht mitgerechnet. An Tuberkulose starben in Städten von mehr als 150 000 Einwohnern 1913 40 334 Menschen; im ersten Halbjahr 1918 hingegen 41 800. An Erkrankung der Atmungsorgane starben 1913 46 000, 1917 61 000, im ersten Halbjahr 1918 33 500 Menschen ohne die Grippefälle. Für Berlin hat sich ergeben, daß die Todesfälle an Lungen- und Halschwindstucht sich gegenüber dem Durchschnitt der Jahre 1913 und 1916 im Jahre 1917 verdoppelt haben. Besonders groß ist die Sterblichkeit der Frauen. Abhilfe vermag allein eine Verbesserung der Ernährungsverhältnisse zu schaffen.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 18

Ausgegeben am 31. Januar 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Aussichten der deutschen Seeschifffahrt.

Von Otto Lindner.

I.

Die Not hat dem deutschen Volke erst wirklich zum Bewußtsein gebracht, was Weltverkehr bedeutet. Unser Boden gibt trotz intensiver Bearbeitung bei weitem nicht genügend her für unseren Unterhalt. Deshalb müssen wir viele Bedarfsgüter aus anderen Produktionsgebieten beziehen, und diese Einfuhr will durch Ausfuhr von Erzeugnissen unseres Gewerbefleißes bezahlt sein. Die Bewegung all dieser Gütermassen verursacht Kosten, und wegen deren Höhe wiegt es volkswirtschaftlich schwer, ob wir sie durch eigene Seeschifffahrt selbst verdienen oder ob wir sie fremden Flaggen bezahlen. Welche Dienste uns die deutsche Seeschifffahrt früher geleistet hat, lehren einige Ziffern:

Unser Gesamthandel mit dem Ausland belief sich 1913 dem Gewicht nach in der Einfuhr auf 81, in der Ausfuhr auf 82 Millionen Tonnen. In diesen 163 Millionen Tonnen waren etwa 7 Millionen Tonnen Durchfuhrgut enthalten. Die 156 Millionen Tonnen des Gesamteigenhandels repräsentierten einen Wert von mehr als 22 Milliarden Mark. Durch die Eisenbahnen wurden herein 24, hinaus 48 Millionen Tonnen, durch die Binnenschifffahrt herein 25, hinaus 20 Millionen Tonnen befördert. Durch Seeschiffe wurden in deutschen Häfen 1913 einschließlich der Durchfuhr über 45 Millionen Tonnen Waren verladen, deren Wert auf 8 bis 9 Milliarden angenommen werden kann. Von diesen Gütermengen wurden in der Einfuhr mindestens drei Fünftel, in der Ausfuhr mehr als zwei Drittel von Handelsschiffen deutscher Flagge bewältigt. Die Gesamtverladung deutscher Seeschiffe in deutschen Häfen ist für jenes Jahr auf reichlich 30 Millionen Tonnen im Werte von 6 Milliarden zu veranschlagen. Hinzu kommen die von ihnen in ausländischen Häfen nach anderen Auslandsplätzen übernommenen Güter. Ihr Umfang ist schwer zu schätzen, er war aber riesig und betrug allein für Antwerpen, Rotterdam und Amsterdam Millionen Tonnen entsprechenden Wertes. Man wird kaum zu hoch greifen, wenn man die Gesamtmenge der Verladungen auf deutschen Seefahrzeugen in aller Welt für 1913 auf weit über 40 Millionen Tonnen ansetzt. Diese ungeheuren Warenmassen wurden von ihnen über Strecken befördert, die durchschnittlich ein Vielfaches länger waren als die Reisen der inländischen Eisenbahntransporte. Als Tonnenkilometerzahl wird man mindestens 200 Milliarden annehmen dürfen: das Dreifache der Transportleistung sämtlicher deutschen Eisenbahnen. Ebenso war auch der Umfang des von deutschen Schiffen vermittelten internationalen Personenverkehrs höchst bedeutend (zuverlässige Gesamtziffern hierüber sind zurzeit nicht zu ermitteln). Die Frachten- und

Passagegelder dürften 1913 über 700 Millionen eingebracht haben. Von dieser Summe ist ein Teil anderen Ländern zugute gekommen, aber der Hauptteil, schätzungsweise 600 Millionen, ist doch der deutschen Volkswirtschaft verblieben, während er in Ermangelung deutscher Seeschifffahrt an das Ausland abgeloßt wäre als wirtschaftlicher Tribut der deutschen werktätigen Bevölkerung an fremdes Kapital. Wenn auch ein Teil davon als reiner Kapitalprofit sein Unterkommen gefunden hat, so wurden doch allein von deutschen Reedereien und Werften 1913 etwa 150 000 Arbeiter beschäftigt, die ihren Lohn hauptsächlich aus jenen Einkünften erhielten. Ihnen zuzurechnen sind die ungezählten Tausende, die ihr Brot indirekt durch Arbeit für die deutsche Seeschifffahrt verdienten. Hieraus erhellt, wie stark die deutsche Arbeiterschaft daran interessiert ist, daß unsere Seeschifffahrt wieder zu voller Entfaltung ihrer Leistungsfähigkeit gelangt. Hunderttausende sind sonst dem Pflaster ausgeliefert.

Wie steht es nun um unsere Aussichten auf diesem Arbeitsfeld?

Es gibt kaum einen anderen Gewerbszweig, der unter den politischen Ereignissen seit 1914 so schwer gelitten hätte und unter deren Nachwirkungen so schwarz in die Zukunft blickt wie unsere Seeschifffahrt. Seit Beginn der Blockade ist sie in ihrer Tätigkeit gelähmt (die bescheidenen Transporte, die ihr auf der Ostsee und anderweitig blieben, spielen für die Ausnutzung dieses großen Apparats so gut wie keine Rolle). Mehr als vier Jahre erzwungener fast vollständiger Ruhe würden jede Industrie in Lebensgefahr bringen, und dieser ist ihr Lebenselement abgeschnitten: die freie Fahrt zur See. Von allen Meeren ist die deutsche Handelsflagge verschwunden. Große Teile des Schiffsparks sind verloren. Die überseeischen Niederlassungen der deutschen Reedereien in den feindlichen Staaten und deren Kolonien, das heißt an den meisten und gerade den wichtigsten Verkehrszentren des Weltmarkts, sind ausgemerzt. Ihre finanzielle Lage ist ein Fragezeichen, ihre Konkurrenzfähigkeit steht ebenfalls dahin. Jetzt sollen sie den Wettlauf gegen die ausländischen Reedereien, die unterdessen einen weiten Vorsprung gewonnen haben, von neuem beginnen. Von den Bedingungen, unter denen sie antreten, hängt es ab, ob sie zum Ziele gelangen, ob sie zusammenbrechen werden!

Hoffen wir, daß Klugheit und Tatkraft unsere Seeschifffahrt auf den Friedensverhandlungen zwischen der Synlla der Auslieferung und der Charybdis des drohenden internationalen Schiffsahrtspools sicher hindurchführen werden. Wir setzen hier den günstigsten Fall, nämlich, daß es glücken wird, die deutsche Seeschifffahrt dem deutschen Volke zu freier Verfügung zu erhalten: nicht nur dem Namen nach, sondern in Tatsächlichkeit.¹ Ge-

¹ Der obige Artikel ist vor der Waffenstillstandsverlängerung geschrieben. Inzwischen hat sich leider die schon von Cunow im 9. Heft (S. 197) ausgesprochene Befürchtung bestätigt, daß die Entente beabsichtige, das Verfügungsrecht über die deutsche Handelsflotte zu verlangen, um diese unter der Flagge der alliierten Mächte zur Versorgung Europas mit Lebensmitteln und Rohstoffen zu benutzen. In den von Foch am 17. Januar in Trier der deutschen Waffenstillstandskommission abgezwungenen Verlängerungsbedingungen heißt es:

»Um die Lebensmittelfversorgung Deutschlands und des übrigen Europa sicherzustellen, wird die deutsche Regierung alle möglichen Maßnahmen treffen, um für die Dauer des Waffenstillstands die deutschen Handelsschiffe der Kontrolle unter

lingt das nicht, dann werden wir uns allerdings den Kopf nicht weiter zu zerbrechen brauchen; dann haben wir bloß noch zu tun, was andere befehlen. Aber selbst, wenn diese Grundfrage befriedigende Lösung finden sollte, dann bleiben der Schwierigkeiten noch viele und große.

Riesigen Umfanges und auf lange Zeit hinaus nicht wieder gutzumachen ist der Schaden, den wir durch Tonnageverlust erlitten haben. Im Juni 1914 bestand unsere Handelsflotte aus 2090 Seefahrzeugen von zusammen 5 134 000 Bruttoregistertonnen. Es herrschte damals gute Konjunktur. Die meisten, und zwar gerade die besten, leistungsfähigsten Schiffe waren draußen und deshalb bis auf einen Bruchteil, der in neutralen Häfen Schutz fand, dem Zugriff der feindlichen Staaten ausgeliefert. Dadurch haben wir, dem Gebrauchswert nach veranschlagt, reichlich zwei Drittel unserer Gesamttonnage eingebüßt. Der in deutschen Häfen liegende Schiffspark macht nur noch etwa 1 700 000 Bruttoregistertonnen aus bei etwa 2 370 000 Tonnen Tragfähigkeit. Das Schicksal der in neutralen Häfen liegenden deutschen Fahrzeuge ist ungewiß. Einschließlich ihrer wird der jetzige Umfang der deutschen Handelsflotte auf rund 2 900 000 Tonnen Tragfähigkeit angegeben, wovon aber allein 350 000 Tonnen auf beschädigte Schiffe im neutralen Ausland entfallen. Als verwendbar werden 2 560 000 Tonnen Tragfähigkeit bezeichnet. In dieser Summe sind jedoch auch die kleineren, zu großer Fahrt nicht tauglichen sowie eine Anzahl leicht havariierter, beziehungsweise erst instandzusetzender Schiffe einbegriffen. Für den Verkehr in großer Fahrt tatsächlich zur Verfügung sind gegenwärtig wohl kaum 2 400 000 Tonnen Tragfähigkeit. Das ist ein Drittel des früheren Bruttoreaumgehalts.

Unsere Verluste sind prozentualiter weit größer als die der fremden Handelsflotten. Die Welthandelstonnage betrug 1914 mehr als 45 400 000 Bruttoregistertonnen. Für Ende 1918 wird sie auf 38 000 000 bis 39 000 000 Bruttoregistertonnen geschätzt. Auf das Ausland entfallen hiervon für 1914 etwa 40 270 000, für Ende 1918 etwa 36 500 000 Bruttoregistertonnen. Der Tonnageverlust des Auslandes bleibt demnach unter 10 Prozent. Unsere Handelsflotte machte 1914 mehr als ein Neuntel, sie macht heute weniger als ein Zwanzigstel der Welthandelstonnage aus. Finanziell liegt das Verhältnis für uns noch ungünstiger. Unsere führenden Reedereien haben seit 1914 keine Bilanzen mehr veröffentlicht; man weiß deshalb nicht genau, wie es mit ihnen steht. Jedoch ist handgreiflich, daß vier Jahre voller Verluste die stillen Reserven, vielleicht auch noch mehr, aufgefressen und die geschädigten Reedereien in Abhängigkeit vom Finanzkapital gebracht haben.

Im Gegensatz hierzu sitzen die ausländischen Reedereien quasi bis über die Marktspißen im Kriegsgewinn. Wie groß die Akkumulation des auslän-

flagge der alliierten Mächte und der Vereinigten Staaten und Mitwirkung eines deutschen Delegierten (assisté d'un délégué allemand) zu unterstellen. Diese Vereinbarung greift in keiner Weise der endgültigen Bestimmung über die deutschen Schiffe vor. Eine angemessene Entschädigung soll für die Benützung dieser Schiffe zugesprochen werden. Ein unverzüglich abzuschließendes Sonderabkommen soll alle Einzelheiten sowie die über die verschiedenen Kategorien der Schiffe zu bedenkenden Maßnahmen regeln. Die Besatzung der Schiffe kann von den Alliierten, falls sie es für nötig erachten, ergänzt oder ersetzt werden. Die auf diese Weise entlassenen Mannschaften kommen nach Deutschland zurück.

dischen Schiffahrtskapitals im Kriege war, ist ziffermäßig nicht zu sagen, aber glaubwürdige Berichte lassen erkennen, daß die ausländischen Reedereien infolge Steigerung der Frachtfraßen auf ein Vielfaches der früheren Sätze nicht bloß ungeheure Gewinne ausgeschüttet, sondern außerdem auch Reserven angehäuft haben, die häufig weit größer sind als die nominellen Kapitale und im ganzen genommen Milliarden ausmachen. Zum Beispiel ergeben die Ausweise von 13 der wichtigsten holländischen Schiffahrtsgesellschaften von 1913 auf 1917 eine Steigerung des Aktienkapitals von 98 auf 120 Millionen Gulden, hingegen der sichtbaren Reserven von 28 auf 143 Millionen Gulden, ohne die nicht ausgewiesenen stillen Reserven — und dies nach einer Gewinnverteilung, die beispielsweise bei der Holland-Amerika-Linie von 15 Prozent in 1913 auf 55 Prozent in 1916 emporgeklüffert war, indem diese bei 12 bzw. 15 Millionen Gulden Kapital ihren ausgewiesenen Betriebsgewinn von 6 699 000 in 1913 auf 26 576 000 Gulden in 1916 hinausschrauben konnte. Noch mehr scheint sich die japanische Handelsflotte gekräftigt zu haben. Die Entwicklung allein ihrer beiden größten Reedereien kennzeichnet sich an folgenden Angaben:

	Nippon Yusen Kaisha		Osaka Shosen Kaisha	
	1912	Halbjahr 1917/18	1912	Halbjahr 1917/18
Kapital, eingezahlt	22	44	18,5	31,1
Reserven	31,4	74,1	4,4	51,7
	Bruttoregistertonnen		Bruttoregistertonnen	
Flotte der Gesellschaft	324 573	500 000	170 000	271 600
	Millionen Yen		Millionen Yen	
Buchwert der Flotte	—	29,9	—	37,3
Verfügbare Vorräte und Wertpapiere	—	131,3	—	52,3

Auf die Höhe der verfügbaren Vorräte sei als charakteristisch besonders hingewiesen. Auf Grund der vorliegenden Nachrichten sind diese Beispiele nicht als Ausnahmen, sondern als typisch zu bewerten. Unsere in ihrem technischen Bestand zerschunden geschlagene, finanziell auf Krücken humpelnde Seeschiffahrt steht also einer kraftstrotzenden Konkurrenz gegenüber in einem Verhältnis etwa wie ein ausgemergelter Droschkengaul gegen ein wohlgepflegtes Rennpferd.

Diese mißlichen Umstände werden sich in der nächsten Zeit mutmaßlich noch weiter zu unseren Ungunsten verschieben. Zwar sind durch das Gesetz über die Wiederherstellung der deutschen Handelsflotte vom 7. November 1917 den geschädigten Reedereien gewisse Beihilfen versprochen worden. Die verlorenen Schiffe sollen durch Neubauten ersetzt werden. Der Bemessung der Beihilfe soll der Wert zugrunde gelegt werden, den das Schiff nebst Inventar am 25. Juli 1914 hatte. Für den Fall, daß die Kosten der Neubauten den Friedensbaupreis überschreiten, waren Zuschläge zunächst von 20 bis 70 Prozent in Aussicht genommen worden, die seither durch Zwischenverordnungen eine gewisse Erhöhung erfahren haben. Aber die ganze Ausführung dieses Gesetzes schwebt jetzt in der Luft, und völlig ungewiß ist, ob und inwiefern die Beihilfen angesichts der jetzigen Steigerung der Baukosten ausreichen werden, um ihren Zweck zu erfüllen. In England

kostete ein normaler Frachtdampfer von 7500 Tonnen Ladefähigkeit 1910 etwa 750 000 Mark, Mitte 1918 etwa das Fünffache. Den englischen Reedereien werden die ungeheuren Kriegsgewinne vielleicht ermöglichen, auf diese Kriegsbaupreise derartige Abschreibungen vorzunehmen, daß die Rentabilität solcher Schiffe auch in Zeiten sinkender Frachtraten einigermaßen gesichert erscheint. Die deutschen Reedereien sind mangels ausreichender Reserven dazu nicht in der Lage. Die Durchführung und später die Rentabilität der geplanten Neubauten sind daher Fragen, die niemand beantworten kann; denn wieviel die Neubauten eigentlich kosten sollen, wenn die volkswirtschaftlich selbstmörderischen Verhältnisse auf den deutschen Werften nicht gesunden, das mögen die Götter wissen.

Übrigens wird sich vielleicht herausstellen, daß Neubauten großen Maßstabs nicht so dringlich sind, als vielfach angenommen wird. Das feindliche Ausland hat seine Verluste rasch zu ersetzen gewußt, zum kleineren Teil durch Beschlagnahme unserer Schiffe, hauptsächlich aber durch unerhörte Steigerung des Schiffsbauwes. Im Jahre 1912 wurden in aller Welt etwa 2 900 000 Bruttoregister-tonnen vom Stapel gelassen, davon in Großbritannien, Irland und Kolonien 1 770 000, in Deutschland 375 000, in Frankreich 110 000, in Japan 57 000, in den Vereinigten Staaten 284 000. Für 1919 hingegen rechnen Kenner damit, daß mehr als 10 Millionen Bruttoregister-tonnen vom Stapel laufen werden, davon mehr als die Hälfte in den Vereinigten Staaten, ein Drittel in England usw. und ein Zehntel in Japan. England hat seine Schiffsbautätigkeit verdoppelt, die Vereinigten Staaten und Japan sind im Begriff, ihre frühere Leistung zu verzweifelfachen. Für 1920 stehen sogar noch weitere Steigerungen in Aussicht. Hiernach ist die Möglichkeit gegeben, daß die Welttonnage Ende dieses Jahres um 10 Prozent größer sein wird als vor dem Kriege und daß sie bis Ende 1920 auf 60 Millionen Bruttoregister-tonnen steigen wird, falls die riesigen neuen Werftanlagen besonders in den Vereinigten Staaten zu voller Auswirkung gelangen. Das bedeutet Überproduktion an Schiffsraum.

Vorläufig wird der vorhandene Schiffsraum allerdings noch eine Zeitlang ausgiebig beschäftigt werden können. Wenn auch durch Einschränkung der Kriegsmaterialtransporte schon eine starke Entlastung der Welttonnage eingetreten ist und die Klagen wegen Schiffsraummangels im allgemeinen verstummt sind, so werden bis zu erfolgter Demobilisierung Englands, seiner Kolonien und der Vereinigten Staaten doch zu viel Handelsschiffe für Kriegszwecke tätig bleiben, als daß der Zusammenbruch der Kriegskonjunktur jetzt schon eintreten könnte. Vielleicht kommt es auch noch zu großen Truppentransporten nach Rußland. Aber eine derartige Expedition würde weder an Umfang noch an Zeit annähernd die Bedeutung der gegen Deutschland gerichteten Aktion erlangen. Man wird also damit zu rechnen haben, daß unter der doppelten Wirkung der sinkenden Nachfrage und des wachsenden Angebots immer mehr Schiffsraum für Handelszwecke frei werden wird; und herrscht erst einmal überall Friede, sind erst einmal die Rücktransporte der überseeischen Truppen im wesentlichen beendet, dann werden wir auf dem Weltmarkt mutmaßlich statt Schiffsraummangel ein starkes Überangebot an Schiffsraum haben und damit eine Krise von unübersehbarer Tragweite (die durch Verfrachtung

eher verdeckt als vermieden werden kann). Denn der bis dahin kolossal erhöhten Welttonnage wird voraussichtlich vorläufig ein gegen 1913 stark verminderter Personen- und Frachtenverkehr gegenüberstehen. Früher herrschte gerade in dieser Beziehung vielfach ein unberechtigt großer Optimismus. Man rechnete mit verminderter Welttonnage und glaubte, der so lange zurückgehaltene Weltverkehr würde sofort nach Kriegsende wieder einen großen Aufschwung nehmen, um das Versäumte nachzuholen. Aber auch diese Spekulation wird wie manche andere sich wohl als falsch erweisen, wenigstens soweit sie uns angeht. Es ist wahr: unsere Vorräte sind erschöpft, unser Bedarf an Einfuhrgütern ist enorm. Aber glaubt denn jemand ernstlich, das Ausland werde seine Vorräte, die seine wirtschaftlichen Machtmittel darstellen, uns einfach in den offenen Hals werfen, nur weil wir sie wünschen und nötig haben? Die Welt ist kein Schlaraffenland, und statt der vielfach erwarteten Überschwemmung des deutschen Marktes mit Auslandsproduktion ist im Gegenteil fortdauernder Mangel in Aussicht. Aus zweierlei Ursachen. Erstens wird die Entente zunächst an sich selber denken, besonders an die 15 bis 20 Millionen Mann, für die sie nach der Demobilisierung Arbeit braucht. Sie wird also nicht mehr Waren an uns gelangen lassen, als nach Deckung des eigenen Bedarfs übrigbleiben, und sie wird von unseren allenfalls zu exportierenden Produkten nicht mehr aufnehmen, als ihr unbedingt nötig sind. Zweitens werden wir überhaupt nicht mehr Waren erhalten, als wir im Wege des Kredits oder durch Gegenlieferung bezahlen können. Wer noch unbefangen zu denken vermag, der überlege sich, in welchem Maße wir jetzt, nach unserem militärischen Zusammenbruch und mit den Konsequenzen einer verbrecherischen Finanzpolitik belastet, dem Ausland kreditfähig erscheinen und wo die Ausfuhrwaren sind, die wir als Gegenwert der Einfuhr in die Wagtschale zu werfen haben. Schwarz ist das Bild!

Die Aussichten der übrigen Länder sind durchschnittlich weniger trübe, dank ihrer besseren Wirtschaftslage bezw. Kreditfähigkeit. Aber auch sie werden lange arbeiten müssen, bis ein Warenverkehr wie der von 1913 wieder möglich wird. Damals sind vielleicht 400 Millionen Tonnen Waren von der Welttonnage befördert worden. Wir wollen hoffen, daß die Menschheit recht bald wieder zu einem derartig umfangreichen Warenaustausch komme, jedoch wird das wohl noch recht lange dauern. Zu viel Güter sind in Europa zerstört worden, die erst durch Fleiß und Sparsamkeit aus Inlandsmitteln ersetzt sein wollen, bevor die leidtragenden Staaten wieder zu ihren früheren Außenhandelsziffern aufsteigen werden. Am meisten gilt dies für uns, die wir zum Wiederaufbau der zerstörten Werte jenseits der Westgrenze, gleichviel in welcher Form, einen großen Teil der Arbeitsleistung werden hergeben müssen, die früher der Erzeugung von Ausfuhrwaren galt. Die Verminderung der Ausfuhr bedingt eine entsprechende Verminderung der Einfuhr. Unser Gesamtaußenhandel wird einstweilen viel kleiner sein als früher. Die in unserem Gesamteigenhandel mit dem Ausland von 1913 enthaltenen Gebrauchswerte würden heute nicht 22, sondern zu Welt handelspreisen vielleicht 50 Milliarden kosten, im Tauschwert unserer dem Bankrottzustand zustrebenden Reichsmark gar noch viel mehr. Für einen

unbefangenen Beobachter unserer wirtschaftlichen Verhältnisse liegt es auf der flachen Hand, daß für uns, wegen mangelnder Produktionskraft und Zahlungsfähigkeit, an eine so umfangreiche Beteiligung am Weltverkehr vorläufig einfach nicht zu denken ist. (Schluß folgt.)

Die Waffenstillstandsverhandlungen und die Haltung der Partei.

Von Dr. Paul Lenzsch.

Unvergessen ist das freche Wort Jordans v. Kröcher: Die Sozialdemokratie darf nur Objekt, aber nicht Subjekt der Gesetzgebung sein. Die preussische Junkerherrschaft ist gebrochen. Inzwischen aber hören wir das Wort von neuem, nur nicht aus dem Munde eines preussischen, sondern eines französischen Junkers, und nicht beschränkt nur auf die deutsche Sozialdemokratie, sondern auf das gesamte deutsche Volk. In der Tat ist das, was Herr Foch bei den Waffenstillstandsverhandlungen von sich gegeben hat, nichts anderes als der Geist des seligen Kröcher, und was er uns ankündigt, ist die totale Verkladung des deutschen Volkes.

Seit dem deutschen Zusammenbruch, vor allem seit Ausbruch der Revolution hat es eine auswärtige deutsche Politik nicht mehr gegeben. Das deutsche Volk mußte seine Aufmerksamkeit auf so erhebliche Fragen richten, ob Herr Barth oder Herr Haase noch weiter mit Ebert und Scheidemann im Kabinett der Volksbeauftragten sitzen wolle, ob Spartakus wieder einen Putsch vorbereite und ob Herr Ledebour ein Mandat zur Nationalversammlung erhalten werde oder nicht. Inzwischen drangen die Polen ein, aber Herr Unterstaatssekretär v. Gerlach, der treffliche Leiter der »Welt am Montag«, versicherte uns, das habe gar nichts zu bedeuten. Unser Eisenbahnsystem brach unter den Forderungen der Entente nach Abgabe von Lokomotiven und Wagen zusammen. Die deutschen Eisenbahnbehörden, sämtliche deutsche Lokomotivwerkstätten und Wagenbauanstalten arbeiteten seit Wochen nur für die Entente und ihre Forderungen. Doppelschichten wurden in den Betrieben eingeführt, bestehende Betriebe vergrößert, neue Betriebe für Lokomotiv- und Wagenbau herangezogen. Von alledem erfuhr man durch die Presse nichts. Während die Kohlenkrise die Industrie mit völligem Stillstand bedrohte und die großen Städte vor die größten Gefahren stellte, während eine Streikwelle nach der anderen die Gebiete Oberschlesiens und der Ruhr erfaßte, rollte ein Kohlentransport nach dem anderen den in französischer Hand befindlichen Distrikten Lothringens und Luxemburgs zu. Am 3. Januar wurden 900 Tonnen abgeführt, am 6. Januar 4600 Tonnen, am 7. Januar 6800 Tonnen. Bei Auslieferung der deutschen Flotte war im Waffenstillstandsvertrag abgemacht, daß die bezeichneten deutschen Überwasserschiffe in neutralen Häfen interniert werden sollten. Nur wenn neutrale Häfen nicht zur Verfügung ständen, sollten Häfen der Entente in Betracht kommen. England hat diese Bestimmung frech gebrochen, bei den neutralen Mächten überhaupt nicht angefragt, ob Häfen verfügbar seien, sondern die deutschen Schiffe ohne weiteres sämtlich in englischen Häfen interniert. Auch von diesem Bruch des Waffenstillstands blieb es still. Wir hatten, wie gesagt, wichtigere Dinge zu tun und konnten

uns um solche Kleinigkeiten nicht kümmern. Das schmachvollste aber war, daß es bis zum 14. Januar dauern mußte, ehe die deutsche Öffentlichkeit etwas von der Methode erfuhr, die der Finanzkommissar der Alliierten, der Franzose Martin, bei Auslegung des § 19 des Waffenstillstandsvertrags zu praktizieren beliebte. Dieser Mensch hatte dann noch die Unverfrorenheit, den deutschen Vertretern eine Note zu überreichen, über deren Inhalt der neue Staatssekretär des Auswärtigen Amts unter Zurückweisung der Note selber offiziell erklärte: »Im Vertrauen auf die Note Lansing vom 5. November haben in Deutschland Heimat und Heer den weiteren Kampf als unnötig aufgegeben und die Waffen niedergelegt. Wenn jetzt die alliierten und assoziierten Mächte dadurch, daß sie den Friedensschluß hinauszögern und den Waffenstillstand als Instrument zu vorheriger wirtschaftlicher Erdrosselung Deutschlands handhaben und ihrer in einem der feierlichsten Momente der Geschichte abgegebenen Erklärung entgegenhandeln, so vermag das deutsche Volk darin keine Kriegslust zu erblicken, sondern solches Vorgehen erscheint ihm als außerhalb jedes menschlichen Verstandnisses und göttlichen Rechtes stehend, das jedes Gefühl für die Versöhnung der Völker ersticken mußte und für das es kein Verzeihen und Vergessen gäbe.«

Versuchen wir uns zunächst den objektiven Tatbestand klarzumachen. Deutschland will den Frieden. Es hat alles getan, was in seinen Kräften stand, um ihn herbeizuführen. Es hat die brutalsten Waffenstillstandsbedingungen mit einer Pünktlichkeit und Genauigkeit erfüllt, die auch dem härtesten Gegner Achtung abgewinnen mußten, wenn es diesem Gegner wirklich auf den Frieden und seine Sicherung ankäme. Darauf kommt es ihm aber bekanntlich nicht an, sondern auf die wirtschaftliche und politische Abwürgung Deutschlands. Deshalb ist nicht Achtung, sondern verhaltener Ärger die Stimmung, die die Innehaltung der Waffenstillstandsbedingungen bei der Entente und besonders bei Frankreich ausgelöst hat. Deshalb benutzte man die lächerlichsten Vorwände, um den Abschluß des Friedens hinauszuziehen und das Land, das man militärisch nicht besiegen konnte, wirtschaftlich in den Schmutz zu treten und es dem Hungertod preiszugeben. Man vergegenwärtige sich nur, mit welchen Mitteln sich Frankreich solche Vorwände verschafft hat. Es sagt, Deutschland habe die verlangte Anzahl Lokomotiven nicht gestellt. Dabei wurden Lokomotiven, die nach deutschen Begriffen und im Verhältnis zum jetzigen Stand des Lokomotivparks zum besten Material gehören, von der Abnahmekommission der Alliierten zurückgewiesen, auch nachdem sie in deutschen Reparaturwerkstätten einer eingehenden Reparatur unterzogen worden waren. Kleine und kleinlichste Bedingungen — oft war der Anstrich der Wagen den Herren nicht schön genug — hinderten die erstrebte rasche Erledigung. Von 56 Wagen, die eine Eisenbahndirektion besonders für die Abnahme ausgewählt hatte, wurden 46 zurückgewiesen.

Es liegt also, das muß mit aller Schärfe betont werden, lediglich am bösen Willen der Entente, wenn bisher der Frieden nicht erreicht ist. Irgendwelche militärischen Sicherungszwecke kann die erneute Verschärfung der Waffenstillstandsbedingungen nicht haben. Das deutsche Heer existiert nicht mehr; die deutsche Flotte befindet sich — unter Bruch dieser Bedingungen — in englischer Hand. Deutschland ist

so wehrlos wie im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Aber dieser Zustand, weit davon entfernt, uns den Frieden zu bringen, hat die Feinde lediglich ermutigt, noch wahnsinnigere Forderungen zu stellen, die mit dem Gedanken militärischer Sicherung nicht das geringste mehr zu tun haben. Deutschland soll bekanntlich landwirtschaftliche Maschinen jeder Art, »neu oder in sehr gutem Zustand«, abliefern, und zwar in einem Umfang, daß die Absicht, uns die Bestellung der nächsten Ernte unmöglich zu machen, deutlich genug ist. Der Leiter des Reichswirtschaftsamts hat denn auch erklärt, es sei besser, die Verhandlungen abzubrechen, als dies Abkommen zu unterzeichnen.

Allein die wahrhaft sadistische Wollust, mit der die Franzosen das deutsche Wirtschaftsleben ruinieren wollen, tritt vollkommen erst zutage in der bereits erwähnten Art und Weise, wie der französische Staatsrat und Finanzfachverständige Martin das deutsche Wirtschaftsleben zu erdroffeln sucht. § 1 des Waffenstillstandsvertrags besagt: »Während der Dauer des Waffenstillstands darf der Feind keine öffentlichen Werte beseitigen, welche den Verbündeten als Pfänder für die Deckung der Kriegskosten dienen könnten.« Was haben die Alliierten aus dieser an sich verständlichen Bestimmung gemacht? Auch die deutsche Privatwirtschaft wird der Finanzkontrolle der Verbündeten unterworfen, und zwar in einer Form, daß sie zur tatsächlichen Handels- und Verkehrskontrolle gegenüber dem gesamten Ausland führen würde. Der Umfang der Einfuhr von Lebensmitteln, Rohstoffen und Fertigfabrikaten nach Deutschland soll künftig von den Alliierten bestimmt werden. Auch die Rückzahlung von Krediten, welche Private im Ausland aufgenommen haben, soll genehmigungspflichtig sein. Desgleichen soll von der Zustimmung der Entente abhängig sein, ob deutsche Beamte im Ausland Funktionen ausüben können. Die von der Reichsbank zu bewirkenden Devisen sollen jeden Tag dem Finanzkommissar vorgelegt werden. Es werden genaueste Inventare und Verzeichnisse über alle nur irgendwie denkbaren Materien verlangt.

Die Note des Franzosen Martin, in der dies alles zusammengefaßt wurde, bedeutet in der Tat, wie Staatssekretär Brockdorff-Rantzau sagt, die Aufrichtung der Finanzklaverei Deutschlands der Entente gegenüber. Und der Sache entsprach die Form. So hieß es beispielsweise in ihr, die Note sei nicht etwa das Resultat einer Vereinbarung, sondern gebe lediglich vorläufige Anweisungen des Finanzkommissars an die deutsche Regierung wieder, deren Abänderung, Ergänzung und Verschärfung er sich jederzeit vorbehalte.

In der Tat: Diese Note ist das Unverschämteste, das jemals einem Staate geboten worden ist. Kaum Negerkönigen hat man bisher Ähnliches zu bieten gewagt, was hier der Wortführer der französischen Bourgeoisie der deutschen sozialistischen Republik zu bieten gewagt hat. Man kann sagen, daß die Revanchegeleüste, die bis 1914 die gesamte kriegslüsterne Bourgeoisie Frankreichs und ihre Politik beherrschten und die mit ein wesentlichlicher Grund des Krieges waren, hier klar zutage treten. Sie sind durch den Gang des Krieges, in dem wider Erwarten Frankreich das Kriegstheater bildete, bis zur Weißgluthitze gesteigert worden und toben sich nunmehr in einer Form aus, die eine Karikatur auf die Demokratie und den Völkerbund darstellt. Leider hat die sozialistisch-revolutionäre Regierung

Deutschlands hier schwere Unterlassungssünden auf ihr Konto gesetzt. Hier vor der gesamten Welt dieser Bande von Sklavenhaltern das Brandmal auf die Stirn zu drücken, sie als die Verräter der Freiheit und der Demokratie, als die Todfeinde des Völkerfriedens und Völkerbundes hinzustellen — hat die revolutionäre Regierung eines freien Volkes nicht dreimal dazu Recht und Anlaß? Gerade die bisherige, beinahe bürokratisch-genaue Erfüllung der Waffenstillstandsbedingungen gab ihr das Recht, mit um so größerer Wucht diese echt kapitalistische Ausraubungspolitik der Ententebourgeoisie vor den Arbeitern und Demokraten aller Länder zu kennzeichnen. Wir haben während des Krieges immer wieder die Friedensbereitschaft des deutschen Volkes betont, obwohl wir genau wußten, welch Geistes Kinder diese Clémenceau und Lloyd George waren. Nicht an sie wandte sich unser Friedenswille, sondern an die Völker. So mußte auch jetzt mit einer großen Geste an die Völker die revolutionäre deutsche Regierung hervorgetreten sein und im Namen der Freiheit und des Rechtes ausgesprochen haben, was ist. Aber diese verwünschte deutsche — ich weiß nicht, wie ich es nennen soll — Sachlichkeit oder Kleingeisterei, diese fast bürokratische Korrektheit hinderte uns immer wieder, aus der Situation herauszuholen, was für die Nation herausgeholt werden mußte. Freilich, Graf Brockdorff-Rantzau hat dann nachher in einem offiziellen Schriftstück das Nötigste gesagt. Aber weshalb mußte das der Graf tun? Ein Volk, das so Übermenschliches geleistet hat in den 50 Monaten des Weltkriegs, das gehungert und geblutet, gesiegt und gekämpft hat, das hat Anspruch darauf, zum Schlusse nicht noch entehrt zu werden. Und wird dieser Versuch gemacht, dann ist es die revolutionäre Pflicht der Regierung, den Feinden ein: Bis hierher und nicht weiter! zuzurufen. Man glaube doch nicht, daß man durch schweigenden Gehorsam die Entente befriedigen kann. Ihre Ansprüche, wir haben es gesehen, werden nur immer unverschämter. Wie will man aber die Stimmung im eigenen Lande vor dem völligen Zusammenbruch retten, wie will man die noch demokratischen und menschlichen Elemente in den feindlichen Ländern, die sich auch noch ein kühles Urteil für die Interessen des eigenen Landes gewahrt haben, für die Rettung des deutschen Volkes in Bewegung setzen, wenn auch die infamsten Streiche der Ententebourgeoisie nur imstande sind, unsere pünktliche Dienstbereitschaft zu erhöhen? Hier, wo alles auf dem Spiele steht, gilt es, alles zu wagen, um nicht alles zu verlieren. Auch die Stellung der Feinde hat ihre Schwächen. Sie wissen genau, weshalb sie nicht einmarschiert sind, weder über den Rhein noch nach Posen. Auch die feindlichen Armeen verlangen mit Macht nach Hause und werden unruhig. Gerade weil unsere materiellen Waffen zerbrochen sind und uns nur noch die moralischen zur Verfügung stehen, gilt es, diese moralischen Waffen bis zum äußersten zu benutzen. Allen Gewalten zum Troß sich erhalten!

Aber freilich! Der Unterschied in der Haltung von 1793 und heute hat seine Gründe. Die französischen Revolutionäre waren die größten Patrioten, sie fühlten sich vollkommen als Vertreter der »Nation« und scheuten sich nicht im geringsten, als solche dem Ausland gegenüber aufzutreten, mit allem Stolz und allem Troß. Unsere Revolutionäre von heute sind Sozialdemokraten, sind Arbeiter, die immer im Kampfe gegen den »Patriotismus« gestanden, die dieses Wort nur in seiner reaktionären, aber nie in

seiner revolutionären Bedeutung kennengelernt haben. Nie haben sie äußere, geschweige denn Weltpolitik ernsthaft getrieben, immer nur innere, Sozialpolitik, Kommunalpolitik, Arbeiterfürsorge. Nie erlebten sie eine Revolution, nie einen großen Krieg. Ihr Feind stand immer im Innern, und so lernten sie nie, sich als Führer der Nation, sondern immer nur als Führer einer Klasse, und zwar der unterdrückten Klasse, fühlen. Das Wort Patriotismus war ihnen verdächtig. Es war von den alten Gewalten zu oft mißbraucht worden. Und jetzt in der kurzen Zeit ihrer Herrschaft haben sie die Instinkte und das Gehabe von früher noch nicht abzulegen vermocht. Im Sturmwind der Revolution an die Spitze des Staates gewirbelt, sehen sie sich plötzlich in einer ganz neuen und unerhörten Situation: Der innere Feind fehlt. Wohlverstanden, nicht daß wir etwa über Nacht in eine klassen- und gegensatzlose Gesellschaftsordnung hineingeraten wären! Davon ist keine Rede. Aber der alt-böse Feind, an den man sich so gewöhnt hatte, die Junker und Scharfmacher, war plötzlich nicht mehr zu sehen. Was Wunder, daß in dieser noch nicht dagewesenen Sachlage die Partei sich zunächst wie ein Lahmer fühlte, dem man die Krücken weggenommen hatte. In einem Teil der Arbeiterklasse half man sich dadurch, daß man sich, da man ohne Junker und Scharfmacher nicht auskommen konnte, einen Junker- und Scharfmacherersatz anschaffte und so lange auf Ebert und Scheidemann loskubelte, bis man glaubte, Oldenburg und Kirdorf vor sich zu haben. Das Gros aber war verlegen, und die proletarische Regierung erwies sich als verschüchterte Deutsche, wie Friedrich Engels zu sagen pflegte, die nicht recht wußten, was sie sagen sollten, und in ihrer Verlegenheit statt der formalen Weltpolitik die gewohnte Parteipolitik trieben. Darüber blieben die entscheidend wichtigen Fragen der Friedenspolitik liegen. Man wartete, bis die Entente neue Beschlüsse gefaßt hatte, und beeilte sich, sie zu unterzeichnen. »Niemaß werden deine Befehle, o Cäsar, unseren Gehorsam ermüden!« Materielle Machtmittel haben wir zwar nicht mehr, aber noch haben wir moralische Trümpfe! Aber auch sie verlieren das Stechen, wenn man nicht sie auszuspielen wagt.

Nun hat freilich die Regierung unlängst ein Schriftstück veröffentlicht, in dem allgemeine Richtlinien der deutschen Friedensdelegation aufgestellt worden sind. Es sind sehr gute und schöne Gesichtspunkte darin, die Abkehr von den Spitzfindigkeiten der alten Diplomatenkunst und die klare Berufung auf die unveräußerlichen Grundsätze des »Rechtes«, der »Sittlichkeit« und »Gerechtigkeit«. Die 14 Punkte Wilsons gelten, wie sie der Ausgangspunkt des Waffenstillstandsangebots waren, auch als Grundlage des künftigen Friedens.

Unter den verschiedenen Punkten, die die Richtlinien hervorheben, ist von besonderer Wichtigkeit die Forderung nach einer auf Billigkeit und Gerechtigkeit beruhenden Vereinbarung über die gegenseitige Einfuhr von Rohstoffen und Lebensmitteln und nach einer wirtschaftlichen Annäherung der Völker unter möglichst gleichmäßigen Bedingungen. Dazu gehört namentlich, daß die Fragen des Arbeiterschutzes und der Arbeiterversicherung auf der Grundlage der von den letzten internationalen Kongressen darüber gefaßten Beschlüsse von allen beteiligten Staaten funktlich gleichmäßig geregelt werden. Hier hat die deutsche revolutionäre Regierung eine Parole, die gerade von den Arbeiterklassen der Entente-

Staaten mit Eifer aufgenommen werden müßte. Aber dieser Eifer wird nur dem anderen Eifer entsprechen, mit dem die deutsche Regierung für ihre eigenen Forderungen und Vorschläge eintritt. So weitgreifende Pläne kann man nicht mit Blut und Wärme erfüllen, wenn man sie lediglich den Delegierten zur Friedenskonferenz in einem trockenen Schriftstück in die Aktenmappe steckt. Auch hier fehlt der große Wurf, auch hier hindert uns unsere deutsche »Sachlichkeit« wieder am vollen Ausnutzen einer günstigen Situation. Es gilt, dem gesamten deutschen Volke, zum mindesten aber der deutschen Arbeiterklasse die Überzeugung beizubringen, daß ihre junge Republik auf der Friedenskonferenz als Vorkämpferin für die sozialen Rechte der Arbeiterklasse auftritt. Wer innerhalb der breiten Arbeitermassen weiß denn, wie rückständig die Verhältnisse in dieser Hinsicht in den meisten Entente-Staaten noch sind? Als die französischen Gewerkschaftsführer jetzt im Elsaß mit den reichsländischen Gewerkschaften in Verhandlungen trafen, um den Anschluß der elsass-lothringischen Arbeiterorganisationen an die französischen vorzubereiten, stellte sich die Rückständigkeit der französischen Verhältnisse voll heraus, so daß den Elsaß-Lothringern eine Ausnahmestellung eingeräumt werden mußte. Hier gilt es, die deutschen Arbeiter mit nationalem Selbstgefühl zu erfüllen, das ihnen bitter not tut und das sich aus ihrer Stellung als eigentlichen Trägern der Arbeiterschuttsidee und der Sozialpolitik rechtfertigt. Erst dann, wenn man den Gedanken von dem Beruf der deutschen Republik, als Vorkämpferin des Arbeiterrechts auf der Friedenskonferenz allen Völkern voranzugehen, in Deutschland selber populär gemacht hat, erst dann kann man erwarten, daß er auch im Ausland populär wird. Und hat erst einmal das neue Deutschland bei den arbeitenden Massen der Entente eine populäre Stellung sich erobert, dann ist seine Position den großkapitalistischen Raubinstinkten der Ententebourgeoisie gegenüber auf der Friedenskonferenz wesentlich anders. Dann ist es nicht mehr wie jetzt bloß Objekt, dann ist es auch Subjekt der Verhandlungen.

Als ein wesentliches Mittel zur Verhinderung des Wirtschaftskrieges dient die in den Richtlinien verlangte Wiedereinsetzung Deutschlands in seine kolonialen Rechte. Denn es ist klar, daß die Annexion des deutschen Kolonialbesitzes durch die Entente, das heißt durch England, das deutsche Wirtschaftsleben völlig vom Belieben der Kolonialmonopolisten abhängig machen würde. In dieser Hinsicht hat die Sozialdemokratie während des Krieges bemerkenswerte Fortschritte gemacht. Als ich im Juni 1916 in der Berliner Philharmonie für die Rückgabe des deutschen Kolonialbesitzes eintrat, glaubte der Fraktionsvorstand in einer öffentlichen Erklärung noch feststellen zu müssen, daß ich nicht im Namen der Fraktion gesprochen, sondern nur meine Privatansicht vorgetragen habe. Als ich im Dezember 1918 das gleiche wiederholen wollte, nahm ich vorher mit den Volksbeauftragten der Partei Rücksprache, die jetzt mit dem Gedanken völlig einverstanden waren und mir riefen, im »Vorwärts« einen Artikel darüber zu veröffentlichen. Der »Vorwärts« jedoch sandte mir den Artikel ohne weiteres zurück, so daß ich in die bürgerliche Presse flüchten mußte, um dort die Kolonialpolitik unserer Volksbeauftragten vertreten zu können. Jetzt hat nun die von den Unabhängigen unabhängig gewordene

Regierung den letzten Schritt getan und ist selber für den Rückwerb der deutschen Kolonien im Rahmen des Wilson-Programms öffentlich eingetreten. Damit hat sie die Notwendigkeit deutscher Kolonialpolitik gegeben, und die dieser neuen Erkenntnis noch entgegenstehenden alten Parteitagsbeschlüsse sind damit wohl als erledigt zu betrachten. Auf dem Parteitag in Würzburg trat Heinrich Cunow offen für die Notwendigkeit deutscher Kolonialpolitik ein, und inzwischen hat die Neue Zeit mehrere Artikel über das gleiche Thema in gleichem Sinne gebracht.

Was sich auf diesem Gebiet anbahnt, ist eine gründliche Reform der bisherigen Kolonialpolitik, wie sie die Gesellschaft für koloniale Reform in Deutschland bereits vorbereitet. Auch hier wird sich eine Einigung auf bestimmte internationale Regeln durchsetzen müssen. Besonders gilt das für Afrika. Dr. Solf, der frühere Staatssekretär des Reichskolonialamts, hatte sich ausführlicher mal in einer öffentlichen Rede hierüber geäußert. Noch ist die Wirkung nicht völlig zu übersehen, die der Krieg auf die Eingeborenen ausgeübt hat. Frankreich allein hatte über 900 000 Mann aus Afrika gezogen, 600 000 als Soldaten, über 300 000 als Arbeiter. Die Folge der Heranziehung der Neger in Französisch-Westafrika, um nur dieses eine Beispiel anzuführen, war die Erkenntnis der Notwendigkeit einer größeren Beteiligung der Schwarzen an der Verwaltung. Ihre Teilnahme am Kriege gegen weiße Völker hatte ihr Selbstgefühl bedeutend gestärkt. Das hatten alle französischen Kolonialpolitiker mit Bedauern festgestellt. Wesentlich trug noch dazu bei, daß die Regierung Clémenceau die Ausführung des Rekrutierungsdekrets vom 14. Januar 1918, das alle diensttauglichen Eingeborenen Französisch-Westafrikas unter die Waffen rief, dem Negerabgeordneten Senegals, Diagne, übertrug und ihn zu diesem Zwecke mit Rang und Würden eines Generalgouverneurs ausstattete. Der Generalgouverneur Angoulvant erließ damals ein Rundschreiben an die Gouverneure der verschiedenen Kolonien, aus dem folgende Stellen hier mitgeteilt seien, da sie einen guten Einblick in die durch den Krieg neugeschaffenen Verhältnisse geben:

Daß die Eingeborenenbevölkerung zweifellos mit der Zeit einer erweiterten politischen und sozialen Entwicklung entgegengehen mußte, war zu erwarten, aber auch daß diese Bewegung allmählich stattfinden würde und von uns stets geleitet werden könnte. Der Krieg hat sie aber unstreitig überstürzt und alle unsere Voraussetzungen über den Haufen geworfen. Indem wir unsere Schutzbefohlenen zur Mitwirkung am europäischen Kriege beriefen, entstand naturgemäß ein Hin- und Herverkehr von Eingeborenen, die, mit der europäischen Bevölkerung und ihrer höheren Zivilisation in Berührung gekommen, hoffentlich mehr zurückgehalten werden als verderbliche Ideen. . . . Durch das Gesetz vom 14. Januar 1918 wurden alle Eingeborenen zwischen 18 und 35 Jahren zum Heer eingezogen, ihnen aber auch gleichzeitig moralische und materielle Vorteile für sich und ihre Familien gesichert, welche in der Ausübung unserer Oberhoheit eine ganz neue Orientierung erheischen, da daran zirka der siebente Teil der Bevölkerung beteiligt ist. . . . Viel Häuptlinge haben im Anfang an Stelle ihrer eigenen Kinder ihre Hausklaven zur Rekrutierung gestellt. Diese kommen heute mit Ehrenzeichen bedeckt und voller Ansprüche zurück, die durch geleistete Dienste und vergossenes Blut gerechtfertigt sind. Aber dadurch droht eine allgemeine Umwälzung der bisherigen Formen des Eingeborenenstatus, über die zu klagen zu nichts dient, da sie unvermeidlich kommen mußte. . . . Endlich mußte die Berufung eines Mannes derselben Rasse zu einem hohen

Ehrenamt zur Folge haben, daß seine Stammesgenossen sich neue Gedanken und Hoffnungen auf eine bessere Zukunft machen würden, die bisher keiner zu hegen gewagt haben würde.

Eine Folge der anlässlich des Rekrutierungsgesetzes notwendig gewordenen Versprechungen war die Gründung von Eingeborenenfachschulen mannigfacher Art. Hier tauchen jedenfalls neue Probleme auf, und alte haben durch die Schnelligkeit der Entwicklung ein neues Gesicht bekommen. Und ähnlich so, wie es in Französisch-Westafrika aussteht, wird es in anderen Kolonien auch aussehen.

Will nun die deutsche Republik an diesen neuen Aufgaben mitarbeiten — und es handelt sich hier nicht um ein Wollen, sondern um ein Müssen, falls Deutschland nicht als ein selbständiger Industriestaat zugrunde gehen soll —, so wird sie auch den kolonialen Gedanken mit ganz anderer Wucht als bisher vor den Massen vertreten müssen. Sie tritt hierbei in Konkurrenz mit den alten Kolonialmächten England und Frankreich, die ihren weit größeren gesellschaftlichen Reichtum und den traditionellen Luxus ihrer herrschenden Klassen zum großen Teil der Kolonialpolitik zu verdanken haben. Jahrhundertlang bedeutete Kolonialpolitik mühelose, schnelle und phantastische Bereicherung. Der Sklavenhandel, die Ausraubung der tropischen Gebiete nach Gold und Silber, der Zwangshandel, die Zwangsarbeit, alles das häufte den Vorrat an edlen Metallen in jenen beiden Ländern schneller an als anderswo, gewöhnte ihre Bourgeoisien aber auch an die Vorstellung, daß Kolonialpolitik der bequemste Weg zu schneller und müheloser Bereicherung sei. Jahrhundertlang waren sie es gewohnt, auf der Versklavung und Ausplünderung ganzer Kontinente ihr Leben aufzubauen. Aus dieser atavistischen Gefühlswelt früherer Sklavhalter erklärt sich auch die Vorstellung, jetzt, wo sie ihren Neger in Afrika Zutritt zur Selbstverwaltung einräumen müssen, in Europa eine neue Sklaverei zu errichten und den Anfang dazu mit den deutschen Kriegsgefangenen zu machen. Aber 800 000 dieser Unglücklichen sind in ihrer Gewalt und, soweit man über ihr Schicksal unterrichtet ist, schon jetzt teilweise mit Zwangsarbeiten am »Wiederaufbau Frankreichs« beschäftigt. Die Ententebourgeoisie denkt nicht daran, trotzdem Deutschland seine Gefangenen freigegeben hat, sie zu entlassen.

Aber die Zeiten der Sklaverei sind vorbei, und das Zeitalter der freien Arbeit beginnt. Deutschland, das aus historischen Gründen sich an der Kolonialpolitik nicht hatte beteiligen können, solange diese eine Quelle müheloser Bereicherung und märchenhafter Gewinne gewesen war, kommt zur Kolonialpolitik erst in einem Augenblick, wo auch hier nur durch Arbeit Gewinn zu erzielen ist. Wenn die sozialistische Republik sich jetzt für die Kolonialpolitik ins Zeug legt, so deshalb, weil in Zukunft Kolonialpolitik nur als Sozialpolitik möglich ist, weil auch hier das Evangelium der Arbeit und nicht das der Ausbeutung gepredigt werden soll.

So entspricht auch auf dem Boden der Kolonialpolitik die besondere historische Aufgabe Deutschlands seiner allgemeinen revolutionären Aufgabe: der Weltmacht der Arbeit zum Siege zu verhelfen. Worauf es ankommt, ist, diese Aufgabe zu erkennen und mit Feuer für sie einzutreten.

Wirtschaftspolitik des neuen Deutschland.

Von Max Grunwald.

»Auch wenn eine Gesellschaft dem Naturgesetz ihrer Bewegung auf die Spur gekommen ist, kann sie naturgemäß Entwicklungsphasen weder überspringen noch wegdekretieren, aber sie kann die Geburtswehen abkürzen und mildern.« (Karl Marx 1867 in der Vorrede zum »Kapital«.)

Der Zustand der deutschen Volkswirtschaft, wie ihn die Revolution vorfand, war eine *Hypertrophie* des Krieges, und die Revolution hat ihn in ihr Gegenteil, in eine, wenn der Ausdruck gebildet werden darf, *Unterwirtschaft* verwandelt. Der Verkehr stockt, die Arbeit ruht an allen Ecken und Enden, jeder organische Zusammenhang der einzelnen Wirtschaftsbetriebe ist zerrissen, die Kreditwirtschaft zusammengebrochen, die Produktion an ihren wichtigsten Stätten, in den Kohlen- und Erzgebieten, teilweise lahmgelegt. Dazu kommt der Abschluß Deutschlands von der Weltwirtschaft, die ökonomischen Erpressungen durch den siegreichen Feind und das seelische Ohnmachtsgefühl der gesamten Bevölkerung, dessen Rückwirkung auf die Wirtschaft unverkennbar ist. Die Gegenwart ist fast trostlos, und was an dieser Trostlosigkeit etwa noch fehlte, wird reichlich ersetzt durch politische Zerrissenheit. Es ist bei solchem Zustand der Dinge ein gewagtes Unternehmen, eine neue Wirtschaftspolitik einführen zu wollen, aber es wäre das Schlimmste, was uns in diesen Zeiten noch geschehen könnte, wenn wir an uns selbst verzweifeln und nicht auf einen neuen Zustand der wirtschaftlichen Dinge hinarbeiteten. In dem größten Sturm des Meeres darf ein kluger und energischer Steuermann erst recht nicht den Kompaß aus dem Auge verlieren, und selbst wenn er verzweifelt, das Ziel zu erreichen, muß er das Ziel im Auge behalten. So müssen jetzt die leitenden Stellen der deutschen Wirtschaft trotz aller Zweifel und Ohnmacht ein klares Programm für die Zukunft formulieren und an ihrem Teil durchzusetzen versuchen. Das Reichswirtschaftsamt als zentrale Leitung der deutschen Reichswirtschaft hat es denn auch an einem solchen Programm nicht fehlen lassen. Schon wenige Tage nach der Konsolidierung der Revolution vom 9. November hat es seine Vorschläge in Denkschriften und programmatischen Erklärungen der Reichsleitung zur weiteren Veranlassung, Begutachtung und Beschlußfassung vorgelegt. Die folgende Darstellung fußt auf diesem Material.

Die Voraussetzung einer jeden neuen Wirtschaftspolitik ist neben der Kenntnis und Beachtung unseres gegenwärtigen ökonomischen Zustandes die Erkenntnis von bestimmten Notwendigkeiten, denen wir unser Programm anpassen müssen, ob wir wollen oder nicht. Die erste solcher Notwendigkeiten ist die Tatsache unserer inneren ökonomischen Schwäche, unserer Abgeschlossenheit von der Welt durch den Feind und die Erkenntnis von der Begrenztheit der Mittel, uns aus dem wirtschaftlichen Elend herauszuarbeiten. Wir müssen unsere ganze Wirtschaftspolitik infolgedessen darauf einstellen, zunächst und für absehbare Zeit das *Allernotwendigste* zu produzieren und für den Konsum bereitzustellen. Es wird sich lediglich um die Herstellung und den Vertrieb von *Massengütern* handeln, die für die Ernährung, Kleidung und Behausung der gesamten Bevölkerung, vor allem der minderbemittelten Klassen, notwendig sind. Jedweder Luxus-

artikel ist nicht nur eine Überflüssigkeit, sondern auch eine Verschwendung ökonomischer Kräfte und muß unterbleiben, falls er nicht in irgendeiner Beziehung für die Ausfuhr verwendet werden soll, um im Ausland unseren Kredit zu heben und damit die Einfuhrmöglichkeit zu stärken. Die Einfuhr aus dem Ausland vom Weltmarkt wird demselben Grundsatz unterstellt werden müssen, daß nur das wirtschaftlich Notwendigste hereingebracht werden darf. Der Begriff einer Dringlichkeitsliste von Waren der Einfuhr ist ersichtlicherweise bereits zum Gemeingut unserer Vorstellungen geworden. Das wichtigste aber bleibt, daß wir eine höchstmögliche inländische Betätigung des Arbeitsvermögens im Verein mit einer höchstmöglichen Anpassung der Bedürfnisse an die inländische Produktion großziehen. Mit diesem wirtschaftlichen Selbstbestimmungsrecht schaffen wir zugleich politische Selbstständigkeit. Die Basis dieser intensiven Gestaltung unserer Innenwirtschaft ist das Arbeitsvermögen der deutschen Nation, fast das einzige, was uns aus dem Chaos des Krieges übriggeblieben ist.

Dieses Arbeitsvermögen des Volkes zu wecken und zu organisieren, ist die dringlichste Aufgabe der wirtschaftlichen Leitung des Reiches. Es braucht an dieser Stelle kein Wort darüber verloren zu werden, wie schwer, ja vielfach unmöglich die gegenwärtige innerpolitische Lage des Reiches die Erfüllung dieser Aufgabe gestaltet hat. Der Arbeitsmarkt ist in eine Anarchie verwandelt, der Arbeitswille demoralisiert. In der Vollversammlung des Berliner Arbeiterrats ist jüngst von sachkundiger Seite erklärt worden, daß von einer Arbeitsverpflichtung der Arbeiter kaum noch etwas bemerkt werde und daß in vielen Betrieben, in denen gegenwärtig noch sozusagen gearbeitet werde, ein Zustand eingetrissen sei, der manchmal schlimmer sei als eine völlige Stilllegung. Die Arbeiter stünden zwar an ihren Arbeitsstätten, aber die Produktion sei gering, oft gleich Null. Das ist gewiß kein Vorwurf an den einzelnen Arbeiter, aber wohl ein Vorwurf an die Arbeiterklasse. Es hat in allen revolutionären Bewegungen niemals einen schlimmeren Feind der Arbeiterklasse gegeben als die willkürliche Arbeitslosigkeit.

Daneben kann freilich kein Einsichtiger leugnen, daß durch die Desorganisation der ganzen Wirtschaft die effektive Arbeitslosigkeit zugenommen hat. Die Arbeitsvermittlung wie erst recht die Arbeitslosenversicherung habe Fiasko gemacht. Wo Arbeit ist, findet sich oft kein Arbeiter ein, und wo sich Arbeitslose, wie in manchen Großstädten, massenhaft ansammeln, findet sich keine genügende Arbeit. Der individuelle Wunsch und der persönliche Wille haben nicht selten das Klasseninteresse besiegt. Das Gemeinwohl ist zwar eine politische Forderung des Tages geblieben, aber die Arbeiterklasse hat heute weder die Geschlossenheit noch die Einheitlichkeit der politischen und wirtschaftlichen Front, um es zur Wirklichkeit werden zu lassen.

Dies aber ist nächst einer konzentrierten Intensivierung der Innenwirtschaft die wichtigste Forderung der Wirtschaftspolitik: das Gemeinwohl und damit die Gemeinwirtschaft über den Willen, die Willkür und das Interesse des Individuums zu stellen. Daraus ergibt sich als selbstverständliche Folgerung eine zentrale Regulierung der gegensätzlichen Interessen innerhalb der Volkswirtschaft. Sie

wird am besten aufgebaut auf einem Zusammenarbeiten der Arbeiter und Unternehmer, des Staates und der Gesellschaft. In sachlicher Beziehung wird der Produktion der Gesamtheit ein bestimmter Zweck gesetzt werden müssen. Die Beseitigung der Planlosigkeit der Produktion ist die Voraussetzung dieser Arbeit. Die Schaffung von rechts- und geschäftsfähigen Wirtschaftszweckverbänden ist daher ein wesentlicher Programmpunkt der Leiter des Reichswirtschaftsamts. Die sozialen Interessen müssen den privaten vorangestellt werden derart, daß im bewußten Gegensatz zum Vorkriegszustand die Wirtschaft des ganzen Volkes als eine umfassende Einheit behandelt wird. Es soll möglichst wenig von oben reglementiert, dagegen möglichst viel durch selbstverwaltende, aber verantwortliche Vereinigung der Einzelinteressen zu einem Gesamtinteresse zu erreichen versucht werden. Vor allem gilt es, nicht gewaltsam von oben her Einzelmaßnahmen zu ergreifen, sondern vielmehr nach vollzogener Organisation organisch von innen heraus zu sozialisieren. Das organische Prinzip wird in dieser Hinsicht der erste Grundsatz einer sozialen Wirtschaftspolitik bleiben müssen. Der Einzelfall von Verstaatlichung beziehungsweise Sozialisierung mag politisch populärer sein, er wird aber niemals in gleicher Weise den Gesamtinteressen dienen und zu einer höheren sozialen Einheit der Volkswirtschaft führen können.

Wer die Steigerung der inländischen Produktivität als die erste Notwendigkeit einer modernen deutschen Wirtschaftspolitik begreift, wird nicht davor zurückschrecken dürfen, über alte Schlagworte hinweg jedes Mittel zu benutzen, das dem großen Zwecke dienen kann. Man wird kaum um scharfe Einfuhrverbote und um einen spezialisierten Schutzzoll herumkommen. Selbst der Arbeitszwang wird wohl als höhere gesellschaftliche Notwendigkeit kaum zu umgehen sein, und jeder wird sich ihm um so mehr fügen, je weniger er das individuelle Wohlbefinden dem Gesamtwohl voranstellt. Wir müssen immer eingedenk bleiben, daß es sich um keine Revolution des Liberalismus, sondern um eine Revolution des Sozialismus handeln soll, dem das Gesamtwohl über alles geht.

Die danieliegende Produktion wieder zu wecken und zu heben, wird das Staatsganze nicht ohne besondere ökonomische Mittel erreichen können. Die organische Zweckverbindung der Wirtschaft gibt von selbst der zentralen Gewalt die Aufgabe, bestimmte Zwecke auch stofflich zu begrenzen, mit anderen Worten, sie gibt der Regierung die Pflicht, die Rolle eines obersten Kaufmanns zu betätigen. Der Staat wird Waren bestellen müssen, um sie an die Bevölkerung abzugeben. Das Reichswirtschaftsamt hat für diesen hohen Zweck die Schaffung eines Reichsfonds vorgeschlagen, durch den das Reich unter bestimmten Voraussetzungen Waren bestellen und an die Bevölkerung vertreiben soll. Der Staat soll dabei nicht etwa als polizeilich-reglementierendes Organ, sondern als der ausgleichende Repräsentant aller gegenüber allen sich betätigen. Damit wird ihm zum ersten Male in der Wirtschaftsgeschichte die Rolle eines Leiters einer sozialen Wirtschaft übertragen, weil diese Warenproduktion und -verteilung nicht im kleinen und einzelnen, sondern innerhalb der organisch zusammengefaßten Wirtschaft vor sich gehen soll. Den Genossenschaften gibt das Programm des Reichswirtschaftsamts hier wie auch sonst eine besondere Rolle und Bedeutung.

Dieses umfassende Programm wird parallel begleitet sein müssen von der Stärkung und Organisation bestimmter einzelner ökonomischer Faktoren. Das Reichswirtschaftsamt denkt hierbei an eine besondere zentrale Steigerung der Energiequellen Deutschlands, im besonderen der Kräfte der Kohle, des Wassers und der Elektrizität. Diese in einen organischen Zusammenhang über ganz Deutschland zu bringen, innerlich zu entwickeln und äußerlich rationell zu verteilen, wird eine ungeahnte kraftvolle Basis für die ganze Volkswirtschaft und damit für die Wirtschaftspolitik abgeben können.

Ein solches Programm, wie es hier an wenigen Einzelheiten skizziert wurde, setzt freilich ein hohes Maß von sozialem Interesse voraus, um nicht zu sagen — von sozialistischem Denken und Fühlen. Hoffentlich siegt über den Wirrwarr dieser Tage der Gedanke an unsere und unserer Kinder Zukunft, der große sittliche Ideengehalt des wissenschaftlichen Sozialismus über die Verwirrung des Tages. Wir stehen, wie schon neulich an dieser Stelle ausgeführt wurde, in den Geburtswehen einer neuen Zeit. Sie enthalten in sich immer noch Marx Gewalt und Gewalttätigkeit, aber diese können niemals, wie wiederholt werden muß, die neue Zeit selbst darstellen, sondern nur in ihrem Übergang geduldet werden. Alles kommt darauf an, den gegenwärtigen Zustand der Dinge in der äußeren Form und in dem inneren Gehalt zu einer höheren organischen Form zu entwickeln. Wir können, wie das Marx entlehnte Motto sagt, naturgemäße Entwicklungsphasen weder überspringen noch wegdekretieren. Aber wir können sie im Sinne von Marx organisch umformen und die Gegensätze zu einer höheren Synthese emportreiben. Das muß das Ziel der Wirtschaftspolitik des neuen Deutschland sein.

Die Grubenbeamten und die Sozialisierung der Bergwerke.¹

Von G. Werner.

Am 30. Dezember hat in Essen eine Versammlung von Revier- und Fahrsteigern stattgefunden, die sich mit obigem Thema befaßt hat. Es sollten einige Gutachter für die Sozialisierungskommission gestellt werden, und diese Herren galt es zu wählen. Bei dieser Gelegenheit sind die folgenden Fragen erörtert und geklärt worden:

1. Wie wird eine Sozialisierung des Ruhrbergbaues auf die Leistung wirken?

2. Sollen die Grubenbeamten eine Sozialisierung wünschen oder ablehnen?

Die Einladung ging vom Bunde technisch-industrieller Beamten aus, dem über 80 Prozent der unterirdischen Beamten des Ruhrbergbaues angehören. Eingeladen waren die Obleute der 28 Ortsgruppen, soweit sie Betriebsbeamte waren, ferner sollte jede Ortsgruppe einen älteren erfahrenen und als tüchtig bekannten Fahr- oder Reviersteiger senden.

¹ Der nachfolgende Artikel bietet eine Ergänzung zu dem in Nr. 15 veröffentlichten Aufsatz Otto Hues: »Verstaatlichung des Bergbaues«, da er die Ansichten der Grubenbeamten über den Einfluß einer Verstaatlichung des Kohlenbergbaues auf die Leistungsfähigkeit der Betriebe und ihre Arbeitsverhältnisse wiedergibt.

Im nachstehenden sind die Gedankengänge niedergelegt, die in den Verhandlungen entwickelt und einstimmig als richtig anerkannt wurden.

Die Gesamtdurchschnittsleistung im Bergbau ist das Ergebnis aus Hauerleistung mal Prozentzahl der Hauer. Die Aufgabe des Betriebsbeamten ist es, diese beiden Faktoren zu vergrößern. Auf die Hauerleistung wirkt der Fleiß des einzelnen Hauers ein. Das Ideal des Beamten ist der ruhige Arbeiter, der eine Durchschnittsleistung schafft. Faule Arbeiter bedürfen der besonderen Aufsicht. Sie geben zu Differenzen in den Kameradschaften Veranlassung; überfleißige Arbeiter, sogenannte »Wühler«, wirken lohndrückend auf das Gedinge der betreffenden Bauabteilung, erwecken in den normalen Arbeitern das Gefühl der Unfähigkeit, denn sie glauben, der Beamte halte sie für faul, weil sie weniger als die Wühler leisten. Auf die Dauer führt das zu vielen Differenzen, und Differenzen bedeuten Leistungsverminderung. In benachbarten Abteilungen aber, in denen nur die Löhne, nicht die Leistungen dieser Wühler bekannt werden, veranlassen diese Überfleißigen neue Lohnforderungen. Die Kunst des Beamten muß deshalb darin bestehen, seine Arbeiter so zusammenzustellen, daß in allen Kameradschaften Durchschnittsleistungen erzielt werden. Abweichungen von dieser Regel erzielen zwar höhere Einzelleistungen, sind aber auf die Durchschnittsleistung von schädigendem Einfluß.

Von sehr großem Einfluß auf die Hauerleistung ist das Verhalten des Steigers gegenüber den Hauern. Da im Bergbau mit seinen verschiedenen Tätigkeiten, bedingt durch das zu erreichende Ziel, zum Beispiel Herstellung von Strecken, Schächten, Bremsbergen oder die Kohलगewinnung im Abbau sowie die Verschiedenheit der Arbeit selbst, als Bohren, Schießen, Hacken, Verbauen, Schienenlegen usw., die Überlegung des einzelnen Arbeiters eine große Rolle spielt, muß diese Überlegung dem Zwecke systematisch nutzbar gemacht werden. Der Beamte darf bei größeren Arbeiten nie befehlen. Das Wort: »Das müssen Sie so machen« sollte nie gesprochen werden, sondern der Beamte soll nur das zu erreichende Ziel bezeichnen. »So und so soll es werden«, muß seine Rede sein. Wie es dann im einzelnen am besten gemacht wird, ist durch eine Aussprache festzulegen. Ist nun der Plan, den die Kameradschaft entwickelt, halbwegs durchführbar, so ist diesem Plane stets zuzustimmen, denn für diesen Plan haben die Arbeiter durch ihren Vorschlag die Verantwortung übernommen. Jeder Arbeiter setzt in diesem Falle sein Bestes ein, bloß um seine Berufslehre nicht bloßzustellen.

Auch die Lohnfrage wurde besprochen. Unbedingtes Erfordernis eines gedeihlichen Zusammenarbeitens ist die Ehrlichkeit des Steigers, dem Arbeiter gerecht zu werden und ihm das Gefühl beizubringen, daß der Beamte stets sein gegebenes Wort hält. In dieser Hinsicht wird durch das heute herrschende System des Druckes von oben auf Steiger und Arbeiter sehr viel gesündigt. Das ist im Interesse der Leistung zu bedauern.

Das ganze Bestreben des Beamten muß dahin gehen, beim Arbeiter die Arbeitsfreude und das Berufsinteresse zu wecken. Dazu gehört außer dem im vorhergehenden geschilderten Verhalten bei Betriebsanordnungen und bei der Lohnfestsetzung, daß er dem Arbeiter gegenüber jedes Gefühl der Überhebung vermeidet, vor allem nicht den Unteroffizierston hervorkehrt. Die Arbeitsfreudigkeit ist von erheblichem Einfluß auf die Leistung.

Daß eine Sozialisierung in dieser Beziehung einen nachteiligen Einfluß ausüben sollte, ist im höchsten Grade unwahrscheinlich. Denn das im vorstehenden gewünschte System der Arbeiterbehandlung ist bisher auf der Mehrzahl der Anlagen nicht befolgt worden, sondern man hat nur zu oft den militärischen Befehlston gebraucht. Eine Änderung dieses bisherigen Systems im Sinne der vorstehenden Ausführungen muß zu einer Erhöhung der Leistungen führen.

Für die Leitung des Reviers müssen dieselben Gesichtspunkte gelten wie für die einzelnen Kameradschaften. Von der Betriebsleitung muß mit dem Reviersteiger und seinen Assistenten, dem Steiger und Fahrhauer, Rat gepflogen werden, wie es am besten zu machen ist. Der Rechenstift muß dabei das Ausschlaggebende sein. Denn wo die Betriebsleitung von oben dekretiert, alle Einzelheiten selbst regeln will und dabei dem Steiger jegliche Willensfreiheit beschneidet, verschwindet die Beweglichkeit des Betriebs, und die Leistung bleibt unter der zu erreichenden Höchstleistung zurück. Der ideale Zustand ist durch das alte Bergmannswort ausgedrückt: »In seinem Revier muß der Steiger Betriebsführer sein.« Eine Sozialisierung des Bergbaues kann auch hierauf nur im günstigen Sinne einwirken, denn diese idealen Verhältnisse herrschen nur auf wenigen Anlagen, so daß eine Änderung, die in der Richtung des neuen Systems liegt, nur Besserung schaffen kann.

Vom allergrößten Einfluß auf die Leistung ist jedoch das System, das die Betriebsleitung selbst befolgt. Es mag paradox klingen und ist doch wahr: Die Betriebsleitung, die die Kohlenförderung anscheinend als Nebensache betrachtet, fördert viel mehr als jene, die die Hefjagd nach Kohlen im Betrieb als Leitmotiv aufstellt. Es ist das gleiche Bild, das unsere Staatsbahn jetzt nach dem Kriege bietet: Alle Reserven sind verbraucht, und überall entstehen Hemmnisse, die den Betrieb viel mehr erschweren, als die herausgezogenen Reserven an Wert bedeuten. So ist es auch auf den Bergwerken. Auf jenen Anlagen, auf denen die Steiger genügend Verbauer beschäftigen, sind Störungen der Förderung durch hereinbrechendes Gestein verhältnismäßig seltene Vorkommnisse. Auf diesen Anlagen sind die Förderbahnen in Ordnung, die Bremsen geschmiert und alle Betriebshemmnisse auf ein Mindestmaß herabgesetzt. Hier erhalten die Hauer die nötigen leeren Wagen, hier ist genügend Material zum Ausbau vorhanden, so daß ein ruhiges, ungestörtes Arbeiten der Hauer die Folge ist. Auf solchen Anlagen drängt auch der Steiger die Leute zur Instandhaltung der Arbeit. Und da für den Einzelbetrieb das gleiche gilt wie für das ganze Werk, so kommen bei diesem System höhere Leistungen heraus als bei dem Drängen nach Kohlen, wobei durch die Zurücksetzung der Nebenarbeiten ständig Hemmnisse entstehen. Zechen, auf denen der Betrieb nach den Gesichtspunkten der Ordnung und Stetigkeit geleitet wird, erwecken manchmal den Eindruck des Nebenlassens; jedoch die Leistungen sind erstaunlich. Der Gesamteffekt dieser Anlagen beträgt inklusive Tagesbelegschaften bis zu 1,2 Tonnen pro Mann und Schicht und weist nur geringe Schwankungen auf.

Das typische Gegenstück zu diesen gutgeleiteten Anlagen sind zum Beispiel die Werke der Deutsch-Luxemburger Bergwerksaktiengesellschaft und die meisten Stinnesschen Familienzechen. Auf diesen Anlagen sind Brüche etwas Alltägliches. Der Betrieb ist ziemlich ausgepumpt. Es wird nach

Kohlen geschrien, aber die Leistung ist niedrig. Sie steht unter dem Durchschnitt. Eine Änderung der Betriebsweise könnte ohne Schwierigkeiten im Durchschnitt 10 bis 15 Prozent höhere Leistungen herausholen.

In Erwägung aller vorher angeführten, für die Durchschnittsleistung der Bergarbeiter maßgebenden Faktoren waren die Versammelten einstimmig der Meinung, daß eine Sozialisierung in rein technischer Beziehung nur von Vorteil sein könne.

Im Anschluß an diese Erörterungen wurden die Folgen der Sozialisierung auf die Lohnfrage besprochen. Schwere Bedenken erweckte die Befürchtung, daß die Arbeiter bei der Forderung höherer Löhne schwerer Maß halten würden, da sie vielfach der Ansicht seien, der sozialisierte Bergbau müsse unbedingt höhere Löhne zahlen. Auch die Frage der Weddingseinstellung wurde angeschnitten, jedoch soll ihre ausführliche Behandlung erst in den Ortsgruppen erfolgen.

Ausführlicher waren die Erörterungen, in welcher Weise diese beste Betriebsleistung zu erzielen sei. Als etwas Selbstverständliches wurde angenommen, daß wegen der Sozialisierung kein einziger Wagen weniger gefördert würde, wenn die Steiger und Fahrsteiger diese Sozialisierung für notwendig hielten und alle ihre Kräfte für eine reibungslose Überführung einsetzen würden. Der Bund technisch-industrieller Beamten als Berufsorganisation könne dabei die nötige Aufklärungsarbeit schaffen. Ferner müßten Betriebsräte, die über die großen Gesichtspunkte beim Aufschließen der Flöze und über die Art der Ausrichtung und des Abbaues urteilen können, zu Rate gezogen werden, wenn sozialisiert werde. Für den Aus- und Aufbau der Betriebsräte wurden jedoch noch keine Richtlinien festgelegt. Diese Fragen sollen in den Ortsgruppen erst noch besprochen werden, ehe die Vorschläge eine feste Fassung erhalten.

Die zweite Frage, ob die Sozialisierung von den Grubenbeamten zu wünschen oder abzulehnen sei, wurde nach diesen ausführlichen Verhandlungen einstimmig dahin beantwortet, daß sie gewünscht werde.

Aus unserer Bücherei.

Von Edgar Steiger.

Robert Fuchs, Lisa, Simeon Hackenbarths Entfugungen. Roman. 4. Auflage. Preis geheftet 4 Mark, gebunden 6 Mark.

Jabian Splitterschleiss Läuterungen. Komischer Roman. 3. Auflage. Preis geheftet 4 Mark, gebunden 6 Mark.

Beides Leipzig, Verlag Oldenburg & Co.

Der erste dieser Romane kann allerhöchstens anspruchlosen Lesern über einige Stunden Langeweile hinweghelfen. Die Leidensgeschichte eines reichen Junggesellen — daß er Fabrikant ist, behauptet zwar der Verfasser, aber glauben wird's ihm kein Mensch — fängt gleich mit drei bekannten Romanüberraschungen an: der Wohltäter entdeckt in der armen Malerswitwe, der er Bilder abkaufen will, seine treulose Jugendgeliebte; dem nach der Jugend ausschauenden Liebhaber wirft sich, ohne daß er und sie es ahnen, die von einem durchgehenden Gaul (!) erschreckte Tochter eben dieser Geliebten an den Hals. Nach einer überstürzten Heirat mit getrennten Ehebetten entdeckt dann der Armste auf einem Maskenball (!), daß seine Frau in seinen Freund verliebt ist. Man trennt sich also und findet den an-

fänglichen Trost in der Freundin der geschiedenen Frau, die unterdessen die Frau des Freundes gewesen war. Aber zum Schluß ist es auch mit dieser nichts, und man stirbt so ziemlich allein.

Mit dieser rührenden Geschichte, zu der aus allen Romanen der Vergangenheit und Gegenwart die üblichen Abenteuer hergeholt werden — auch ein Automobilunfall fehlt nicht —, kann sich deren komisches Gegenstück »Fabian Splitter-schleiß Läuterungen« nicht messen. Hier befinden wir uns nämlich in jenen abgegrastten Niederungen, aus denen höchstens die Leihbibliotheken ihr tägliches Lesefutter beziehen.

Herwarth Walden, Sünde. Ein Spiel von der Liebe. Preis 1,50 Mark. — Kind. Tragödie. Preis 3 Mark. — Trieb. Eine bürgerliche Komitragödie. Preis 3 Mark. — Menschen. Tragödie. Preis 3 Mark. Sämtlich im Verlag von »Der Sturm«, Berlin.

Das Drama der Ausdruckskunst hat hier seinen einfachsten Ausdruck gefunden. Maeterlinck steht im Hintergrund und schüttelt den Kopf. Auch hier soll nämlich nur ein Schattenpiel des Lebens gegeben werden. Aber was Maeterlinck keusch hinter dem Märchenschleier verbarg, das zerrt Walden ans grelle Tageslicht. Die Seelchen, die dort so rührend lallten, weil sie eine Krone auf dem Kopfe trugen, müssen sich hier vor aller Welt küssen und verfallen so der unfreiwilligen Lächerlichkeit. Gerade wie in diesen »Tragödien« selbst die Kinder von sechzehn Jahren, die sich in den ratlosen Gefühlswirren des erwachenden Geschlechtslebens dem alten Vater in die Arme werfen — sei's nur für einen Augenblick der Übertreibung (»Sünde«), so daß noch alles gut wird, sei's, um im Rausche der Leidenschaft den Johannisstrieb des Altes wirklich zu kühlen (»Kind«) — und beim Erwachen eine Leiche vor sich zu sehen! Oder wie die Liebenden beiderlei Geschlechts (»Trieb« und »Menschen«), die mit den anderen, die sich bereits auskennen, die Rollen tauschen, um von der erfahrenen Frau oder dem Wüstling die Liebe kennenzulernen. Und das alles in einem Telegrammstil des Dialogs, der, mit Wedekindschen Paradoxen und Selbstverständlichkeiten um sich werfend, in der Form des Marionettenspiels alle Tiefen des Lebens aufwühlen möchte. Verlorene Liebesmühe!

Friedrich Kluge, Von Luther bis Lessing. Aufsätze und Vorträge zur Geschichte unserer Schriftsprache. Fünfte, durchgesehene Auflage. Leipzig 1918, Verlag von Quelle & Meyer. Preis geheftet 7 Mark, gebunden 8 Mark.

Bei diesem vortrefflichen Buche, das durch mehr als drei Jahrhunderte die Entwicklung unserer deutschen Schriftsprache veranschaulicht, ist nur die Überschrift etwas irreführend. Von Lessings Anteil an diesem weltgeschichtlichen Ereignis ist nämlich nirgends die Rede. Kaum daß der Name des großen Ramenzers zweimal kurz erwähnt wird. Das ist um so auffälliger, weil der Verfasser dieser fünften Auflage zwei Vorträge über Goethe und Schiller angehängt hat, die die Verdienste dieser beiden Sprachschöpfer ins hellste Licht setzen. Das »bis« vor Lessing bezeichnet also die Grenze, bis zu der ursprünglich die Schicksale der lutherischen Sprachschöpfung geschildert wurden; denn mit Gottscheds Bemühungen um die Sprachreinigung schließt eigentlich die Arbeit ab. Was aber der Freiburger Gelehrte, dessen etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache längst als eines der besten Werke dieser Art anerkannt ist, innerhalb dieser Grenzen bietet, ist über alles Lob erhaben, so seltsam manchen Leser auch das Ergebnis dieser sprachgeschichtlichen Forschungen anmuten mag. Was ist aber dieses Ergebnis? Nichts weiter, als daß Jakob Grimm recht hatte, wenn er unsere Schriftsprache als einen protestantischen Dialekt bezeichnete. Für diesen kühnen Ausspruch des Altmeisters der deutschen Sprachwissenschaft wird hier nämlich der ausführliche geschichtliche Beweis erbracht. Dadurch, daß Luther seiner Bibelübersetzung die Meißner Mundart und die kursfürstlich sächsische Kanzleisprache zugrunde legte, war das Schicksal

der deutschen Schriftsprache auf Jahrhunderte so mit den Fortschritten der Reformation verknüpft, daß das »Meißnische« als lutherischer Dialekt noch im achtzehnten Jahrhundert bei den oberdeutschen Katholiken, namentlich bei den bayerischen Jesuiten verpönt war. Allein ihre Versuche, die oberdeutschen Laute und grammatikalischen Eigentümlichkeiten dem Mitteldeutschen Luthers entgegenzusetzen, mußten aus zwei Gründen von vornherein scheitern: einmal, weil unter diesen Oberdeutschen kein Sprachgenie war, das, wie Luther, durch den Wohlklang die Anschaulichkeit und die feine Abtönung von Wort und Satz, sowie durch die Weitherzigkeit in der Aufnahme von Lautformen und Worten aus entlegeneren deutschen Sprachgebieten seine heimische Mundart zu einer gemeindeutschen Sprache zu erheben vermochte; sodann, weil Luther — hier gefestigt, wie so oft, dem Genie das Glück — in Thüringen geboren wurde und wirkte, also im Herzen Deutschlands, wo sich oberdeutsche und niederdeutsche Laute schon Jahrhunderte hindurch kreuzten und durch diese Sprachmischung (Mitteldeutsch ist der wissenschaftliche Name dafür) jene Weitherzigkeit des Sprachschöpfers, von der ich oben redete, in jeder Weise begünstigten. Vielleicht hat Kluge diese landschaftliche Überlegenheit des »Meißnischen«, die der Lutherbibel den Sieg über all ihre oberdeutschen Nachahmungen — ich nenne hier nur die Bibelübersetzungen des Bayern Dr. Eck und des Schweizlers Zwingli — sicherte, nicht genügend betont. Aus ihr allein erklärt es sich, warum sie auch im gesamten niederdeutschen Sprachgebiet das Plattdeutsche, wie wir es heute nennen, aus Kirche und Schule verdrängte — hier natürlich um so früher und schneller, weil keine konfessionellen Hindernisse zu überwinden waren. Doch wie dem auch sei: jedenfalls ist Luther und der Reformation nicht nur die Erlösung Deutschlands aus den Ketten des mittelalterlichen Latein zu verdanken (hier war die Reformation die Vertreterin des Volkes gegenüber der gelehrten Zunft, die hartnäckig an ihrer Weltsprache festhielt), sondern auch die Schöpfung einer gemeindeutschen Schriftsprache gegenüber den verschiedenen Volksmundarten in Nord und Süd. Der Kampf um diese gemeindeutsche Sprache behielt aber fast dreihundert Jahre hindurch seinen religiösen Beigeschmack, weil das bayerische Oberdeutschland das Hauptgebiet der Gegenreformation war. Noch im achtzehnten Jahrhundert redeten die Jesuiten vom »lutherischen« e (»die Seele, die Blume« bei Luther gegen »die Seel, die Blum« im Oberdeutschen). Und ebenso ist es Tatsache, daß die Mitglieder der sprachreinigenden Gesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts, die den greulichen Sprachschmelz des Dreißigjährigen Krieges mit mehr oder weniger Erfolg bekämpften, durchweg Protestanten waren. Natürlich aber siegte das Lutherdeutsch nicht etwa, weil es die Sprache der Protestanten war, sondern weil das »Meißnische« an und für sich schon nieder- und hochdeutsches Sprachgut in sich vereinigte und Luthers sprachschöpferische Begabung diese Weitherzigkeit der Mundart klug auszunutzen verstand.

Julius v. Ludassn, Der tanzende Stern. Ein Bilderbuch aus dem Leben der schönsten Wienerin. Berlin, Schuster & Löffler. Preis gebestet 5 Mark.

Im Vorwort ergreift Fanny Elsler selbst das Wort. »Aus der Tiefe bin ich emporgestiegen. Erfolg und Ruhm haben mich umleuchtet. — Tausende haben mir zugejubelt, man buhlte um meine Günst — Könige lagen mir zu Füßen... aber all der Glanz, all die Sehnsucht, die mich umschwärmte, hat mich doch innerlich nicht zu erfreuen vermocht. Ich bin einsam geblieben.« Und so will sie denn im Bilderbuch ihrer Erinnerungen blättern. Sie schreibt auf, was ihr gerade gefällt. »Ich breche ab, wo ich Häßliches zu berichten habe; ich verschweige vieles. Warum? Das Widerwärtige ist eben meinem Gedächtnis entschwunden.« Nach diesen echt weiblichen Grundfäßen schildert uns Ludassn das Leben der Wiener Tänzerin — beim Großvater beginnend... ihre erste Liebe... ihre zahlreichen Eroberungen und Triumphe... bis zu dem Tage, wo ihr der alte Lebemann Genz zu Füßen liegt, ja bis zu dem Augenblick, da der bereits Siebzigjährigen der fünfundsiebzigjährige

Prinz Leopold von Salerno in Erinnerung an selige Jugendzeiten einen — Heiratsantrag macht. Das Leben ist Champagner Schaum — man schlürft es und vergißt oder schreibt ein Buch darüber wie dieses da, auch nur Schaum... Schaum...

Friedrich Theodor Vischers ausgewählte Werke. Herausgegeben von Dr. Gustav Kehnert. Stuttgart und Berlin 1918, Deutsche Verlagsanstalt. Drei Bände. Preis gebunden 12 Mark.

Aber der dickbändigen Ästhetik, dieser Fundgrube fruchtbarer Gedanken, die aus der Hegelschen Geheimsprache ins Deutsche zu übersetzen unsere Professoren ein Menschenalter lang nicht müde wurden, haben wir Deutschen von heute fast vergessen, daß in dem streitbaren schwäbischen Gelehrten auch ein urwüchsiger Dichter stak. Die Deutsche Verlagsanstalt hat daher gut daran getan, durch eine Auswahl seiner Werke die Mit- und Nachwelt daran zu erinnern, und Dr. Gustav Kehnert war der rechte Mann dazu, diese Auswahl zu treffen. Der Lyriker, der Humorist und der Kritiker Vischer kommen dabei alle drei zu ihrem Rechte. Der erste Band bringt die »Lyrischen Gänge«, formvollendete Jugenddichtungen, gedankenfräftige Natur- und Lebensstimmungen eines stürmisch bewegten Denkers, italienische Reisebilder aus Perugia, Rom und Sorrent mit allerlei geschichtlichen Erinnerungen, schwäbische Balladen und humoristische Schrullen wie das spiritistische Trinklied und Schartenmeiers unsterbliche Moritaten, deren Stil für alle Bänkelsänger Deutschlands Gesetz und regula wurde. All diese verschiedenen Töne sind aber nicht etwa müßige Versuche eines Gelehrten, es den verschiedenen Dichtern, in deren Werke er sich gerade versenkt hatte, gleichzutun, sondern der spielende Ausdruck der wechselnden Launen einer starken Persönlichkeit, die sich mit Gott und Welt auseinanderzusetzen muß. Mit Gott? Eine der faustischen Stimmen, die vom Jüngsten Gericht redet, mag dem Leser für den kühnen Freimut des Mannes zeugen:

»Dann, wenn, den großen Spruch zu sprechen,
Der Ewige sich vom Stuhl erhebt...
Dann will ich stehen vor seinem Throne
Und fragen: Warum schufst du mich?«

Man sieht, dieser knorrige, eigenwillige Schwabe duldet keine Halbheit und Verschwommenheit; laut bekennt er:

»Wir haben keinen
Lieben Vater im Himmel.«

Doch genug. Ob er im dritten Teil Fausts, von dem leider nur wenige Bruchstücke abgedruckt wurden, die Schrullen des alternden Goethe durchhebelt, um ihn dann in der herrlichen Anrede des »Fremden« als den Größten aller Großen zu preisen, ob er, auf Anschpulos' und Sophokles' Spuren wandelnd, den Inhalt griechischer Dramen in Verse faßt oder in beißenden Epigrammen die welsche Mode unserer Damen geißelt, überall malt sich uns auf diesen lyrischen Tagebuchblättern, in Liebe und Haß gleich eigensinnig, der eckige Schwabekopf des Schreibers ab. Gerade wie auf den krausen Reiseerinnerungen des humoristischen Bekenntnisbuches »Auch einer«, das den zweiten Band der Sammlung bildet, und in den zerstreuten kritischen Aufsätzen des dritten Bandes. Hier, wo von Goethe, Schiller, Hebbel, Uhland, Gottfried Keller und Mörike die Rede ist, möchte ich den Leser namentlich auf die Abhandlung »Dr. Strauß und die Württemberger« aufmerksam machen; denn dann wird der Gegensatz von Nord und Süd, der heute alle Politiker Deutschlands in Atem hält, zum erstenmal an der Wurzel gepackt und mit verbläffender Aufrichtigkeit an den kleinsten Lebensäußerungen veranschaulicht.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 19

Ausgegeben am 7. Februar 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Franz Mehring †.

In der Nacht vom 28. zum 29. Januar ist in dem Sanatorium eines westlichen Vorortes von Berlin Franz Mehring an einer Lungenentzündung gestorben, vier Wochen vor der Vollendung seines dreundsiebzigsten Lebensjahres. Ein Streitbarer hat geendet, ein literarischer Fechter in stählerner Rüstung, dem der geistige Zweikampf, die Polemik, die höchste Befriedigung bot und der das scharfgespitzte Florett satirischer Kritik mit vollendeter Meisterschaft zu führen verstand.

Die gegensätzlichsten Gaben und Schwächen, die in sich widerspruchsvollsten Charaktereigenschaften vereinigten sich in diesem reichveranlagten Mann, den einst mit Recht Bebel ein »psychologisches Rätsel« genannt hat. Wenigen war Titelsucht so fremd wie ihm, und oftmals sah ich, wie mitleidig-spöttisch sich sein Mund verzog, wenn Parteifreunde, die seine Eigenart nicht kannten, ihn »Herr Doktor« nannten oder mit ihren akademischen Ehren prunkten, und doch war andererseits niemand eifriger auf seine literarische Befähigung und auf seinen klassischen Stil, als gerade Mehring. Ebenso paarte sich in ihm ein starker historischer Sinn, eine seltene Fähigkeit des Erfassens historischer Einzelvorgänge in ihrer Zeitbedingtheit, mit einer oft geradezu befremdenden Verständnislosigkeit für plötzlich auftauchende neue politische Situationen und Probleme, in denen er meist nur Parallelerfcheinungen oder Analogien zu früheren Vorgängen suchte und fand. Und während einerseits in seinem inneren Wesen ein starker Drang nach geistiger Unabhängigkeit, ein manchmal ziemlich brüskes Hinwegsetzen über fremde Urteile zum Ausdruck kam, war er andererseits aufs äußerste abhängig von seinen eigenen wechselnden Stimmungen und, wie man sagen kann, seinen Launen — den Launen eines in sich selbst uneinigen, von seinem eigenen Wert überzeugten und doch mit sich selbst hadernnden großen Skeptikers.

Häufig ist von seinen früheren Freunden und späteren Feinden die Wandelbarkeit seiner Neigungen, sein schnelles Übergehen von freundschaftlicher Gesinnung zu überreiztem Haß gerügt worden, und niemand, der Mehrings Lebenslauf näher kennt, wird diese Wandlungen bestreiten; und doch muß anerkannt werden, daß, wo ihn Freundschaft mit jemand verband, er strenge Kameradschaft hielt und stets bereit war, für seinen Freund einzustehen, selbst wenn er dessen Handlung nicht billigte. Der Feind seines Freundes war auch sein Feind, und wo dieser in politischer oder literarischer Fehde zu unterliegen drohte, war er stets bereit, zur Unterstützung in die Arena zu steigen und ihn zu decken. Mehring war eben in jeder Beziehung ein Persönlichkeitsmensch, ein Mann, der nicht

nur sein Verhältnis zu Freund und Feind, sondern auch zu der Sache, der er diente, persönlich auffaßte. Eine Sache von der Person ihres Trägers zu trennen, war er weder imstande noch willens. Er fühlte sich gewissermaßen persönlich mit seiner Meinung verwachsen und empfand deren Bekämpfung fast als eine persönliche Kränkung, gegen die er sich verteidigen mußte.

Dabei war Mehring doch in seiner ganzen Auffassung und Gemütsart ein Deutscher, sogar ein schwerblütiger Norddeutscher, der richtige Typus eines streitbaren deutschen Professors, der mit Zähigkeit, vielleicht sogar Eigensinnigkeit an dem von ihm Erkannten festhält und nur schwer zugeben vermag, daß er sich jemals geirrt hat. Fremdstümelei und Begeisterung für ausländisches Wesen war Mehring fremd. Nicht daß er chauvinistisch dachte und fühlte, für Frankreich und Paris hatte er eine gewisse Bewunderung, weniger für England; aber auf den leichtem Internationalismus und Kosmopolitismus sah er mit überlegenem Spott herab, und dem Nichtalspazifismus stand er durchaus wesensfremd gegenüber. Um Allerveltkosmopolit sein zu können, wurzelte er mit seinem eigenen Geistesleben viel zu tief in der deutschen Geschichte und der klassischen deutschen Literatur. Neben seinem Goethe verehrte er vor allem Lessing (siehe seine »Lessing-Legende«) und Schiller, den er in seiner 1905 erschienenen Schrift »Schiller, Ein Lebensbild für deutsche Arbeiter« der deutschen sozialdemokratischen Arbeiterschaft näherzubringen suchte. Mehr aber noch fühlte er sich zu Hebbel hingezogen, von dem er mir einst — durchaus charakteristisch für sein eigenes Wesen — sagte: »Er ist mir in seiner Eigenart so verständlich, denn er ist doch immer, auch in Wien, der für seine Selbstdurchsetzung kämpfende Dithmarse geblieben, der seinen eigenen Weg ging.« Nichts ist deshalb auch verkehrter, als Mehring zu den politischen »internationalen Verschwörern« zu zählen. Wenn er trotzdem nach Ausbruch des Weltkrieges sich völlig von der alten Sozialdemokratie trennte und den Internationalisten anschloß, so haben ihn dazu meines Erachtens weit mehr als seine politische Gesinnung persönliche Beziehungen und sein Haß gegen das Ostelbierturn, das »brutale Krautjunkerturn«, wie er es nannte und so oft in der »Neuen Zeit« bekämpft hatte, bestimmt.

Doch es handelt sich hier nicht um eine Vorzüge und Schwächen des Verstorbenen unparteiisch abwägende Charakteristik, sondern um seine wissenschaftliche Leistung und seine Verdienste um die Arbeiterbewegung. Mehring war der Geschichtschreiber der deutschen Sozialdemokratie und zugleich ihr fähigster Journalist — wenngleich nicht in dem üblichen wienerischen Sinne dieses Wortes. Auch als Journalist blieb er der reflektierende Geschichtschreiber, der nicht im politischen Augenblick aufging, sondern die einzelnen politischen Tageserscheinungen in ihrem inneren Zusammenhang als Phasen eines bestimmten Entwicklungsverlaufs sah.

Nachdem Mehring, der am 27. Februar 1846 in Schlawa (Pommern) geboren ist, seine Studien vollendet und in Jena promoviert hatte, widmete er sich alsbald der Journalistik. In Guido Weiß, dem alten Demokraten, fand er seinen verehrten Lehrmeister und war dann eine Zeitlang als Parlamentsberichterstatter tätig. Seine politischen Erfahrungen brachten ihn der Lassalleanischen Bewegung näher und bewogen ihn, in der anonym

erschienenen Broschüre »Treitschke als Sozialistentöter« seine gewandte Klinge gegen diesen Hauptvertreter des preußischen Liberalismus und der maßliberalen Historiographie einzusetzen. Bald schlug jedoch seine Sympathie für die aufstrebende deutsche Sozialdemokratie in Verstimmung um, die ihn 1877 zur Herausgabe eines spöttischen Pamphlets, seiner bekannten Schrift »Zur Geschichte der deutschen Sozialdemokratie«, bestimmte, ein Angriff, der sich nach den Attentaten auf Wilhelm I. noch steigerte. Vornehmlich erregten seine gegen die Sozialdemokratie gerichteten scharfen Artikel der »Gartenlaube« in den Kreisen, die seine politische Vergangenheit kannten, viel Aufsehen. Die gehässige Durchführung des Sozialistengesetzes durch das bismärckisch-puttkamerische Regiment und seine Erfahrungen im Fortschrittlerlager als Leiter der liberal-demokratischen »Berliner Volkszeitung« führten Mehring jedoch zur Sozialdemokratie zurück, in der er durch seine scharfe, gewandte Feder bald eine hervorragende literarische Stellung gewann. Nachdem er 1891 unter für ihn höchst ehrenvollen Umständen seine Stellung an der »Volkszeitung« aufgegeben hatte, entfaltete er an der »Neuen Zeit« als Leitartikler und wissenschaftlicher Mitarbeiter eine emsige Tätigkeit. Die »Neue Zeit« verdankt ihm, wie die Register ausweisen, eine lange Reihe der wertvollsten wissenschaftlichen Beiträge, und überdies schrieb er nun jede Woche seinen sogenannten »Spitzenartikel« — glänzend stilisierte, satirisch gehaltene Übersichten über den Gang der politischen Ereignisse, die durchweg auf die politische Betrachtung der sozialdemokratischen Presse — vornehmlich in den neunziger Jahren — den größten Einfluß hatten und durchweg den Fähigsten der sozialdemokratischen Journalisten als Modell für ihre Artikel dienten. Mit Spannung wurde die »Neue Zeit« erwartet, um zu erfahren, was Mehring zu den politischen Vorgängen sagte; und wenn in jenen Jahren der Leserkreis der »Neuen Zeit« rasch stieg und sie im Parteileben zu einer ausschlaggebenden Bedeutung gelangte, ist das vor allem Mehrings Mitarbeit zu danken. Freilich an inneren Spannungen im Redaktionsbetrieb fehlte es nicht. Es waren allzu ungleiche Pferde, die das Geschick vor den Redaktionskarren der »Neuen Zeit« gespannt hatte. Die Wesensarten, geistigen Interessen, Betrachtungsweisen, Auffassungen, Neigungen Mehrings und Kautskys waren allzu verschieden, als daß sie, trotz der von beiden Seiten immer wieder erneuten Versuche, Kameradschaft zu halten, sich zu finden vermochten. Das konnte ich während der Zeit, die ich als zweiter Redakteur an der »Neuen Zeit« tätig war, immer wieder von neuem beobachten. Ein einträchtiges Zusammenarbeiten beider war absolut unmöglich. Weit besser als Kautsky vermochte ich mich mit Mehring zu stellen, so daß mich bis 1912 mit ihm eine ziemlich ungekrübte Freundschaft verband.

Neben seiner Tätigkeit für die »Neue Zeit« und später für die »Leipziger Volkszeitung« hat Mehring, der über eine außergewöhnliche Arbeitskraft verfügte, im Dienste der Partei eine Reihe hochbedeutender Werke geschrieben, die in der Parteiliteratur an erster Stelle stehen. Darunter seine zuerst 1897 im Verlag von J. S. W. Dieß Nachf. erschienene »Geschichte der deutschen Sozialdemokratie« — ein Werk, das aufs deutlichste die historiographische Fähigkeit Mehrings bekundet, politische Entwicklungstendenzen in ihrer Ursächlichkeit zu erfassen und das geistige Milieu einer bestimmten Zeit zu zeichnen. Ferner seine schon erwähnte

»Lessing-Legende« (zuerst 1893), seine vierbändige Ausgabe der »Gesammelten Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels«, deren gehaltvolle Erläuterungen ihm allein schon einen Ehrenplatz in der deutschen Parteiliteratur sichern, und schließlich die erst im vorigen Jahre erschienene Biographie unseres Altmeisters »Karl Marx«.

Nun ruht die scharfe Feder, der so viele geistvolle Werke, Essays und Aufsätze entstammen. Verbittert und zerfallen mit der Partei, der er einst angehörte, ist Franz Mehring abseits vom Gelärm einer neu hereinbrechenden Zeit verschieden — oft von denen, die seine komplizierte Wesenheit nicht kannten und unter seinen Streichen litten, ungerecht beurteilt. Eine spätere Zeit, die nicht mehr unter dem Eindruck des Unvermittelten und Plötzlichen steht, die Vorzüge gegen die menschlichen, allzu menschlichen Schwächen genauer abwägt und in erster Reihe die geistige Leistung Franz Mehrings in den Kreis ihrer Betrachtung stellt, wird diesen Mann gerechter beurteilen. Jedenfalls schuldet ihm die deutsche sozialdemokratische Partei für die Dienste, die er ihr einst in stetem Kampf geleistet hat, heißen Dank.

H. C.

Entwurf einer neuen Reichsverfassung.

Von Heinrich Cunow.

Der vom Staatssekretär Dr. Preuß ausgearbeitete, vom Rat der Volksbeauftragten veröffentlichte Entwurf einer neuen Reichsverfassung stößt in allen politischen Parteien auf starken Widerspruch, seltsamerweise fast in Süddeutschland noch mehr als in Preußen. Selbst die eigene Partei des Herrn Dr. Preuß, die demokratische, hat es für angebracht gehalten, den Entwurf als Ganzes abzulehnen und ihrem Führer eine Art Rüge zu erteilen. Die Motive, die die einzelnen Parteien und Bundesgebiete zum mehr oder minder offenen Einspruch bewegen, sind freilich in sich mannigfach verschieden. Findet man in Süddeutschland, besonders in Bayern, daß Dr. Preuß dem Gedanken der Reichseinheit zu weite Konzessionen gemacht und die Selbstverwaltungsrechte der Einzelstaaten zu sehr eingeschränkt hat, so opponiert man vielfach in Preußen gegen den Vorschlag einer Zerstückelung des preußischen Staatsgebiets in eine Reihe von Freistaaten, während von dritter Seite dem Entwurf vorgeworfen wird, daß er nicht entschieden genug die Idee der Reichseinheit zum Ausdruck bringt.

Nach meiner Auffassung, die ich bereits in den Artikeln über die »Revolution und Reichsverfassung« (Heft 13 und 14 der Neuen Zeit) dargelegt habe, drängt die gesamte wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands auf eine Festigung der Reichseinheit hin und damit auf eine Erweiterung der Reichszuständigkeit gegenüber den Kompetenzen der Einzelstaaten. Schon bisher hat diese Entwicklung mit ihren steigenden Ansprüchen an eine einheitliche Wirtschaftsorganisation zu wiederholten Einbrüchen des Reiches in die alten Vorbehaltsgebiete der Gliedstaaten geführt, und diese Erweiterung der Reichsinstitutionen muß unbedingt fortgeführt werden, soll sich Deutschland wirtschaftlich und politisch von der erlittenen Niederlage erholen und zu einem seiner kulturellen Bedeutung entsprechenden Faktor im Völkerbundsystem werden. Eine feste Einheitlichkeit im Innern ist, wie auch in jeder Parteiorganisation, Vorbedingung einer anerkannten einflußreichen Stel-

lung nach außen. Vor allem gilt das, wenn man die Frage der Weiterentwicklung des Deutschen Reiches vom sozialistischen Standpunkt aus betrachtet. Nicht nur, daß nach sozialistischer Auffassung die Wirtschaftsentwicklung zur Schaffung großer einheitlicher Wirtschaftskomplexe treibt, es läßt sich auch heute eine wirkliche, umfassende »Sozialisierung« der Produktion, da nirgends das Wirtschaftsgetriebe sich an den einzelnen Landesgrenzen abschließt, sondern in mannigfacher Verästelung auf andere Landesgebiete übergreift, gar nicht durchführen, wenn nicht eine gewisse Einheitlichkeit der Wirtschaftsverfassung gegeben ist. Gerade wer einen Übergang des alten Obrigkeitsstaats in den sozialistischen Verwaltungs- und Volksstaat fordert, der seine Aufgabe in der Zusammenfassung, Organisation und Zuregelungsbildung völkisch-wirtschaftlicher Lebensströme erblickt, muß für eine Befestigung der Reichseinheit und in weiterer Konsequenz für die Herstellung eines nationalen deutschen Einheitsstaats eintreten. Die Idee der partikularistischen Absonderung ist individualistisch und kleinbürgerlich; mit dem Sozialismus, vor allem der marxistischen Entwicklungsauffassung, hat sie nichts zu tun.

Es ist deshalb anzuerkennen, daß Dr. Preuß in seinem Verfassungsentwurf von dem in seiner Denkschrift enthaltenen Satz ausgeht: »Die Erhaltung, Festigung und Kräftigung der nationalen Einheit ist schlechthin die Lebensfrage des deutschen Volkes, ist damit auch die Lebensfrage der deutschen Republik.« Ein Reichsaufbau, der mehr noch oder auch nur in gleichem Maße wie die Bismarcksche Bundesverfassung das partikularistische Selbständigkeitsstreben zur Geltung brächte, müßte tatsächlich, da sie Deutschland als nationalen Machtfaktor aus dem internationalen Völker- und Staatensystem ausschaltet, zum Verfall und zum Staatsfod der deutschen Republik führen. Deshalb muß die Reichseinheit in Zukunft notwendigerweise immer stärker ausgebaut werden und neben jene Reichsämter, die uns die Kriegszeit gebracht hat, wie zum Beispiel das Reichsarbeitsamt und das Reichswirtschaftsamt, andere ähnliche Reichsinstitutionen treten, zunächst vor allem ein Reichsverkehrsamt. Dr. Hugo Preuß hat meines Erachtens, im ganzen genommen, unzweifelhaft recht, wenn er schon in seiner 1908 erschienenen Schrift »Selbstverwaltung, Gemeinde, Staat, Souveränität« die Behauptung aufstellt, daß es einen »begrifflichen Wesensgegensatz zwischen kommunalen Selbstverwaltungskörpern und Gliedstaaten« eines Bundesstaats eigentlich gar nicht gibt und der Einzelstaat dort in seinem Verhältnis zum Gesamtstaat nichts wesentlich anderes ist als ein Lokalverband, ein ebensolcher Verband wie die Orts- oder Kreisgemeinde in ihrem Verhältnis zur Provinzialgemeinde.

Gegen die Umgrenzung der Reichsangelegenheiten, die nach den Paragraphen 3 und 4 des ersten Abschnitts des Reichsverfassungsentwurfs künftig ausschließlich der Gesetzgebung und Verwaltung des Reiches unterstehen sollen, läßt sich deshalb auch vom Standpunkt einer sozialistischen Staatsentwicklungsauffassung nichts Stichhaltiges einwenden. Es wäre ein entschiedener Vorteil für die politische Stellung Deutschlands unter den anderen Nationen wie für seine wirtschaftliche Neukonsolidierung, wenn künftig die gesamten Beziehungen zum Ausland, die Handels- und Verkehrspolitik (Eisenbahnwesen, Binnenschifffahrt auf gemeinsamen Wasserstraßen, Post, Telegraphie und Kraftfahrzeugverkehr), die Regelung der Freizügigkeit,

des Postwesens, der Fremdenpolizei, der Ein- und Auswanderung, ferner die Bodengesetzgebung, die Enteignung für Reichszwecke, das Versicherungswesen ausschließlich dem Reich vorbehalten blieben und von diesem nach einheitlichen Grundsätzen durchgeführt werden könnten. Ebenso läßt sich nichts dagegen einwenden, wenn zwar nicht die Kirchen- und Schulverwaltung an das Reich fällt, dieses aber das Recht erhält, bestimmte Grundsätze bezw. gesetzmäßige Normen für die rechtliche Stellung der Religionsgemeinschaften im Staate und über die Freiheit des Unterrichts aufzustellen.

Auch die Verteidigung des Reichsgebietes zu Lande und zu Wasser ist zweifellos eine Reichssache, und daher gehört unbedingt die Wehrverfassung ebenfalls zu den Reichskompetenzen. Gewisse partikularistische Kreise Süddeutschlands, vornehmlich Bayerns, haben sich gegen diese Bestimmungen des Verfassungsentwurfs gewandt. Gegen diese Opposition hat schon der Staatssekretär Dr. Preuß auf der Berliner Vorbesprechung des Verfassungsentwurfs ausgeführt:

Die bisherigen Bestimmungen der Reichsverfassung bezüglich des Heeres waren in mancher Beziehung unzulänglich. Aber sie konnten ertragen werden wiederum durch die feste Einheit, die das alte königliche Preußen dem Reich gab. Denn die Militärkonventionen ersetzten, was an Einheit und verfassungsmäßigen Bestimmungen fehlte. Jetzt würde dieses Ersatzmittel nicht mehr möglich sein. Militärkonventionen Preußens mit den Einzelstaaten werden jetzt, wenn nicht ganz unmöglich sein, jedenfalls auf Schwierigkeiten stoßen. Ich will gar nicht auf das braunschweigische Beispiel verweisen, wo die Regierung als eine ihrer ersten Tätigkeiten die Kündigung der Militärkonvention mit Preußen vornahm. Aber der badische Verfassungsentwurf enthält die Bestimmung: Keine Militärkonvention mit anderen Staaten! Baden erklärt heute: Preussische Offiziere in Baden sind eine Unmöglichkeit. Das ist begreiflich nach dem, was wir erlebt haben. Aber was lehrt das? Wir können nicht mehr darauf rechnen, durch preussische Militärkonventionen die notwendige Einheit herzustellen, wenn es nicht ausschließlich Reichssache wird. Es ist Selbstmord, wenn wir etwas anderes vorsehen als Einheitlichkeit der Landesverteidigung im Reiche.

Das Ideal ist: die Schaffung eines nationalen kraftvollen Einheitsstaats mit ausgedehnter regionaler Selbstverwaltung, das heißt die einzelnen Landesteile sollten nichts mehr sein als reichsunmittelbare Selbstverwaltungskörper im Rahmen des Ganzen, als landschaftliche Verbände, die in ihren Grenzen der historisch gegebenen kulturellen Eigenart Ausdruck verleihen, im übrigen aber die Staatspolitik im eigentlichen Sinne dem Reich überlassen und sich darauf beschränken, die Reichsgesetze unter Rücksichtnahme auf die besonderen lokalen Bedingungen zur Ausführung zu bringen. Doch, wie nun einmal die politischen Verhältnisse sich in Deutschland geschichtlich entwickelt haben, hängen große Teile der süddeutschen wie der norddeutschen Bevölkerung an der Eigenstaatlichkeit ihres Heimatlandes, und wir kommen deshalb um ein Föderativsystem nicht herum, das den Einzelstaaten einen großen politischen Selbstbetätigungsspielraum sichert. Auch die deutsche Revolution kann diese historisch gegebenen Widerstände nicht einfach überspringen. Der Hinweis auf die große französische Revolution und die aus ihr hervorgegangene Departementseinteilung versagt. Die französische Revolution war eine Revolution gegen den Feudalismus und sein Wirtschaftssystem, gegen die Einschnürung der Industrie- und Handelsentwicklung, und sie ging, als

die auswärtigen Feinde die revolutionäre Gärung zu ersticken suchten, in einen nationalpatriotischen Kampf der »Kinder des Vaterlandes« für das neue Frankreich über. Die deutsche Novemberrevolution aber trägt keinerlei nationalpatriotische Züge. Ihre Motive waren das Verlangen nach Beseitigung der militaristischen Herrschaft, des Kriegsdrucks und der Lebensmittelpnot, der sich als weitere Triebfeder die Empörung darüber zugesellte, daß trotz der gebrachten gewaltigen Kriegsoffer die Führung nicht eine schwere Niederlage abzuwenden vermochte. Solche Revolution vermag kein Aufflammen des Nationalgedankens, keine Hebung des Gefühls völkischen Zusammenhangs zu gebären.

Im Gegenteil hat der Ausgang des Krieges die ohnehin vorhandene partikularistische Strömung in Süddeutschland, besonders den Gegensatz gegen Preußen, bedenklich verschärft, war doch Preußen und dessen herrschende Schicht der Führer des Reiches, und diese Führung hat im Kampfe versagt und zu einer traurigen Niederlage geführt. Stets aber wird in der Volksmasse der Ruhm des Gelingens wie der Fluch des Mißlingens harter Völkerkämpfe der Führung zugute oder zur Last geschrieben. Dazu kommt, daß man gesehen hat, wie der Haß der Feinde und die kühle Ablehnung der Neutralen sich hauptsächlich gegen das Preußentum richtete, und man schließt daraus — meines Erachtens freilich mit Unrecht —, daß diese Abneigung gegen preußisches Wesen beträchtlich zum Ausbruch des Krieges beigetragen hat.

Hätte der Krieg nach einhalb- oder ganzjähriger Dauer mit einem großen Siege der Mittelmächte geendet, so würde wahrscheinlich eine starke nationalistische Welle über Deutschland hinweggegangen sein und manche Überbleibsel des Kleinstaatgeistes hinweggespült haben; die Niederlage aber hat das Nationalbewußtsein geschwächt und der partikularistischen Strömung neue Flutmassen zugeführt. Diese Tatsache im Entwurf einer Reichsverfassung unberücksichtigt zu lassen, wäre ein Fehler. Mag auch die Entwicklung zum Einheitsstaat treiben, heute läßt sich dieser, da dafür die nationalen Vorbedingungen fehlen, nicht durchführen. Aber weil ein gewisser Gegensatz Süddeutschlands gegen Preußen und dessen bisherige Hegemonie besteht, deshalb ist noch keineswegs nötig, Preußen aufzuteilen und es nach dem Vorschlag von Dr. Preuß in eine Reihe kleiner Freistaaten zu zerlegen. Die Begründung dieses Aufteilungsplans in der Denkschrift, dem deutschen Volkscharakter wohne unzweifelhaft »eine starke Abneigung inne gegen eine unbeschränkte Zentrallleitung allen öffentlichen Lebens und gegen eine mechanische Leitung aller Verwaltung von einem einzigen Mittelpunkt aus«, ist ein inhaltloses Argument. Sie faßt eine Abneigung, die im wesentlichen nur ein Stimmungsmoment ist, als eine Sondereigenheit des deutschen Volkscharakters auf und unterstellt ohne weiteres, daß eine Zentrallleitung notwendig »mechanisch« sein muß. Zudem bleiben in dem Preußischen Vorschlag die wirtschaftlichen Lebensbedingungen, ihre finanzielle Leistungsfähigkeit und ihre historisch-kulturelle Entwicklungsmöglichkeit ganz unberücksichtigt. Was Herr Dr. Hugo Preuß vorschlägt, ist lediglich ein auf Grund gewisser rechtspolitischer Voraussetzungen konstruierter Plan. Was soll zum Beispiel die Konstituierung Groß-Berlins als eines eingegengten Stadtstaats ohne landwirtschaftliches Hinterland und Versorgungsgebiet? Wirtschaftlich lebensfähig wäre dieses Gebilde nicht. Zudem würde es auf

seine Kosten Verpflichtungen zu übernehmen haben, die seine Finanzen schwer belasten müßten. Wer soll zum Beispiel die Kosten tragen für die wissenschaftlichen Lehranstalten, Museen, Bibliotheken usw., die bisher aus Landesmitteln bestritten wurden? Berlin allein? Oder soll das Reich sie unterhalten beziehungsweise zu ihrem Unterhalt beitragen? Ich weiß nicht, ob sich die übrigen Einzelstaaten dazu verstehen würden, Berlin zu dotieren; jedenfalls aber würden sie dann ein ausgedehntes Mitbestimmungsrecht verlangen. Der Stadtstaat Groß-Berlin würde also nicht den übrigen deutschen Freistaaten gleichberechtigt, sondern eine vom Reiche unterhaltene Stadtrepublik mit beschränkter Selbstverwaltung sein. Hamburg trachtet seit Jahren aus seiner Einschnürung heraus und wünscht, trotzdem seine Finanzlage dadurch wesentlich verschlechtert würde, die Angliederung Altonas, Wandsbeks, Harburgs und der Elbinsel Wilhelmsburg; und nun soll im Mittelpunkt Deutschlands ein Stadt- oder Städtestaat geschaffen werden, der — ohne die Verbindung Hamburgs mit der See — an einer noch viel stärkeren Gebietseinschnürung leidet.

Doch noch weit seltsamer erscheint der ohne jede Rücksicht auf alle neueren sozialen Entwicklungstendenzen konstruierte § 11 des ersten Abschnitts, der den deutschen Volks teilen das Recht zuspricht, durch Mehrheitsbeschluß — ohne Beachtung der Landesgrenzen — neue deutsche Freistaaten zu errichten unter der Bedingung, daß der neu zu errichtende Staat mindestens zwei Millionen Einwohner umfaßt. Eine Überspannung des Begriffs der Selbstbestimmung bis zur Sinnlosigkeit. Unter dem »Selbstbestimmungsrecht der Nationen oder Völker« wird vielfach etwas ganz Verschiedenes verstanden. Einmal das Recht der großen Kulturnationen, außerhalb ihres staatlichen Gebiets gebliebene Teile der Nation sich anzugliedern und selbstständige Nationalstaaten zu bilden — ein Recht, das bis zu gewissem Grade auch Marx und Engels anerkannten —, dann wieder das Recht der zu einem Nationalitätenstaat vereinigten einzelnen Nationen auf sogenannte kulturelle Autonomie, drittens das Recht der in einem solchen Staatsverband stehenden Nationen oder Teile von Nationen, sich aus dem Verband herauszulösen und entweder einen selbstständigen Staat zu bilden oder sich einem anderen Staate anzuschließen. Herr Dr. Hugo Preuß dehnt dieses sogenannte Recht noch viel weiter aus, indem er auch den einzelnen Volks- und Bevölkerungs teilen einer Nation oder eines Staatsgebiets das Recht auf eigene Staatlichkeit zuspricht und ihnen gestatten will, nach Belieben durch Mehrheitsbeschluß Kleinstaaten zu errichten. Freilich sollen nur Komplexe mit einer Bevölkerung von mindestens zwei Millionen Köpfen dieses Abtrennungsrecht erhalten. Aber das ist eine logische Inkonssequenz und rein willkürliche Beschränkung. Haben zwei Millionen solches Selbstbestimmungsrecht, dann konsequenterweise auch Volks teile von 100 000 oder 10 000 Köpfen. Und ferner kann dann dieses Recht nicht nur jetzt bei der durch die Revolution hervorgerufenen Neuordnung der Staatsverhältnisse in Anspruch genommen werden. Es erhalten also die einzelnen Landesteile auch für die Zukunft das Recht, sich dann, wenn die Mehrheit ihrer Bewohner aus irgendwelchen Gründen mit ihrer Verwaltung unzufrieden ist und partikularistische Tendenzen die Oberhand gewinnen, sich einfach aus dem bisherigen Staatsverband herauszulösen und einen eigenen Kleinstaat zu bilden. Der Vorschlag des Staatssekretärs

Dr. Preuß läuft demnach auf das Recht zur Staatenzerstückelung und zur engsten Kleinstaaferei hinaus. Er mag der individualistisch-kleinbürgerlichen Staatsauffassung, vielleicht auch teilweise der anarchistischen Theorie von der Auflösung des Staates in freie Wirtschaftskommunen entsprechen; mit dem sozialistischen Staatsgedanken hat er nicht das geringste zu tun.

Dabei läßt sich das, was Dr. Preuß durch diesen Vorschlag erreichen will: die Beseitigung der preußischen Hegemonie und der Gegensätze zwischen Preußen und Süddeutschland, auf anderem Wege viel besser und sicherer erreichen. Gewiß, Preußen nahm nach der bisherigen Reichsverfassung eine übermächtige Stellung im Deutschen Reiche ein; es war tatsächlich, was die Regierung anbetrifft, nicht ein Teil des Deutschen Reiches, sondern das Deutsche Reich selbst. Aber es ist durchaus unrichtig, diese Stellung nur auf das Übergewicht zurückzuführen, das Preußen durch seine Stimmenzahl im Bundesrat besaß. Noch mehr wurde dieses Übergewicht durch die Verbindung der Kaiserkrone mit der preußischen Königskrone, des engen verwaltungstechnischen und persönlichen Zusammenhangs der Reichsleitung mit der preußischen Staatsregierung und dem starken Einfluß des reaktionären Preußischen Landtags auf die Reichsleitung gesichert, fungierte doch vielfach der Preußische Landtag als ein den Reichstag einschränkendes und korrigierendes Nebenparlament. Diese Abhängigkeit der Reichsleitung von Preußen und seiner herrschenden Schicht fällt jedoch jetzt fort; und selbst wenn der Bundesrat in der einen oder anderen Form rekonstruiert wird, wird Preußen in keinem Falle das frühere Stimmenübergewicht erlangen, ganz abgesehen davon, daß voraussichtlich Deutsch-Österreich sich der deutschen Föderativrepublik anschließen wird und schon dadurch der Einfluß der süddeutschen Staaten im Reiche eine Stärkung erfährt.

Zudem aber erleidet die politische Geschlossenheit des früheren preußischen Regiments schon dadurch einen wesentlichen Abbruch, daß den einzelnen preußischen Provinzen — und darum wird die neue preußische Verfassung nicht herkommen — eine größere Selbstverwaltung eingeräumt wird. Und da, von ethnischen und historisch-kulturellen Gesichtspunkten betrachtet, die preußische Bevölkerung nichts Einheitliches darstellt, so wird unzweifelhaft die Folge sein, daß sich in Preußen eine gewisse Dezentralisation nach stammesvölkischen, wirtschaftlichen und entwicklungsgeschichtlichen Bedingungen vollzieht und sich in den einzelnen Verwaltungsprovinzen feste Kulturzentren entwickeln, um die sich ein kulturell-politisches Eigenleben herausbildet. Wenn diese Verwaltungszentren einen gewissen Staatencharakter gewonnen haben und nun das Verlangen nach Eigenstaatlichkeit sich regt, kann auch diesen Wünschen unter bestimmten Bedingungen Rechnung getragen werden. Ihre Erfüllung wäre dann gewissermaßen nur der Schlußstein einer organischen Entwicklung.

Ebenso verfehlt scheint mir der Vorschlag des Verfassungsentwurfs, in der deutschen Republik das Zweikammersystem einzuführen und dem eigentlichen Nachfolger des bisherigen Reichstags, dem »Volkshaus«, ein von den Landtagen der Einzelstaaten gewähltes »Staatenhaus«, also eine Art Oberhaus gegenüberzustellen. Die Gründe gegen diesen der deutschen Verfassung von 1849 entlehnten Vorschlag habe ich bereits in den beiden erwähnten Aufsätzen der Nummer 13 und 14 der »Neuen Zeit« dargelegt und kann deshalb hier darauf verzichten. Mein Vorschlag war, den Bundesrat in

einen »der Reichsregierung beigeordneten geschäftsführenden Ausschuß der Einzelstaatsregierungen« umzuwandeln, da eine gewisse Teilnahme der Einzelstaaten an der Reichsleitung und demgemäß ein Organ der gegenseitigen Interessenausgleichung unerlässlich sei. Die Nichtberücksichtigung dieses Bedürfnisses müsse deshalb dazu führen, daß neben Unterhaus (Volkshaus) und Oberhaus (Staatenhaus) sich noch ein aus Vertretern der Einzelstaatsregierungen bestehender geheimer Staatsrat (Staatenauschuß) herausbilde.

Sunächst hat nach den Revolutionstagen unter den deutschen Staatsrechtstheoretikern unzweifelhaft die Ansicht vorgeherrscht, daß auch in dieser Beziehung die neue Reichsverfassung an den Verfassungsplan der Demokratie von 1848/49 anknüpfen müsse; in den letzten Wochen habe ich aber die Genugtuung erlebt, daß ein Staatsrechtslehrer nach dem anderen die Umwandlung des Bundesrats in der von mir angegebenen Richtung fordert, und zwar sind es gerade jene, die in einem deutschen Einheitsstaat ihr Ideal erblicken. So schreibt Professor Dr. Gerhard Anschütz in der »Deutschen Politik« (vom 4. Januar):

Ich... möchte dem Bundesratsystem — ohne mich auf die Ausgestaltung festzulegen, die es gerade in der bisherigen Reichsverfassung gefunden hat — grundsätzlich den Vorzug geben. Gewiß ist und wirkt dieses System föderalistischer als das Staatenhaussystem. In einem Bundesrat, wo sie durch instruierte Kommissare ihre Regierungen vertreten werden, können die Partikularstaaten sich, ihren Willen und ihre Interessen ganz anders und viel stärker zur Geltung bringen als in einem nach freier Überzeugung redenden und abstimmenden Staatenhaus im Frankfurter Stil, einem Staatenhaus, welches in dem Duo des republikanischen Zweikammersystems dem völlig übermächtigen Volkshaus gegenüber durchaus auf die Rolle der zweiten Violine beschränkt sein dürfte. Das Bundesratsystem ist also föderalistischer, das Staatenhaussystem unitarischer. Gleichwohl aber oder vielmehr gerade deshalb bin ich, obzwar (wie bemerkt) überzeugter Unitarier, jetzt für das erstere System. Es gilt eben auch hier, den bestehenden Wirklichkeiten und Kräfteverhältnissen Rechnung zu tragen....

Geht man davon aus, daß den Einzelstaaten mehr zu gewähren ist als ein parlamentarisches Votum bei der Gesetzgebung, daß man ihnen vielmehr auch einen gewissen Anteil an der Regierung und Verwaltung des Reiches einräumen muß, so folgt daraus, daß das Organ, in dem sich dieser Verfassungsgedanke verkörpert, nicht als Parlament beziehungsweise als die eine Kammer eines nach dem Zweikammersystem eingerichteten Parlaments, sondern mehr als eine Art Regierungskollegium auszubilden ist. Hieran ist festzuhalten, auch angesichts des amerikanischen Senats, dem, obwohl er kein Regierungskollegium, sondern ein Parlament ist, doch gewisse Zustimmungrechte auf Gebieten, die nicht der Gesetzgebung, sondern der Exekutive angehören, zustehen....

Daß der Preussische Verfassungsentwurf die direkte Wahl des Reichspräsidenten durch das ganze deutsche Volk fordert (vierter Abschnitt § 58), halte ich hingegen aus den bereits in Nr. 14 der »Neuen Zeit« dargelegten Gründen für einen Vorzug; nur hat sich, was die Stellung des Präsidenten als Haupt der Exekutive anbetrifft, Staatssekretär Dr. Preuß meines Erachtens zu sehr an die amerikanische Verfassung gehalten und deshalb dem Reichspräsidenten eine zu mächtige Stellung eingeräumt. Vor allem scheint mir die Bestimmung verfehlt, daß der Präsident des Staatenhauses, also des Oberhauses, einfach, wenn der Präsident an der Wahrnehmung der Geschäfte verhindert ist, an dessen Stelle tritt (vierter Abschnitt § 66), zumal die poli-

tische Entwicklung dahin führen kann, daß der Staatenhauspräsident oft eine ganz andere Parteirichtung vertritt als der Reichspräsident. Zudem genügt die kurze Fassung des § 69: »Der Reichskanzler und auf dessen Vorschlag die Reichsminister werden vom Reichspräsidenten ernannt« in keinem Falle den Ansprüchen, die vom demokratisch-sozialistischen Standpunkt an die Verfassung gestellt werden müssen. Hier muß unbedingt eingefügt werden, daß der Reichspräsident den Reichskanzler wie die Reichsminister nur im Einvernehmen mit dem Reichstag (das heißt seiner Mehrheit) und auf dessen Vorschläge hin zu ernennen vermag.

Die Grundrechte, die meist in den Verfassungen vorangestellt werden, figuriert der Preußische Verfassungsentwurf erst im zweiten Abschnitt. Das ist im ganzen nebensächlich, wenngleich nicht einzusehen ist, warum nicht an dem traditionellen Brauch festgehalten werden soll. Tadelnswerter scheint mir, daß der Entwurf von rein demokratisch-liberalen Anschauungen ausgeht und jede Formulierung sozialistischer Grundsätze, ja jede Bezugnahme auf sozialistische Auffassungen vermeidet. Er ist in dieser Beziehung entschieden »liberaler« gehalten als einzelne der im Auftrag der deutschen Einzelstaaten ausgearbeiteten Verfassungsentwürfe, zum Beispiel der badische und württembergische Verfassungsentwurf. Nach meiner Auffassung sollte im Gegensatz zu der individualistisch-liberalen Staatsauffassung, die im Staat nur ein Aggregat von Individuen sieht, in der Verfassung betont werden, daß der Staat die politische Organisation des Volkes ist, das Wohl der Staatsgemeinschaft als das Wohl des organisierten Volkes demnach über das der einzelnen Staatsbürger steht und daher der einzelne nur als Teil des Ganzen Anspruch auf staatliche Rechte hat. Ferner ist der Satz im Abschnitt I, § 2: »Die Staatsgewalt liegt beim deutschen Volke« allzu schwächlich. Es sollte ein Satz vorausgehen, der schärfer die Souveränität des Volkes ausspricht, die Regierung als vom Volk eingesetzt bezeichnet und daraus folgert, daß sie unter dem Volkswillen steht.

Noch mehr aber kommt diese einfache Anlehnung des neuen Reichsverfassungsentwurfs an das alte liberale Verfassungsschema darin zum Ausdruck, daß es im § 26 des zweiten Abschnitts kurzweg heißt: »Das Eigentum ist unverletzlich. Eine Enteignung kann nur zum Wohle der Allgemeinheit auf gesetzlicher Grundlage vorgenommen werden.« Das ist nichts anderes als eine verkürzte Fassung des Artikels XVII der Menschenrechtserklärung der französischen Nationalversammlung vom 26. August 1789. Selbst die Verfassungen einer Anzahl heutiger liberaler und demokratischer Staaten gehen bereits darüber hinaus. So erkennt zum Beispiel zwar die amerikanische Verfassung den Grundsatz an, daß das Privateigentum nur aus Gründen des öffentlichen Interesses gegen angemessene Entschädigung entzogen werden darf, läßt aber die Entziehung ohne förmlichen Prozeß zu; und die Enteignungsgesetze der einzelnen Staaten der Union gehen zum Teil noch beträchtlich über die Bundesverfassung hinaus. Auch in dem schon erwähnten badischen Verfassungsentwurf wird folgende Fassung vorgeschlagen: »Eine Vergesellschaftung ganzer Gesamtheiten von Produktionsmitteln — Grund und Boden, Gruben und Bergwerken, Fabriken, Rohstoffen, Werkzeugen, Maschinen, Verkehrsmitteln — zum Zwecke der Bewirtschaftung für die Allgemeinheit kann nur erfolgen durch ein den Bestimmungen über Verfassungsände-

rungen unterliegendes besonderes Gesetz.« Und in dem Entwurf der neuen württembergischen Verfassung heißt es (3. Abschnitt, § 10): »Die Vergesellschaftung der Wirtschaft nach dem Stande ihrer Entwicklung ist Aufgabe des Staates. Zur Überführung eines Zweiges der Gütererzeugung in die Gemeinschaft ist ein Gesetz erforderlich.« Nach meiner Ansicht sollte die neue Reichsverfassung noch einige Schritte weiter gehen: sie sollte grund-sätzlich das Recht der Staatsregierung aussprechen, aus Gründen des Volkswohls das Privateigentum an Produktionsmitteln zum Zwecke der Gemeinbewirtschaftung zu enteignen, und zugleich erklären, daß der Staat ein Obereigentumsrecht auf Grund und Boden und die in diesem enthaltenen Mineralerschätze besitzt.

Hoffentlich unterzieht die Nationalversammlung den von Dr. Preuß ausgearbeiteten Verfassungsentwurf einer gründlichen Prüfung und nimmt daran eine Reihe durchaus nötiger Änderungen vor. Es wäre ein seltsames Schauspiel, wenn die deutsche Republik mit einer Verfassung hervorträte, die in bezug auf die Staats- und Eigentumsauffassung sogar hinter den Verfassungsartikeln liberaler Staaten zurückbliebe.

Die Wahlen zur Nationalversammlung.

Von Dr. Paul Lensch.

Die Wahlen zur deutschen Nationalversammlung sind vorüber, aber eine irgendwie nennenswerte Entlastung der politischen Atmosphäre haben sie uns nicht gebracht. Ein paar Tage später brach der Berliner Elektrizitätsstreik aus, der die Reichshauptstadt einige Tage in Dunkelheit versetzte, und kurze Zeit darauf schien die schon lange erwartete Katastrophe zum Ausbruch zu kommen, mit der die fortgesetzten Streiks in der Kohlenindustrie das Wirtschaftsleben bedrohen. Irgendwelchen klärenden Eindruck auf die deutschen Arbeitermassen hat die Wahlagitatio und das Wahlergebnis jedenfalls nicht gemacht. Ob der Zusammentritt der Nationalversammlung und ihre Verhandlungen einen größeren Eindruck machen werden, bleibt abzuwarten.

Und mit welchen Erwartungen hatte man dieser Wahl entgegengesehen! Je mehr man erkannte, daß die Regierung unter dem Provisorium aller Verhältnisse immer wieder in der Entfaltung ihrer Energie sich behindert fühlte, desto gläubiger blickte man den kommenden Wahlen entgegen, die einen endgültigen Zustand schaffen würden. Allein das Interesse an den Wahlen und damit die Hoffnung, mit dem Stimmzettel das deutsche Schicksal maßgebend beeinflussen zu können, war bereits acht Tage später, bei den Wahlen zur preussischen Nationalversammlung, ganz erheblich gesunken. Ein schlechtes Zeichen für die junge deutsche Demokratie!

Was nun das Ergebnis der Wahl angeht, so hat sich die lange Verzögerung des Termins an der Sozialdemokratie schwer gerächt. In dieser Hinsicht lagen für die deutsche Arbeiterbewegung die Dinge gerade umgekehrt wie für die englische. Bedeutete für diese jede Verzögerung der Wahl einen Gewinn an Mandaten, so für jene umgekehrt einen Verlust. In England bestimmte die am Staatsruder sitzende Bourgeoisie daher einen möglichst frühen Termin mit dem Erfolg, daß die Arbeiterpartei mit einer schweren Schlappe aus den Wahlen hervorging. In Deutschland schob umgekehrt die

regierende Arbeiterschaft den Termin anfangs derartig weit hinaus, daß das fast auf eine planmäßige Verhinderung der Wahlen hinauslief! Später besann man sich und verlegte ihn um vier Wochen früher. Aber der Fehler war nicht mehr völlig gutzumachen. Hätten ohne allen Zweifel Wahlen Ende November oder Anfang Dezember der Sozialdemokratie die absolute Mehrheit gegeben, so hatte inzwischen die politische Zersetzung des sozialistischen Parteiwesens schon zu große Fortschritte gemacht, als daß die anderen Parteien nicht ihren Nutzen daraus gezogen hätten. Die Sozialdemokratie errang zwar die bei weitem höchste Mandatziffer, bildet aber, selbst wenn man, wozu kein Anlaß vorliegt, ihr die sogenannten »Unabhängigen« zurechnet, nicht die absolute Mehrheit. Die bürgerliche Demokratie hat sich recht gut geschlagen, Nationalliberale und Konservative haben furchtbare Schlappen erlitten, aber auch das Zentrum hat Einbußen gehabt, die noch größer gewesen wären, wenn ihm nicht durch die Wahlenthaltung der Polen ein beträchtlicher Zuwachs an Mandaten zugute gekommen wäre. Auffallend schlecht hat die Sozialdemokratie in Berlin abgeschnitten, wo die »Unabhängigen« größere Erfolge errangen, als man anzunehmen Anlaß hatte. Der Grund hierfür liegt vornehmlich in den blutigen Spartakuskrawallen, in dem tragischen Tode von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, aber auch in der Ansammlung zahlloser Unbeschäftigter auf dem Berliner Pflaster, in den allgemeinen Wirtschaftsverhältnissen, die gerade in Berlin ein besonders düsteres Aussehen haben. Im ganzen haben die »Unabhängigen« rund zwei Millionen Stimmen erhalten. Das ist nicht wenig, selbst wenn man in Rechnung stellt, daß sich darunter die widerspruchsvollsten Elemente verbergen: Spartakusanhänger auf der einen Seite, die gestern noch Unabhängige waren und heute der Spartakusparole auf Wahlenthaltung nicht folgen mochten, Bernsteinanhänger auf der anderen, die einen Spezialklub zur Wiedervereinigung mit der Sozialdemokratie gegründet haben, zwischen durch Ledebour und die Seinen, Barth und seine Gefolgschaft, die Freunde Eichhorns, Haases und Breitscheids: ein wirres Gemengsel heterogenster Bestandteile.

Wie ist nun die Lage der Partei nach den Wahlen? Es wäre eine arge Selbsttäuschung, wollte man sich irgendwelchem Optimismus hingeben, etwa wegen der hohen Mandatziffer oder der Stimmenzahl oder weil die Wahlen ohne Störungen durch Spartakus vorstatten gingen. Was die Stimmenzahl angeht, so wiesen wir bereits darauf hin, daß die Sozialdemokratie mit jeder Woche weiterer Hinausschiebung des Wahltermins noch mehr verlieren mußte. Und zwar nach beiden Seiten hin. Konnte früher die Sozialdemokratie sich auf ihr sprichwörtliches »Schweinglück« berufen und den bürgerlichen Parteien zurufen: Wir leben nur von euren Fehlern — so hatten sich jetzt die Rollen vertauscht. Die bürgerlichen Parteien, die am 9. November nicht zu mucken gewagt hatten, wurden zusehends feister und stärker. Das Zentrum besonders fühlte sich von Adolf Hoffmann förmlich gerettet, und der zunehmende Zerfall der Volkswirtschaft kam allen bürgerlichen Parteien gleichmäßig zustatten. Die Regierung konnte weder das Streikfieber mildern, noch die Ernährungsverhältnisse bessern oder den Schleichhandel unterdrücken. Sie vermochte nichts Entscheidendes gegen die Arbeitsverweigerer, die sich in den Großstädten ansammelten und dort immer neue Millionen an Unterstützung beanspruchten, noch gegen die Spartakushäufen,

die den Bergbau ruinierten und in der Reichshauptstadt den blutigen Bürgerkrieg proklamierten. Als Noske endlich an den Platz gestellt wurde, an den er schon lange hingehört hätte, war es fast zu spät. Unter diesen Umständen waren die Wahlen für die Partei eine Erlösung. Sie machten dem Abblätterungsprozeß nach rechts und links ein Ende und schufen wenigstens feste Zahlenverhältnisse. Aber es wird sich noch zu erweisen haben, wie weit die für die Sozialdemokratie unter diesen Umständen abgegebenen Stimmen auch zuverlässig sind.

Dabei muß man sich vor Augen halten, daß die Schwierigkeiten, die uns bevorstehen, größer sein werden als die, die hinter uns liegen. Das Ernährungsproblem allein zu bewältigen, sind wir vollkommen außerstande. Wir sind durch den Niederbruch unserer Wehrkraft widerstandslos den Launen der Entente preisgegeben, und diese hat den Plan, uns zu ihrem Arbeitsvolk zu machen. Die Ausbeutung der fremden Bourgeoisien durch englisches Kapital, was schon Marx als das wahre Ziel englischer Politik hingestellt hat: sie ist nunmehr voll in die Erscheinung getreten. Wir stehen jetzt in der Tat zu England wie die proletarische Klasse zur Bourgeoisieklasse. Dieser Klassen Gegensatz zwischen zwei Völkern, auf den ich bereits vor Jahren hingewiesen hatte und um dessentwillen Kautsky damals glaubte, in der »Neuen Zeit« über mich herfallen zu müssen, er ist jetzt offenkundig geworden. Man plündert uns bis aufs Hemd aus und ist im Begriff, uns auch noch die Handelsflotte wegzunehmen. Sie soll unter fremder Flagge fahren mit einer Besatzung, die die Entente bestimmt. Die Notaushilfe, die man uns dafür in Aussicht stellt, beträgt gerade zwei Wochenrationen Brot und sechs Wochenrationen Fett. Vor allem aber geht aus der weiteren Aufrechterhaltung der Blockade, durch die England täglich Tausende deutscher Kinder mordet, mit absoluter Klarheit hervor, daß die englische Bourgeoisie viel weniger den Bolschewismus in Deutschland fürchtet als vielmehr den Sieg des Sozialismus. Die Redensarten, mit denen Lloyd George dem Wilsonschen Völkerbundsgedanken zugestimmt hat, sind nichts anderes als die ethische Verbrämung der pax Britannica, der englischen Welt Herrschaft. Unter dem Schutze des englischen Löwen alle Völker zu einigen, ist immer das Ziel englischer Politik gewesen. Die weitere Verschärfung der Waffenstillstandsbedingungen, die Ausplünderung unserer Kohlengruben, die Sabotierung unserer nächsten Ernte sind ebensoviel weitere Beweise dafür, daß die Entente zielbewußt darauf ausgeht, bei uns den Bolschewismus großzuziehen. Sie tut das nicht lediglich aus Bosheit, sondern aus kühler Erwägung. Das Verhältnis zwischen der deutschen Revolution und den Verhältnissen in England ist doppelseitig. Ohne Revolution in England ist die deutsche Revolution nicht zu halten. Das ist das eine. Das andere aber lautet: Der Sieg der deutschen Revolution zieht auch die Revolution in England nach sich. Sei diese Erkenntnis nun in England klar erkannt oder instinktiv gefühlt, jedenfalls handelt die dort herrschende Bourgeoisie vollkommen nach dieser Erkenntnis und tut alles, um den Sieg der deutschen Revolution unmöglich zu machen. Nähen wird es ihr zwar hoffentlich auf die Dauer nichts; dazu sind die sozialen Verhältnisse auch in England schon viel zu unterwühlt und die Unruhen in der Arbeiterklasse zu groß. Je länger sie den Frieden hinauszieht, desto mehr wird die allgemeine Zersetzung in Britannien zunehmen und die Herrschaft der Gewaltpolitiker erschüttern; auf der anderen Seite

aber erblicken diese Gewaltpolitiker in der weiteren Verschleppung des Friedensschlusses das sicherste Mittel, den Sieg der deutschen Revolution und damit ihren eigenen Sturz zu verhindern.

Aus alledem ergeben sich für die Partei wie für die Regierung Richtlinien für ihr Verhalten. Die Pläne der Gegner auf Sabotierung der sozialistischen Revolution gilt es unter allen Umständen zu durchkreuzen, und zwar auf doppelte Weise. Einmal durch möglichste Aufrechterhaltung der deutschen Volkswirtschaft und dann durch offene Denunzierung der wirklichen Klassenziele Englands. Auch in der jetzigen Situation Deutschlands und in ihr erst recht gilt, so paradox es klingen mag, der alte Satz: Immer in der Offensive! Offensiv sein gegen die Aus Hungerungs politik der Entente, gegen ihre Verklawungstendenzen, ihre systematische Züchtung des deutschen Bolschewismus, offensiv mit den Waffen, die uns geblieben sind: dem Wort, der Anklage, dem sittlichen Appell an das Gewissen der Welt, an die Interessen der unterdrückten Klassen aller Länder, der Berufung auf die Zukunft der europäischen Kultur, die durch den Gewaltfrieden vollends vernichtet wird und in einem Blutsumpf untergehen muß. Hier muß man einen systematischen Feldzug eröffnen, nicht nachlassen, immer wieder vorgehen, dem Feinde die Larve vom Gesicht reißen und vor dem Proletariat der ganzen Welt den Nachweis führen, daß die englische Bourgeoisie an Deutschland jetzt genau das gleiche vorzunehmen im Begriffe ist, was Marx bereits 1849 von ihr sagte: sie hungere die neue Gesellschaft schon im Mutter Schoß aus.

Eine derartige Aktion wäre natürlich undenkbar, wenn die deutsche Regierung sie etwa lediglich als Haupt einer Partei unternehmen wollte. Nein! Wie es sich dabei um die Interessen der ganzen Nation handelt, so kann man sie auch nur als Wortführer der ganzen Nation unternehmen. Das hat zur Voraussetzung, daß die Partei das Ergebnis der Wahlen so auffaßt, wie es vor uns liegt, daß nämlich ein enges Verhältnis mit der bürgerlichen Demokratie zustande kommen muß, bei dem die Sozialdemokratie freilich immer ihre Vormachstellung zu wahren hätte, wo aber gleichzeitig der Demokratie ein breites Feld zu entschlossener Mitarbeit geboten wäre. Am allerwenigsten brauchte uns dabei der Klassenkampfgedanke zu stören. Man könnte in der jetzigen Situation sehr wohl die Frage aufwerfen: Wer ist heute die herrschende Klasse? Aber ganz abgesehen davon: es wäre sehr zu begrüßen, wenn auch der Klassenkampfgedanke, der gerade in Deutschland kraft der Reaktionswirtschaft des alten Systems einer gewissen Erstarrung anheimgefallen war, unter der Einwirkung der Revolution eine neue Durchdenkung erführe. Wir wiesen bereits darauf hin, daß Deutschland im Begriffe steht, der englischen Bourgeoisie gegenüber in das Verhältnis einer Arbeiterklasse gestoßen zu werden. Hatte doch auch Karl Renner einmal vom Freihandel geschrieben, daß er ein Volk zum anderen als Ganzes in das Verhältnis des Lohnarbeiters zum Unternehmer, des Produzenten zum Händler, des Schuldners zum Gläubiger, des Pächters zum Grundherrn, somit in einen mehr oder weniger verhüllten Klassengegensatz stellt. Hier ergeben sich ganz neue Orientierungspunkte. Blieben wirklich die jetzt England beherrschenden Schichten am Ruder und gelänge es ihnen, uns den Ausplünderungsfrieden aufzuerlegen, den sie planen, so wäre der deutsche »Kapitalist« nur noch der Zinseneintreiber und Steuererheber der

englischen Herrschaft, und der deutsche Proletariat hätte dann seinen wahren Ausbeuter nicht mehr in Deutschland, sondern in England sitzen. Der Klassengegensatz hätte sich völlig verschoben. Auch hier träte das Wort zu, das Renner in seinem Buche »Marxismus, Krieg und Internationale« schreibt: »In dem erstarrten Festhalten der Klassenschichtung, wie sie vormaligst gegeben war, und in der Scheu, die Umschichtung der Klassen anzuerkennen, erblicke ich die Verknöcherung der Klassenkampflehre.«

Jedenfalls hat die deutsche Sozialdemokratie allen Anlaß, ihr Verhältnis zu den bürgerlichen Parteien auf Grund des Wahlergebnisses wie der gesamten politischen Situation neu zu durchdenken. Die Aufgaben, die jetzt ihrer Lösung harren, sind zum größten Teil gemeinsame und nur unter gemeinsamer Arbeit zu lösen, wenn sie überhaupt zu lösen sind. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die Interessengegensätze verschwunden wären oder übersehen werden dürfen. Noch weniger aber darf übersehen werden, daß sich in Deutschland in der Revolution eine Tatsache vollzogen hat, die noch nicht da war in der abendländischen Geschichte: die Arbeiterklasse hat die politische Macht erobert und hat sie mit Zustimmung der überwiegenden Mehrheit der Nation bis jetzt ausgeübt. Diese fundamentale Änderung aller Verhältnisse verlangt auch eine Neuorientierung in den politischen Anschauungen. Jetzt ist keine Regierung mehr da, der man die Schuld an allen möglichen Dingen zuschieben könnte. Jetzt ist man selber die Regierung und trägt damit die Verantwortung, zwar nicht für alles und jedes; denn mit Recht wird die sozialistische Regierung sagen können, daß sie für sehr vieles nur den Konkursverwalter abgegeben habe. Aber je länger die sozialistische Regierung im Amte sitzt, desto mehr Entschlüsse muß sie fassen, für die sie die Verantwortung nicht ablehnen kann. Wie wenig jedoch bisher die Partei aus der neuen historischen Situation neue Gesichtspunkte abzuleiten sich entschließen konnte, dafür war der Wahlkampf ein nicht gerade erhebender Beweis. Die Psychologie der Oppositions- und reinen Klassenkampfpartei steckt der Sozialdemokratie noch viel zu sehr im Blute.

So ergeben sich aus den Wahlen für die Sozialdemokratie die wichtigsten Gesichtspunkte für eine Erneuerung und Erweiterung ihrer bisherigen Methoden und Anschauungen. Über die konkreten Aufgaben läßt sich zurzeit wenig sagen. Sie hängen völlig davon ab, ob es der Regierung möglich sein wird, die deutsche Volkswirtschaft über Wasser zu halten. Sah sich doch selbst Noske, eine tatkräftige und in ihren Grundzügen daher optimistische Natur, vor einigen Tagen genötigt, bei den Groß-Berliner Soldatenräten zu sagen, dauere das Durcheinander der letzten Wochen nur noch einen Monat an, so müßten wir einem Chaos anheimfallen, in dem mehr Menschen am Elend unkommen würden, als im ganzen Kriege. Die konkreten Aufgaben haben durch die Wahl nicht ihren Charakter geändert; sie sind nur noch aktueller geworden und durch die Entscheidung am 19. Januar ihrer Lösung nähergeführt. Wohl aber macht die entscheidende Rolle, in der jener Tag die deutsche Sozialdemokratie neu bestätigt hat, es dringend nötig, daß die Partei auch geistig mehr in die Größe der historischen Situation hineinwächst, daß sie lernt, nicht bloß ihre Richtlinien von der inneren Politik zu holen, sondern über Länder und Kontinente zu blicken. Nur wenn sie den Weltkrieg und die Weltrevolution, deren Ende noch gar nicht abzu-

sehen ist, wirklich als ein Ereignis auffaßt, das die gesamte abendländische Kultur angeht, und nicht bloß als einen Kampf gegen die Reaktion in Deutschland oder für die deutsche Sozialpolitik, dann erst wächst sie über ihre bisherigen begrenzten Verhältnisse und ihre immer noch engen geistigen Schranken hinaus und wird fähig, den Platz einzunehmen, der ihr nach ihrer Vergangenheit zukommt: den Platz als Führerin der Weltrevolution.

Ausichten der deutschen Seeschifffahrt.

Von Otto Lindner.

(Schluß.)

II.

Die deutsche Seeschifffahrt wird sich also nach den im vorigen Artikel dargelegten Verhältnissen wohl einstweilen mit sehr viel kleineren Transporten begnügen müssen, als sie früher zu bewältigen gewohnt war. Für ihr Gedeihen wird es demnach weniger auf ein Wettrennen mit dem ausländischen Schiffsbau ankommen, als vielmehr auf ausreichende Beschäftigung des vorhandenen Schiffsraums. Hier bietet sich unseren Unterhändlern auf dem Friedenskongreß ein breites Arbeitsfeld (wenn anders die Friedensbedingungen uns nicht einfach diktiert werden). Mit einem Schiffspark von $2\frac{1}{2}$ bis 3 Millionen Tonnen Tragfähigkeit werden sich bei rationeller Arbeit vielleicht mehr Gewichtseinheiten an Waren transportieren lassen, als unser eigener Außenhandel nach Übersee vorläufig umfassen wird. Unsere Aufmerksamkeit muß sich demnach zunächst darauf richten, daß die für uns bestimmten und von uns ausgehenden Transporte möglichst in vollem Umfang deutschen Schiffen zugewiesen werden und daß diese, namentlich auf den ersten Ausreisen, möglichst auch noch fremde Güter beigeladen bekommen, damit sie die günstige Lage des Frachtenmarktes noch ausnützen und uns etwas Geld hereinbringen können. Während des Krieges haben sich die Seefrachtsätze zu phantastischer Höhe entwickelt. So ist die Stückgutfracht von Karachi nach England für die Scaletonne von etwa 18 bis 25 Schilling in 1912 auf 260 Schilling in 1918 gestiegen, die für Getreide in Nettoformcharter von den Atlantikhäfen der Vereinigten Staaten nach England für die Tonne von 13 bis 24 Schilling auf 230 Schilling, die für Kohlen von Wales nach Port Said von 8 bis 14 Schilling auf 200 Schilling, die von Wales nach La Plata von 14 bis 24 Schilling auf 120 Schilling. Der Fortfall des Kriegsrisikos wird diese Sätze natürlich wieder erheblich senken, und die kommende Entwicklung des Tonnageangebots wird noch kräftiger in dieser Richtung wirken (falls nicht der angestrebte Schiffsfahrts-pool die Wirkung der Konkurrenz ausschaltet), aber einstweilen sind noch Frachten einzuheimsen, die den Betrieb der im Vergleich zu den heutigen Baupreisen sehr billigen vorhandenen Schiffe hochrentabel machen würden. Jedenfalls ist es volkswirtschaftlich ein großer Unterschied, ob wir diese hohen Sätze dem ausländischen Schiffsfahrtskapital entrichten oder ob wir sie durch unsere Schiffe zu unserer Verfügung hereinbekommen. Diese Möglichkeit einer vielleicht nur kurzen, aber ergiebigen Verdienstsperiode ist wohl der einzige Lichtblick in dem trüben Wilde der sich bietenden Ausichten.

Der weitere Gang der Entwicklung wird ganz davon abhängen, wie sich die Gesamtlage unserer Volkswirtschaft in Verbindung mit der des Welt-

marktes gestaltet. Die Seeschifffahrt als Instrument des Weltverkehrs macht unter natürlichen Bedingungen jede Schwankung der Weltwirtschaftslage rein automatisch so getreulich mit, daß man ihre Ausweise geradezu als deren Barometer benutzen kann. Zum Beispiel waren wir 1907 nach einer Hochkonjunktur ersten Ranges in eine Krise hineingesteuert, aus der es dann wieder langsam aufwärts ging. Dies läßt sich an keiner Skala besser beobachten als an dem Gesamtergebnis der Ausweise von etwa 90 deutschen Reedereien und Schiffswerften:

	Kapital	Reserven	Anleihen	Dividende	
	Mill. Mk.	Mill. Mk.	Mill. Mk.	Mark	Prozent
1908	495	60 ¹	234	9235000	= 1,86
1909	478	47 ¹	231	19025000	= 3,97
1910	495	42 ¹	230	27735000	= 5,60
1911	501	141 ²	235	35942000	= 7,17

Durchschnittsdividende 4,66 Prozent.

Man darf es geradezu als unsere Volkswirtschaft kennzeichnend ansehen, daß die bezüglichen Angaben während der Kriegszeit verheimlicht werden mußten: kämen sie ans Tageslicht, sie würden kläglich sein, genau so kläglich wie unser wirtschaftlicher Zustand im ganzen.

Angeichts dieser Sachlage steht unsere Seeschifffahrt vor Aufgaben, deren Lösung ganz ungewiß erscheint. Vor dem Kriege hatten wir die zweitgrößte Handelsflotte der Welt; sie war technisch auf der Höhe, vorzüglich organisiert, finanziell stark fundiert, und die mächtig aufstrebende deutsche Volkswirtschaft verhielt ihr reiche Arbeitsgelegenheit. Alle diese Faktoren haben sich inzwischen mehr oder weniger in ihr Gegenteil verkehrt, ausgenommen das intellektuelle Moment. Die Summe von Kenntnissen, Erfahrungen und geistigen Fähigkeiten, die früher schon vielleicht das wichtigste und wirksamste Kampfmittel der deutschen Reedereien im Wettbewerb mit dem Ausland war, wird auch jetzt noch Zinsen tragen und Werke schaffen können. Jedenfalls ist sie gegenwärtig der einzige Faktor, von dem wir annehmen dürfen, daß wir hinsichtlich seiner dem Ausland noch gewachsen sind. Er ist geradezu unsere einzige Hoffnung in dem kommenden Wettkampf. Stellt man lediglich die rein mechanischen Machtmittel einander gegenüber, also etwa die beiderseitige Tonnage und Finanzkraft, dann erscheint die Lage unserer Handelsflotte als trostlos. Unsere Hoffnung, daß sie von neuem einen kräftigen Aufschwung nehmen werde, kann sich nur darauf gründen, daß wir noch einmal durch intellektuelle Leistung das wettmachen werden, was uns an materiellen Mitteln einstweilen abgeht.

Es kommt demnach darauf an, das intellektuelle Moment möglichst zu freier Entfaltung zu bringen. Das heißt, die deutsche Seeschifffahrt muß rasch und glatt arbeiten können, frei von vermeidbaren Störungen, die nicht der Sache selber dienen. In der Praxis handelt es sich, kurz gesagt, hauptsächlich darum, daß jederzeit rasch und richtig disponiert wird. Das ist allerdings leichter gesagt als getan. Die Leitung einer Straßenbahn ist eine ungemein einfache, die einer großen Reederei oder gar der Gesamtheit der deutschen Handelsflotte hingegen eine ungemein komplizierte Sache, zusammengesetzt aus unzählig vielen Einzeldispositionen, die größtenteils auf weit abliegenden, der Beeinflussung häufig unzugänglichen Taffachen zu fußen pflegen, die man genau kennen und zutreffend beurteilen muß, um

¹ Ausschließlich Affekuranzreserven. — ² Einschließlich Affekuranzreserven.

im Einzelfall richtig zu verfügen. Eine ausreichende Dispositionsfähigkeit aber bedingt zu ihrer Betätigung entsprechende Bewegungsfreiheit, von deren Notwendigkeit die deutsche Seeschifffahrt vor dem Kriege so durchdrungen war, daß sie, von Ausnahmefällen abgesehen, bekanntlich auf staatliche Subsidien, die sie leicht hätte erlangen können, in der Regel lieber verzichtet hat, nur um in ihren Entschlüssen nicht durch bureaukratische Vormundtschaft beengt zu werden.

Die Erfolge, die sie ohne Subsidien errungen hat, und die Mißerfolge der ausländischen Subsidienwirtschaft bilden eine Tatsache, die nicht ungestraft wird ignoriert werden dürfen, wenn wir der aktuellen Frage näher treten, ob, wann, auf welche Weise und in welchem Maße die deutsche Seeschifffahrt durch Vergesellschaftung in ihrer Leistungsfähigkeit gefördert werden kann.

In dieser Frage besteht unter Marxisten volle Einmütigkeit darin, daß die Produktionsmittel, also auch die Transportmittel der Handelsflotte, zu vergesellschaften sind. Strittig ist eigentlich nur das Wann und das Wie. Der eine will, um auf die Straße zu kommen, gleich aus dem Fenster springen, weil das der kürzeste Weg sei, den er für den besten hält; der andere will lieber den Umweg über die Treppenstufen machen, um sicher zu gehen. Den Warnungen vor überstürzten Maßregeln, die von berufenen Parteigenossen, deren Gesinnung außer Zweifel steht, bereits ergangen sind, sei hier ein Einwand hinzugefügt, der aus den Schwierigkeiten der Praxis hervorgeht:

Wenn es lediglich darauf ankäme, die Produktionsmittel, hier also die Schiffe usw., zu beschlagnahmen, dann wäre die Lösung des Problems einfach. Jedoch wäre damit für die Sozialisierung dieses Gewerbszweigs noch nicht mehr erreicht als allenfalls eine vorbereitende Maßregel, von der erst abzuwarten wäre, ob sie jetzt auch wirklich schon zu dem erhofften Ziele führt. Das kann sie nur, wenn die in den Besitz der Gesellschaft überführte Handelsflotte dann volkswirtschaftlich in ihrer Tätigkeit die höhere Form darstellt, die eine höhere Leistung bietet, als die frühere Betriebsform unter sonst gleichen Bedingungen fertigbringen würde. Diese Leistung wäre dreierlei Art: erstens die wirtschaftliche in Gestalt der Transportleistung; zweitens die soziale in Gestalt von Lohn und sozialer Fürsorge; drittens die fiskalische in Gestalt von Ertrag zur Verzinsung des arbeitenden Betriebskapitals und zur Stärkung der Staatsfinanzen. Hinsichtlich des dritten Punktes ist festzustellen, daß der fiskalische Effekt sich einfacher im Wege der Steuergesetzgebung erreichen läßt. Ähnlich ist ein Höchstmaß sozialer Leistung einfacher durch Tarifverträge usw. zu erlangen. Es bleibt also die Frage offen, ob die Transportleistung der deutschen Handelsflotte, bei gleichen Löhnen und gleichem Steuerertrag, nach deren sofortiger Vergesellschaftung, unter den obwaltenden Verhältnissen höher oder mindestens doch ebenso hoch sein würde, als wenn wir uns zunächst auf zweckdienliche Tarifverträge und Steuergesetze beschränken. Nach den Erfahrungen in der Praxis der bisher schon bestehenden wirtschaftlichen Arbeiterorganisationen ist diese Frage für heute und morgen rundweg zu verneinen.

Die geschäftsweltfremden Schwärmer, die jetzt schon den Tag gekommen wähnen, an dem der erhoffte wirtschaftliche Umsturz Hals über Kopf vor sich gehen könne, mögen sich doch erst einmal die tatsächliche Leistungsfähig-

keit der Arbeiterkonsumvereine näher besehen, dann wird ihnen ein helles Licht darüber aufgehen, daß wirtschaftliche Entwicklungen Zeit brauchen, heranzureifen. Wer den wirklichen Tatbestand nicht etwa bloß aus Reden und Schriften, sondern aus eigener Anschauung gründlich kennt, ist sich darüber klar, daß selbst diese einfachen Wirtschaftsgebilde innerlich noch ganz unreif sind und lange Zeit der Praxis in Anspruch nehmen werden, bis sie sich zu jener Leistungsfähigkeit entwickeln können, die ihnen theoretisch von vornherein schon innewohnt. Die Träger dieser Gebilde sind eben Menschen, die zunächst einmal Kenntnisse und Erfahrungen der Praxis sammeln müssen, bevor ihre Leistung sich dem theoretischen Rufseffekt nähert. Das braucht mehr Zeit, als man gewöhnlich denkt. Im Leben der Menschheit ist ein Jahr nur wie ein Augenblick und ein Menschenalter nur eine kurze Spanne Zeit. Der Kapitalismus hat ein halbes Jahrtausend nötig gehabt, um sich so auszuwachsen, wie wir ihn kennen. Das höhere Gebilde des Sozialismus wird auch erst seine Zeit gedeihen müssen, bevor die fruchtbaren Zweige sich der Menschheit neigen. Durch voreilige Gewaltmaßregeln wird die natürliche Entwicklung leicht mehr gestört als gefördert. Jedenfalls befinden wir uns einstweilen noch im Zeitalter der sozialistischen Kinderkrankheiten. Deren gefährlichste ist vielleicht die in den wirtschaftlichen Arbeiterorganisationen mehr und mehr um sich fressende Tendenz, Fach- und Sachkenntnis als etwas zu betrachten, das zum Disponieren überflüssig sei. Diese offene Wunde ist schmerzhaft, aber es wird sich nicht vermeiden lassen, sie zu berücksichtigen und zu behandeln, sonst machen wir uns der größten Sünde am heiligen Geist des Sozialismus schuldig. Überträgt sich dieses schleichende Übel auf größere, kompliziertere und deshalb empfindlichere Wirtschaftsgebilde als die vergleichsweise einfach organisierten, nur mit ganz primitiver Konkurrenz rechnenden Konsumvereine sind, dann wird es rasch zum Krebschaden der Sozialisierung werden. Denn es ist der Nährboden der Puscherei. Nun leistet aber ein kapitalistischer Betrieb, der seine Sache gut macht, letzten Endes dem Sozialismus bessere Dienste als ein sozialistischer, der seine Sache verpuscht. Puscherei in großem Maßstab und an empfindlichen Stellen unserer Volkswirtschaft würde gar bald zum Todeskeim unserer sozialistischen Bestrebungen werden; denn sie vergiftet jeden Wirtschaftsorganismus, in dem sie die Oberhand gewinnt, sie erstickt die Initiative, sie lähmt die Tatkraft und den Arbeitswillen, sie entnervt die Lebenskraft und führt zu keinem anderen Endergebnis, als bei den Massen, die den Mißerfolg regelmäßig am eigenen Leibe zu spüren bekommen, das Prinzip des Sozialismus in Mißkredit zu bringen.

Hüten wir uns daher vor einer Nachahmung der Wirtschaftspolitik des Tigers, dessen Augen größer sind als sein Magen! Wir haben so ungeheuerlich viel Arbeit vor uns, daß wir uns wahrlich nicht irrationeller Weise auch noch diejenige aufladen sollten, zu deren Erfüllung wir die freiwillige Mitwirkung der sachkundigen Volksgenossen, denen sie früher oblag, nicht entbehren können. Das Proletariat muß erst in seine Aufgaben geistig hineinwachsen, sonst haben wir wirtschaftlich nicht Fortschritt, sondern Reaktion. Ohne die freiwillige Mitarbeit der im Export geschulten Volksgenossen ist zum Beispiel nicht daran zu denken, daß wir unserer Ausfuhr wieder den Weltmarkt erobern. Geistige Leistungen unterscheiden sich von

körperlichen dadurch, daß sie sich nicht erzwingen lassen. Der Versuch, aus Volkskreisen, die noch nicht vom Geiste des Sozialismus durchdrungen sind, Renegaten zu pressen, würde nicht anders auslaufen als etwa die preussische Polenpolitik. Wenn wir im Fette säßen, könnten wir uns Experimente leisten; in unseren heutigen armseligen Verhältnissen aber würden uns Fehlgriffe zu teuer zu stehen kommen. Kein Arbeitsfeld der praktischen Volkswirtschaft aber ist schwieriger zu bestellen und bedarf so sorgfältiger sachkundiger Pflege als dasjenige, welches größtenteils außerhalb der Peripherie unseres politischen Machtbereichs liegt: der Außenhandel und in Verbindung mit ihm die Seeschifffahrt. Auf diesem Felde Sachkenntnis durch Pflanzerei ersetzen, wäre das sicherste Mittel, der Sozialisierung von heute gar bald zu der Grabinschrift zu verhelfen: *Les plus belles choses ont le pire destin* (die schönsten Dinge haben das schlimmste Schicksal).

Literarische Rundschau.

Karl Heyer, Dr. phil. et jur., *Der Machiavellismus*. Berlin 1918, Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhandlung. VII und 67 Seiten. Preis 3,50 Mark.

In einer Zeit wie der unseren, wo die machiavellistische, das heißt aller sittlichen Rücksichten bare, um mit Nietzsche zu reden »moralinsfreie« Politik Triumphe im höchsten Maße gefeiert hat und noch feiert, ist es doppelt anziehend, eine historisch-systematische Untersuchung über den Machiavellismus zu lesen, wie sie Heyers sachliche und allgemeinverständlich geschriebene Schrift bietet. Sie zeigt zunächst, wie Machiavelli, dieser erste moderne Nur-Realpolitiker, aus seiner Zeit (Renaissance), staatlichen Umgebung (florentinische Politik) und seinem italienischen Volkstum herauswächst; sein berühmtester »Principe« stellt tatsächlich nur eine »Theoretisierung der damaligen italienischen politischen Wirklichkeit« (S. 9) dar. Seine trotzdem durch alle folgenden Jahrhunderte bis in die Gegenwart sich erstreckende Wirksamkeit jedoch beruht auf seinen grundsätzlich die Moral aus der Politik ausschaltenden Theorien mit ihren drei Voraussetzungen: die menschliche Natur ist schlecht, bleibt schlecht und macht deshalb eine fortschrittliche Entwicklung der Menschheit unmöglich. Die Konsequenz ist der nackte — in unseren Tagen feierlich in Italien und Frankreich »heilig« gesprochene, von unseren alldeutschen Machtpolitikern ebenso gepriesene — Egoismus. Die Frage nach Gut und Böse wird gar nicht gestellt, jede Regung des Gewissens grundsätzlich ausgeschaltet. Ein eigentlicher Zweck des Staates wird nicht aufgestellt, wenigstens kein anderer als die Macht rein um der Macht willen, der alle Mittel zum Zwecke recht sind: Lüge, Betrug, Treubruch, Verrat, brutale Gewalt, Grausamkeit und Mord; Cesare Borgia erscheint als Vorbild! Auch sittlich gleichgültige oder gar gute Mittel entspringen lediglich egoistischen Klugheitsbetrachtungen, so: ein gutes Heer, eine feste Rechtsordnung, Volkswohlstand und — Religion, die »eine zur Erhaltung der Gesellschaft absolut notwendige Sache« heißt, wie denn überhaupt das ganze System auf genauer Kenntnis der Menschen, besonders freilich ihrer Schwächen und Laster, beruht. Und dennoch wird dieser Realpolitiker notwendigerweise öfters inkonsequent. Er verlangt sittliche Tugenden wie Pflichtgefühl, Bürgersinn und andere, vor allem aber solche im Privatleben; wodurch denn auch seine prinzipiell so »unmoralische« Theorie vielen in milderem Lichte erschienen ist. Heyer macht in seiner sonst philosophisch nicht gerade tiefgehenden Kritik die treffende Bemerkung, daß der konsequente Machiavellist sich selbst aufhebe, indem gerade er, um seinem System überhaupt Geltung (»moralischen« Kredit) zu verschaffen, dessen »Machiavellismus« ablegen müsse (S. 48 f.).

Wegen Schluß weist der Verfasser darauf hin, daß im Gegensatz zum Mittelalter, wo »Treue« die »moralische Grundlage des Staatswesens« gebildet habe (doch auch nur in der Theorie!), der neuzeitliche Staat — sogar bei Fichte — grundsätzlich von Mißtrauen gegen den einzelnen erfüllt sei und das, was dem Menschen eigentlich seinen Wert verleihe, die Sittlichkeit, aus dem Staatsleben ausschalte. Wenigstens habe die moderne Staatenentwicklung diese Richtung genommen; zu den Verehrern des klugen Florentiners hätten denn auch nicht bloß seine italienischen Zeitgenossen, sondern auch Persönlichkeiten wie Karl V., Katharina von Medici, Heinrich III. und Heinrich IV. von Frankreich, Wilhelm von Oranien, Kardinal Richelieu bis zu Napoleon I. gehört. Auch Friedrich II. hat bekanntlich trotz seines höchst moralischen Antimachiavell nach machiavellistischen Grundsätzen gehandelt. Und so wird es, trotz der schönsten sittlichen Deklamationen, auch fernhin bleiben, solange nicht der Boden der Machtpolitik grundsätzlich verlassen wird.

R. Vorländer.

Georg Simmel, Der Konflikt der modernen Kultur. Ein Vortrag. München und Leipzig 1918, Verlag von Duncker & Humblot. 48 Seiten. Gebestet 1 Mark.

Wir haben in die Übersetzung, die dem Werke des lange in Berlin lehrenden, zuletzt als Professor der Philosophie in (dem noch deutschen) Straßburg verstorbenen Philosophen Georg Simmel vielfach zuteil geworden ist, niemals einstimmen können. Uns schien die Subtilität, mit der er seine Gedankenreihen über die Philosophie des Geldes, Soziologie, Nietzsche und Schopenhauer, Kant und Goethe zu entwickeln wußte, stets zu blutlos, zu abstrakt, dem Leben abgekehrt. So wird auch der vorliegende Vortrag die meisten Leser enttäuschen. Der »Konflikt der modernen Kultur« besteht für Simmel nicht etwa in dem, woran wir heute zunächst denken: in dem Konflikt zwischen Kriegsbareitel und Humanitätsgefühl, oder zwischen Gewalt- und Vernunftpolitik, oder zwischen Individualismus und Sozialismus, sondern zwischen »Leben« und »Form«; aber auch diese beiden Begriffe im allerabstraktesten Sinne genommen. Jede Kulturepoche soll ihren »Zentralbegriff« haben, und zwar »da, wo das höchste Sein, das Absolute und Metaphysische der Wirklichkeit mit dem höchsten Wert, mit der absoluten Forderung an uns selbst und an die Wirklichkeit zusammentrifft« (S. 12)! Für die griechische Klassik zum Beispiel »war es die Idee des *Seins*, des einheitlichen, substantiellen, göttlichen« (ebenda)! Für unsere Zeit soll es der Begriff des »*Lebens*« sein, der, schon in Schopenhauer und Nietzsche zum Ausdruck kommend, in gewissen Modeerscheinungen wie dem maleurischen Expressionismus, dem philosophischen Pragmatismus, dem religiösen Mystizismus zutage tritt. Der »Konflikt« besteht für Simmel darin, daß das sogenannte »Leben« die »Formen« abschütteln will, mit denen es doch ewig behaftet bleibt. Eine Lösung hält er anscheinend für unmöglich, aber »es ist auch ein ganz phlistrisches Vorurteil, daß alle Konflikte und Probleme dazu da sind, gelöst zu werden« (S. 47). In der Tat hat auch nach unserer Meinung die Gegenwart anderes zu tun, als mit solchen Abstraktionen sich zu beschäftigen, wenn sie *wirklich* auf »die Schöpfung neuer, den jetzigen Kräften angepaßter Formen« (S. 48) ausgeht. R. Vorländer.

Dr. Fritz Wertheimer, Durch Ukraina und Krim. Mit 1 Karte und 18 Abbildungen. Stuttgart 1918, Francksche Verlagsbuchhandlung. 148 Seiten Oktav. Preis gebestet 3,20 Mark, gebunden 4,50 Mark.

Berichte eines Kriegsberichterstatters aus dem Ukrainastaat; doch treten die kriegerischen Ereignisse völlig hinter der Schilderung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse zurück, im besonderen jener Verhältnisse, wie sie die vordringenden deutschen Truppen nach der Herrschaft der Bolschewisten im früheren Gouvernement Kiew, in Odessa und der Krim vorfanden. Die anstrengenden Marsche und Kämpfe der deutschen Truppen bilden gewissermaßen nur den Hintergrund der scharfumrissenen Skizzen. Seine eigentliche Aufgabe findet der Ver-

fasser darin, die politische Lage, wie sie sich zur Zeit des deutschen Einmarsches gestaltet hatte, darzustellen und zu zeigen, warum sie diese Richtung genommen hatte und wie sie sich weiter unter der Herrschaft des Hetmans Skoropadski entwickelte. Er schildert die neuentstandene sozialistische Republik der Ukraina, Kiews Leben und Treiben nach dem bolschewistischen Schreckensregiment, die landwirtschaftlichen Verhältnisse und die Agrarfrage, Odessas Volksleben, die Ansiedlungen der deutschen Kolonisten, die Bevölkerungsverhältnisse der Krim und behandelt dann die Anfänge der Hetmansregierung und die politischen Parteiverhältnisse des neuen Staates.

Werthelmer kann nicht als eigentlicher Kenner der von ihm besuchten Gebiete gelten, beherrscht er doch weder die russische noch die ukrainische (ruthenische) Sprache; aber er besitzt, wie seine Darstellung beweist, eine scharfe Beobachtungsgabe, politisch-historische Kenntnisse und weiß sich mit einer gewissen weltmännischen Gewandtheit in fremde Landesverhältnisse und fremde Anschauungen hineinzufinden, ohne seinen eigenen festen nationalen Standpunkt zu verlieren. Zudem hat er der Versuchung widerstanden, seine im Juni 1918 abgeschlossenen Berichte hinterher zu retuschieren und den weiter Vorausschauenden zu spielen, der die späteren Ent- und Verwicklungen früher als andere vorausgesehen hat. Er gibt seine Berichte so wieder, wie sie an Ort und Stelle unter dem Eindruck der vorwärtstürmenden Ereignisse niedergeschrieben sind. Sie zeigen uns daher, wie ein vielgereifter, politisch urteilsfähiger Mann damals die Dinge in der Ukraina sah, gewissermaßen im Vergleich zu den deutschen Verhältnissen sehen mußte — und veranschaulicht uns damit zugleich, wie sehr selbst die Einsichtigen sich in mancher Hinsicht geirrt haben und welch enormer Wechsel sich in unseren politischen Ansichten über jene Ländergebiete während des letzten halben Jahres vollzogen hat. Womit keineswegs gesagt sein soll, daß die Ansichten von heute richtiger seien als die früheren und von längerem Bestand sein werden. Heinrich Cunow.

Professor Dr. J. Wolf, *Die Bevölkerungspolitik der Gegenwart.* Leipzig und Dresden 1918, Verlag Teubner. 39 Seiten. Preis 1 Mark.

Die kleine Schrift des bekannten Nationalökonomen, der über das moderne Bevölkerungswesen schon eine größere Anzahl zum Teil heftig umstrittener Untersuchungen veröffentlicht hat, ist der Abdruck eines Vortrags, den der Verfasser in der Gehe-Stiftung zu Dresden gehalten hat. Wie in seinen früheren Veröffentlichungen vertritt Wolf auch hier die Ansicht, daß die deutsche Geburtenziffer zum Abbröckeln verurteilt ist. Die Anschauung, daß überall da, wo die Kindersterblichkeit zurückgeht, auch die Geburtenziffer sinke, läßt Wolf nicht gelten. Wenn es auch richtig sei, so meint er, daß in Familien mit nur zwei oder drei Kindern Neigung vorhanden wäre, »jedes gestorbene Kind nachzulesen«, so treffe dies doch nicht für Vier- oder Fünf- oder Achtkinderfamilien zu. Wolf hält es für wahrscheinlich, daß bei geringerer Bevölkerungszahl die Lage des einzelnen günstiger sein wird, erklärt sich aber nichtsdestoweniger aus nationalen Gründen gegen jede Geburtenbeschränkung. Weil Wolf sich jedoch, was die Hebung der Geburtenziffer anbetrifft, zu den Pessimisten zählt, und er auch nicht glaubt, daß staatliche Maßnahmen bewirken könnten, die Ehen kinderreicher zu machen, so sieht er die wesentlichste Aufgabe der Bevölkerungspolitik darin, die unfreiwillig sterilen Ehen fruchtbar zu gestalten und bereits in die Welt gesetzten Kindern das Leben zu erhalten. Da unfreiwillige Sterilität häufig auf geschlechtliche Erkrankungen zurückzuführen sei, falle die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten auch der Bevölkerungspolitik zu. Welch riesigen Umfang die Kindersterblichkeit noch immer habe, legt der Verfasser durch den Satz dar, daß »die Anwartschaft auf den Tod bei einem Kinde unter einem Jahre in Deutschland immer noch so groß wie die eines Greises von über 80 Jahren sei«. Ein Drittel aller, die jährlich unter uns sterben, seien immer noch unter 6 Jahren. Davon jedoch, daß die große Kindersterblichkeit wesentlich auf die

soziale Not zurückzuführen sei, will Wolf nichts wissen. Er sucht ihre Ursachen in unzweckmäßiger Kinderpflege und in der Abneigung vieler Mütter, das Kind an der Brust zu stillen, und übersieht dabei, daß beide Erscheinungen sehr häufig durch die soziale Not hervorgerufen werden. Sehr energisch tritt Wolf für Begünstigung der Frühchen ein, weil diese zu häufigeren Geburten führen.

Rechtsonderlich muten die Ausführungen des Verfassers über Eugenik oder Rassenhygiene an. Man schüttelt den Kopf, wenn man hier hört, daß den Begabten eigentlich »Harems zugebilligt werden müßten«. Als ob für die Begabung der Kinder die Mutter nicht eine ebenso große Rolle spielte wie der Vater! Man kann leicht nachweisen, daß die Großen im Reiche des Geistes zumeist von sehr begabten Müttern abstammen. Widerspruch muß auch die Forderung Wolfs auslösen, daß im Interesse der generativen Bevölkerungspolitik es den im Kriege Bewährten erleichtert werden müsse, größere Familien ins Leben zu rufen. lq.

Notizen.

Die englischen Parlamentswahlen haben, wie schon in Nr. 15 und 16 der Neuen Zeit dargelegt wurde, Lloyd George eine starke Mehrheit im Hause der Gemeinen verschafft. Die Zahl der zu seiner Koalition gehörenden Abgeordneten beträgt nach den letzten Angaben 472, denen im ganzen 226 gegnerische Stimmen gegenüberstehen. Dieses günstige Ergebnis verdankt Lloyd George in erster Reihe dem heute in England herrschenden Siegesjubiläum und den neuen Wählern, die in ihm den Besieger Deutschlands und »Retter« Englands sehen. Daneben aber ist ihm das englische Wahlsystem sehr zuustatten gekommen, demzufolge in den einzelnen Wahlkreisen nicht die absolute, sondern die relative Mehrheit der Stimmen entscheidet. Da sich vielfach in den Wahlkreisen mehrere Bewerber gegenüberstanden, sind oft Kandidaten der Lloyd Georgeschen Koalition gewählt worden, obgleich sie weniger als die Hälfte — oft noch nicht zwei Fünftel oder ein Drittel — der abgegebenen Stimmen erhielten. Wäre nach dem Proportionalssystem gewählt worden, würde die Anhängerschaft von Lloyd George im englischen Unterhaus sich nur auf 338 Stimmen gestellt haben. Wie die »Morning Post« herausrechnet, haben im ganzen 10,7 Millionen Wähler sich an den Wahlen beteiligt, wovon nur 5,1 Millionen auf Mitglieder der Koalition gefallen sind. Am stärksten sind durch das jetzige Wahlsystem die Arbeiterpartei und die Altliberalen (Asquith) beeinträchtigt worden. Nach der »Morning Post« würde nämlich, wenn nach dem Verhältniswahlsystem gewählt worden wäre, sich folgendes Resultat ergeben haben:

	Stimmen- zahl Millionen	Erhaltene Mandate	Mandate, falls das Verhältnis- system gelten würde
Georgesche Koalition	5,1	472	338
Unabhängige und irische Unionisten . .	0,5	39	48
Arbeiterpartei	2,4	65	161
Unabhängige	0,5	6	38
Altliberale	1,2	38	83
Sinn-Feiner	0,4	71	35
Irische Nationalisten	0,2	7	15

Wenn also nach dem Verhältniswahlsystem gewählt worden wäre, würde die Arbeiterpartei 165, die altliberale Partei Asquithscher Richtung 83 Mandate erlangt haben. Lloyd George hätte dann, von den Unionisten abgesehen, nur über eine knappe Majorität zu verfügen gehabt.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 20

Ausgegeben am 14. Februar 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Tarifverträge und Koalitionsrecht.¹

Von Dr. Hugo Heinemann.

I.

In einem anfangs der neunziger Jahre ergangenen und vielzitierten, in den Entscheidungen Band 86 abgedruckten Urteil erblickte das Reichsgericht in dem Tarifvertrag eine Koalition im Sinne des § 152 der Reichsgewerbeordnung. Der Entscheidung lag der folgende Tatbestand zugrunde: Die Siebener-Kommission des Maurer- und Zimmerergewerbes, ein aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern gebildeter Verband, hatte für eine gewisse Zeit bestimmte Stundenlöhne festgesetzt. Von dieser Festsetzung sagte nun das Reichsgericht wörtlich: »Die Annahme, daß die von der Siebener-Kommission gebildete Vereinigung und die von ihr getroffenen Verabredungen unter die Paragraphen 152, 153 der Gewerbeordnung fallen, ist nicht zu beanstanden.« Wäre diese Ansicht, die geradezu verheerend gewirkt hat und an der jahrelangen Rechtsunsicherheit auf dem in Rede stehenden Gebiet die Hauptschuld trägt, richtig, so würde der ganze Tarifvertrag rechtlich in der Luft schweben. Das wichtigste Mittel zur Erhaltung des sozialen Friedens wäre aus dem Rechtsleben ausgeschaltet und müßte auf dem Boden der Moral zu vegetieren versuchen; denn ist der Tarifvertrag eine Koalition im Sinne des § 152, so folgt daraus nach dessen zweitem Absatz für jeden der beiden Kontrahenten die absolute Freiheit des jederzeitigen Rücktritts und daraus in weiterer Konsequenz, daß der Grundsatz des Bürgerlichen Gesetzbuchs von Treu und Glauben für die Innehaltung der Tarifverträge nicht in Rücksicht gezogen zu werden braucht.

So unbefriedigend und verfehlt diese Rechtsprechung des höchsten Gerichts auch war, so hat sie doch das eine erfreuliche Ergebnis gezeitigt, uns deutlich vor Augen zu führen, daß das soziale Leben stärker ist als alle weltfremde Juristerei und daß die Rechtsprechung, wenn sie das lebendige Leben zu meistern sich erkühnt, von diesem mit energischem Rucke beiseite geschoben wird. Der Tarifvertrag überstand seine Kinderkrankheiten und entwickelte sich kräftig trotz des Mangels an rechtlicher Pflege, ja trotz offener Feindschaft der Rechtsprechung gegen ihn. Nur um diese Tatsache an einem durchschlagenden Beispiel zu beweisen, habe ich die alte unsoziale Judikatur des Reichsgerichts an die Spitze meiner Ausführungen gestellt, obwohl das Reichsgericht selbst seine frühere Ansicht längst aufgegeben hat und diese heute nur noch für das juristische Karikätenkabinett von Interesse ist.

Heute herrscht kein Streit mehr darüber, daß der Tarifvertrag eine rechtlich verbindliche Vereinbarung darstellt, wie jeder andere

¹ Der nachfolgende Aufsatz gibt in etwas verkürzter Fassung einen Vortrag wieder, den am 30. Januar Genosse Dr. H. Heinemann, der jetzige preussische Justizminister, in der Generalversammlung der Gesellschaft für soziale Reform hielt.

Vertrag des bürgerlichen Rechts. Daraus folgt: Jede Tarifvertragspartei kann gegen die andere Tarifvertragspartei die Erfüllung des Tarifvertrags mit allen Mitteln durchsetzen, die das heutige Recht zur Verfügung stellt. Hat zum Beispiel eine Gewerkschaft mit einem Unternehmer oder einer Unternehmerrgruppe einen Tarifvertrag abgeschlossen, und bricht diese tarifgebundene Vertragspartei die getroffene Übereinkunft, indem sie etwa geringere Löhne zahlt als die tarifmäßig festgelegten, so kann die Gewerkschaft auf Erfüllung des Vertrags klagen, das heißt auf den Abschluß solcher Arbeitsverträge, die den im Tarifvertrag festgelegten Inhalt haben. Die Vollstreckung des Urteils erfolgt durch Androhung und Vollzug von Geld- und Haftstrafen. Ist ein Tarifvertrag zwischen den großen sozialen Selbstverwaltungskörpern, den Berufsvereinen, geschlossen, so hat jede der beiden Tarifvertragsparteien einen Rechtsanspruch darauf, daß der Vertragsgegner gegen seine tarifstreuen Mitglieder die wenigen vom zweiten Absatz des § 152 zugelassenen Zwangsmittel auch wirklich anwendet. Dahin gehören in erster Linie Versagung jeder moralischen oder materiellen Unterstützung an die Tarifbrüchigen und Ausschluß der sich nicht Fügenden aus der Gemeinschaft. Auf die Erfüllung dieser Verpflichtungen kann geklagt werden. Die Vollstreckung des Urteils erfolgt in der Weise, daß mit der Rechtskraft des Urteils, das den Verband oder Verein zur Abgabe der Ausschlusserklärung verurteilt, diese als abgegeben gilt. Ebenso kann auf Unterlassung weiterer Unterstützungszahlung an die tarifbrüchigen Mitglieder der Gegenorganisation geklagt werden. Die Zwangsvollstreckung erfolgt auch hier durch Androhung und Vollzug von Geld- oder Haftstrafen. Der Tarifstreue kann ferner auf vollen Schadenersatz klagen. Als solcher kommt zum Beispiel in Betracht bei durch Vertragsbruch des Gegners hervorgerufenen Streiks die Ausgabe des Verbandes für Unterstützung seiner streikenden Mitglieder.

Der Tarifvertrag verpflichtet die Kontrahenten, die im Tarifvertrag aufgestellten Grundsätze zu befolgen. Jeder der beiden Teile soll die Gewähr dafür verlangen, daß er während der Dauer des Vertrags bezüglich der darin geregelten Verhältnisse keinen über die getroffenen Vereinbarungen hinausgehenden Anforderungen des anderen Teiles ausgesetzt ist und vor den Nachteilen etwaiger durch solche Anforderungen veranlaßter Streiks oder Aussperrungen bewahrt wird. Die Verpflichtung zur Tariftreue bezieht sich aber nur auf die im Tarifvertrag geregelten Angelegenheiten. Eine darüber hinausgehende Friedenspflicht wird mangels ausdrücklicher Abrede für keinen der beiden Kontrahenten begründet. Wird also zum Beispiel in einem Tarifvertrag nur die Höhe der Lohnsätze geregelt, so würden Streiks und Aussperrungen, die aus Differenzen wegen der Arbeitszeit oder wegen des Überstundenwesens hervorgehen, zulässig sein. In einem jüngst vom Reichsgericht entschiedenen Falle hatte eine bestimmte Arbeiterkategorie einer Firma einen Tarifvertrag geschlossen, der lediglich die Lohnhöhe dieser Arbeiterkategorie regelte. Eine andere Arbeitergruppe derselben Firma, für die die Lohnsätze nicht tariflich geregelt waren, streikte. Aus Sympathie für diese Arbeiter, nämlich um deren tariflich nicht festgelegte Lohnforderungen durchzusetzen, streikte nun auch die erstgenannte tarifgebundene Kategorie, ohne daß sie für sich selbst höhere Löhne begehrte. Der Verband unterstützte die Streikenden. Das Reichsgericht

sand darin k e i n e n Tarifvertragsbruch, da der Sympathiestreik nicht bezweckte, Forderungen durchzusetzen, die im Tarifvertrag bereits geregelt waren.

Anders würde es natürlich gelegen haben, wenn die aus Sympathie für ihre streikenden Kollegen Mitstreikenden die Differenzen zum Vorwand genommen hätten, um für sich selbst, entgegen dem Tarifvertrag, Lohnerhöhungen durchzusetzen. In diesem Falle hätte die Organisation sich jeder Unterstützung der Streikenden und jeder Förderung ihrer Zwecke bei Vermeidung voller Schadensersatzpflicht enthalten müssen.

Der Umstand, daß die Gewerkschaften keine rechtsfähigen Vereine sind, hindert sie in keiner Weise, die vorerwähnten Rechte klageweise geltend zu machen. Dazu bedarf es nicht des Danaergeschenks der Rechtsfähigkeit der Berufsvereine. Das bequemste Mittel ist, daß der die Gewerkschaft nach innen und außen vertretende Vorstand die der Gewerkschaft erwachsenen Rechte irgendeinem Dritten, der nicht selbst Vorstandsmitglied sein darf, abtritt. Dieser ist dann ohne jede Einschränkung klageberechtigt. Ich habe nicht nur selbst diesen Weg oft und mit Erfolg eingeschlagen, um die Rechte der Gewerkschaften praktisch durchzusetzen; auch aus den Reihen meiner früheren Schüler in der Partei- und Gewerkschaftsschule ist mir wiederholt bestätigt worden, daß sie ohne jede formale Schwierigkeit auf diese Weise zum Ziele gekommen sind. Einen anderen Weg eröffnet die Entscheidung des Reichsgerichts (Band 70, S. 32), wonach jedes einzelne Vereinsmitglied aus einer Vereinsforderung auf Leistung an den Verein klagen kann.

War mit der gegenwärtigen Rechtslage, wie sie im vorstehenden kurz angedeutet ist, im großen und ganzen auszukommen, so türmten sich die Schwierigkeiten sofort bergehoch, sobald wir uns anschickten, an die eigentlich praktischen Fragen zu gehen, wie sie das gewerkschaftliche Leben alltäglich zeitigt.

Zunächst gleich die Frage: Wer haftet aus dem Tarifvertrag? Wir haben gesehen: Es haftet jeder Tarifkontrahent, wenn er selbst den Tarifvertrag bricht oder seinem vertragsbrüchigen Mitglied die Mittel zum Durchhalten in dem Kampfe gegen den Tarifvertrag gewährt. Aber haftet auch das tarifuntreue Mitglied des tarifgebundenen Vereins selbst oder steht dem Mitglied der Einwand zu, sein Verein oder Verband habe nur für sich, nicht für seine Mitglieder den Tarifvertrag geschlossen? Sollte dennoch etwa der Verein oder der Verband dies beabsichtigt haben, so sei er dazu nicht legitimiert und habe seine Vollmacht überschritten, so daß eine rechtliche Bindung des einzelnen Mitglieds nicht gegeben sei. Wird dieser Einwand für begründet erachtet, so ist der Tarifvertrag rechtlich ein fast wertloses Stück Papier. Denn welche Stützen haben die Arbeiter von der Arbeitsnorm, wenn diese versagt, sobald der Arbeitsnormvertrag in den Einzelvertrag übergeht? Und doch ist die Rechtsprechung zu einem Ergebnis gekommen, das das einfache unverfälschte Rechtsbewußtsein des Volkes nicht mehr versteht, das es entweder kopfschüttelnd in der resignierten Stimmung hinnimmt, die Juristenlogik verwandte eben Vernunft in Unsinn, oder das es — was schlimmer ist — als Ungerechtigkeit empfindet.

In einem Urteil gegen den Holzarbeiterverband hat das Reichsgericht erklärt, daß eine Arbeiterorganisation, die ihre tarifuntreuen Mitglieder unterstützt, voll verantwortlich ist auch für denjenigen Schaden, der dem einzelnen der Arbeitgeberorganisation angeschlossenen Unternehmer un-

mittelbar erwachsen ist. Demnach sollte man meinen — da in jedem Kulturstaat der Grundsatz, daß, wo Rechte sind, auch Verantwortung entsteht, eine Selbstverständlichkeit ist —, daß, wenn dem Arbeitgeber aus dem von seinem Verband geschlossenen Tarifvertrag große Machtmittel in den Schoß fallen, er auch die sich aus dem Tarifvertrag ergebenden Verpflichtungen zu übernehmen habe. Aber weit gefehlt! Trotz der zitierten Entscheidung des Reichsgerichts steht die Rechtsprechung der gelehrten Gerichte überwiegend auf dem Standpunkt, daß, weil der durchaus individualistisch gedachte Vertragsbegriff des geltenden Rechts nur von den Vertragskontrahenten gewollte Bindungen kenne, grundsätzlich die Vereinsmitglieder durch die von ihren Vereinen abgeschlossenen Verträge in keiner Weise in ihrer souveränen Entschließungsfreiheit gehindert werden können.

Mit kaum zu überbietender Kraft tritt dieser Gesichtspunkt in einem Urteil des Kammergerichts zutage, das sich mit einem Tarifvertrag befaßt, in dem ausdrücklich gesagt war, daß die Arbeitgeber und die Arbeitnehmer der betreffenden Industrie die Verpflichtung übernehmen, den Vertrag während dessen Dauer einzuhalten. Dennoch erklärte das Kammergericht, eine Vereinigung von Arbeitgebern könne die rechtliche Macht, ihre Mitglieder persönlich zu verpflichten, nur dadurch erlangen, daß ihr diese Macht in einer Bestimmung ihres Statuts ausdrücklich und zweifelsfrei beigelegt werde. Da diese Voraussetzung im vorliegenden Falle als gegeben nicht erachtet wurde, konnte der vertragsbrüchige Unternehmer nicht nur über die Gewerkschaft, sondern auch über seinen eigenen Verein, der in durchaus loyaler Weise mit der Gewerkschaft Schulter an Schulter kämpfte, triumphieren.

Aber auch die wenigen Fälle, in denen die herrschende Rechtsprechung sich dazu aufschwingen wird, das einzelne Vereinsmitglied in Gemäßheit der von seinem Verein geschlossenen Verträge für gebunden zu erklären, werden praktisch kaum zu einem Ergebnis führen, das dem Willen und dem Interesse der Tarifparteien entspricht. Das tarifgebundene Mitglied kann gemäß § 152 Absatz 2 der Gewerbeordnung jederzeit aus seinem Verein austreten. Sicherlich aber würden die Gerichte, worauf Zimmermann in seinen »Rechtsfragen des Arbeitstarifvertrags« mit Recht hinweist, aus dem Rücktritt vom Verein auch die Zulässigkeit des Rücktritts vom Tarifvertrag folgern, obgleich die einmal begründete Vertragsanhängerschaft mit der Zugehörigkeit zur Kampfkalition, von der § 152 allein handelt, gar nichts zu tun hat. Ein Recht jedoch, dem der Schutz der Willensfreiheit des einzelnen oberstes Ziel war, der Koalitionsgedanke im großen und ganzen aber als ein Fremdkörper erschien, wird leicht dazu kommen, aus dem öffentlich-rechtlichen Grundsatz von der stets zulässigen Treulosigkeit gegen die Organisation zu folgern, daß mit dem Austritt aus der Organisation auch alle Pflichten fallen, die man gerade in seiner Eigenschaft als Organisationsmitglied eingegangen ist.

Aber nehmen wir selbst den Fall, auch diese Schwierigkeit sei gelöst und der insoweit befriedigende Rechtszustand hergestellt, daß Unternehmerorganisation und Gewerkschaft einen eigenen, selbständigen, auf Wahrung der Norm gerichteten Rechtsmittel gegen die Gegenorganisation und ihre Mitglieder haben, so ist damit noch immer nicht die rechtliche Leidenszeit des Kollektivvertrags überstanden. Die herrschende Meinung unterscheidet scharf zwischen Arbeitsvertrag und Tarifvertrag und demgemäß zwischen

Arbeitsvertragsbruch und Tarifvertragsbruch und zieht mit scheinbar unerbittlicher Logik die Konsequenzen aus diesem Gegensatz. Beim Arbeitsvertrag, so wird deduziert, handle es sich um rein individuelle Angelegenheiten der Kontrahenten des Arbeitsvertrags. Und dasselbe gelte von der Arbeitsordnung, die rechtlich als ein von dem Arbeitgeber einseitig aufgestellter Vertragsentwurf zu betrachten sei, der jedoch dadurch rechtsverbindliche Kraft erlange, daß der Arbeitnehmer ausdrücklich oder stillschweigend bei seinem Eintritt in die Beschäftigung mit derselben sich einverstanden erklärt.

Der bedeutendste Kommentator der Gewerbeordnung, Landmann, und mit ihm die herrschende Meinung nehmen an, daß eine Arbeitsordnung, die mit den Vereinbarungen eines Tarifvertrags im Widerspruch steht, auch wenn dieser den Arbeitgeber bindet, gleichwohl rechtsverbindlich ist. Man will dies aus dem Grundsatz des § 134c der Gewerbeordnung herleiten, wonach der Inhalt der Arbeitsordnung, soweit er den Gesetzen nicht zuwiderläuft, für Arbeitgeber und Arbeiter rechtsverbindlich ist. Arbeitsordnung und Arbeitsvertrag, so urteilen nicht nur die ordentlichen, sondern in der überwiegenden Zahl jetzt auch die Gewerbegerichte, sind individuelle Angelegenheiten der über ihr Schicksal frei verfügenden Menschen und werden in ihrer Rechtsbeständigkeit durch das Bestehen einer Gesamtheitsnorm in keiner Weise berührt. Mag auch die Unabdingbarkeit dem Wesen und Zweck des Tarifvertrags widersprechen, so zwingt doch das geltende Recht, dessen Fundament die Vertragsfreiheit bilde, zur Anerkennung des die Tarifnorm verletzenden Arbeitsvertrags, womit das Fortbestehen des Gewerkschaftsanspruchs gegen den tarifgebundenen Unternehmer auf Innehaltung der Norm nicht im Widerspruch stehe.

Es ist diese Schicksalsfrage des Tarifvertrags auf der sechsten Hauptversammlung der Gesellschaft für soziale Reform in Düsseldorf 1913 und in den vortrefflichen Vorarbeiten hierzu bereits mit allem Rüstzeug der Wissenschaft eingehend behandelt worden. Dort ist nicht nur der geltende Rechtszustand klargelegt, sondern auch der Einwand widerlegt worden, daß die Forderung nach der Umbildung des Tarifvertrags eine rechtlich und sozial bedenkliche Einschränkung der Vertragsfreiheit darstelle. Wie es Einzheimer einmal treffend ausgedrückt hat, stellt jeder Vertrag insofern eine Einschränkung der Vertragsfreiheit dar, als er alle zukünftigen Willensentschlüsse zugunsten des einmal in dem Vertrag ausgesprochenen Willens festlegt. Auch andere Gemeinwesen, als der Staat und die sonstigen rechtlichen Gebilde, erfüllen soziale Funktionen, und die organisierte, auf Selbsthilfe beruhende gesammelte Kraft kann manches leisten, was der Staat mit seinen Mitteln nicht zu erreichen vermag. Wenn wir das Gebilde des Tarifvertrags bis auf seinen Grund durchschauen, so sehen wir, daß der einzelne, indem er sich dem Tarifvertrag unterwirft, Interessen seiner Gesamtheit wahrnimmt. Ist es aber erträglich, daß unsere Rechtspflege erklärt: Wer mit Rücksicht auf seine Sonderinteressen seine Willensfreiheit vertraglich einschränkt, ist daran gebunden; wer das gleiche aber im Interesse einer höheren Einheit tut, der darf zum Verräter an dieser werden?

Die betrübende Erscheinung, daß das Recht den Tarifvertrag teils schußlos ließ, teils einer seiner Eigenart fremden Regelung unterwarf, wäre allenfalls noch erträglich gewesen, wenn das Gesetz aus der rechtlichen Vogel-

freiheit des Tarifvertrags nun wenigstens die Konsequenz gezogen hätte, daß als Korrelat die Befreiung von jeder Haftung hinzutritt. Doch das Gegenteil ist der Fall. Wie bereits hervorgehoben wurde, haftet der Verband für allen durch sein tarifwidriges Verhalten den Gegenkontrahenten erwachsenen Schaden mit seinem ganzen Vermögen. Dies klingt selbstverständlich, kann aber in der Praxis zu außerordentlichen Härten führen, da der Begriff des tarifwidrigen Verhaltens unsicher ist. Ich habe vorhin die Entscheidung des Reichsgerichts erwähnt, wonach der Sympathiestreik tarifgebundener Arbeiter zugunsten von Lohnforderungen ihrer tariflich nicht gebundenen Kollegen keinen Tarifbruch darstellt. Aber welcher Jurist hätte wohl den Mut gehabt, wenn ihn der Verband vorher um Rat gefragt hätte, ob er die Streikenden unterstützen dürfe oder ob dies Tarifbruch sei, die Frage ohne weiteres in ersterem Sinne zu beantworten? Oder denken wir an die von feinsten ethischen Imponderabilien abhängige Beantwortung der Frage, ob tarifgebundene Arbeiter Streikarbeit leisten müssen, oder ob sie sie als schmählige Zumutung eines sittenwidrigen Verhaltens ablehnen dürfen. Die hier der Gewerkschaftskasse drohende Gefahr wird zudem noch dadurch auf das ernste gesteigert, daß der Verband nicht nur mit seinem ganzen Vermögen haftet, wenn er selbst in solchen auf des Messers Schneide stehenden rechtlichen Streitfragen eine unvorsichtige Entscheidung trifft, sondern auch, wenn, selbst gegen seinen ausdrücklich erklärten Willen, die gesetzlichen Vertreter des Vereins, zum Beispiel der Vorstand oder die Personen, deren er sich zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten bedient, dies tun. Neben dem Vereinsvermögen haften auch die Mitglieder persönlich. Denn nach § 54 des Bürgerlichen Gesetzbuchs finden auf Vereine, die nicht rechtsfähig sind, die Vorschriften über die Gesellschaften Anwendung. Bei diesen aber haftet jeder einzelne für das Ganze als Gesamtschuldner.

In diesem Zusammenhang ist auch noch mit einem Worte die Haftung für das außervertragliche Verschulden zu erwähnen. Man denke zum Beispiel an den Fall, daß über einen Unternehmer, der sich weigert, einen Tarifvertrag abzuschließen oder den abgeschlossenen zu erfüllen, der Boykott verhängt wird. Werden hier auch nur um Haarsbreite die ganz unsicheren Grenzlinien, die das Reichsgericht zieht, überschritten — und wie oft handelt es sich trotz höchster geistiger Feinheit nur um Zufallsentscheidungen —, so haften der Verband und seine Mitglieder mit ihrem ganzen Vermögen, und auch hier wieder für das Verschulden ihrer Vereinsorgane und sonstiger Angestellten. Dem Wortlaut des Gesetzes nach kann sich zwar der Verband von der Haftung befreien durch den Nachweis, daß er bei der Auswahl und Beaufsichtigung des Schuldigen die im Verkehr erforderliche Sorgfalt beobachtet hat; aber die Rechtsprechung des Reichsgerichts hat dieses Tatbestandsmerkmal fast bis zur Unkenntlichkeit verdunkelt.

Es entsteht daher die Frage, ob es sich empfiehlt, diesem unerträglichen Rechtszustand durch eine Gesetzesänderung ein Ende zu machen, oder ob man besser daran tue, den weiteren Aufstieg des immer größeren Kreises ergreifenden Tarifvertragsgedankens der Selbsthilfe anstatt der Staatshilfe anzuvertrauen. In der Zeit vor dem Kriege waren es bekanntlich die wärmsten Freunde des Tarifvertrags, die die stärksten Bedenken gegen die gesetzliche Regelung hatten. Das staatliche Barometer wies so stark auf Sturm gegen die Gewerkschaften, daß man die Geschenke bringenden Da-

naer aus gutem Grunde fürchtete. Man besorgte mit Recht, daß der Preis für einige kleine Konzessionen an die Gewerkschaften der sein würde, daß sie selbst für die Tarifuntreue ihrer Mitglieder in jedem Falle einzustehen hätten. So erklärt es sich, daß noch im Juni 1914 der Kongreß der freien Gewerkschaften in München beschloß: »Die Gewerkschaften fordern nicht schon jetzt eine gesetzliche Regelung der Tarifverträge, weil der Boden hierfür nach den angeführten Tatsachen als noch lange nicht geebnet betrachtet werden kann.«

Die gewaltige, durch den Krieg und die Revolution hervorgerufene Veränderung der Verhältnisse läßt eine erneute Prüfung dieses Votums als nötig erscheinen. Daß unter dem Deckmantel von Scheinzugeständnissen die Plünderung der Gewerkschaftskasse und die Brechung der Macht der Gewerkschaften die Ziele der Gesetzgebung sind, ist heute nicht mehr zu fürchten. Brauchen wir aber keine Furcht mehr zu hegen, daß die Gesetzgebung das Drängen nach einem Tarifgesetz mit Erfolg zu organisationsfeindlichen Maßnahmen benutzen kann, so liegt auch kein Grund mehr vor, auf eine dem Wesen des Tarifvertrags entsprechende gesetzliche Regelung länger zu verzichten. Gewiß ist zuzugeben, daß auf dem Gebiet der modernen Sozialpolitik, wofelbst es sich um die empfindlichsten, mit feinstem Takte zu lösenden, weil die vitalsten Volksinteressen berührenden Fragen handelt, der Gesetzgeber eigentlich immer nachhinken muß und nur die von den selbsttätigen gesellschaftlichen Kräften bereits geschaffenen sozialen Zustände zu kodifizieren hat. Auf der anderen Seite aber kann nicht geleugnet werden, daß Bestehen und Gestaltung eines Gesetzes oft selbst die Ursache ökonomischer Erscheinungen sind. Das stabile, Änderungen nur schwer zugängliche *a t t l i c h e R e c h t* bildet vielfach den Hemmschuh für das längst darüber hinausgewachsene *s o z i a l e R e c h t*. Dies hat sich nirgends so deutlich gezeigt wie auf dem Gebiet des Tarifvertrags. Das ganz und gar in privatrechtliche Begriffe eingeschnürte juristische Denken, das an dem Schein des individuellen Arbeitsvertrags festhält und die wirklich vertragschließende Kraft, die Organisation, ignoriert, war ein starkes Hindernis für die Durchführung des Tarifgedankens. Daraus folgt mit Notwendigkeit, daß die Hemmungen zu beseitigen sind. Was in erster Linie zu geschehen hat, ergibt sich aus dem vorher Gesagten.

Zunächst hat das Gesetz auszusprechen: Wer zur Zeit des Abschlusses des Tarifvertrags durch die Organisation deren Mitglied ist, wird dem Tarifvertrag unterworfen. Denn wer sich einem Interessverband anschließt, schafft damit eine Tatsache, vor deren Folgen er sich nicht drücken kann. Nachträglich in die Organisation eintretende Personen werden mit dem Moment des Eintritts tarifunterworfen, gleichgültig, ob sie vom Tarifvertrag Kenntnis hatten oder nicht. Weiter ist die *U n a b d i n g b a r k e i t* des Tarifvertrags mit vollster Rückhaltlosigkeit im Gesetz festzulegen, etwa nach dem Vorbild des § 323 des schweizerischen Obligationenrechts.

Die *S a f t u n g s f r a g e* für Verstöße gegen den Tarifvertrag muß so präzise und bestimmt, als dies die Mannigfaltigkeit der Lebensverhältnisse irgend zuläßt, im Gesetz geregelt werden. Das heute so beliebte gedankenlose Schlagwort von dem Segen des möglichst freien richterlichen Ermessens zeigt sich gerade hier in seiner ganzen Verderblichkeit. Gewiß brauchen wir einen starken Mann. Dies aber soll der Gesetzgeber, nicht der Richter sein.

Aufgabe des Gesetzgebers muß es sein, so scharf es möglich ist, festzulegen, wofür gehaftet wird und in welcher Höhe. Manche Tarifverträge, zum Beispiel der Buchdruckertarif, bieten hierfür wertvolle Anhaltspunkte; auch Singheimers Gesetzentwurf enthält durchaus beachtenswerte Vorschläge. Ich verweise insbesondere auf § 49 daselbst, der lautet: »Wird durch die Vertragsorganisation der Friedensbruch nicht beseitigt, so hat sie an die betroffene Vertragspartei eine Buße bis zur Höhe von 20 000 Mark zu zahlen, wenn sie nicht beweist, daß sie den Arbeitsfrieden rechtzeitig wiederhergestellt oder die Mitglieder, die ihn gebrochen, ausgestoßen hat.«

Weiter muß der zweite Absatz des § 152 der Gewerbeordnung fallen, insoweit es sich um Tarifangelegenheiten handelt. Ob es sich empfiehlt, § 152 Absatz 2 überhaupt zu beseitigen, ist hier nicht der Ort zu untersuchen. Für den Tarifvertrag jedenfalls kommt das Folgende in Betracht: Er ist zwar mehr als ein Vertrag, aber er ist immerhin auch ein Vertrag, und zwar ein *Massevertrag*. Das Lebenselement eines solchen, die Lust, in der er atmet, aber ist die eisenste Disziplin. Diese aber zerstört der zweite Absatz des § 152. Er durchschneidet, wie Singheimer es ausdrückt, dem rechtlichen Körper des Tarifvertrags die Sehne. Der Tarifvertrag verlangt zu seiner Durchführung die Einwirkung des Berufsvereins auf seine Mitglieder. Die Organisation muß in der Lage sein, durch Vereinsstrafen und alle sonstigen vom Rechte zugelassenen Mittel die Mitglieder zur Tariftreue zu zwingen, anstatt daß, wie dies nach dem geltenden Recht der Fall ist, das Wegwerfen der Tarifvertragspflichten wie alten Plunders als eine dem eigenen Verein gegenüber rechtswohlgefällige Handlung gilt.

Endlich möchte ich in diesem Zusammenhang noch einen Reformvorschlag, wenn auch nicht als einen heute schon unbedingt spruchreifen, befürworten. Nach einer von den militärischen Behörden für das Bekleidungs Gewerbe im Jahre 1916 erlassenen Verordnung wird die tarifwidrige Lohnzahlung bestraft. Die Strafe ist eine doppelte, nämlich zunächst eine reine Kriminalstrafe auf Grund des § 9b des Gesetzes über den Belagerungszustand, neben diese tritt aber eine an das Bekleidungsamt zu entrichtende Vertragsstrafe. Wegen dieser Regelung wurde von verschiedenen Seiten, insbesondere von Wölbling, Front gemacht. Er meinte, der strafrechtliche Schutz der Tarifverträge sei für normale Verhältnisse nicht angebracht, es schieße weit über das Ziel hinaus, privatrechtliche Vereinbarungen statt nur durch zivilrechtliche Klage durch öffentliche Strafandrohungen schützen zu wollen. Mache man damit erst einmal den Anfang, so komme man auf eine schiefe Ebene. Ich muß diesen Einwand als jeder Beweiskraft bar bezeichnen. Wo das Zivilunrecht aufhört und die Straftat anfängt, ist kein ewiges Dogma, sondern eine Frage, über die allein der jeweilige Staat nach den gesellschaftlichen Notwendigkeiten die Entscheidung zu treffen hat. Das zeigt uns jedes Blatt der Geschichte. Wofür der eine heute hingerichtet wird, wird der andere morgen im Prytaneum gespeist. Heute befinden wir uns wieder mitten in einer gewaltigen sozialen Revolution. Staatsgedanke und Staatsgefühl stehen im Begriff, vieles, was bisher als der individuellen Willkür überlassenes Privatrecht galt, zu einer öffentlich-rechtlichen Norm zu machen. Ganz besonders gilt dies von der menschlichen Arbeit. Aus der Sphäre des Privatrechts rückt sie immer mehr in die Sphäre des öffentlichen Rechts, wird sie immer mehr zu einer den Staat selbst angehenden Angelegenheit.

In einer solchen Zeit aber stellt sich das Argument Wölblings, daß der Tarifvertrag ein rein privatrechtliches Gebilde sei und daher jedes pönale Moment hier auszuscheiden habe, als ein Spinnwebgewebe dar, das durch das Leben schonungslos zerrissen wird. Es wird deshalb an der Hand der mit der vorerwähnten Verordnung gemachten Erfahrungen und auf Grund der Bedürfnisse der kommenden Zeit zu prüfen sein, ob der Tarifvertrag zu seiner Sicherheit des wirksamen Schutzes der Kriminalstrafe, natürlich nicht nur gegen den tarifbrüchigen Arbeitgeber, sondern ebensogut auch gegen den tarifbrüchigen Arbeiter und die Organisation, die aus Schwäche den Tarifbruch ihrer Mitglieder unterstützt, bedarf.

(Schluß folgt.)

Kant und Rousseau.

Von Karl Vorländer.

»Des J. J. Rousseau Werke kannte er alle, und dessen ‚Emil‘ hielt ihn bei seiner ersten Erscheinung einige Tage von den gewöhnlichen Spaziergängen zurück.« So berichtet Borowski, der Landsmann und alte Bekannte des Philosophen, auf S. 170 seiner Kant-Biographie von 1804. Und einige Seiten später: »Außer J. J. Rousseaus Kupferstich, der in seinem Wohnzimmer war, befand sich nichts von dieser Art in seinem ganzen Hause.« In seinen Königsberger Bekanntenkreisen war in den sechziger Jahren die bewundernde Verehrung des Magisters Kant für den großen Genfer so bekannt, daß seine Freundin, die Frau des Geheimen Kommerzienrats Jacobi, ihm aus Berlin nichts Angenehmeres und Interessanteres zu melden weiß als neue Nachrichten über Rousseau; und ebenso sein besser Freund, der englische Kaufmann Josef Green in Königsberg, ihn mit neuer Kunde aus England über Rousseaus Aufenthalt bei dem Philosophen Hume und allerlei Vorgänge zwischen diesen beiden Kant anziehenden Denkern erfreut. Weit wichtiger aber als diese biographischen Überlieferungen ist das berühmte, in seinem Nachlaß aufgefundene Selbstgeständnis des Philosophen: »Rousseau hat mich zurechtgebracht.« Kant gehört zu den nicht gerade häufigen großen Geistern, die ihren Weg, nur wenig beeinflusst von anderen Großen, fast allein gegangen sind. Zu den wenigen Männern, die einen starken, wenn auch nicht dauernden Einfluß auf ihn geübt haben, gehört Jean Jacques Rousseau. Bis zu welchem Grade geht dieser Einfluß und auf welche Gebiete erstreckt er sich? Das ist die trotz der ungeheuren Kant-Literatur bisher nur wenig behandelte¹ und noch weniger endgültig gelöste Frage, die wir zu beantworten haben.

I.

Wie gewaltig der Eindruck der geistesrevolutionären Schriften des Genfer Autodidakten auf den in der Stille der Königsberger Gelehrtenwelt

¹ Das Buch von K. Dieterich »Kant und Rousseau« (Tübingen 1878) beschäftigt sich nur zu einem kleinen Teil mit seinem Thema. Die scharfsinnige Schrift von F. Haymann »Rousseaus Sozialphilosophie« (Leipzig 1898) sowie das Buch von M. Liepmann »Die Rechtsphilosophie des J. J. Rousseau« (Berlin 1898) berücksichtigen Kant nicht. Gut, aber heute doch nicht mehr ausreichend das kurze Kapitel »Kant« in R. Jester, »Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie« (Stuttgart 1890).

dahinlebenden Magister war, hat dieser selbst an eben jener Stelle seines Nachlasses in Worte gefaßt. Bis dahin hatte er sich in erster Linie als Gelehrter gefühlt: »Ich bin selbst aus Neigung ein Forscher. Ich fühle den ganzen Durst nach Erkenntnis und die begierige Unruhe, darin weiter zu kommen, oder auch die Zufriedenheit bei jedem Fortschritt. Es war eine Zeit, da ich glaubte, dieses alles könnte die Ehre der Menschheit machen.« Von diesem Gelehrtenstolz aus »verachtete« er »den Pöbel, der von nichts weiß«. Nun aber hat ihn Rousseau »zur recht gebracht«. Dieser »verblendete Vorzug verschwindet«. Er lernt jetzt »die Menschen ehren«, bis zu dem — damals in seiner Klasseneigenschaft noch gar nicht erkannten — Arbeiter herab. Er würde sich »viel unnützer finden als die gemeinen Arbeiter«, wenn er sich nicht sagte, daß eben diese Betrachtung »allem übrigen einen Wert geben könne«, die — »Rechte der Menschheit herzustellen«: was er dann zwei Jahrzehnte später durch seine ethischen Schriften wissenschaftlich vollzogen hat.

An einer anderen Stelle schildert er, der angeblich so Trockene und Spröde, den mächtigen Eindruck, den Rousseaus Schriften auch stillstisch auf ihn gemacht: »Ich muß den Rousseau so lange lesen, bis mich die Schönheit des Ausdrucks gar nicht mehr stört, und dann kann ich allererst ihn mit Vernunft übersehen.« Und: »Der erste Eindruck, den ein Leser, welcher nicht bloß aus Eitelkeit und zum Zeitvertreib liest, von den Schriften des J. J. Rousseau bekommt, ist, daß er eine ungemeine Scharfsinnigkeit des Geistes, einen edlen Schwung des Genies und eine gefühlvolle Seele in einem so hohen Grade antrifft, als vielleicht niemals irgendein Schriftsteller, von welchem Zeitalter oder von welchem Volke er auch sei, vereint mag besessen haben.«

Diese Begeisterung muß denn auch in seinen Vorlesungen sich geäußert und die Zuhörer ergriffen haben. Der beste Zeuge ist der junge Herder, der noch nach mehr als dreißig Jahren in der bekannten Schilderung seiner Humanitätsbriefe (1795) der gedankenreichen, mit Scherz, Witz und Laune gewürzten Rede gedacht, mit der Kant unter anderen auch »die damals erscheinenden Schriften Rousseaus, seinen Emil und seine Heloise aufnahm« und würdigte. »Da ich noch für Rousseau schwärmte«, schreibt er einige Jahre später in einem Briefe an den einstigen Lehrer (November 1768) von der Zeit (1762 bis 1764), die er zu den Füßen Kants zugebracht. Und Kant selbst, mit welcher Wärme tritt er zum Beispiel in dem heute noch lezenswerten, heiter-satirischen »Versuch über die Krankheiten des Kopfes« (1764) für den von seinen Gegnern, insbesondere gerade auch den Gelehrten, als Phantasten verspotteten Rousseau ein! »Wer durch eine moralische Empfindung als durch einen Grundsatz mehr erhitzt wird, als es andere nach ihrem matten und öfters unedlen Gefühl sich vorstellen können, ist in ihrer Vorstellung ein Phantast. Ich stelle den Aristides unter Wucherer, den Epiktet unter Hofleute und den Johann Jakob Rousseau unter die Doktoren der Sorbonne«, also die damaligen Vertreter eingeschränktester Fachgelehrsamkeit. »Mich deucht, ich höre ein lautes Hohngelächter, und hundert Stimmen rufen: Welche Phantasten!« Und nun folgt ein Satz, den viele von dem als trocken und gefühllos verschrienen Kant nicht erwartet hätten: »Dieser zweideutige Anschein von Phantasterei in an sich guten moralischen Empfindungen ist der Enthusiasmus, und es ist niemals

ohne denselben in der Welt etwas Großes ausgerichtet worden.«

An anderer Stelle der »Fragmente aus dem Nachlaß« vergleicht er Rousseaus Bedeutung auf dem Gebiet der Menschennatur mit derjenigen Newtons auf dem astronomisch-physikalischen. Wie »Newton zuallererst Ordnung und Regelmäßigkeit mit großer Einfachheit verbunden sah, wo vor ihm Unordnung und schlimm gepaarte Mannigfaltigkeit anzutreffen waren«, so »entdeckte Rousseau zuallererst unter der Mannigfaltigkeit der menschlichen angenommenen Gestalten die tief verborgene Natur des Menschen«. In diesen Zusammenhang gehören wohl auch folgende durchaus an Rousseausche Gedanken anklingende Sätze wie: »Die größte Angelegenheit des Menschen ist, zu wissen, wie er seine Stelle in der Schöpfung gehörig erfülle und recht verstehe, was man sein muß, um ein Mensch zu sein«, oder: »Wenn es irgendeine Wissenschaft gibt, die der Mensch wirklich bedarf, so ist es die, welche (!) lehre, die Stelle geziemend zu erfüllen, welche dem Menschen in der Schöpfung angewiesen ist, und aus der er lernen kann, was man sein muß, um ein Mensch zu sein.«²

Schwierig und vor der Auffindung neuer Zeugnisse wohl kaum mit Sicherheit lösbar ist die Frage, wann, das heißt in welchem Jahre die entscheidende Wendung unseres Philosophen zu Rousseau erfolgt ist. Bekannt haben muß er ihn mindestens schon seit 1759, denn Hamann setzt in einem Brief vom Ende dieses Jahres nicht bloß Rousseaus Namen, sondern auch seine Lehre (von der Vorsehung) bei Kant als bekannt voraus. Andererseits hat schon Dieterich (a. a. O., S. 98) mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß der Standpunkt des »Versuchs über den Optimismus« (Herbst 1759), der unsere Welt für die beste unter allen denkbaren erklärt, übrigens von dem Philosophen später ausdrücklich desavouiert wurde, mit einer Begeisterung für Rousseau unvereinbar ist. Der Trostbrief an Frau v. Funk aus dem Juni 1760 hält zwar diesen Optimismusstandpunkt nicht mehr fest, aber irgendein bestimmter Einfluß Rousseaus läßt sich in ihm auch nicht erkennen. So steht denn ein solcher, nach den bestimmten Zeugnissen von Borowski und Herder, die wir kennengelernt haben, erst für das Jahr 1762 fest und kommt auch bereits in der Abhandlung dieses Jahres über die Spitzfindigkeiten der Schullogik deutlich zum Ausdruck, wenn er gegen den »herrschenden Geschmack«, den »unnützen Plunder« und die »Athletik« der Gelehrten auftritt. Dieser Zeitpunkt — Kant vollendete damals sein 38. Lebensjahr — würde denn auch mit der in der »Anthropologie« (S. 238) und in den Nachlaßreflexionen mehrfach geäußerten Ansicht stimmen, daß der endgültige Charakter beziehungsweise die »Denkungsart« des Menschen sich in der Regel erst gegen das vierzigste Jahr hin festsetze. In der »Anthropologie« heißt es von dieser »Revolution« — denn nur eine völlige »Wiedergeburt« könne da helfen, »fragmentarisch ein besserer Mensch werden zu wollen«, sei vergeblich —: »Vielleicht werden nur wenige sein, die sie vor dem dreißigsten Jahre versucht, und noch weniger, die sie vor dem vierzigsten fest gegründet haben.«

² »Philosophische Bibliothek«, 50. Band, S. 321 bzw. 323. Ich werde möglichst wenig zitieren; wo es geschieht, in der Regel nach meiner Kant-Ausgabe in den Bänden 37 bis 50 der »Philosophischen Bibliothek« (F. Meiner, Leipzig); Nachlaß im allgemeinen nach Band 15 und 16 der Akademie-Ausgabe.

Bei aller aufrichtigen Bewunderung Rousseaus konnte es indessen nicht ausbleiben, daß die Verschiedenheit von Kants Wesensart gegenüber dem Genfer auf die Dauer sich geltend machte: Nüchternheit gegen Leidenschaft, Besonnenheit gegen Überschwang, Verstand und Vernunft gegen Phantasie und Gefühl. Wie konnte ein Denker von der Größe Kants mit dem Ausspruch Rousseaus übereinstimmen, daß »ein Mensch, welcher nachdenkt, ein verschlehtes Tier (*animal depravé*) ist«. Nun, wo er ihn zum zweiten Male las und »allererst mit Vernunft überfah«, bemerkte er auch seine Schwächen, vor allem die Neigung zu Paradoxien. »Der Eindruck, der hier-nächst folgt«, so hat er selbst es in Worte gefaßt (50. Band, S. 322), »ist die Befremdung an seltsamen und widersinnigen Meinungen, die demjenigen, was allgemein gangbar ist, so sehr entgegenstehen, daß man leichtlich auf die Vermutung geratet, der Verfasser habe vermöge seiner außerordentlichen Talente und Zauberkraft der Beredsamkeit nur beweisen und den Sonderling machen wollen, welcher durch eine einnehmende und überraschende Neuheit über alle Nebenbuhler des Witzes hervorstecht.« Noch immer überwiegt trotzdem auch in den siebziger Jahren die Verehrung. Man soll, sagt er in einer Reflexion aus der Zeit um 1773/74 (Akademie-Ausgabe, 15. Band, Nr. 1266) mit Beziehung auf Rousseau, sein Urteil über einen Menschen nicht durch dessen »befremdliche Eigenheiten« stören lassen, sondern »indem man das Zufällige mit Schonung beurteilt, das Talent und die Gutsartigkeit gewahr werde«.

Ähnlich muß er ihn in seinen populären Vorlesungen über Logik und Anthropologie charakterisiert haben. So 1772: »Rousseau ist eines der größten Genies. Er mischt aber in seine Schriften was Romanhaftes, daher wird sein scharfer Geist nicht von allen recht eingesehen, und die Stärke seiner Argumente bleibt einem Teil seiner Leser unbekannt.«³ 1775: »Von den Schriften, wo die Schönheit der Gründlichkeit vorgezogen ist, sind des Rousseau keine« (ebenda, S. 106). Um 1780: »Rousseau zeigt viel Verstand in seinen Schriften, läßt sich aber zu sehr durch seinen Enthusiasmus hinreißen; aber er hat auch sehr viel Gutgemeintes und Wahres, daß man es einem jeden überlassen muß, dies von jenem Enthusiastischen zu unterscheiden« (S. 238). Rousseau, sagt er nach Starke (J. Kants Menschenkunde, 1831, S. 175), gehöre zu den oft sehr vernünftigen Leuten, die die Welt Träumer nennt, weil »sie die Dinge ganz anders ansehen als andere«. »Allein er denkt richtig und sieht weiter als andere Leute.« So wird er auch in den Reflexionen des Nachlasses mit Plato und St. Pierre zu den »Phantasten der Vernunft« (15. Band, S. 210 und 705 f.) oder den »achtungswürdigen Schwärmern« (S. 406) gezählt: ein solcher Enthusiast belebe »die Festigkeit in guten Vorsätzen und den Mut in Handlungen« (S. 407).

Aber es finden sich daneben, anscheinend aus späterer Zeit, doch auch ungünstigere Urteile. Aus 1779/80: »Hypochondrische Menschen wie Tacitus und Rousseau haben den Kopf voll trauriger Fragmente« (bei Schlapp, S. 174). Insbesondere sind (bei Starke, S. 180 f.) seine an Verfolgungswahnsinn grenzenden krankhaften Grillen hervorgehoben: »Rousseau war ein Mann von großer Laune, hatte aber auch wunderliche Grillen und einen großen Hang zum Argwohn; er glaubte immer Ränke zu bemerken, so daß seine Phantasie sehr nahe an Wahnsinn grenzte.« Und: »Rousseau

³ Bei O. Schlapp, »Kants Lehre vom Genie usw.«, Göttingen 1901, S. 72.

hatte eine eingebildete Grille, da er glaubte, alle Menschen verschwören sich gegen ihn«, während Kant frischweg meint: »Ein gescheiter Mann bekümmert sich nicht viel um Feindschaft, ebensowenig als um Freundschaft.« Ja, er leidet die Krankhaftigkeit und die Paradoxien Rousseaus und eines anderen Lieblingschriftstellers von ihm, des Satirikers Swift, dieser beiden »vorzüglichen Köpfe«, aus physiologischen Gründen her: »Als sie anatomiert wurden, fand man bei beiden Wasser im Kopfe. Rousseau wurden 6 Unzen abgezapft; und dies war die Ursache ihres Genies und muß die besondere Geisteshandlung hervorgebracht haben.« (Vergl. auch die kurze Nachlaß-Notiz, 15. Band, S. 210: »Wasser im Kopfe Rousseaus und Swifts«.)

Wir sehen also schon aus dieser allgemeinen Entwicklung, daß Kant zwar durch Rousseau zu Anfang der sechziger Jahre, freilich mehr in seinem allgemeinen Fühlen als in seiner Philosophie, mächtig beeinflusst worden ist, daß aber dann seine eigene Natur sich gegen eine allzu starke Beeinflussung gewehrt und ihn auch dem Genfer Denker gegenüber selbständig erhalten hat. Diesen Eindruck gewährt auch noch die letzte von Kant selbst veröffentlichte Druckschrift, die »Anthropologie« (1798), deren letztes Kapitel über den »Charakter der Gattung« im Abschnitt C (S. 281 f.) ausführlich auf Rousseau eingeht. Ein genaueres Urteil über das sachliche Verhältnis beider läßt sich jedoch erst gewinnen, sobald wir den Einzelgebieten, auf denen ein solcher Einfluß zutage tritt, uns zuwenden.

II.

Rousseaus Ruf: Zurück zur Natur! hat bekanntlich auf den verschiedensten Gebieten bahnbrechend gewirkt. Für uns kommen in Betracht Geschichtsphilosophie, Erziehung und Politik, wobei wir unter letzterer Sozial- und Rechtsphilosophie miteinbegreifen. Und zwar läßt sich seine Bedeutung, wie es schon von Kant selbst geschehen,⁴ am einfachsten im Anschluß an seine berühmten Schriften aus der Zeit von 1758 bis 1762 darlegen. Die beiden sogenannten »Discours« von 1750 und 1755 sind die Vorläufer. Beide erklären den herrschenden Zuständen den Krieg: der erste »Über die Wissenschaften und Künste« der Überbildung und Überkultur der Zeit, der zweite »Über die Ungleichheit unter den Menschen« den bestehenden politisch-sozialen Verhältnissen, die bloß Herren und Knechte kennen. Beide sind im wesentlichen kritisch und verneinend, beide geben in der Hauptsache Geschichtsphilosophie. Demgegenüber errichten die beiden größeren Schriften aus dem Jahre 1762 den positiven Neubau: der »Emil« für die Erziehung, der »Gesellschaftsvertrag« (Contrat social) für den Staat. Wir betrachten zunächst Kants Verhältnis zu Rousseau auf dem Felde der Geschichtsphilosophie.

Die geistige Disposition Magister Kants zu Ende der fünfziger Jahre kam, falls sie nicht schon von Rousseau beeinflusst sein sollte, ihm jedenfalls von vornherein entgegen. Schon ein von uns noch nicht berührter Brief Hamanns vom 27. Juli 1769 setzt bei Kant, wenn auch ohne Rousseaus Namen zu nennen, Rousseau-Stimmung »über das Recht der Natur« voraus, die »nichts als großmütige Neigungen in sich und anderen kennt«. Zu der Opposition des Genfers gegen alle trockene Fachgelehrsamkeit stimmt

⁴ »Anthropologie«, S. 281 f. »Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte«, S. 56. Nachlaß, 15. Band, S. 889 f.

ferner ein erst vor mehreren Jahren aufgefundenen, für die noch wenig aufgehellte innere Entwicklung des jüngeren Kant höchst interessanter Brief an Lindner vom 26. Oktober 1759, in dem es heißt: »Ich sitze täglich vor dem Amboss meines Lehrpults und führe den schweren Hammer sich selbst ähnlicher Vorlesungen in einerlei Takt fort. Bisweilen reizt mich irgendwo eine Neigung edlerer Art, mich über diese enge Sphäre etwas auszudehnen, allein der Mangel mit ungestümmter Stimme, sogleich gegenwärtig mich anzufallen und immer wahrhaftig in seinen Drohungen, treibt mich ohne Verzug zur schweren Arbeit zurück...«

Ganz deutlich aber tritt der Rousseausche Einfluß in den Schriften und sonstigen Äußerungen der Jahre 1762 bis 1766 hervor. Zunächst in einer erst kürzlich in den Herder-Papieren der Königl. Bibliothek zu Berlin aufgefundenen und von P. Menger in seinem Buche »Kants Lehre von der Entwicklung in Natur und Geschichte« (Leipzig 1911) teilweise veröffentlichten Quelle: den *Kollegenschriften* des jungen Herder, der von 1762 bis 1764 alle Vorlesungen Kants unentgeltlich besuchen durfte. Hier heißt es unter anderem von der Geographie, sie sei »eine Lehrerin in der Moral«, da sie den »ungekünstelten Wilden« — das heißt die Idealfigur in Rousseaus Discours von 1755 — zeige (a. a. O., S. 72). Im Einklang mit dem ersten Discours steht eine andere Stelle, wo von dem Menschen gesagt wird: Wäre er bloß »vor dies Leben«, also ohne Hoffnung auf Unsterblichkeit, »so braucht er keine Wissenschaften«, worauf die Worte folgen: »wehe dem!« (Rousseau). Und weiter von der Wissenschaft: »Sie wirkt vor sich mehr schädlich — dem Publikum unnütz... Die Wissenschaft quält, reißt vom Vergnügen zurück...« (S. 129). Hier glaubt man wirklich den bildungsüberdrüssigen Jean Jacques Rousseau vom Jahre 1750 reden zu hören! Ähnlich an späterer Stelle (S. 131): »Wissenschaften sind zu frühe Auswüchse der Fähigkeiten, die einst erst zu entwickeln sein werden. Spekulationen schwächen das moralische Gefühl — die Handlungstriebkräfte: alles das Vergnügen, was sie gibt, ist bloß, den einen Trieb zu stillen: den einzigen Trieb zur Wissenschaft, und alle anderen verkleinern, verschwinden? Schädlich war es, daß er jenen erhob, entwickelte... Eine ruhige Seele, gesunder Leib, Erquickung nach Arbeit, Unbesorgtheit vor's Künftige, das ist Glückseligkeit: bei einem Arbeiter, nicht Gelehrten... Der Gelehrte maget, hypochondrisch über unnütze Dinge... Sind nicht die Freuden des Lebens, der Freundschaft besser, schöner?«

Geradezu durchtränkt von der neuen Stimmung sind die Schriften der sechziger Jahre, soweit sie auf Weltanschauungsfragen zu sprechen kommen, von der schon erwähnten Abhandlung wider die Spitzfindigkeiten der Schullogik (1762) an über die »Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen« (1764) hinweg bis zu den »Träumen eines Geistessehers« (1766). Man lese namentlich die mittlere, ganz gefühlsmäßige Abhandlung (Philosophische Bibliothek, 50. Band), wiewgleich darin Rousseaus leidenschaftliches Pathos zu sanfter Schwermut oder auch heiterer Ironie gedämpft erscheint und — was man doch nicht vergessen darf! — an Stelle des Rousseauschen Naturmenschen die Antike und die Gegenwart gepriesen werden, in der »wir den richtigen Geschmack des Schönen und Edlen sowohl in den Künsten und Wissenschaften als in Ansehung des Sittlichen aufblühen sehen« (Schluß, S. 61). Des »Versuches über die Krankheiten des

Kopfes« (1764) haben wir schon gedacht. Aus demselben Jahre stammt eine von Kant verfaßte Notiz in den »Königsberger Gelehrten und Politischen Nachrichten«. Es handelte sich um eine Art Naturmenschen, der sich mit einem achtfährigen Knaben in den Waldungen bei Königsberg aufhielt und von den Städtern als Naturwunder angestaunt wurde. Unserem Magister schien »für Augen, welche die rohe Natur gerne auspähen«, merkwürdiger als der fünfjährige »Faunus« selbst der in den Wäldern aufgewachsene »kleine Wilde«, der ihm mit seinem freimütigen Gesicht und Wesen ohne jene »blöde Verlogenheit, die eine Wirkung der Knechtschaft oder der erzwungenen Achtsamkeiten in der feineren Erziehung wird«, ein »vollkommenes Kind in demjenigen Verstand zu sein« schien, »wie es ein Experimentalmoralist wünschen kann, der so billig wäre, nicht eher die Sätze des Herrn Rousseau den schönen Hirngespinnsten beizuzählen, als bis er sie geprüft hätte« (ebenda, S. 65).

Von besonderer Wichtigkeit aber für unser Thema sind jene oben schon mehrfach berührten »Fragmente aus dem Nachlaß«, das heißt Aufzeichnungen, die Kant in sein Handexemplar der »Beobachtungen«, mithin in den Jahren nach 1764 eingetragen hatte (ebenda, S. 305 bis 346). Dort wird der Naturmensch in seiner Einfachheit und Genügsamkeit geschildert (S. 306), die »gefühlvolle Seele (nicht Rede!)« als »die größte Vollkommenheit« gepriesen (S. 307), die Glückseligkeit des Menschen im Naturzustand, in dem man »gut sein kann ohne Tugend und vernünftig ohne Wissenschaft«, anerkannt (S. 309) und die »Rousseausche Methode« derjenigen der »jetzigen Moralisten« entgegengesetzt, die von so viel Übeln und Versuchungen redet, die jene gar nicht kennt; überhaupt der »wohlgearteten« vom »wohlgestifteten« Menschen »sehr« unterschieden (S. 311). Die Lust zur Wissenschaft ist bei vielen »bloß erkünstelt« (S. 329) und dient den meisten nur als Werkzeug der Eitelkeit (S. 320); zu den größten Schäden gehöre »die Sintflut von Büchern, womit unser Weltteil jährlich überschwemmt wird«. Das sind alles echt Rousseausche Gedanken, ebenso wie die von den schlimmsten Übeln, der Ungleichheit und der Unfreiheit, auf die wir im letzten Abschnitt noch zurückkommen werden.

Allerdings werden auch Bedenken geäußert. Es sei »sehr schwer einzusehen«, ob es der Mensch wirklich im Naturzustand besser haben würde, weil er erstens »sein Gefühl vom einfachen Vergnügen verloren hat« und zweitens das bei dem heutigen »gestifteten« Zustand herrschende Verderben in seinen Gedanken in jenen »Stand der Einfachheit« verlegt. Neben des letzteren »Glückseligkeit ohne Geschmack« sei auch ein solcher »mit Geschmack« (das heißt Kultur), der auf der »gefühlvollen Seele« beruhe, denkbar (S. 309). Und wenn man (mit Rousseau) die Glückseligkeit der Wilden erwäge,⁵ so tue man das »nicht, um in die Wälder zurückzukehren, sondern nur, um zu sehen, was man verloren habe, indem man — andererseits ge-

⁵ Wie aus seinen allerdings später gehaltenen Vorlesungen über Pädagogik hervorgeht, ließ er, mit seinen reichen ethnographischen Kenntnissen, sich überdies keineswegs durch Rousseaus Idealisierung des Naturmenschen bestechen. Der Gegensatz der »wildten Nationen« zur zivilisierten Lebensweise der Europäer, meint er dort (50. Band, S. 214), beruhe keineswegs auf einem »edlen Hang zur Freiheit, wie Rousseau und andere meinen«, sondern auf einer »gewissen Rohigkeit, indem das Tier hier gewissermaßen die Menschheit noch nicht in sich entwickelt hat«.

winnt«. Das ist übrigens auch im Sinne des Rousseau von 1762 gesprochen (zum Beispiel auf S. 18); ebenso wie der folgende Nebensatz (S. 316): »Damit man in dem Genuß und Gebrauch der geselligen Uppigkeit nicht mit unnatürlichen und unglücklichen Neigungen derselben festlebe und ein gesellfester Mensch der Natur bleibe«. Das ist jedenfalls Kants Ideal, das wir ihn später als die Vereinigung von »Natur« und »Kultur« werden bezeichnen sehen. Jene Betrachtung (der Glückseligkeit des »Wilden«) diene bloß zum »Richtmaß«; denn »niemals schafft die Natur« — so wird hier ein wichtiger Unterschied hervorgehoben — »einen Menschen zum Bürger, und seine Neigungen und Bestrebungen sind bloß auf den einfachen Zustand des Lebens abgezielt«. Ubrigens habe der einfache Mensch der Natur »wenig Verführung, lasterhaft zu werden, lediglich die Uppigkeit macht den großen Reiz« (S. 310). Seine eigene Methode unterscheidet Kant schon hier von derjenigen Rousseaus: dieser verfähre synthetisch und fange vom natürlichen Menschen an, er selbst analytisch, indem er mit dem gesitteten beginne.

Trotz der Fülle von Gedanken, die in diesen »Fragmenten« an Rousseau anklingen, bietet doch auch der Nachlaß der siebziger Jahre noch einige Fortbildungen. Durch Rousseaus Betrachtungen über den Luxus angeregt — Adickes weist in seinen »Anmerkungen« (Akademie-Ausgabe, 15. Band, S. 441 bis 443) ausführlich auf die entsprechenden Rousseaufstellen hin — scheint die nationalökonomisch interessante Stelle 15. Band, S. 441: »Nicht produktive Arbeiter werden gefüttert. Depopulation«, verglichen mit folgender Ausführung, die Herder sich bereits 1763/64 in seiner Nachschrift von Kants Kolleg über Ethik notiert hat: »Es ist wahr, der Luxus beschäftigt Arme; aber es würde keine Arme ohne Luxus geben; und der Luxus kompensiert seinen eigenen Schaden sehr schlecht, unrecht werden unnütze Leute unterhalten, die so wie unnütze Hände sind; indessen werden die nützlichen Leute in Armut darben.«⁶ An eine vorhin zitierte Stelle aus den »Fragmenten« erinnert eine aus dem Ende der siebziger Jahre stammende Reflexion des Nachlasses (15. Band, Nr. 1454): »Rousseau vom Schaden der Wissenschaften und der Ungleichheit unter den Menschen« — also in seinen beiden Discours — »hat ganz recht, aber nicht als Forderung, dahin zurückzu kehren, sondern darauf zurückzuweisen, um in dem Wege zur Vollkommenheit auf die Naturzwecke zu sehen, damit jene künstliche Anordnung immer mehr mit der Naturordnung einstimmt werde«. So »wird vollkommene Kunst wieder zur Natur«, das heißt wir kehren auf dem Wege über die Kultur zwar nicht zum »Naturzustand« der Wilden, wohl aber zu natürlichen Zuständen zurück.

Dahin also wird Rousseaus Lehre jetzt immer bestimmter ausgelegt, beziehungsweise weitergebildet; denn bei Rousseau selber befindet sich meines Wissens eine so bestimmte Formulierung nicht. Zwar wird immer wieder die Frage aufgeworfen, ob »die Kultivierung und Zivilisierung mehr Übel bei sich führe als die rohe Natur«. Aber es werden den »unerhörten Laster«, die sie ebenso im Gefolge hat wie das »Studieren neuer Irrtümer«, doch auch

⁶ In diesen Zusammenhang gehört auch eine Stelle der 1790 erschienenen »Kritik der Urteilskraft« (S. 41): »Ich kann noch überdem auf gut Rousseauisch auf die Eitelkeit der Großen schmähen, welche den Schweiß des Volkes auf so entbehrliche Dinge (wie Luxusbauten) verwenden.«

die »neuen Tugenden« gegenübergestellt, die sie hervorbringt. Und als die Naturbestimmung des Menschen wird schließlich doch »die Entwicklung aller Talente und die auf die höchste Kunst gegründete Glückseligkeit und Gütartigkeit« bezeichnet. »Kunst«, das heißt in diesem Falle: Kultur! Wie denn auch der ganze Passus (15. Band, S. 636) mit den Worten schließt: »Moralität ist eine Sache der Kunst, nicht der Natur. Rohe Zeitalter sind grausam, gewalttätig.« Auch S. 778 (aus der Zeit um 1775 bis 1777) wird ausdrücklich mit Beziehung auf das Rousseausche Problem der gestiftete Zustand für besser als der wilde erklärt, wenn — »der Zirkel« — wir wissen jetzt: von der Natur über die Kultur zurück zur Natur — »geschlossen ist«. Ebenso wird um dieselbe Zeit im Anschluß an die Frage »Rousseaus: vom Stande der Natur, ob es nötig sei, in die Wälder zurückzukehren?« die Antwort erteilt: »Der natürliche Mensch ist physisch vollkommener (als Tier, auch glücklicher, freier); aber der bürgerliche moralisch in Ansehung der Menschheit überhaupt« (S. 783).

Nur eine Bestätigung von dem allem und zugleich eine Versöhnung mit Rousseau stellt es dar, wenn ein Kollegentwurf zur »Anthropologie« aus den achtziger Jahren die »ganze Absicht des Rousseau« darin erblickt: »den Menschen durch Kunst dahin zu bringen, daß er alle Vorteile der Kultur mit allen Vorteilen des Naturzustandes vereinigen könne. Rousseau will nicht, daß man in den Naturzustand zurückgehe, sondern dahin zurückgehen soll«, bezweckt mithin »Vereinigung der Extreme«, das heißt von Natur und Kultur (15. Band, S. 890). Dem entspricht endlich auch S. 896: »Rousseau erhebt die Natur, und die ist auch unser Beziehungspunkt bei aller Kunst: nämlich jener nicht Gewalt anzutun, sondern sie nur vollkommen zu entwickeln.«

Die erste zusammenhängende geschichtsphilosophische Abhandlung Kants »Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht« (November 1784) beschäftigt sich nur an einer Stelle (S. 15) ausdrücklich mit Rousseau. Sie meint, dieser habe »so unrecht nicht« gehabt, wenn er »den Zustand der Wilden« der gegenwärtigen Kultur »vorgezogen« habe, solange letztere nämlich ihre letzte, höchste Stufe noch zu ersteigen habe. Er tut dabei den auch in seinem Nachlaß in ähnlicher Form öfter auftretenden klassischen Ausspruch: »Wir sind im hohen Grade durch Kunst und Wissenschaft kultiviert. Wir sind zivilisiert bis zum Überlästigen, zu allerlei gesellschaftlicher Artigkeit und Anständigkeit. Aber uns schon für moralisiert zu halten, daran fehlt noch sehr viel.«

Eingehender kommt er in dem nächsten geschichtsphilosophischen Aufsatz »Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte« (Januar 1786) auf den »berühmten J. J. Rousseau« zurück. »In seiner Schrift über den Einfluß der Wissenschaften und der über die Ungleichheit der Menschen« zeige er »ganz richtig den unvermeidlichen Widerstreit der Kultur mit der Natur des menschlichen Geschlechts als einer physischen Gattung, in welcher jedes Individuum seine Bestimmung ganz erweisen sollte« (S. 56): aus welchem Widerstreit ... alle wahren Uebel entspringen, die das menschliche Leben drücken, und alle Laster, die es verunehren« (S. 57). Es komme das dadurch, daß »die Anreize zu den letzteren, denen man desfalls Schuld gibt, an sich gut und als Naturanlagen zweckmäßig sind, diese Anlagen aber, da sie auf den bloßen Naturzustand gestellt

waren, durch die fortschreitende Kultur Abbruch leiden und dieser dagegen Abbruch tun« (S. 57 f.). Wofür neben anderen Beispielen (Widerspruch zwischen der natürlichen körperlichen Reife des Jünglings und seiner gesellschaftlichen Unmündigkeit, weiterer Widerspruch zwischen der Lebenskurze des Menschen und seinen Kulturaufgaben) auch derjenige der rechtlichen Ungleichheit angeführt wird: »über die Rousseau mit vieler Wahrheit klagt, die aber von der Kultur nicht abzusondern ist, solange sie gleichsam planlos fortgeht (welches eine lange Zeit hindurch gleichfalls unvermeidlich ist), und zu welcher die Natur den Menschen gewiß nicht bestimmt hatte« (S. 58, Anmerkung). Dies werde so lange dauern, bis eben— man fühlt sich erinnert an Engels' »Sprung aus der Notwendigkeit in die Freiheit« — ein Plan der Erziehung »der Regierung, der Religion« gemacht wird (15. Band, S. 896). Dann erst kann und wird jener Zustand eintreten, »da vollkommene Kunst wieder Natur wird: als welches das letzte Ziel der sittlichen Bestimmung der Menschengattung ist«. (»Aufmaßlicher Anfang usw.«, 47. Band, 1, S. 58).

(Fortsetzung folgt.)

Akkordarbeit.

Von Emil Kloth.

Schlagworte haben oft ein sehr zähes Leben. Geprägt unter Verhältnissen, wo ihre Berechtigung anerkannt werden mußte, werden sie auch dann noch verkündet, wenn die soziale Umwelt eine ganz andere geworden ist. Sie überwuchern dadurch jede bessere Erkenntnis und versperren geläuterten Anschauungen den Weg zum Durchbruch.

Zu diesen Schlagworten gehört die Behauptung: »Akkordarbeit ist Mordarbeit.« Gerade in dieser aufgeregten Zeit, wo vielfach ein revolutionäres Phrasentum die Köpfe der Arbeiter verwirrt, üben solche Schlagworte eine unheilvolle Wirkung aus. Rundweg wird die Abschaffung der Akkordarbeit verlangt, obwohl sich alle Einsichtigen darüber einig sind, daß wir, um aus unserem wirtschaftlichen Elend herauszukommen, über das uns auch die freieste Republik nicht hinwegzutäuschen vermag, angestrengt arbeiten müssen. Statt dessen herrscht in den Massen eine starke Arbeitsunlust, mindestens aber die Neigung zu einem gemächlichen Arbeitstempo. Besonders sind jene Schichten der Arbeiterschaft hiervon befallen, die bisher nicht gewerkschaftlich organisiert waren und jeder Kenntnis welt- und volkswirtschaftlicher Zusammenhänge entbehren. Freilich ist ein gewisser berechtigter Grund zur Abneigung gegen die Akkordarbeit und zu anspannender Arbeit überhaupt in der schlechten Ernährung und dem dadurch herbeigeführten Nachlassen der Kräfte des Volkes zu suchen. Allein die bittere Notwendigkeit zwingt uns, alle Kräfte zur Arbeit anzuspannen, da das der einzige Weg ist, um wieder zu gesunden Verhältnissen zu kommen. Gewiß besteht in diesem Falle die Befürchtung, daß die Früchte unseres Fleißes zunächst fast restlos unseren Feinden zugute kommen werden; allein die Welt ist rund, und ein Volk von 70 Millionen wird sich wohl nicht auf die Dauer die Sklavenketten von den Westmächten anlegen lassen.

Unter welchen Verhältnissen ist denn das Wort: »Akkordarbeit ist Mordarbeit« entstanden?

Als die Arbeiter entweder gar nicht oder schlecht organisiert waren und die Akkordarbeit in Formen auftrat, die Karl Margens Behauptungen rechtfertigten: »Der Stücklohn ist zu einer oft fruchtbaren Quelle von Lohnabzügen und kapitalistischen Prellereien aller Art geworden. ... Die Ausbeutung der Arbeiter durch das Kapital verwirklicht sich hier vermittels der Ausbeutung des Arbeiters durch den Arbeiter.«

Zweifellos war für den Unternehmer damals wie jetzt das Bestreben vorhanden, vermittels der Akkordarbeit oder, wie man auf gut Deutsch sagen kann, der Stückarbeit höhere Leistungen von dem Arbeiter zu erlangen. Gerechterweise soll man aber anerkennen, daß der Stücklohn eine weit genauere Berechnung der Produktionskosten, also der kaufmännischen Preisberechnung, ermöglicht, als das beim Zeitlohn der Fall ist. Andererseits kommt auch bei Stückarbeit der tüchtige Arbeiter eher auf seine Rechnung als beim Zeitlohn, vorausgesetzt, daß er den Schutz einer starken Gewerkschaft genießt.

In welchen Formen trat nun früher vornehmlich die Akkordarbeit auf? In dem sogenannten Kolonnenystem, dem Schweißsystem und der Heimarbeit. Der Kolonnenführer oder Vorarbeiter einer Arbeitergruppe vereinbarte mit seinem Unternehmer den Preis einer bestimmten Arbeit, empfing dafür den entsprechenden Geldbetrag und zahlte davon den Lohn an die ihm unterstellten Arbeiter aus. Entweder wurde dieser Lohn als Akkordlohn gezahlt oder auch als Zeitlohn — Wochen-, Tag-, Stundenlohn. Die letztere Art der Lohnzahlung durch den Zwischenunternehmer war die schlimmste, denn unter dessen Antreibung mußten die Arbeiter bei geringerem Lohne genau so schuften, als wenn sie durch Stückarbeit die Möglichkeit besäßen, einen Teil des Ertrags ihres größeren Fleißes in ihre eigenen Taschen zu stecken. Aber auch hierbei beanspruchte der Vorarbeiter einen größeren Anteil des Arbeitsertrags wie seine Mitarbeiter.

Eine andere Form der Lohnteilung war die, daß der Vorarbeiter den höchsten Stundenlohn einsteckte und die anderen Arbeiter nach dem Ermessen des Vorarbeiters und der von ihm abgeschätzten Tüchtigkeit der einzelnen Arbeiter unterschiedliche Löhne erhielten, während der Rest des Akkordlohns unter sie entweder gleichmäßig oder im Verhältnis zu ihrem Stundenlohn verteilt wurde. Da es bei einem solchen System in erster Reihe auf die Gunst des Vorarbeiters ankam und dieser überdies vielfach den mit dem Unternehmer vereinbarten Akkordlohn verschwieg, so war der Ausbeutung des Arbeiters durch den Arbeiter Tür und Tor geöffnet. Noch mehr war das bei dem selbständigen Hausgewerbetreibenden der Fall, der alle Zusätze zur Arbeit von dem eigentlichen Unternehmer erhielt, aber die von ihm beschäftigten Arbeiter selbst anwarb und entlohnte. Da die unter solchen Systemen beschäftigten Arbeiter meist einer mitbestimmenden starken Gewerkschaft nicht angehörten, kollektive Arbeitsverträge zwischen Unternehmer- und Arbeiterverbänden somit nicht vorhanden waren, läßt sich der dumpfe Groll der Arbeiterschaft gegen die Akkordarbeit begreifen. Was Wunder, wenn die aufkommenden, anfangs noch schwachen Gewerkschaften ihre stärksten Bannflüche gegen die Akkordarbeit schleuderten?

So war auch im Buchbinderverband, dessen Vorsitzender ich bin, früher die Akkordarbeit für die Mitglieder verboten. Das Verbot stand jedoch nur auf dem Papier, denn die Akkordarbeit breitete sich immer mehr aus, und

nicht die schlechtesten Vorkämpfer des Verbandes waren Anhänger dieser Entlohnungsart. Ihr höherer Verdienst gestattete ihnen erst, die damals meist unentgeltlichen Agitations- und Organisationsarbeiten zu leisten. Im Jahre 1890 erklärte sich der Verbandstag noch als prinzipieller Gegner der Akkordarbeit. Das war aber nur eine Verbeugung vor rückständigen Anschauungen, eine akademische Floskel; denn im gleichen Atemzug, in der nämlichen Resolution erklärte er es »für eine unbedingte Notwendigkeit, daß ein allgemein gültiger Tarif für alle in Betracht kommenden Städte unseres Berufs zur Durchführung gebracht wird«.

Als Vorbild hierfür kam der Leipziger Buchbindertarif mit mehreren tausend Stückpreisen in Betracht. Nur bei Arbeiten, »für die sich die Berechnung nach Stückpreisen als ungeeignet oder schädlich für die Kollegenschaft erweist, erachtet es der Verbandstag für notwendig, daß mit aller Entschiedenheit gegen eine solche Entlohnungsweise Front gemacht und dafür der Zeitlohn erstrebt wird«. Seitdem hat der Verband bei den verschiedensten Gelegenheiten, auf Verbandstagen, Gauleiterkonferenzen, bei Verhandlungen mit Unternehmern usw. bestimmt erklärt, daß er kein Gegner der Akkordarbeit sei. Erst neuerdings, auf der letzten Gauleiterkonferenz im November 1918, wurde dieses Bekenntnis gegenüber dem Verlangen auf Abschaffung der Akkordarbeit aufs neue bekräftigt. Dort erklärte sehr treffend ein Kollege, der seit Jahrzehnten im Stücklohn arbeitet: »Gerade weil durch die vorherrschende Teilarbeit die Arbeit sehr eintönig ist, gewinnt man ihr durch das Bewußtsein eine gewisse Arbeitsfreudigkeit ab, daß man sich zu sagen vermag: Leistest du etwas, dann gibst dir dein höherer Lohn wenigstens die Möglichkeit, in deinen freien Stunden die Einförmigkeit der Arbeit durch edle Unterhaltung der verschiedensten Art auszugleichen.«

Auch aus eigener Erfahrung sowohl als langjähriger Akkordarbeiter wie als Mitausarbeiter unseres Stücklohntarifs, wobei ich mit Hunderten von Kollegen zusammenkam, habe ich nicht empfunden, daß Akkordarbeit Mordarbeit sei. Durchweg arbeiteten die Kollegen lieber im Stück- als im Zeitlohn.

Bei dem jetzt eingeführten gesetzlichen Achtstundentag fallen erst recht manche früheren Einwände gegen die Akkordarbeit fort, da die Abspannung nicht so groß ist als bei längerer Arbeitszeit.

Daß früher die Abneigung gegen die Akkordarbeit allgemein war, läßt sich nicht leugnen. Auch der Internationale Arbeiterkongreß zu Brüssel (16. bis 22. August 1891) verurteilte in folgender mit allen gegen eine Stimme (Domela Nieuwenhuis-Holland) angenommenen Entschließung die Akkordarbeit:

In Erwägung, daß die Stück- und Akkordarbeit immer mehr in der Groß- und Kleinindustrie sich einbürgert, daß diese Form der Lohnzahlung die Ausbeutung der Arbeitskraft und damit die Armut und das Elend der Arbeiter immer mehr vergrößert und den Arbeiter immer mehr zur Maschine macht — daß durch die Konkurrenz, die unter diesem System die Arbeiter sich gegenseitig machen, dasselbe dazu dient, daß bei Berechnung der Stück- und Akkordlöhne die Leistungen der besten Arbeiter zur Grundlage der Berechnung genommen werden — endlich, daß dieses System eine beständige Ursache zu Streitigkeiten zwischen Arbeitern und Unternehmern und zwischen Arbeitern selbst wird und namentlich auch in der Hausindustrie sich stetig verallgemeinert, ist der Kongreß der Ansicht, daß dieses fluchwürdige System intensiver Ausbeutung eine notwendige Folge der kapitalistischen

Gesellschaftsordnung ist und erst mit der Beseitigung derselben aufhören wird, daß es aber nichtsdestoweniger Pflicht der Arbeiterorganisationen aller Länder ist, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln für die möglichste Beseitigung derselben zu wirken. Die gleichen Anschauungen hat der Kongreß über das sogenannte Sweatingssystem, das System der Zwischenmeister, gegen das ein gleiches Vorgehen empfohlen wird.

Zu beachten ist, daß die vorstehende Entschließung von Belgien eingebracht worden war, dem Lande, das nach Karl Marx die Hölle für die Arbeiter und das Paradies für die Unternehmer war und zum guten Teil auch jetzt noch ist, weil es starke Gewerkschaften nur in beschränktem Maße aufzuweisen hat.

Wenn übrigens das »fluchwürdige System« der Akkordarbeit sowieso erst mit der kapitalistischen Gesellschaftsordnung zu beseitigen ist, dann wird der Kampf gegen dasselbe ein Kampf gegen Windmühlensflügel bleiben. Mit ähnlichen Gründen könnte man auch gegen die Maschinenarbeit und auch gegen die Zeitlohnarbeit zu Felde ziehen. Denn beide Systeme bieten gleiche oder ähnliche Möglichkeiten, den Arbeiter zur Maschine zu machen, und hindern nicht die Konkurrenz der Arbeiter untereinander, wenn diese nicht solidarisch fühlen und handeln.

Vor dem Altar der internationalen Kongresse braucht man nicht anbetend auf den Knien zu liegen, denn deren Beschlüsse tragen durchaus nicht immer der Weisheit letzten Schluß in sich. Sie sind keineswegs immer von der Erwägung ausgegangen, daß alle praktische Politik die Kunst des Möglichen sein muß. Lehnte doch beispielsweise zwei Jahre später der in Zürich tagende Internationale Arbeiterkongreß eine Resolution der von ihm zu dieser Frage gewählten Kommission ab, die die Bildung nationaler Berufsverbände und den Abschluß internationaler Verbindungen zwischen denselben empfahl, und nahm dafür eine Resolution an, die die Gründung internationaler Verbände zur Bedingung machte. In keinem Lande hat man sich nach der letzteren weltfremden Resolution gerichtet, sondern hat so gehandelt, wie es die abgelehnte Resolution empfahl. Gewiß nicht zum Schaden der Arbeiterschaft.

Ein ganz anderes Gesicht bekommt die Akkordarbeit, wenn starke Gewerkschaften kollektive Arbeitsverträge erzwungen haben, in denen auch die Akkordarbeit tariflich geregelt wird. Dadurch wird die Konkurrenz und Ausbeutung der Arbeiter untereinander aufgehoben, denn wer unter Tarif arbeitet, wird aus der Gewerkschaft ausgeschlossen. Ebenso läuft auch der tarifuntreue Arbeitgeber Gefahr, aus der Tarifgemeinschaft ausgeschlossen zu werden. Gerade weil die Akkordarbeit größere Möglichkeiten kapitalistischer Prellerei und Ausbeutung bietet, wenn der einzelne Arbeiter dem Kapitalisten entgegensteht, um so mehr ist der Arbeiter auf den Schutz seiner Gewerkschaft angewiesen. Er weiß daher auch sehr wohl, daß das Hochhalten einmal errungener guter Stückpreise nur mit Hilfe einer starken Gewerkschaft möglich ist und daß der an diese zu zahlende Beitrag in keinem Verhältnis zu den Vorteilen steht, die sie ihm bei der Aufrechterhaltung seiner Lebenshaltung bietet.

Die höheren Löhne der Akkordarbeiter bilden zugleich einen Ansporn für die im Zeitlohn Beschäftigten, ihre Löhne höher zu treiben. Ferner erweckt die größere Freiheit des Stückarbeiters bezüglich der Verfügung über

seine Arbeitszeit — er kann leichter einen schönen Sommertag zu einem Ausflug benutzen als der Wochenlohnarbeiter und dergleichen mehr — bei dem Zeitlohnarbeiter das Verlangen nach kürzerer Arbeitszeit, nach Einführung von Ferien usw.

Die Akkordarbeit ist nicht auf alle Arbeiten und Gewerbe anwendbar. Es gibt daher Gewerkschaften, die die Stückarbeit grundsätzlich verwerfen. Ich mag mir nicht an, mit ihnen darüber zu rechten, ob sie damit recht handeln oder nicht. Das müssen sie selbst am besten zu beurteilen verstehen. Aber meines Wissens stehen die meisten Gewerkschaften nicht auf dem Standpunkt der grundsätzlichen Verwerfung der Stückarbeit; im Gegenteil: man hört desto weniger von einem grundsätzlichen Kampfe gegen die Stückarbeit, je stärker die Gewerkschaften geworden sind. Diese Erfahrung beschränkt sich nicht bloß auf Deutschland; sie scheint ein allgemein günstiges wirtschaftliches Gesetz zu sein.

Lehrreich ist noch immer, was das Ehepaar Webb in seinem bei J. H. W. Dieß Nachfolger (Stuttgart) in deutscher Übersetzung erschienenen Werke »Theorie und Praxis der englischen Gewerkvereine« geschrieben hat. Danach nahmen die größten englischen Gewerkvereine die folgende Stellung ein:

1. 49 Gewerkvereine mit rund 573 000 Mitgliedern — darunter die reichsten und mächtigsten — sind unbedingte Anhänger des Stücklohns;
2. 24 Gewerkvereine mit 140 000 Mitgliedern erkennen in den verschiedenen Berufsgruppen sowohl Stücklohn als auch Zeitlohn an;
3. 38 Gewerkvereine mit 290 000 Mitgliedern bestehen auf Zeitlohn.

Nach Abschätzung des englischen Arbeitsamts arbeiteten — mit Ausschluß der Landwirtschaft und der häuslichen Dienstboten — 67 Prozent im Zeitlohn. Es scheint demnach wahrscheinlich, daß unter den Gewerkvereinslern ein größerer Prozentsatz im Stücklohn arbeitet als in den unorganisierten Gewerben. Bemerkenswert ist, daß dieselben Gewerkschaften, die in England den Stücklohn verwerfen, dies auch in Deutschland tun; woraus hervorgehen dürfte, daß diesem Verhalten allgemein wirkende Ursachen zugrunde liegen.

Man verzeihe mir die Keßerei: ich glaube nicht, daß in einer sozialisierten Produktion die Stückarbeit verschwinden wird, sondern nehme vielmehr an, daß sie dann erst recht sich durchsetzen wird, wenn der Lohndruck verschwunden sein und jeder Arbeiter am gesellschaftlichen Reichtum das größte Interesse haben wird.

Für die Gegenwart bedeutet die Abschaffung der Akkordarbeit einen schweren volkswirtschaftlichen Fehler, denn kein Gott hilft uns über die bittere Wahrheit hinweg, daß wir ein armes Volk geworden sind, das sich nur durch angestrengte Arbeit aus seinem Elend emporzurichten vermag. Nur durch solche Arbeit können wir wieder wettbewerbsfähig auf dem Weltmarkt werden. Daß wir aber des Weltmarkts bedürfen, beweisen schlagend unsere Ein- und Ausfuhrziffern vor dem Kriege, aus denen mit unzweifelhafter Deutlichkeit die Notwendigkeit der Einfuhr großer Mengen von Lebens- und Futtermitteln sowie von Rohstoffen aller Art hervorgeht, die wir mit den Erzeugnissen unseres Gewerbefleißes zu bezahlen gezwungen sind. Zu einem geschlossenen Handelsstaat, der alles Nötige innerhalb der Grenzen seines Wirtschaftsgebiets selbst zu erzeugen vermag, fehlen uns die Vorbedingungen, ganz abgesehen davon, daß sich die feindlichen Mächte

den Ausschluß von unserem inneren Markt nicht gefallen lassen werden, denn, was viel zu wenig beachtet worden ist, Präsident Wilson hat in seiner großen Rede am 27. September 1918 vor dem amerikanischen Kongreß im Punkt 4 seiner 5 Punkte für den Weltfrieden ausdrücklich erklärt: »Es kann, und das geht mehr ins einzelne, keine besonderen wirtschaftlichen Kombinationen innerhalb des (Völker-)Bundes geben, keine Anwendung irgendeiner Form wirtschaftlichen Boykotts oder Ausschlusses, abgesehen von der im Völkerbund selbst als Strafmaßregel verhängten Ausschließung von den Weltmärkten, die als Mittel der Disziplin und der Kontrolle dient.«

Damit soll doch wohl gesagt sein, daß die ausländischen Waren wieder auf unserem Markte erscheinen werden und daß wir daher wieder, wie vor dem Kriege, nur die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit auf unsere Erzeugnisse verwenden dürfen, wollen wir uns nicht immer tiefer in wirtschaftliches Elend hineinreiten.

Politische Unreife.

Eine Schuldfrage.

Von Hans Häring.

Das Gottesgnadentum ist vorüber, das alte Obrigkeitssystem gestürzt, die politische Macht ist dem deutschen Proletariat mit einem Schlage zugefallen. Die Revolution hat alle Zusammenhänge mit dem politischen Organisationswesen der Vergangenheit gelöst. Neue Rechte und Pflichten sind der breiten Masse des Volkes erwachsen, die ihr bisher vorenthalten waren, so daß sich die Mehrheit noch kein richtiges Bild von dem erweiterten Gesichtskreis zu machen vermag. Wir sehen mit Bedauern, wie recht jugendlich sich daher die junge Republik gebärdet. Wir haben schon während des Krieges viel hören müssen von »politischer Unreife« des deutschen Volkes. Noch vor wenigen Monaten hat man versucht, mit dieser Ausrede die Wahlrechtsfrage zu ersticken. Jetzt wieder will eine große demokratisch-bürgerliche Parteibewegung dafür sorgen, daß sich die bürgerliche Demokratie in der Intelligenz denjenigen Platz sichert, der ihr gebührt. Wir können uns den Luxus unnötiger politischer Reibungen nimmer leisten. Aberdies: Es hat nicht im Willen der Revolution gesteckt, das Bürgertum völlig auszuschalten und machtlos zu machen. Die Revolutionsregierung war besonnen genug, das Bürgertum dafür, daß es das große Wecken verschlafen hatte, nicht mit dem dauernden Verlust der Ehrenrechte zu bestrafen. Die »Gebühren«-frage wäre also schließlich eine Sache für sich.

Nun aber die andere Frage: Was hat der deutsche Staatsbürger überhaupt, der Unternehmer, Arbeiter, Bauer — wir alle: was haben wir bisher an politischer Bildung erfahren? War es nicht etwa so: die Volks- und Mittelschule, die der Deutsche besuchte, hat ihn gänzlich damit verschont. Von der politischen Struktur seines Landes, von dem Gefüge rechtlicher oder politischer Institutionen, von dem Vorhandensein, geschweige denn von der Entwicklung unseres Staatslebens bekam der junge deutsche Mensch keine Ahnung. So ließ man ihn den Marsch ins Leben antreten. Dann kamen seine Lehr- und Wanderjahre. Je nach dem Beruf, den er ergriffen hatte und der ihn in diese oder jene soziale Schicht einfügte, blieb er in der Regel ein Produkt seiner Verhältnisse, seiner Umgebung. Er wußte gewöhnlich recht wenig von der Zusammensetzung der Parteien des Reichstags, und noch viel weniger kannte er die Programme und Führer der verschiedenen Richtungen. Seine politische Entwicklung war ganz von seiner persönlichen Empfänglichkeit und seiner Veranlagung abhängig. Zum Indifferenten wurde der Deutsche geradezu erzogen. Die einzige Partei, die wirklich keine Mühe scheute, ihren Anhängern ein tiefer-

gehendes politisches Verständnis beizubringen, war die sozialdemokratische. Zu einer Parteipolitisierung mußte der Deutsche meist erst geschoben werden, weil ihm jeder Keim und jede Vorkenntnis dazu mangelte, während beispielsweise in England fast jeder Prolet weiß, um was es sich für ihn und sein Vaterland dreht. Aber das hatte der Deutsche nicht nötig, dafür wurde er regiert.

Also die »politische Unreife«! Ich sage nein und nochmal nein! Lassen wir uns nicht von Schlagworten täuschen! Mit dieser elenden Phrase vom »mangelnden politischen Sinn der Deutschen« ist gar nichts erklärt bei einem Volke, das tatsächlich ein Volk von Denkern ist! Denn, mein Volk, es handelt sich ja vorerst gar nicht um »Sinn« und »Sehen«, sondern zunächst um die Vorbedingungen dafür: um Kenntnis und Wissen. Kenntnis und Wissen aber sind Sache der Erziehung. Sie kommen niemandem angelogen, sondern müssen vermittelt werden. Wenn die staatsbürgerliche Bildung bei uns zu wünschen übrigläßt, so muß die Wissenschaft, die sie zu ermitteln berufen ist, sich fragen, ob sie in dieser Hinsicht ihren Beruf erfüllt hat. Hat diese Wissenschaft, die meinetwegen den Namen »Politik« oder Staatslehre oder Staatsrechtswissenschaft führen kann, auch nur das Notwendigste getan, um die gewaltige Entwicklung unseres Staatslebens durch Führung des allgemeinen Wissens und Denkens zu begleiten?

Wir wollen die Antwort nicht übereilen. Es fragt sich zunächst: War Deutschland während der ganzen »wilhelminischen Epoche« überhaupt ein Rechtsstaat? In einem Rechtsstaat sind die Wege vorgezeichnet, auf denen jeder einzelne seinen Willen zum Ausdruck bringt. Lag aber nicht bei uns — und während der Kriegsjahre besonders verschärft! — auf Schrift, Rede und Versammlung der ungeheure Druck einer skrupellosen und dabei törichten Zensur? War bei uns nicht auch das Geistesleben militarisiert? Waren nicht Verfassung und Recht vielfach durch Willkür ersetzt? Herrschte nicht über allem die gepanzerte Faust? Die Junkerkaste in Deutschland hat sogar den berühmten § 20 der preussischen Verfassung, der die Wissenschaft und ihre Lehre für frei erklärt, aufgehoben.

Heute atmen wir wieder. Die Sonne steht höher! Die Gewalt der Militärregierung über die Geister ist hoffentlich für alle Zeiten dahin. Die Zeiten sind vorbei, wo sie kraft ihrer Machtbefugnisse die »oppositionellen Elemente« fast willkürlich in den Tod des Schützengrabens oder ins Gefängnis schicken konnte. Ich sage noch einmal: Jene Gewalthaber, die mit machtlüsterner Hand das Wertvollste des deutschen Geistes anzutasten gewagt, die die Enkel eines Goethe und Kant zu unheiliger Tatarenpolitik verführt haben, sind gestürzt. Und nichts konnte und mußte an dem bisherigen Regierungssystem Deutschlands den wahren und echten Patriotismus, und gerade diesen, mit mehr Verachtung, mit mehr Haß erfüllen, als die raffinierte Art dieses Systems, hohe und höchste Werte des Menschen seinen Zwecken nutzbar zu machen.

Die Republik war gezwungen, das auf diese Weise mihkreditierte Erbe vom deutschen Volke mit zu übernehmen. Und nun erleben wir, wie eine gewisse bürgerliche Presse von diesem neuen Staatswesen volle Reife verlangt und sich in kurzschichtigen Schmähungen über den augenblicklichen Zustand ergeht. Der Bürger kann nur politisch, das heißt für den Staat denken lernen, wenn die Wissenschaft vom Staate sich ihm klar und deutlich zeigt im Dienste nicht selbstzwecklicher Gelehrsamkeit, sondern des Staatslebens. Und das fordern wir heute als eine der ersten Aufgaben der neuen Zeit. Heute muß es das Ziel der Vertreter dieser Wissenschaft sein, gereifte Mitarbeiter zu sammeln, welche die Probleme der politischen Bildung und der politischen Pädagogik gemeinsam durchforschen und durchdenken. Der Sinn dieser Wissenschaft muß neu orientiert werden, orientiert an dem Ideal der neuen Menschheitskultur! Und diese Schulreform eilt! Der Wiederaufbau verlangt ein neues, kräftiges und würdiges Geschlecht. Jetzt erst beginnt das zwanzigste Jahrhundert!

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 21

Ausgegeben am 21. Februar 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Aufbau der dritten Arbeiterinternationale.

Von Heinrich Cunow.

Die Vorgänge in Weimar haben die Aufmerksamkeit aller politischen Kreise dermaßen in Anspruch genommen, daß die Zeitungsberichte über die internationale sozialistische Konferenz in Bern nur wenig Beachtung gefunden haben, obgleich die Berner Tagung, wenn sie auch nicht gleiche, in das politische Getriebe sofort eingreifende Resultate nachzuweisen hat, doch in ihren weiteren Folgen vielleicht von der zukünftigen Geschichtsschreibung als ein Moment von nicht geringerer weltgeschichtlicher Bedeutung bewertet werden mag wie die Grundsteinlegung des neuen deutschen Verfassungsbaues in der Voethestadt. Nach den Erfahrungen von Stockholm, der erneuten Aufrollung der Kriegsschuldfrage durch Mitglieder der früheren französischen Parteimehrheit, jetzigen Minderheit, unter Führung von Thomas und Renaudel und der Weigerung der belgischen Sozialisten, sich mit Vertretern der deutschen sozialdemokratischen Parteimehrheit an den Konferenztisch zu setzen, durfte man bezweifeln, ob heute, wo noch die Wunden des Weltkriegs allzu schmerzlich bluten, schon der Zeitpunkt zur Wiederaufrichtung der gesprengten Internationale gekommen sei. Im günstigsten Falle würde es, so schien es noch vor wenigen Wochen, in Bern zu einer Art gegenseitiger halber Annäherung zwischen den Sozialisten der sich bisher feindlich gegenüberstehenden Länder kommen — zu einer den Widerstreitenden von den beiderseitigen neutralen Freunden aufgezwungenen Scheinversöhnung, die viel weniger aus wirklicher Verständigung als aus der Erkenntnis hervorgehen werde, daß die Neuordnung der völkerpolitischen Verhältnisse nicht einfach den in Paris tagenden Machthabern der Entente überlassen bleiben könne, sondern die Arbeiterschaft der betreffenden Staaten ein Wort mitreden müsse. War es auch nicht ausgeschlossen, daß unter geschickter faktischer Führung im Verlauf der Versammlung eine gewisse Stimmung der Solidarität zum Durchbruch kommen und einzelne durch den Krieg zerrissene Freundschaftsbände wieder zusammenknüpfen werde, so hatte sich doch zwischen den Vertretern des Proletariats der feindlichen Länder so viel Mißtrauen aufgehäuft, daß selbst glaubensstarke Optimisten auf ein gegenseitiges Sichwiederfinden in gemeinsamem Streben kaum zu rechnen wagten. Schon dann dürfe man, meinten sie, mit der Berner Tagung zufrieden sein, wenn diese überhaupt nur erst haltbare Fäden zwischen den sozialistischen Arbeiterparteien der feindlichen Staaten knüpfen und damit eine Verbindung für die gegenseitige Verständigung schaffen werde.

Jetzt, nachdem die Konferenz geschlossen ist, muß zugestanden werden, daß sie weit mehr geleistet hat, als erwartet werden durfte, obgleich sie keineswegs unter glücklichen Vorzeichen begann; denn die Sozialdemokratie

des Landes, in dem der Kongreß stattfand, hielt sich zunächst demonstrativ von den Sitzungen fern, da die sogenannten Kienthaler nichts mit den fremden »Sozialpatrioten« zu schaffen haben wollten. Selbst die Optimisten haben, wie man heute sagen kann, die Aussichten der Berner Sozialistenkonferenz zu pessimistisch beurteilt. Das dringende Bedürfnis, die Gestaltung der aus dem Kriegszustand sich herausringenden neuen Welt nicht dem Machtsstreit der Kabinette und dem Ränkespiel der Diplomatie zu überlassen, die sozialpolitischen Interessen der Arbeiterschaft bei der Neugestaltung geltend zu machen und einen Rechtsfrieden zu schaffen, der nicht die Gefahr eines baldigen erneuten Kampfes der Völker heraufbeschwört, hat trotz aller aufsteigenden Erinnerungen und gegensätzlichen Einzelauffassungen die sozialistischen Parteien der kriegsführenden Staaten zu einem Gedankenaustausch und einer Verständigung geführt, die für die Zukunft, wenn die eingeschlagene Bahn weiter eingehalten wird, ein gewisses einträchtiges Zusammenarbeiten im Interesse des internationalen sozialistischen Proletariats verspricht. Besonders kam in den Reden der englischen Teilnehmer an der Konferenz immer wieder die Ansicht zum Ausdruck, daß der Frieden, der in Paris vorbereitet wird, ein Frieden der liberalen Parteiführer, Generale, Finanziers, Reeder, Großindustriellen usw. ist, ein Frieden, der im wesentlichen nur kapitalistisch-imperialistischen Interessen dient, nicht den Lebensforderungen der arbeitenden Massen, und daß deshalb diese Massen ihr ganzes Augenmerk auf Paris richten müssen, damit nicht die die zukünftige Lebenshaltung der Arbeiterschaft berührenden Fragen, die Gebiets-, Finanz-, Schifffahrts-, Rohstoff-, Handels-, Zoll-, Abrüstungsfragen, vor allem aber die Regelung der internationalen Arbeiterverhältnisse in einer Weise entschieden werden, die gegen das materielle Wohl der Arbeiter verstößt und ihre Daseinsbedingungen unter das Niveau herabdrückt, das vor dem Kriege bestand. Charakteristisch dafür ist der von dem englischen Delegierten Stuart Bunning unter Zustimmung seiner Kameraden ausgesprochene Satz: »Die Augen unseres Kongresses sind ausschließlich nach Paris gerichtet!«

Zu Beginn der Tagung freilich schien fast der Erfolg der Berner Konferenz an der Schuldfrage scheitern zu sollen. Während ein Teil der französischen Sozialisten glaubte, daß die Hauptursache des Weltkriegs in der imperialistischen Strömung begründet gewesen ist und deshalb als Vorbedingung für die Wiederaufnahme der internationalen Beziehungen nur das Bekenntnis von seiten der deutschen Mehrheitsdelegation verlangte, daß der Einfall in Belgien gegen das Völkerrecht verstoßen habe, forderte ein anderer Teil der Franzosen eine energische Verurteilung der deutschen Parteimehrheit und ihre Ausschließung aus der neuen Internationale. Auf dem Kongreß war es seltsamerweise gerade der frühere französische Minister Albert Thomas, der ausgesprochenste Vertreter des französischen »sozialpatriotischen Regierungsozialismus«, der ohne Rücksicht auf die Gefahr, dadurch den Kongreß zu sprengen, die Forderung des Ausschlusses der deutschen Mehrheitssozialisten aus der Arbeiterinternationale stellte. In längeren Reden trafen die beiden deutschen Mehrheitsdelegierten Otto Wels und Hermann Müller der Thomaschen Anmaßung entgegen. Müller betonte mit Recht, daß Männer wie Thomas sich kaum dazu eignen, in dieser Sache den Ankläger zu spielen. Zugleich wies er auf die Tatsache hin, daß

das militaristische Regiment in Deutschland gestürzt sei und die Durchführung der Revolution schon an sich der deutschen Sozialdemokratischen Partei die Legitimation gebe, als Gleichberechtigte im Verband der Internationale zu erscheinen.

Von der Partei der »Unabhängigen« sprachen Karl Kautsky und Kurt Eisner. Den größeren Erfolg hatte unzweifelhaft Eisners mit polemischen Ausfällen gegen die deutsche Mehrheitspartei gespickte Rede, da er seine Ausführungen geschickt der augenblicklichen Situation und der Augenblicksstimmung anzupassen wußte, auf jede Würdigung geschichtlicher Tatsachen verzichtete und sich mit der wiederholten pathetischen Versicherung begnügte, die deutsche Sozialdemokratie werde ihre schwere Schuld sühnen, indem sie fortan kämpfend auf dem Wege zum Sozialismus fortschreite.

Nachdem deutsche Mehrheit und Minderheit zum Wort gekommen, zeigte sich jedoch, daß, abgesehen von einem Teil der französischen Delegierten, die anderen Teilnehmer an der Konferenz wenig Wert auf eine lange Erörterung der Kriegsschuld legten. Der nach Kautsky zum Wort kommende englische Delegierte Stuart Bunning erklärte kurzweg unter starkem Beifall seiner Genossen, die Engländer hielten den jetzigen Zeitpunkt nicht für geeignet, die Schuldfrage zu diskutieren. Eine weitere Fortsetzung der Schulddebatte gefährde nur den Zweck der ganzen Konferenz, den Wiederaufbau der Internationale. Er richte deshalb an Thomas den Appell, den Krieg der Regierungen nicht in einen Krieg der Völker zu verwandeln. Jetzt gelte es, die Verhandlungen in Paris zu beeinflussen.

Ähnlich äußerte sich auch Jean Longuet, der Führer der jetzigen französischen Parteimehrheit. Er meinte, daß, wenn über die Mehrheitsrichtung der deutschen Sozialdemokratie zu Gericht geseffen werden solle, dann auch die französischen Regierungssozialisten gerichtet werden müßten. Nun sei der Nationalismus in Berlin und Wien besiegt, dafür erhebe er aber in Paris, London, Rom um so mehr sein Haupt. Die dringendste Aufgabe sei jetzt die Wiederherstellung der Internationale.

Ähnlich sprachen sich, mehr oder weniger entschieden, die Delegierten der neutralen Länder aus. Das Verlangen, die internationalen Beziehungen zwischen den Arbeiterparteien der entzweiten Länder wiederherzustellen als Gegengewicht gegen die in der Bourgeoisie der Ententeestaaten vorherrschenden, neue Völkerkämpfe heraufbeschwörenden Ausdehnungs- und Vergewaltigungstendenzen, überwand allen durch den Krieg aufgestachelten Nationalitätenhader. Die Vertreter der deutschen Sozialdemokratischen Partei trugen diesem dringenden Verlangen dadurch Rechnung, daß sie am Schlusse der Sitzung vom 4. Februar eine Resolution vorschlugen, in welcher der Weltkrieg als Folge der imperialistischen Politik des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnet, zugleich aber von deutscher Seite die Verpflichtung anerkannt wird, durch eine Untersuchung die Vorgänge feststellen zu lassen, die unmittelbar zum Kriege geführt haben. Doch hätte nicht nur Deutschland die Pflicht, die betreffenden Urkunden zu veröffentlichen, sondern auch die anderen am Kriege beteiligten Länder. Ferner wird in der Resolution anerkannt, daß der Einmarsch der deutschen Truppen in Belgien einen Völkerrechtsbruch darstellt, und die von der sozialistischen Revolutionsregierung Deutschlands abgegebene Erklärung wiederholt, daß sie sich bezüglich der

Wiederherstellung Belgiens auf den Boden der Wilsonschen Forderungen stelle.

Auf Vorschlag Brantings wurde diese Resolution zusammen mit jener des französischen Delegierten Albert Thomas an eine Kommission verwiesen. Diese trat mit einem neuen Resolutionsentwurf hervor, der die Schuldfrage, indem er sie auf später vertagte, beiseite schiebt und die Notwendigkeit der gemeinsamen Arbeit des Proletariats der verschiedenen Länder betont. Wörtlich heißt es darin:

Die Konferenz in Bern erkennt an, daß für sie die Frage der unmittelbaren Verantwortlichkeit am Kriege geklärt ist sowohl durch die Aussprache als durch die Erklärung der deutschen Mehrheitssozialisten, welche den revolutionären Geist des revolutionären Deutschlands und dessen völlige Loslösung von dem für den Krieg verantwortlichen alten System bekundet hat. Indem die Konferenz die deutsche Revolution und die demokratischen und sozialistischen Einrichtungen, die sie herbeigeführt hat, begrüßt, sieht sie die Bahn frei für die gemeinsame Arbeit der Internationale. Die weitere Erklärung, die die deutschen Delegierten in der Debatte über den Völkerbund abgegeben haben, überzeugt die Konferenz, daß von nun an die vereinigten Arbeitermassen der ganzen Welt die stärksten Mittel zur Niederhaltung des Militarismus und aller Versuche, die Internationale zu vernichten, verbürgen und gewähren werden. Die Konferenz sieht in den geführten Debatten eine fruchtbare Vorarbeit und überläßt einer künftigen internationalen Konferenz, deren Einberufung unter normalen Verhältnissen erfolgen kann, über die weltgeschichtliche Frage der Verantwortlichkeit das Urteil der Internationale zu fällen.

Die Resolution wurde gegen wenige Stimmen von der Konferenz angenommen. Dafür stimmte auch Albert Thomas, doch konnte er sich nicht enthalten, vorher an die Vertreter der deutschen Sozialdemokratie die herausfordernden Worte zu richten: »Ich will euch ganz offen sagen, daß mein Vertrauen zu euch noch nicht völlig wiederhergestellt ist und es mir deshalb schwer fällt, für die Resolution zu stimmen; ich tue es aber im Vertrauen auf die Massen, die hinter euch stehen!«

Damit war, wenn auch noch nicht die Internationale selbst wiederaufgerichtet, so doch der Baugrund geklärt und fundamentiert, auf dem sich ihr Neubau zu erheben vermag, massiver und ausgedehnter als das lockere Gebilde, das der Sturmwind des Weltkriegs zum Einsturz gebracht hat. In dieser neuen Grundlegung liegt die Bedeutung der Berner Tagung. Ihr gegenüber treten alle anderen Erklärungen und gefaßten Beschlüsse in den Hintergrund zurück, wie wichtig auch einzelne derselben sein mögen, wie zum Beispiel die Völkerbundsresolution, die Annahme des Selbstbestimmungsprinzips (auch die Bevölkerung Elsaß-Lothringens soll selbst durch Volksabstimmung über ihre Zugehörigkeit zu Deutschland oder Frankreich entscheiden), die Zurückweisung der französischen Ansprüche auf das Saargebiet, die Pfalz und das linke Rheinufer, die Erklärung gegen die in Paris geplante neue heilige Allianz kapitalistisch-imperialistischer Tendenz sowie schließlich das Bekenntnis zu den sozialpolitischen Forderungen, die die gleichzeitig in Bern tagende Gewerkschaftsinternationale aufgestellt hatte.

Zunächst galt es, den gemeinsamen Boden für die Zusammenarbeit zu finden; die Aufrichtung des neuen Baus muß späterer Zeit vorbehalten bleiben; denn mit einer bloßen Rekonstruktion ist es nicht getan. Die neue Zeit stellt nicht nur ganz andere Aufgaben an die dritte Internationale, Auf-

gaben, welche die zweite nie zu lösen vermochte, die Arbeiterklasse geht auch selbst als eine ganz andere Wesenheit aus dem Ringen des Weltkriegs hervor. Eine bloße Rekonstruktion würde nirgends den Anforderungen, die die Umwälzung aller politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, die uns vom Krieg als Erbschaft hinterlassene Weltrevolution stellt, zu genügen vermögen. Die dritte Internationale muß, soll sie den kommenden Stürmen trogen, wie ich schon nach dem Zusammenbruch der zweiten Internationale im Jahre 1915 schrieb, eine große internationale Aktions- und Arbeitsgemeinschaft werden: eine auf politischen Parteiformationen und internationalen Gewerkschaftsverbänden ruhende feste Organisation mit gemeinsamen internationalen Sekretariaten, Verständigungs- und Aktionsausschüssen, Vermittlungs- und Arbeitsbüros, interparlamentarischen Kommissionen, internationalen Preßausschüssen, Nachrichtenbüros, Unterrichtsanstalten usw.

Es beginnt eine neue Etappe im Fortschritt der Arbeiterklasse zum Sozialismus, und diese neue Entwicklungsphase bedingt eine andere Art der internationalen Aktion und damit zugleich der internationalen Organisation. Die Formation der zusammengebrochenen zweiten Internationale hatte ihren Schwerpunkt in den einzelnen nationalen Organisationskörpern und beschränkte sich im ganzen auf politischen Meinungsaustausch und gelegentliche politische Demonstrationen; zu einer festen Zusammenfassung der nationalen politischen und gewerkschaftlichen Betätigungen zu einheitlicher internationaler Aktion ist sie nie gelangt. Mag Max Adler auch in seiner Broschüre »Prinzip oder Romantik« im einzelnen übertreiben, so hat er doch durchaus recht, wenn er die zweite Internationale als eine Einrichtung bezeichnet, »die nicht die Internationalität, sondern die Nationalität zu ihrem Organisationsprinzip gemacht hatte, nicht eine Institution zur Vereinigung der Aktion aller Nationen auf einen Punkt, sondern bloß zur Konstatierung ihrer Parallelität, ihrer gleichen Richtung, wo und wie weit sich eben eine solche feststellen ließ«.

Die Internationale muß in ihrer Organisation dem Entwicklungszug folgen. Zwei Entwicklungsstufen hat sie bereits hinter sich; jetzt ist, soll sie ihre geschichtliche Aufgabe erfüllen, eine dritte nötig. Da die in der St. Martins Hall in London gegründete erste Internationale der ganzen damaligen Entwicklungsstufe der Arbeiterbewegung entsprechend nichts anderes sein konnte als eine Zusammenfassung der von einer gemeinsamen Idee beseelten verstreuten sozialistischen Vereine und Personen zu einer Art internationaler Propaganda- und Agitationsgesellschaft, die notgedrungen ihre Aufgabe, mochte sie auch stolz die »Emanzipation der Arbeit« auf ihre Fahne schreiben, fast ausschließlich in der Selbstverständigung über die auftauchenden Fragen und in der Erziehung zur Solidarität sehen mußte, so war für sie kein Platz mehr, als in den Kulturstaaten auf nationalem Boden sich besondere nationale Arbeiterparteien bildeten und in den Parlamenten den Kampf gegen den Kapitalismus aufnahmen. Die 1889 in Paris gegründete zweite Internationale konnte daher auch gar nichts anderes sein als eine lockere Zusammenfassung dieser nationalen Parteien zur Wahrung einer gewissen »Parallelität« und zu gelegentlichen gemeinschaftlichen Demonstrationen. Der alte Liebknecht hatte das richtig erfaßt, als er damals auf dem Pariser Internationalen Sozialistenkongress erklärte: »Die Inter-

ationale Arbeiterassoziation hatte, nachdem sie den Arbeitern aller Länder das gemeinsame Ziel gezeigt, sie die Notwendigkeit des gemeinsamen Handelns und Kämpfens gelehrt hatte, ihre Mission erfüllt. Sie ist nicht tot; sie ist übergegangen in die mächtigen Arbeiterbewegungen der einzelnen Länder und lebt in diesen fort.«

Heute ist aber auch die zweite Entwicklungsphase der Internationale bereits überholt. Die dritte Internationale ist nur noch, soll sie ihren Zweck erfüllen, als internationale Arbeits- und Aktionsgemeinschaft möglich, und alles Festhalten an der früheren Organisationsform und ihren Überlieferungen ist nicht sozialistischer Radikalismus, sondern Konservatismus.

Die neue Agrargesetzgebung.

Von Dr. Georg Flatsow.

Die deutsche Sozialdemokratie hat das Erbe des deutschen Imperialismus in einer Zeit schwerster wirtschaftlicher Krisis angetreten. Die Industrie, von der wir bis zum Ausbruch des Krieges vornehmlich lebten, liegt danieder und wird sich, selbst wenn es gelingt, vom Ausland Rohstoffe zu erhalten, nur schwer erholen, und noch schwerer wird sie die verlorenen Märkte zurückgewinnen. Die Landwirtschaft, verlassen von den mehr als eine Million betragenden fremdländischen Arbeitern und Kriegsgefangenen und durch die Verluste des Krieges um Hunderttausende arbeitsfähiger Menschen geschwächt, verlangt dringend nach Arbeitern. Das Mißverhältnis zwischen dem Menschenüberfluß in den Großstädten und dem Menschenmangel auf dem Lande wird immer größer, die Gefahr des Zusammenbruchs der Landwirtschaft und damit auch unserer Ernährung täglich dringender. Deshalb war es eine zwingende Notwendigkeit für die Regierung, schleunigst diejenigen Maßnahmen zu ergreifen, die geeignet sind, der Landwirtschaft sofort zu helfen, und ferner die Mittel und Wege zu finden, um die deutsche Volkswirtschaft bewußt den voraussichtlichen Notwendigkeiten unseres künftigen Daseins anzupassen.

Die sofortige Hilfe besteht in dem Erlaß einer »vorläufigen Landarbeitsordnung« vom 24. Januar 1919 (»Reichsgesetzblatt«, S. 111), die, um mit Kautsky zu sprechen (vergl. sein Aktionsprogramm vom 12. Januar), dazu bestimmt ist, »die Kulturverhältnisse auf dem flachen Lande zu heben, um den Unterschied zwischen Stadt und Land und damit die Anziehungskraft der Stadt und die Verödung des flachen Landes zu mindern«. Die Anpassung an die künftigen Wirtschaftsbedürfnisse Deutschlands ist erfolgt durch eine »Verordnung zur Beschaffung von landwirtschaftlichem Siedlungsland« vom 29. Januar 1919 (»Reichsgesetzblatt«, S. 115).

Die ländlichen Arbeiterverhältnisse sind seit jeher der stärkste Antrieb zur Landflucht, besonders in Ostelbien, gewesen. Schlechte Wohnungsverhältnisse, niedere Löhne, eine entwürdigende Behandlung, die vielfach in dem Landarbeiter nur den Hörigen der alten Feudalzeit sah, hatten jährlich immer neue Tausende aus dem Gebiet des Großgrundbesitzes zur Stadt getrieben. Alle Versuche unserer Partei, der Landwirtschaft, die stets über Leutenangel klagte, durch die soziale Hebung der Landarbeiterchaft zu

helfen, scheiterten an dem Widerstand der agrarischen Schichten, die sich lieber mit billigen ausländischen Arbeitskräften begnügten. Jetzt fehlen ihr die kriegsgefangenen und fremden Arbeiter; jetzt macht sich der Verlust durch den Krieg bemerkbar, und nun gilt es, nicht im Privatinteresse des Agrariertums, sondern im Interesse unserer gefährdeten Volksernährung, durch Schaffung günstiger sozialer Verhältnisse der Landflucht entgegenzuwirken, die während des Krieges in die Großstadt Zugewanderten zur Rückwanderung zu veranlassen und die großstädtischen Arbeiter nach Möglichkeit zur Abwanderung aufs Land zu ermuntern.

Bereits durch den Aufruf des Rates der Volksbeauftragten vom 12. November 1918 wurden sämtliche Ausnahme Gesetze gegen die Landarbeiter aufgehoben und die Gefindeordnungen beseitigt. Die ländliche Arbeiterschaft stand nunmehr unter den Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuches; als nahezu einzige sozialpolitische Schutzvorschrift galt für sie der im gleichen Aufruf verkündete Achtstundentag vom 1. Januar 1919 ab. Es ist klar, daß diese Regelung, besonders auch der Arbeitszeit, der Eigenart des landwirtschaftlichen Betriebs mit seiner Abhängigkeit von der Jahreszeit und vom Wetter, mit seiner Neigung zur Naturalentlohnung, seinen langfristigen Arbeitsverträgen nicht genügen konnte. Bereits im Dezember vereinbarten denn auch die im Reichs-Bauern- und Landarbeiterrat zusammengeschlossenen landwirtschaftlichen Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände die jetzt mit Gesetzeskraft ausgestattete »Vorläufige Landarbeitsordnung«. Sie enthält, wie alle letzten arbeitsrechtlichen Gesetze, privatrechtliche und öffentlichrechtliche Bestandteile, die letzteren freilich ohne jeden Schutz durch Strafvorschriften, wie sie zum Beispiel in der Gewerbeordnung enthalten sind, und läßt deutlich erkennen, wie dringend notwendig die Kodifikation des gesamten Arbeitsrechts ist, die unter angemessener Berücksichtigung des Tarifvertragsrechts die allgemeinen und die besonderen (beruflichen) Regeln des Arbeitsvertrags enthalten müßte.

Das Wesen der Landarbeitsordnung ist die möglichst genaue Fixierung der beiderseitigen Rechte und Pflichten, die Beseitigung der Willkür aus dem Arbeitsvertrag, die Schaffung eines Arbeiterinnenschutzes und die Regelung der Wohnungsverhältnisse.

Für Verträge mit mehr als halbjähriger Dauer, in denen Naturalbezüge zugesichert sind, ist Schriftform vorgeschrieben. Dies führt von selbst zur Schaffung von Normalverträgen, denen der Inhalt der Verordnung zugrunde zu legen ist, und die klare Rechtsbeziehungen bringen werden. Nehmen sich die beiderseitigen Interessensvertretungen dieser Verträge an, so läßt sich vielleicht noch manche Verbesserung für die Arbeiter schaffen. Als Arbeitszeit sind acht, zehn und elf Stunden in je vier Monaten des Jahres festgesetzt. Der Achtstundentag ist bei dem Saisoncharakter der Landwirtschaft natürlich nicht durchführbar. Die Wege von der Arbeit und zur Arbeit sind nicht mit einzurechnen. Im Sommer sind zwei Stunden Ruhepause zu gewähren. Überstunden sind mit mindestens einem Zehntel des Ortslohns im Sinne der Reichsversicherungsordnung und 50 Prozent Aufschlag zu vergüten. Der bare Lohn ist in der Regel wöchentlich zu zahlen; höchstens ein Viertel von ihm, auf keinen Fall aber mehr als der fünfzehnfache Ortslohn im Sinne der Reichsversicherungsordnung darf bei widerrechtlicher Vertragslösung einbehalten werden. Diese Verschärfung des Ein-

behaltungsrechts gegenüber der Gewerbeordnung (§ 119a) ist mit Rücksicht auf den geringeren Anteil des Barlohns am Gesamtlohn und die meist längere Dauer der Arbeitsverträge festgesetzt. Der Naturallohn ist metrisch zu bemessen. Leistungen ohne Marktwert (Wohnung, Landnutzung) sind mit dem Geldwert schriftlich zu bestimmen. Entsprechend den Vorschriften der Gewerbeordnung ist nach Anhörung des Arbeiterausschusses, soweit er auf Grund der Verordnung über Tarifverträge vom 23. Dezember 1918 zu bilden ist, eine Arbeitsordnung zu erlassen und an sichtbarer Stelle auszuhängen. Sie muß Bestimmungen über Arbeitszeit, etwaige Strafgeelder und deren Verwendung — nur zum Besten der Arbeiter — enthalten.

Der Arbeiterinnen-schuß geht andere Wege wie im Gewerbe. Arbeiterinnen, die ein Hauswesen zu versorgen haben, sind so früh zu entlassen, daß sie eine Stunde vor der Hauptmahlzeit in ihrer Häuslichkeit eintreffen. Haben sie ein größeres Hauswesen zu versorgen, so sollen sie regelmäßig nicht zur Arbeit verpflichtet werden. Die Dehnbarkeit der Vorschriften verrät ihre Schwäche. Ihr Inhalt aber weist den Weg zum künftigen allgemeinen Arbeiterinnenschuß.

Die Wohnungsfrage ist ziemlich eingehend geregelt. Die Wohnung soll sittlich und gesundheitlich einwandfrei und für Verheiratete unter Berücksichtigung der Kinderzahl und Geschlechter ausreichend sein. Die Wohnung der Ledigen soll heizbar, verschließbar und mindestens mit Bett, Tisch, Stuhl, verschließbarem Schrank und Waschgelegenheit ausgestattet sein. Diese Vorschriften geben einen Anhalt für die spätere allgemeine Regelung der noch im Logis lebenden Arbeitnehmer (Dienstboten, Gastwirtsgehilfen usw.). Dienstverpflichtete mit eigenem Hausstand können bei vorzeitiger unverschuldeter Vertragslösung die vom Arbeitgeber gewährte Wohnung bis drei Wochen nach Vertragsende unentgeltlich, bei verschuldeter Vertragslösung noch zwei Wochen, aber gegen Vergütung und nur, wenn ihnen nicht andere angemessene Unterkunft geboten wird, benutzen. Auch diese Vorschrift ist bei der künftigen gesetzlichen Regelung ähnlicher Fälle (Werkswohnungen) verwertbar. Durch besondere Bestimmung ist ausgeschlossen, daß politische oder gewerkschaftliche Betätigung einen Grund zur fristlosen Kündigung bildet. Das Verbot der Anrechnung von Renten, insbesondere der Kriegsbeschädigten- und Hinterbliebenenrenten, ist meines Wissens zum ersten Male hier gesetzlich festgelegt. Den Schlichtungsausschüssen der bereits erwähnten Verordnung vom 23. Dezember 1918 ist verschiedentlich eine Mitwirkung übertragen. Im übrigen gilt weiterhin das Recht des Bürgerlichen Gesetzbuches.

Durch die Verordnung, deren allgemeine arbeitsrechtliche Bedeutung ich absichtlich mehrfach betont habe, ist das Arbeitsverhältnis auf dem Lande erheblich umgestaltet. Der Industriearbeiter, der aufs Land zurückgeht, kann jetzt wichtige sozialpolitische Rechte geltend machen. Freilich müssen die in den Wohnungsverhältnissen liegenden Schwierigkeiten der Landarbeiterfrage nun auch durch geeignete Maßnahmen der Arbeitgeber baldigst behoben werden.

Während die Landarbeitsordnung sofort in Kraft tritt und hoffentlich auf die Gestaltung der Arbeiterverhältnisse auf dem Lande in kürzester Zeit günstig einwirken wird, leitet die Verordnung zur Beschaffung von landwirtschaftlichem Siedlungsland ein auf Jahre

über ganz Deutschland sich erstreckendes großzügiges Siedlungsunternehmen ein.

Einige prinzipielle Bemerkungen seien hier eingeflochten. Wir sind Sozialisten, weil wir erwarten, daß der Sozialismus unter den relativ günstigsten Arbeitsbedingungen die relativ höchste Produktivität der Wirtschaft ergeben wird. Wir verstehen unter Sozialismus die bewußte Kontrolle, Gestaltung und Leitung der Wirtschaft durch die Gesamtheit, »den Sprung von der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit« (Friedrich Engels), und glauben, daß diese Wirtschaftsweise in Handel und Industrie um so eher möglich ist, je mehr der Großbetrieb als Produktionsweise überwiegt. Ob die Sozialisierung der Landwirtschaft die gleiche technische Entwicklung voraussetzt oder diese sich hier in anderer Form vollzieht, darüber bestehen bekanntlich in unserer Partei viele Gegensätze. Alle bisherigen Anläufe zu einem wissenschaftlich begründeten Agrarprogramm sind stecken geblieben. Die Tagesarbeit hat uns nicht zu gründlichem Studium auf diesem Gebiet kommen lassen. Immerhin scheint festzustehen, daß die agrarische Entwicklung nicht so einförmig verläuft wie die industrielle, daß die verschiedenen Zweige der Landwirtschaft ihre eigenen Entwicklungstendenzen haben und die Aufstellung eines auch nur annähernd so einheitlichen Programms, wie wir es für die Industrie und den Handel haben, nicht gestatten. Unter diesem Gesichtspunkt, der hier nicht näher ausgeführt werden kann, muß schon als sozialistisch eine gesetzliche Maßregel gelten, wenn sie das Ziel hat, der Gesamtheit die Kontrolle über die Wirtschaft zu geben und zu erhalten und dadurch eine unrationelle Wirtschaft zu verhindern.

So betrachtet, ist das nun zu besprechende Siedlungsgesetz in seinen Grundzügen sozialistisch. Es sammelt in der Hand der vom Staat geschaffenen gemeinnützigen Siedlungsunternehmen erhebliche Mengen des im Laufe der Jahrhunderte der Gesamtheit verlorengegangenen wichtigsten Produktionsfaktors, des landwirtschaftlichen Grund und Bodens, und gestattet — in der Einrichtung des Vorkaufsrechts —, jede Veräußerung des Bodens an Personen zu hindern, die keine Garantie einer guten Wirtschaft bietet. Es reinigt die Landwirtschaft von Eigentümern, die, ohne zu arbeiten, von der Grundrente und vom Profit ihres Unternehmens leben; es trägt dazu bei, in den zu schaffenden Siedlungen die Einheit von Eigentum und Arbeit wiederherzustellen; es fördert die Entlastung der Großstädte, deren Bewohner wir bei der voraussichtlich fortbestehenden Verringerung unseres Exports nicht wie früher durch Warenaustausch ernähren können, und erleichtert die Lage der großstädtischen Arbeiterschaft. Ferner fördert es durch Urbarmachung der Moore und Heiden die Bodenproduktivität und hilft durch stärkere Besiedlung des in den letzten Jahren immer mehr entvölkerten Ostelbiens¹ einen neuen Binnenmarkt mit neuen Bedürfnissen und neuer Arbeitsgelegenheit schaffen, wodurch unsere schwere wirtschaftliche Lage wesentlich erleichtert wird. Manches von dem, was wir heute begrüßen müssen, haben wir früher mit Recht verworfen, und wir wollen auch jetzt nicht die »Selbstgenügsamkeit« preisen, die manche Köpfe im Kriege nur allzusehr verwirrt hat; aber angesichts des Zusammenbruchs unseres Exports und der

¹ Während im Durchschnitt Deutschlands auf den Quadratkilometer 1910 120 Menschen entfielen, kamen in den östlichen Gutsbezirken auf den Kreis 20 bis 30, zum Teil nur 4 bis 12 Personen.

Erschwerung seiner Wiederaufnahme ist sicherlich eine gewisse Umbiegung Deutschlands zum Agrarstaat unerlässlich.

Wir kommen nun zum Gesetz selbst. Es verpflichtet die Bundesstaaten zur Schaffung gemeinnütziger Siedlungsunternehmen, soweit solche nicht schon vorhanden sind. Auch öffentliche Behörden oder Anstalten können als Siedlungsunternehmen gelten. Die Form der in den meisten Provinzen Preußens und in den übrigen Bundesstaaten bereits bestehenden Siedlungsunternehmen ist vorwiegend die der Gesellschaft mit beschränkter Haftung — mit Staatsbeteiligung und Staatsaufsicht und einer Gewinnbeschränkung auf 5 Prozent Dividende. Vertrauensleute der Siedler und der alten Besitzer sind jetzt nach gesetzlicher Vorschrift an der Aufsicht zu beteiligen. Über die Form der Vergebung des Landes an die Ansiedler schweigt das Gesetz. Es kommen in Frage Übereignung nach dem Muster der Rentengutsverfassung, Erbpacht oder Zeitpacht. Den Unternehmen sind zunächst die Staatsdomänen — in Preußen 423 979 Hektar umfassend — bei Ablauf des Pachtvertrags entgeltlich zur Verfügung zu stellen, soweit sie nicht für Unterrichts-, Versuchs- oder sonstige volkswirtschaftliche Zwecke erhaltenswert sind. Ferner können die Unternehmen unbewirtschaftetes Land sowie Moor- und Odland für sich mittels Enteignung beanspruchen. Der Entschädigung ist der kapitalisierte Reinertrag des Landes in unverändertem Zustand zugrunde zu legen. Die von der Urbarmachung zu erwartenden Erträge sind also bei der Abschätzung nicht zu berücksichtigen. Der Umfang des der Urbarmachung harrenden Bodens beträgt schätzungsweise 2 Millionen Hektar.

An sämtlichen landwirtschaftlichen Grundstücken des Bezirks von über 20 Hektar (Großbauerngüter) hat das Siedlungsunternehmen ein gesetzliches Vorkaufsrecht, das es bei allen Verkäufen — außer an die nächsten Verwandten und öffentliche Körperschaften — ausüben kann. Durch das Vorkaufsrecht ist die Möglichkeit gegeben, jeden Verkauf an Personen zu hindern, die nicht eine gute Wirtschaftsführung verbürgen oder zum Beispiel auf Güterschlächtereien und Bauernlegen ausgehen.² Alle dem Vorkaufsrecht entgegenstehenden privaten Rechte Dritter sind unwirksam.

Indessen würde das Vorkaufsrecht allein zur Landbeschaffung nicht genügen, weil das Siedlungswerk dann von den zufälligen Entschlüssen der Privateigentümer abhinge. Es ist daher durch das Enteignungsrecht ergänzt worden. Um den preussischen Großgrundbesitz, der von jeher politisch und sozial das stärkste Bollwerk der Reaktion, das Rekrutierungsgebiet des preussischen Militarismus und der Bureaucratie, der Feind der Reichseinheit und der Demokratie war, zu zerschlagen, hat das Gesetz einen besonderen Weg eingeschlagen. In Bezirken, deren landwirtschaftliche Nutzfläche einschließlich der Domänen zu mehr als 13 Prozent auf »große Güter« (von mehr als 100 Hektar) entfällt, werden diese zu rechtsfähigen Landleieferungsverbänden zusammengeschlossen. In diesen Bereich fallen die östlichen Provinzen Preußens mit Einschluß von Schleswig-Holstein und Sachsen, ferner die Bundesstaaten Sachsen, beide Mecklenburg, Braunschweig und Anhalt. Diese Bezirke umfassen 92,2 Prozent der Gesamtfläche der deutschen »großen Güter«. Der Lieferungsverband hat dem Siedlungsunternehmen des

² In Preußen betrugen in den letzten 19 Jahren die fraglichen Besitzwechselfälle der Güter von 20 bis 100 Hektar 48,6 Prozent der vorhandenen Betriebe.

Bezirks auf dessen Verlangen Land zu Siedlungszwecken zur Verfügung zu stellen, und zwar bis zu einem Drittel seines Bestandes, soweit nicht vorher schon die bleibende Nutzfläche der Güter nur noch 10 Prozent der gesamten landwirtschaftlichen Fläche des Bezirks beträgt. Als Entgelt ist ein angemessener Preis — ohne Berücksichtigung außerordentlicher durch den Krieg hervorgerufener Wertsteigerungen — zu zahlen. Durch diese großzügige Landabgabe wird der Jahrhunderte geübte Aufsaugungsprozeß des Bauerntums durch den ostelbischen Adel wieder gutgemacht. Wenn es uns auch fern liegt, in solchem Zusammenhang von Recht und Unrecht sprechen zu wollen, so sei aus historischem Interesse auf diese Zusammenhänge hingewiesen.

Der daraus dem Siedlungswerk zufallende Landanteil beträgt zirka 2 150 000 Hektar, die nach Sering für 200 000 bis 300 000 bäuerliche Familien zur Besiedlung ausreichen. Der Lieferungsverband hat an Stelle des Siedlungsunternehmens in dem Bezirk das Vorkaufsrecht, das er auf Verlangen ausüben hat, kann aber auch im Falle eines dringenden Bedürfnisses geeignetes Land mittels Enteignung unter gleicher Preisbemessung wie oben in Anspruch nehmen. Über die Höhe der Entschädigung entscheidet ein Ausschuß aus einem Beamten und je einem Vertreter des Siedlungsunternehmens und des Lieferungsverbandes.

Bezüglich der vom Lieferungsverband freihändig oder im Wege der Enteignung zu beschaffenden Güter stellt das Gesetz Richtlinien auf. Es sollen in erster Linie erworben werden Güter von Kriegsgewinnern, Güter, die in den letzten 20 Jahren mehrfach den Besitzer (außer an nächste Verwandte) gewechselt haben, schlecht oder besonders extensiv bewirtschaftete Güter, ferner Güter, deren Besitzer meist sich außerhalb ihres Besitztums aufhalten und es nicht selbst bewirtschaften, Güter, die zu Besitzungen von ungewöhnlich großem Umfang gehören, Teile von Gütern, die in den letzten 30 Jahren durch Bauernlegen aufgekauft worden sind. Dagegen sollen sozial und wirtschaftlich musterhafte Güter verschont bleiben. Widerspruchsrechte der Anwärter von Fideikommissen, Stammgüter und dergleichen gelten als aufgehoben. Das lebende Geschlecht geht über diese feudalen Rechte endlich hinweg, der „splendor familiae“ (der Glanz der Familie) des alten Lehnrechts tritt hinter der *salus publica* (dem Gemeinwohl) zurück.

Das Verhältnis zwischen Lieferungsverband und Siedlungsunternehmen ist besonders geregelt. Für den Fall der bevorstehenden Vermögensabgabe ist Vorsorge getroffen, daß die in siedlungsfähigem Land entrichtete Abgabe auf die Landlieferung entsprechend anzurechnen ist.

An den Siedlerstellen hat das Siedlungsunternehmen ein Wiederkaufsrecht, und zwar nicht nur im Falle der Veräußerung, sondern auch, wenn der Siedler die Stelle nicht bewohnt oder bewirtschaftet. Hier wäre unseres Erachtens eine genauere Fassung am Platze gewesen, die auch schon bei mangelhafter Bewirtschaftung — unter der Garantie eines geordneten Rechtsverfahrens — den Wiederkauf gestattet. Hoffentlich sorgen die Vertragsbestimmungen zwischen Siedlungsunternehmen und Siedler dafür, daß ein genügendes Wiederkaufsrecht gewahrt bleibt, um auch in dem angegebenen Falle den Siedler entfernen zu können.

Dem Bedürfnis nach Pachtland für landwirtschaftliche Arbeiter ist durch besondere Bestimmungen Rechnung getragen. Danach können Landgemein-

den oder Gutsbezirke verpflichtet werden, Arbeitern, welche im Bezirk ständig landwirtschaftlich beschäftigt sind, auf ihren Wunsch Gelegenheit zur Pacht von Land für den Haushaltsbedarf zu geben, doch braucht die Gemeinde nicht mehr als bis 5 Prozent ihrer landwirtschaftlichen Fläche zur Verfügung zu stellen. Zur Beschaffung des Pachtlandes kann sie den Weg der Zwangspachtung oder Enteignung beschreiten, im besonderen gegenüber dem die Arbeiter beschäftigenden Arbeitgeber.

Den partikularistischen Wünschen einzelner süddeutscher Bundesstaaten ist das Gesetz dadurch entgegengekommen, daß das Reichsarbeitsamt Ausnahmen von der Verordnung zulassen kann, soweit die Beschaffung von Siedlungsland bereits landesrechtlich gesichert ist.

Ein Gesetz wie das vorliegende hätte zu einer anderen Zeit als der gegenwärtigen die heftigsten Debatten in der Öffentlichkeit hervorgerufen und Jahre zu seiner Erledigung erfordert. Es bedeutet einen tiefen Eingriff in die Wirtschaftsverfassung des flachen Landes und wird vielleicht in seinen Folgen die Agrargesetzgebung aus dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts weit überragen. Ein seltsames Geschick ist es, daß wir Sozialisten, denen die Gegner so oft agrarpolitische Unfruchtbarkeit vorwarfen, nun gerade auf landwirtschaftlichem Gebiet so Bedeutames leisten durften und mußten. Das Gesetz bietet aber auch einen Ausblick auf die Umgestaltung der städtischen Bodenverfassung. Vorkaufsrecht, Grundbesitzabgabe der in Verbänden zusammenzuschließenden Grundbesitzer, Terraingesellschaften usw., die Förderung von Baugenossenschaften, die sich des neu geregelten Instituts des Erbbaurechts bedienen können, werden auch hier brauchbare Rechtsformen darstellen, um den Kommunen und gemeinnützigen Unternehmungen zum Bodenbesitz zu verhelfen. Erschließung und Bebauung des den Städten vorgelagerten Geländes und die Schaffung von Schnellbahnen müssen folgen. Dann wird auch in der Stadt das Bodenmonopol fallen, und die Städter werden wieder Herr auf dem eigenen, das heißt der Gesamtheit gehörigen Boden sein.

Tarifverträge und Koalitionsrecht.

Von Dr. Hugo Heinemann.

(Schluß.)

II.

Auf weitere Einzelheiten einzugehen, würde zu weit führen. Es ist auch deswegen nicht notwendig, weil der Gesetzentwurf Sinzheimer's alle Detailfragen auf das eingehendste behandelt. Dennoch vermag auch er, einen so ungeheuren Fortschritt er gegenüber dem geltenden Recht darstellt, die letzten Schwierigkeiten nicht zu beseitigen. Und dies deshalb nicht, weil er es noch nicht wagt, restlos die Konsequenzen aus dem allein zum Ziele führenden Satze zu ziehen, daß der Tarifvertrag kein Rechtsverhältnis, sondern eine Rechtsquelle ist. Sinzheimer ebenso wie Lotmar belassen dem Tarifvertrag die Natur eines Vertrags, so daß kein den bereits zulässigen überbietender Zwang zur Abschließung eines Tarifvertrags ausgeübt werden darf, geschweige denn durch eine über den Parteien stehende Autorität diesen Parteien Bestimmungen auferlegt werden dürfen, die für die Ar-

beitsverträge künftig maßgebend sein sollen. Bleibt man aber hierbei stehen, so ist eine sachgemäße Regelung des Tarifvertrags nicht möglich; denn dann sind vier entscheidende Schwierigkeiten nicht zu überwinden.

Erstens: Wir haben in Deutschland mit der Tatsache der Zersplitterung der Gewerkschaftsrichtungen zu rechnen. Daraus ergab sich, daß die verschiedenen Organisationen versuchten, eigene Tarifverträge zu schließen, um gerade für ihre Mitglieder besondere Vorteile herauszuholen. Wir wissen aus der Geschichte der Gewerkschaftsbewegung, daß dieser Tarifkampf bisweilen recht häßliche Formen annahm. Ich erinnere nur an den von den sogenannten Wiesenthalern heraufbeschworenen Rohrlegertarifkampf, der zu dem ausgesprochenen Zweck inszeniert wurde, dem Deutschen Metallarbeiterverband unlauteren Wettbewerb zu machen. Gewiß gehört alles dies der Vergangenheit an; der Krieg hat die Gewerkschaften dazu geführt, unter gegenseitiger Anerkennung des Höchsten, was es im menschlichen Leben gibt, des ideologischen Überbaues, sich zu gemeinsamer Arbeit im Interesse von Vaterland und Arbeiterschaft zu verbinden; aber die historisch gewordenen Tatsachen lassen sich auch für die Zukunft nicht ignorieren. Und das Nebeneinanderbestehen verschiedener Tarifverträge verschiedener Verbände mit verschiedenem Inhalt wird auch in Zukunft notwendig zu Schwierigkeiten führen, die sich ohne Gewalttaten, rechtliche Zweifelsfragen und ohne daß ein häßlicher Stachel zurückbleibt, gar nicht lösen lassen.

Zweitens: Die Organisation hat einen Tarifvertrag abgeschlossen. Für wen hat sie dies getan? Die am weitesten gehen, antworten: Für alle ihre gegenwärtigen und zukünftigen Mitglieder. Außerhalb aber steht in jedem Falle die große Masse der Unorganisierten und Gelben. Nun ließe sich ja theoretisch der Fall konstruieren, daß die Organisation der Arbeiter den Unternehmer verpflichtet, ausnahmslos keine Arbeiter, also auch nicht Unorganisierte und Gelbe, zu anderen als den tarifmäßigen Bedingungen zu beschäftigen. Würde ein solcher Vertrag geschlossen, so stände rechtlich nichts im Wege, daß die Organisation gegen den Unternehmer auch auf den Abschluß von tarifmäßigen Arbeitsverträgen zugunsten der Unorganisierten und Gelben klagen könnte. Aber abgesehen davon, daß die Arbeiterorganisationen, die mit den Seiltänzerkunststücken der formalen Jurisprudenz nicht vertraut sind, nicht leicht eine Fassung finden werden, die diesen Gedanken klar zum Ausdruck bringt, werden wir mit Sicherheit darauf rechnen müssen, daß die Rechtsprechung in dem Versuch der Organisation, den Unternehmer auch Unorganisierten und Gelben gegenüber zu binden und damit das Streikbrechertum de facto aus der Welt zu schaffen, eine durch nichts zu billigende Einschränkung der Vertragsfreiheit und ein so dreistes Bevormundungssystem erblicken wird, daß bergehohe Schwierigkeiten auf Schritt und Tritt aufgetürmt werden dürften. Gelingt es aber nicht, eine Rechtsform zu finden, die es dem Unternehmer unmöglich macht, den von ihm geschlossenen Gesamtarbeitsvertrag durch Abschluß von Einzelarbeitsverträgen mit tariflich nicht gebundenen Arbeitern, insbesondere mit Unorganisierten und Gelben, zu umgehen, so bleibt der Schmutzkonkurrenz sowohl auf Arbeitgeber- als auch auf Arbeiterseite das Tor weit geöffnet, weil der Zweck des Tarifvertrags vereitelt ist. Aus dieser Sackgasse findet auch Singheimer keinen Ausweg. Er führt einen besonderen Tarisanwalt

ein, der die Rechte der nicht organisierten Vertragsmitglieder wahrnehmen soll. Immer ist aber auch bei ihm Voraussetzung, daß es sich um Vertragsmitglieder handelt. Für den, der nicht Vertragsmitglied ist und sein will — und darauf kommt es gerade an —, weiß auch Singheimer nicht den geringsten Rat.

Drittens: Aus den Mitteilungen einer Reihe von Vertretern der größten Arbeiterorganisationen weiß ich, daß sie sich heute am Ende ihrer Tarifvertragspolitik fühlen, weil alle diejenigen Unternehmer ihrer Branche, die tariffreundlich sind, heute bereits Tarifverträge geschlossen haben. Ein anderer großer Teil der Unternehmer aber steht ihnen nach wie vor ablehnend gegenüber. Und um die tariffreundlichen Arbeitgeber nicht vollends den Dissentierenden gegenüber konkurrenzunfähig zu machen, können die Arbeiterorganisationen ihren Tarifvertragskontrahenten nicht noch größere Lasten aufbürden, als sie dies heute schon tun.

Viertens: Wie können wir es rechtlich ermöglichen, daß der Tarifvertrag da, wohin er bereits gedrungen ist, seine sozialen Zwecke erfüllt? Wie gering aber war bisher sein Anwendungsgebiet, solange ihm der Einzug noch versperrt war in die mächtigen Riesenbetriebe, in denen dem Arbeiter noch kein Mitbestimmungsrecht über die Lohn- und Arbeitsverhältnisse eingeräumt war, vielmehr diese von dem Herrn im Hause diktiert wurden.

Ob dieser Zustand nicht wiederkehren wird, wenn die Furcht vor bolschewistischem Wahn in Deutschland geschwunden sein wird, kann niemand voraussagen.

Diese vier der Tarifvertragsentwicklung entgegenstehenden entscheidenden Schwierigkeiten lassen sich durch keine Palliativmittel beseitigen. Hier hilft nur ein radikaler Schritt. Ich sehe keinen anderen Weg als den, den uns *L u j o B r e n t a n o* gezeigt hat. Die Gedanken, die er auf der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik zu Mannheim im Jahre 1905 entwickelt hat, hat er jüngst in einer zwanglosen Besprechung vor Vertretern aller drei Gewerkschaftsrichtungen unter Vorsitz des Freiherrn v. Berlepsch des näheren ausgeführt. Brentano schlägt vor, eine Organisation zu schaffen, die unter Wahrung des Fortbestandes der Berufsvereine sämtliche Arbeiter eines Gewerbes umfaßt. Eine solche Organisation kann aber nur geschaffen werden, wenn die Gesetzgebung anordnet, daß alljährlich auf einer Versammlung sämtlicher Arbeiter eines Gewerbes in einem Gebiet eine Vertretung dieser Arbeiter zu wählen sei. Findet dabei das Proportionalssystem Anwendung, so gelangen naturgemäß die einzelnen Berufsvereine nach Maßgabe ihrer Bedeutung in dieser Vertretung zur Geltung. In derselben Weise wird das Unternehmertum organisiert. Die nun von diesen beiden Gruppen in freier Übereinkunft festgesetzten Arbeitsbedingungen — und das ist das absolut Neue, Revolutionierende im Recht — sind Gesetz. Sie haben Rechtsgültigkeit für sämtliche in dem betreffenden Beruf tätigen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, mit der Maßgabe, daß die Festsetzung von bestimmten für die Arbeiter günstigeren Lohn- und Arbeitsbedingungen im Einzelfall im besonderen Arbeitsvertrag zulässig ist.

Können sich die Vertreter der Arbeitgeber und die der Arbeitnehmer über die Bedingungen des abzuschließenden Arbeitsvertrags nicht einigen, so hat ein Einigungsamt den Streit zu entscheiden. Dieses hat durch Ver-

nehmung der Vertreter beider Teile die Streitpunkte und die für ihre Beurteilung in Betracht kommenden Verhältnisse festzustellen. Es ist befugt, Auskunftspersonen vorzuladen, zu vernehmen oder durch die Gerichte eidlich vernehmen zu lassen. Jedem Mitglied des Einigungsamts steht das Recht zu, Fragen an die Vertreter und Auskunftspersonen zu richten. Nach erfolgter Klarstellung der Verhältnisse ist in gemeinsamer Verhandlung jedem Teil Gelegenheit zu geben, sich über das Vorbringen des anderen Teiles sowie über die vorliegenden Aussagen der Auskunftspersonen zu äußern. Demnächst findet ein Einigungsversuch zwischen den streitenden Teilen statt. Der Anrufung des Einigungsamts ist in jedem Falle Folge zu leisten. Dies kann ohne weiteres erzwungen werden. Es genügt dazu, den Artikel 4 des sozialpolitisch auf hoher Warte stehenden Gesetzesentwurfs zu akzeptieren, den seinerzeit die Minister Waldeck-Rousseau und Millerand der französischen Deputiertenkammer vorgelegt haben, wonach es bei der Erteilung von Staatsaufträgen zur Bedingung gemacht wird, daß der Unternehmer sich verpflichte, alle Arbeitsfreistigkeiten in seinem Betrieb vor dem Einigungsamt und dem Schiedsgericht zum Austrag zu bringen und keinerlei Verbindung anzugehören, die die Verhandlungen mit Arbeitervertretern vor Einigungsämtern und Schiedsgerichten verweigert.

Vorbildlich dafür, wie die Verhandlungen vor den Einigungsämtern sich abspielen sollten, kann uns England sein. Wenn man die darüber aufgenommenen stenographischen, im Druck erschienenen Protokolle liest, glaubt man, es mit den sorgfältigst geleiteten Schwurgerichtsverhandlungen zu tun zu haben.

Diese Regelung beseitigt mit einem Schlag die vier vorher erwähnten, die Tarifvertragsentwicklung hemmenden Schwierigkeiten. Es ist kein Raum mehr für den Streit, welcher von verschiedenen der von gewerkschaftlichen Organisationen geschlossene Tarifvertrag gilt. Es gibt keine Unorganisierten, Gelben oder Streikbrecher mehr, die, soweit der Tarifvertrag in Frage kommt, zum Verräter an ihren Klassengenossen werden können, wie überhaupt der ganze Plunder, mit dem wir uns seit fünfzig Jahren in Deutschland herumgeschlagen haben und den man unter dem verlogenen Namen des Schutzes der Arbeitswilligen zusammenfaßt, an Bedeutung verliert. Es gibt keinen Unternehmer mehr, der aus schmutzigen egoistischen Motiven seinen Kollegen niedrige Konkurrenz machen kann. Endlich ist die Schwerindustrie gezwungen, einzusehen, daß auch ihre Macht eine Grenze hat.

Kommt eine Einigung zwischen Arbeitgebern und Arbeitern vor dem Einigungsamt zustande, so ist der Inhalt der Vereinbarung durch eine von sämtlichen Mitgliedern des Einigungsamts und von den Vertretern beider Teile zu unterzeichnende Bekanntmachung zu veröffentlichen. Die so veröffentlichte Vereinbarung ist für sämtliche in dem betreffenden Beruf tätige Arbeiter und Arbeitgeber rechtlich bindend, hat also für die Dauer der Vereinbarung Gesetzeskraft. Kommt eine Einigung nicht zustande, so ist eine Darstellung des Streitfalls und der Ursache des Nichtgelingens der Vereinbarung zu veröffentlichen. Beiden Parteien steht es in diesem Falle, aber nur in diesem Falle, frei, durch Arbeitseinstellung, beziehungsweise Aussperrung ihren Forderungen Geltung zu verschaffen. Selbstverständlich ist das Einigungsamt jederzeit berechtigt, erneut Einigungsverhandlungen zu versuchen.

Endlich ist noch ein Punkt hervorzuheben. Welch großen Vorteil die hier besprochene Regelung der Arbeiterschaft bringen wird, bedarf keiner Ausführung. Aber ein Opfer ist in Kauf zu nehmen und nicht vermeidbar; denn wo Rechte sind, korrespondiert in jedem geordneten, nicht anarchischen Staatswesen notwendig immer die Verantwortung. Wenn die Gesetzgebung den ungeheuren Schritt vorwärts tut, zu bestimmen, daß der Kollektivgedanke nicht bloß diejenigen bindet, die sich ihm unterworfen haben, sondern daß er auch die ihm Widerstrebenden ergreift, so ist es selbstverständlich, daß der wider seinen Willen in einen Arbeitsvertrag Hineingezwängte auch die Sicherheit haben muß, daß das von Staats wegen Ungeordnete nun auch wirklich geschieht, mit anderen Worten, daß die Gesetzgebung dafür Sorge trägt, daß Tarifbrüche nicht vorkommen, und daß da, wo sie sich trotzdem ereignen, volle Erschappflcht eintritt. Die Haftung für Tarifbrüche, gegen die die Gewerkschaften sich bisher mit Recht gesträubt haben, gewinnt also in dem Augenblick, wo der Tarifvertrag von Staats wegen zur Rechtsquelle erhoben wird, ein ganz anderes Aussehen. Um jedoch die dem Allgemeinwohl dienende Gewerkschaftskasse vor Ausplünderung zu bewahren, schlägt Brenzano vor, nicht Schrankenlosigkeit walten zu lassen, sondern aus Beiträgen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, etwa nach dem Vorbild der Arbeiterversicherungs-gesetze, ein Zweckvermögen zu sammeln. Dieses wird von Beauftragten der Parteien selbst verwaltet. Die gleichmäßige Einziehung der Beiträge ist durch Gesetz zu regeln. Entschädigungsansprüche wegen Verletzung des Arbeitsvertrags sind durch die von den Vertretern der Arbeitgeber und Arbeiter gebildeten Schlichtungsstellen zu entscheiden. Die Schlichtungsstellen und Entschädigungssätze sind in dem Arbeitsvertrag selbst festzulegen. Die Entschädigungssätze dürfen ein im Gesetz festzusetzendes Höchstmaß nicht übersteigen. Alle Entschädigungen wegen Vertragsverletzung werden ausschließlich aus dem angesammelten Zweckvermögen der zur Leistung verpflichteten Partei gezahlt. Ob man das Zweckvermögen so oder anders im einzelnen ausgestalten will, erscheint ganz nebensächlich. Entscheidend ist nur, daß wir uns darüber klar sind. Die Haftung für Tarifverletzungen durch die Gegenpartei ist nicht zu umgehen, sie muß aber auf ein möglichst erträgliches Maß zurückgeführt werden.

Wir kommen nunmehr zu dem letzten Punkt der Verordnung über Tarifverträge vom 23. Dezember 1918. Diese Verordnung besagt, daß der Tarifvertrag für die beteiligten Personen unabdingbar ist. Als beteiligte Personen gelten

1. Arbeitgeber und Arbeitnehmer, die Vertragsparteien des Tarifvertrags sind,
2. diejenigen Personen, die Mitglieder der vertragschließenden Parteien sind,
3. diejenigen Personen, die Mitglieder der vertragschließenden Parteien bei Abschluß des Arbeitsvertrags gewesen sind,
4. diejenigen, die den Arbeitsvertrag unter Berufung auf den Tarifvertrag abgeschlossen haben.

Für diese vier Kategorien gilt der Grundsatz, daß an die Stelle der vom Tarifvertrag abweichenden Bestimmungen ohne weiteres die entsprechenden Bestimmungen des Tarifvertrags treten. Weiter wird bestimmt, daß das Reichsarbeitsamt unter bestimmten Voraussetzungen den Tarifvertrag für

allgemein verbindlich erklären kann. Er ist dann innerhalb seines räumlichen Geltungsbereichs für Arbeitsverträge, die nach der Art der Arbeit unter den Tarif fallen, auch dann verbindlich, wenn der Arbeitgeber oder der Arbeitnehmer oder beide an dem Tarifvertrag nicht beteiligt sind.

Von dieser Verordnung hörte ich zum erstenmal an einem der sozialpolitischen Abende der Gesellschaft für soziale Reform. Herr Unterstaatssekretär Giesberts sprach damals von der Verordnung und fügte hinzu, die Juristen würden allerdings den Kopf darüber schütteln. Ich habe mich damals über diese Bemerkung gefreut, indem ich glaubte, daß das Reichsarbeitsamt unbekümmert um alle juristischen Haarspaltereien mutig ins frische Menschenleben hineingreifen sollte. Als ich dann aber den Gesetzestext las, wurde ich arg enttäuscht. Allerdings muß der Jurist über die Verordnung den Kopf schütteln, aber nur deshalb, weil sie formell und inhaltlich gleich mangelhaft ist. Zunächst formell: nach § 1 Absatz 1 schließen den Tarifvertrag einerseits einzelne Arbeitgeber oder Vereinigungen von Arbeitgebern, andererseits Vereinigungen von Arbeitnehmern; § 1 Absatz 2 dagegen beginnt mit den Worten: »Beteiligte Personen sind Arbeitgeber und Arbeitnehmer, die Vertragsparteien des Tarifvertrags sind.« Dies ist unpräzise. Da nach Absatz 1 nur Vereinigungen von Arbeitnehmern den Tarifvertrag schließen können, hätten auch nur diese Vereinigungen als Vertragsparteien des Tarifvertrags im Absatz 2 aufgeführt werden dürfen. Weit schlimmer noch ist das Folgende. Beteiligt sollen sein erstens diejenigen, die Mitglieder der vertragsschließenden Vereinigungen sind, oder zweitens diejenigen, die es bei Abschluß des Arbeitsvertrags gewesen sind. Es ist völlig unklar, was diese beiden Gruppen voneinander unterscheidet. Sie sind identisch. Was das Gesetz gewollt hat, glaube ich erraten zu können. Es wollte sagen: »An den Tarifvertrag sind gebunden alle diejenigen Personen, die zur Zeit des Abschlusses des Tarifvertrags Mitglieder der vertragsschließenden Vereinigung gewesen sind oder es später während der Dauer des Tarifvertrags werden.« Das wäre logisch richtig und zweckentsprechend. Leider aber ist der Gesetzestext so gefaßt, daß der daran gebundene Richter damit gar nichts anzufangen vermag. Ferner: das Reichsarbeitsamt kann nach § 2 Tarifverträge für allgemein verbindlich erklären, die für die Gestaltung der Arbeitsbedingungen des Berufskreises in dem Tarifgebiet überwiegende Bedeutung erlangt haben. Da der Richter alle Tatbestandsmerkmale des Gesetzes nachprüfen muß, muß er auch untersuchen, ob diese überwiegende Bedeutung tatsächlich vorhanden ist. Er kann also zu einer Ansicht kommen, die von der des Reichsarbeitsamts abweicht. Dies wollte aber offenbar das Gesetz nicht. Das Reichsarbeitsamt sollte freie Hand haben, souverän sein. Dann aber hätte das Gesetz sich auch klar ausdrücken müssen, um die juristische Klugelei auszuschließen. Endlich erwähne ich den Absatz 2 des § 2, der sprachlich ganz verunglückt ist und so viele Rätsel aufgibt, als er Worte enthält.

Noch viel bedenklicher ist der Inhalt der genannten beiden Paragraphen. Dieser mangelhafte Inhalt wird auch nicht dadurch entschuldigt, daß es sich um ein provisorisches Gesetz zu handeln scheint. Wenigstens sagte dies Herr Giesberts in der vorerwähnten Versammlung im Gegensatz zu dem Gesetz selbst, das sich nicht ausdrücklich als Provisorium bezeichnet. Und dann darf auch ein provisorisches Gesetz den von ihm behandelten Stoff nicht ungenügend regeln. Dies aber tut die Verordnung.

1. Zunächst läßt sie § 152 Absatz 2 der Gewerbeordnung völlig unerwähnt. Daraus folgt: Jeder Arbeitgeber und jeder Arbeiter, der zur Zeit des Abschlusses des Tarifvertrags noch nicht Mitglied seines tarifgebundenen Vereins war, sondern es erst später geworden ist, kann sich der Verpflichtung, den Tarifvertrag innezuhalten, jederzeit dadurch entziehen, daß er aus seinem Verein austritt, was er gemäß § 152 Absatz 2 der Gewerbeordnung zu jeder Stunde darf; denn tarifgebunden sind nach der Verordnung nur a. diejenigen, die Mitglieder der vertragschließenden Vereinigungen sind, eine Voraussetzung, die nicht vorliegt, denn in unserem Falle ist ja der Arbeitgeber oder Arbeiter aus dem Verein ausgetreten, und b. diejenigen, die Mitglieder bei Abschluß des Arbeitsvertrags, wohlgerne nicht bei Abschluß des Tarifvertrags gewesen sind. Auch diese Voraussetzung ist nicht gegeben, denn der betreffende Arbeitgeber oder Arbeiter ist ja gerade aus seiner Vereinigung zu dem Zwecke ausgeschieden, um den tarifwidrigen Arbeitsvertrag abzuschließen zu können.

2. Die Verordnung sagt nicht, daß der Tarifvertrag der Arbeitsordnung vorgehe, so daß die meines Erachtens anrichtige, aber herrschende Ansicht, daß gemäß § 134 c der Gewerbeordnung der Tarifvertrag, wenn er der Arbeitsordnung widerspricht, vor dieser zurückzutreten habe, trotz der Verordnung aufrechterhalten werden wird.

3. Sehr bedenklich scheint mir, daß die außerordentlich einschneidende Befugnis, einen Tarifvertrag zum Gesetz zu erheben, der in die ausschließliche Macht des Arbeitsamts gelegt ist; Bundesrat und Reichstag, um die früheren Bezeichnungen zu gebrauchen, sind völlig ausgeschaltet. Alles hängt von der Einsicht und dem Wohlwollen des jeweiligen Staatssekretärs ab. Diese Bedenklichkeit wird dadurch gesteigert, daß nach § 31 der Verordnung das Reichsarbeitsamt seine Befugnisse ganz oder teilweise jeder beliebigen anderen Behörde delegieren darf. Warum hier diese bureaukratische Regelung, warum übertrug man die in das Ermessen des Arbeitsamts gestellte Befugnis nicht den großen Selbstorganisationen der gesellschaftlichen Kräfte.

4. Die Verordnung begünstigt den Streikbruch. Ein Arbeiter hat seinem Kollegen in tarifwidriger Weise Schmutzkonkurrenz gemacht, ihn in einer Zeit der Arbeitslosigkeit unterboten und ihm dadurch die Arbeitsgelegenheit weggeschnappt. Der tarifuntreue Arbeiter kann dies ruhig tun; denn die Verordnung gibt ihm das Recht, zu jeder Zeit, solange die Verjährung nicht eingreift, also während mehr als zweier vollen Jahre die Differenz zwischen dem ihm mit seiner Zustimmung gezahlten Lohn und dem Tariflohn zu beanspruchen. Um diese Belohnung des Streikbrechers zu beseitigen, schlägt Einzheimer die folgende Bestimmung vor: Gilt an Stelle des bedungenen Lohnes der Tariflohn, so ist der Mehranspruch auf den Tariflohn verwirkt, wenn er nicht binnen vier Wochen gerichtlich geltend gemacht ist. Eine derartige Bestimmung erscheint mir unerlässlich.

5. Die Verordnung hat es leider unterlassen, die mit einer sachgemäßen Regelung des Tarifvertrags untrennbar verbundene Haftungsfrage zu entscheiden. Dadurch entstehen neben den schon oben geschilderten Mifständen ganz neue schwere Bedenken. Das Reichsarbeitsamt kann einen Tarifvertrag zu einer allgemein gültigen Norm erheben. Damit erwachsen große Gefahren für die Gewerkschaften. Nehmen wir zum Beispiel an, in irgendeinem Orte, in dem jetzt nur der Tarifvertrag gilt, handeln der Ortsvorstand

oder irgendeine Person, die sich der Gewerkschaft zur Erfüllung ihrer Aufgaben bedient, selbst gegen den ausdrücklich erklärten Willen des Hauptvorstands der Gewerkschaft, in einer vielleicht ganz subtilen Frage gegen den Inhalt des Tarifvertrags, so wie ihn die Gerichte auslegen. Dann haftet die Gewerkschaft mit ihrem ganzen Vermögen. Irgendein Lokalorgan kann also durch die geringste Unvorsichtigkeit die Existenz der Gewerkschaft gefährden. Das ist ein völlig unmöglicher Zustand. Geseze lassen sich nun einmal nicht aus dem Armel schütteln. Die Konsequenzen wollen überlegt sein. Hätte dies das Arbeitsamt getan, so hätte es die Verordnung nicht ohne gleichzeitige Regelung der Haftungsfrage in die Welt geschickt.

6. Ebenso ungerecht ist das Unterlassen der Regelung der Haftungsfrage gegenüber dem Unternehmertum. Dieses hat, wenn es das Arbeitsamt verlangt, sich auch wider seinen Willen dem Tarifvertrag zu unterwerfen. Das ist gut. Aber dann muß auch, wie ich bereits hervorgehoben habe, der wider seinen Willen in einen Tarifvertrag hineingezwängte die Sicherheit haben, daß die Verpflichtung, die er zu übernehmen hat, keine einseitige ist. Er muß vielmehr die Gewähr dafür haben, daß ihm nun auch die von Reichs wegen angeordnete Gegenleistung zuteil wird, das heißt für den vorliegenden Fall, daß Tarifbrüche vermieden werden und daß da, wo sie trotzdem vorkommen, voller Schadenersatz geleistet wird. Die Verordnung hat hier keinerlei Vorsorge getroffen. Nehmen wir den Fall, der Unternehmer, der nicht organisiert ist und keinen Tarifvertrag abgeschlossen hat, zahlt jahrelang die tarifmäßigen Arbeitslöhne, weil das Reichsarbeitsamt diesen Tarifvertrag für allgemein verbindlich erklärt hat. Die Arbeiter fordern plötzlich höhere Löhne. Die Gewerkschaft bleibt tariffrei und unterstützt die Arbeiter in ihrem tarifwidrigen Verhalten nicht. An die tarifuntreuen Arbeiter kann der Unternehmer sich nicht halten, denn sie sind nicht solvent. Irgendeine Möglichkeit, sich schadlos zu halten, gewährt die Verordnung nicht. Dies ist ein unhaltbarer, weil ungerechter Zustand.

7. Endlich in all den Fällen, in denen das Reichsarbeitsamt nicht eingreift, läßt die Verordnung den heutigen elenden Rechtszustand bestehen, daß sowohl auf Arbeitgeber- als auch auf Arbeitnehmerseite für die Unorganisierten kein Zwang besteht, sich dem Tarifvertrag zu unterwerfen, so daß die Schmutzkonkurrenz weiter blühen und gedeihen kann und der Zweck des Tarifvertrags vereitelt wird.

Die Verordnung des Reichsarbeitsamts ist demnach gründlich verfehlt; sie sollte so bald wie möglich beseitigt werden, damit die Bahn frei wird für ein durchdachtes, wirkliches Tarifgesetz. Aber auch das beste Gesetz kann nur dann segensreich wirken, wenn die großen wirtschaftlichen Organisationen mit gutem, auf das Allgemeinwohl gerichteten Willen an dessen Ausführung herantreten. Haben diesen wenigstens die Arbeiter? Die unerfreuliche Antwort gibt der einstimmige Beschluß der Arbeiterräte der Berliner Großbetriebe, mitgeteilt im »Vorwärts« vom 5. Januar, welcher Beschluß in der Vollversammlung der Arbeiterräte Groß-Berlins vom 17. Januar von neuem angenommen wurde. (»Vorwärts« vom 18. Januar.) Dort heißt es:

Die Arbeiterräte der Berliner Großbetriebe protestieren auf das entschiedenste gegen die Verordnung des Reichsarbeitsamts vom 23. Dezember 1918 betreffs Tarifverträge, Arbeiter- und Angestelltenausschüsse und Schlichtung von Arbeits-

streitigkeiten. Diese Verordnung ist vorbereitet und erlassen worden ohne Hinzuziehung der Vertreter der Arbeiterräte und ist geeignet, diese zu beseitigen. Die Arbeiterräte üben ihre Tätigkeit kraft revolutionären Rechtes aus und werden sich dieses Recht nicht nehmen lassen. Sie werden sich auch dem Abschluß irgendwelcher Kollektivverträge energisch widersetzen, die geeignet sind, die Tätigkeit der Arbeiterräte lahmzulegen.

Wie leidenschaftlich haben wir den Zeitpunkt herbeigesehnt, an dem das Gesetz mit der Fiktion des individuellen Arbeitsvertrags brechen und den Kollektivvertrag in seiner ganzen Bedeutung und Tragweite erfassen würde. Wir glaubten, dann sei das sozialpolitische Dorado für die Arbeiter da. Und was sehen wir in obigen Worten? Völlige Verständnislosigkeit für die sozialistischen Elemente, die in der Errungenschaft des Tarifvertrags liegen, Losagung von aller gewerkschaftlichen Disziplin und Erziehung, Mißachtung der treuen und zähen Arbeit, die die Gewerkschaftsführer trotz aller staatlichen Verfolgungen jahrzehntelang in aller Stille geleistet haben, und dies alles aus Übermut und um die in diesem Zusammenhang als Phrase wirkenden Worte vom revolutionären Recht anbringen zu können. Angeichts dieser betrübenden Erscheinung müssen wir uns die ernste Frage vorlegen: Handelt es sich hier nur um Geburtswehen der Revolution, die unter dem harten Zwange der realen Tatsachen vorübergehen werden, oder stehen die deutschen Arbeiter wirklich im Begriff, sich und Deutschland zugrunde zu richten? Hoffen wir, so schwer es uns auch wird, daß die erste Alternative eintreten wird, daß die Arbeiter sich wieder bewußt werden, was sie ihren Organisationen verdanken, und arbeiten wir Sozialpolitiker daher weiter zum Heile der deutschen Arbeiter und unseres deutschen Vaterlandes an dem Ausbau des Tarifvertragsrechts, das am reinsten zum Ausdruck bringt, was wir erstreben: die Verhandlung sozial gebundener Gruppen auf dem Fuße der Gleichberechtigung, nicht die rohe Diktatur einer Klasse.

Der Kleinwohnungsbau.

Von Fritz Dertel, Bauingenieur und Architekt.

Die Wohnungsnot hat zur Folge, daß heute der Büchermarkt geradezu mit Schriften über die sogenannte »Kleinwohnungsfrage« überflutet erscheint und in diesen Schriften die verschiedenartigsten, oft sich gegenseitig widersprechenden Vorschläge gemacht werden. Letzten Endes liegt meines Erachtens die Lösung der Wohnungsfrage beim Architekten. Dieser hat sich jedoch darüber klar zu sein, daß er jetzt bei seiner Arbeit Gebiete betreten muß, die bisher dem Landmesser, dem Verwaltungstechniker und -juristen, dem Nationalökonom allein überlassen waren. Daß diese Einsicht besteht, geht auch aus den meisten Neuerscheinungen, die Architekten zu Verfassern haben, hervor; dennoch laufen sie vielfach auf die Verfechtung der Lösung in einer Richtung hinaus, deren Nachteile nicht genügend gewürdigt werden. Oder sie tragen mit der Behauptung, Lücken ausfüllen zu müssen, in einer den Laien verwirrenden Fülle Fachmaterial zusammen, das diesen kaum interessiert und die klaren Richtlinien der Lösung des Problems versperrt. Zu den ersteren ist das Buch »Sparfame Bauweise« von Peter Behrens zu rechnen, zu den letzteren gehört die Schrift »Kleinhaus und Kleinsiedelung« von Muthesius. Um den interessierten Laien zu helfen, sei deshalb hier auf ein Buch hingewiesen, das die Wohnungsfrage kurz und klar behandelt und das Inneingreifen der organisatorischen, der wirtschaftstechnischen und der bautechnischen

Fragen gemeinverständlich darstellt, das ferner für Tieferschürfende auf die ausführlichere Fachliteratur hinweist und dennoch wohlfeil ist: es ist das Buch »Die Kleinwohnung« von Professor Fritz Schumacher, Baudirektor in Hamburg, 1917 in der Sammlung »Wissenschaft und Bildung« (Leipzig, Verlag von Quelle & Meyer) erschienen.

Die Auffassung des Verfassers beleuchtet treffend das Bekenntnis im Vorwort, daß die Wohnungsfrage nicht so sehr eine architektonische, als vielmehr eine soziale Frage ist. Die Aufgabe, die der Lösung nähergebracht werden soll, besteht darin, gegenüber dem Typ der Großstadtwohnung, der nur nach sozialen Schichten verschieden ist — in der Kleinwohnung hat er sich in der bekannten fünfstöckigen Berliner Massenquartierkaferne typisiert —, eine Differenzierung innerhalb der sozial gleichen Schicht der Kleinwohnung praktisch zu ermöglichen. Wohlgemerkt, eine Differenzierung, nicht eine Typisierung im Einfamilienreihenhaus mit Garten, wie sie jetzt (von einem Extrem ins andere fallend) propagiert wird. Das Treppensteigen innerhalb der Wohnung, die Bestellung des Gartens ist nicht nach dem Geschmack, noch liegt sie in der Möglichkeit jedes Großstädtlers, sei er Arbeiter oder Bürger. Nur durch diese Differenzierung kann das Gebilde, zu dem die Großstadt immer mehr anwächst, lebensfähig bleiben.

Wohl gehört ein Haus zum Wohnen, doch Grund und Boden hat es zur Voraussetzung. Genügt es nun, den Bebauungsplan zweckmäßig zu gestalten, oder sind die Baugesetze zu reformieren, oder muß die Bodenpreisbildung durch Änderung des Realkredits und Unterbindung der Spekulation beeinflusst werden? Oder aber ist am besten der Massenansammlung in der Großstadt überhaupt entgegenzuarbeiten durch eine zweckentsprechende ländliche Siedlungspolitik? In jeder Schrift, die eine dieser Möglichkeiten behandelt, wird die Lösung der Aufgabe auf dem Wege dieser Möglichkeit behauptet. Praktisch aber kann nur ein konzentrischer Angriff von allen Seiten Erfolg haben. Er muß sich sowohl auf die Beeinflussung der organisatorischen und wirtschaftstechnischen Vorfragen als auch auf die bautechnischen Fragen richten.

Organisatorisch sind die Bestrebungen, die auf die Siedlungen in landwirtschaftliche Kleinbetriebe hinzielen. Sie stellen wohl eine wünschenswerte Gegenströmung des Zuges vom Lande zur Stadt dar, doch heben sie die Anziehungskraft nicht auf, die die Großstadt als Arbeitsmarkt hat. Weiter zielt die Gartenstadtbewegung, deren Begriff leider mißbraucht und seiner ursprünglichen Bedeutung entkleidet worden ist, denn die Betonung liegt mehr auf Stadt als auf Garten. Doch auch sie muß sich weiterentwickeln. Aus der Gartenstadt wird eine Kleinstadt, die durch Schnellbahnen mit dem Großstadtzentrum verbunden wird, das heißt die Großstadt zerlegt sich in Knollen. Jede ist selbständig, doch durch feste Stränge mit der Mutterknolle verbunden. Zielbewußt und unter gemeinnützigen Gesichtspunkten muß diese Bewegung geleitet werden. Verkehrs- und Bodenpolitik müssen Hand in Hand gehen. Aber die Wohnverhältnisse in der Mutterstadt sind damit nicht geändert. Wirtschaftlich und künstlerisch geschickte Architekten können schon jetzt manches erreichen, doch maßgebend sind Reformen, die den Bodenpreis beeinflussen, die beim Bebauungsplan einsetzen und die die Bauordnung umgestalten.¹

Durch die Reform des Bebauungsplans und der Bauordnung muß die Entwicklung so gelenkt werden, daß die unerwünschte Form der Wohnungsgestaltung mechanisch ausgeschaltet wird. Aber welches sind die erwünschten Wohnformen? Daß es unmöglich ist, gerade dem während des Krieges in der Kriegerhelmskättenbewegung so mächtig gewordenen Verlangen nach dem billigen eigenen Heim, dem Eigenhausideal, in der Großstadt allgemein Rechnung zu fragen, wird auch durch einzelne

¹ Reformen, die durch Vertiefung des Entelgnungsgesetzes Handhaben schaffen zur Regenerierung verbrauchter Stadtfelle, erwähnt der Verfasser nicht. Empfehlenswert wäre, in einer Neuauflage auch dazu Stellung zu nehmen.

geglückte Experimente nicht widerlegt. Unbestreitbar ist, daß das Mietshaus der Großstadt aus innerer Notwendigkeit entstanden ist. Das besagt nicht, daß es in seiner heutigen Form notwendig ist, wohl aber, daß das Einzelhaus nicht alle Wohnformen ersetzen kann. Es gilt also als erstes den Typus des hohen Zinshauses als solchen zu reformieren. Das kann nur durch die Kunst der Gebäudegestaltung erfolgen. Dann führt der Weg zu dem behaglichen Typ des Mittelstadthauses. Natürliche Massengestaltung und Bautenanordnung vermögen freundlich anheimelnde Wohnquartiere mit ihm zu schaffen. Und schließlich kommen wir zu dem eigenen bescheidenen Häuschen mit dem unmittelbar anschließenden Gärtchen. Daß sich diese drei Formen entwickeln, dafür muß die Baubehörde sorgen, dazu aber sind Bestimmungen nötig, die bauliche Entartung abschneiden und eine hygienisch und sozial einwandfreie Massengestaltung sicherstellen. Die Mittel hierzu findet sie im Bebauungsplan und in der Bauordnung. Doch läßt sich die Entwicklung nicht immer genügend durch einfache Befehle oder durch einen liebevoll durchmodellierten Bebauungsplan beeinflussen. Das ständig sich steigernde Wachstum der Großstadt verlangt, daß schon für eine weite Zukunft große Absichten unter möglichst wenig Zwang festgelegt werden. Es verlangt einen elastischen Bebauungsplan. Die führende Hand soll immer in der Lage bleiben, im Gemeinwohl zu wirken, ohne zu hemmen, ohne zu tyrannisieren. Um die ungesunde Tiefenentwicklung, in der sich besonders die bauliche Entartung zeigt, zu verhindern, müssen den elastischen Bebauungsplan nach der Wohnungsgröße gestaffelte Bautiefenbestimmungen ergänzen. Aber auch hier darf keine bürokratische Handhabung wirtschaftliche Nachteile zeitigen. Es soll jede technische Reform zugleich auch eine soziale Reform sein.

Ist die Einwirkung auf den Bebauungsplan nicht mehr möglich, liegt die Blockgröße fest oder handelt es sich nur noch um Blockreste oder übriggebliebene Lücken, dann werden scharfsinnige Sonderlösungen zu suchen sein. Ehrenhöfe, Wohnhöfe und Wohnstraßen sind dann die einzigen Mittel, um von den üblen Mietkasernen zu dem anheimelnderen »mittelstädtischen« Wohnhaus zu kommen. Beschränkungen in der Höhenentwicklung sind aber Voraussetzung, um die trostlose Verzerrung zu verhindern, die der Wohnhof in mancher Großstadt gefunden hat.

Um die wirtschaftlichen Nachteile auszugleichen, die die technischen Reformen nach sich ziehen, Nachteile, die um so hemmender werden, je mehr sich die erstrebte Wohnform dem Ideal, dem Kleinhaus, nähert, bietet sich als bestes Mittel die Straße. Ihre Führung, Breitenabmessung und technische Ausgestaltung muß sich dort sofort dem Charakter der Siedlung anpassen, wo sie aufhört, den berechtigten Forderungen des Durchgangsverkehrs zu dienen. Unter dieser Bedingung wird man selbst bis zum Gartenweg heruntergehen können, dessen intime Reize sich in mancher neuen Kleinhausiedlung zeigen.

Baupolizeiliche Erleichterungen mit Bezug auf den Hausbau selbst für bestimmt umrissene Fälle sind weiterhin geeignet, den Kleinhäusbau auch wirtschaftlich innerhalb des Großstadtweichbilds zu ermöglichen. Die künstlerische, technische und wirtschaftliche Fähigkeit des bauenden Architekten muß das übrige tun. Es ist auf engstem Raum ein Gebilde zu planen, das mit freundlicher Wirkung alle technischen Ersparnisse vereint, ohne die Erfordernisse des gesunden und bequemen Wohnens zu vernachlässigen.²

Alle Kräfte aber müssen zusammengefaßt werden, um kraftvoll auf dem Wege der Reform dem Idealhaus den Boden zu bereiten. Organisation, die jedoch die Entfaltung der Persönlichkeit nicht unterbindet, muß auch auf dem Gebiet des Wohnwesens tief eingreifende Arbeit leisten.

Die Wohnung des Menschen ist das stärkste Zeichen seiner Kultur; der Unterschied in den Wohnungen der einzelnen Bevölkerungsklassen zeigt den Grad der

² »Der Wohnhausbau« von Heinrich Tessenow, bei Georg Callwey in München verlegt, zeigt in Wort und Bild das bisher Erreichte am besten.

sozialen Gesinnung eines Zeitabschnitts. Auch in der Kleinwohnung, in der Proletarierwohnung muß es zum Ausdruck kommen, daß das neue Deutschland unter dem Zeichen des Sozialismus marschiert. Es muß der Geschichte angehören, daß sozialdemokratische Führer Arbeiterbaugenossenschaften die finanzielle Unterstützung der Partei versagten, weil sie fürchteten, durch die Mitarbeit an der Wohnungsreform würde die Anteilnahme am Parteileben leiden und der Marsch des Sozialismus gehemmt werden. Aus gleichem irrigen Glauben nahm der Kapitalismus vielfach die Förderung des Kleinwohnungswesens in die Hand. Die Tatsachen haben diesen Irrglauben widerlegt.

Literarische Rundschau.

Ludwig Lessen, *Wenn Frieden würde...* Gedichte. Berlin, Verlag Buchhandlung Vorwärts. 61 Seiten. Kartonierte 3 Mark.

Ein Dichter, der den Reflex des Krieges dahelm in seiner Seele aufgefangen hat und in formgewandten Gedichten wiedergibt. Ludwig Lessens Dichtungen bilden mit wenigen anderen, darunter jenen von Karl Bröger und Heinrich Lersch, eine Dase inmitten der Wüste der Kriegsreimklingelei. Das zeigt wieder das vorliegende, auch äußerlich vom Verlag recht gut ausgestattete Büchlein. Packende Bilder in scharfumrissenen Formen zeigen uns das Kriegserleben der Heimat, die unzählige ihrer Söhne, die frisch und opferfreudig zu ihrem Schutze auszogen, nun wund und gebrochen heimkehren sieht. Frauentränen klagen um den verlorenen Geliebten, den Gatten, den Sohn, um eben aufblühende Lenzeswonnen, um Ehglück, um schmerzlich-süße Mutterforjen — alles Dinge, die der Krieg vielfach zerstörte. Frohe Zukunftshoffnung rankt sich durch die Gedichte der Gruppe: »Mein Junge«. »Wenn Frieden würde... kehrte mein blonder Bub zurück« — und mit ihm brächten Millionen Söhne anderer Väter den freudigen Willen zum Aufbau eines neuen Vaterlandes mit ins Elternhaus zurück.

Es schwebt ein Hauch von Zuversicht und Hoffnung auf lichte Morgenröte nach schreckensvoller Kriegsnacht über diesen Dichtungen, die, aus heißer Friedenssehnsucht geboren, am Vorabend des Friedens den Weg zu uns fanden. Zwar steht der Frieden nicht lächelnd vor der Tür, wie der Dichter träumt, sondern ernst und schwer, aber immerhin bringt er das Ende des blutigen Völkerringens. M. Schu.

Paul Kammerer, *Einzelkod, Völkertod, biologische Unsterblichkeit und andere Mahnworte aus schwerer Zeit*. V und 122 Seiten und 9 Abbildungen. Wien 1918, Brüder Schönbay.

Das Buch enthält fünf Aufsätze, welche die biologisch schädigenden Wirkungen des Krieges deutlich vor Augen führen. In dem Titelaufsatz wendet sich der Verfasser gegen August Weismanns Lehre von der Unsterblichkeit der einzelligen Lebewesen und gegen Wilhelm Bölsches Annahme, daß es einen Artentod nicht gibt. Er meint vielmehr, daß auch der Lebenslauf einer Art (wie der des Individuums) in Jugend, Blüte der Kraft und rückschreitendes Alter zerfällt. Der innerlich bedingten Lebensbegrenzung einer Art kann aber durch Wechsel der äußeren Lebensbedingungen entgegengewirkt werden. Kammerer befürchtet, der Bestand der Art Mensch würde durch die Wiederholung von Weltkriegen bedroht werden, weshalb es gilt, die Menschheit zu einem fruchtbaren Aktivismus wachzurufen, zum ausdauernden Kampfe gegen die Einflüsse, welche die Arterhaltung und Höherentwicklung bedrohen.

Kammerer bemüht sich zugleich, zu zeigen, daß neben dem Daseinskampf das Prinzip der gegenseitigen Hilfe ein mächtiger Entwicklungsfaktor ist, nicht nur bei der Art Mensch, sondern auch bei vielen anderen Arten. Welch große Bedeutung schon Darwin der gegenseitigen Hilfe für die Entwicklung des Menschen aus einer

niederer Form beimaß, ist wohlbekannt (Abstammung des Menschen, 4. Kapitel). Sehr zeitgemäß sind die Betrachtungen in dem Aufsatz »Krieg und Kultur als Ernährungsfrage«.

H. Fehlinger.

Notizen.

Zur Lage der Kaliindustrie. Der Verlust Elsaß-Lothringens bedeutet nicht nur eine beträchtliche Schädigung der deutschen Eisenerzgewinnung (vergl. Heft 14 dieses Bandes, S. 335), sondern auch der Kaliherzeugung. Die elsässische Kaliindustrie hat, obgleich sie noch sehr jung ist und erst 1904 die Lagerstätten im Wittelsheimer Becken aufgefunden worden sind, einen rasch steigenden Anteil an der Gesamtkaliförderung Deutschlands erlangt. Während 1910 die elsässische Förderung nur rund 42 420 Tonnen Reinkali, das heißt etwa 5 Prozent der deutschen Gesamterzeugung betrug, stellte sie sich 1913 bereits auf 287 000 Tonnen oder 26 Prozent der deutschen Erzeugung; und dieser Aufschwung hätte weiter angehalten, wenn nicht der Krieg die Produktion gehindert hätte.

Noch nicht in dem Verlust der elsässischen Kalilagerstätten liegt, so sehr er auch in das deutsche Wirtschaftsleben eingreift, die eigentliche Schädigung, denn die nord- und mitteldeutschen Kalilager sind so reichhaltig, daß ihre Gesamtvorräte auf fast 7 Milliarden Tonnen veranschlagt werden, so daß, wenn man den Kaliverbrauch der letzten Jahre vor dem Kriege der Berechnung zugrunde legt, die vorhandene Menge noch für mehrere Jahrtausende reichen würde. Eine Erschöpfung der deutschen Kalilager ist also nicht zu befürchten. Der Schaden liegt auf anderem Gebiet: in dem Verlust des deutschen Kalimonopols und der Entstehung einer leistungsfähigen ausländischen Konkurrenz. Bisher war das Ausland von der deutschen Kaliproduktion völlig abhängig und daher gezwungen, relativ hohe Preise zu zahlen. 1913 sind aus Deutschland für ungefähr 179 Millionen Mark Kali ausgeführt worden, darunter allein nach den Vereinigten Staaten von Amerika für 120 Millionen Mark. Da während des Krieges fast überall im Ausland ein großer Kalimangel entstanden ist und die Preise hochgetrieben hat, hätte Deutschland in seinem Kalibesitz ein Mittel gehabt, nach Friedensschluß einen starken Export zu hohen Preisen nach dem Ausland, besonders Amerika, zu unterhalten und dafür Lebensmittel und Rohstoffe hereinzuholen. Diese Aussicht ist durch den Verlust der elsässischen Kalilager größtenteils zerstört; denn Frankreich wird sich zweifellos, vielleicht unterstützt durch amerikanisches Kapital, bemühen, den elsässischen Kalibergbau möglichst auszudehnen, und diese Konkurrenz wird nicht nur die Preise drücken, sondern das Ausland wird auch künftig einen großen Teil seines Bedarfs im Elsaß decken.

Berichtigung. Von Herrn Professor Dr. Julius Wolf erhalten wir folgende Zuschrift:

In der in Ihrem Heft vom 7. Februar veröffentlichten Besprechung meiner Schrift über die Bevölkerungspolitik der Gegenwart lese ich, daß ich daselbst aus Gründen der Rassenhygiene den Begabten Harems zugebilligt wissen will. Das ist falsch. In meinem Vortrag ist zu lesen: »Wie die Begabten zu stärkerer Betätigung ihres generativen Könnens heranzuziehen sind, ist sonach die Frage, Dürfte man konsequent sein, so müßten ihnen Harems zugebilligt werden.« Die Verwahrung »dürfte man konsequent sein« besagt sehr deutlich, daß ich nicht daran denke, den von Ihrem Kritiker mit Recht absonderlich genannten Vorschlag zu vertreten.

Professor J. Wolf.

Aus Raummangel mußte die Fortsetzung von Professor Karl Vorländer's Aufsatz »Kant und Rousseau« für Nr. 22 zurückgestellt werden. Red. der Neuen Zeit.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 22

Ausgegeben am 28. Februar 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Wilsonsche Völkerbund.

Von Heinrich Cunow.

Der von der französischen Havasagentur veröffentlichte »Entwurf eines Völkerbundesvertrags« hat jenem Teil der Inlandspresse, der seit dem Zusammenbruch der deutschen Militärmacht von einem sogenannten Rechtsfrieden und einem auf der Gleichberechtigung aller Nationen aufgebauten Völkerbund geträumt hat, eine schmerzliche Enttäuschung bereitet. Anstatt als eine internationale Vereinigung, die auf gleicher Rechtsgrundlage allen Staaten ihre Unabhängigkeit, ihre Unverletzbarkeit, Entwicklungsfreiheit sichert und die wirtschaftliche Zusammenarbeit der Völker dadurch fördert, daß sie das staatliche Prinzip der organisch-einheitlichen Zusammenfassung des Wirtschaftsgebietes im weiteren Umfang auf die Welt als Ganzes ausdehnt, stellt sich der Wilsonsche Völkerbundsplan als eine Organisation der im Weltkrieg siegreich gebliebenen Großmächte, vornehmlich Englands und der Vereinigten Staaten von Amerika, zur Sicherung ihrer neuerrungenen Machtposition im internationalen Staatensystem heraus. Der »Vorwärts« hatte nur zu sehr recht, als er vor einigen Tagen von einem »trübsartigen Charakter« des Wilsonschen Völkerbundsprojektes sprach und diesen Charakter in folgender Weise kennzeichnete: »Die fünf großen Siegerstaaten betätigen sich als seine (des Völkerbundes) Gründer, wobei das Übergewicht England-Amerikas augenscheinlich ist; die anderen werden als Außenseiter behandelt und müssen sich das Recht der Zulassung erst durch das Wohlwollen der Gründer erwerben. Es entsteht sofort die Frage, wovon dieses Wohlwollen abhängig gemacht werden soll und was die einzelnen hinzutretenden Staaten als Eintrittsgeld zu bezahlen haben. Soweit diese Frage das deutsche Volk angeht, wird sie wohl erst auf der Friedenskonferenz ihre Beantwortung finden.«

Bereits tauchen denn auch in einigen Blättern, die noch vor kurzem in selbstloser Verkennung der politischen Weltlage fade Komplimente an den amerikanischen Präsidenten richteten, allerlei offene und versteckte Vorwürfe gegen Wilsons Entwurf auf. Fast scheint es, als bereiteten sie sich darauf vor, das widerliche Spiel zu wiederholen, das sie schon mehrfach seit dem Beitritt der nordamerikanischen Union zur Entente aufgeführt haben: bald Wilson in gehässigster Weise anzugreifen, bald ihn würdelos zu umschmeicheln. Das ist um so unangemessener, als dann, wenn man die nach amerikanischem Brauch aufgepußte Rhetorik des Präsidenten nüchtern betrachtet, er nichts gesagt hat, was zu jenen wunderbaren Erwartungen berechtigte, in denen trotz der üblen Erfahrungen bei den Waffenstillstandsverhandlungen sich manche deutsche Blätter gefielen. Wenn sie sich jetzt enttäuscht fühlen, beweist das nur, daß sie die Wilsonschen Kundgebungen nicht

zu lesen verstanden haben und ihnen Verheißungen entnahmen, die nicht darin standen.

Selbst wenn aber Wilson sein Völkerbundsprojekt noch so schön mit Redeornamenten verziert hätte, müßte sich jeder einigermaßen realpolitisch Denkende sagen, daß Wilson, mag er auch bis zu gewissem Grade professoraler Ideologe sein, bei der Realisierung seines Projekts an die Zustimmung und Mitwirkung der amerikanischen, englischen und französischen Bourgeoisie gebunden ist, und diese durchaus nicht geneigt ist, ohne weiteres die Vorteile, die ihr der Ausfall des Krieges zur Durchsetzung ihrer imperialistischen Wünsche bietet, fahren zu lassen.

Befremdlicher ist schon, daß auch Politiker, die sich selbst Marxisten nennen, den Völkerbundsraum mitgeträumt haben, teilweise heute noch weiterträumen. Doch welche gar seltsamen ideologischen Träumereien muß nicht heute die marxistische Flagge decken. Die Marx'sche Gesellschafts- und Staatslehre ist, da sie weder von Marx und Engels selbst, noch von ihren Schülern systematisch in besonderen Schriften entwickelt, sondern nur in Bruchstücken verstreut über verschiedenartige Marx'sche Abhandlungen und Aufsätze vorhanden ist, nie zu einem Gemeingut der »Marxisten« geworden, selbst nicht der Marxisten im engeren Sinne. Noch zu Lebzeiten von Engels wurde die Marx'sche Staatstheorie verflacht und mit ihr wesensfremden liberalen oder auch liberal-anarchistischen Gedankenelementen vermischt, und seitdem hat das Bemühen, ihre Fassungen dem wechselnden parteipolitischen Tagesbedürfnis anzupassen, sie weiter versimpelt. Schließlich hat sie dann der Krieg vollends mit liberalen Ideologien verquickt; denn er hat zwar manche frühere angeblich marxistische Annahmen und Folgerungen hinweggesetzt, aber nur selten sind diese durch Zurückgriffe auf Marx'sche Auffassungen ersetzt worden, sondern meist in Anlehnung an gegenwärtige Stimmungen durch der liberal-demokratischen Staatsethik entnommene Begriffe.

Schon der Name »Völkerbund« ist unrichtig, denn nicht die Völker als solche — als nach Abstammung, Sprache, Sitte, Kultur usw. zusammengehörige Lebensgemeinschaften — schließen den Bund, sondern die politischen Organisationen, die sie gebildet haben, das heißt die Staaten, oder noch richtiger die Staatsregierungen. Die Völker als solche haben gar keine Organe, die solche Vereinigung schließen könnten. Der Völkerbund ist daher genau genommen lediglich ein »Staatenbund«, und es ist durchaus richtig, wenn die Deutsche Gesellschaft für Völkerrecht in ihrem Entwurf einer Verfassung des Völkerbundes trotz der Beibehaltung des Ausdrucks »Völkerbund« diesen als einen Bund von Staaten auffaßt und die einzelnen Teilnehmer an diesem Bunde nicht als Völker, sondern als »Völkerbundsstaaten« bezeichnet. Entscheidend für den Zusammenschluß und die Stellung der einzelnen Staaten im Bunde und dessen Konstitution ist daher auch der Charakter der Staatsorganisation und das Staatsinteresse. Sind aber Staats- und Volksinteresse identisch? Nach Marx'scher Auffassung ist der Staat, auch der demokratische, ein »Klassenstaat«, eine Herrschaftsorganisation einer oder mehrerer Klassen über andere Klassen. Demnach entscheidet das Interesse der herrschenden Klassen bei den Staatsaktionen.

Damit ist nicht gesagt, daß dieses Interesse in allen Einrichtungen und Maßnahmen der Staatsregierung voll zum Ausdruck kommt. Die herrschen-

den Klassen können zu mehr oder minder weitgehender Rücksichtnahme auf die beherrschten Klassen gezwungen sein, und überdies verselbständigt sich bis zu einem gewissen Grade der Staat, je mehr sich der Regierungsapparat ausdehnt, gegenüber dem Volke und dessen Klassenschichtung. Die Staatsbureaukratie und die an der Verwaltung direkt beteiligten sogenannten »Regierungskreise«, das Berufspolitikertum, erlangen gegenüber den herrschenden Klassen eine gewisse selbständige Stellung und vermögen daher auch mehr oder minder die Staatsmaschinerie in den Dienst ihrer besonderen Interessen zu stellen. Und zwar gilt das nach Marxscher Auffassung nicht nur von den bürokratisch regierten Staaten, sondern nicht minder von den demokratischen Staatsverwaltungen, wie denn auch Engels in seiner Einleitung zum »Bürgerkrieg in Frankreich« schreibt: »Worin bestand die charakteristische Eigenschaft des bisherigen Staates? Die Gesellschaft hatte zur Besorgung ihrer gemeinsamen Interessen, ursprünglich durch einfache Arbeitsteilung, sich eigene Organe geschaffen. Aber diese Organe, deren Spitze die Staatsgewalt ist, hatten sich mit der Zeit, im Dienste ihrer eigenen Sonderinteressen, aus Dienern der Gesellschaft zu Herren über dieselbe verwandelt. Wie dies zum Beispiel nicht bloß in der erblichen Monarchie, sondern ebenso in der demokratischen Republik zu sehen ist. Nirgends bilden die 'Politiker' eine abgesonderte und mächtigere Abteilung der Nation als gerade in Nordamerika. Hier wird jede der beiden großen Parteien, denen die Herrschaft abwechselnd zufällt, selbst wieder regiert von Leuten, die aus der Politik ein Geschäft machen, die auf die Sitze in den gesetzgebenden Versammlungen des Bundes wie der Einzelstaaten spekulieren, oder die von der Agitation für ihre Partei leben und nach deren Sieg durch Stellen belohnt werden. Es ist bekannt, wie die Amerikaner seit dreißig Jahren versuchen, dies unerträglich gewordene Joch abzuschütteln, und wie sie trotz alledem immer tiefer in diesen Sumpf der Korruption hineinsinken. Gerade in Amerika können wir am besten sehen, wie diese Verselbständigung der Staatsmacht gegenüber der Gesellschaft, zu deren bloßem Werkzeug sie ursprünglich bestimmt war, vor sich geht.«

Danach ergibt sich von selbst, daß, da der sogenannte »Völkerbund« tatsächlich ein Staatenbund ist, auch im wesentlichen die herrschenden Schichten der ihn bildenden Staaten über seinen Charakter und seine Verfassung entscheiden. Und da er von den im Weltkrieg siegreichen Großstaaten geschaffen wird und in diesen durch den Krieg die imperialistische Bourgeoisie an Macht gewonnen hat, so mußte jedem, der sich nicht von Augenblicksstimmungen einwiegen läßt, von vornherein klar sein, daß die Verfassung des geplanten Bundes ein Kompromiß zwischen den Interessen dieser Bourgeoischichten, ein Instrument zur Sicherung ihrer neuerlangten Machtstellung sein werde. Und tatsächlich zeigt der Wilsonsche Verfassungsentwurf, wenn man von seiner Phraseologie absteht, diese Tendenz in schärfster Ausprägung. Schon die geplante Zusammensetzung des Bundes und seines ausführenden Rates verstößt gegen das Prinzip der Gleichberechtigung. Formell freilich hat jeder Staat nur eine Stimme; aber neben dem englischen Mutterland haben auch die englischen Dominions je eine Stimme, so daß England stets im Bunde über mehrere Stimmen verfügen kann. Allerdings erhält auch die nordamerikanische Union nur eine Stimme; aber da die meisten der mittel- und südamerikanischen Staaten wirtschaftlich völlig

vom nordamerikanischen Kapital abhängig sind und tatsächlich von New York und Washington aus dirigiert werden, können die Vereinigten Staaten in allen Fällen, wo es sich um wichtige Lebensinteressen für sie handelt, eine noch größere Stimmenzahl aufbieten als England. Zudem wird sich nach dem Vertragsentwurf die Bundesleitung völlig in der Hand der fünf großen Ententemächte, Vereinigte Staaten, Großbritannien, Frankreich, Italien und Japan, befinden, denn nur ihre Vertreter bilden zunächst den Ausführenden Rat. Später soll dieser Rat zwar durch die Vertreter vier weiterer Staaten ergänzt werden, aber diese werden nicht von den neuhinzutretenden Staaten aus ihrer Mitte erwählt oder nach ihrer politischen Bedeutung bestimmt, sondern von den Vertretern der genannten Ententemächte ernannt.

Noch einseitiger auf die Herrschaft der angelsächsischen Mächte im Bund sind die Bedingungen der Zulassung weiterer Staaten zum Eintritt in den Völkerbund zugeschnitten. Der Eintritt steht keineswegs jedem Staate frei, der die Bundesfakungen anerkennt. Nur jene Staaten, welche die Zustimmung von mindestens zwei Dritteln der Vertreter der vereinigten Mächte erhalten, sollen zugelassen werden, und auch nur dann, wenn sie in der Lage sind, »wirksame Garantien für ihre Absicht zu geben«, die internationalen Verpflichtungen zu beobachten und ihre Streitkräfte den vom Völkerbund festgesetzten Größenverhältnissen anzupassen. Eine Bestimmung, die den Ententemächten gestattet, jeden Staat zurückzuweisen, der ihnen nicht als Bundesmitglied paßt oder sich nicht bereitwillig jeder von ihnen aufgestellten Bedingung unterwirft. Die Zulassung weiterer Staaten ist also völlig in das Belieben und Wohlwollen der Ententemächte gestellt.

Welche Wehrmacht die einzelnen Staaten aufstellen können, bestimmt ebenfalls der Ausführende Rat, das heißt wieder die Vertreterschaft der Ententemächte. Sie erhält zugleich die Aufsicht über die Rüstungen und Rüstungsindustrien — jedoch nur, »wo diese Kontrolle im gemeinsamen Interesse des Völkerbundes nötig ist«, also nicht über die englischen und amerikanischen Rüstungen. Ferner soll die Größe der Landmacht sich nicht nach der Bevölkerungsziffer, sondern nach der geographischen Lage und den besonderen »allgemeinen Umständen« eines jeden Landes richten. Wie die besonderen Umstände zu bewerten sind, darüber entscheiden natürlich die Ententemächte. Inwieweit unter den Begriff der »nationalen Rüstungen« auch die Seemacht fällt, wird im Vertragsentwurf nicht erwähnt, und ebenso fehlt die Forderung der Freiheit der Meere. Die Entente hat sie einfach unter den Tisch fallen lassen.

Streitigkeiten zwischen Mitgliedern des Völkerbundes oder zwischen einem Mitglied und einem außerhalb des Bundes stehenden Staat sollen durch Schiedspruch beigelegt werden. Fügt ein Staat sich nicht dem Verdikt, so soll seine Weigerung als »Kriegstat« betrachtet, über ihn die wirtschaftliche Blockade verhängt und nötigenfalls gegen ihn militärische und maritime Streitkräfte aufgeboten werden. Welche der im Bund vereinigten Mächte diese Kräfte zu stellen hat, bestimmt wieder der Ausführende Rat. Demnach kann dieser verfügen, welcher Staat für die Interessen eines anderen Krieg zu führen hat — eine für England in Anbetracht seines Einflusses auf den Ausführenden Rat sehr nützliche Bestim-

mung. Es braucht unter Umständen fortan nicht mehr mit seinen eigenen Machtmitteln für seine Interessen einzutreten, da ihm die anderen Völkerbundstaaten Waffenhilfe leisten müssen. Zudem erhält das von ihm im Weltkrieg so erfolgreich angewandte Mittel der Hungerblockade insofern eine schöne Ergänzung, als künftig alle übrigen Mächte auf Anweisung des ausführenden Rats an dem Boykott teilnehmen und dadurch dessen Wirkung verstärken müssen. Dagegen hat England infolge seiner großen Flotte und seiner Kolonialverbindungen die Lebensmittelblockade kaum zu fürchten.

Überdies werden durch den Völkerbundsvertrag England die deutschen Kolonien sowie ferner die arabischen und mesopotamischen Gebiete des Osmanischen Reiches ausgeliefert. Unter dem Vorwand, daß die Wohlfahrt und die Entwicklung der bisher unter deutscher Regierung stehenden Kolonialvölker eine »heilige Kulturaufgabe« sei, wird im Artikel 19 erklärt, daß es am besten solcher Aufgabe entspreche, »den Schutz dieser Völker den fortgeschrittenen Nationen anzuvertrauen«, die dazu durch ihre Hilfsmittel, ihre Erfahrungen oder ihre geographische Lage besonders geeignet seien — also England. Deutsch-Südwestafrika, Deutsch-Neuguinea, den Bismarck-Archipel usw. darf England sogar sofort ohne weitere Umstände seinem Besitz einverleiben, denn »Gebiete wie Südwestafrika und gewisse Inseln des Stillen Ozeans werden angesichts ihrer geringen Bevölkerungsdichtigkeit, ihrer Entlegenheit und ihres geographischen Zusammenhanges mit dem Verwalterstaat von diesem nicht besser verwaltet werden können, als wenn sie einen unlöslichen Bestandteil von ihm bilden«. Und bezüglich der bisher unter türkischer Herrschaft stehenden, von England besetzten asiatischen Länder heißt es im Vertragsentwurf: »Einige Gebiete, die vorher zum Osmanischen Reich gehörten, haben einen Entwicklungsgrad erreicht, daß ihr Bestehen als unabhängige Völker vorläufig mit dem Rat und der Hilfe einer beauftragten Macht anerkannt werden kann, die die Verwaltung bis zu dem Augenblick führen wird, wo sie sich selbst werden leiten können.«

Ob England in dem einen Falle nur zum *Schlichter*, im anderen nur zum *Berater* der Eingeborenenbevölkerung bestimmt wird, ist nebensächlich; tatsächlich werden diese Gebiete seiner Herrschaft ausgeliefert — und es wird schon seine Verwaltungsbefugnis in einer Weise zu gebrauchen wissen, daß diese Länder zu festen Bestandteilen seines Riesenkolonialreichs werden. Von den festen Stützpunkten im Mittelmeer und Ägypten über die Levante, Nordarabien, den Persischen Golf, Irak-Arabi und Persien hinweg erstreckt sich dann die englische Herrschaft bis Indien, während zugleich ganz Süd- und Ostafrika unter seine Vormächtigkeits gerät; denn die portugiesischen Kolonien sind heute nur noch nominell selbständig und werden voraussichtlich bald völlig in den Besitz Englands übergehen.

Es erweitert also das Wilsonsche Völkerbundsprojekt nur die Vorherrschaft des Angelsächsentums über die Welt und stellt sie durch Einreihung der übrigen Staaten in eine von Amerika und England geleitete, den speziellen Interessen beider Großmächte dienende Allianz sicher. In der veröffentlichten Fassung ist demnach der Völkerbund nichts anderes als ein Mittel der Konsolidierung der angelsächsischen Weltsuprematie.

Von dem im voraus so vielgepriesenen Zweck des geplanten Völkerbundes, die wirtschaftliche Katastrophe des Weltkriegs zu liquidieren und

auf neuen Grundlagen, auf dem Boden gleichen Rechts, einen Bund der Völker zu errichten, der jedem die nötige Existenzmöglichkeit und die freie Entfaltung seiner Kräfte garantiert, ist im Wilsonschen Entwurf nichts zu erkennen. Wer in diesem Vertrag einen sogenannten »gerechten Ausgleich« der einzelstaatlichen Interessen mit der Gemeinwirtschaft der Welt sieht, muß recht bescheidene Anforderungen an den geplanten Völkerbund stellen. Die im Artikel 21 des Entwurfs enthaltene Verheißung, daß durch Vermittlung des Völkerbundes künftig Anordnungen getroffen werden sollen, »um die Freiheit des Durchfuhrhandels und die Behandlung des Handels zwischen allen Mitgliedstaaten des Völkerbundes auf dem Fuße der Gleichheit zu verbürgen«, ist ein gar zu schwächlicher Wechsel auf die Zukunft. Und ebenso kann man in der Zusicherung des Artikels 20, die Mächte würden sich bemühen, »billige menschliche Arbeitsbedingungen für Männer, Frauen und Kinder herzustellen und aufrechtzuerhalten«, kaum mehr als eine Scheinkonzession an die Arbeiterforderungen von Leeds und Bern erblicken.

Um so deutlicher tritt aus dem Entwurf die imperialistische Tendenz hervor, den beiden zu großen Wirtschaftsempirien ausgewachsenen angelsächsischen Reichen ein unbestrittenes, durch rebellische Einsprüche nicht gestörtes Weiterherrschen zu ermöglichen und zu diesem Zweck aus den kleineren Staaten eine ihrem Gebot folgende abhängige Gefolgschaft zu bilden. Der Weltkrieg hat den deutschen Imperialismus gebrochen, den englischen und amerikanischen aber zu neuem Machtbewußtsein verholten, und das Wilsonsche Völkerbundsprojekt ist nur ein Versuch, auf glatter Bahn, ohne militärstaatlche Machtmittel und ohne die faux frais ihrer Anwendung zum Ziele zu gelangen.

Spartakus im Westen.

Von Richard Woldt.

Die Vorgänge der Spartakistenrevolten in Berlin haben zunächst fast allein die Aufmerksamkeit unserer in der Regierung tätigen Genossen in Anspruch genommen. Berlin ist jetzt von der Spartakusherrschaft befreit, wie wir hoffen, endgültig, und auch die Vorgänge an der Wasserkante werden allem Anschein nach ein ähnliches Ende finden. Nun aber zeigt sich immer mehr, daß von vornherein im spartakistischen Lager geplant war, die durch eine wilde Agitation aufgepeitschten Wogen auf den Westen übergreifen zu lassen. Und hier können die Dinge noch viel verhängnisvoller werden als in Nord- und Mitteldeutschland; denn im Industriebezirk des Westens mit seinen Zechen und Hüttenwerken, seinen Maschinenfabriken, seinem wichtigen industriellen Wirtschaftsleben muß jede zwangsweise Unterbindung der Produktion notwendig zum Zusammenbruch führen — mit den furchtbarsten Folgen für die Arbeiterklasse selbst. Stehen hier die Räder still, dann wird durch allgemeine Arbeitslosigkeit, Hunger und Verzweiflung jener Boden bereitet, wie ihn die Spartakisten zur Durchführung ihrer Politik brauchen. So wenig die Spartakisten von wirtschaftlichen Dingen verstehen mögen, hier ist ihre Rechnung richtig: wird der Produktionsprozeß in den Bergwerksrevieren lahmgelegt, dann fehlen für unser gesamtes Wirt-

schaftsleben die wichtigsten Rohstoffe. Die Werke im industriellen Westen sind die »empfindlichsten Stellen« im gesamten Produktionsmechanismus.

Ebenso wie in anderen Brandherden der spartakistischen Bewegung bestehen zwei Möglichkeiten, mit den Dingen fertig zu werden: die militärische Frage und die Bearbeitung der Gehirne, das heißt der geistige Kampf mit den bolschewistischen Ideen. Die militärische Frage braucht hier nicht erörtert zu werden. Das ist Sache der Regierung, und wir hier, vom rheinischen Industrieviertel aus, können nicht beurteilen, welche Maßnahmen man zu treffen gedenkt. Wichtig aber ist die Untersuchung der Frage, wie man durch Aufklärungsarbeit mit dem Bolschewismus fertig werden könnte.

* * *

Unter den Arbeitermassen des Industriegebiets im Westen haben schon immer radikalistische Unterströmungen geherrscht. Diese Tatsache hat sachliche Gründe. Als in den letzten Jahren vor dem Kriege Rosa Luxemburg unter der Arbeitererschaft am Niederrhein für ihre politischen Anschauungen einen empfänglichen Boden fand und auf den Parteitag über den Generalstreik diskutiert wurde, haben schon »linksstehende« Genossen darauf hingewiesen, daß die Industriearbeiter am Niederrhein dieser Agitation besonders zugänglich sind.

Wie immer sind bestimmte Personen, die in früheren Jahren hier am Niederrhein eine führende Stelle gehabt haben, die Träger solcher Anschauungen gewesen. Wir möchten hier an einen Mann wie Wilhelm Gewehr erinnern. Der Schreiber dieser Zeilen hat in den letzten zwei Jahren in der Redaktion der »Freien Presse« in Elberfeld an dem Platte gefesselt, den Wilhelm Gewehr früher eingenommen hat; man wird mir hoffentlich trotzdem nicht Pietätlosigkeit vorwerfen, wenn ich zum Ausdruck bringe, daß die gegenwärtige Führergeneration hier am Niederrhein auch heute noch stark von den Gedankengängen beherrscht ist, die Wilhelm Gewehr als der damalige politische Führer am Niederrhein — natürlich aus voller Überzeugung und mit der ganzen Hingabe seines Wesens — vertreten und gepredigt hat. Gewehr sah die Dinge anders, als wir sie heute sehen. Er war einer der Alten, dessen persönliche Lebensschicksale und bestimmende Eindrücke seines Denkens zurückreichten in die Zeit des Sozialistengesetzes. Für ihn war der politische Kampf der Arbeiterklasse ein Klassenkampf in des Wortes primitivster Bedeutung. Seine Agitation und seine journalistische Tätigkeit waren von den Gedankengängen geleitet, die wir in früheren Jahren auch in anderen Zentren unserer Parteibewegung haben vertreten sehen: daß das Proletariat die geschlossene Phalanx des ganzen Bürgertums gegen sich habe und durch die Entfaltung der äußersten revolutionären Energie die letzte Entscheidung katastrophenförmig herbeigeführt werden müsse.

Solche Unterströmungen in dem Gedankenleben der hiesigen Führerschaft sind gerade im Industrieviertel des Westens durchaus verständlich. Wilhelm Gewehr und seiner näheren Parteifreunde Auffassungen waren dadurch beeinflusst, daß im industriellen Westen das Proletariat den Kampf mit einer Bourgeoisie zu führen hatte, die, übermächtig mit ihrem politischen Einfluß, die Arbeiterbewegung durch einen Prozeß friedlicher politischer Entwicklung nicht hochkommen ließ. Wenn wir bedenken, wie diese Bourgeoisie unter der Führung eines Kirdorf, Stinnes, Thyssen die Arbeiterbewe-

gung niedergehalten hat und welche unsagbaren Schwierigkeiten zu überwinden waren, um aus dem Menschenmaterial, das immer wieder von neuem als Rohstoff in die niederrheinische Industriewirtschaft hineingeworfen wurde, politisch klar denkende Arbeiter zu erziehen, dann ist es erklärlich, daß der politische Kampf hier von anderen Gesichtspunkten aus geführt wurde wie zum Beispiel in Süddeutschland. Jener kurze, persönliche Zusammenstoß zwischen Ludwig Frank und Wilhelm Gewehr auf einem der letzten Parteitage vor dem Kriege war eine Episode, die eine tiefere Bedeutung hatte: man sah die politischen Dinge im industriellen Westen anders wie unten in Süddeutschland, wo demokratischere Formen den Boden für aufwärtsstrebende politische Arbeit bereitet hatten. Mit diesen Wirkungen der Anschauungsweise der früheren Führergeneration haben wir noch immer zu rechnen. Der Umdenkungsprozeß, der unserer Politik der praktischen Arbeit entspricht, geht deshalb hier langsamer vor sich. Man beugt sich nur widerwillig den Notwendigkeiten positiv-politischer Arbeit.

Daraus ergeben sich wichtige Konsequenzen auf wirtschaftlichem und gewerkschaftlichem Gebiet, bestehen doch zwischen dem politischen Denken und der gewerkschaftlichen Organisationsfähigkeit mannigfache Zusammenhänge. Der gewerkschaftliche Niederschlag des hier gepflegten politischen Radikalismus war immer schon eine gewisse Hinneigung zum Syndikalismus. Wie im politischen Leben die radikal-revolutionäre Auffassung der Dinge sich aus den besonderen wirtschaftlichen Machtverhältnissen erklärt, so ist auch andererseits das Gewerkschaftsleben von der wirtschaftlichen Verzweiflungssituation des Syndikalismus stark beeinflusst worden. Praktisch kamen allerdings syndikalistische Theorien selten zur Anwendung, aber infolge der inneren politischen Hemmungen hatte der Gewerkschaftsführer harte Widerstände beim Aufbau seiner Organisation zu überwinden.

Krieg und Parteispaltung kamen hinzu. Am Niederrhein schlugen sich wichtige Bestandteile der Parteiorganisation auf die Seite der Unabhängigen und fanden dann teilweise den Weg zu Spartakus. Gewerkschaftlich trat diese politische Radikalisierung durch eine ausgeprägte Hinneigung zum Syndikalismus hervor. Der Deutsche Metallarbeiterverband, der hier die größte Organisation neben dem Bergarbeiterverband ist, kann davon ein Lied singen. Und die Bergarbeiterführer haben gegenwärtig schwere Zeiten durchzumachen, wenn sie versuchen, sich in Versammlungen und Konferenzen den Massen entgegenzuwerfen und deren syndikalistische Aktionen bekämpfen. Die Rechnung der Spartakisten war deshalb nur allzu richtig, daß ein Hinüberschlagen der spartakistischen Wellen nach dem Westen in der Masse gewisse Wirkungen auslösen werde.

Es kann heute nicht darüber gerechtfertigt werden, ob die Gewerkschaftsführer alles getan haben, um solcher Gefahr rechtzeitig zu begegnen. Ich möchte nur hier öffentlich zum Ausdruck bringen, daß vielleicht diese Dinge für die Gewerkschaften sich nicht so zugespitzt hätten, wenn die Führer selbst mehr bei der Stange geblieben wären. Nicht die Bezirksleiter und Gauvorstände haben geschwankt. Sie konnten sich ebensowenig politisch zu den Unabhängigen schlagen wie die Mitglieder der zentralen Vorstände der Gewerkschaften selbst, weil die Konsequenz ihrer politischen Anschauung sie in einen Widerspruch zu ihrer gewerkschaftlichen Tätigkeit gebracht hätte; denn die politisch unabhängige oder direkt spartakistische Taktik und die

praktische Tätigkeit in der Gewerkschaft widersprechen einander. Wohl aber sind zum Teil die lokalen Gewerkschaftsführer und Vertrauensleute umgefallen. Ein alter Erfahrungssatz lehrt, daß die örtliche Mitgliedschaft einer Organisation meist bestimmend beeinflusst wird von den Anschauungen des Mannes, der als Führer in seinem lokalen Wirkungskreis mit der Masse unmittelbar in Berührung bleibt. Wie er selbst denkt, wie er die Dinge auffaßt und jeden Tag zu seinen Mitgliedern redet, so lernen meist auch diese, sofern es ihm gelingt, sich persönlich durchzusetzen, die Dinge anzuschauen. In recht vielen Fällen haben aber die lokalen Gewerkschaftsführer und die Funktionäre versagt. Sie haben den Massen Konzessionen gemacht. Schon Bebel hat anläßlich des großen Maurerstreiks in der Verteidigung für Bismarck zum Ausdruck gebracht, daß die Arbeiterführer häufig genug vor der schweren Stunde stehen, sich ihren eigenen Leuten entgegenzuwerfen und den Sturm der Massen über sich ergehen lassen zu müssen. Von den lokalen Vertrauensleuten sind aber gar viele mit dem Strome geschwommen. Wir wollen nicht behaupten, daß das in einem jeden Falle unter der Aufopferung persönlicher Überzeugungen geschehen ist, die Tatsache jedoch besteht, daß durch die politischen Meinungsverschiedenheiten innerhalb der gewerkschaftlichen Oberschicht sich mancherlei Dinge entwickelt haben, die jetzt zum Ausbruch kommen.

Wenn nun gegenwärtig in den Industriebezirken des Westens überall wilde Streiks und sonstige syndikalistische Aktionen entstehen und sich entwickeln, wenn die Agitation der Kommunisten immer weiter auf fruchtbaren Boden fällt, so stehen dort die Gewerkschaften, rundheraus gesagt, vor einer Existenzfrage. Offen wird schon der Übergang zum allgemeinen Arbeiterverband erklärt. Die Gewerkschaften werden als ganz unfähig hingestellt. Überall dort, wo spartakistische Arbeiterräte den Unternehmern die Pistole auf die Brust setzen und Lohnforderungen durchdrücken, deren Höhe die durch Verhandlungen erzielten Forderungen der Gewerkschaftsführer übersteigt, wird den Massen von einer offenkundigen Schwäche der Gewerkschaften erzählt. Hier auf diesem Gebiet stehen uns also schwere Kämpfe bevor, und deshalb handelt es sich darum, nicht nur in der Parteipresse, nicht nur in den großen Mitgliederversammlungen der Gewerkschaften sich diesen spartakistischen Ideen entgegenzuwerfen, sondern auch unter den Führern und den Funktionären eine Aufklärung zu verbreiten, die sie für die Folge gegen solche Gedankengänge immun macht. Es darf nichts versäumt werden. Vielleicht werden bald auch die Gewerkschaftsfunktionäre vor dieselbe Entscheidung gestellt wie die politische Partei: entweder — oder. Entweder man lernt endlich begreifen, daß eine erfolgreiche politisch-gewerkschaftliche Tätigkeit in Zukunft nicht auf der Grundlage der Anschauungsweise der Spartakuspartei möglich ist, und dann sind daraus die Konsequenzen zu ziehen, nämlich daß man sich von aller wirtschaftlichen Katastrophenpolitik befreien muß; oder aber die verheßten Gewerkschaftsführer begreifen das nicht, dann ist auch in gewerkschaftlicher Beziehung eine Trennung notwendig. Der Kampf muß dann über die Köpfe der Masse hinweg auch mit jenen lokalen Führern ausgefochten werden, die wirtschaftlich in ein anderes Lager überschwenken. Gerade hier im Industriegebiet muß jetzt eine ungeheure Fülle von Aufklärungsarbeit geleistet werden. Nicht zuletzt auf wirtschaftlichem Gebiet erwachsen der Gewerkschaftsbewegung neue

Aufgaben. Schon vor dem Kriege haben die Gewerkschaften schwer Schritt halten können mit der wirtschaftlichen und kapitalistischen Entwicklung. Mit überlegenen Mitteln, finanziell und organisatorisch stand ihnen das Unternehmertum entgegen — eine großindustrielle Bourgeoisie mit ihrer gewaltigen, unerschöpflichen Machtfülle. Während des Krieges, durch die Revolution, durch das Zusammenbrechen der bisherigen wirtschaftlichen Machtverhältnisse (man denke nur daran, daß Stinnes und Thyssen sich an den Verhandlungstisch mit Gewerkschaftsführern setzen mußten) sind den gewerkschaftlichen Funktionären wichtige, bedeutende Aufgaben erwachsen. Die paritätische Zusammensetzung der Arbeitsnachweise, der Schlichtungsausschüsse, die Kontrollfunktion über die industriellen Werke erfordern Kräfte, die qualitativ etwas zu leisten vermögen, sonst gehen uns diese Errungenschaften der Revolution wieder verloren. Das wirtschaftliche Denken muß mehr wie bisher gefördert werden. Der Gewerkschafter muß eindringen in das Getriebe der kapitalistischen Produktion. Wenn es uns nicht gelingt, hierfür die genügenden Qualitätsmengen herauszuholen, dann werden die nächsten Monate alle Erwartungen der Arbeitermassen enttäuschen. Wenn der Abbau der bisherigen Löhne sich vollzieht und es nicht möglich ist, durch geschlossene Organisationen die Dinge stark zu beeinflussen, wenn wir dem wirtschaftlichen Zusammenbruch weiter entgegentreiben, dann wird die Stunde kommen, wo die Arbeiter, ernüchtert und erwacht aus ihrem heutigen syndikalistischen Rausch, ihren früheren Gewerkschaftsführern und ihren alten Organisationen die schwersten Vorwürfe machen werden; denn selbst, wenn sie siegt, kann die Herrschaft der Spartakisten nur kurze Zeit dauern. Der Syndikalismus hat in den anderen Ländern, wo er zuerst zur Entwicklung kam, keine bleibenden Erfolge erzielen können; für unsere deutschen Wirtschaftsverhältnisse ist er erst recht unbrauchbar. Aus Verzweiflungstimmungen herausgewachsen, hinterläßt er nur neue Erbitterung und sucht dann hinterher die Schuld auf andere Faktoren abzuschieben, nicht auf seine eigenen Fehler. So stehen uns gerade im Industriegebiet schwere und wichtige Aufgaben bevor, und es heißt, alle Kräfte anzuspannen.

Kant und Rousseau.

Von Karl Vorländer.

(Fortsetzung.)

III.

Mit den letzten Ausführungen des vorausgegangenen Artikels sind wir nahe herangerückt an die Schriften Rousseaus, die den Plan der neuen »Erziehung, Religion und Regierung« entwerfen: den »Emil« und den »Gesellschaftsvertrag«.

Zuvor sei jedoch noch, wenigstens mit einigen Worten, desjenigen bisher unerwähnt gebliebenen Rousseauschen Werkes gedacht, das auch die Beziehung der beiden Geschlechter zueinander auf neue, natürliche Grundlagen zu stellen versucht hat: der »Neuen Heloise« (1761). Diesen Roman hat Kant natürlich ebenfalls gelesen. Erwähnt doch Herder in seiner oben berührten Schilderung der Kant-Vorlesungen von 1762 bis 1764 neben dem »Emil« ausdrücklich auch die »Heloise«; und auch die »Anthropologie« spricht S. 281 von »drei« Schriften, die, indem sie den Nachteil des Verlassens der unschuldigen Natur schilderten, die positiven Schriften des

Jahres 1762 (*»Emil«, »Gesellschaftsvertrag«*) vorbereiten sollten: wobei neben den beiden Discours eben die *»Neue Heloise«* gemeint ist als die, welche den Schaden darlege, den *»die vermeinte Moralisierung durch naturwidrige Erziehung und Mißbildung der Denkungsart angerichtet hat«*. Allein für unseren Zweck können wir das von dem Philosophen im übrigen nicht näher verfolgte Thema der *»Neuen Heloise«* beiseite lassen, zumal da es für ihn in das allgemeine Problem der Erziehung einmündet.

Dies letztere freilich können wir hier noch weniger im Zusammenhang behandeln, so wichtig auch der Neubau des Unterrichtswesens gerade heute wieder für den Neubau des Staates und der Gesellschaft erscheint. Eben-
darum würde es einer sehr ausführlichen Sondererörterung bedürfen. Wir müssen uns vielmehr an dieser Stelle mit der Hervorhebung einiger Stellen begnügen, an denen sich Kant direkt auf seinen Vorgänger Rousseau bezieht.

In dem mehrfach erwähnten Kollegientwurf zur *»Anthropologie«* aus den achtziger Jahren bezeichnet Kant als den Grundsatz, auf dem Rousseaus *»Emil«* errichtet sei: *»daß der Mensch von Natur gut sei und die Tugend samt der wahren Weisheit nicht dürfe erlernt, sondern Verderben des Herzens und Kopfes nur abgehalten und Weisheit entwickelt werden«*, mithin: *»Negative Edukation«* (XV, S. 889 f.). Das *»negative«* Prinzip, das auch in einer Reihe anderer von dem Philosophen aufgeführter Wissenschaften von großer Bedeutung sei, sei nach Rousseau auch in der Erziehung das wichtigste! Wie Kant das praktisch verstanden hat, zeigt sein Brief vom 28. März 1776 an den Leiter des Dessauer Philanthropins, dem er von der nach seinen (Kants) Grundsätzen geleiteten bisherigen Erziehung des zur Aufnahme in das Philanthropin angemeldeten sechsjährigen Söhnchens seines Königsberger Freundes Mothorny berichtet: *»Die Erziehung desselben ist bisher nur negativ gewesen, die beste, welche man ihm, wie ich glaube, vor sein Alter nur hat geben können. Man hat die Natur und den gesunden Verstand seinen Jahren gemäß sich ohne Zwang entwickeln lassen und nur alles abgehalten, was ihnen und der Gemütsart eine falsche Richtung geben könnte. Er ist frei erzogen, doch ohne beschwerlich zu fallen. Er hat niemals die Härte erfahren und ist immer lenksam in Ansehung gelinder Vorstellungen erhalten worden«* usw. Insbesondere sei ihm auch *»bis ist noch unbekannt geblieben, was Andachts-handlung sei.«*⁷

Das sind zugleich Kants Haupterziehungsgrundsätze, die in vollem Gegensatz zu der Schulerziehung standen, die er selbst in seiner Jugend genossen hatte. Er trat daher auch mit Begeisterung und praktischer Mithilfe für die neuen pädagogischen Bestrebungen ein, wie sie sich zu seiner Zeit in den Philanthropinen der Basadow und anderer verkörperten. *»Das, woran gute und schlechte Köpfe Jahrhunderte hindurch gebrütet haben«,* so schrieb er in den *»Königsberger Gelehrten Zeitungen«* vom 28. März 1776, *»nämlich die echte, der Natur sowohl als allen bürgerlichen Zwecken angemessene Erziehungsanstalt«,* stehe jetzt in Wirklichkeit da, womit *»eine ganz neue Ordnung der Dinge anhebt«*. Und zwar sei es vergeblich — schreibt er ein Jahr später in derselben Zeitung —, das Heil von einer allmählichen Schulverbesserung zu erwarten. *»Sie müssen umgeschaffen werden, wenn*

⁷ Näheres siehe bei K. Vorländer, Kants Leben, Leipzig 1914, S. 102 bis 103.

etwas Gutes aus ihnen entstehen soll: weil sie in ihrer ursprünglichen Einrichtung fehlerhaft sind und selbst die Lehrer derselben eine neue Bildung annehmen müssen. Nicht eine langsame Reform, sondern eine schnelle Revolution kann dies bewirken.« Eine Mahnung auch für unsere Zeit!

Kant konnte den Grundsätzen des »Emil« um so mehr beipflichten, da dieser ja keine »Naturmenschen« im »Naturzustand«, sondern bloß natürliche Menschen schaffen wollte, da sein Zögling nicht in die Einsamkeit der Wälder zurückkehren, sondern unter den Menschen leben und nur von deren Leidenschaften und Vorurteilen sich nicht fortreißen lassen, sondern »mit seinen eigenen Augen sehen, mit seinem eigenen Herzen fühlen, durch keine Macht der Erde als seine Vernunft sich bestimmen lassen soll« (4. Buch). Nur in einer Hauptvoraussetzung scheint unser Philosoph von dem französischen Denker doch allmählich immer mehr abgewichen zu sein: derjenigen von der ursprünglichen Güte der Menschennatur! So erklärt er zum Beispiel in seinen Vorlesungen über Metaphysik (Erfurt 1821, S. 75): Wenn Rousseau aus der Voraussetzung der natürlichen Güte des Menschen die Notwendigkeit einer »negativen« Erziehung folgere, so sei (zwar) die Folgerung richtig, aber die Voraussetzung falsch. Und in der Frage, ob die Tugend ein Geschenk der Natur sei (Rousseau) oder gelernt werden müsse (Hume), habe der letztere recht: »denn wenn wir uns nicht ausbilden, so wird keine Tugend entspringen, ob wir gleich die Anlage dazu haben« (Starke, S. 294, vergl. Schlapp, S. 206).

Auch im einzelnen stimmt Kant vielfach mit Rousseau überein. Wir heben nur die Stellen heraus, wo er Rousseau mit Namen nennt. Das geschieht sogar bei so geringfügigen Einzelheiten wie dem Nutzen der ersten Muttermilch für den Neugeborenen (50. Band, S. 230 f.) oder der Psychologie des Kinderschreiens (ebenda, S. 235), das der alte Junggeselle Kant freilich nicht aus Erfahrung kannte. Auch in dem naturwüchsigen Aufwachsenlassen der Knaben stimmt er Rousseau bei: »Rousseau sagt: Ihr werdet niemals einen tüchtigen Mann bilden, wenn ihr nicht vorher einen Gassenjungen habt!« und bemerkt fernerseits dazu: »Es kann eher aus einem munteren Knaben ein guter Mensch werden, als aus einem naseweisen, klugtuenden Burschen« (ebenda, S. 244, vergl. auch XV, S. 792, Anmerkung). Andererseits trifft er jedoch auch, in Übereinstimmung mit dem »Emil«, für den sittigenden Einfluß des weiblichen Charakters auf den männlichen ein: »Der wichtige Gedanke des Rousseau, daß die Bildung des Charakters der Mädchen bei der Erziehung auf das männliche Geschlecht und überhaupt auf Sitten den größten Einfluß haben würde, ist wert, zu untersuchen.« (XV, Nr. 1281.) Wer Kants Leben kennt, weiß, daß er auch für das erwachsene Alter den gleichen Grundsatz vertrat und dem bekannten Tasso-Wort Goethes von dem »Willst du wissen, was sich ziemt« ohne weiteres zugestimmt haben würde. Jetzt freilich, meint er, liegt die Erziehung der Mädchen noch im argen: sie »werden nur dressiert zu Manieren, aber nicht gebildet zu Sitten und guter Denkungsart« (ebenda).

Dagegen trifft er mit Recht, unsere heutige Zeit vorausnehmend, für öffentliche Schulen gegen (Rousseaus) Privaterziehung ein. Minder entschieden in den »Vorlesungen über Pädagogik«: »Inwiefern dürfte aber die Privaterziehung vor der öffentlichen oder diese vor jener Vorzüge haben? Im allgemeinen scheint doch, nicht bloß von seiten der Ge-

schicklichkeit, sondern auch in betreff des Charakters eines Bürgers, die öffentliche Erziehung vorteilhafter als die häusliche zu sein.« (50. Band, S. 226.) Entschiedener und ausführlicher in den »Fragmenten aus dem Nachlaß«: »Es ist unnatürlich, daß ein Mensch sein Leben größtenteils zubringen soll, um einem Kinde zu lehren, wie es dereinst leben soll. Vergleichen Hofmeister als Jean Jacques sind demnach erkünstelt. . . . Es ist indessen geziemend, daß ein Mensch sein Leben verwende, um viele zugleich leben zu lehren, daß dann die Aufopferung seines eigenen Lebens dagegen nicht zu achten ist. Schulen sind daher nötig.« Dann aber folgt doch wieder eine Versöhnung mit Rousseaus Gedanken. »Damit sie aber möglich werden, muß man Emile ziehen. Es wäre zu wünschen, daß Rousseau zeigte, wie daraus Schulen entspringen könnten.«

An der Stelle der »Anthropologie«, wo die Hauptwerke Rousseaus genannt werden, denen die drei früheren Schriften, die beiden Discours und die »Neue Heloise«, nur vorarbeiten sollten (S. 281 f.), erscheint als solches neben dem »Emil« und dem »Sozialkontrakt« auch der — »Savoyardische Vikar«. Daraus allein geht schon hervor, welchen Wert Kant diesem berühmten Exkurs des »Emil« beigelegt hat. Daß die Religion des Herzens und Gewissens, wie sie Rousseau durch »das Glaubensbekenntnis eines savoyardischen Vikars« der gespannt aufhorchenden Welt verkündete, auch in dem damaligen Kant verwandte Saiten berührte, daß auch des letzteren Religionsauffassung einer bloß mechanisch-materialistischen Weltanschauung einerseits wie den Ansprüchen eines übernatürlichen Offenbarungsglaubens andererseits entgegengesetzt war, ist von vornherein zugeben. Und vielleicht hat Rousseaus begeisterte Apostrophe an das Gewissen der noch berühmteren Kants an die Pflicht zum Vorbild gedient. Indessen zwischen der später ausgebildeten Religionsphilosophie des Kritizismus — man denke nur an seine Annahme eines »radikalen Bösen« in der Menschennatur — und der Auffassung Rousseaus, die auch auf diesem Gebiet wie auf allen anderen Gefühlsphilosophie bleibt, bestehen doch zu große Unterschiede, als daß hier von einem eigentlichen Einfluß Rousseaus gesprochen werden könnte.

IV.

Auch auf dem Gebiet der Staatsphilosophie ist schwer zu entscheiden, wie weit die Ansichten, in denen Kant und Rousseau übereinstimmen, auf den Einfluß des letzteren zurückzuführen sind.^a Denn dieser Einfluß ist, wie wir sahen, jedenfalls am stärksten in den sechziger Jahren gewesen, während Kant mit seinen politischen Anschauungen zuerst in der Abhandlung von 1784, eingehender sogar erst von 1793 an hervortritt. Sie können also ebensogut aus anderen, in ihm selbst oder anderen Denkern (zum Beispiel Hume, A. Smith) liegenden Quellen stammen. Aber die Hauptsache ist schließlich auch nicht diese historische, sondern die sachliche Frage nach Übereinstimmung und Abweichungen. Ihr sei der folgende Schlußabschnitt gewidmet, wobei wir uns allerdings auf das Wichtigste beschränken müssen.

Einig sind beide zunächst darin, daß sie ein politisches Ziel, eine feste staatliche Ordnung überhaupt im Auge haben gegenüber einem

^a Die Untersuchung wird dadurch noch schwieriger, daß Kant, seiner schriftstellerischen Gewohnheit gemäß, fast nirgends — auch da, wo er mit Rousseau völlig übereinstimmt — dessen Namen nennt.

Auseinanderfallen in Atome, wie es sich manche Geister im Zeitalter unserer klassischen Dichtung träumten. Darin bestand ja der Hauptgegensatz zwischen Kant und Herder, der den »kostbaren Staatsmaschinen« die »leichtere Glückseligkeit einzelner Menschen« vorzog, während unser Philosoph diesem »Schattenspiel der Glückseligkeit, welches sich ein jeder selbst macht«, das Ziel einer »nach Begriffen des Menschenrechts geordneten Staatsverfassung« entgegensetzt. Kame es bloß auf die Summe von Glückseligkeit an, so hätte die Insel Otaheite (Tahiti) ebensogut »mit glücklichen Schafen und Rindern als mit im bloßen Genuß glücklichen Menschen« besetzt sein können.⁹ Der Fortschritt nicht des Individuums, sondern der gesamten Gattung zu einem bestimmten Entwicklungsziel ist der Grundgedanke Kants gleich von seiner ersten geschichtsphilosophischen Abhandlung an. Diesen Gedanken aber teilt er mit Rousseau, und auch denjenigen von den an sich unsittlichen Motiven des Fortschritts, als da sind Habsucht, Ehrsucht und Herrschsucht, könnte er von dem Franzosen haben. Jedenfalls behandelt er selbst in dieser und der folgenden Abhandlung das gleiche »schwere Problem«, das er in der letzteren (S. 56 f.) dem Rousseau zuschreibt: »Wie die Kultur fortgehen müsse, um die Anlagen der Menschheit als einer sittlichen Gattung zu ihrer Bestimmung gehörig zu entwickeln, so daß diese jener als Naturgattung nicht mehr widerstreite«, und damit eben der berühmte Widerstreit zwischen Natur und Kultur (siehe oben, S. 12) gelöst wird. Erkennt doch auch Rousseau im »Contrat social« (1. Band, 8. Abschnitt) das Herausgehen aus dem »Natur-« in den »bürgerlichen« Zustand — diese Ausdrücke haben Rousseau und Kant von den ihnen vorausgehenden Naturrechtslehrern wie Grotius, Hobbes, Pufendorf, Locke übernommen — als einen Fortschritt an, falls nicht — der Mißbrauch der gewonnenen intellektuellen und moralischen Vorzüge ihn oft unter die Stufe der rohen Natur zurückdrückte.

Aber auch bezüglich des Inhalts ihres politischen Ideals herrscht zwischen beiden weitgehende Übereinstimmung. Wenn Rousseau (a. a. O., I, S. 6) als das Grundproblem seiner Schrift die Aufgabe formuliert: »eine Form der Vereinigung zu finden, die mit der gesamten gemeinsamen Kraft die Person und die Güter eines jeden Genossen (associé) verteidigt und schützt, und vermittelt deren ein jeder, indem er sich mit allem eintr, gleichwohl nur sich selbst gehorcht und ebenso frei bleibt wie zuvor«, so erinnert das zwar nicht in der Form, aber doch der Sache nach einigermaßen an Kants Definition des Rechts als »Einschränkung der Freiheit eines jeden auf die Bedingung ihrer Zusammenstimmung mit der Freiheit von jedermann, insofern diese nach einem allgemeinen Gesetz möglich ist« (»Über Theorie und Praxis« [1793], S. 87; vergl. auch die gesamte »Rechtslehre« [1797] und mein Sachregister dazu, Philosophische Bibliothek, 42. Band). Oder an sein politisches Ideal einer »allgemein das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft«, welche »die größte Freiheit ... ihrer Glieder und doch die genaueste Bestimmung und Sicherung der Grenzen dieser Freiheit« besitzt, »damit sie mit der Freiheit anderer bestehen könne« (Abhandlung von 1784, S. 10).

⁹ In seiner Rezension von Herders Ideen, 47. Band, I, S. 45; vergl. auch Kritik des Urteils, S. 242.

Damit haben beide Denker als Grundlage ihrer Staatsauffassung die Freiheit proklamiert, und zwar beide nicht die Freiheit als ungebundene Willkür oder Zügellosigkeit, sondern die sich selbst freiwillig an Gesetz bindende »moralische«. Denn es verdient hervorgehoben zu werden, daß nicht bloß der »rigoristische« Verkünder des kategorischen Imperativs, sondern auch der »fessellose« Prophet der Revolution mit Worten, die genau Kants Autonomie- (Selbstgesetzgebungs-) Gedanken entsprechen, die Freiheit definiert als den »Gehorsam gegenüber dem Gesetz, das man sich selbst vorgeschrieben hat« (*qu'on s'est prescrite*, »Contrat social«, I, 8, gegen Schluß).

Mit welcher Entschiedenheit Kant für den Freiheitsgedanken eingetreten ist, und zwar gerade in den mehrfach zitierten »Fragmenten aus dem Nachlaß«, also wahrscheinlich zu derselben Zeit (Ende der sechziger Jahre), in der er sich für Rousseau am stärksten interessiert hat (a. a. O., S. 334 ff.), zeigt folgende Stelle: »Es kann nun nichts entsetzlicher sein, als daß die Handlungen eines Menschen unter dem Willen eines anderen stehen sollen. Daher kann kein Abscheu natürlicher sein, als den ein Mensch gegen die Knechtschaft hat. Um desgleichen weint und erbittert sich ein Kind, wenn es das tun soll, was andere wollen, ohne daß man sich bemüht hat, es ihm beliebt zu machen. Und es wünscht nur bald ein Mann zu sein, um nach seinem Willen zu schalten.« Und weiter: »Es ist kein Unglück, das demjenigen, der der Freiheit gewohnt wäre, erschrecklicher sein könnte, als sich einem Geschöpf von seiner Art überliefert zu sehen, das ihn zwingen könnte, sich seiner eigenen Willkür zu begeben und das zu tun, was jenes will«, so daß er kein Bedenken tragen würde, »in der Wahl zwischen Sklaverei und Leben die Gefahr des letzteren vorzuziehen«. Wohl in Gedanken an die damalige Erbuntertänigkeit oder auch den Militarismus¹⁰ in seiner ostpreußischen Heimat hat er die Sätze niedergeschrieben: »Daß der Mensch aber gleichsam keiner Seele bedürfen und keinen eigenen Willen haben soll und daß meine Seele meine Gliedmaßen beugen soll, das ist ungereimt und verkehrt. Auch in unserer Verfassung ist uns ein jeder Mensch verächtlich, der in einem großen Grade unterworfen ist.... Ein solcher Mensch ist gleichsam für sich nichts als ein Hausgerät eines anderen.... Der Mensch, der abhängt, ist nicht mehr ein Mensch, er hat diesen Rang verloren, er ist nichts als ein Zubehör eines anderen Menschen.«

Aber auch noch der neunundsechzigjährige Greis äußert sich in einer geradezu vorbildlichen und gerade für unsere Zeit besonders bemerkenswerten Weise über angebliche Unreife zur Freiheit: »Ich gestehe, daß ich mich in den Ausdruck, dessen sich auch wohl kluge Männer bedienen, nicht wohl finden kann: ein gewisses Volk (was in der Bearbeitung einer gesetzlichen Freiheit begriffen ist)« — gemeint ist natürlich das Frankreich der großen Revolution — »ist zur Freiheit nicht reif; die Leibelgenen eines Outseigentümers sind zur Freiheit noch nicht reif; und so auch: die Menschen überhaupt sind zur Glaubensfreiheit noch nicht reif. Nach einer solchen Voraussetzung aber wird die Freiheit nie eintreten; denn man kann zu dieser nicht reifen, wenn man nicht zuvor in Freiheit gesetzt worden

¹⁰ So sprach Kant offen seine Verachtung für einen Magister Penzel aus, der aus irgendwelchen Gründen in ein Königsberger Soldatenregiment getreten war und nun in dieser Lage länger aushielt, als er nach Kants Meinung brauchte.

ist. . . . Man reißt für die Freiheit nie anders als durch eigene Versuche, welche machen zu dürfen man frei sein muß.« Dann folgt zwar ein Satz kritischer Behutsamkeit: »Ich habe nichts dawider, daß die, welche die Gewalt in Händen haben, durch Zeitumstände genötigt, die Entschlagung von diesen drei Fesseln noch weit, sehr weit aufschieben.« Darauf jedoch der prinzipielle Schlußgedanke: »Über es zum Grundsatz machen, daß denen, die ihnen einmal unterworfen sind, überhaupt die Freiheit nicht taue und man berechtigt sei, sie jederzeit davon zu entfernen, ist ein Eingriff in die Regalien der Gottheit selbst, die den Menschen zur Freiheit schuf.«

Diese Worte stehen in der »Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft« (S. 220, Anmerkung) vom Jahre 1793 und sind auch in der Ende Januar 1794 abgeschlossenen zweiten Auflage, während die Machthaber des »Volkes, was in der Bearbeitung einer gesetzlichen Freiheit begriffen« war, zu den terroristischsten Maßregeln griffen, von ihrem Verfasser nicht gestrichen worden. Kant ist, wie wir an anderer Stelle¹¹ eingehend nachgewiesen haben, von Anfang an ein begeisterter Anhänger der Menschenrechtsprinzipien der Revolution gewesen und — im Gegensatz zu manchen anderen großen Zeitgenossen — auch geblieben.

Zu der Freiheit aber gesellt sich als zweiter großer Schlagtruf der großen Revolution von Rousseau her derjenige der Gleichheit, die nach dem »Contrat« (II, S. 11) das Mittel zur Freiheit ist, ohne die die letztere nicht existieren kann. Und zwar versteht schon Rousseau darunter nicht mehr bloß die formale Gleichheit aller vor dem Rechtsgesetz, sondern wenigstens auch eine Annäherung in ökonomischer Beziehung: keine Reichen (opulents) und keine Bettler! Und wenn die Macht der Verhältnisse immer wieder die Gleichheit zu vernichten strebt, so soll die Gesetzgebung dem entgegenwirken, indem sie möglichst viele an der Regierung teilnehmen läßt. In dem Discours von 1755 waren die Verhältnisse mindestens der Vergangenheit sogar sehr schwarz geschildert worden: der Unterschied zwischen reich und arm war das erste, der von mächtig und schwach das zweite, der von Herr und Knecht das dritte; die Gesetze verurteilten zugunsten und zum Profit weniger Ehrgeiziger die Masse zu Knechtschaft und Elend. Das Geld heißt auch noch im »Contrat« (III, S. 15) die Wurzel alles Übels. Und wie stellt sich Kant dazu? In den »Fragmenten« wird die Gleichheit in unmittelbaren Zusammenhang mit der Gerechtigkeit gebracht. »Niemaß« aber »empört etwas mehr als Ungerechtigkeit; alle anderen Übel, die wir ausstehen, sind nichts dagegen«. Kant verlangt deshalb auch stets Gerechtigkeit gegen andere, nicht Wohlwollen oder »Gütigkeit« (S. 318), und gelangt dabei zu fast sozialistisch klingenden Folgerungen. Die Begriffe der »bürgerlichen« und der »natürlichen« Gerechtigkeit oder Schuldigkeit seien einander sehr entgegengesetzt: »Wenn ich von einem Reichen erbe, der sein Vermögen durch Erpressungen von seinen Bauern gewonnen hat, und dieses auch an die nämlichen Armen schenkte, so tue ich im bürgerlichen Verstand eine sehr großmütige Handlung, im natürlichen aber nur eine gemeine Schuldigkeit« (S. 320). Und mit dem Verhältnis der Arbeit stehe es nach einem unverbrüchlichen Naturgesetz so: »Der Mensch muß entweder selbst arbeiten oder andere für ihn; und diese Arbeit wird anderen

¹¹ K. Vorländer, Kants Stellung zur französischen Revolution. In: Philosophische Abhandlungen zu H. Cohens 70. Geburtstag. Berlin 1912, S. 247 bis 269.

so viel von ihrer Glückseligkeit rauben, als er seine eigene über das Mittelmaß steigern will.« (S. 319.)

Allein unser Philosoph hat auch in seinem Alter nicht etwa »gemäßigter«, sondern eher noch radikaler über diese »Ungleichheit unter den Menschen« gedacht: »Da die größte Zahl die Notwendigkeiten des Lebens gleichsam mechanisch ... zur Gemächlichkeit und Muße anderer besorgt, welche die minder notwendigen Stücke der Kultur, Wissenschaft und Kunst, bearbeiten, und von diesem in einem Stande des Druckes, saurer Arbeit und wenig Genußes gehalten wird.« Und mit prophetischem Blick sieht der Sechundsiebzighährige, der in seiner »Kritik der Urteilskraft« (1790) diese Worte niedergeschrieben hat, voraus, daß auf diese unterdrückte »Klasse« »sich denn doch manches von der Kultur der höheren nach und nach verbreitet«, daß insolgedessen »die Plagen im Fortschritt derselben ... auf beiden Seiten gleich mächtig wachsen« werden, »auf der einen durch fremde Gewalttätigkeit, auf der anderen durch innere Ungenügsamkeit«; der Zustand eines »glänzenden Elends«, bei dem endlich eine Staatsverfassung erreicht wird, in der »gesetzmäßige Gewalt dem Abbruch der einander wechselseitig widerstreitenden Freiheit« entgegentritt und in der die größte Entwicklung der menschlichen Naturanlagen möglich ist (a. a. O., S. 300).

Auch in der Schrift über »Theorie und Praxis«, die zur Höhezeit der Revolution (1793) geschrieben ist, erscheinen als die Leitgedanken, »nach denen allein eine Staatseinrichtung reinen Vernunftprinzipien des äußeren Menschenrechts überhaupt gemäß möglich ist«: Freiheit, Gleichheit und — statt der ihm wohl zu gefühlvollen, übrigens auch bei Rousseau nicht als Parole erscheinenden Fraternité — als drittes: Selbständigkeit jedes Bürgers. Allerdings kann die von Kant hier in Übereinstimmung mit der radikalen französischen Verfassung von 1793 gemeinte rechtlich-politische Gleichheit mit größter Ungleichheit nicht bloß an Naturgaben, sondern auch »Glücks Gütern« verbunden sein; aber jeder Bürger muß doch zu einem jeden Stande, »wozu ihn sein Talent, sein Fleiß und sein Glück hinbringen können, gelangen dürfen« (vergl. S. 87 bis 91). Erbvorrechte hat Kant stets ebenso scharf bekämpft wie sein Vorgänger Rousseau, der die Erbaristokratie für die schlechteste aller Verfassungen erklärt, weil sie das soziale Übergewicht der Besitzenden auch noch öffentlich sanktioniert.

(Schluß folgt.)

Die Theater- und Filmgewerkschaft der Zukunft.

Von A. Knoll.

Die Revolution hat den Organisationsgedanken in Kreise hineingetragen, die ihm bisher gänzlich fernstanden oder ihn nur insoweit gekannt haben, als eine hohe Obrigkeit ihnen das zu erlauben für gut befand. Dazu gehört auch das künstlerische Personal der Theater und des Films. Das erstere hat allerdings bisher schon in der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger eine Organisation besessen, die man, abgesehen von einigen Wenn und Aber, als »gewerkschaftlich« ansprechen kann, da sie ihre Tätigkeit auch auf die Hebung der materiellen Lage ihrer Mitglieder richtete. Ihre Haupttätigkeit lag jedoch auf dem Gebiet der Pflege des Unterrichts- und Kasinowesens. Erst die Revolution hat auch hier Wandel geschaffen, indem durch sie zum ersten Male die Schauspieler in ihrer Masse angeregt

wurden, gewerkschaftliche Forderungen größeren Umfangs mit unverhüllt gewerkschaftlichen Mitteln — Androhung des Streiks — zur Durchführung zu bringen.

Die Revolution hat allerdings auch noch in anderer Weise bewirkt, daß dem künstlerischen Personal der Theater der Gedanke der gewerkschaftlichen Organisation nahegerückt wurde, und zwar gerade dem Teile desselben, der ihm bisher am meisten ablehnend gegenübergestanden hatte: dem Personal der Hoftheater. Der revolutionäre Sturmwind hat die deutschen Fürstenhöfe hinweggeblasen und damit den meisten bisherigen Hoftheatern, soweit sie aus den sogenannten Privatschatullen der Landesfürsten unterhalten oder im wesentlichen getragen wurden, ihre finanzielle Grundlage zum erheblichen Teil entzogen. Die Theater werden deshalb voraussichtlich nicht aufhören, zu bestehen; sie werden aber in Landes- oder Nationaltheater umgewandelt werden. Bei den Lasten, die uns die Politik unserer bisherigen »Landesväter« hinterlassen hat, ist es jedoch fraglich, ob die Dotation dieser Theater in der Zukunft die gleiche sein können wird wie bisher. Bei unserer tiefen Schuldenlast werden wir uns sehr wahrscheinlich in der Zukunft den Luxus nicht gestatten können, einzelnen Künstlern, und seien es selbst die höchstenstehenden, mehrfache Ministergehälter zahlen zu können.

Jedenfalls haben die Schauspieler der ehemaligen Hofbühnen sogleich die Konsequenzen aus der veränderten Lage gezogen, indem sie sich zunächst auf genossenschaftlicher Grundlage zusammengeschlossen haben. Sie werden auch den Weg zur reinen Gewerkschaft noch finden, mögen sie auch bisher den gewerkschaftlichen Gedanken abgelehnt haben. Einmal war es das Abhängigkeitsverhältnis von dem früheren fürstlichen »Arbeitgeber«, das naturgemäß derartige »sozialdemokratische« Regungen unter keinen Umständen duldet; dann auch, neben einem sich in falscher Richtung bewegenden Künstlerstolz, der an sich schon ein Hindernis für das Aufkommen des Solidaritätsgedankens ist, der ganz besondere Dünkel des »Hofschauspielers« oder »Kammersängers«, der die meisten mit einer Art herablassenden Mitleids auf ihre nichtbeamteten und proletarischen Kollegen herabblicken ließ. Womit nicht gesagt sein soll, daß es in der großen Masse der tatsächlich in proletarischen Verhältnissen lebenden Bühnengehörigen hinsichtlich des Gewerkschaftsgebankens um sehr viel besser ausgesehen hätte. Und zwar sah es vielfach um so schlechter darum aus, je mehr wirklich künstlerische Eigenart der einzelne besaß. Das ist leicht erklärlich. Jeder echte Künstler ist zugleich eine ausgesprochene Individualität. Der bewußte Individualismus aber unterwirft sich nur schwer einer auf die Massenwirkung gerichteten Disziplin. Soweit in den Adern eines Künstlers also revolutionäres Blut rollt, wird ein solcher leichter zu Putzchen und spontanen Aktionen zu haben sein als zu langwierigen Unternehmungen, die Unterordnung der Persönlichkeit unter den Mehrheitswillen erfordern.

Es bedurfte daher schon eines gewaltigen Anstoßes, um in diesen Kreisen den gewerkschaftlichen Solidaritätsgedanken wachzurufen. Ein solches Ereignis ist die Revolution, die wir gegenwärtig durchleben. Sie erst hat die geistige und die wirtschaftliche Voraussetzung für eine lebenskräftige Gewerkschaftsidee in diesen Kreisen geschaffen.

Das gilt auch von einem anderen Teil des bühnenkünstlerischen Personals, der bisher dem Organisationsgedanken gänzlich ferngestanden hat: den geistigen Arbeitern der Filmbühne. Sie haben ebenfalls eine ausgesprochen gewerkschaftliche Organisation ins Leben gerufen, und zwar ist hier der gewerkschaftliche Gedanke in einer Weise zum Durchbruch gelangt, der das, was bisher in gewerkschaftlicher Beziehung in der schon genannten Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger vorhanden war, »bedeutend« überflügelt. In der neuen Organisation ist der Gedanke zur umfassendsten gewerkschaftlichen Organisation gerade von den geistig Führenden und Schaffenden, den künstlerisch am höchsten Stehenden ausgegangen. Es sind die sehr hochbezahlten Soloschauspieler, die sogenannten großen Kanonen, die freien Schriftsteller, Dramaturgen, Regisseure, die sich mit den Massendarstellern (den

eigentlichen künstlerischen Proletariern) zusammengefunden haben in dem Gedanken, gemeinsam für die Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen einzutreten. Und sie sind noch weiter gegangen — allerdings nicht ohne teilweisen Widerspruch aus den Reihen des rein künstlerischen Personals! —, sie haben auch das technische Arbeiterpersonal der Filmbühne und endlich auch die in der Reproduktion tätigen Arbeiter des Lichtbildtheaters zu der neuen Gewerkschaft herangezogen beziehungsweise heranzuziehen gesucht. In letzterer Hinsicht sind sie freilich auf Gebiete gestoßen, die bereits anderweitig vergeben beziehungsweise besetzt waren.

Vom gewerkschaftlichen Standpunkt aus — und auch vom Standpunkt des Sozialismus! — muß gesagt werden, daß hier wohl zum ersten Male der gewerkschaftliche Gedanke in einem Umfang und einer Tiefe erfaßt worden ist, wie es bisher noch nicht der Fall war. Und es wäre gerade im Interesse der Entwicklung zum Sozialismus zu wünschen, daß eine solche, man möchte sagen, universale Auffassung des Gewerkschaftsgedankens recht bald Gemeingut aller geistig und gewerblich Schaffenden werden möge!

Man wird vielleicht die Lebensfähigkeit der in Rede stehenden Gewerkschaft bestreiten — aus den Gründen, die schon vorhin entwickelt wurden, nämlich wegen der künstlerischen Eigenart der in Betracht kommenden Berufsgruppen. Aber das beweist nichts gegen die Richtigkeit des Zusammenschlußgedankens an sich. Vielleicht wird auch geltend gemacht werden, daß selbst wenn der Zusammenschluß der verschiedensten Gruppen des Theaterberufs praktisch sich als möglich erweisen sollte, damit für den Sozialismus noch nichts gewonnen sei, da es sich hier doch um einen Beruf handelt, der keine materiellen Güter, keine »Waren« und Gebrauchswerte erzeugt, sondern lediglich geistige Werte. Aber das beweist wiederum nichts gegen die Richtigkeit des Gedankens, daß der Zusammenschluß der geistig und körperlich Schaffenden innerhalb der verschiedenen Berufe nicht zu einer höheren Auffassung des gemeinsamen Zieles führt. Und diese höhere Auffassung von dem gemeinsamen wirtschaftlichen Ziele kann nur im Sozialismus münden. Sozialismus ist nicht nur eine Sache der rein äußerlichen Produktionsform, der Organisationsform; Sozialismus ist nur da möglich, wo alle an ihm Beteiligten ihn auch leben. Andererseits ist, praktisch gesehen, auch der soziale und geistige Abstand zwischen Erfinder, Ingenieur und einfachstem Metallarbeiter einerseits nicht größer als der zwischen dem freien Schriftsteller, Dramaturgen, Soloschauspieler und dem einfachen Kurbler (Kinooperateur).

Wenn demnach zugegeben werden muß, daß die in Rede stehende Theater- und Filmgesellschaft unmittelbar als Wegweiser zum Sozialismus nicht in Frage kommt, so ist sie dennoch berufen, eine wahrhaft soziale Aufgabe zu erfüllen. Sie wird nämlich für die Gestaltung unseres künftigen geistig-kulturellen Lebens Großes leisten können. Wir wollen doch auch in der Zukunft nicht auf Kunst und künstlerische Genüsse verzichten. Unter den furchtbar schwierigen Verhältnissen, die uns bevorstehen, wird das Wort: »Ernst ist das Leben, heiter die Kunst« eine Bedeutung erlangen, die es für das deutsche Volk noch nie besessen hat. Den Ernst des Lebens werden wir in schwerster Weise kennenlernen; um so notwendiger ist es, diesem Ernst ein Gegengewicht zu schaffen, daß wir unter ihm nicht verzagen. Es gilt, dieses ernste Leben und Schaffen wenigstens auf Stunden zu erheitern. Dazu sind die Werke der Kunst am ehesten berufen. Die Pflege der Kunst wird eine soziale Aufgabe von noch nie dagewesener Bedeutung werden, in die sich der Staat mit den berufenen Organisationen der Künstler und in der Kunst Schaffenden entsprechend zu teilen hat. Die Organisation der in der Kunst geistig und körperlich Schaffenden wird aber ihre Aufgaben um so leichter erfüllen können, je vollkommener sie ist und je mehr sie alle umfaßt, deren Beruf das Theater ist.

Die erste Bedingung dazu wäre weiterer Zusammenschluß aller heute schon bestehenden Berufsorganisationen der Künstler und des sonstigen Bühnenpersonals. Das heute schon bestehende Kartell dieser Berufsvereinigungen genügt meines Er-

achtens dieser Aufgabe nicht, aber es könnte auf der Grundlage desselben weitergebaut werden. Mit der Entwicklung, die der Film bereits in Deutschland erfahren hat, ist die Grenze zwischen Bühnendarstellern und Filmschauspielern mehr und mehr verwischt worden; die Zahl der auf der Filmbühne Gastrollen gebenden Theater-schauspieler nimmt täglich zu, ohne daß die beiderseitigen Organisationen darauf irgendwelchen Einfluß auszuüben vermögen. Daß das auf die Dauer die wirtschaftlichen Verhältnisse der nur in einem Fache tätigen Künstler ungünstig beeinflussen muß, dürfte ohne weiteres einleuchten. Hier ist also die Interessengemeinschaft der beiden Berufsgruppen und ihrer Organisationen ohne weiteres gegeben. Allerdings scheint sie sich gerade nach dieser Seite hin am schwersten durchsetzen zu können. Die meisten Schwierigkeiten mögen für diese Entwicklung auf Seiten der älteren Organisation liegen, die eine starke Tradition besitzt. Daß die jüngere Organisation sich an solche nicht gebunden fühlt, hat sie dadurch bewiesen, daß sie bei ihrer Werbetätigkeit sofort die Grenzen der geistigen Arbeiterschaft durchbrochen und sich auch an die technischen Arbeiter des Berufs gewandt hat. Die Führer der jungen Bewegung haben sofort erkannt, daß nicht nur Schriftsteller, Soloschauspieler und Massendarsteller aufeinander angewiesen sind, wenn sie ihre wirtschaftlichen Interessen wahrnehmen wollen, sondern daß sie dazu auch der solidarischen Mitwirkung des technischen Personals des Films und darüber hinaus auch des bei der Reproduktion des Films beschäftigten Personals bedürfen.

Bei ihren Bestrebungen, auch das technische Personal der neuen Filmgewerkschaft anzugliedern, stößt dieselbe nun aber, wie schon erwähnt, auf zum Teil bereits besetztes Gebiet. Als seinerzeit der Verband der bühnentechnischen Arbeiter seinen Beitritt zur Generalkommission der Gewerkschaften vollziehen wollte, wurde er mit seinem Antrag ab- und die in demselben vereinigten verschiedenen Berufsarbeiter ihren respektiven Berufsorganisationen zugewiesen. Ein Gleiches geschah, als der Verband des in den Kinos tätigen Personals seinen Anschluß an die Gewerkschaften vollziehen wollte. Letzterer hat den ihm erteilten Rat jedoch nur zum kleinen Teil befolgt. Der Verband besteht seit einer Reihe von Jahren ohne Angliederung an eine der bestehenden Gewerkschaftsgruppen. Ich habe seinerzeit bei der Abweisung der bühnentechnischen Arbeiter auf einem anderen Standpunkt gestanden. Auf das damals erörterte Für und Wider kann hier nicht eingegangen werden; aber ein Argument erscheint mir heute noch genau so bedeutungsvoll wie damals, nämlich, daß es sich hier um einen in sich vollkommen abgeschlossenen »Beruf«, das Theater, handelt und daß es deshalb nicht gerechtfertigt ist, die in diesem Beruf tätigen Arbeiter auf die übrigen bestehenden Berufsorganisationen zu verteilen. Immerhin mag damals mit dieser Auseinanderreißung einer beruflich zusammengehörigen Arbeiterschaft kein direkter Schaden angerichtet worden sein, eben weil zu dieser Berufsgruppe die für sie wichtigsten Arbeiter, die geistigen Arbeiter, noch nicht gestoßen waren. Heute liegen die Dinge jedoch wesentlich anders. Heute ist eine *Berufsorganisation des Theaters* auf breiter Grundlage im Werden begriffen, und da sollten die Gewerkschaften nicht zögern, das Werden und Wachsen derselben in weitestgehendem Maße zu unterstützen. Es handelt sich dabei für keine einzige der in Frage kommenden älteren Gewerkschaften um lebenswichtige Teile, sondern um geringe Minderheiten, die ohnehin in das berufsorganisatorische und wirtschaftspolitische Gefüge ihrer jetzigen »Berufsorganisation« nur unter Anwendung eines gewissen logischen Zwanges eingegliedert worden sind. Sie können dort zwar auch jetzt noch ihre Lohn- und Arbeitsbedingungen verbessern — doch an dem geistigen Entwicklungsleben ihres eigentlichen Berufs haben sie keinen Anteil, weil sie von der Organisation, die diese wichtige Aufgabe zu vollziehen hat, abgesperrt sind. Aber gerade diese geistige Anteilnahme an der Entwicklung des Berufslebens macht doch erst das Wesen der Gewerkschaftsorganisation aus. Und da es sich hier zugleich um die tätige Mitarbeit am kulturellen Aufbau unseres Volkslebens handelt, zu der gerade die zukünftige Theater- und Filmgewerkschaft

in erster Linie berufen erscheint, so ist der Gewinn, den das Volksganze dadurch erzielen kann, weitaus größer und bedeutsamer, als was einige wenige Gewerkschaften materiell vielleicht verlieren würden.

Vielleicht kann auch zugunsten des Verzichts geltend gemacht werden, daß durch den Hinzutritt der schon im Organisationsleben geschulten Elemente zu der neuen Gewerkschaft diese eine gewisse Kräftigung erfährt, da diese Elemente bald das proletarische und solidarische Rückgrat der Vereinigung bilden dürften. Die Zahl der wirklich sozialistisch Denkenden in den Reihen der neuen Gewerkschaft ist naturgemäß vorerst noch recht gering. Würde also der neuen Gewerkschaft ein gewerkschaftlich geschultes und im sozialistischen Gedanken erzogenes Kontingent zugeführt, so wäre das zweifellos ein Gewinn nicht nur für die künftige Theater- und Filmgewerkschaft, sondern für die gesamte Gewerkschaftsbewegung — und weiterhin für die Gestaltung unseres Kunstlebens im Sinne eines harmonischen Zusammenwirkens von Kunst und Arbeit.

Eine Heftschrift.

Von Emil Kloth.

Eins muß man dem feindlichen Vielverband lassen: er versteht seine Hege gegen Deutschland aus dem ff. Genosse Ernst Drahn hat das bereits in dieser Zeitschrift nachgewiesen.¹ Entartete Söhne unseres eigenen Volkes sind leider bei dieser vergiftenden Tätigkeit den feindlichen Mächten behilflich gewesen, und man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß hierbei ebensosehr die französischen und englischen Goldsüchse wie der russische Rubel mitgewirkt haben. Besonders trat die feindliche Propaganda unter der Maske »unparteiischer Neutralen« in Erscheinung, unter denen sich auch sogenannte Sozialisten befanden.

So ging mir vor einigen Tagen unaufgefordert und unentgeltlich aus der Schweiz ein dicker Wälzer von fast 800 Seiten Umfang zu, betitelt: »Wilhelm Siegwart, Groß-Deutschland. Eine Sammlung von Dokumenten zum Verständnis deutschen Willens« (Olten, Verlag Schwarzmann). Schon im Vorwort läßt Herr Siegwart seine Tendenz erkennen. Er stellt Deutschland als das Land ungezügelter Annexionen hin, während er Annexionspläne in anderen Ländern leugnet. Das Vorwort ist angeblich geschrieben im Sommer 1916, wo schon unzählige Äußerungen englischer, französischer und italienischer Staatsmänner und Schriftsteller vorlagen, welche die Zerstückelung Deutschlands predigten. Das hieß Siegwart aber nicht ab, zu schreiben: »Und nun stellen Sie sich vor, daß ich zum Beispiel in meiner Eigenschaft als Korrespondent unseres französischen Zentralorgans, der 'Humanité', plötzlich den Wunsch bekäme, möglichst viel gute, friedensfördernde Dinge über Deutschland zu berichten? Ja, ich könnte es beim glühenden Willen nicht. Wie ein Bettler stände ich da. Lügen müßte ich, wenn ich, um der Verständigung zu dienen, schreiben wollte: Was man euch bisher über die Annexionsflut in Deutschland erzählte, ist nicht wahr! Lügen müßte ich, wenn ich etwas anderes sagen wollte, als was ich gestern noch in der 'Humanité' schrieb: Die Annexionspläne sind immer noch in unerhört starkem Maße in Deutschland vorhanden.'«

Entweder hat nun Siegwart mit unerhörter Leichtfertigkeit die von ihm angeführten Dokumente überhaupt nicht im Original gelesen und zurechtgestufte, aus dem Zusammenhang gerissene Auschnitte aus denselben leichtgläubig benußt, oder mit seinem »glühenden Willen«, friedensfördernd zu wirken, der Verständigung zu dienen, ist es nicht weit her. An zwei Beispielen werde ich nachher nachweisen, wie genau es Siegwart mit der Wahrheit nimmt, in welcher Weise seine »Dokumente« wichtige Teile ausgesprochener Meinungen unterschlagen und so ihnen einen ganz anderen Sinn unterstellen.

¹ Papierene Heuschreckenschwärme (Fliegerabwurfschriften und Propagandamittel der Entente), Neue Zeit 1918, Nr. 3 und 4.

Alle, alle müssen dem löblichen Zwecke Siegwarts dienen, ganz Deutschland als ein annekzionistisches Zollhaus erscheinen zu lassen. Nach dem staatsmännischen »Kreppche« Scheidemanns erscheinen die »Annekzionisten« Peus, Meerfeld, Südekum usw. sozialistischer Richtung sowie eine endlose Reihe bürgerlicher Schriftsteller, Professoren, Staatshäupter, Minister, höhere Regierungsbeamte und bedeutende Männer des öffentlichen Lebens, Generäle, offizielle Reichs- und Verbandsorgane, offizielle Erklärungen der verschiedenen deutschen Parteien und anderer Körperschaften, Zeitschriften, Zeitungen und Bücher. Kurzum: alles, was da fleucht und krecht in Deutschland, ist von der Annekzionssuche befallen, lebt und webt in einer von »Annekzionsbazillen überschwängerten Atmosphäre«. Was Siegwart aber aus antiannekzionistischen Kundgebungen aus dem Bürgertum und der Sozialdemokratie anführt, dient lediglich als Scheinwerfer auf die allgemein grassierende Annekzionswut. Gütigst gesteht Siegwart allerdings zu, daß es Unterschiede zwischen den deutschen Annekzionisten gebe: »Die einen wollen die Sonne und den Mond, die anderen begnügen sich mit weniger, wofür man ihnen noch dankbar sein muß.« Letztere sind schon mit sämtlichen Seehäfen an der Nord- und Ostsee, die sich im Besitz von Rußland, Belgien und Frankreich befinden, zufrieden, jedoch könnte die Besitzergreifung von Toulon am Mittelmeer, die eigentlich selbstverständlich die von Nizza im Gefolge haben müßte, mit ins Auge gefaßt werden.

Das alles sagt Siegwart so ziemlich schon im Vorwort seines Buches zusammen, jedenfalls deswegen, um es druckfertig für Propagandazwecke gegen Deutschland zur Verfügung zu stellen, damit es als zubereitete, stark wirkende Pille für die Entente wirken kann. Und dann folgen systematisch geordnet die »Dokumente-deutschen Willens für das angestrebte Groß-Deutschland. Ich habe weder Zeit noch Lust, in jedem einzelnen Falle nachzuprüfen, wieweit Siegwart bei dem Extrakt seiner »Dokumente« den eigentlichen Sinn derselben wiedergegeben oder ob er nach Art jener Eideschwörer gehandelt hat, die zwar nicht direkt Unwahres behaupten, also nichts hinzusetzen, aber dagegen recht vieles weglassen, was zur Erkenntnis der Wahrheit beitragen kann. Ich habe mich daher auf zwei mir als Gewerkschafter sowie auch persönlich naheliegende Fälle beschränkt und habe in beiden Fällen gefunden, daß Siegwart die öffentliche Meinung durch Hinweglassen kennzeichnender Stellen und durch Unterschlagung von Tatsachen irreführt.

Unter »Gewerkschaften« heißt es nämlich zunächst auf S. 118:

Das Organ des Deutschen Transportarbeiterverbandes: »Heute weht die deutsche Flagge auf den Türmen Antwerpens, hoffentlich für immer.«

Aus einem am 24. Oktober 1914 im »Courier«, dem Zentralorgan des Deutschen Transportarbeiterverbandes, veröffentlichten Artikel. Der Deutsche Transportarbeiterverband zählt über 100 000 Mitglieder und ist der Generalkommission der freien Gewerkschaften Deutschlands angeschlossen.

Schon im Vorwort (S. VII) ist das Zitat unter Anführung der über 100 000 Mitglieder des Transportarbeiterverbandes mit etwas anderen Worten wie folgt wiedergegeben: »Nun weht die deutsche Fahne über Antwerpen, wir hoffen, daß sie nie mehr heruntergeholt wird.«

Beide Zitate sind mit Anführungsstrichen wiedergegeben. Welcher Wortlaut ist denn nun eigentlich der richtige? Siegwart zitiert also auch ungenau; doch das ist nicht so schlimm als die Unterschlagung der Tatsache, daß der betreffende Redakteur des »Courier« in öffentlichen Versammlungen seiner Kollegen in Berlin jene Äußerung nicht als Annekzion interpretiert, der Vorstand des Transportarbeiterverbandes ebenso wie die Generalkommission sich nie niemals zu eigen gemacht, sondern vielmehr sich gegen eine derartige Unterstellung verwahrt haben. Sicherlich wird das Siegwart, der alles durchgestößert hat, auch bekannt sein. Trotzdem aber der Hinweis auf die 100 000 Mitglieder des Transportarbeiterverbandes und dessen Zugehörigkeit zur Generalkommission, womit natürlich der Glaube erweckt werden soll, beide wären mit den Annekzionsbestrebungen einverstanden gewesen.

Als zweiter Fall der Annexionslust der deutschen Gewerkschaften wird ein Aufsatz von mir in der Chemnitzer »Volksstimme« vom 8. Juni 1913 angeführt. Weitere Stimmen hat Siegwart trotz eifrigen Schnüffeln anscheinend nicht aufzuspüren vermocht. Eine überaus schwache Ausbeute seiner Bemühungen! Schamhaft verschweigt Siegwart die von mir angeführten unausgesetzten Eroberungszüge der feindlichen Staaten, die sich nicht mit bloßen Wünschen und Forderungen auf Eroberungen begnügten. Insbesondere unterschlägt er folgende Stelle, die die wirkliche Absicht meines Aufsatzes zusammenfaßt:

Ich bin absolut kein Freund von Annexionen und würde es aufs freudigste begrüßen, wenn ohne sie jene Garantien geschaffen werden könnten, die es uns ermöglichen, an unserer politischen und wirtschaftlichen Zukunft in friedlicher Weise weiterzubauen. Aber man hüte sich vor den sonderbaren »Friedenspredigern«, die, wie längst sogar auf der »Konferenz für die Zukunftsinteressen der Menschheit« in Bern, nur immer den Splitter der »Verletzung der Neutralität und des Mitleidsprinzips« bei den Deutschen sehen, nicht aber den Balken in den schönen Augen der Russen, Engländer, Franzosen und ihrer Bundesgenossen.

Darum nochmals: Mögen unsere Feinde zunächst erst einmal bei sich selbst mit der Achtung vor dem Selbstbestimmungsrecht der Völker anfangen und ihre eroberten Länder herausgeben und weiter durch die Tat ihren ernstlichen Willen zum nur friedlichen Wettbewerb auf dem Weltmarkt beweisen, anstatt ihren gewaltsamen monopolistischen Herrschaftsplänen nach wie vor nachzugehen, dann wird Deutschland das allerletzte Land sein, das diesen Wettbewerb zu fürchten braucht oder das sich von einer Verständigung über internationale Streitfragen ausschließt. Mindestens beweist die Vergangenheit Deutschlands weit mehr als die seiner Feinde den guten Willen hierzu.

Siegwart ist demnach der ungeeignteste Interpret »zum Verständnis deutschen Willens«. Viel eher ist man berechtigt, ihn für einen Reisläufer nach Art der Schweizer früherer Zeiten zu halten, die sich allen Potentaten als Leibwache gegen klingende Münze zur Verfügung stellten.

Es mangelt leider den deutschen Stammesgenossen jenes lebendige Zusammengehörigkeitsgefühl, das sich bei der angelsächsischen, romanischen, ja sogar bei der slawischen Rasse äußert.

Höchst merkwürdig, daß das Siegwartsche Buch ohne Jahreszahl und dem Anschein nach erst jetzt erscheint, obgleich das Vorwort vom Sommer 1916 datiert ist. Sollen damit die nicht mehr zu leugnenden Annexionsabsichten der Entente schamhaft verhüllt und durch das Buch gerechtfertigt werden, indem die deutschen »Annexionsabsichten« dreifach unterstrichen werden? Zugleich erhebt sich die Frage: Wer bezahlt die unentgeltliche Verteilung solcher dickleibigen und teuren Hefeschriften?

Literarische Rundschau.

Jungvolk-Almanach 1919. Ein Almanach für die arbeitende Jugend. Herausgegeben von der Zentralstelle für die arbeitende Jugend Deutschlands. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 128 Seiten. Preis für jugendliche Abnehmer 1 Mark.

Wieder liegt ein neuer Jahrgang dieses schon äußerlich in schmuckem Gewand auftretenden Almanachs vor. Sein Inhalt zeugt auch diesmal von emsiger Arbeit und sorgfältig gesiehter Zusammenstellung des Kalendermachers. Eine Vielseitigkeit, die auf alle möglichen Wissensgebiete hinüberschweift, kommt dem Wüchlein dabei recht zustatten. Was irgendwie den jugendlichen Arbeiter interessieren kann, ist ihm hier in knappen, belehrenden Artikeln, in fesselnden Erzählungen, in Anekdoten, Schnurren und Gedichten geboten. Dazu kommt ein erlesener, vornehm wirkender Bilderschmuck, der Ernst und Scherz gibt, Aufsätze illustriert oder bloß als

gefallige Buchzierde den Text belebt. Aus dem reichen Inhalt, der gelesen und durchdacht sein will, heben wir nur einiges hervor. Da ist vor allem ein Artikel Karl Korns, dessen geschickt interpretiertes Thema »Sozialismus und Sozialdemokratie« dem Jugendlichen Aufklärung über sozialistische und bürgerliche Demokratie gibt. Konrad Haenisch hat eine anregend geschriebene Plauderei über das Leben und Wirken Ferdinand Lassalles beigezeichnet. Mit der freien Jugendbewegung selbst beschäftigen sich zwei Artikel; der eine, der sich die engen Grenzen des letzten Berichtsjahres gesteckt hat, stammt aus der Feder Richard Weimanns; mehr allgemein gehalten sind die Ausführungen E. R. Müllers über den idealen »Aufstieg« der Jugendlichen. Auf die Notwendigkeit der späteren politischen und gewerkschaftlichen Organisation für jeden klassenbewußten jungen Arbeiter weist ein Aufsatz W. Gollmanns hin. Mehr allgemein gehalten sind die Beiträge von R. Bröger (Alt-Nürnberg), A. Behne (Honoré Daumier), E. Graf (Sibirien), J. Straßer (Russische Helden) usw. Aus dem unterhaltenden Teil des Almanachs seien erwähnt die hübsche Jugendgeschichte von F. Kurz »Als wir unser Haus bauten«, die Skizze »Der Wohltäter« von Stefan Großmann sowie Gedichte von Karl Broeger, Marg Barthel, Jürgen Brand und anderen.

Wer das gefällige Büchlein durchblättert, wird wiederum seine helle Freude an ihm haben. Seine verbende Kraft, die sich die ganze schwierige Kriegszeit hindurch bewährte, wird auch diesmal nicht versagen und dem Jungvolk-Almanach für 1919 selbst dort Verbreitung verschaffen, wohin zu gelangen es ihm bisher noch nicht gelungen sein sollte.

Notizen.

Wiederaufbau der französischen Handelsflotte. Die französische Kauffahrteiflotte ist während der Kriegszeit stark zusammengeschrumpft. Vor dem Krieg, im Juni 1914, zählte sie 2 319 438 Bruttoregistertonnen. Im November 1918 umfaßte sie nach den Angaben des Schiffahrtskommissars Bouisson in der französischen Deputiertenkammer mit Einschluß der im Ausland angekauften und der beschlagnahmten Schiffe der Mittelmächte an Frachtschiffen nur noch 883 044, an Passagierschiffen noch 536 265 Bruttotonnen, im ganzen also 1 419 309 Tonnen. Doch ist ein Teil des Schiffsparks dermaßen abgenutzt und reparaturbedürftig, daß vorläufig nur gut 1,1 Millionen Tonnen als leistungsfähig in Betracht kommen.

Um den Schiffsbestand zu vermehren, hat man eine große Zahl von Schiffen, besonders Frachtschiffen, in England bestellt und hofft, in den nächsten drei Jahren von dort 750 000 Bruttoregistertonnen zu erhalten. Die französischen Schiffswerften sind wenig leistungsfähig und haben sich während der Kriegszeit fast ausschließlich auf Reparaturen beschränkt. Erst im letzten Jahre hat man in sehr beschränktem Maße wieder mit der Neubautätigkeit begonnen. Außer in England hat man auch bei amerikanischen Werften Aufträge unterzubringen versucht, doch hat die amerikanische Regierung diese Bemühungen abgewiesen, da vorläufig die amerikanischen Werftbetriebe genügend mit der Schaffung der geplanten großen amerikanischen Handelsflotte zu tun haben und durch die Tätigkeit für französische Reedereien die Durchführung des amerikanischen Schiffsbauprogramms eine Verzögerung erleiden könnte. Nur die Lieferung von 100 000 Tonnen Stahlplatten für Schiffszwecke ist gestaffelt worden.

Frankreich ist bereit, sehr große Mittel für den Wiederaufbau seiner Handelsflotte herzugeben. In den nächsten fünf Jahren sollen dazu bis zu zwei Milliarden Franken aufgewendet werden. Ferner wurden für die Hebung der Hochseefischerei und die dazu nötigen Bauten und Ausrüstungseinrichtungen 200 Millionen Franken gefordert.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 23

Ausgegeben am 7. März 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zur Vorgeschichte des Weltkriegs.

Von Heinrich Cunow.

Der Geheime Legationsrat Dr. Otto Hammann, durch mehr als zwei Jahrzehnte Presschef im Auswärtigen Amt des Deutschen Reiches, hat unter dem Titel »Zur Vorgeschichte des Weltkriegs. Erinnerungen aus den Jahren 1897 bis 1906« den zweiten Band seiner Memoiren veröffentlicht.¹ Beschäftigt sich der unter dem Titel »Der neue Ruß« erschienene erste Band vornehmlich mit dem Bismarckschen Rückversicherungsvertrag, so behandelt der zweite vor allem die deutsch-englischen Beziehungen der Jahre 1899 bis 1904, besonders die englischen Versuche einer Annäherung an Deutschland und die nach Fehlschlag dieses Versuches von der englischen Regierung unternommenen Verständigungsversuche mit Japan und Frankreich.

Hammann ist als Memoirenschreiber weder ein gewandter Causseur nach französischem Muster noch ein großzügiger Historiker, der von hohem Standpunkt aus den Gang der Ereignisse überblickt und kritisch Revue passieren läßt. Seine Darstellung ist klar und präzise, aber sie erinnert an die Berichterstattung eines Geheimen Vortragenden Rates, der sich möglichst an sein Material hält, Abschweifungen zu vermeiden sucht und sich als verantwortlicher Beamter fühlt. Über Dinge zu reden, die er nicht gewissermaßen aktenmäßig beweisen kann, hält er nicht für angebracht. Wer nach pikantem Klatsch, halbversteckten Anspielungen und feuilletonistischen sensationellen Enthüllungen verlangt, kommt daher bei der Lektüre nicht auf seine Rechnung. Auch liefert Hammann dem Historiker der letzten beiden Jahrzehnte kein Material, das diesen zwingen könnte, seine Auffassung in wichtigen Punkten zu berichtigen. Wohl aber sind seine »Erinnerungen« geeignet, manchen Einzelvorgang zu klären oder in ein anderes Licht zu rücken und der Charakteristik bestimmter Personen neue interessante Züge hinzuzufügen. Vor allem aber verläßt Hammann sich nicht einfach, wie das nur zu oft von Memoirenschreibern geschehen ist, auf sein Gedächtnis, sondern hat augenscheinlich das, was er berichtet, vor der Niederschrift sorgfältig an seinen Akten und Aufzeichnungen nachgeprüft.

Der interessanteste Teil des neuen Bandes bezieht sich auf das Bündnisangebot Englands vom Jahre 1901 und seine Folgen. Die letzten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts hatten England in eine äußerst schwierige Lage gebracht. Das Londoner Kabinett sah sich genötigt, im weiten englischen Kolonialreich allerlei Streitigkeiten zu schlichten und Reibungen mit den Fremdmächten zu beseitigen. In Ostasien wurde

¹ Erschienen im Verlag von Reimar Hobbing, Berlin. 164 Seiten. Preis in Pappband 4,50 Mark.

Englands überwiegender Einfluß immer mehr durch Rußland bedroht, das das englische Angebot, von keinem Hafen im Golf von Perschili Besitz zu ergreifen, falls Rußland von der Befestigung Port Arthurs Abstand nehme, kurzweg abgelehnt hatte. Rußland ging nach Port Arthur, und England besetzte, um sich ein militärisches Gegengewicht zu verschaffen, Weihaiwei. Auch die Pachtung von Kiautschou erschien England als eine Beeinträchtigung seiner Machtposition in China, wenn man auch zunächst die dortige deutsche Festsetzung gelten ließ — wie Balfour im englischen Unterhaus sagte, um die öffentliche Meinung in Deutschland zu versöhnen. Doch die Lage in Ostasien war nur ein Teil der politischen Klemme, in der sich England befand: in Indien war ein Kampf gegen die nördlichen Grenzstämme entbrannt, und in Afghanistan gewann nach dem Tode des Emirs der russische Einfluß rasch an Boden, während im Sudan der englische Imperialismus mit dem französischen in Konflikt geriet. Schon im Februar 1898 waren im Hinterland von Lagos und Dahomey englische und französische Expeditionen an mehreren Punkten des Nigerbogens einander bedenklich näher gerückt, und nun drohte England auch noch ein Kampf mit den Franzosen im Sudan. In dem Streben, ihre Herrschaft vom Kongo quer durch Afrika bis zum Roten Meer auszudehnen, hatte die französische Regierung 1897 eine Expedition unter dem Major Marchand in das Nilgebiet abgesandt. Die Truppe drang bis zum Weißen Nil vor und besetzte Fashoda. Das hatte zur Folge, daß auch Kitchener nach seinem Siege bei Omdurman nach Fashoda eilte und dort die britisch-ägyptische Flagge neben der französischen hißte. Zwar zog es die französische Regierung in Anbetracht der Machtposition Englands und seiner Überlegenheit zur See vor, im Dezember 1898 die französischen Truppen zurückzurufen, aber die beiderseitige Verstimmung blieb und wurde durch den Versuch Frankreichs im Februar 1899, sich am Persischen Meerbusen im Gebiet von Oman festzusetzen, noch verschärft. Durch die englische Drohung mit einem Bombardement Maskats wurde der Sultan von Oman gezwungen, den mit Frankreich wegen Überlassung eines Hafenplatzes eingegangenen Vertrag für nichtig zu erklären.

Zugleich spitzten sich in Nordwestafrika die Gegensätze zwischen den englischen und französischen Ausdehnungsplänen zu. Im Südosten Marokkos hatten im Juni 1898 französische Truppen die Tuat-Oase besetzt und suchten eine durchgehende Verbindung von Algier über Timbuktu nach Dahomey herzustellen. Dazu kam, daß in Südafrika Englands imperialistische Absichten bei den beiden Burenrepubliken auf hartnäckigen Widerstand stießen und ein Kampf mit diesen fast unvermeidlich schien.

In dieser prekären Lage suchte 1898 die englische Regierung trotz der in der englischen Bourgeoisie herrschenden antideutschen Stimmung Rückenbedeckung beim Deutschen Reich. Chamberlain, der englische Kolonialsekretär, regte, wie Dr. Hammann näher ausführt, in einer vertraulichen Unterhaltung mit dem deutschen Botschafter Grafen Hatzfeldt in London die Abschließung eines deutsch-englischen Vertrags an: ein Antrag, der bald darauf von Lord Salisbury, dem englischen Premierminister, in einer Unterredung mit dem deutschen Botschafter bestätigt wurde. In Berlin nahm man diese Anregung etwas skeptisch auf, zumal man aus Petersburg erfuhr, daß England zunächst versucht hatte, mit der russischen Regierung ein Einvernehmen herzustellen, und erst, nachdem dieser Versuch gescheitert war, an

ein Bündnis mit Deutschland zu denken begonnen hatte. Man konnte deshalb in Berlin kaum darüber im Zweifel sein, daß unter solchen Umständen eine Annäherung an England eine Lockerung der guten Beziehungen zu Rußland zur Folge haben werde. Graf Hafffeldt wies daher in seiner Antwort darauf hin, daß England infolge seines parlamentarischen Regiments nur geringe Garantien für die Innehaltung eines geheimen Bündnisses zu bieten vermöge. Darauf erwiderte Chamberlain, daß die englische Regierung ja den Vertrag dem englischen Parlament zur Genehmigung vorlegen könne. Davon wollte jedoch wieder die deutsche Regierung nichts wissen, da ein derartiges offenes Bündnis mit dem Verlust der russischen Freundschaft hätte bezahlt werden müssen.

Der Werbeversuch Chamberlains hatte deshalb keinen Erfolg, doch blieben die Beziehungen zwischen Deutschland und England zunächst recht gute. Es erfolgte sogar, als portugiesische Finanzleute Hilfe in London und Berlin suchten und als Pfand die portugiesischen Kolonialbesitzungen anboten, eine Verständigung über die Aufteilung dieses Besitzes; jedoch wußte die englische Presse durch allerlei Andeutungen den Widerstand der Portugiesen gegen das Projekt aufzustacheln — und das Abkommen blieb, wie Hammann sich ausdrückt, eine »leere Altrappe«, die nur in Portugal neues Mißtrauen gegen das Deutsche Reich weckte. Englands Regierung wußte das geschickt auszunutzen. Im geheimen brachte sie einen neuen Vertrag mit Portugal zustande, den sogenannten Windsor-Vertrag, der entgegen dem eben erst mit Deutschland getroffenen, noch bestehenden Abkommen Portugal die Verteidigung seines kolonialen Besitzes durch England zusicherte.

Die englische Diplomatie gab jedoch in ihrer Verlegenheit ihr Bemühen, Deutschlands Unterstützung zu gewinnen, vorerst noch nicht auf. Im November 1898 hielt Chamberlain in Manchester und Wakefield zwei Reden, in denen er ausführte, Deutschland sei zwar ein gefährlicher Wettbewerber Englands auf wirtschaftlichem Gebiet, aber es gebe manche wichtige, die beiderseitigen Interessen berührende Fragen, in denen man sich verständigen könne.

In Berlin glaubte man jedoch, es mit Rußland nicht verderben zu dürfen. Am 8. Dezember erteilte Bülow in einer Reichstagsrede folgende an die englische Adresse gerichtete ausweichende Antwort: »Was unser Verhältnis zu England angeht, so will ich heute nur dies sagen — daß es allerlei Fragen und mancherlei Punkte gibt, wo wir mit England zusammengehen können und gern zusammengehen, ohne Schädigung und unter vollster Wahrung anderweitiger wertvoller Beziehungen.«

Während England hinter Deutschlands Rücken im geheimen den Windsor-Vertrag abschloß, zeigte es sich dagegen, um sich nicht noch mehr zu isolieren, in der Samoafrage entgegenkommend gegen die Wünsche der deutschen Regierung.

Der fast gleichzeitig mit der Regelung der Samoafrage ausbrechende Burenkrieg brachte jedoch eine neue Spannung zwischen dem Deutschen Reich und England hervor, da der größte Teil der deutschen Presse lebhaft für die Burenstaaten Partei ergriff und sich wilde Gefühlsausbrüche gegen England leistete. Zwar suchte in Deutschland das Auswärtige Amt dem Toben entgegenzuwirken, ebenso wie in Frankreich Delcassé, der nach dem Fashodafall mit Geschick eine Wiederannäherung zwischen Frankreich und

England anbahnte, doch hatte die deutsche Regierung damit viel weniger Erfolg als die französische, da die französische Presse, weit besser von oben herab dirigiert, größtenteils der diplomatischen Weisung folgte. Dem deutschen Auswärtigen Amt und speziell dem damaligen Reichskanzler, dem Fürsten Bülow, kamen die Deklamationen der deutschen Presse gegen England, wie Hammann versichert und wie durch später bekannt gewordene Tatsachen bestätigt wird, sehr ungelegen. Lehnte der Kanzler auch ein gegen Rußland gerichtetes deutsch-englisches Bündnis ab, so wollte er es doch nicht mit England verderben, sondern suchte sich möglichst neutral zu halten. »In der Presse«, berichtet Dr. Hammann, »geschah damals vom Auswärtigen Amt alles, was möglich war, um die unnützen Gefühlsausbrüche gegen England zu dämpfen. In dem Zustand gegenseitiger Vorwürfe zwischen beiden Völkern traten die üblen Seiten des Nationalcharakters, hier schadenfrohes und schimpffreudiges Moralisieren, dort ein herrischer, brutaler Hochmut hervor. Dabei lernten weder die Deutschen mehr Politik, noch die Engländer mehr Moral. Die Regierung jenseits des Kanals hatte aber den Vorteil voraus, daß eine lange politische Erziehung das Volk gelehrt hat: Wenn Kampagne ist, sei es auch nur diplomatische, hat der Soldat der Fahne zu folgen.«

Die Gefühlspolitiker ließen sich aber durch alle Mahnungen nicht in ihren Ausfällen gegen das »perfide Albion« stören, fanden doch die Alldeutschen in dieser Erregung einen sehr günstigen Boden für ihre Flottenvermehrungsagitation. Die feindliche Stimmung gegen England wuchs und erreichte einen geradezu gefährlichen Siedegrad, als um Neujahr 1900 mehrere deutsche Postdampfer von englischen Kriegsschiffen angehalten und nach Port Durban geschleppt wurden. Bülow richtete teils aus Rücksicht auf den deutschen Presselärm, teils um sich nicht in ernstlichen Gegensatz zu den einflußreichen Flottenpolitikern zu setzen, eine energische Note an das Salisbury'sche Kabinett, und dieses gab aus taktischen Gründen in den wesentlichsten Teilen den deutschen Forderungen nach.

Solche gespannte Lage zwischen dem Deutschen Reich und England suchte die russische Regierung auf ihre Weise auszunutzen. Ende Februar 1900 stellte der russische Botschafter Graf Osten-Sacken in Berlin die Frage, ob Deutschland geneigt sei, mit Rußland und Frankreich gemeinsam einen Schritt zur Beendigung des Burenkriegs in London zu unternehmen, das heißt dort zugunsten der Burenstaaten zu intervenieren. Die Antwort, die die deutsche Regierung darauf durch den deutschen Botschafter in Petersburg erteilte, bestand in der Erklärung, die deutsche Politik könne sich der Möglichkeit einer Verwicklung mit anderen Großmächten nicht aussetzen, solange sie mit feindlichen Tendenzen des französischen Nachbars zu rechnen habe. Damit war die Gegenfrage gestellt: »Erkennt Frankreich den bestehenden Besitzstand als gegeben an, verzichtet es also auf seine Revanchepläne?« Da keine Antwort von seitens Frankreichs erfolgte, fiel der russische Vorschlag ins Wasser.

Wahrscheinlich war man in der Downingstreet in London von den russischen Interventionsabsichten gut unterrichtet, denn in einigen von der englischen Regierung inspirierten Blättern schlug man zu gleicher Zeit einen recht freundlichen Ton gegen Deutschland an, und der Prinz von Wales äußerte in einer Unterredung mit englischen Parlamentsmitgliedern, daß

Großbritannien es hauptsächlich der deutschen Regierung zu danken hätte, wenn ihm bisher ein fremder Interventionsversuch erspart geblieben sei. In dem im Oktober 1900 nach der Niederwerfung des chinesischen Voraufstandes abgeschlossenen deutsch-englischen Peking-Abkommen gab England denn auch die früher von ihm im Peking-Vertrag beanspruchte privilegierte Stellung im wesentlichen preis. Eine im Oktober 1901 von dem russischen Geschäftsträger in Berlin wiederholte Anregung, gemeinschaftlich eine Vermittlung zwischen England und den Burenstaaten zu versuchen, fand daher in Berlin noch weniger Entgegenkommen als früher.

Die Verstimmung, die fast allgemein in Europa wie in den Vereinigten Staaten von Amerika das scharfe Vorgehen Englands gegen die Buren hervorrief, ließ es indes dem die antienglische Strömung argwöhnisch beobachtenden englischen Kabinett erneut geraten erscheinen, zur Stützung seiner isolierten Stellung sich nach einem Bundesgenossen auf dem europäischen Kontinent umzusehen — besonders nachdem Lord Lansdown das bisher von Lord Salisbury selbst geleitete Auswärtige Amt übernommen hatte. Anfang Januar 1901 äußerte Chamberlain in einem Gespräch zu dem ersten Sekretär der deutschen Botschaft in London, Freiherr v. Eckardstein, England wünsche einen Anschluß an Deutschland oder Rußland; er persönlich ziehe aber ein engeres Verhältnis zu Deutschland entschieden vor und glaube, daß man den Anfang mit einem Geheimabkommen über Marokko machen könne. Lehne die deutsche Regierung solche Verständigung ab, so könnte England genötigt sein, sich mit Rußland zu vertragen, sei es auch unter Opfern in China und am Persischen Golf. Gleichzeitig schlug die inspirierte englische Presse einen anderen Ton gegen den deutschen Rivalen an, und als am 21. Januar 1901 Wilhelm II. an das Sterbelager seiner Großmutter eilte, fand er in England eine »fast herzliche« Aufnahme. Der englische König verlieh ihm die Würde eines britischen Feldmarschalls und pries in Tischreden die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und England.

Alles sprach dafür, daß die englische Regierung ernstlich eine Annäherung an das Deutsche Reich suche. In Berlin kam man diesen Versuchen auch ziemlich weit entgegen, meinte aber die englische Zwangslage nicht vor schnell erleichtern, sondern zunächst nur eine freundlich abwartende Haltung einnehmen zu sollen. Wie Hammann berichtet, fürchtete Bülow, daß ein deutsch-englisches Bündnis in Anbetracht der englandfeindlichen Strömung in Deutschland auf starken Widerspruch stoßen werde. Zudem wollte man aber das Verhältnis zu Rußland nicht trüben. Als Rußland in der Mandschurei festeren Fuß zu fassen suchte und die englische Regierung unter Berufung auf das Peking-Abkommen Deutschland zu gemeinsamen Vorstellungen in Petersburg zu bewegen suchte, lehnte deshalb auch Bülow das Ansuchen mit der Begründung ab, daß sich der Vertrag seinem Wortlaut nach nicht auf die Mandschurei erstrecke.

Doch auch über diese erneute halbe Abweisung kamen die Freunde des deutsch-englischen Allianzgedankens im englischen Kabinett hinweg. »Sie brachten«, wie Hammann sich äußert, »Lord Salisbury dahin, daß er sich zu einem Bündnis, das ganz auf Verteidigungszwecke bei Doppelangriff beschränkt wäre, grundsätzlich bereit erklärte.« Dieser Plan fiel jedoch ebenfalls ins Wasser, teils aus Rücksicht auf Rußland, teils weil Herr v. Holstein

in Anlehnung an ein früheres Bismarcksches Projekt dem Ziele eines Zusammenschlusses Englands und Japans mit dem Dreibund nachjagte.

Im Sommer 1901 bot sich noch einmal Gelegenheit zur Abschließung eines deutsch-englischen Allianzvertrags. Als im Laufe dieses Jahres immer deutlicher die Absicht Frankreichs hervortrat, Marokko in seine Gewalt zu bringen, schlug die englische Regierung der deutschen im August erneut ein gemeinsames Vorgehen gegen diese Bestrebungen vor, fand dort aber wieder keine Gegenliebe, da man in Berlin meinte, man könne sich von England ebenso wenig in Marokko gegen Frankreich wie in Ostasien gegen Rußland »v o r s i e b e n« lassen. Auch ein nochmaliges Zurückkommen Lord Lansdownes auf diesen Bündnisplan hatte keinen Erfolg.

Die Folge war, daß England nun als Gegengewicht gegen die russischen Ausdehnungsbestrebungen in Ostasien einen engeren Anschluß an Japan zu finden suchte: ein Versuch, der zu dem bekannten Bündnisvertrag vom 30. Januar 1902 führte, durch den festgesetzt wurde, daß, wenn einer der beiden Vertragsschließenden (England und Japan) in Verfolg seiner ostasiatischen Interessen mit einer dritten Macht in kriegerische Verwicklungen geriete, der andere Kontrahent neutral bleiben solle, falls aber noch eine vierte Macht auf der Gegenseite eingreife, seinem Verbündeten zu Hilfe kommen müsse.

Und diesem Bündnis mit Japan folgte alsbald die in die sogenannte „Entente cordiale“ auslaufende Verständigung mit Frankreich. Schon im Frühjahr 1903 war zwischen John Bull und Marianne eine recht zärtliche Liaison hergestellt. Als Eduard VII. im Mai des genannten Jahres dem Präsidenten der französischen Republik seinen Besuch abstattete, fand er in Frankreich eine geradezu begeisterte Aufnahme. Bald darauf, am 14. Oktober, folgte der Abschluß eines Schiedsgerichtsvertrags beider Mächte, durch den alle zukünftigen Streitigkeiten zwischen ihnen, die nicht ihre Lebensinteressen oder ihre nationale Ehre berührten, der Entscheidung des Haager Tribunals überwiesen blieben. Und diesem ersten Vertrag reihte sich am 8. April 1904 ein zweiter an, der die alten kolonialen Streitfragen zwischen beiden Staaten erledigte. Frankreich erkannte die englische Herrschaft über Ägypten an und verzichtete auf seine Fischereierechtsame in den neufundländischen Gewässern; dafür gestand die englische Regierung Frankreich die Oberherrschaft über Marokko zu und willigte in einige den französischen Ansprüchen entgegenkommende Grenzberichtigungen in Westafrika. Zugleich wurde durch diesen Vertrag das Verhältnis beider Mächte in Hinterindien zu Siam geregelt.

Damit war die „Entente cordiale“ zwischen beiden Mächten geschaffen, und über sie fand dann auch unter Frankreichs Vermittlung England den Weg zur Verständigung mit Rußland. Das Endergebnis war jener Vierbund, der 1914 zu Beginn des Weltkriegs als geschlossene Machtkoalition dem Bund der Mittelmächte gegenübertrat.

Die deutsche Reichsleitung hatte, um Rußland nicht zu reizen, die Gelegenheit verpaßt, mit England und im weiteren mit Japan ein Bündnis zu schließen, und fand nun England und Japan mit Rußland und Frankreich zu einer mächtigen Gegenkoalition vereinigt. Die traditionelle Rücksichtnahme auf das Zarenreich hatte sich schlecht gelohnt. England hatte sich aus

der Isolation befreit und sein altes weltpolitisches Übergewicht neu befestigt, während das Deutsche Reich sich in die Rolle des Tertius patiens gedrängt sah. Die Hauptschuld daran weist Dr. Hammann der unglücklichen Thesenpolitik des im Auswärtigen Amt allzu mächtigen Herrn v. Holstein zu. Er meint (S. 95): »Was Bismarck in dem Gespräch mit St. Vallier als Wahnsinn bezeichnet haben soll, das war ihm Glaubenssatz, nämlich die Ansicht, daß der Antagonismus der beiden Weltmächte England und Rußland eine unabänderliche Tatsache sei. Er hielt es für unmöglich, daß gerade Marokko, über dessen Küsten das seebeherrschende Greater Britain Chamberlains so eiferfüchtig wachte, jemals die Brücke für eine Entente cordiale zwischen England und Frankreich bilden könnte. Wie Fürst Bismarck in der ägyptischen Frage unter vorwiegender Begünstigung Englands dafür sorgte, daß der Streit mit Frankreich offen blieb, so empfahl es sich auch, ein Zusammengehen mit England an der weltpolitisch wichtigen Nordwestecke Afrikas nicht abzulehnen. Wir hätten dann wahrscheinlich nicht nach Algieras zu gehen brauchen oder die Reise dahin unter viel günstigeren Bedingungen antreten können.«

Überblickt man rückschauend die Gestaltung unserer ausländischen Beziehungen seit 1904 mit ihrem schließlichen Ergebnis, dem Zusammenprall des Vierbunds mit dem mitteleuropäischen Zweibund im Weltkrieg, dann ergibt sich zweifellos, daß das Festhalten Bülow's an der alten Bismarckschen Politik, zwei Eisen im Feuer zu haben, ein schwerer Fehler war. Die neue, vornehmlich durch die Fashoda-Affäre und den Burenkrieg herbeigeführte politische Konstellation erforderte das Einschlagen eines neuen Weges. Zwischen England und Rußland mußte gewählt werden. Und da konnte es, wie die Dinge um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts lagen, kaum zweifelhaft sein, daß die herkömmliche einseitige Rücksichtnahme auf das Zarenreich zurücktreten mußte, ohne daß deshalb ein Krieg Deutschlands mit seinem östlichen Nachbarn provoziert zu werden brauchte. Am nützlichsten wäre ein Bündnis mit England und Japan gewesen, zu dem sich trotz der Okkupation Kiautschows zweimal eine günstige Gelegenheit bot. Unter geschickter Benützung der damaligen englischen Lage hätte das geschehen und Deutschlands Machtposition in Europa gehoben werden können, ohne daß Deutschland nötig gehabt hätte, seine Kontinentalpolitik in den Dienst Englands zu stellen oder die russische Regierung zu kriegertischen Gegenmaßnahmen zu reizen. Wenigstens hätte verhütet werden müssen, daß England schon wenige Jahre nach dem Fashodastreit die Entente cordiale schloß und sich über Frankreich mit Rußland verständigte. Durch das Eingehen auf Englands Angebot der gemeinsamen Abschließung eines Marokkoabkommens wäre das erreicht worden. Indes würde es ein Unrecht sein, der damaligen Reichsleitung allein die Schuld an diesem Fehler beizumessen. Nicht mindere Schuld trug daran einerseits die Vorliebe der deutschen konservativen Regierungsbureaukratie und des Junkertums für das zarische Regiment, die traditionelle Freundschaft mit dem russischen Despotismus, und andererseits die in der deutschen Presse zum Ausdruck kommende, durch den Burenkrieg maßlos gesteigerte Englandfeindschaft fast aller Schichten des deutschen Bürgertums. Auf dem Gebiet der Auslandspolitik hat sich ja das deutsche Volk in seiner Gesamtheit stets noch weniger von klaren,

realpolitischen Erwägungen leiten lassen wie auf dem innerpolitischen Gebiet. Nicht bestimmte nationale Interessenziele haben meist seine Außenpolitik bestimmt, sondern Fragen und Gegensätze der inneren Politik und daneben allerlei ethisch-sentimentale Gefühlsregungen. Die Fähigkeit, solche Gefühlsregungen nationalpolitischen Nützlichkeits Erwägungen und geschichtlich gegebenen Zweckzielen unterzuordnen — eine Fähigkeit, die in so hohem Grade der politisch denkende Engländer, der Bourgeois- wie der Arbeiterpolitiker besitzt —, fehlt dem deutschen Durchschnittszeitungspolitiker fast ganz. Das war vor dem Kriege der Fall und ist noch heute so, wie die rein gefühlsmäßige Betrachtung des Wilsonprogramms, der Waffenstillstandsbedingungen, des Völkerbundsprojekts sowie — das gilt nicht zum wenigsten von unserer eigenen Partei — das Unvermögen, von alten Parteierinnerungen und traditionellen Ideologien loszukommen und den Weg aus der Parteipolitik zur nationalen Staatspolitik zu finden, zur Genüge beweist.

Kant und Rousseau.

Von Karl Vorländer.

(Schluß.)

V.

Der Grundgedanke von Rousseaus gesamter Staatsphilosophie, die Volkssouveränität, findet sich auch bei Kant, wobei der »Gesellschaftsvertrag«, in Übereinstimmung mit Rousseau selbst, nicht als geschichtliches Faktum, sondern als »untrügliches Richtmaß« oder »leitende Idee« verstanden wird. Das Volk, das aus einer bloßen »Menge« durch einen Akt des allgemeinen Willens (Rousseaus *volonté générale*) überhaupt erst entsteht, ist der eigentliche Souverän, von dem alles Recht ausgeht, dem alle gesetzgebende Gewalt zukommt (Ewiger Frieden, S. 128, Rechtslehre, § 46). »Was ein Volk über sich selbst nicht beschließen kann, das kann der Gesetzgeber auch nicht über das Volk beschließen.« (Theorie und Praxis, S. 134.) Der Wille aller — in der Idee, nicht als Zufallsmehrheit gedacht, wie Rousseaus *volonté générale* im Unterschied von der zufälligen *volonté de tous* — ist »der Urquell alles Rechtes« (Lose Blätter, II, S. 94). Wie bei Rousseau der König, so führt auch bei Kant das Staatsoberhaupt die Gesetze als »Agent« des eigentlichen Souveräns bloß aus. Deshalb haben auch für beide die verschiedenen äußeren Staatsformen — ähnlich wie heute für den tiefer denkenden Sozialisten (vergl. den Amsterdamer Kongreß von 1904) — nur einen sekundären Wert: »Es ist aber an der Regierungsart dem Volke ohne alle Vergleichung mehr gelegen als an der Staatsform (wiewohl auch auf dieser ihre mehrere oder mindere Angemessenheit zu jenem Zwecke sehr viel ankommt«, Ewiger Frieden, S. 130, vergl. auch Rechtslehre, S. 169 f.).

In Einzelheiten ist keine besondere Übereinstimmung der Ansichten festzustellen, in einer Hinsicht sogar ein bedeutsamer Unterschied. Während Rousseau nämlich eine Volksvertretung durch gewählte Repräsentanten grundsätzlich ablehnt, so hält Kant das »Repräsentativsystem«, also die parlamentarische Verfassung für die einzig richtige. Gewiß ist auch er nicht blind gegen deren Schattenseiten, wie er denn an dem großbritannischen Scheinparlamentarismus, der den Absolutismus »unter dem Schein

einer dem Volke verstatteten Opposition bemäntelt«, und der Bestechlichkeit seiner Deputierten bittere Kritik übt (Rechtslehre, S. 143 f.); aber er erklärt doch prinzipiell das repräsentative System für den einzig wahren Ausdruck der wahren oder reinen R e p u b l i k, worunter er mit Rousseau nicht die äußere Staatsform, sondern die rechtlich-gesetzliche Staatsverfassung überhaupt, unter Absonderung der Exekutive von der Gesetzgebung, versteht.

Gemeinsam dagegen ist beiden wiederum die anscheinend zu ihrer freihheitlichen Gesinnung im Widerspruch stehende überaus starke Betonung des S t a a t s gedankens, die öfters geradezu in einen Kultus der Staatsallmacht auszuarten scheint. So, wenn Rousseau den Staat als den Herrn aller Güter betrachtet, dem die letzte Entscheidung über das Mein und Dein zusteht, demgegenüber der einzelne nichts bedeutet, von dem er vielmehr sozusagen sein Leben und Sein empfängt (Contrat social, II, S. 7), wenn er die Souveränität als unveräußerlich, unteilbar und unfehlbar bezeichnet (II, S. 1 bis 3). Oder wenn Kant die oberste gesetzgebende Gewalt für »unwiderstehlich« und »untadelig« erklärt, der gegenüber alle Widersehllichkeit bei Todesstrafe verpönt sein muß, weil sie »das höchste und strafbarste Verbrechen im gemeinen Wesen ist« und »dessen Grundfeste zerstört« (Theorie und Praxis, S. 97, 127). Indes wenn wir näher zusehen, so entpuppt sich dieser anscheinende Staatsabsolutismus bei beiden Denkern doch nur als die Allgewalt des unpersönlichen G e s e t z oder des R e c h t e s, die notwendig ist, um den Staatsgedanken überhaupt durchzuführen. »Die einzig bleibende Staatsverfassung«, so führt Kants »Rechtslehre« (S. 170) aus, ist diejenige, »wo das Gesetz selbstherrschend ist und an keiner besonderen Person hängt«. Mag die augenblickliche Verfassung noch so mangelhaft sein, die I d e e einer »vollkommen rechtlichen Verfassung« muß dem Volke heilig sein, und aus diesem Grunde darf »keine subalterne Gewalt dem gesetzgebenden Oberhaupt desselben tätlichen Widerstand entgegensetzen«, sondern die dem Staate »anhängenden Gebrechen müssen durch Reformen, die er an sich selbst verrichtet, allmählich gehoben werden« (Schluß der »Rechtslehre«, S. 205 bis 208).

Damit ist jedoch nicht die Berechtigung jedweder Revolution schlechtweg verneint.¹² Gewiß verurteilt der Genfer Denker an sich jeden Rechtsbruch und hat auch seine persönliche Abneigung gegen aufrührerische Tumulte bekannt: man dürfe an das Bestehende nur rühren, wenn es mit der öffentlichen Wohlfahrt unverträglich werde (Contrat social, III, S. 18).¹³ Aber die zu seiner Zeit bestehende politisch-soziale Ordnung war eben in seinen Augen von vornherein nur gewaltsam, deshalb rechtlich nichtig. Und so verkündet er gleich im ersten Kapitel seines Contrat: Wenn in solchem Falle ein Volk sein Joch abschüttelt, so tut es gut; denn es erwirbt sich dann seine Freiheit mit dem nämlichen Recht (so der Gewalt) wieder, das sie ihm entziffen hat.

Ähnlich, wenn auch etwas vorsichtiger im Ausdruck, urteilt Kant. Er kann zwar von seinem strengen Rechtsstandpunkt aus eine gewaltsame Er-

¹² Näheres über diesen interessanten Punkt siehe bei Haymann (a. a. O., S. 135 ff., 176 ff., 230).

¹³ Gelegentlich, zum Beispiel in einer gegen St. Pierres »Polysynodie« gerichteten Abhandlung, drückt er sich sogar wie ein eingefleischter Reaktionär aus (Lepmann, a. a. O., S. 79).

hebung gegen die gesetzgebende Gewalt an sich nicht billigen, aber »wenn eine Revolution einmal gelungen und eine neue Verfassung gegründet ist, so kann die Unrechtmäßigkeit des Beginns und der Vollführung derselben die Untertanen von der Verbindlichkeit, der neuen Ordnung der Dinge sich als gute Staatsbürger zu fügen, nicht befreien«; so schreibt noch der Dreiundsiebzigjährige in seiner »Rechtslehre« (S. 147). Noch deutlicher wird diejenige Schrift, die man Kants politisches Testament nennen könnte, deren Inhalt weit über ihren Titel hinübergreift: »Zum ewigen Frieden«. Hier erklärt er im »Anhang« (S. 38 meiner Sonderausgabe) geradezu: daß zur Ausföhrung seines Staatsideals in der Praxis »auf keinen anderen Anfang des rechtlichen Zustandes zu rechnen« sei »als den durch Gewalt, auf deren Zwang nachher das öffentliche Recht gegründet wird.«¹⁴ An sich sei gewiß die friedliche Entwicklung in beständiger Annäherung an das erstrebte Endziel vorzuziehen; aber wenn nun einmal »durch den Ungeßüm einer von der schlechten Verfassung erzeugten Revolution unrechtmäßigerweise eine gesetzmäßigere errungen wäre, so würde es nicht mehr für erlaubt gehalten werden müssen, das Volk wieder auf die alte zurückzuführen« (S. 40).¹⁵ Ja, echte Staatsweisheit wird sich zwar Reformen zur Pflicht machen, »bis zur völligen Umwälzung alles entweder von selbst gereift oder durch friedliche Mittel der Reife nahegebracht worden«, jedoch »Revolutionen, wo sie die Natur selbst herbeiföhrt, nicht zur Beschönigung einer noch größeren Unterdrückung, sondern als Auf der Natur benußen, eine auf Freiheitsprinzipien gegründete gesetzliche Verfassung, als die einzige dauerhafte, durch gründliche Reform zustande zu bringen«. (Wir schreiben diese Zeilen in der ersten Hälfte Januar 1919 nieder!)

Bei beiden Denkern triumphiert also schließlich über das formale doch das innere, das sittliche Recht! So läßt sich begreifen, daß der alte Kant, wie ein (ihm gegnerisch gesinnter) Kollege berichtet, auch durch die Verdächtigung als »Jakobiner« sich »nicht schrecken ließ, an den vornehmsten Tafeln der Revolution das Wort zu reden«. Und, was in diesem Zusammenhang wichtiger für uns ist, daß, wie Rousseau die französische, so Kant nach einem Worte des jungen Marx »die deutsche Theorie der Revolution« entworfen hat.¹⁶ Mancher Demokrat von heute wundert sich vielleicht, wenn er in Kants »Rechtslehre« statt des gleichen Wahlrechts aller einen Unterschied zwischen vollen (aktiven) Staatsbürgern und bloßen Staatsgeuossen oder Passivbürgern, die des Stimmrechts entbehren, gemacht findet; wobei zu den letzteren sämtliche Nichtselbständigen gehören, als da

¹⁴ Auch ein Loses Blatt (herausgegeben von Reiche, »Altpreussische Monatschrift«, 31. Band, S. 589) erklärt, mit offenkundiger Beziehung auf Rousseaus Sozialkontrakt: »Um ein pactum sociale zu einer Republik zu stiften, muß schon eine Republik da sein. Folglich kann sie nicht anders wie durch Gewalt, nicht durch Einwilligung gestiftet werden.«

¹⁵ Ähnlich »Lose Blätter«, S. 524: »Die Republik ... ist eine moralische Verfassung. Sie zu beginnen ist Frevel. Wenn es aber das Schicksal herbeiföhrt, ist es ein noch größerer, ihm nicht zu folgen. Denn sie entspringt aus dem Urquell alles Rechtes: dem Willen aller.«

¹⁶ Aus dem Jahre 1842, später weiter ausgeföhrt in dem Manuskript »Die deutsche Ideologie« (vergl. A. Vorländer, Kant und Marx, Tübingen 1911, S. 41 und 52 f.).

sind »der Gefelle bei einem Kaufmann oder bei einem Handwerker«, der Diensthote, der Unmündige und — »alles Frauenzimmer« (§ 46, S. 137). Aber die nämliche Bestimmung findet sich in der französischen Verfassung von 1791; und selbst die radikale Konstitution von 1793 ließ zwar die Unterscheidung zwischen Aktiv- und Passivbürgern fallen, schloß aber alle »Domestiken« und selbstverständlich auch die Frauen vom aktiven wie passiven Wahlrecht aus.¹⁷

Damit in engem Zusammenhang steht die Stellung beider Denker in einem noch wichtigeren Punkte, nämlich zum Sozialismus. Die französische Revolution von 1789 ist bekanntlich nichts anderes als eine Erhebung des »dritten«, des Bürgerstandes gewesen. Eine Arbeiterklasse im heutigen Sinne des Wortes existierte noch nicht, und die im »Stande der Dienstbarkeit« (*état de la domesticité*) Befindlichen waren, wie wir soeben sahen, bloße Schutgenossen, keine *citoyens* oder Staatsbürger. Gracchus Babeuf mit seiner Verschwörung der »Gleichen« (1796) wurde noch mit leichter Mühe unterdrückt. Sind nun bei Rousseau oder Kant, trotz ihrer eben gekennzeichneten Stellung zum Stimmrecht, Zeichen vorhanden, die sie dem heutigen Sozialismus annähern?¹⁸

Rousseau ist von den einen als Vorkämpfer eines extremen Individualismus, von den anderen als Staatsabsolutist und beinahe Sozialist bezeichnet worden. Beides dürfte nicht stimmen. Durchschlagend scheint uns seine Stellung zum Privateigentum. Diejenigen, die ihn als Sozialisten hinstellen, haben sich an die berühmte Stelle im Anfang des zweiten Teiles seiner »Sturm- und Drang«-Schrift, des Discours über die Ungleichheit, gehalten: »Der erste, der ein Stück Land einzäunte und dann zu sagen sich vermaß: 'Das gehört mir!' und Leute fand, die einsäutig genug waren, es zu glauben, wurde der wahre Begründer der bürgerlichen Gesellschaft. Welche Verbrechen, Kriege, Mordtaten, Elend und Schrecken hätte derjenige nicht dem menschlichen Geschlecht erspart, der, die Grenzpfähle ausreißend und den Graben verschüttend, seinesgleichen zugerufen hätte: Hütet euch, diesen Betrüger anzuhören; ihr seid verloren, wenn ihr vergeßt, daß die Früchte allen, das Land niemand gehört!« Und an die weiteren Ausführungen dieses Discours, daß die Gegensätze von reich und arm, der wilde Kampf der Interessen die ganze heutige Verderbnis der sozialen Zustände im Gefolge gehabt hätten. Allein so scharf bis zu gelegentlicher Übertreibung die Kritik der heutigen Eigentumsverhältnisse bei dem leidenschaftlichen Anwalt der Armen und Bedrückten ist, so wenig Positives findet sich doch bei ihm, zumal in der gerade hierfür in Betracht kommenden Hauptschrift, dem »Gesellschaftsvertrag«, was ihn zum Sozialisten stempeln könnte. Auch Haymanns scharfsinnige, mitunter aber doch etwas subjektive Erörterungen (a. a. O., S. 210 ff., 316 bis 322) können zum Beweis dafür doch nur anführen, daß eine spätere Schrift (»Verfassungsentwurf für Korsika«) das Privateigentum im Interesse des öffentlichen Wohles »in die engsten Grenzen einschließen« will und nur an einer Stelle den Wunsch äußert: »Weit entfernt davon, zu wollen, daß der Staat arm sei, möchte ich im Gegenteil,

¹⁷ Näheres siehe Kant und Marx, S. 31 bis 33.

¹⁸ Wir können diese interessante Frage hier nur kurz berühren, ohne eine nähere Begründung zu geben. Bezüglich Kants habe ich eine solche in früheren Schriften zu geben versucht, besonders in meinem »Kant und Marx« (1911).

er bekäme alles, und jeder erhielte seinen Anteil vom Gemeingut nur im Verhältnis zu seinen Dienstleistungen.« Indes soll doch auch an dieser am stärksten sozialistisch klingenden Stelle der einzelne eben nur »Anteil« am Staatsgut erhalten. Der »Contrat social« aber redet ebenso wie die »Economie politique« und der »Emil«, nach Haymanns eigenem Zugeständnis, von der »Heiligkeit« und »Unverletzlichkeit« des Privateigentums: genau wie ein Menschenalter später die »Menschenrechte« der französischen Revolution.¹⁹

Und ähnlich steht es mit Kant. Seiner entschiedenen Einsicht in die soziale Ungerechtigkeit des Bestehenden hat er, wie wir sahen, öfters lebhaften Ausdruck gegeben. Trotzdem ist er kein Sozialist. Wohl spricht seine »Rechtslehre« von einem »ursprünglichen Gesamtbesitz« als einem »praktischen Vernunftbegriff« und apriorischen »Prinzip«, »nach welchem allein die Menschen den Platz auf Erden nach Rechtsgesetzen gebrauchen können« (§ 13, S. 74). Aber diese Idee der Bodengemeinschaft ist schließlich doch nur dazu da, »die Bestimmung des b e s o n d e r e n Eigentums . . . nach Rechtsbegriffen vorstellig zu machen«; wobei natürlich auch bei ihm dies Privateigentum sich stets nur über Sachen, niemals über Personen erstrecken darf. Wohl hat er sich an einer bedeutsamen Stelle seines Hauptwerks mit Sympathie, ja fast Begeisterung über den großartigsten Gedankenwurf des antiken Sozialismus, Platos Republik, ausgesprochen und solchen Ideen gegenüber mit Verachtung von der »pöbelhaften Verurteilung« auf »vorgeblich widerstreitende Erfahrung« geredet, »die doch gar nicht existieren würde, wenn jene Anstalten zu rechter Zeit nach den Ideen getroffen würden« . . . (Kritik der reinen Vernunft, Ausgabe Vorländer, S. 319 f.) Und noch in seiner letzten Schrift, dem »Streit der Fakultäten«, hat der Vierundsiebzigjährige neben Platos »Atlantis« auch von neuzeitlichen sozialistischen Utopien wie Morus' »Utopia«, Harringtons »Ozeana« und Allais' »Severambia« gemeint: »Ein Staatsprodukt, wie man es hier denkt, als dereinst, so spät es auch sei, als vollendet zu hoffen, ist ein süßer Traum: aber sich ihm immer zu nähern, nicht allein d e n k b a r, sondern, soweit es mit dem moralischen Gesetz zusammen bestehen kann, P f l i c h t.« (S. 140 f.) Das klingt sehr sozialistisch.

Gleichwohl sagen wir: Bei der Rückständigkeit der damaligen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse k o n n t e Kant ebensovienig ein Sozialist im heutigen Sinne sein wie Jean Jacques Rousseau.

Engels hat einmal im »Anti-Dühring« von den Vertretern des utopistischen Sozialismus (Saint-Simon, Fourier usw.) das Wort geprägt: »Sie waren Utopisten, weil sie nichts anderes sein konnten zu einer Zeit, wo die kapitalistische Produktion noch so wenig entwickelt war.« Das gilt für Kant und Rousseau, die ein halbes Jahrhundert früher Lebenden, erst rech. Sie waren bei der Entwicklung ihres Staatsideals »beschränkt auf den Appell an die Vernunft, weil sie eben noch nicht an die gleichzeitige Geschichte appellieren konnten« (Engels, a. a. O., S. 284 f.). Ein bloß utopistisches Gedankengebäude aber zu errichten und vor der Welt zu enthüllen, hinderte vor allem Kant sein gesunder, bei allem hochgepannten Idealismus doch der politischen

¹⁹ So urteilt auch Liepmann (a. a. O., S. 88 f. und öfter). Allerdings k a n n der Staat, nach einer Stelle im fünften Buche des Emil, es auf gesetzlichem Wege aufheben. Ganz widerspruchlos ist also Rousseaus Stellung in dieser Frage nicht.

Wirklichkeit zugewandter Sinn. Sein politisches Ideal blieb bei alledem der konsequent ausgebildete demokratische Rechtsstaat, wobei ihn von dem trotz aller seiner Freiheitsbegeisterung stellenweise doch zur Diktatur und Schablone neigenden Romanen Rousseau ein größerer Liberalismus in Dingen der Religion, Wissenschaft, Kunst und nicht zum wenigsten auch der Volkswirtschaft unterscheidet, wo er, von dem individualistischen Adam Smith berührt, mit seinem jüngeren Kollegen Kraus für weitreichendes Gehenlassen eintritt und in diesem Sinne auch noch auf die Männer der preußischen Reformzeit (1807 bis 1812 und noch 1815) mittelbaren Einfluß geübt hat.

Rousseau und Kant wären beide keine Politiker großen Stiles gewesen, hätten sie nicht ihre Blicke über das eigene Volk hinaus auf die ganze Menschheit gerichtet. Sie haben beide, im Anschluß an die im achtzehnten Jahrhundert Aufsehen erregende Friedensschrift des Abbé von St-Pierre, den Gedanken eines dereinstigen Völkerbundes vertreten. Rousseau mehr gelegentlich durch einen Auszug des St-Pierreschen Werkes mit angehängten kritischen Gedanken, Kant in umfassenderem, echt weltbürgerlichem Sinne in seiner berühmten Abhandlung »Zum ewigen Frieden«. Doch würde eine Würdigung dieser Seite ihres politischen Denkens einer besonderen Erörterung bedürfen, die wir an anderer Stelle zu geben gedenken.

Fassen wir vielmehr nun das Hauptergebnis unserer Untersuchung über das Verhältnis beider Denker zusammen, so dürfen wir feststellen, daß der Einfluß Rousseauscher Gedanken nicht bloß auf den jüngeren Kant, sondern auch auf seine kritische Staats- und Rechtsphilosophie viel stärker gewesen ist, als es nach der verhältnismäßig seltenen Verufung auf ihn in seinen Schriften scheinen könnte und als auch wir es vor unserer Untersuchung angenommen hatten. Das bezieht sich aber mehr auf den sachlichen Inhalt²⁰ als auf das, was in der Philosophie die Hauptsache ist: die Methode.

Kant hat schon bald, nachdem er sich von dem ersten mächtigen Eindruck seiner Rousseau-Lektüre befreit hatte, den methodischen Mangel und die Zweideutigkeit in Rousseaus Gedankengebäude entdeckt: sein Ausgehen von dem vieldeutigen und schwankenden Begriff der »menschlichen Natur«. Er selbst hat ihn umgebogen zu dem Begriff der »Kultur«, die allerdings am letzten Ende, aber in einem höheren Sinne wieder zur »Natur« werden soll, und später, in seiner kritischen Periode, in den bestimmteren der Ethik. Die Frage nach dem, was sein soll, kann nicht identisch sein mit derjenigen nach der »Natur« des Menschen, das heißt seinen natürlichen Trieben, und wären es auch so feine und edle wie die des »Herzens« oder »Gewissens«. Deshalb ist auch der Begriff eines »Naturrechts«, der von Aristoteles her über die Scholastiker des Mittelalters hin und von Bodin und Grotius bis

²⁰ Ähnlich urteilt auch Erich Cassirer in seinem eben erschienenen Buche »Natur- und Völkerrecht im Lichte der Geschichte und der systematischen Philosophie« (Berlin 1919), das wir soeben erhalten: »So sehen wir Kant den vollen Inhalt des Rousseauschen Systems erschöpfen.... Wie die Newtonsche Physik durch die zu ihrer Begründung erfundene Kritik der reinen Vernunft keine Veränderung ihres Inhalts erfährt, sondern nur gleichsam in eine neue Ordnung eingereiht wird, so ist auch die Rousseausche Staatsrechtslehre nach ihrem konkreten Gehalt in der 'metaphysischen Rechtslehre' Kants inhaltlich unverloren geblieben.« (S. 284.)

Rousseau die politische und Rechtsphilosophie beherrscht hat, mit seinem Anspruch auf ewige, unwandelbare Geltung methodisch irreführend. Rousseaus Naturmensch insbesondere ist kein Geschöpf anthropologisch-ethnologischer Wirklichkeit, sondern utopistischer Phantasie. Und wenn wir auch öfters in der vorausgegangenen Untersuchung die Loslösung von diesem unbestimmten »Natur«-Begriff zu dem eines festen Zielpunktes in Gesetz, Recht und sozialer Ordnung durchbrechen sahen, so kommt Rousseau doch vermöge seiner eigenen Individualität nicht los von der schwankendsten und unzuverlässigsten aller philosophischen Grundlagen, dem Gefühl; wie er denn einmal sagt: »Vorausgesetzt, daß ihr fühlt, daß ich recht habe, brauche ich es euch nicht zu beweisen.«

Rousseau schließt daher trotz der neuen Gedanken, die er in seine Zeit geworfen, philosophisch nur ein Altes, nämlich die Reihe der Naturrechtler, ab; darum ist auch die philosophische Folgezeit nicht mehr zu ihm zurückgekehrt. Kant dagegen hat zwar inhaltlich vieles von ihm in seine Staats- und Rechtsphilosophie übernommen, aber er hat diesen Inhalt in eine neue, erkenntniskritisch begründete und methodisch gefestigte Philosophie eingefügt, an die hundert Jahre nach ihm eine neue philosophische Bewegung, auch innerhalb des Sozialismus, anknüpfen konnte und angeknüpft hat.

Das Archiv der Arbeiterbewegung Schwedens.

Von P. A. Löfgren.

Der in Nr. 22 (August 1918) der Neuen Zeit veröffentlichte Artikel über das Archiv der deutschen Sozialdemokratischen Partei hat der Leitung des Archivs der Arbeiterbewegung Schwedens (Arbeterarörelsens Arkiv) den Wunsch nahegelegt, auch die Einrichtung dieses Archivs einem breiteren internationalen Publikum darzulegen. Dabei ließ sie sich hauptsächlich von dem Gedanken leiten, Verbindungen mit den sozialdemokratischen Archiven anderer Länder anknüpfen zu können, um den Tausch und die gegenseitige Überweisung von doppelt oder mehrfach vorhandenen wichtigeren Drucksachen und Dokumenten der politischen und gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung, wie Statuten, staats- und kommunalpolitische Programme, Jahresberichte, Kongressberichte usw., zu fördern. Besonders gilt es während den heftigen verhängnisvollen Zeiten mit ihren auch in einem Teile der »neutralen« Staaten gewaltigen politischen Umwälzungen, beobachtenden Blickes den Ereignissen zu folgen und alles, was der Zukunft ein objektives Bild der Vorgänge der letzten weltgeschichtlichen Jahre hinterläßt und den sozialistischen Herzen die Morgenröte einer neuen, für die ganze Menschheit glücklicheren Zeit ankündigt, zu erwerben und aufzubewahren.

Es wäre unseren Erfahrungen nach für die Verwaltungen der Fachverbände und übrigen gewerkschaftlichen Organisationen sowie die gewerkschaftlichen und politischen Sekretariate ein leichtes, fortgesetzt dem Archiv ihres Landes eine Anzahl von Exemplaren der zur Verteilung gelangenden Drucksachen zu übermitteln, so daß die Archive der einzelnen Länder in der Lage wären, ihre Bestände gegenseitig zu ergänzen. Auf diese Weise könnte ein kultureller Austausch von größter Bedeutung zwischen den Völkern zustande kommen und zur Förderung des Sozialismus beitragen. Mögen deshalb die Archive der verschiedenen Länder in lebhafteste Verbindung miteinander treten. Das gesammelte Material, geordnet und leicht zugänglich gemacht, vermittelt dann den einzelnen Parteien der Internationale die Erfahrungen anderer Länder auf den Arbeitsgebieten des Sozialismus und dient damit der Entwicklung der Organisationen sowie der politischen und kom-

munalen Gesetzgebungsarbeit des eigenen Landes. Dadurch würden die sozialdemokratischen Archive zu reichen Quellen politischer und geschichtlicher Erkenntnis und Aufklärung.

* * *

Geschichtliches. Das Archiv der Arbeiterbewegung Schwedens wurde im Jahre 1902 von Dr. phil. O. Voëge gegründet, der auch jetzt noch Vorsteher des Archivs ist. Zunächst war das Archiv eine Abteilung der Arbeiterbibliothek Stockholms, deren Vorsteher, der Genosse Frederik Nilsson, im Verein mit dem Mitglied des Bibliotheksvorstands Dr. Voëge kräftig für die Entwicklung dieses wichtigen Instituts gewirkt hat. In den Arbeiterorganisationen und deren leitenden Kreisen fand der Gedanke der Einrichtung eines die ganze Bewegung umfassenden Archivs viel Anklang und Verständnis, und nachdem der Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Schwedens und das Landessekretariat (Vorstand der gewerkschaftlichen Landesorganisation) durch Bewilligung von Geldmitteln verschiedentlich ihr finanzielles Interesse für das Archiv bekundet hatten, übernahmen sie am 1. Juli 1906 das Archiv vom Bibliotheksverband als gemeinsames Eigentum. Diese Veränderung war für das Archiv durchaus vorteilhaft, da es durch den Besitzwechsel nicht nur finanziell in eine günstigere Lage kam, sondern sich nun auch die Organisationen mehr als bisher verpflichtet fühlten, dem Archiv ihre Berichte und Drucksachen auszuhändigen.

Die Lokale des Archivs. Das Archiv hat seine Tätigkeit in einem sehr bescheidenen Raum, in einem Zimmer der Arbeiterbibliothek mit einer Fußbodenfläche von 8,4 Quadratmeter begonnen und ist erst im Anfang des Jahres 1907 nach einem bedeutend geräumigeren Lokal im Volkshaus zu Stockholm umgezogen, also jetzt zentral in der Stadt gelegen. Das neue Lokal bestand zunächst aus zwei großen Zimmern mit einer Fußbodenfläche von 49,8 Quadratmeter. Im Jahre 1914 wurde dieser Raum vergrößert, so daß er gegenwärtig eine Fußbodenfläche von 89 Quadratmeter hat. Die ganze Wandfläche, die zur Aufstellung von Schränken und Gestellen verwendet werden kann, beträgt 216 Quadratmeter, wovon gegenwärtig ungefähr die Hälfte in Gebrauch genommen ist, so daß noch eine erhebliche Erweiterungsmöglichkeit besteht. Außerdem enthält der Archivsaal ein großes, freistehendes Doppelgestell von 6,20 × 2 Meter, auf einem großen Fundamentschrank stehend.

Das Material wird teils in offenen Gestellen, teils in Schränken aufbewahrt. In den offenen Fächern sind Skripturenkästen aufgestellt, die Konvolute mit kleineren Drucksachen und Handschriften im Höchstformat von 26 × 19 Zentimeter einschließen und ihren Inhalt nach einem einheitlich durchgeführten Schema angeben. Die Schränke enthalten gebundene Drucksachen, Rechenschafts- und Protokollbücher nebst Handschriften, die zum Einbinden geeignet sind, sowie Drucksachen und Handschriften größeren Formats. In längeren Fächern werden Fahnen und Standarten und in Schaukästen unter Glascheiben eine Anzahl Kuriositäten, Vereinsabzeichen usw. verwahrt.

Die allgemeinen Kartenkataloge liegen in Kartons in offenen Fächern aus, während zum Kartenkatalog der Literaturabteilung Schränke in der Art der in der Geschäftswelt gebräuchlichen verwendet werden. Zeitungen und Zeitschriften sind in besonderen Fächern übersichtlich geordnet. Ein großer Tisch dient zum Auslegen interessanter Neuerscheinungen.

Erwerbungen. Um Material für das Archiv zusammenzubringen, wurden an die Vorstände der Gewerkschaften, Fachvereine und anderer Körperschaften im Lande sowie auch an Privatpersonen Rundschreiben versandt, die die Bitte enthielten, alle in irgendeiner Weise auf die Arbeiterbewegung bezüglichen Papiere, Drucksachen und Dokumente dem Archiv auszuhändigen. Ferner hat man sich mit Erfolg an die Druckereien, die den Druck der Vereinschriften usw. besorgen, mit dem Ersuchen gewandt, von allen auf die Arbeiterbewegung bezüglichen Drucksachen dem Archiv einige Exemplare zu übermitteln. Zudem ist die Sammlung durch

Artikel in den Fachblättern und Arbeiterzeitungen gefördert worden. Auch ein Teil anderer Zeitungen hat die Gründung des Archivs wohlwollend unterstützt. Das Ergebnis dieser ersten Tätigkeit war, daß bis zum 31. Dezember 1903 7519 Dokumente und andere Sachen, darunter 3068 Handschriften und 4418 Drucksachen, sowie ferner Vereins- und Demonstrationszeichen, Stempel, Fahnen und Kuriositäten dem Archiv zugesandt worden sind. Als das Archiv Ende Oktober 1903 etwa 4000 Nummern aufwies, wurde es dem Publikum zur Benützung zugänglich gemacht.

Die Arbeit zur Erwerbung von neuem Material wird fortlaufend durch Aufrufe in der Parteipresse, besonders bei Gelegenheit politischer und gewerkschaftlicher Aktionen unterstützt. An die in den Sammlungen bisher noch nicht oder ungenügend vertretenen Organisationen werden immer wieder die Jahresberichte und ein die Aufgabe des Archivs erläuternder Prospekt versandt, was diese zu reicher Beschickung des Archivs anregt. Die in Stockholm befindlichen Bureaus der Arbeiterbewegung werden überdies durch persönliche Fühlungnahme für das Archiv interessiert. Durch die Unterstützung der für die Arbeiterschaft beschäftigten Druckereien erhält das Archiv so gut wie alle Drucksachen, die Bezug auf die Arbeiterbewegung haben, wie Statuten, Programme, Jahres- und Kongressberichte.

U m f a n g d e s M a t e r i a l s. Die Bestände der Archivsammlung an Material, das Bezug auf die Entstehung, Entwicklung, innere und äußere Tätigkeit der Organisationen hat (also nicht die Abteilung für eigentliche Literatur), waren am Ende des Jahres 1918:

Handschriften	29035 Stück
Drucksachen	96356 -
Klischees	1334 -
Verschiedene Gegenstände	542 :
Summa	127267 Stück

Die Porträtsammlung des Archivs enthielt am Ende des Jahres 1918 4448 Porträte.

Zu diesen Sammlungen haben nach dem Weberkatalog des Archivs etwa 1500 Institutionen, Organisationen und Privatpersonen beigetragen. Naturgemäß geht jetzt die Anzahl der jährlich einlaufenden Handschriften gegen früher zurück, da der größte Teil der älteren bereits »gerettet« ist und im Archiv aufgehoben wird. Während der letzten Hälfte des Jahres 1902 und im Jahre 1903 sind 3068 Handschriften eingegangen; im Jahre 1910 2560, im Jahre 1915 aber nur 351, im Jahre 1916 nur 874. Begreiflicherweise sind dabei die verschiedenen Organisationen sehr ungleich vertreten. Während das Archiv von einem Teil, besonders von verschiedenen inzwischen aufgelösten, alle oder fast alle Schriftstücke usw. besitzt, sind andere Organisationen nur in lückenhafter Weise vertreten.

Auch die ausländische Abteilung des Archivs ist nicht unbedeutend, da das Archiv nach vielen Seiten Verbindungen hat und in besonderen Fällen wegen Komplettierungen und Neuerwerbungen an die Hauptorganisationen des Auslands herantritt. Statuten, Programme, Kongress- und Jahresberichte usw. findet man reichlich in dieser Abteilung vertreten.

K a t a l o g i s i e r u n g. Die Verteilung und Eintragung des einkommenden Materials geschieht nach folgendem Schema:

Die Sammlungen gliedern sich in zwei Hauptabteilungen: die Archivabteilung und die Bibliothekabteilung. Die Archivabteilung zerfällt in eine schwedische und eine ausländische Abteilung. Diese Abteilungen umfassen wieder folgende Hauptgruppen:

1. P o l i t i s c h e A b t e i l u n g. Allgemeine politische Tätigkeit. Schwedische (allgemeine) Arbeiterversammlungen; politische Organisationen und ihre örtlichen Unterabteilungen in Bezirken und Arbeiterkommunen (Zusammenschließungen der politischen Vereine eines Ortes, die der Sozialdemokratischen Partei angeschlossen

sind), Vereine und Klubs; Wahlrechtsfrage; Demonstrationen und Generalstreiks (bei der Behandlung der Wahlrechtsfrage im schwedischen Reichstag im Jahre 1902) mit ihren örtlichen Bewegungen; sozialdemokratische Frauenbewegung nach Bezirken und örtlichen Vereinen; Jugendbewegung mit ihren Unterabteilungen und Klubs.

2. **Gewerkschaftliche Abteilung.** Vorläufer allgemeinen Charakters der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, Zentralorganisationen für das ganze Reich, Landesorganisation, Fachverbände in alphabetischer Ordnung nach den Berufen und ihre Sektionen nach alphabetischer Ordnung in den verschiedenen Orten.

3. **Wirtschaftliche Unternehmungen.** Volkshäuser und Volksparks; Kooperationsgenossenschaften; Druckereien; Kranken- und Sterbekassen; jedoch nur solche Unternehmungen, die in naher Verbindung mit der Arbeiterbewegung stehen.

4. **Zeitungen.** Zeitungen und Unternehmungen, die Zeitungen herausgeben, Garantie- und Propagandavereine, Körperschaften, die zur Arbeiterbewegung gehören und in derselben wirken.

5. **Aufklärungs- und Unterrichtsvereine.** Bibliotheken, Archive, Vorlesungsvereine, Diskussionsklubs und Partaischulen, Gesangsvereine und Sonntagschulen.

6. **Arbeitsstatistik und Arbeiterschaft.** Vereine und Einrichtungen hierfür, Gewerbeinspektion usw.

Dieses ganze Material ist in vier Kataloge eingetragen, nämlich in einen gebundenen Nummernkatalog, worin die laufende Nummer, zum Beispiel 1918/3829, die jeder Gegenstand und jede Abhandlung oder in gewissen Fällen auch jede Sammlung gleichartiger Stücke erhält, nebst dem Namen der betreffenden Organisation eingetragen wird; ferner ein gebundener Nummern- oder Laufskatalog, worin die Nummern der gedruckten Stücke, die für den Austausch in Frage kommen, eingetragen werden; dann ein Namenkatalog, nach dem Kartensystem geordnet, worin die Namen der Organisationen, der Zeitungen oder der Drucke, die im Archiv vertreten und vorhanden sind, nach alphabetischer Ordnung unter Hinweis auf die Lage der betreffenden Organisationen usw. nach bestimmtem Schema eingetragen werden, und schließlich ein systematischer Katalog nach Kartensystem, worin die Organisationen, die im Archiv vertreten sind, verzeichnet stehen.

Die **Porträtammlung** des Archivs ist selbst ihr eigener Katalog. Die Porträts sind nämlich nach den Namen der Personen alphabetisch in Abteilungen für jedes Land gruppiert. Die Porträts werden auf Kartons geklebt, auf denen außer dem Personennamen die Quelle des Porträts und die Schriften, in denen das Porträt vorkommt, genannt werden. Falls die betreffenden Personen bekannt und genügender Raum dazu vorhanden ist, wird zugleich die Biographie des Dargestellten und die Nummer des betreffenden Klischees, falls ein solches dem Archiv ausgehändigt worden ist, hinzugefügt. Durch dieses Verfahren und die Angabe der Schriften, worin die Porträts vorkommen, wird die Porträtammlung gewissermaßen ein biographisches Wörterbuch. Zur Klischeesammlung sind zwei Kataloge vorhanden: ein Nummernkatalog mit einer zugehörigen Sammlung von Klischeeabzügen nach Nummernfolge und ein Generalkatalog für Kunstwerke mit Angabe der Namen der Künstler, der Kunstwerke und der Klischeenummern.

Doppelreplare der Archiv- und Literaturabteilungen, die zum Austausch nicht verwendet werden, werden nach Nummernfolge verwahrt.

Tauschverkehr und Verbindungen mit anderen Institutionen. Mit dem Ausland wurden allmählich in den Jahren 1904 und 1905 Verbindungen eingeleitet, die sich seitdem immer weiterentwickelt haben und die gegenwärtig sowohl offizielle Institutionen wie Arbeiterorganisationen und Privatpersonen umfassen. Unter dem Einfluß des Weltkriegs sind jedoch diese Verbindungen mit dem Ausland und den internationalen Organisationen erklärlicherweise wesentlich zurückgegangen. Im Jahre 1914 hatte das Archiv Drucksachen von nicht we-

niger als 70 internationalen und ausländischen Organisationen und Institutionen bekommen; im Jahre 1915 hat sich diese Anzahl auf 42 ermäßigt, und während des Jahres 1916 und der folgenden Jahre ist die Zahl noch kleiner geworden. 1913 und 1914 umfaßten die ausländischen Verbindungen folgende Länder: Vereinigte Staaten von Amerika, Belgien, Dänemark, Deutschland, England, Finnland, Frankreich, Griechenland, Holland, Italien, Rumänien, Schweiz, Türkei, Ungarn, Westaustralien und Österreich. Besonders bestanden mit einer großen Anzahl deutscher Städte nähere Verbindungen.

Um regelmäßige Beziehungen zu den Archiven der Arbeiterbewegung der verschiedenen Länder zu bekommen, ist es von größter Bedeutung, daß der Austausch und die gegenseitige Aushändigung von wichtigeren Drucksachen auf die praktischste Art und Weise geregelt werden. Diese Regelmäßigkeit und Zuverlässigkeit ist im schwedischen Archiv auf folgende Weise angestrebt: Jede Institution oder Person, mit der das Archiv in Tauschverbindung steht, erhält ein besonderes Fach. Wenn bei der Eintragung Doppelreemplare vorkommen, werden diese mit derselben Nummer wie jene, die sich in der Verwahrung des Archivs befinden, versehen. Dann werden die Doppelreemplare in die Tauschfächer gelegt. Wenn diese ausreichend gefüllt sind, wird der Inhalt des Faches an den betreffenden Empfänger gesandt. Dabei wird im Tauschkatalog jede Nummer für denjenigen, an welchen die betreffende Nummer geschickt worden ist, abpunktiert.

Dieses System ermöglicht eine genaue Kontrolle darüber, daß jede Institution sicher das, was für sie von Wert ist, bekommt und keine Doppelreemplare von derselben Sache erhält. Schriftstücke, die nur in einzelnen Exemplaren vorkommen, die also kein Gegenstand zum Austausch werden können, sind in dem Austausch-katalog nicht enthalten.

Die Bibliotheksabteilung, zu der die Drucksachen der Organisationen nicht gerechnet werden, ist noch klein, wird aber allmählich vergrößert. Die Absicht ist, eine ansehnliche sozialpolitische Bibliothek zustande zu bringen. Da aber das Archiv von Anfang an hauptsächlich dazu angelegt wurde, die Urkunden der Entstehung der sozialdemokratischen Bewegung vor dem Untergang zu retten und immerwährend all das Neue, was die Entwicklung der Organisationen widerspiegelt, aufzubewahren, wurde die Bibliothek erst in zweiter Linie berücksichtigt.

Auch die Artikel von Zeitschriften usw. werden katalogisiert, was, wie sich gezeigt hat, von großer Bedeutung ist, da dieses Material sonst sozusagen verschwindet, in Folge der Katalogisierung aber leicht zu sachlichen Studienzwecken verwertet werden kann.

Auf Veranlassung des Archivs ist durch Vereinbarung zwischen ihm, der Arbeiterbibliothek Stockholms, dem Zentralverband für soziale Arbeit und den Studentenvereinen Verbandt und Helmbdal in Upsala ein im Jahre 1909 gedruckter Katalog über die ausländische soziale Literatur der genannten Organisationen zustande gekommen, welcher mehr als 2100 Titel umfaßt. Im Jahre 1908 ist das Archiv auch als korporatives Mitglied dem Internationalen Institut für soziale Bibliographie beigetreten, wodurch es die besonders wichtige monatliche Schrift »Bibliographie der Sozialwissenschaften« erhält.

Die Bibliotheksabteilung umfaßt:

1. Zeitungen. Politische Zeitungen, Fachblätter, Gelegenheitsblätter, Institutions- sowie Vereinsdrucksachen und -schriftstücke, Zeitschriften, Schriftenserien.

2. Die Bücherabteilung. Nach dem Sachinhalt sind die Bücherabteilungen und die Artikel der Zeitschriften usw. nach dem folgenden Schema katalogisiert: Bibliographie und Bibliothekswesen; Biographie; Soziologie; Volkswirtschaft; Anarchismus; Sozialismus; Sozialdemokratie; Soziale Fragen; Wirtschaftsgeschichte; Belletristik.

Benutzung des Archivs. Der Archivar, der in erster Linie die Aufsicht über das Archiv hat, ist verpflichtet, die Sammlungen für das Publikum zu be-

stimmten Zetten, die durch Anschlag und Inserate im »Sozialdemokraten« mitgeteilt werden, geöffnet zu halten. Die Benutzung darf nur erfolgen, wenn der Archivar oder sein Stellvertreter anwesend ist, und nur eine von diesen Personen hat das Recht, im Archiv Sammlungsstücke herauszunehmen oder hineinzulegen. Alle Benutzung, auch das Ausleihen, ist unentgeltlich. Strengste »politische Neutralität« wird beobachtet. Die Benutzung darf in der Regel nur in den Räumen des Archivs geschehen. Leihweise Überlassungen können jedoch für solche Drucksachen, die mit Sicherheit wiederbeschafft werden können, gegen Bürgschaft gestattet werden. Handschriften oder schwer zugängliche Drucksachen dürfen nur den Organisationen, die die betreffenden Sammlungsstücke dem Archiv ausgehändigt haben, leihweise überlassen werden.

Die Inanspruchnahme des Archivs durch das Publikum ist im Laufe der Jahre gestiegen. In Jahre 1904 war die Anzahl der Besucher 43 und die der Ausleiher 31. Vier Jahre später waren die Zahlen 126 bzw. 116. Während der ganzen Zeit, in der das Archiv dem Publikum zugänglich war, bis zum Ende des Jahres 1918, betrug die Anzahl der Besucher 3562 und die Anzahl der Ausleihungen 4950. Diese Zahlen erscheinen vielleicht als unbedeutend; die Tätigkeit des Archivs darf aber nicht mit einer Leihbibliothek verglichen werden. Die größte Bedeutung des Archivs liegt darin, daß es, wenn man so sagen darf, überhaupt da ist und, soweit das möglich, die zur geschichtlichen Beurteilung und Erforschung der Arbeiterbewegung wichtigen Urkunden vom Untergang rettet, sammelt und in systematischer Ordnung verwahrt.

Die Archivkommission. Gemäß der vom Vorstand der Sozialdemokratischen Partei und vom Landessekretariat (Vorstand der gewerkschaftlichen Landesorganisation) angenommenen Statuten besteht der Vorstand des Archivs — die Archivkommission — aus drei Personen: aus einem Vertreter des Vorstandes der beiden besitzenden Organisationen und einem von diesen beiden ernannten dritten Mitglied, das nicht notwendigerweise Mitglied der Hauptvorstände sein muß. Jedes Jahr wird ein gedruckter Tätigkeitsbericht nebst Rechenschaftsbericht herausgegeben.

Aus unserer Bächerel.

Von Edgar Steiger.

Albert Stehlin, Sibylla Mariana. Roman. Berlin 1917, Verlag S. Fischer. Preis gebestet 6 Mark.

Mit Tagebuchblättern und Briefen, die zwischen einem weicherzigen russischen Studenten und einem zynischen deutschen Mediziner gewechselt werden, hebt es an; als Erzählung geht es weiter. Der junge Russe schwört natürlich auf Tolstois Evangelium. Er will Seelen retten. Zuerst die Geliebte seines Freundes, die sich in einem Augenblick der Selbsterkenntnis an ihn hängt, um ihn um so mehr zu verwirren, und dann als Kindsmörderin ins Gefängnis kommt. Dann mit ebensowenig Erfolg die Dirnen der Strafe. Endlich beruft ihn der Freund, der unterdessen zu einem Manne der werktätigen Liebe gereift ist, an eine moderne Erziehungsanstalt, die er leitet. Hier spielt sich dann der eigentliche Roman ab, in dem die beschauliche Art des Slawen, der am liebsten mit sich selbst verkehrt, und der tätige Geist des Germanen, der überall zusatzt, gegenübergestellt werden. Das Ganze lieft sich wie ein schwacher Abklatsch von Tolstoi ohne dichterische Eigenart, mehr Wollen als Können.

Hanns Braun, Die Novellen des Anselm Amadeus. München 1918, Georg Müller. Preis gebestet 4,50 Mark, gebunden 7,50 Mark.

Die erste dieser Geschichten kennzeichnet das ganze Buch. Ein flüchtiges Reiseerlebnis löst in dem jungen Menschen, den es anhaucht, allerlei Stimmungen aus, die wie vorüberziehendes Gewölk unter mancherlei Wandlungen in der Sonne

spurlos verdampfen — wie die Gestalten der drei Schwestern, die plötzlich wieder abreisen, nachdem die Schönste von ihnen, Maria, in diesem Schattenspiel ihre Doppelrolle als Spielerin und Schattenriß zu Ende geführt hat. Mitunter werden wir durch ein kühnes Wortbild überrascht, wie »den See befragte die Sonne längst«, oder wie bei der impressionistischen Schilderung der Bergbahn. Dann spüren wir, daß hier einer die Welt mit neuen Augen betrachtet. Oder scheint es nur so? Jedenfalls beweisen diese flüchtigen Skizzen noch nichts. Zumal da die neue Wortkunst bisweilen auch an den Barockschwulst Hofmannswaldaus erinnert. Sind wir wieder so weit?

Max Halbe, *Gesammelte Werke*. 6. Band: »Die Tat des Dietrich Stobäus.« Roman. München, Albert Langen. Preis geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Wieder ein Band von Halbes Gesammelten Werken, und zwar der sechste der ganzen Reihe (Band 2 bis 5, die jedenfalls die Dramen bringen werden, stehen noch aus), der den Roman »Die Tat des Dietrich Stobäus« enthält, unstreitig nicht nur die umfangreichste, sondern auch bedeutsamste Offenbarung Halbescher Erzählungskunst. Beim Lesen denkt man unwillkürlich an Dostojewskis »Kaskolnikow«. Nicht etwa nur, weil auch hier ein Verbrecher sein Verbrechen — den Mord der Dirne, die ihn narrte — selbst erzählt, sondern mehr noch wegen des erschreckenden Scharfblicks, mit dem hier wie dort der Dichter die geheimsten Regungen der Menschenseele durchleuchtet. Ja, die Umständlichkeit, mit der hier das verborgene Rädergetriebe unseres Innern zur Schau gestellt wird, gibt sich namentlich im zweiten Teil fast als Selbstzweck, und so geschickt auch der Künstler dafür sorgt, daß die Spannung den Leser bis zum Schlusse festhält, so tut er, nachdem sein Stobäus die Tat beinahe schon begangen hat, im Wiederkäuen desselben seelischen Widerstreits zwischen Ja und Nein des Guten fast zuviel. Aber was will dieser Einwand angesichts der anschaulichen und packenden Seelenmalerei besagen? Hier ist der mit Recht berücksichtigte Kriminalroman wirklich zum Kunstwerk erhoben, nicht nur durch die psychologische Meistererschaft in der Charakterentwicklung, sondern auch durch die vollendete Sprachkunst, mit der jene gepaart ist. Wir haben unter den neuesten Romanen nur ganz wenige, die sich in dieser Hinsicht dem Halbeschen Werk an die Seite stellen können.

O. Zettler, *Alt Münchener Bilderbuch*. Ansichten aus dem alten München aus der Monacensia-Sammlung Zettler. München 1918, Verlag von Georg Müller. Mit 241 Abbildungen. Gebunden 15 Mark.

Wer sich im Wirrwarr und Durcheinander moderner Städtebauten den Sinn für das geschichtliche Werden alles Schönen und Bleibenden bewahrt hat, wird mit reiner Freude und wirklichem Genuß in diesem prächtigen Alt Münchener Bilderbuch blättern. Denn hier ersteht vor seinen Augen ein wertvolles Stück deutscher Vergangenheit; er erlebt gleichsam eine Reihe von Jahrhunderten fürstlicher, kirchlicher, bürgerlicher Kultur, die neben einzelnen stolzen Prachtbauten oft mit den einfachsten Mitteln — Holzverschalung, Balkenwerk, Hohlziegeldächer, Erkerbauten — eine reiche künstlerische Formenwelt gebiert. Schon das Stadtbild als Ganzes ist ein köstliches Ineinander von Natur und Kunst, in dem sich die Linien des Hochgebirges im Schattenriß des Gesamtprofils mit Türmen und Giebeln gar wunderbar in die weite Ebene hineinverpflanzen, um die beiden Frauenfüße mit ihren Zwiebelhauben frohig zu einem Ganzen verknüpft und durch die sich voreinander schiebenden Stadttore immer aufs neue in einen Mauerring geschlossen, bis die neue Zeit den zwecklos gewordenen Wall und Graben sprengt, die Stadt ins Land hinauswirft und nur noch in einzelnen Trümmern und Bruchstücken die Erinnerung an das Einst bewahrt. Je mehr ich hier den Geist der alten Meister bewundere, um so trostloser erscheint mir das Bemühen gewisser moderner Architekten, diese in sich geschlossene Vergangenheit willkürlich wieder zu neuem Leben zu erwecken. Was soll der geistlose Abklatsch eines vergangenen Lebens, dessen ge-

schichtliche Voraussetzungen längst erstorben sind? Was soll diese sich selbst täuschende Vorliebe für gesuchte Winkelei — eine Winkelei, die vor Jahrhunderten durch die beschränkten Raumverhältnisse des Festungsbaus geradezu geboten war — und für die krumme Linie der Straßensführung, zu der die Notwendigkeit der Stadtverteidigung den mittelalterlichen Städtebauer zwang, weil er nur dadurch den Verteidigern der Stadt gegen einen etwa eingedrungenen Feind zwischen Vorstadtor und Innenfor neue Stützpunkte zur Abwehr schaffen konnte.

Doch das nur nebenbei. Ich glaube, diese archaischen Spielereien werden heute, da wieder eine jahrhundertalte Vergangenheit endgültig begraben wird, ganz von selbst aufhören. Um so willkommener aber ist uns gerade in diesem Augenblick, da der Faden der Geschichte wieder einmal durchschnitten wird, dies Münchener Bilderbuch, das uns und den Enkeln und Urenkeln eben diese Vergangenheit, die nicht mehr wiederkehrt, mit all ihren Licht- und Schattenseiten als Vermächtnis für die Zukunft übermittle — sei's auch nur, damit wir Aberklugen in stillen Stunden der Einkehr und Bescheidenheit aus dem, was die Väter Schönes und Dauerndes geschaffen, für uns und die Nachkommen gar manches lernen.

Hans Heinrich Erler, Der Hof des Patrizierhauses und andere Erzählungen. Stuttgart 1918, Verlag bei Strecker & Schröder. Geheftet 3,50 Mark, gebunden 5 Mark.

Will man diese Geschichten mit Genuß lesen, muß man zuvor Schlaftrock und Pantoffeln anziehen. Geruhfame Wiedermelersstimmung zittert über allem. Das kleine Schicksal der Kleinen macht sich so wichtig wie nur möglich. Manchmal — aber nur in besonders gesegneten Augenblicken — wird man sogar an Eichendorffs »Taugenichts« erinnert. So wenn Franz Schirmherr's jage Liebe irrlichsternd um »Josef Zembrods Töchter« herumschweift, ohne zu wissen, welche von den dreien er eigentlich haben möchte. Bis nach dem Tode des alten Musikus die Verwalter alle drei nach Amerika abreisen. Fragt man sich zuletzt, was nun eigentlich geschehen sei, so ist man fast um die Antwort verlegen. Aber geht es im Leben nicht meistens ebenso? Da muß man sich eben mit der Kleinmalerei des Augenblicks und manchem blickartigen Einblick in eine Menschenseele begnügen, die auch am liebsten in Schlaftrock und Pantoffeln durchs Leben geht.

Wilhelm Schussen, Der rote Berg. Roman. Stuttgart 1918, verlegt bei Strecker & Schröder. Preis geheftet 3,50 Mark, gebunden 5 Mark.

Aber Odenwald, Schwarzwald und Vogesen hin schweift der träumende Blick. Alle Herrlichkeit des Schwabenländles tut sich auf, aber nur in sonnigen Augenblicken, wo das Licht am Himmel alles verklärt. Gerade wie die Seelen dieser stillen Menschen, die sich zaghaft eine zu der anderen hinüberstasten. Im Mittelpunkt steht der Rheingraf und dessen schöne Tochter Herka, um die der sinnierende Studiosus und Gärtner Arnold Megentaler und der eitle modische Blachhorn wie Mücken schwärmen. Auch hier nichts Aufregendes. Es sei denn, daß am Schluß Tanke Friederike im brechenden Eis des Sees versinkt. Aber viel Beschaulichkeit und Liebe — sowohl zwischen dem Dichter und seinen Geschöpfen, als auch bei diesen untereinander. Es gehören stille und abseilige Leser dazu, um sich an diesen stillen und abseiligen Menschen zu erbauen.

Die Künstlerchronik von Frauenschlemsee. Herausgegeben von Karl Raupp und Franz Wolfer. München, bei F. Bruckmann N.-G. Preis gebunden 9 Mark.

»In der Zeit, da man schrieb 1828, begab es sich, daß von München, der guten Stadt, eiliche tapfere Gefellen auszogen zu ritterlicher Fahrt und Abenteuer. Als ein Hauptmann und Führer hatten sie sich auserkoren Maxen Haushofer und hatten ihren Zug gerichtet gegen Süd, allwo die Gebirge stehen und die großen Wasser.« Mit diesen Worten schilbert die altberühmte Künstlerchronik von Frauenschlemsee, deren schönste Blätter in Wort, Zeichnung und Farbe uns soeben der Bruck-

mannsche Verlag in prächtiger Wiedergabe bietet, die Entstehung der ersten Künstlerkolonie am bayerischen Meer. In den neunzig Jahren, die selber ins Land gezogen sind, haben sich Unzählige aus dem lustigen Malervölkchen und aus der edlen Federzunft in dem eigenartigen Fremdenbuch verewigt, das im Gasthaus der malethischen Klosterinsel aufsteigt, wo weiland die fromme Irmingard, Ludwigs des Frommen Tochter und Kaiser Karls des Großen Enkelin, unter ihrem milden Zepter ihre weltmüden Schwestern dem Himmel zuführte. Es sind keine langausgefallenen Kunstwerke, die wir da vorgelesen bekommen; es sind Stegreifskizzen und Stegreifgedichte, aus einer unberechenbaren Laune des Augenblicks, aus einer plötzlichen Eingebung der Stunde geboren — neben manchem drolligen Gekrifel und manch feuchtsrühllichem Vers gar viel gefühlsduftiger Kitsch —, aber was schadet's? Man soll die Menschen und die Künstler so nehmen, wie sie sind; und da auch in der Kunst wie im Leben immer zwölfte auf ein Duzend gehen, gilt es hier, nicht den Kunsttrichter herauszukehren, sondern diese Zeugnisse eines sorglosen Daseins, bei dem oft der unerfüllte Wunsch alles bedeutet, mit menschlicher Anteilnahme betrachten. Dann offenbart sich dem Beschauer auch auf diesen beschriebenen und bemalten Papierblättern ein Jahrhundert Kulturgeschichte, und er merkt sich, eigener Jugendeisel gedenk, vielleicht die Namen derer, die sich da von Geschlecht zu Geschlecht die Hand reichen, um bald in die Ewigkeit hinüberzuwandern oder aber — und das war wohl das Schicksal der meisten — in ewige Vergessenheit zu versinken. Aber gelebt haben sie doch, mögen sie nun Eduard Schleich, Andreas Achenbach oder Eduard Grüßner heißen. Und wenn nicht alle, die hierher wallfahrteten, ein solches Kleinod aus der Tiefe herausholten wie 1860 Viktor Scheffel (das Gedicht »Ave Maria«), so mögen sie sich mit Karl Skeller trösten, dessen »Irmingard«-Verse auch nur eine schwache Umschreibung des feinen Frauenkopfes von Hermann Raulbach sind.

Mag Eisler, Rembrandt als Landschaftler. München 1918, F. Bruckmann A.-G. Preis gebunden 8 Mark.

Wie sich in Rembrandt der Landschaftler entwickelte, veranschaulicht uns diese feinsinnige Arbeit in Wort und Bild. Es ist kein ödes Kunstgeschwätz, wie wir deren heute leider so oft anhören müssen, sondern eine liebevolle Versenkung in des Meisters Werke und in die ganze Umwelt, aus der er herauswuchs — eine fröhliche Streife, bei der Eisler den mannigfaltigen Lebensäußerungen des Künstlers, soweit sie zum Landschaftlichen in Beziehung stehen, wie den Spuren eines Wildes nachgeht. Einige alte Karten und Ansichten der Stadt Leiden machen den Anfang. Rembrandts Wohnung und die Lebensweise des Jünglings, seine Lehrer und der Bilderhaß, der ihm Anregung und Vorbild sein konnte, werden kurz beschrieben. Dann begleiten wir den Künstler nach Amsterdam, zerfasern das Landschaftsgefühl des Großstädtlers und sehen ihn dann sich als Landschaftler in allerhand Zeichnmitteln versuchen und mit Kreide, Feder, Pinsel und Kaltnadel arbeiten, wobei sein eigentümlicher Ausdrucksstil im Flächenhaften wieder an der Hand zahlreicher künstlerisch vollendeter Wiedergaben Rembrandtscher Zeichnungen erläutert wird. Endlich werden Rembrandts Radierungen vorgenommen und in drei Perioden die formale Auseinandersetzung, das reine Naturbild und die graphische Charakteristik entwickelt sowie über Rhythmus und Impressionismus, über den Ausdrucksstil der Spätzeit usw. manch feiner Fingerzeig gegeben, bis wir bei der Krönung seines ganzen Lebenswerks, bei den Gemälden anlangen und auch hier des Meisters Wachstum über seine Vorbilder, Spätitaliener und Niederländer, hinaus bis zur reinen Spiegelung des Menschen in der Landschaft schauen lernen. Ich sage »schauen«; denn das ist der große Vorzug dieser Arbeit — und hier hat die Verlagsbuchhandlung durch die unübertreffliche künstlerische Wiedergabe der Rembrandtschen Zeichnungen und Gemälde dem Verfasser seine schwierige Aufgabe wesentlich erleichtert —, daß sie nicht in Worten stecken bleibt, sondern, wie jede kunsthistorische Abhandlung soll, sich an das Auge des Lesenden wendet.

Dr. Ernst Wasserzieher, *Woher?* Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 2. Auflage. Berlin 1918, Ferd. Dummlers Verlagsbuchhandlung. Preis gebunden 6 Mark.

In einem halben Jahre zwei Auflagen, das ist für ein wissenschaftliches Werk — und hier haben wir trotz der volkstümlichen Einkleidung eine streng wissenschaftliche Arbeit vor uns — wohl die beste Empfehlung, die sich denken läßt. Freilich hat auch die Verlagshandlung, die den Preis so niedrig ansetzte, jedenfalls ihr gut Teil an diesem Erfolg. Wie teuer sind die guten deutschen Wörterbücher von Kluge, Paul, Weigand-Hirt! Hier aber in diesem unscheinbaren Taschenbuch findet der Laie, dem mit der Vorführung des gesamten indogermanischen Wortschatzes doch nicht gedient wäre, über den Ursprung und die Bedeutung aller deutschen Wörter auf engstem Raum erschöpfende Auskunft. Gotisch, Alt- und Mittelhochdeutsch, Angelsächsisch und Englisch werden zur Erklärung beigezogen; und bei Fremdwörtern und Lehnwörtern werden die Sprachen, aus denen sie entlehnt sind, und ihre ursprünglichen Formen im Lateinischen, Griechischen, Französischen, Italienischen, Arabischen usw. angegeben. Zum genaueren Verständnis erörtert der Verfasser in der Einleitung unser gesamtes Sprachgut und verzeichnet erst das gemeinsame indogermanische Erbe, dann die germanischen und deutschen Wörter, die Lehn- und Fremdwörter sowie die Laut- und Formveränderungen, die mit den deutschen Wörtern, sei's beim Übergang aus dem Niederdeutschen ins Hochdeutsche, sei's bei der Entlehnung aus fremden Sprachen usw., vor sich gegangen sind. Dann führt er die wichtigsten Metaphern an und gibt vor allem — in solcher Ausführlichkeit überhaupt zum erstenmal — ein vollständiges Verzeichnis ursprünglicher Partizipformen, die heute allgemein als Hauptwörter gelten. Endlich erwähnt er die wichtigsten Entlehnungen aus den romanischen Sprachen und beleuchtet die Rückwanderung ursprünglich deutscher Worte, die von den Franzosen, Italienern und Normannen verworfen wurden, nach Deutschland, wo sie jetzt für Fremdwörter gelten. Das Ganze ist ein Meisterstück in der Kunst, mit wenig Worten möglichst viel zu sagen. Und nirgends ein dilettantisches Herumtasten, wie wir es in volkstümlichen Darstellungen der vergleichenden Sprachwissenschaft nur zu oft treffen. Nein, hier redet ein Mann, der den ungeheuren Stoff wissenschaftlich beherrscht und nach den besten Quellen und Vorbildern bearbeitet hat. Stets wird das sicher Ermittelte von der bloßen Vermutung geschieden und da, wo etwas noch nicht geklärt ist, lieber auf eine zweifelhafte Deutung verzichtet. Nur einmal ist dem Verfasser — ich kann es nicht begreifen, wie es kam, und halte es für das Versehen eines Abschreibers — ein grober Schnitzer mit unterlaufen. Beim Wort »walten« nämlich wird auch der Name Walthar erwähnt und zur Erklärung beigelegt: ah. Walthari »wolkender Herr«. Das althochdeutsche »hari« hat aber mit »Herr« nichts zu tun, sondern ist gleich unserem neuhochdeutschen »Heer«, und Walthar heißt infolgedessen »walkender Krieger, Heerwalt oder Heerführer«.

Viktor Gomulicki, Warschau. Eine historisch-kulturgegeschichtliche Monographie. München, bei Georg Müller. Preis geheftet 20 Mark, Halbleinwand 28 Mark, Halbleder 32 Mark.

In der von Dr. A. Guttry und W. v. Roszelski begründeten polnischen Bibliothek, die uns mit der Kulturgeschichte und der Dichtung Polens bekanntmachen will, ist jetzt ein Band über Warschau erschienen. In 58 Bildern werden uns hier die bedeutendsten Bauten und Kunstwerke der polnischen Hauptstadt vorgeführt, und der begleitende Text dazu gibt uns eine knappe Übersicht über die geschichtliche Entwicklung, das Leben und die Sitten der Bevölkerung. Mit allzu großen Erwartungen darf man allerdings an dieses Buch nicht herantreten. Denn was da in den sieben Abschnitten, in denen der Verfasser sein Wissen zum besten gibt, abgehandelt wird, beschränkt sich im Grunde auf mehr oder weniger flüchtige Andeutungen dessen, was gesagt werden sollte. Es ist mehr eine erste Skizze zu einem Bilde als das

Bild selbst. Da erfahren wir das Nötigste über die antiqua civitas Varsoviensis, zu der Johann der Ältere, Herzog von Masovien, im Jahre 1413 den Grund legte; dann wird etwas vom Patriziat Alt-Warschaus erzählt, für dessen rasches Emporkommen im sechzehnten Jahrhundert die geadelte Häserhändlerfamilie der Barczkas ein anschauliches Beispiel abgibt. Nach einem kunstgeschichtlichen Absteher, der uns mit der Johanniskathedrale näher bekanntmacht, wird darauf die Hauptstadt des heutigen Polen geschildert, in den »sprechenden Steinen« über die wichtigsten Baudenkmäler kurz berichtet und endlich der eigentümlichen Stellung der Juden in Warschau ein ganzes Kapitel gewidmet. Hier und in der Schilderung des Warschau des neunzehnten Jahrhunderts gibt uns der Verfasser dankenswerte Fingerzeige zum tieferen Verständnis so mancher heute wieder auftauchender Tagesfragen, und insofern verdient das Werk, ganz abgesehen von dem reichen Bilders Schmuck, auch die Beachtung denkender Leser.

Literarische Rundschau.

Julian im Reichsanzug. Drollige Gänge und Fahrten durch Deutschland. Erlebt, erfunden und erzählt von Theodor Thoma. Illustriert von W. R. Heimsch. Frankfurt a. M., Druck und Verlag der Union-Druckerei und Verlagsanstalt, G. m. b. H.

Auch ein Kriegsbuch! Es schildert die Erlebnisse eines Heimbürgers, der in ährender Satire den Mißständen der durch den Krieg gezeitigten Rationierung zu Leibe geht. Es ist ein Buch zum Lachen und zugleich auch eines, das nachdenklich stimmt. Literarischer Wert ist ihm kaum zuzusprechen; dafür um so größerer kritischer. All das wirtschaftliche Elend, das das deutsche Volk vier lange Jahre auf sich nehmen mußte, ist hier an den Pranger gestellt. Die ungezählten bürokratischen Schwerfälligkeiten des alten deutschen Regierungssystems, sein plummes Nebengreifen, sein geringes Vertrautsein mit den wirklichen Verhältnissen wird in gebührender Weise gegeißelt. Aber die Schilderung gibt sich niemals schwer und pathetisch, sondern bleibt immer liebenswürdig, hält sich im Rahmen der leichten Unterhaltung. All das Gesehene und Geschilderte ist dem Tage abgelaufrt und für den Tag geschrieben: eine Reihe satirischer Zeitungsfeuilletons, denen man einen ernsten zeitdokumentarischen Wert nicht absprechen kann. Vieles befindet sich darunter, was bei strengerer Sichtung besser fortgelieben wäre. Um so kräftiger wirken dafür einige andere Skizzen. Die lustige Geschichte vom »Papierhemd«, das sein Ende im Magen der hungrigen Familienmitglieder findet, gehört hierher; ebenso »Julian im Reichsanzug«, der kein Regenwasser vertragen kann (diese Skizze hat dem ganzen Buche den Titel gegeben). Die Misere im Beleuchtungswesen bespöttelt die Tragikomödie von der »Gasuhr«. Mit den schreienden Verkehrskalamitäten rechnet der Autor im »Reisebezugschein« ab. Aberaus launig lesen sich »Revolution im Brotkorb«, »Das Schwein von Langenfriedrichsdorf«, »Das Nachpostpaket« und »Die Gans«. Mehr ins Nachdenkliche schillern »Nur ein Sacharinsplätzchen« und »Gänsefett«. Eine glückliche humoristische Begabung führt dem in Parteikreisen gut bekannten Autor die Feder. Manches hätte wohl vertiefter, gefeilter herauskommen können; aber der flotte Stil trägt über die kleinen Unebenheiten und Unausgeglichenheiten hinweg. Man sieht die Wirklichkeit vor sich erstehen, man lacht und hat bei der Lektüre für ein paar Viertelstunden eine angenehme Unterhaltung. Die Zeichnungen, die den Geschichten beigegeben sind, reichen dem Buche nicht gerade zur Zier. Sie wirken wenig sorgfältig und hätten mit mehr Liebe zum Text durchgeführt sein können. Immerhin ist das Ganze eine zeitgemäße Gabe, die ihren Zweck erfüllt: ein Spiegel der Zeit, aus dem uns ein paar Duzend kriegswirtschaftliche Schrullen fragenhaft entgegengrinsen. L. L.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 24

Ausgegeben am 14. März 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Partei- und Klassendifferenzierung.

Von Heinrich Cunow.

Die revolutionäre Stimmung greift im deutschen Volke weiter um sich. Der Kriegspsychose ist eine Streikpsychose gefolgt. Eine ungestüme Gärung hat die Gemüter erfasst und drängt zum Ausstrag; doch vermögen alle revolutionären Dithyramben, die die zum »Weitertreiben der Revolution des 9. November« auffordernden unabhängigen und spartakistischen Blätter sich leisten, nicht über die psychologische Tatsache hinwegzulaufen, daß das Motiv der revolutionären Stimmung nicht die hehre Flamme der Begeisterung für ein bestimmtes Revolutionsideal, der sogenannte revolutionäre Elan ist, sondern vielmehr ein gewisses dumpfes Auslehnen gegen die infolge der Aufrechterhaltung der Hungerblockade sich mehrende Nahrungsmittelnot, das in pessimistischer Betrachtung der Gesamtlage zu der Folgerung gelangt: »Es wird immer trostloser, die Revolution des 9. November hat wenig oder nichts genutzt, deshalb muß sie weiter vorangetrieben, muß sie wiederholt werden; denn schlechter können sich die Lebensverhältnisse kaum gestalten. Vielleicht werden sie, wenn erst das Bestehende gründlich zertrümmert ist, endlich besser.«

Daher auch die zunächst besremdende, aber doch bei näherem Einblick in die heutige Massenpsychose durchaus verständliche Erscheinung, daß neben dieser Revolutionsstimmung eine gewisse Niedergeschlagenheit und ein immer mehr erstarkender, in der zunehmenden Wahlmüdigkeit deutlich zum Ausdruck kommender Fatalismus einherläuft, der sich in die Worte umsieht: »Es nützt alles nichts, das ganze Gelärme hat keinen Zweck, es kommt doch, wie es will. Was der Krieg verschuldet hat, muß nun mal bis auf die Weige ausgelöffelt werden. Uns bleibt vorläufig nichts als das Stillhalten.«

Vereinzelt regt sich auch schon in den Arbeiterkreisen die Auffassung: »Vor allem müssen wir Ruhe und Ordnung haben, damit das Wirtschaftsleben wieder aufblüht. Wer uns solche Ordnung schafft, ist uns recht, ob er nun so oder so regiert. Was nützt uns alle politische Freiheit, wenn wir davon nicht satt werden.« Eine Stimmung, die den Wünschen der Nutznießer des alten Regimes weit entgegenkommt. Deshalb betrachten manche Reaktionäre auch die Revolutionshege der Spartakisten mit einer gewissen Genugtuung, denn, so folgern sie: Wenn auch dabei noch manches Opfer aus unseren eigenen Reihen fallen sollte, je schneller der Revolutionssterror auf die Spitze getrieben, das Wirtschaftsgetriebe brachgelegt wird, desto baldiger wird der Rückschlag erfolgen und jene Revolutionsmüdigkeit, jene Abkehr vom politischen Getriebe eintreten, die das Pariser Volk der Hinrichtung der Hebertisten am 24. März, der Robespieristen am 28. Juli 1794 mit Gemütsruhe zusehen ließ und der Wiederaufrichtung der Monarchie durch Napoleon den Weg ebnete.

Währenddessen nimmt die jeßige Revolution die Richtung, die sie nach den in ihr wirkenden Kräften unter den gegebenen historischen Umständen nehmen muß: sie spißt sich mehr und mehr zu einem Kampfe zwischen den revolutionären Parteien selbst zu und fordert aus deren Reihen ihre Blutopfer. In München hat die Revolverkugel eines hochadligen Studenten Kurt Eisner, den provisorischen Ministerpräsidenten Bayerns, niedergestreckt, während Erhard Auer, der Minister des Innern, durch die Hand eines zu den Spartakisten übergetretenen Unabhängigen so schwer verwundet wurde, daß an seinem Wiederaufkommen gezweifelt wird.

Schon die bloße Tatsache, daß diese beiden Männer in derselben Revolutionsregierung saßen und zusammenarbeiten mußten, zeigt, welche Gegensätze die jeßige Revolution umschließt, denn nicht nur in bezug auf ihre politische Richtung, in ihrem ganzen Charakter, ihrer ganzen Auffassungsweise und Denkart waren diese Männer Gegensätze. Hier der ehemalige landwirtschaftliche Arbeiter, der sich durch eigene Kraft aus einer der ärmsten Schichten emporgearbeitet hatte, ein Mann von solider, man möchte fast sagen, von ehrbürgerlicher Lebensführung, ein Pflichtmensch mit starkem Verantwortlichkeitsgefühl, der Augenblicksstimmungen wenig zugänglich, als menschenkundiger Politiker genau und nüchtern abwog, was die Stunde erforderte; dort der sich an seiner eigenen Rede und seinem Stil berauschende Stimmungsmensch, der literarisch-schöngeistige Bohemien, der Poet und Ästhetiker in der Politik, für dessen feuilletonistische Behandlung politischer Fragen einst Kautsky den schönen Ausdruck »ethisch-ästhetisch« (richtiger noch wäre gewesen »ethisch-pathetisch«) geprägt hat. Ein Mann, der in der Geschichte nie die wirklichen Beweggründe und Kausalzusammenhänge gesucht hat, sondern nur die Poesie der großen Handlungen und die schöne Geste — und der daher auch in den Girondisten, den Vertretern der aufstrebenden Handels- und Industriebourgeoisie, die wahren Vertreter der historischen Idee in der großen französischen Revolution fand.

Noch auch in bezug auf solche zeitweilige Zusammenkoppelung ungleicher Elemente und Charaktere bietet ja die heutige revolutionäre Bewegung zahlreiche Analogien zu früheren. Wer historische Parallelen liebt, findet dafür reichliches Material. Spannt schon in gewöhnlichen Zeiten das politische Interesse oft grundverschiedene Persönlichkeiten vor denselben Karren, so noch mehr in Revolutionszeiten, wo es gilt, zur Selbstbehauptung überall nach Stützpunkten auszuschaun. Welche grundverschiedenen politischen und menschlichen Charaktere umschloß nicht die von Mignet als »Übergang der Bourgeoisie zur Multitude« bezeichnete Partei Brissot-Roland, die später erweiterte girondistische Partei. Schon Brissot und Roland selbst waren gar seltsame Gegensätze, und nun erst der spießbürgerliche Roland und der Geschichtsphilosoph Condorcet oder der Journalist Louvet de Couvray und der Advokat Buzot. Im Wohlfahrtsausschuß sah sich der auf Würde haltende pedantische Robespierre mit dem lebenslustigen, zu Extravaganzen neigenden früheren Schauspieler Collot d'Herbois zusammengekoppelt — ein Zwang zur Zusammenarbeit, der mehrfach zu heftigen Szenen und sogar zu Tötlichkeiten führte. Und ein noch weit eigenartigeres politisches Menschenpaar bildete der Gemeindeproukurator von Paris Chaumette mit seinem Substituten Hébert. Auf der einen Seite der

idealistische arbeitssame Chaumette, der gewissenhaft seine Bureaustunden einhielt, stets über neue Volkswohlfahrts Einrichtungen grübelte, Paris von der Unsitlichkeit befreien wollte und schließlich gänzlich mittellos das Schafott bestieg, auf der anderen der lebenslustige, genussüchtige Libertin Hébert, der sich, sobald ihm der »Père Duchesne« dafür die Mittel lieferte, sofort Wagen und Dienerschaft anschaffte, die Staatskasse bei den Zeitungslieferungen für die im Felde stehenden Truppen nach allen Regeln der Kunst prellte, bei allen Veranstaltungen dabei sein mußte, wo sich eine Rolle spielen ließ — aber jede intensive anstrengende Geistesarbeit im Gemeindedienst scheute.

Daß die Revolution nicht auf dem Novemberstadium beharren, sondern die extremen Parteien, anstatt das Erreichte zu konsolidieren, alsbald versuchen würden, sie weiter vorwärts zu treiben und ihre Parteiherrschaft aufzurichten, daran konnte niemand zweifeln, der die Geschichte früherer Revolutionen einigermaßen kennt. Bisher sind noch immer im Verlauf großer politischer Umwälzungen neben den anfänglich zur Herrschaft gelangten radikalen Richtungen noch radikalere entstanden, die die Bewegung über das schon erreichte Ziel hinauszudrängen suchten, bis dann, auf einem bestimmten Höhepunkt angelangt, ebenso unvermeidlich ein Rückwärtslauf einsetzte. Fast scheint es, wie Marx meint, ein historisches Gesetz zu sein, daß, um nur jenes Maß von Umgestaltungen sicherzustellen, für das die Entwicklung reif ist, die revolutionäre Bewegung in stürmischem Vorwärtzdrang über dieses Maß hinauszugreifen muß.

Zunächst finden sich fast immer zu Beginn einer Revolution die Parteigruppen und -schichten, die ein Interesse daran haben, das Bestehende zu stürzen, in gemeinsamer Kampffront zusammen, da die Konzentration ihrer Kräfte zur Überwindung des Gegners die in ihrer Mitte vorhandenen Gegensätze zurückhält und als vergleichsweise nebensächlich erscheinen läßt. Kaum aber haben die revolutionären Gruppen soweit gesiegt, daß sie an die Umgestaltung der politischen und wirtschaftlichen Einrichtungen, an die Kodifizierung ihrer Rechtsansprüche gehen, so erkennen sie, daß sie mit ihren Forderungen verschiedene Begriffe verbunden haben und ihre Ansprüche sich vielfach widersprechen. Jeder Klassenschicht fehlt, da sich unter dem bisherigen Druck ihre Entwicklungstendenzen nicht frei zu entfalten vermochten, immer zuerst das volle Bewußtsein ihrer besonderen Eigenheit und ihrer entwicklungsgeschichtlich bedingten Stellung im gesellschaftlichen Gesamtmechanismus. Das Klassenbewußtsein ist zunächst nur ein instinktives; es beruht nicht auf der Erkenntnis der einzelnen Interessengegensätze, sondern auf dem allgemeinen Gefühl, von den herrschenden Gruppen niedergehalten zu sein. Erst indem die bisher beherrschten Schichten durch die Revolution die Freiheit zur Durchsetzung ihrer Lebensansprüche gewinnen, kommen ihnen die einzelnen konkreten Unterschiede in ihren eigenen Reihen klarer zum Bewußtsein.

Das ist eine Lehre, die bisher noch jede der größeren Revolutionen bestätigt hat; und die jetzige wird kaum davon eine Ausnahme machen. Nur lagen diesmal die Dinge insofern noch einfacher, als die unteren Volksschichten auch äußerlich nicht mehr eine einheitliche Partei bildeten, sondern in zwei sozialistische Parteien getrennt waren, die sozialdemokratische Mehrheitspartei und die Unabhängigen, denen sich als linker Flügel die Sparta-

kisten angeschlossen hatten. Dennoch fanden sich nach Ausbruch der Revolution, um diese vor dem befürchteten Gegenschlag zu bewahren, zunächst beide Parteien zusammen und bildeten eine paritätische Regierung — eine durchaus verständliche Verbindung, da sie als dringendes Gebot der Revolutionssicherung erschien. Ebenso selbstverständlich aber war, vom historischen Standpunkt aus betrachtet, daß, als es nach dieser Sicherung an die Durchsetzung der beiderseitigen Ansprüche ging, die verschiedenen Auffassungen aufeinanderprallten und sich ein einträchtiges Zusammenwirken als unmöglich erwies. Das Verhältnis löste sich, und die sozialistische Arbeiterschaft zerfiel nicht wieder nur in zwei Parteigruppen — von den Unabhängigen sonderte sich wieder die spartakistische oder kommunistische Partei ab und trat zu ihren bisherigen Wahlverwandten in immer schärfere Opposition, während sich zugleich innerhalb der unabhängigen Partei selbst drei deutlich zu unterscheidende Richtungen herausbildeten, die heute nur noch durch den Kampf gegen die sozialistische Mehrheitspartei zusammengehalten werden und sofort in verschiedene Gruppen zerfallen würden, wenn die Mehrheit zu politischer Bedeutungslosigkeit herabsänke und diese drei Richtungen dadurch freies Feld zur Durchsetzung ihrer Forderung gewännen.

Trotzdem macht sich in einem nicht unbeträchtlichen Teile der Arbeiterschaft — am stärksten dort, wo die Einsicht in die historisch gegebenen Entwicklungs- und Klassenverhältnisse fehlt — noch immer das Bestreben geltend, die getrennten »Bruderparteien« zu vereinen und die »alte sozialdemokratische Parteieinheit« wiederherzustellen. Ein durchaus begreifliches Verlangen, denn da diese Einigkeitsprediger die innere Notwendigkeit der schon bald nach dem Falle des Sozialistengesetzes hervorgetretenen Differenzierung innerhalb der Partei, die schon vor dem Kriege zu fortgesetzten Anfeindungen auf den Parteitag und zu gegenseitigen Preßangriffen führte, nicht verstehen, andererseits aber sehr wohl den Nutzen einer gemeinsamen Kampfführung für die Arbeiterschaft erkennen, so möchten sie gerne die einheitliche Front wiederhergestellt sehen. Sicherlich, wenn sich diese Einheit verwirklichen ließe, alle Kraft müßte daran gesetzt werden, das Ziel zu erreichen. Die Frage ist nur, läßt sie sich wiederherstellen und vermöchte sie, wenn dies durch schärfsten Druck gelänge, dem Anprall feindlicher Elemente standzuhalten. Nach meiner Ansicht läßt sich eine solche Wiedervereinigung nur durchführen, wenn demnächst die Gegenrevolution auf der ganzen Linie siegen sollte und die sozialdemokratischen Parteien völlig in eine Defensive gedrängt würden, die sie aus Rücksicht auf ihre Existenz zwänge, alle inneren Streitpunkte für gering zu achten. Behält dagegen die sozialistische Mehrheitspartei ihre ausschlaggebende politische Machtstellung, so müssen sich notwendig die Gegensätze zwischen ihr und den Unabhängigen sowie den Spartakisten weiter zuspitzen. Möglich, daß der linke Flügel der Unabhängigen sich mit den Spartakisten vereinigt, möglich auch, daß der rechte Flügel den Weg zu der alten Partei zurückfindet; aber eine einfache Wiedervereinigung aller drei Parteien oder auch nur der Mehrheitspartei mit der Gesamtheit der Unabhängigen erscheint mir in Anbetracht der zunehmenden Differenzierung ganz unmöglich — abgesehen davon, daß solche Vermischung zweifellos die Rückflucht eines Teiles der seit dem 9. November zu uns herübergekommenen Intellektuellen und Angestellten

sowie der gewerkschaftlich organisierten qualifizierten Arbeiter zur Folge haben würde.

Was in dieser sich erweiternden Parteispaltung zum Ausdruck kommt, ist lediglich die Tatsache, daß die Zusammensetzung der Anhängerschaft der sozialistischen Parteigruppen aus verschiedenen Bevölkerungselementen sich wesentlich verschoben hat. Die Parteidifferenzierung ist nur die Folge einer vor sich gegangenen Klassendifferenzierung. In ihrer früheren Zusammensetzung, besonders unter dem Sozialistengesetz, war die sozialdemokratische Partei vornehmlich eine Partei der industriellen Arbeiterschaft, des Fabrikproletariats der Industriestädte und der großstädtischen gewerblichen Arbeiterschaft, der sich teilweise ein Bruchteil des sogenannten Intelligenzproletariats angeschlossen. Nach dem Fortfall des Sozialistengesetzes hat sich diese Zusammensetzung mehr und mehr verändert. Auch in den übrigen Arbeiterschichten, selbst in der Landwirtschaft, gewann unsere Partei mehr und mehr an Boden, und außerdem kamen aus dem selbständigen Kleinhandwerkertum, der Kleinhändler- und der Kleinbauernschaft, vor allem aber aus den sogenannten freien Berufen, der Angestellten- und kleinen Beamtschaft zahlreiche gegen das herrschende Regiment opponierende Elemente herüber, die mancherorts auf das Parteileben einen nachhaltigen Einfluß erlangten. Die Parteizusammensetzung veränderte sich und damit auch die Parteipsyche, zumal für diese neue Anhängerschaft die alten Parteiüberlieferungen und das alte Parteifamiliengefühl kaum noch existierten. Ferner stellte die fortschreitende Entwicklung der Partei ganz neue Aufgaben und Befähigungsbedingungen.

Die durch den Weltkrieg bewirkte Klassenverschiebung hat naturgemäß die Zusammensetzung der Parteimitgliedschaften weiter verändert, und die als Folge des Krieges eingetretene Weltrevolution wird sie noch mehr differenzieren. Der Krieg hat nicht nur einen Teil der alten, an bestimmten Familientraditionen und konventionellen Anstandsformen hängenden Bourgeoisie wirtschaftlich degradiert, er hat neben dieser auch eine aus dem Kreise der industriellen Kriegsgewinnler, Agenten, Schleikhändler, Finanzspekulanten hervorgegangene neue Bourgeoisie hervorgebracht, ein snobistisches, proziges Selbstmademantum, das in seiner Moral durchweg tief unter der alten Bourgeoisie steht. Ferner hat er die Arbeiterschaft differenziert. Während ein Teil der in Kriegsbetrieben oder öffentlichen Unternehmungen tätigen Arbeiter hohe Löhne erhielt und im Vergleich zu den übrigen Arbeiter- und Angestelltenkategorien seine Lebenslage wesentlich zu verbessern vermochte, hat ein anderer Teil, der jahrelang draußen im Felde stand, seinen Haushalt und seine einstige Erwerbsmöglichkeit verloren, während ein dritter, durch die Einberufung zur Fahne oder den zunehmenden Mangel an Rohstoffen aus seinem Erwerbszweig herausgerissen, heute das Heer der Arbeitslosen vermehren hilft oder sich durch Tagelöhnerlei über Wasser zu halten sucht. Vor allem aber hat der Krieg einen wesentlichen Teil der freien Berufe und des Gelehrtentums proletariisiert und wirtschaftlich entwürzelt. Wir haben heute in Deutschland ein wurzelloses, teilweise mit aller Welt zerfallenes Gelehrtenproletariat, das tatsächlich, was seine wirtschaftliche Existenz und seine Aussichten auf eine seiner Bildung entsprechende Lebensstellung anbetrifft, weit unter manchen besser entlohnenden, durch staatliche Gesehe, gewerkschaftliche Organisation und Tarifverträge

geschützten Arbeitergruppen steht und daher auch vielfach höchst rabiat auftritt. Die Spartakisten und Unabhängigen des linken Flügels haben unter diesem entwurzelten Gelehrtenproletariat einen nicht geringen Anhang.

Von allen diesen Elementen haben sich schon in den letzten beiden Kriegsjahren ansehnliche Bestandteile den sozialistischen Parteien zugewendet, und seit den revolutionären Novembertagen hat sich dieser Zutrom noch vermehrt — freilich fluktuiert er vielfach, wie psychologisch begreiflich; ein Teil der Neuhinzugekommenen, der nicht das in der Partei findet, was er suchte, wagt wieder zurück, wird aber alsbald durch Neuzugutretende ersetzt. Dadurch hat auch die innere Struktur der sozialistischen Parteigruppen sich wesentlich geändert. Es wäre mehr als Naivität, zu erwarten, daß die Weltrevolution alle Lebensverhältnisse des Volkes ändert, alle alten staatlichen und sozialen Institutionen pietätslos umstürzt, aber vor der Parteistruktur und den Parteianschauungen ehrfürchtig haltmacht. Auch das Parteileben, auch die Parteiideologie werden mehr und mehr von der Riesenwelle ergriffen, die über Europas Völker hinweggeht. Selbst der alte Klassenkampfgedanke nimmt andere Formen an. Zwischen Gruppen, die sich früher als durch gleiche Klasseninteressen verbunden erachteten, tun sich weite Klüfte auf, während andererseits Gruppen, die einst durch gegensätzliche Klasseninteressen voneinander geschieden schienen, sich nähern. Die Verschiebung der Klassenformationen hat naturgemäß im weiteren eine Verschiebung der Klassengegensätze zur Folge. Und der Klassenkampfgedanke wird voraussichtlich weitere Wandlungen erfahren, wenn es den Bourgeoisien der Ententemächte gelingen sollte, das gesamte deutsche Volk in ihre Arbeitsfron zu spannen und es zu einem Arbeitsvolk zu machen, das den von ihm erarbeiteten Mehrwert den englischen und französischen Kapitalismächten abzuliefern hat. Die Folge könnte nur sein, daß auch in Deutschland jener Fall einträte, den wir in Nationalitätenstaaten bei wirtschaftlich unterdrückten, von einem anderen Volk beherrschten Nationen finden: eine Verbindung des Klassenbewußtseins mit dem Nationalbewußtsein, die auch die Arbeiterschaft in den Dienst der sogenannten nationalen Bestrebungen stellt. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß, wenn es in dem nächsten Jahrzehnt gelingt, Deutschland trotz des Nachkriegsfriedens der Entente wirtschaftlich wieder aufzubauen, wir in Deutschland eine sozialistische Arbeiterpartei haben werden, in der starke nationalistische Tendenzen zum Durchbruch kommen.

Solche Veränderung der Parteistruktur ist es, in der die heutigen verschiedenartigen Parteistömungen, Parteianschauungen und Parteitaktiken wurzeln. Sie erklärt auch, warum die betreffenden Parteianschauungen, die Ideologien der verschiedenen Gruppen, in sich selbst ein Uneinheitliches und Unbestimmtes sind. Wie die Parteiformationen sich noch in einem nach Gestaltung ringenden Gärungsprozeß befinden, so auch die Parteianschauungen. Die alte Parteiideologie ist durch die Kriegszeit mit ihren Folgen zu einem beträchtlichen Teil überholt worden, und manche einst als fester Grundstein der Parteiwissenschaft betrachtete These und Hypothese hat sich als Illusion erwiesen; doch eine feste, den neuen Lebensbedingungen entsprechende Gedankenmasse hat die jetzige Gärungszeit noch nicht niedergeschlagen.

Um diese Zerfahrenheit möglichst zu beseitigen, wird jetzt von denen, die Einblick in das Gesamtgetriebe haben, zur »Klärung der Orientierung«

vielfach die Einberufung eines Parteitag gefordert, der feste Leitfäden aufstellt. Begründet wird diese Forderung meist damit, daß die Revolution der Partei neue Aufgaben stellt und zugleich den Organisationen einen Teil der bisher leitenden Kräfte entzogen hat. So schreibt Genosse Erwin Barth in Nr. 103 des »Vorwärts« (vom 25. Februar):

Das Gefüge unserer Organisation ist während der ganzen Revolutionszeit durch nichts gefestigt worden. Das straffe Netz, das sich sonst als wohlgefügtcs Strahlensystem von Berlin aus über das ganze Reich gelegt hat, ist merklich gelockert. Angefangen vom Parteivorstand, dessen Mitglieder zum größten Teile durch aufreibende ministerielle Tätigkeit und durch Abgeordneteneigenschaften aufgezehrt werden, bis hinab zu den Kreisorganisationen, deren Häupter zu einem guten Teile Mitglieder irgendwelcher größerer oder kleinerer gesetzgebender oder Verwaltungskörperschaften geworden sind, besteht die Gefahr des Absterbens der zentralen organisatorischen Kräfte. Die Revolution hat alles, was bisher Führerqualitäten gezeigt hat, mit neuen Aufgaben belastet. Die volle Demokratie, die wir errungen haben, hat unsere Leute in Ministerien, Reichs-, Staats- oder Gemeindeverwaltungen gerufen. Und die große Schar der Parteimitglieder steht sich ihrer Organisationsleiter beraubt, ohne die Möglichkeit zu haben, rasch andere gleich gut eingearbeitete Kräfte an deren Stelle zu setzen.

Gewiß, die Revolution hat eine Reihe Führer in die Regierungsämter gebracht und dadurch manchen Organisationen ihre fähigsten Kräfte genommen, aber diese fehlenden Kräfte durch andere zu ersetzen, das vermag kein Parteitag. Zudem aber liegt die Ursache der beklagten »Desorientierung« wesentlich tiefer. Das beweist am besten — man betrachte nur die Richtungslosigkeit in einem Teil unserer Parteipresse —, daß sie auch in den Kreisen führender Genossen und an Parteiorten vorherrscht, in denen noch die alte Führerschaft die Zügel in Händen hat. Die Partei ist eben in einem inneren Särungsprozeß, in einem Umbildungs- und Umlernungsprozeß begriffen, und diesen vermag der Parteitag weder zu beschleunigen noch abzukürzen. Wohl kann er für die nächste Zeit gewisse allgemeine Richtungsnormen aufstellen, und insofern soll seine Nützlichkeit nicht bestritten werden; aber fraglich bleibt immerhin, ob diese Normen in den kommenden Kämpfen ihren Zweck erfüllen werden. Nicht unwahrscheinlich ist jedoch, daß es schon bei der Festsetzung dieser Normen zu Richtungsstreitigkeiten kommt. Der Weltumwälzungsprozeß hat auch die Parteien ergriffen — nicht bloß die sozialistischen, auch die bürgerlichen Parteien Deutschlands und die Parteien der EntenteStaaten —, und kein Einspruch vermag zu erhalten, was, von der vorwärtstürmenden Zeit überholt, dem Untergang verfallen ist.

Gewerkschaftsbewegung und Arbeiterräte.

Von Hermann Müller (Berlin).

Es würde eine sonderbare Erscheinung sein, wenn die Revolution an den Gewerkschaften vorbeigegangen wäre, ohne sie zu berühren. Keine politische und wirtschaftliche Organisation kann nach einer solch gewaltigen Umwälzung glatt an das Alte anknüpfen oder auf dem alten Weise weiterfahren. In stürmischen Zeiten wie wir sie jetzt durchleben, kommt jedoch manches auf, was bald der Vergangenheit angehören wird. Anderes wird

sich dagegen dauerndes Bürgerrecht sichern und unsere Wirkungsweise und Kampfmethoden nachhaltig beeinflussen, ob wir wollen oder nicht.

Bis zum Ausbruch der Revolution kämpften die Gewerkschaften im Rahmen der kapitalistischen Wirtschaftsweise für die Verbesserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen der Arbeiter. Dieser Kampf wird nach wie vor ihre Aufgabe sein, aber der Boden, auf dem dieser Kampf ausgefochten wird, hat sich beträchtlich geändert. Auch für die Gewerkschaften bedeutet die Revolution eine Wendenwende. Noch ist der Kapitalismus nicht beseitigt, der Weg aber ist frei, auf dem er beseitigt werden kann, und diesen Weg müssen auch die Gewerkschaften bewußt beschreiten. Sie müssen sich in den Dienst des Sozialismus stellen, wenn die Arbeiter an ihnen nicht irre werden sollen.

In den letzten Monaten ist so manches geschehen, das aussah, als seien die Arbeiter daran, die Gewerkschaften auszuscheiden. Gewaltige Streiks nicht nur politischer, sondern auch wirtschaftlicher Natur sind geführt worden, in vielen Fällen, ohne die Gewerkschaften heranzuziehen oder auch nur zu befragen. Trotz mitunter ganz unglaublicher Forderungen hatte die Bewegung Erfolg. Ein wilder Streik jagte den anderen, und öfter, als gut war, ist dabei das Wort von den veralteten Gewerkschaften gefallen. Das alles mag dem, der die straffe Disziplin in den Gewerkschaften kennt, befremdlich erscheinen. In Wirklichkeit ist es erklärlich. Zeiten wie die heutigen sind nun einmal die der raschen Tat und der großen Worte. Erfolge, die der Augenblick geboren hat, weil die politische Konstellation günstig war, werden von dem, der die wirtschaftlichen Verhältnisse außer acht läßt, leicht für dauernde gehalten. Er schwört dann auf die neuen Kampfmethoden, bis ihn neue Tafsachen von neuem belehren. Wenn die Augenblickserfolge sich als solche herausstellen, wenn es wieder, wie früher, den jähen wirtschaftlichen Kampf zu führen gilt, dann werden schließlich doch die Gewerkschaften die Nutznießer der jetzigen Bewegung sein.

Daß der laute Ruf: »Los von den Gewerkschaften!« nicht das erwartete Echo findet, geht schon zurzeit deutlich aus dem Anwachsen der Gewerkschaften hervor. Soweit neuere Zahlen vorliegen, ergibt sich, daß sie trotz der großen Arbeitslosigkeit, die ihrem Wachstum hinderlich ist, über 3 Millionen Mitglieder zählen, daß sie also ihren höchsten Stand vor Ausbruch des Krieges schon weit überschritten haben. Es gibt Verbände, die ganz gewaltig gewachsen sind. So hat zum Beispiel der Bergarbeiterverband seine Mitgliederzahl nahezu vervierfacht.

Die Betriebs-Arbeiterräte sind es, die die wilden Streiks inszenierten. In ihnen prägt sich daher der Gegensatz zu den Gewerkschaften aus, und gegen sie richtet sich deshalb auch die gelegentlich laut werdende Mißbilligung der Gewerkschaftsführer. Mir scheint, daß dabei hüben wie drüben das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wird. Richtig ist, daß es so wie in den letzten Monaten nicht weitergehen kann. Aber dazu wird es ganz von selbst kommen. Die Gewerkschaften werden gar nicht notwendig haben, ihr Streiktroß aus dem Stalle zu holen, um es gegen die Arbeiterräte zu tunmeln. Die gewerkschaftlichen Kampfmethoden sind doch keine willkürlichen Maßnahmen der Gewerkschaftsführer. Sie haben sich ergeben aus dem Kräfteverhältnis, und sie haben gewechselt je nach der wirtschaftlichen Lage. Diese hat in der gegenwärtigen Zeit die Erfolge der wilden Streiks aber

ganz und gar nicht bedingt. Selbst Unternehmer, die in einer ganz anderen als einer roßigen Lage waren, haben Forderungen bewilligt, um die Arbeiter aus politischen Gründen zu beruhigen. Das wird ganz selbstverständlich nicht dauernd so sein. Die wirtschaftlichen Verhältnisse, und zwar die des Weltmarktes werden bald wieder ausschlaggebend sein, und dadurch werden auch den Lohnbewegungen, die die Arbeiterräte führen möchten, Schranken gezogen. Sie werden unmöglich werden. Damit aber treten die Gewerkschaften ganz von selbst wieder in ihre alte Stelle. Sobald ein Streik nicht mehr im Handumdrehen zum Erfolg führen, sondern längere Zeit dauern wird, bedingt schon die Notwendigkeit, daß Streikunterstützung gezahlt werden muß, die Rückkehr zu bisherigen Methoden bei seiner Einleitung und Durchführung. Die Erfolgsmöglichkeit ist genau abzuwägen, und ob gestreikt werden kann oder nicht, das werden dann nicht mehr die Arbeiterräte, sondern die Gewerkschaften bestimmen.

Werden deshalb die Betriebs-Arbeiterräte überflüssig? Mancher sagt ja, ich sage nein. Neue Zeiten bedingen neue Einrichtungen. Wir leben in einer neuen Zeit, in einer Zeit, die mit vollen Segeln auf den Sozialismus zuflutet, und deshalb brauchen wir auch Einrichtungen, wie sie die Betriebsräte darstellen. Nur müssen sie so gestaltet werden, daß sie auch dem Zuge der Zeit in Wirklichkeit dienen. Bisher haben sie ihm nicht gedient. Auch nicht durch erfolgreiche Lohnbewegungen. Einer unserer sozialistischen und gewerkschaftlichen Grundsätze ist die allgemeine Solidarität. Diese hat sich nicht nur darin gezeigt, daß wir uns gegenseitig im Kampfe unterstützten, sondern auch darin, daß wir, ohne Rücksicht auf die Rentabilität des einzelnen Betriebs, für gleichartige Lohnverhältnisse der betreffenden Berufsgruppe sorgten. So manches Mal wäre es möglich gewesen, in einem besonders gearteten Betrieb auch besonders günstige Löhne zu erkämpfen. Davon ist im allgemeinen abgesehen worden. Nicht allein hat zu solchem Verhalten die Erkenntnis mitgewirkt, daß dann der größere Zulauf von Arbeitskräften und damit die Konkurrenz der Arbeiter untereinander wieder lohndrückend gewirkt hätte, wir haben auch aus allgemein solidarischen Gründen die Gleichmäßigkeit angestrebt. Dieser Grundsatz hat in den letzten Monaten bei den Lohnbewegungen der Betriebsräte keine Rolle mehr gespielt. War ein Betrieb besonders rentabel, dann wuchsen die Forderungen der Arbeiter, die damit vielfach auf eine besondere Art der Gewinnbeteiligung hinausliefen. Vielleicht wird die Gewinnbeteiligung in der neuen Zeit anders bewertet werden können als bisher, aber keinesfalls so, daß die Arbeiter eines Betriebs ihren anderen Kollegen gegenüber besonders günstig gestellt werden.

Worauf es in der nächsten Zeit ankommt und was mit allen Kräften angestrebt werden muß, das ist die Demokratisierung der Betriebe. Unser Wunsch, an die Stelle des absoluten Unternehmers die konstitutionelle Fabrik zu setzen, dem bisher schon unsere Gewerkschaftsarbeit diene, geht seiner Erfüllung entgegen. Hier werden die Arbeiterräte eine ersprießliche Arbeit leisten können, und die Gewerkschaften müssen sich dieser Tätigkeit der Arbeiterräte annehmen. Die Befugnisse der bisherigen Arbeiter- und Angestelltenausschüsse sind entsprechend auszubauen. Und wenn die Arbeiter in der neuen sozialistischen Republik, in der die Titel abgeschafft worden sind, lieber Arbeiterräte als Arbeiterausschüsse haben wollen, so

soll man sich an dem Titel nicht stoßen, sondern Arbeiterräte an Stelle der Arbeiterausschüsse errichten. Aber man soll nicht glauben, daß es mit dem Titel allein getan ist. Der Arbeiter muß tagtäglich vor Augen sehen, daß sich vieles geändert hat und daß wir, trotz der schweren Zeiten, die wir vor uns haben, einer neuen, ganz anders gearteten Zeit entgegengehen. Er muß fühlen, daß er in seiner Würde gestiegen ist, daß er wirklich im Betrieb mitbestimmt, und dieses Gefühl wird viel zur Festigung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse beitragen. Nur wenn der Arbeiter sieht, daß er nicht mehr nur für den Kapitalisten arbeitet, daß er für sich und für die Allgemeinheit wirkt, wird die Schaffensfreudigkeit bei ihm einkehren, die zum Wiederaufbau unseres Wirtschaftslebens erforderlich ist.

Es muß also in den Betrieben anders aussehen als bisher. Zu allen Verhandlungen über Arbeits- und Arbeiterangelegenheiten sind die Arbeiterräte mitbestimmend hinzuzuziehen. Betriebseinrichtungen technischer und sanitärer Art sind mit ihnen gemeinsam zu schaffen. Daraus ergibt sich ganz von selbst die Notwendigkeit, daß die Arbeiterräte Einsicht in die Betriebsverhältnisse bekommen. Es wird ihnen Einsicht in die Bücher zu gewähren sein, damit sie über die Lage des Betriebs unterrichtet sind.

So wenig angenehm das dem Unternehmer scheinen mag, hat er doch keine Ursache, es zu fürchten. Kennen die Arbeiter die Betriebsverhältnisse, dann werden sie danach auch ihre Forderungen richten.

Die gesamte Tätigkeit der Arbeiterräte wird und muß gemeinsam mit den Gewerkschaften durchgeführt werden. Ist es doch Gewerkschaftsarbeit, die sie leisten. Also die Parole darf nicht heißen: Weg mit den Arbeiterräten, sondern: Festigung der Arbeiterräte.

Es wird dann auch ein anderes Verhältnis zwischen Arbeitern und Angestellten Platz greifen. Der Arbeiter wird einsehen, daß es ein Wahn ist, zu glauben, daß er alles ohne weiteres kann. Die geistige Arbeit wird er dann anders bewerten, als jetzt vielfach der Fall ist, und auch der Angestellte, der mit dem Arbeiter gemeinsam seine Interessen vertritt, wird in dem fortan ganz anders gestellten Arbeiter den gleichberechtigten vollwertigen Menschen achten lernen.

Wichtig ist außerdem: Dadurch, daß die Arbeiter durch ihre Räte an der Leitung der Betriebe mitbeteiligt sind, werden sie und auch die Betriebe reif für den Sozialismus. Der Weg zu diesem führt auch hier über die Demokratie. An die Stelle des allein den Betrieb verwaltenden Unternehmers tritt die verwaltende, wenn auch beschränkte Allgemeinheit. So werden die Räte und mit ihnen die Gewerkschaften Werkzeuge nicht der sozialdemokratischen Partei, wohl aber des Sozialismus. Daß dies die Gewerkschaften als Ganzes werden, ist notwendig. Vielfach läßt sich jetzt beobachten, daß die Sozialisierung der Betriebe von den Arbeitern ganz falsch aufgefaßt wird. Sie meinen häufig, daß der Betrieb dadurch ihr Eigentum werde. Wie falsch das ist, braucht hier nicht hervorgehoben zu werden. Arbeiten aber die Räte nicht mehr auf eigene Faust in den Betrieben, sondern Hand in Hand mit den Gewerkschaften, dann werden solche falsche Sozialisierungsbestrebungen von selbst verschwinden.

Dadurch, daß die Arbeiter die finanzielle Leistungsfähigkeit der Betriebe kennen, werden auch manche übertriebene Hoffnungen, die auf die Sozialisierung gesetzt werden, auf das richtige Maß zurückgeführt. Auch

in der sozialistischen Gesellschaft muß fleißig gearbeitet werden. Aufhören wird in ihr die Unsicherheit der Existenz, die quälende Furcht, arbeitslos und damit dem Elend überliefert zu werden. Aber das so oft von uns bekante Wort: »Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen!« wird auch in der sozialistischen Gesellschaft Geltung haben, oder vielmehr, es wird erst in ihr seine volle Geltung erhalten. Einsicht in die wirtschaftlichen Verhältnisse wird demnach den Übergang zur sozialistischen Gesellschaft beschleunigen. Sie wird auch dazu beitragen, daß er nicht unter krampfhaft zuckenden Bewegungen erfolgt.

Die Naturnachahmung in der Malerei.

Von Dr. John Schikowski.

Auf die Frage, was ein Kunstwerk sei, hat Zola bekanntlich die Antwort gegeben: »Ein Naturausschnitt, gesehen durch ein Temperament.« Diese Definition ist reichlich unbestimmt, und bei einigem gutem Willen kann man ungefähr alles darunter verstehen. Im Sinne Zolas, des Naturalisten, bedeutet sie freilich zweifellos: Ein Kunstwerk soll die Natur genau so wiedergeben, wie sie sich in der Seele des Künstlers spiegelt.

Strengste Wiedergabe des Natureindrucks unter möglichster Ausschaltung aller fremden Elemente — ist das Ziel, das die heute herrschende Richtung in der Malerei, der strenge naturalistische Impressionismus, sich gesetzt hat. Der Maler soll den optischen Eindruck unbefangen auf sich wirken lassen und ihn völlig naiv ohne die Beimischung irgendwelcher intellektuellen oder gefühlmäßigen Bestandteile zu fixieren suchen. Zwischen dem Sehen und dem Festhalten des Gesehenen sollen alle Zwischenglieder ausgeschaltet werden. Die Natur soll genau so gegeben werden, wie sie der Maler mit seinen Sinnen wahrnimmt.

Der Laie, das große kunstfremde Publikum, bewundert an den Meisterwerken des Naturalismus vor allem den Grad der erreichten Naturwahrheit. Sie ist ihm der Maßstab für die Wertung des Kunstwerks. Was der Laie aber in der Regel nicht sieht, ist die Tatsache, daß diese vermeintliche Naturwahrheit niemals eine absolute und vollkommene ist, sondern auch im günstigsten Falle nur durch Kompromisse zustande kommen kann. Denn jeder, auch der winzigste und monotonste Naturausschnitt entzieht sich der restlosen Darstellung mit den technischen Mitteln der Malerei.

Schon der f a r b i g e n Wiedergabe stellen sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Die hellste Farbe, die der Maler auf seiner Palette hat, ist das reine Weiß. Das Sonnenlicht aber und jeder Punkt, der dieses Licht reflektiert, ist unendlich heller als das Weiß, das aus der Tube quillt. Also bleibt dem Naturalisten nichts anderes übrig als der Kompromiß. Wenn er die hellsten Stellen, die das Naturbild ihm bietet, mit Weiß wiedergegeben hat (also erheblich dunkler, als sie in Wirklichkeit sind), so muß er auch alle anderen Farben dementsprechend dunkler stimmen, er muß sich also damit begnügen, an Stelle der absoluten koloristischen Naturwahrheit ein Etwas zu schaffen, das die Farbenwerte in nur relativer Richtigkeit bietet. Oder er muß versuchen, durch geschickte Kontrastwirkungen das Weiß dem Beschauer heller erscheinen zu lassen, als es tatsächlich ist. Die naturalistischen Freilichtmaler sind sich dieses Mangels wohl bewußt, und sie suchen daher

ihre Motive mit Vorliebe in Gegenden wie Holland, wo die Natur alle Farben dämpft und ein reines, ungefrübtes »Freilicht« nur selten zur Erscheinung kommt.

Noch größere Schwierigkeiten als die farbige bietet die lineare Wiedergabe der Natur. Bekanntlich sehen wir alle körperlichen Gegenstände in den drei Dimensionen der Höhe, Breite und Tiefe. Die Bildfläche des Malers verfügt aber nur über zwei Dimensionen: Höhe und Breite. Die dritte Dimension, die Tiefe, muß der Naturalist dem Auge des Beschauers vortäuschen. Als wichtigstes Hilfsmittel dient ihm dabei die Linienperspektive. Diese hat einen streng wissenschaftlichen Charakter, und der Male, der ein perspektivisch korrekt gezeichnetes Gemälde betrachtet, meint ein in linearer Hinsicht objektiv getreues Abbild der Wirklichkeit vor sich zu haben. Dies ist aber ein Irrtum, wie folgende kurze Erwägung ergibt. Unser Blick umfaßt in jedem Moment nur eine sehr kleine Stelle des gesamten Gesichtsfeldes. Ganz deutlich nehmen wir nur den Punkt wahr, auf den das Auge gerade eingestellt ist. Was über und unter diesem Punkt, was rechts und links von ihm liegt, können wir nur undeutlich sehen, und zwar sehen wir es um so verschwommener, je weiter es von dem Punkte entfernt ist. Was aber vor oder hinter diesem Punkt liegt, das sehen wir, falls es sich nicht um Fernbilder handelt, nicht nur undeutlich, sondern außerdem doppelt. Ein einfaches Experiment mag diese Tatsache beweisen. Man halte zwei Finger in verschiedener Entfernung gerade vor sich hin. Fixiert man mit dem Blick den näheren, so wird man diesen deutlich und einfach, den entfernteren aber undeutlich und doppelt sehen; fixiert man dagegen den entfernteren, so erscheint dieser deutlich und einfach, der nähere aber undeutlich und doppelt. Ein streng naturalistischer Maler müßte auf diese Tatsachen Rücksicht nehmen. Er dürfte nur einen einzigen Punkt seines Gemäldes in klarer Zeichnung geben, alles, was darüber oder darunter oder seitwärts liegt, müßte allmählich verschwimmen, was aber vor und hinter dem Punkt liegt, müßte doppelt erscheinen. Der Anblick eines solchen konsequent naturalistischen Gemäldes würde indessen dem Beschauer den Eindruck eines Zerrbildes der Wirklichkeit geben.

Weitere Schwierigkeiten resultieren aus der Wiedergabe der Bewegung. Ein großer Teil der uns umgebenden Gegenstände befindet sich in Bewegung, und auch wir selber bewegen uns im wachen Zustand fast unaufhörlich. Daher kommt es, daß wir nur wenige Dinge, und auch diese meist nur kurze Zeit, in völliger Ruhe sehen und daß uns der größte Teil dessen, was unser Gesichtssinn dem Bewußtsein vermittelt, bewegt erscheint. Die Menschen auf der Straße gehen, fahren, reiten an uns vorüber, das Laub der Bäume wogt hin und her, die Wolken ziehen am Himmel. Aber auch die im Boden festgewurzelten Häuser der Straße, die Wände und Möbel unseres Zimmers zeigen sich uns kaum einen Augenblick in Ruhe; denn fortwährend bewegen wir uns an ihnen vorüber oder zwischen ihnen hindurch. So vermittelt uns unser Auge unablässig wechselnde Bilder der Umwelt, und die äußere Vorstellung, die wir uns von den Dingen machen, ist niemals eine tote, starre Form, sondern immer ein bewegtes lebendiges Bild. Die Menschen, mit denen wir täglich verkehren, die vertrauten Gegenstände, die uns umgeben, kennen wir von allen Seiten, und wir sind gewohnt, sie uns stets als ein bewegtes räumliches Ganzes vorzustellen. Dazu

kommt die Beleuchtung, die unaufhörlich wechselt und die dem fein empfindenden Auge die ganze Umwelt in fortwährend variierendem Licht und flimmernden Farben zeigt. Die naturalistische Malerei bemüht sich nun, diese Bewegung wiederzugeben, indem sie einzelne *M o m e n t b i l d e r* herausgreift und im Kunstwerk festhält. Diese Augenblicksbilder sehen wir aber in der Wirklichkeit niemals. Der Sinnesindruck, den zum Beispiel ein laufendes Pferd hervorruft, entspricht keineswegs dem starren Bilde, das die Malerei uns von ihm zu geben vermag. Also auch hier ist selbst die strengste naturalistische Kunst auf unzulängliche Kompromisse angewiesen, und ihr Ziel, eine vollkommen naturgetreue Wiedergabe der Wirklichkeit, bleibt ein unerreichbares Ideal.

Wir sehen also auf der einen Seite, daß die exakte Naturnachahmung in der Malerei allenthalben unüberwindlichen Hindernissen begegnet, und auf der anderen Seite gewahren wir, daß das Laienpublikum, die sogenannte »unverbildete« Masse, der festen Überzeugung ist, die Natur sehr genau so aus, wie unsere Künstler sie auf ihren Gemälden darstellen. Der Grund dieses Irrtums liegt darin, daß die große Masse eben keineswegs unverbildet ist, sondern daß sie bei ihrer Naturbetrachtung, ohne es selbst zu wissen, eine stark gefärbte und seltsam geschliffene Brille auf der Nase trägt. Und zwar hat ihr die zeitgenössische Kunst diese Brille aufgesetzt. Jedes Zeitalter sieht die Welt mit den Augen seiner Künstler.

Da, wie wir eben darlegten, die Malerei nicht imstande ist, die Natur so wiederzugeben, wie sie in Wahrheit aussteht, muß sie ihr Vorbild im Kunstwerk notwendig umgestalten. Die Art der Umgestaltung vollzieht sich nach bestimmten Gesetzen, und aus diesen Gesetzen geht der eigentliche Kunststil der Epoche hervor. Den Künstlern der neuen Zeit erscheinen diese, denen der anderen jene Eigentümlichkeiten des Naturbildes als besonders charakteristisch, und sie heben sie in ihren Werken hervor, während sie das übrige mehr oder weniger übersehen oder übergehen. Der Laie, der von Jugend auf solche zeichnerischen oder malerischen Darstellungen vor Augen gehabt und an ihre Auffassung sich gewöhnt hat, pflegt nun die Natur so wahrzunehmen, wie sie auf jenen Darstellungen wiedergegeben ist. Die Kunstwerke vergangener Epochen, die den damaligen Zeitgenossen völlig naturtreu erschienen, empfindet er als unwahr und unvollkommen, weil sie eben aus einer anderen Anschauungsweise entstanden sind. Und wenn ein neuer Kunststil sich bildet, so begegnen dessen Werke ebenfalls dem Vorurteil der angeblich unverbildeten Menge, die in ihnen unwillkürliche und unberechtigte Verzerrungen der Natur zu sehen glaubt. Als vor fünfundzwanzig Jahren der malerische Impressionismus in Europa aufkam, erregten seine vermeintlichen Extravaganzen den Hohn und Spott des europäischen Publikums, während die Japaner, bei denen ein ähnlicher Kunststil schon seit Jahrhunderten blühte, unsere impressionistischen Gemälde ganz naturgetreu fanden. Heute sehen wir alle die Welt mit den Augen der Impressionisten an, und ein Bild von Liebermann, der damals zu den am meisten angefeindeten Neuerern gehörte, erscheint dem Publikum der Gegenwart als eine schlechthin vollkommene Wiedergabe des Natureindrucks.

Der Durchschnittsmensch sieht in der Regel überhaupt nicht den einzelnen Gegenstand, sondern nur dessen allgemeine charakteristische Kennzeichen,

die ihm genügen, um den Gegenstand als Typus unter einen Begriff zu klassifizieren. Der Begriff kann freilich weiter oder enger sein. Beim Blick in eine Landschaft sehen die meisten nur allgemein Felder, Wiesen, Bäume, Wolken usw. Ein Landwirt mag überdies noch die einzelnen Getreidearten, ein Meteorolog die verschiedenen Wolkenformen unterscheiden. Aber sie alle nehmen doch nur den Typus wahr: der eine den weiteren Typus »Getreidefeld«, »Wolke«, der andere den engeren »Hafer«, »Roggen«, »Weizenfeld«, »Zirrus«, »Kumuluswolke« — den einzelnen Gegenstand aber in der Gesamtheit seiner eigenartigen Erscheinung mit der individuellen Kontur, Farbe, Beleuchtung usw. sieht in der Regel weder der eine noch der andere. Daß er überhaupt Details erblickt, deren Wahrnehmung über sein persönliches, berufliches usw. Interesse hinausgeht, verdankt er der unbewußten Belehrung, die ihm durch die Kunst zuteil geworden ist. Die Maler erst lehren uns in ästhetischem Sinne sehen. Jahrhundertlang waren die Berliner in der Abenddämmerung durch den Grunewald gewandelt, aber keinem war der merkwürdige Lichtreflex aufgefallen, den die untergehende Sonne auf den Kiefernstämmen hervorzauberte. Und als Leistikow ihn in seinen ersten Grunewaldlandschaften zur Darstellung brachte, da spottete das Publikum über die naturwidrigen roten »Siegellackstangen«. Heute sieht und genießt sie an klaren Sommerabenden das Auge jedes Spaziergängers zwischen Paulsborn und Hundekehle als eine schöne und altbekannte Naturerscheinung.

Wie hier der Maler Leistikow den Berlinern die Augen geöffnet und den Sinn erschlossen hat für die bewußte Wahrnehmung einer besonderen Einzelheit, so wird auch im großen und allgemeinen die ganze Art der Naturauffassung jederzeit durch die Maler der betreffenden Epoche ausschlaggebend bestimmt. Zu Zeiten, da eine naturalistische Kunst herrscht, dient diese dazu, die Zeitgenossen in der Fähigkeit des Naturgenusses zu unterrichten, ihnen immer wieder neue, bisher unbeachtete Reize der umgebenden Wirklichkeit zu erschließen und so auf diesem Gebiet eine ästhetische Kultur zu erwecken und zu pflegen. Im Entwicklungsgang der Kunst hat es aber auch Epochen gegeben, in denen die Naturnachahmung in der Malerei überhaupt keine oder nur eine sehr geringe Rolle spielte. Die Kunst des Islams, die der antiken orientalischen Völker und die des christlichen Mittelalters zeigen diese Eigenart. In solchen Zeiten entbehrt das Auge des Laien der Schulung für die feineren Nuancen der Naturbilder, und seine Ansprüche an die malerische Naturwahrheit sind äußerst gering. Eine ganz allgemeine typische Charakterisierung, eine Person oder Landschaft genügte vollkommen, um im Mittelalter das Bedürfnis nach naturalistischer Exaktheit zu befriedigen. So durfte man unbedenklich irgendeine antike Porträtfigur, nachdem man ihr Krone und Zepter beigegeben hatte, für das Bildnis eines bestimmten mittelalterlichen Kaisers ausgeben und den Holzschnitt eines Stadtbildes für eine ganze Reihe von Städten verwenden. Diese Vernachlässigung und Veringerschätzung der Naturtreue entsprang aber nicht, wie man heute vielleicht glauben könnte, einem Unvermögen, sondern sie war das Ergebnis eines anders gerichteten Kunstwollens. Nicht weil die Künstler die Natur nicht getreu nachzuahmen vermochten, sondern weil sie sie nicht getreu nachahmen wollten, mangelt den Werken der künstlerisch hochentwickelten chinesischen Malerei die Perspektive und erblicken wir auf gotischen Wandgemälden jene

lebensunwahren langgestreckten Gestalten und den naturwidrig eckigen, steifen und zerknitterten Faltenwurf der Gewänder. Die Kunst dieser Zeiten verfolgte ein anderes Ziel als die naturalistische Kunst der Gegenwart, ein Ziel, das in seiner Art aber ebenso berechtigt und erstrebenswert war als das einer möglichst weitgehenden äußeren Naturwahrheit.

Von den frühesten Anfängen an machen sich nämlich im künstlerischen Schaffen der Menschheit zwei Tendenzen bemerkbar. Die eine sucht sich mit den sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen der Natur auseinanderzusetzen, die andere strebt danach, durch die ihr zur Verfügung stehenden reinen Mittel — in der Malerei sind es die Linie und die Farbe — gewisse Stimmungen und Gefühle *d i r e k t* zum Ausdruck zu bringen. Die erste gibt von außen her gewonnene Eindrücke wieder, die zweite drückt innerlich Empfundenes aus. In jedem großen Künstler streiten diese beiden Tendenzen miteinander, und jedes echte Kunstwerk ist ein Kompromiß zwischen ihnen. Die Bedeutung einer Raffaelschen Madonna besteht nicht allein in der lebenswahren Wiedergabe einer Frauen- und einer Kindergestalt, sondern ebensosehr in dem allseitig abgewogenen Aufbau der Linien und in dem Zusammenklingen beziehungsweise Kontrastieren der Farben, das heißt in dem, was man den linearen und koloristischen Rhythmus oder, kürzer ausgedrückt, die *K o m p o s i t i o n* des Bildes nennt. Das eigentliche künstlerische Schaffen besteht gerade darin, daß man das Naturvorbild den Gesetzen der Komposition anpaßt, ihm den linearen und koloristischen Rhythmus verleiht. Dieser Rhythmus erzeugt erst die Stimmung des Bildes, er ist das, was auf den Beschauer ästhetisch wirkt, was ihn, unabhängig von dem Interesse am dargestellten Gegenstand, seelisch ergreift und fesselt. In den erwähnten Epochen legt nun die Malerei das Hauptgewicht auf den linearen und koloristischen Rhythmus, sie vernachlässigt die Naturnachahmung als etwas Nebensächliches und beschränkt sich auf die Wirkungen, die die reine Sprache der Linien und Farben ausübt. Die Folge davon ist, daß in solchen Zeiten auch die große Masse des Publikums zu einem feinen und tiefen Verständnis für die Reize der Linien- und Farberhythmik herangebildet wird und aus diesem Verständnis ästhetische Genüsse erwachsen, die ihr das weniger entwickelte Naturgefühl vollauf ersetzen.

Eine absolut exakte Naturnachahmung gibt es also in der Malerei überhaupt nicht, weil sie einerseits aus technischen Gründen unmöglich ist und weil sie sich andererseits der weiteren Aufgabe der Kunst, einen Rhythmus aus Linien und Farben zu schaffen, unterordnen muß. Im Entwicklungsgang der Malerei erscheinen Epochen, in denen die Naturnachahmung, und andere, in denen die Komposition, das heißt die lineare und koloristische Rhythmik, als das wichtigste Ziel gilt. Da die große Masse des Publikums nur durch die Augen ihrer Maler zu sehen pflegt, so erzeugen die ersten, die naturalistischen oder impressionistischen Epochen, eine allgemeine ästhetische Kultur, die auf einem feinentwickelten Naturgefühl basiert, während die anderen, die idealistischen oder expressionistischen, die Empfänglichkeit für die Reize der reinen Farben- und Linien-sprache erwecken und pflegen. Wir leben gegenwärtig in einem impressionistischen Zeitalter, und daher besitzen wir ein starkes Gefühl für die Natur und die Schönheiten ihrer sinnfälligen Erscheinungen; der lebendige Sinn für die ästhetischen Werte malerischer Komposition, für den Rhythmus der Linie und der Farbe, fehlt aber der

großen Mehrheit unserer Zeitgenossen. Das höchste ideale Ziel einer ästhetischen Kultur, die beide Fähigkeiten in sich vereinigt, hat im bisherigen Entwicklungsgang der Menschheitsgeschichte noch kein Volk und kein Zeitalter zu erreichen vermocht.

Die Errungenschaften der Eisenbahner Deutschlands nach der Revolution.

Von H. Jochade (Berlin, Deutscher Eisenbahnerverband).

Wenn wir inmitten unserer Umwälzung einen Augenblick haltmachen und zurück in die Vergangenheit schauen, in jene Zeit vor den großen Geschehnissen des Novembermonats, so wird uns manches Heutige erst in seiner Größe klar. Besonders wenn wir die damaligen Verhältnisse auf dem Gebiet der Verkehrsverwaltung mit den heutigen vergleichen. Die obersten Stellen der Verkehrsverwaltungen sind durch neue Männer ersetzt worden, die in sozialer Weise die Personalfragen behandeln und in einzelnen Fragen eine gründliche Neuerung herbeigeführt haben. Solche Neuordnungen sind die Einführung des Achtfundentags, Abschaffung des Akkord- und Prämienystems usw. Sie haben beim Eisenbahnpersonal eine freudige Stimmung ausgelöst.

Die größte Errungenschaft bildet wohl für einen großen Teil der Eisenbahner die Einführung des Achtfundentags. Diese prinzipielle Forderung wurde seit Jahren nicht nur von der organisierten Arbeiterschaft, sondern auch von den organisierten Eisenbahnern durch ihre Vertreter in den Parlamenten erhoben. Auch in den Plenarsitzungen der Arbeiterausschüsse stand sie ständig zur Beratung. Die Durchführung des Achtfundentags hat für die Verkehrsbetriebe eine weit größere Bedeutung als für die Fabrikbetriebe, gehörte doch eine Arbeitszeit von 12 bis 14 Stunden im Eisenbahndienst zu den alltäglichen Dingen. In den Maschinenhäusern, Bahnhöfen und Stellwerken zum Beispiel war der Zwölfstundendienst im Wechsel von Tag- und Nachtdienst eine herkömmliche Sache. Nur unter dem Drucke des Zwanges war man allmählich dazu übergegangen, auf den verantwortungsvolleren Posten die Dienstzeit zu verkürzen. Nun ist der Begriff »verantwortungsvoll« sehr dehnbar; es war vollständig dem Gutdünken der Dienstvorstände überlassen, den einen oder anderen Posten als verantwortungsvoll zu bezeichnen und die Dienstzeit herabzusetzen, während die Posten gleich daneben sich mit weniger Ruhezeit begnügen mußten.

Alle Eisenbahnverwaltungen haben in ihren Haupt- und Nebenwerkstätten sowie in allen fabrikartigen Betrieben (Gas-, Licht-, Kraft- und Schwellentränkungsanstalten), in den Reparaturwerkstätten, in den Betriebswerkmeistereien und dort, wo es sich um eine durch Betriebspausen nicht unterbrochene Tätigkeit handelt, wie z. B. bei den Kottenarbeitern, Kohlenladern usw., sofort den achtfundigen Arbeitstag eingeführt. In allen anderen Dienstzweigen ist die tägliche Dienstdauer für Beamte und Arbeiter um eine Stunde, jedoch nicht unter 8 Stunden zu kürzen, sobald die Anforderungen des Dienstes es zulassen. In den fabrikähnlichen Betrieben der Eisenbahnverwaltungen war der Achtfundentag ohne Schwierigkeiten durchzuführen, nicht aber im Betriebsdienst, denn gerade im Betrieb liegen die Verhältnisse äußerst schwierig. Wo es sich um einfachere Dienstverrichtungen handelt, kann leicht mit Aushilfspersonal, mit Ueingearbeiteten eingespart werden; aber im übrigen handelt es sich um Qualitätsarbeit, die berufliche, technische und örtliche Vorkenntnisse erfordert. Die Arbeit kann nur von Berufseisenbahnern ausgeführt werden. Es ist also dort nicht möglich, eine derart einschneidende Maßnahme im Betriebsdienst von heute auf morgen durchzuführen. Sie erfordert eine gewisse Übergangszeit.

Überhaupt wird die Regelung der Arbeitszeit im Betriebsdienst eine andere sein als in den fabrikmäßigen Betrieben. Der grundlegende Satz für die neue Regelung lautet: »Die regelmässige Arbeitszeit ausschließlich der Pausen darf die Dauer von acht Stunden nicht überschreiten!« Damit ist für den Betriebsdienst auf der Eisenbahn eine wesentliche Änderung insofern eingetreten, als nicht mehr die Länge der einzelnen Dienstsichten allein für die Zuteilung des Dienstes maßgebend, sondern daneben auch noch die Länge der in die Schicht fallenden Arbeitszeit begrenzt ist. Pausen, die zwischen die Arbeitszeit fallen, bleiben bei Berechnung des Achtfundentags außer Betracht.

Bisher waren die Betriebsarbeiter nicht gewohnt, einen Unterschied zwischen Dienstdauer und Arbeitszeit zu machen. Das ist nun anders geworden. Nach den gegebenen Erläuterungen der Eisenbahnverwaltungen sind die dienstfreien Pausen von der Dienstsicht in Abzug zu bringen. Die dann verbleibende reine Arbeitszeit ist es, die 8 Stunden nicht überschreiten darf. Die Dienstsicht kann daher auch beim Achtfundentag sehr wohl die Dauer von 8 Stunden übersteigen und wird dies tatsächlich oft tun. Ein Verbot, niemals und unter keinen Umständen mehr als 8 Stunden täglich zu arbeiten, bedeutet nach den Erläuterungen der Eisenbahnverwaltungen der Achtfundentag nicht. Nur die »regelmässige« Arbeitszeit darf danach nicht länger sein. Damit ist es zugelassen, daß unter Umständen Arbeit auch darüber hinaus gefordert werden kann. Solche Arbeit fällt dann unter den Begriff der Überstundenarbeit, die besonders zu bezahlen ist. Auch ist es zulässig, daß die Arbeitszeiten während einer Woche oder Dienstperiode verschoben werden. Wenn zum Beispiel am Sonnabend nur 6 oder 7 Stunden gearbeitet wird, können die fehlenden Stunden an anderen Wochentagen zugelegt werden, so daß dann neunstündige Schichten entstehen. In solchen Fällen sind die über 8 Stunden hinausgehenden Arbeitszeiten nicht als Überstunden anzusehen und deshalb auch nicht besonders zu bewerten. Allgemein werden jedoch Überstunden besonders bezahlt, sollen aber eine Ausnahmeregel darstellen, da Überstunden regelmässig nicht gearbeitet werden sollen. Ebenso kommt die Sonntagsarbeit in Wegfall. Durch die Einführung der achtfundigen Arbeitszeit darf eine Schwämmerung des Verdienstes nicht entstehen. Mit der Regelung der Arbeitszeit im Betriebsdienst, wie hier geschildert, scheint Sankt Bürokratismus ein Stückchen geliefert zu haben, das noch sehr ernste Folgen haben kann, wenn nicht bald Abhilfe geschaffen wird. Die Eisenbahner im Betriebsdienst wollen von diesem Netto- und Bruttodienststundensystem nichts wissen, sie fordern, daß das Bruttosystem vollständig verschwinde und nur Netustunden in Anrechnung kommen.

Die Herabsetzung der Arbeitszeit von 9 auf 8 Stunden in den fabrikmäßigen Betrieben war mit keinen großen Schwierigkeiten verbunden, dagegen werden Stimmen laut aus den Kreisen der Dienstvorstände, die eine strikte Durchführung des Achtfundentags im Betriebsdienst für unmöglich erklären. Sie meinen, daß der Sprung von vierzehnstündiger Arbeitszeit auf achtfundige Arbeitszeit doch zu groß sei. Auch meinen sie, daß vor allem auf kleinen Stationen die Tätigkeit so gering sei, daß bei achtfundiger Arbeitszeit die Arbeitskraft nicht ausgenutzt werde. Solche Bedenken haben keine Berechtigung. Der Sprung von 14 Stunden Arbeitszeit auf 8 Stunden ist nur deshalb so groß, weil die Verkehrsverwaltungen eben bis vor kurzem nicht die soziale Einsicht hatten, daß eine Arbeitszeit von 14 Stunden täglich ein Raubbau an der Arbeitskraft ist. Die Eisenbahner haben jedenfalls keine Lust, gerade deshalb, weil sie jahrelang mit allzu langen Dienstzeiten sich abzuquälen gezwungen waren, bei der Neuordnung wieder hinter andere Arbeitsgruppen zurückgestellt zu werden. Ebensowenig ist der andere Grund stichhaltig.

Die Arbeiten auf kleinen Stationen sind nur scheinbar gering. Hier ist man »Mädchen für alles«. Rangieren, Sperredienst, Güterdienst, Expres- und Gepäckdienst, Postengänge, alles dies wird von einem Manne verlangt, der in einer der

niedrigsten Lohnstufen der Lohnordnungsgruppeneinteilung untergebracht und mit dem alles umfassenden Titel »Bahnhofsarbeiter« benannt ist. Nicht besser ergeht es dem Wärterpersonal. Jahraus jahrein regelmäßig wechselnder Tag- und Nachtdienst. Die Bahnwärter haben neben der Bedienung der Schranken und der Bahnsteigsperrre bis zu 1500 Meter und darüber Strecke zu unterhalten und regelmäßig zu begehen; die Stellwerkwärter neben der Bedienung der Weichen und Signale die Reinigung der Apparate, größtenteils auch das Reinigen und Beleuchten der Signal- und Weichenlaternen sowie die Unterhaltung einer Strecke von 300 bis 400 Meter und das Bedienen von Wegschranken zu besorgen. Ähnlich ergeht es den Signalwärtern auf den Blockstellen. Neben dem Fahrdienst haben diese zum größten Teil den Verkauf und die Verrechnung der Fahrkarten, bei gewissen Zügen auch die Bedienung der Sperre und in vielen Fällen außerdem noch die Wegschranken zu besorgen. Man lasse es auf eine Probe ankommen, es wird sich herausstellen, daß in den Direktionen und sonstigen Zentralstellen, wo der Achtstundentag größtenteils schon lange vor dem Krieg offiziell und nichtoffiziell eingeführt ist, viele Beamte sitzen, deren Arbeitsleistung nicht an die der Angestellten auf kleinen und kleinsten Bahnhöfen heranreicht.

Eine weitere Errungenschaft ist die vollständige Abschaffung der Akkordarbeit und des Prämienystems. Blickt man zurück in die Zeit vor dem Kriege, in der mit allen Mitteln versucht wurde, das Akkord- und Prämienystem noch weiter auszuklügeln, dann ist es doppelt erfreulich, daß es jetzt, und zwar wohl endgültig, beseitigt ist. Oft und deutlich haben die Werkstättenarbeiter erklärt, daß es ein Übel sei, in den Reparaturwerkstätten mit den verschiedenen Wagensystemen einen reinen, ehrlichen Akkord durchzuführen. Eine der wichtigsten Forderungen der Arbeiter ist mit der Beseitigung der Akkordarbeit und des Prämienystems in Erfüllung gegangen.

Die Abschaffung der Akkordarbeit bei allen Eisenbahnverwaltungen setzte eine neue Lohnregelung voraus. Damit wurde ein seit einer Reihe von Jahren bestehender Mißstand beseitigt, denn das bisherige Lohnsystem mit seinen vielen Ortsklassen und Lohnstufen und den viel zu niedrigen Grundlöhnen war schon vor dem Krieg unhaltbar geworden. Die ungeheure Lohnspezialisierung mußte vereinfacht werden. Das geschah durch die neue Lohnregelung. In Preußen gibt es nur noch vier Lohngruppen, nämlich für Handwerker, für alle übrigen Arbeiter einschließlich der Jugendlichen, für Frauen und für Lehrlinge. In Bayern gibt es vier Lohngruppen für Werkstättenarbeiter, in der fünften sind die Betriebsarbeiter, in Sachsen für die Werkstättenarbeiter vier Lohngruppen, ebenso für die Betriebsarbeiter, in Baden zwei Lohngruppen für die Arbeiter im Betriebs- und Bahnunterhaltungsdienst, drei Lohngruppen für Werkstätten-, Maschinen-, Elektro- und Magazindienst, in Württemberg vier Lohngruppen für Werkstättenarbeiter und Betriebsarbeiter. Die Lohngruppen werden nun wieder in Ortsklassen eingeteilt, und zwar in Preußen in acht, in Bayern in vier, in Sachsen in drei, in Baden in drei und in Württemberg in vier. Die Lohnordnungen sind so kompliziert und umfangreich, wie schon aus den kurzen Andeutungen ersichtlich, daß eine Erläuterung über den Rahmen dieser Besprechung hinausgehen würde. Erwähnt möge nur noch werden, daß die Löhne in den verschiedenen Stufen bis zu 20 Mark pro Tag — die Funktionszulage usw. hinzugerechnet —, bei einigen Verwaltungen noch etwas mehr betragen. In Preußen wurde an Stelle des früheren Lohnsystems mit seinen 40 bis 50 Lohngruppen und seinen 48 verschiedenen Abstufungen der Stellenzulagen und Funktionszulagen, das, nebenbei gesagt, der Willkür der Verwaltung den freiesten Spielraum gewährte und zur Kriecherei und Liebedienerei führte, der Grundsatz durchgeführt: »Für gleiche Arbeit gleicher Lohn.«

Das Organ des sogenannten Trier-Berliner Verbandes (Richtung Riedel-Jakler) schreibt hierzu: »Bei Bearbeitung der Lohnstufen waren zweifellos die

Leitworte „Gleichheit und Brüderlichkeit“ tonangebend. Aber mancher Eisenbahnarbeiter wird sich sicherlich über kurz oder lang bei seinem Verband, bei seiner Dienststelle oder sonstwo über diese Anwendung der Leitworte unserer jungen Republik beklagen. Maßgebend für die heutige Einheitlichkeit der Lohnsätze sollen unter anderem auch die früheren vielen Beschwerden über die Stellenzulagen gewesen sein. Daß manche Beschwerde auf diesem Gebiet nicht unberechtigt war, läßt sich nicht abstreiten. Ob aber wegen der Beseitigung der Stellenzulagen nicht auch Beschwerden einlaufen, das bleibt abzuwarten. Ebenso bleibt abzuwarten, wie sich die Verbände und die Verwaltung dann zu diesen Beschwerden stellen werden. Wer von Arbeit sonst keine Ahnung hat, dem dürfte es durch die Lebensmittelverteilung klar geworden sein, daß es auch bei der Eisenbahn Minderstehender, Schwerarbeiter und Schwerstarbeiter gibt!«

Ähnlich, so schließt der Schreiber des Artikels hieraus, muß auch entsprechend der Verantwortlichkeit und Gefährlichkeit der Arbeit die Bezahlung sein. Selbstverständlich enthält die Beseitigung aller Zulagen für manchen eine Härte. So laufen z. B. Klagen von kinderreichen Familienvätern ein. Durch den Fortfall der Teuerungszulage fühlen sich viele von ihnen geschädigt. Ebenso regen sich die Werkhelfer wegen des Fortfalls der Zulagen auf. Auch die Kolonnenführer sind erbittert, nicht nur in den Hauptwerkstätten, auch in dem Betrieb und auf den Güterböden. Nach ihrer Meinung ist durch den Fortfall der Vormännerzulage jedes Verantwortlichkeitsgefühl in ihnen erstickt worden. Andererseits stellen sich aber viele Vorarbeiter auf den Standpunkt, daß im Interesse der wirtschaftlichen Geschlossenheit der Eisenbahner Funktionszulagen nicht mehr am Plage sind. Manche Eisenbahner, besonders in großen Eisenbahngentren, wollen von solchen Zulagen überhaupt nichts wissen. Schuld an allem soll nach der Zeitschrift des Christlichen Eisenbahnerverbandes (Richtung Gutsche) der Lohnbolschewismus sein. Die genannte Zeitschrift schreibt: »Die drei Verbände (Deutscher Eisenbahnerverband, Trier-Berliner Verband und Christlicher Eisenbahnerverband) hatten seinerzeit in der Lohnkommission eine gut durchgearbeitete Lohnordnung fertiggestellt. Auf einmal streikten die Bolschewisten in den Berliner Hauptwerkstätten und setzten die Lohnordnung durch, die augenblicklich zur Durchführung gelangt. Unser Verband wurde dabei selbstverständlich ausgeschaltet. Nachdem die Berliner Bolschewisten dieses Lohnsystem eingeführt haben, können sie jetzt auch sehen, wie sie es wieder reformieren.«

So ist Unzufriedenheit mit der neuen Lohnregelung vorhanden, weshalb eine Lohnkommission von etwa 25 Vertretern aus den drei Verbänden gebildet wurde, die gemeinschaftlich mit Vertretern der Eisenbahnverwaltung die Beschwerden prüfen und etwaige Mängel beseitigen soll. Allzu lange werden die jetzigen Löhne wohl nicht zu halten sein, denn bei dem Riesendefizit sämtlicher Eisenbahnverwaltungen wird sehr bald ein Lohnabbau einsehen. Hoffentlich wird er erst dann einsehen, wenn eine Herabsetzung der Lebensmittelpreise stattgefunden hat.

Eine für das ganze Eisenbahnpersonal wichtige Errungenschaft bilden ferner die bei vielen Direktionen und Eisenbahnministerien neugeschaffenen Personalämter oder Ausschüsse, die gewissermaßen ein Bindeglied zwischen dem Personal und der obersten Behörde darstellen. Werden diese Ausschüsse mit Männern besetzt, die das Vertrauen des Personals besitzen und in der Lage sind, die Interessen ihrer Kollegen nach oben hin wirksam zu vertreten, so dürfte diese Einrichtung für die Eisenbahner von großem Wert werden. Ebenso verhält es sich mit den Ausschüssen bei den Dienststellen. Auch diese sind entsprechend der Dezemberverordnung der Reichsregierung der neuen Zeit entsprechend umgeformt worden. Es dürfte wohl allgemein bekannt sein, daß die Vertreter dieser Ausschüsse unter dem alten System einen schweren Stand hatten, nicht selten war unter irgendeinem Vorwand ihre Entlassung die Folge, wenn sie energisch die Interessen ihrer Kollegen vertraten oder die Beseitigung von Mißständen forderten. Unbequeme Mahner sind die Vertreter des alten Regimes immer schnell losgeworden.

Damit sind wir bei einem Kapitel der Leidensgeschichte der Eisenbahner angelangt, das wir nicht schließen möchten, ohne hier noch einiges dazu zu sagen. Die Revolution hat wohl viele Mißstände beseitigt, aber es gibt auch Mißstände, die nicht ohne weiteres greifbar sind. So gab es unter dem alten Regiment eine Reihe von »gesinnungsfächtigen« Vorgesetzten (obere, mittlere und untere Beamte), deren Tüchtigkeit vor allem in der Drangsalierung mißliebiger Untergebener bestand. Sie gehörten zum »System« und waren »oben« sehr gut angeschrieben. Ihre Praktiken waren um so gefährlicher, als sie nicht offen den ihnen unbequemen Untergebenen bekämpfen, sondern ihre vergifteten Pfeile hinterrücks auf ihr Opfer abdrückten. Sie wußten aus kleinen Dienstvergehen Kapitalverbrechen zu machen, sobald es sich um ihnen nicht genehme Untergebene handelte; umgekehrt drückten sie bei ihren Lieblingen ein oder auch beide Augen zu. Nur in seltenen Fällen gelang es, entweder durch öffentliche Bloßstellung in der Presse oder durch das Eingreifen der Organisation, solche »Oberen« unschädlich zu machen.

Diese Leute wurden natürlich in das neue Regime mit übernommen und stehen vielfach noch heute in leitender Stellung. Natürlich sind sie heute etwas vorsichtiger geworden, doch die Eisenbahner sind argwöhnisch und trauen dem guten Wetter nicht. Streiks der Eisenbahner in letzter Zeit, die nur um die Beseitigung oder Versekung mißliebiger Vorgesetzter geführt wurden, beweisen, daß die Vertreter des alten Obrigkeitsstaats noch nicht umgelernt haben. Wenn Vorgesetzte glauben, daß sie sich über die sozialen Anforderungen der Zeit hinwegsetzen können, daß ihre Untergebenen nur Werkzeuge ihrer Amtsgewalt sind, dann müssen sie anderen Platz machen. Nur das gegenseitige Vertrauen zwischen Vorgesetzten und Untergebenen garantiert einen reibungslosen Dienstbetrieb im Verkehrswesen.

Summiert man nun alle Verbesserungen, so wird man zugestehen müssen, daß ein gewaltiger Fortschritt gegen früher zu verzeichnen ist. Ein freieres Gefühl belebt die Eisenbahner. Die Stumpfheit des Lebens, die sonst auf den Eisenbahnern lastete, hervorgerufen durch eine unwürdige Bevormundung und überlange Arbeitszeit, ist einer größeren Regsamkeit, einer Anteilnahme an gewerkschaftlichen und politischen Fragen gewichen. Die freigewerkschaftliche Organisation der Eisenbahner hat nahezu 200 000 Mitglieder erreicht, und diese Entwicklung ist noch lange nicht abgeschlossen. Manches bleibt freilich noch zu tun übrig; man braucht nur auf den Ausbau der Sozialversicherung, der Regelung der Dienst- und Ruhezeiten, des Urlaubswesens und anderes mehr hinzuweisen.

Die Bedeutung des Stadtwaldes für die Industrie- und Großstadt.

Von Hermann Krafft.

Man nennt die Volksgärten, die Parke und die öffentlichen Anlagen die Lungen der Großstädte — und das gewiß nicht mit Unrecht. Allein wie schauen diese Lungen zumeist aus, wie ist ihre Größe im Verhältnis zur Körpergröße, und wie müßte dieses Verhältnis gestaltet sein, damit die Lungen auch tatsächlich die günstige hygienische Wirkung ausüben können, die wir von ihnen zu erwarten berechtigt sind.

Wenn wir die Frage prüfen, wie sich die Fläche der Volksgärten und öffentlichen Anlagen zu der im Stadtgebiet bebauten Fläche stellt, so lehrt uns schon der bloße Augenschein in den meisten deutschen Großstädten, daß die Lungen nur recht kleinen Umfang besitzen. Allein der Augenschein könnte trügen; wollen wir sicher gehen, müssen wir die Statistik befragen. Eine solche, die vor rund fünfzehn Jahren aufgenommen wurde, umfaßt einige sechzig der bedeutendsten Städte Deutschlands. Sie gibt Aufschluß über das Verhältnis der Größe der öffentlichen Anlagen zur

Gesamtfläche der Städte. Nur in drei Fällen, bei Rostock, Frankfurt a. M. und Köln, steigt das Verhältnis der Anlagen bis zu 52 Prozent. Im allgemeinen bewegt sich dies Verhältnis zwischen 1 und 10 Prozent. Das Mittel macht rund 5 Prozent aus. Bei Hamburg ergeben sich 1,8 Prozent. Das ist im allgemeinen recht wenig, selbst wenn wir berücksichtigen, daß bei dieser Statistik zur bebauten Fläche die zu den Häusern gehörenden Vor- und Hausgärten mitgerechnet wurden. In Wirklichkeit ist also die Verhältniszahl der Lungen etwas größer, als es diese Statistik angibt. Trotzdem bleibt es mehr als bescheiden.

Recht beachtenswert ist für unseren Vergleich noch eine weitere Statistik, die uns den Flächeninhalt der öffentlichen Anlagen im Verhältnis zur Einwohnerzahl der Städte zeigt. Diese Übersicht erscheint sogar noch wertvoller als die vorige, da das Verhältnis zwischen Umfang einer Stadt und der Dichtigkeit ihrer Bevölkerung recht verschieden ist. Diese zweite Statistik gibt das günstigste Bild für Frankfurt a. M., wo auf den Kopf der Bevölkerung 122,05 Quadratmeter öffentliche Anlagen entfallen. Es reihen sich an Hagen i. W. mit 64,41, Wiesbaden mit 53,90, Augsburg mit 41,61 und Rostock mit 32,26 Quadratmeter Anlagen pro Kopf der Bevölkerung. Dann sinkt die Verhältniszahl sogleich auf 17,93 und fällt weiter. Schalten wir die genannten fünf Städte mit dem günstigsten Verhältnis aus, so ergeben sich als Mittel für die übrigen Städte 5,55 Quadratmeter. Die größten Städte des Reiches bleiben sogar noch beträchtlich hinter diesen mehr als bescheidenen Mitteln zurück. Die Zahlen sind für Berlin und Hamburg 1,98, für Nürnberg 1,69, für Stettin 1,28, für Hannover 3,82, für Leipzig 4,50, für Dresden 5,09 Quadratmeter. Lediglich München steigt mit 13,32 Quadratmeter wesentlich über dieses Mittel.

Wie sollen da die Lungen ihrer Aufgabe gerecht werden! Daß solches Verhältnis nicht von großer Bedeutung sein kann, lehrt uns ein vergleichender Blick auf die Hauptstädte anderer Länder: Berlin umfaßt bei einer Gesamtfläche von $64\frac{1}{2}$ Quadratkilometer 650 Hektar Grünanlagen. Wien verzeichnet bei $178\frac{1}{2}$ Quadratkilometer 917 Hektar, Paris bei 78 Quadratkilometer 1860 Hektar und London bei 305 Quadratkilometer etwa 3600 Hektar. Während nach dieser Aufstellung in Berlin auf den Quadratkilometer Gesamtfläche rund 10,1 Hektar Grünanlagen entfallen, sind es bei London schon 11,8 und bei Paris gar 22,2; lediglich Wien steht mit 5,1 Hektar Grünfläche auf 1 Quadratkilometer Gesamtfläche noch hinter Berlin zurück.

Die Grünanlagen sollen der Erholung der Bevölkerung dienen. Es gibt nun schon die letzte Aufstellung, daß hinsichtlich der Bewegungsfreiheit dem Londoner und Pariser weitere Grenzen als dem Berliner gesteckt sind, so gestaltet sich das Bild für den Berliner — es darf verallgemeinernd sogar gesagt werden: für den Deutschen — noch betrübender, wenn in Betracht gezogen wird, inwieweit die Bevölkerung innerhalb der Grünanlagen die Bewegungsfreiheit ausüben darf. In den öffentlichen Anlagen Deutschlands beschränken unzählige Warnungstafeln den Spaziergänger auf die Benutzung der Wege. Das ist in Frankreich, in England wie auch in Belgien — wovon sich mancher Feldgraue zu seinem größten Erstaunen selbst überzeugen konnte — wesentlich anders. Dort stehen auch die Rasenflächen der Benutzung frei. Bei uns gelten die meisten Grünanlagen — es gibt nur verschwindend wenige Ausnahmen, die in jüngster Zeit entstanden sind — als Schmuckanlagen, die man als gefitteter Bürgersmann wohl mit Weib und Kind bewundernd durchschreiten kann; doch wird man durch zahlreiche Tafeln daran erinnert, daß jede Beschädigung von Baum und Strauch mit Ordnungsstrafe geahndet wird. Im Ausland ist das anders, dort gelten die Anlagen zum großen Teil als Tummelplätze, wo Spiel und Sport getrieben werden dürfen und woselbst auch der Veranstaltung von Versammlungen nichts im Wege steht.

Den Fachleuten im Gartenbauwesen ist der gewaltige Unterschied zwischen dem Benutzungsrecht der Anlagen durch die Bevölkerung bei uns und im Ausland wohl

seit jeher bekannt gewesen; sie haben, zum Teil wenigstens, auch nicht die Bedeutung dieses Unterschieds verkannt; doch konnten sie sich lange nicht zu der Erkenntnis aufschwingen, daß das, was einem belgischen, französischen oder englischen Arbeiter zustand, auch für das deutsche Volk billig sein müßte. Jahrzehntelang hat man gegen das vereinzelt auftretende Verlangen, die großen Anlagen dem Volke uneingeschränkt zur Verfügung zu stellen, angekämpft. Als Haupteinwand wurden sachtechnische Bedenken erhoben; man befürchtete eine gründliche Vernichtung alles Grüns in den Anlagen. Allein die Zeit ist über diese Vornehmer hinweggegangen. Heute ist jeder einsichtige Gartenbaufachmann von der Notwendigkeit, dem Volke den ungestörten Genuß und Aufenthalt in Volksgärten zu gewähren, überzeugt. Da man jedoch die heutigen Schmuckanlagen als solche erhalten sehen möchte, ist man allerorts für die Erweiterung der Volksgärten oder für Anlegung von Stadtwäldern eingetreten.

Etliche Städte sind darin, zum Teil schon vor Jahren, mit gutem Beispiel vorangegangen. Durch entsprechende technische Behandlung hat man in der Nähe der Städte liegende Waldungen zu Stadtwäldern umgewandelt, in denen die Bevölkerung je nach Neigung Ruhe und Erbauung zu finden vermag oder sich in Sport und Spiel betätigen darf. Oder man hat durch Aufforstung das Werden solcher Stadtwälder ermöglicht.

Bemerkenswert ist dabei, daß just solche Städte die ersten in der Erwerbung oder Schaffung von Stadtwäldern waren, die in ebener, an landschaftlichen Reizen armer Gegend liegen, wie Magdeburg, Köln, Düsseldorf, Breslau und Bremen. Das trefflichste Beispiel bietet Magdeburg, in dessen weiter Umgebung kein Baum, kein Strauch geduldet wird, dort schaut das Auge im Sommer nichts als Zuckerrüben und Zichorien. Ist es da ein Wunder, daß der Wunsch nach umfassenden Grünanlagen großen Stills rege ward? Köln hat zwei umfassende Stadtwaldanlagen geschaffen, wo Tummelplatz und Spielwiese das Abweichen von den Wegen in ausgedehntem Maße gestatten. Düsseldorf machte einen bescheidenen Anfang im Jahre 1886 mit 16½ Hektar; es erweiterte diesen Besitz 22 Jahre später bis auf 148 Hektar. Breslau hat ein 5 Kilometer von der Stadt entfernt liegendes Waldgebiet von etwa 145 Hektar vor ungefähr 15 Jahren der forsttechnischen Nutzung entzogen, um daraus einen Schönheitswald entstehen zu lassen. Bremen endlich hat mit einem Aufwand von mehreren Millionen Mark den fehlenden Wald durch eine künstliche Schöpfung in seinem Bürgerpark ersetzt. Noch ein paar weitere Beispiele: In Hannover war die Schaffung eines rund 687 Hektar großen Stadtwaldes in der Eilenriede erst nach heftigen Kämpfen der öffentlichen Meinung möglich. München hat in den Isarauen umfassende Flächen waldartig entstehen lassen. Dresden erwarb 1898 eine 116 Hektar große Waldfläche und überließ 10 Jahre später ein weiteres, 38 Hektar umfassendes Waldgebiet der uneingeschränkten Benützung der Bevölkerung. Aachen besitzt in unmittelbarer Stadtnähe einen fast 1300 Hektar großen Stadtwald. Chemnitz verwandelte einen Waldteil, der durch den nachteiligen Einfluß von Ruß und Industrierauch sehr gelitten hatte, durch kostspielige Aufforstungen zu einer ansehnlichen Erholungsstätte. Auch im rheinisch-westfälischen Industriegebiet ist man nicht müßig geblieben. Arefeld, Hagen, München-Gladbach, Dortmund, Elberfeld und Barmen boten in reichlicher Weise der Bevölkerung Gelegenheit, sich an der Waldnatur zu erfreuen. Auch in Essen trägt man den Forderungen der Neuzeit Rechnung. Ein gleiches gilt für Mannheim. Ebenso hat Hamburg den Anfang zu einem groß ausgedachten Stadtpark gemacht.

Ist so in manchen Groß- und Industriestädten der Grund zu Stadtwäldern auch bereits gelegt, so bleibt selbst hier noch manches zu tun übrig, bis ein dem Ideal möglichst naher Zustand geschaffen ist. In den meisten Orten läßt einstweilen sogar der Anfang auf sich warten. Aufgabe der Gemeinden muß es sein, recht bald das Fehlende zu schaffen. Die Grund- und Bodenfrage, an deren Kostspieligkeit seither so mancher Gedanke scheitern mußte, darf in der Zukunft keine Rolle mehr spielen.

Die Bevölkerung namentlich der Groß- und der Industriestädte bedarf dringend der Stadtwälder, um nach der Arbeit Last und Mühen sich an der Natur erfreuen zu können und bei Spiel und Sport den Körper für neue Anfechtungen zu stählen.

Literarische Rundschau.

Maria Sonnenthal-Scherer, Ein Frauenschicksal im Kriege. Briefe und Tagebuch-Aufzeichnungen. Eingeleitet und nach den Handschriften herausgegeben von Hermine v. Sonnenthal. Berlin, Ullstein & Co. Preis gebunden 5,50 Mark.

Der Krieg, der einem ganzen Volke in vierjährigem Standhalten gegen eine Welt von Feinden den Glorienschein eines gewissen Heldentums verlieh, war auch für manchen einzelnen der Boden zur Höchstentwicklung seiner Leistungsfähigkeit. Nicht nur gilt das von einzelnen Bravourstücken, die beherzte Feldgräue ausführten, sondern auch von jenem stillen Heldentum, das viele Frauen krönt, die, selbst vielleicht krank und elend, Jahre hindurch ihrer großen Kinderchar durch unermüdliche, harte Arbeit den Ernährer ersetzten, sich verwaister Kinder annahmen und trotz aller Not und Plackerei dem Manne »draußen« nicht die Ohren vollklagten, ferner jene Frauen, die, als Samariterinnen in Seuchenlazaretten armen Kranken Linderung bringend, selbst den Tod fanden. Zu diesen letzteren gehört Schwester Maria Sonnenthal-Scherer, deren Kriegserleben aus vorliegendem Buche zu uns spricht. Diese kurzen Tagebuchblätter und Briefauszüge einer tapferen Frau, die erst an der Seite ihres Gatten, dann, als dieser in Ermangelung eines Vertreters die Heimatspraxis wieder aufnehmen muß, allein, fern von Mann und Kind, als Operationschwester, später als Seuchenspülerin auf dem südlichen Kriegsschauplatz tätig war, sind reizvoll zu lesen. Sie spiegeln die Seele eines Menschen wider, der sein Glück in strengster Pflichterfüllung sucht und doch nebenher ein offenes, lebensfrohes Auge für die Schönheiten der südlichen Landschaft und die jugendliche Fähigkeit zur Freude und Begeisterung beibehält. Die orientalischeschwerfällige Stimmung der Landschaft, dann wieder das mit dem einheimischen verwobene Kriegsleben in den fremdartigen Städten wird mit guter Beobachtungsgabe charakterisiert. Ein gerader, aufrechter Mensch voller Tatkraft und Opferwilligkeit, mit einem unverkennbaren Sinn für das Abenteuerliche, Gewagte, der indessen nichts mit Sensationslust gemein hat. Eine Frau mit liebewarmem, frohem Herzen war »Schwester Sonnen-Mi«, ein Segen für ihre Kranken und Verwundeten, eine geschickte Assistentin den Ärzten — bis die Cholera ihrer Arbeitsfreudigkeit ein Ziel setzte und man sie im weißen Wüstensand Syriens zur letzten Ruhe bettete.

Karl Henckell, Weltmusik. Neue Gedichte. München, Franz Hanffstaengl. 135 Seiten. Preis 5 Mark.

Der Dichter, der dem deutschen Proletariat vor einem Vierteljahrhundert das »Buch der Freiheit« geschenkt, der fast Jahr für Jahr in reisendem Können ein Mehrer und Erweiterer der deutschen zeitgenössischen Dichtung geworden, hat auch das furchtbare Kriegsgeschehen nicht spurlos an sich vorüberauschen lassen. »Weltmusik« hat er seinen neuen Gedichtband genannt, in dem er die Eindrücke sammelt, die in der Zeit des furchtbaren Völkerringens auf ihn einstürmten. Und wenn auch nicht alles, was er in diesem letzten Werke zu geben hat, direkt im Banne der Kampfhandlungen steht, wenn er, ganz wie wir das stets von ihm gewohnt sind, selbst noch im Kriege von hoher Warte aus nach neuem Menschenland auspäht, so ist er dennoch auch hier geblieben, was er immer war: ein Kämpfer der Lebensfreude, ein Aufwärtsführer, ein Vorwärtsweisender. Das Sehnen einer ganzen Zeitepoche pulst auch diesmal in seinen Strophen; was das Volksganze will, ver-

tieft sich in seinem dichterischen Schaffen. All das verlangt schon rein äußerlich eine gewählte Schlichtheit der Form, eine gewisse Anspruchslosigkeit der Sprache — zwei Eigenschaften, die von jeher charakteristisch für die dichterische Eigenart Karl Henckells gewesen sind. Und seine Art kann dabei eine ganz verschiedene sein: bald weich und zart-verträumt wie Verlainsche Strophen, bald schwungvoll und perlend, an Goethesche Formen erinnernd, bald knapp und kalt, ganz von Wirklichkeit gerahmt, wie wir Ähnliches von Verhaeren kennen. Dabei bleiben Inhalt und Form immer eng miteinander verschloßen; das eine wirkt durch das andere: erhöht und vertieft die Einprägsamkeit des Ganzen. Fast jedes Gedicht des Buches kann dafür als Beispiel gelten. Und fast überall schwingt auch ein jauchzendes Freiheitsklingen mit, ein Streben nach Herauswachsen aus allem Engen, Drückenden und Lastenden («Geistesruf», «Totenfrühling» usw.). Einen ziemlich breiten, dafür aber auch recht beachtenswerten Raum nimmt die Spruchdichtung in dem neuen Henckellschen Buche ein. Ihre knappe, inhaltsfordernde Art hat den Dichter sichtlich gereizt, allerlei, was ihn erfüllte, in Vierzeiler umzuprägen. Die direkt im Banne der Kampfhandlungen stehenden Gedichte können als glatte Abgabe an den Krieg angesprochen werden. Sozialdemokratische Leser wird vielleicht das Gedicht »Wohlauf« in einem gewissen Grade interessieren, das den Kämpfen um ein freies Wahlrecht in Preußen gewidmet ist, sowie das Gedicht »Basel«, das den Untertitel »Zum Internationalen Friedenskonkzil 1912« trägt. Deutschlands Schicksal spiegelt sich, wie es auch nicht anders sein kann, in diesem Buche Henckells. Alle Not und alles Schwere der Zeit durchbeben seinen Inhalt; das erfüllt ihn denn auch mit jener sprudelnden Fülle von Lebendigkeit, der man sich beim Lesen nicht entziehen kann, zumal nirgends einer modischen Versteiegenheit selbst nur die geringste Konzeßion gemacht wird. Ein tüchtiges, starkes und gehaltvolles Buch hat uns der Dichter in seiner »Weltmusik« gegeben, das auch in Arbeiterkreisen, denen Henckell ja kein Fremder ist, gewürdigt und gelesen zu werden verdient. l.

Notizen.

Deutschlands Ernte im Jahre 1918. Der »Reichsanzeiger« hatte in den letzten Jahren nicht mehr die Ziffern der Erntestatistik mitgeteilt; in seiner Nummer vom 8. Februar gibt er aber jetzt eine Übersicht über die Ernteergebnisse des Jahres 1918, wie sie im November ermittelt worden sind. Die Zahlen, die sich auf das ganze Reich mit Ausnahme Elsaß-Lothringens beziehen, sind, wenn man sie mit den Ergebnissen der Vorkriegszeit, der Jahre 1912 und 1913, vergleicht, geradezu erschreckend. Verglichen mit 1913 hat der Roggenertrag um ungefähr 35 Prozent, der Weizenfertrag um 47 Prozent, der Gersteertrag um 53 Prozent und der Kartoffelertrag um 46 Prozent abgenommen. Für die hauptsächlichsten Getreidearten und die Kartoffeln ergeben sich folgende Zahlen (wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß in den Ziffern für 1913 die Erntemengen Elsaß-Lothringens mit enthalten sind):

	In 1000 Tonnen zu 20 Zentnern	1918	1913
Roggen (Sommer- und Wintergetreide)	8009	12222	
Weizen	2458	4656	
Sommergerste	2065	4385	
Hafer	4681	9714	
Kartoffeln	29470	54121	

Dabei kommt in Betracht, daß von den 1918 geernteten Kartoffeln ein erheblicher Teil erkrankt war, auch die Ernte an Hülsenfrüchten weit hinter der der früheren Jahre zurückgeblieben ist und ferner inzwischen die Polen einen beträchtlichen Teil der Provinz Posen besetzt haben, der dadurch für die Versorgung Deutschlands mit Bodenprodukten verlorengegangen ist.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 25

Ausgegeben am 21. März 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die neue Agrargesetzgebung.

Eine Erwiderung von Professor Dr. Karl Ballod (Berlin).

Der Aufsatz von Dr. Flatow (Nr. 21 der Neuen Zeit) fordert zu einigen Bemerkungen heraus. Bezüglich der »vorläufigen Landarbeitsordnung« vom 24. Januar dieses Jahres kann bemerkt werden, daß sie zwar kein Ideal vom Standpunkt des Arbeiters aus vorstellt, immerhin aber eine Verbesserung des bisherigen Zustandes. Ob das Gesetz eine Rückwanderung auf das Land in die Wege leiten wird, ist mehr als fraglich. Dem steht die Bestimmung über die Länge der Arbeitszeit entgegen, die nur während vier Monaten, wie in der Stadt bzw. in der Industrie, 8 Stunden betragen soll, während weiterer vier Monate aber 10 und während der letzten vier Monate, der eigentlichen Saison, sogar 11 Stunden, im Jahresdurchschnitt also $9\frac{2}{3}$ Stunden. Wie sollte der Industriearbeiter dazu kommen, sich eine Verschlechterung seiner Lage gefallen zu lassen? So wird es denn wohl im ganzen beim Fortbestehen der Landflucht bleiben, und die größeren Landwirte werden nach wie vor suchen, die arbeitswilligen polnischen Landarbeiter zu gewinnen — was dem Vernehmen nach in diesem Jahr in umfassender Weise in die Wege geleitet ist.

Zu der Länge der Arbeitszeit selbst ist zu bemerken, daß jeder, der wirklich selbst mit der Uhr in der Hand die Tätigkeit der Landarbeiter beobachtet hat, die Erfahrung gemacht haben wird, daß bei ausgedehnter Arbeitszeit auch in der Landwirtschaft die Leistung sinkt. Nach meinen persönlichen Erfahrungen kann auch im Sommer schon in einer acht- bis neunstündigen durchschnittlichen wirklichen Arbeitszeit aus dem Arbeiter ein Maximum von Leistung herausgeholt werden. Längere Leistungen an Tagen mit günstigem Erntewetter werden und müssen kompensiert werden durch Minderleistungen an Regentagen. Einem jeden Landwirt ist bekannt, daß Pferde bei angestrengter Arbeit nicht einmal 8 Stunden unausgesetzt stark angetrieben werden können, sondern daß zum Beispiel beim Bindemäher Wechselgespanne in Betracht kommen. Die wirkliche Arbeitszeit des Pferdes darf nur 5 bis 6 Stunden betragen. Jedenfalls muß bezüglich der Menschenarbeit das wirkliche rationelle Optimum der Arbeitszeit bei angestrengter Arbeit, etwa unter Anwendung des Taylor-Systems, erst erforscht werden! Selbstverständlich kann der Mensch auch in der Landwirtschaft leichtere Arbeit, insbesondere Maschinenarbeit, für die nur Aufmerksamkeit und Sorgfalt erforderlich ist, während 10 Stunden verrichten.

Bezüglich des neuen Siedlungsgesetzes bzw. der »Verordnung zur Beschaffung von landwirtschaftlichem Siedlungsland« vom 29. Januar 1919 kann ich Dr. Flatow nicht beistimmen, daß das Gesetz in seinen Grundzügen

sozialistisch sei. Ich finde es individualistisch, verständlich allenfalls vom Standpunkt einer demokratischen Partei aus, die auf dem Lande Sozialpolitik treiben will. Ich kenne die Kontroversen über die Produktivität des Groß- und Kleinbetriebs in der Landwirtschaft und finde es heute doppelt bedauerlich, daß diese zu keinem Abschluß gelangt sind, wie man denn überhaupt vielfach heute, zur Macht gelangt, mit den Prinzipien des Sozialismus nichts anzufangen weiß. Man hatte sich so sehr auf die friedliche Entwicklung, die Evolution verlassen, daß man heute, durch die Revolution zu entscheidenden Maßnahmen gezwungen, oft nicht ein und aus weiß. Aus Furcht, durch eine überstürzte Sozialisierung Fehler zu machen, verfällt man in den Gegenfehler, lieber gar keine Sozialisierung zu unternehmen. Nun könnte alles noch gut gemacht werden durch eine tatkräftige Unterstützung der Sozialisierungskommission, die, da ihr neben überzeugten Sozialisten gut bürgerliche, individualistisch orientierte Mitglieder angehören, ganz bestimmt nicht im Sinne einer überstürzten, unreifen Projektenschmäherei arbeitet, sondern in angestrengter Forschung der Wahrheit auf die Spur kommen will.

Bezüglich der Theorien in der Entwicklung der Landwirtschaft ist zu bemerken, daß in ihr gewiß während den letzten dreißig Jahren keine Entwicklung zum Großbetrieb, keine Konzentration des Betriebs wie in der Industrie stattgefunden hat. Die eigentliche Kernfrage ist aber die, ob 1. die Produktivität der Arbeit, 2. die Produktivität der Fläche im Groß- oder im Kleinbetrieb größer ist. Von Sering, dem eigentlichen Vater des neuen Ansiedlungsgesetzes und der Sering'schen Schule (Auhagen, Stumpfe und anderen) ist bis jetzt nur die höhere Rentabilität der Fläche im Kleinbetrieb behauptet und auf die günstigen sozialpolitischen Folgen einer stärkeren Besiedlung des flachen Landes, die Wichtigkeit des Anwachsens der Zahl der Selbständigen, hingewiesen worden. Das sind alles vom Standpunkt des bürgerlichen Sozialpolitikers aus wichtige Dinge. Der Sozialist kann demgegenüber bemerken, daß es wichtig ist, nicht nur einem unter allen Umständen geringen Teil der Bevölkerung die Selbständigkeit zu verschaffen, sondern der gesamten Bevölkerung. Wie steht es aber mit den Nachteilen einer dünnen Siedlung, wie sie im agrarischen Osten herrscht, bezw. den Vorteilen einer dichten Siedlung, die durch die innere Kolonisation, das Siedlungsgesetz auch für den Osten angestrebt wird? Dr. Flatow bemerkt, daß im Durchschnitt 1910 in Deutschland auf 1 Quadratkilometer 120 Menschen entfielen, in den östlichen Gutsbezirken in einzelnen Kreisen nur 20 bis 30, ja sogar nur 4 bis 12 Personen. Die letzteren Zahlen muß ich allerdings beanstanden, sie gelten für Waldbezirke. Soll überhaupt ein zutreffender Vergleich zwischen Ost und West ermöglicht werden, dann bleibt nur übrig, festzustellen, wieviel Nahrungsmittel, also Getreide, Kartoffeln, Rüben, Heu im Osten und im Westen auf 1 Quadratkilometer Fläche produziert werden. Denn wenn die dünne Bevölkerung des Ostens die gleiche Nahrungsmenge auf 1 Quadratkilometer produziert wie die des Westens, so hat sie ihren Beruf und Zweck durchaus nicht verfehlt: es kommt doch darauf an, wieviel sie zur Ernährung der Gesamtbevölkerung Deutschlands beiträgt. Es muß nun auf der einen Seite berücksichtigt werden, daß der Osten schlechtere Böden (eine weite Verbreitung von Sandflächen) aufweist und ungünstigeres Klima, auf der anderen Seite

ist der Westen gebirgiger, Vor- und Nachteile dürften sich daher ungefähr ausgleichen. Was ergibt nun ein Vergleich? Es wurden produziert in 1000 Tonnen:

	Roggen		Weizen		Gerste		Hafer		Kartoffeln	
	1914	1912	1914	1912	1914	1912	1914	1912	1914	1912
Ostpreußen	520	796	117	167	125	164	446	569	1636	2230
Westpreußen	887	634	153	178	184	170	337	319	3060	2463
Pommern	763	773	128	136	115	127	647	651	3285	2887
Posen	1128	1231	174	176	286	288	360	365	4690	4465
Zusammen Osten . .	3098	3434	572	657	710	749	1790	1904	12671	12045
Auf 1 □ km Fläche in Tonnen:	26,4	28,2	4,6	5,4	5,8	6,1	14,6	15,5	104,1	100,0
Westfalen	459	451	144	173	21	20	374	283	1563	1644
Hessen-Nassau . . .	256	302	115	156	43	43	349	262	1327	1554
Rheinland	494	521	211	253	60	57	613	422	2832	2980
Zusammen Westen . .	1209	1274	470	582	124	120	1336	967	5722	6178
Auf 1 □ km Fläche in Tonnen:	19,3	20,1	7,3	9,2	2,0	2,0	21,2	15,4	84,6	98,2

Die Gesamtproduktion an Brotgetreide betrug also im Mittel der beiden Jahre 1912 und 1914 auf 1 Quadratkilometer im Osten 32,3 Tonnen, im Westen 28,0 Tonnen, die Produktion an Gerste im Osten 5,95, im Westen nur 2,0 Tonnen. Die Haferproduktion war im Westen mit 18,3 Tonnen höher als im Osten, wo sie 15,0 Tonnen betrug. Über Hafer ist *Produktionsmittel* (Futter für Spannvieh), kein Nahrungsmittel für Menschen. Entscheidend ist die Produktion an Brotgetreide und Gerste, und diese war im Osten mit 38,25 Tonnen um 27 Prozent höher als im Westen, wo sie nur 30,0 Tonnen betrug. Bezüglich der Kartoffelproduktion war der Osten mit 102 Tonnen dem Westen (91,4 Tonnen) um 12 Prozent überlegen. Der Osten hat also seine Rolle als Produzent im Wirtschaftskörper des Reiches erfüllt!

Sofern also den Siedlungsunternehmungen Moor- und Odland zur Verfügung gestellt wird, ist volkswirtschaftlich, wenigstens vom bürgerlichen Standpunkt aus, die Kleinsiedlung unbedenklich. Ebenso kann man es als zulässig ansehen, daß *extensiv* bewirtschaftete Güter in Kleinbetriebe aufgelöst werden. Bedenklicher ist schon die Frage bei der in Aussicht genommenen Aufteilung der Staatsdomänen, denn diese werden bekanntermaßen rationell bewirtschaftet.

Keihen wir zurück zu der Frage der Produktivität der Arbeit, so ist auch von Professor Sering in der Begründung des Gesetzeswurfes zugegeben, daß diese an sich im Großbetrieb höher ist. Ausschlaggebend sind da die Zahlen der Betriebszählung von 1907, aus denen es sich ergibt, daß im Großbetrieb auf eine Fläche von 100 Hektar nur 12 ständige Arbeitskräfte vorhanden sind, im Großbauernbetrieb 19, im Kleinbauernbetrieb (5 bis 20 Hektar Betriebsfläche) 31, im Kleinbetrieb (2 bis 5 Hektar) 63. Was die Frage nach der Produktivität der Fläche anbelangt, so ist kürzlich von Professor Karl Bäcker in einer am 6. Januar dieses Jahres gehaltenen Rede auf die Buchführungsergebnisse des Schweizer Bauern-

sekretariats (Professor Laur) hingewiesen worden, wonach die kleinsten Betriebe die höchste Produktion und die höchsten Ablieferungsziiffern aufwiesen. Indessen ist aus diesen Schweizer Nachweisungen nicht ersichtlich, inwieweit die höheren Gelderträge des Kleinbauern pro Hektar (die Gewichtsahlen sind nicht angegeben!) etwa auf direkten Verkauf an die Konsumenten zurückzuführen sind, vor allem ist, was das wesentlichste ist, nicht ersichtlich, ob die Kleinbetriebe nicht in den fruchtbaren Tälern, die Großbauernbetriebe in weniger fruchtbarem Hügelland gelegen sind. Bei einer ähnlichen in Baden vorgenommenen Buchführungsenquête erwies es sich hinterdrein, daß die Kleinbetriebe mit hohen Flächenerträgen in der fruchtbaren, klimatisch begünstigten Rheinebene, die Großbauernbetriebe auf dem rauhen, wenig fruchtbaren Schwarzwald gelegen waren. Die Arbeitskraft verwerfete sich auch nach den Schweizer Ergebnissen im Großbauernbetrieb mit 5 Franken pro Arbeitstag, im Kleinbetrieb nur mit 3 Franken. Die Verzinsung des eigenen Kapitals betrug im Großbauernbetrieb 4,5 bis 5 Prozent, im Kleinbetrieb 2,2 bis 2,3 Prozent!

In Preußen sind in den Jahren 1915 bis 1918 getrennte Aufnahmen der Flächenenernten für die Gemeinde- und die Gutsbezirke vorgenommen worden. Diese ergaben durchweg eine gewisse Überlegenheit der Gutsbetriebe.

Angeichts dieser Sachlage wäre es in der Tat von dringendstem Interesse, wenn einmal durch eine staatliche Enquetekommission in alle Fragen über die vergleichsweise Produktivität des Kleinbetriebs, über die gerade in der sozialistischen Literatur sich ein ganzer Rattenkönig von Legenden und vorgefaßten Meinungen gebildet hat, gründlich hineingeleuchtet würde. Danach könnte erst entschieden werden, ob es nicht praktischer ist, staatliche oder kommunale Großbetriebe zu gründen, anstatt Kleiniedlungen anzulegen, zum wenigsten aber eine größere Anzahl von staatlichen Muster- und Versuchswirtschaften einzurichten. Man mag in Gottes Namen aus politischen Gründen, um eine Anzahl von Feldgrauen, die Land verlangen, zu befriedigen, Kleinbetriebe gründen, der Nachweis, daß dies unter allen Umständen volkswirtschaftlich rationell sei, muß aber erst unternommen werden. Man darf sich auch keiner Täuschung darüber hingeben, daß die Kleinbetriebsgründung eine schwere Belastung der Staatskasse vorstellt: unter 10 000 Mark Zuschuß wird man schwerlich einen lebensfähigen Kleinbetrieb gründen können. Das macht schon bei 200 000 Kleinbetrieben eine Ausgabe von 2 Milliarden Mark — à fonds perdu! Trotzdem wird politisch, wie bemerkt, diese Ausgabe vermutlich notwendig werden. Man sollte aber dann auch den Mut haben, wenigstens den zehnten Teil dieses Betrags für die Einrichtung staatlicher Mustergrößbetriebe auszuwerfen!

Generalfreik in Berlin.

Von Hermann Lüdemann.

Nächst der Spartakuswoche im Januar war der Generalfreik vom 2. bis 9. März die größte Erschütterung des Wirtschaftslebens und der freiheitlichen Ordnung, die seit der Novemberrevolution in Berlin erlebt worden ist. Beide Male handelte es sich darum, daß Anhänger des Spartakusbundes

mit den Mitteln der Gewalt die politische Macht an sich zu reißen suchten. Das erste Mal kämpften sie insofern offen, als sie einfach die großen Zeitungshäuser besetzten, das Polizeipräsidium und andere öffentliche Gebäude angriffen und zum Teil in ihre Hände brachten. Das letzte Mal wußten sie ihre geheimen Absichten geschickt zu verbergen, indem sie die in der Berliner Arbeiterschaft vorhandene Unzufriedenheit mit den Arbeiten der Nationalversammlung und der Regierung benutzten, um einen politischen Generalstreik zu inszenieren, von dem sie annehmen mußten, daß er sehr viele Arbeiter veranlassen würde, aus gewerkschaftlichen Solidaritätsauffassungen etwas mitzumachen, was unter anderen Umständen von ihnen entschieden abgelehnt worden wäre.

Diese Berechnung hat sich nicht als falsch erwiesen. Mit Hilfe der Unabhängigen, die sich auch hier wieder als willige Förderer spartakistischer Unternehmungen gezeigt haben, ist es gelungen, durch Terrorismus und Übertreibung einen Beschluß des Groß-Berliner Arbeiterrats herbeizuführen, der unter Ausschaltung jeder Selbstentscheidung der Arbeiter den Generalstreik für Berlin von oben dekretierte, und nur auf die überlegte Haltung der auf dem Boden der Sozialdemokratischen Partei stehenden Arbeiterräte ist es zurückzuführen, daß der Generalstreik nicht den von ihren Urhebern erhofften Charakter erhalten hat.

Um zu verstehen, wie dieser politische Generalstreik überhaupt zustande kommen konnte, muß man sich die leidenschaftliche Stimmung vergegenwärtigen, von der die arbeitende Bevölkerung Berlins in den vorausgegangenen Tagen beherrscht wurde. Sieht man von der subjektiven Beeinflussung der Arbeiter, von der agitatorischen Verheißung durch radikale Ideologen und ungeduldige Schwärmer ab, so kann man feststellen, daß neben dem durch Kriegsnot, Arbeitslosigkeit und Unterernährung geschaffenen Seelenzustand, der sich in allen Kreisen der Bevölkerung durch hochgesteigerte Reizbarkeit und durch Mißtrauen (auf der anderen Seite durch die bekannte Tanzrauerel und Vergnügungssucht) äußert, die Unzufriedenheit mit den Ergebnissen der Nationalversammlung und das Verhalten mancher Unternehmer die Hauptursachen des Streiks gebildet haben.

Es ist natürlich, daß durch den Übergang der Regierungsgeschäfte und der gesetzgeberischen Tätigkeit vom Räte der Volksbeauftragten auf die Nationalversammlung und die von ihr gebildete neue Regierung eine vorübergehende Stockung in den zur Neuordnung des öffentlichen Lebens erforderlichen Maßnahmen eintreten mußte; aber dieser Übergang fiel in eine Zeit, die für Stockungen und Verzögerungen kein Verständnis hat. Die Versammlung in Weimar hat gewiß fleißig gearbeitet, und die Regierung hat sicher alles aufgeboten, um das Tempo der gesetzgeberischen Neuschöpfung nach Möglichkeit zu beschleunigen, aber das Ergebnis dieses Arbeitsaufwandes war doch zu wenig geeignet, der immer noch hungernden und nach dem leichten Novemberrieg auf das große Glück der neuen Zeit hoffenden Arbeiterschaft das Gefühl der Zufriedenheit zu geben.

Vier Monate waren bereits verflossen, seit die Monarchie gestürzt und die Verwirklichung der sozialistischen Republik angekündigt worden war, aber immer noch sah das arbeitende Volk nichts als die alten Träger des Obrigkeitsstaats, alte Verordnungen und alte Behörden. Vor allem schien

im Wirtschaftsleben ziemlich alles beim alten geblieben zu sein. Wie vor dem 9. November befanden sich Handel und Industrie in den Händen privater Kapitalisten, und das Gebaren der Großindustriellen, der alten Vertreter des Herr-im-Hause-Standpunkts, ließ in keiner Weise erkennen, daß die Revolution ihre Stellung im Produktionsprozeß von Grund auf geändert hat. Es gab zwar überall Arbeiterräte, und die Betriebsausschüsse waren durch eine Verordnung auf eine neue Grundlage gestellt worden, aber eine sichtbare Änderung des Arbeitsverhältnisses, eine erkennbare Beteiligung der Arbeiter an der Neugestaltung des Wirtschaftslebens hatten sie nicht gebracht. Immer stärker wurden daher in gewissen Kreisen der hauptstädtischen Arbeiterschaft die Zweifel, ob die politische Umwälzung ihnen überhaupt Vorteile gebracht habe, ob im besonderen die jahrzehntelang getragene Hoffnung auf Befreiung aus kapitalistischer Hörigkeit in Erfüllung gehen werde.

Je spärlicher die Nachrichten wurden, die bezüglich dieser Fragen aus Weimar einliefen, desto mehr festigte sich unter dem Einfluß der linksradikalen Hegagitation der Glaube, daß nur die Arbeiterräte die hoch gespannten Erwartungen verwirklichen könnten. Da brachten am 26. Februar die Zeitungen eine durch Wolfs Telegraphenbureau verbreitete und deshalb allgemein als amtliche Kundgebung gewertete Auslassung, in der kurz und bündig erklärt wurde: »Kein Mitglied des Kabinetts denkt daran oder hat je daran gedacht, das Räte-system in irgendeiner Form sei es in die Verfassung, sei es in den Verwaltungsapparat einzugliedern.«

Das brachte die leidenschaftliche Stimmung, von der fast die gesamte Arbeiterschaft Berlins beherrscht wurde, zum Überwallen; selbst unter den Anhängern der alten Sozialdemokratischen Partei wurden weite Kreise zweifelhaft, und ihre Arbeiterräte vermochten, als zwei Tage darauf in der Versammlung des Groß-Berliner Arbeiterrats diese Dinge zur Sprache kamen, den Ausführungen der Unabhängigen und der in diesen Tagen entstandenen etwa 100 Mann starken Fraktion der kommunistischen Partei wenig Stichhaltiges entgegenzusetzen.

Am Sonnabend, den 1. März wurde in einer Versammlung von Betriebsvertrauensleuten und Arbeiterräten der sozialdemokratischen Mehrheitspartei die Entsendung einer Deputation nach Weimar beschlossen, die von der Regierung die Anerkennung der Arbeiter- und Soldatenräte verlangen sollte. Für die Verhütung des Streikbeschlusses war es jedoch schon zu spät. Am Montag, den 3. März erklärte die Berliner »Rote Fahne«:

Wieder ist die Stunde gekommen. Wieder stehen die Toten auf. Wieder reiten die Niedergerissenen.

Und an anderer Stelle des von sämtlichen Instanzen der kommunistischen Partei unterzeichneten Aufrufs hieß es:

Eure Brüder streiken!

Die Kapitalisten wanken!

Die Regierung ist am Stürzen!

Arbeiter! Proletariat! Zaudert nicht!

Auf zum Generalstreik!

Auf zum neuen Kampfe für die Revolution!

Auf zum neuen Kampfe gegen die Unterdrücker!

Arbeitet nicht mehr, bis euch das Mitbestimmungsrecht in den Betrieben gesichert ist!

Arbeitet nicht mehr, bis euch das volle Vereins- und Versammlungsrecht auf der Straße gesichert ist!

Arbeitet nicht mehr, solange stündlich euch die Flinte der Noskeschen Weißen Garde bedroht!

Arbeitet nicht mehr, solange eure Mörder spazierengehen und eure Brüder in die Gefängnisse wandern!

Arbeitet nicht mehr, solange die Ebert-Scheidemann-Noske, statt euch den Frieden zu geben, euch in den Krieg mit Rußland stürzen, um so das zu ersticken, was allein eure Rettung ist: die proletarische Weltrevolution.

In der Vollversammlung des Groß-Berliner Arbeiterrats, die am 3. März tagte, wurde von Kommunisten und Unabhängigen die Erklärung des Generalfstreiks beantragt. Die Fraktion der Arbeiterräte der Mehrheitspartei erklärte, daß ein solcher Beschluß nur von den Arbeitern selbst gefaßt werden könne. Unter Hinweis auf die bei Arbeitskämpfen seit vielen Jahren befolgte Übung verlangten sie, daß die Arbeiter aller Berufe in Betriebsversammlungen zu der Lage Stellung nehmen und in geheimer Abstimmung über den Generalfstreik entscheiden sollten. Die von Kommunisten und Unabhängigen beherrschte Versammlung erledigte jedoch diesen Antrag durch Übergang zur Tagesordnung! In der hierauf folgenden Abstimmung, an der die Mehrheitssozialisten sich, da sie die Zuständigkeit der Versammlung bestritten, nicht beteiligten, wurde durch Handaufheben die Erklärung des Generalfstreiks beschlossen. Dann erst besann man sich darauf, daß der Streik doch auch ein Ziel haben müsse, und nun begann man eine Reihe Forderungen aufzustellen. Die Kommunisten verlangten die Annahme der folgenden ihrem Aufruf in der »Roten Fahne« entnommenen Forderungen.

1. Wahl von Betriebsräten in allen Betrieben, die im Einvernehmen mit den Arbeiterräten die inneren Angelegenheiten der Betriebe zu ordnen, die Arbeitsverhältnisse zu regeln, die Produktion zu kontrollieren und schließlich die Betriebsleistungen zu übernehmen haben.

Insbesondere ist es schon jetzt deren Aufgabe, über Stilllegung und Wiederinbetriebsetzung zu entscheiden.

2. Beseitigung der Willkürherrschaft der Soldateska, Herstellung des vollen Vereins- und Versammlungsrechtes, Übertragung der Polizeigewalt auf die Arbeiterräte.

3. Auflösung der Weißen Garde, Entwaffnung der Offiziere, Studenten, Bürger usw. Bildung einer Roten Garde, Unterstellung aller militärischen Mittel unter einen von Arbeitern gewählten Ausschuß, Zurückziehung aller Truppen aus den »besetzten« Arbeitergebieten, Rheinland-Westfalen, Bremen usw.

4. Befreiung aller politischen Gefangenen, der Untersuchungsgefangenen wie der Verurteilten, Einstellung der Prozesse wegen der Januarvorgänge in Berlin, Verhaftung der Mörder Liebknechts und Rosa Luxemburgs.

Einführung eines Revolutionstribunals, das die Hauptschuldigen am Kriege, die Hohenzollern, Ludendorff, Hindenburg, Tirpitz, das die Verräter an der Revolution, Ebert, Scheidemann, Noske und die Mörder von Liebknecht und Luxemburg, von den Vorwärtsparlamentären, den Spandauer Genossen usw. aburteilt.

5. Sofortiger Abschluß des Friedens mit Rußland, Aufnahme der diplomatischen Beziehungen mit der Sowjetrepublik.

Die Arbeiterräte der alten Sozialdemokratischen Partei mußten, da sie den leichtfertigen Streikbeschluß nicht zu verhindern vermocht hatten, ihre Aufgabe jetzt darin erblicken, die Bewegung so zu beschränken, daß ihr sach-

licher Verlauf gewährleistet und eine das Leben der Bevölkerung bedrohende Ausdehnung unter allen Umständen vermieden werde. Ihrer Mitwirkung ist es denn auch zu danken, daß die Forderungen der Kommunisten abgelehnt und an ihrer Stelle die Vertretung folgender Forderungen als Zweck des Streiks erklärt wurde:

1. Anerkennung der Arbeiter- und Soldatenräte.
2. Sofortige Durchführung der Hamburger Punkte, die Kommandogewalt betreffend.
3. Freilassung aller politischen Gefangenen, insbesondere Freilassung des Genossen Ledebour, Niederschlagung aller politischen Prozesse, Aufhebung der Militärgerichtsbarkeit, Verweisung aller militärischen Vergehen an die Zivilgerichte, insbesondere sofortige Aufhebung aller militärischen Standgerichte, sofortige Verhaftung aller Personen, die an politischen Morden beteiligt waren.
4. Sofortige Bildung einer revolutionären Arbeiterwehr.
5. Sofortige Auflösung aller durch Werbung zustande gekommenen Freiwilligenverbände.
6. Sofortige Anknüpfung der politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zur Sowjetregierung Rußlands.

Am nächsten Tage versuchten die Kommunisten erneut den Kampf gegen die Regierung und gegen »die sie unterstützende Partei« zu proklamieren und damit der Bewegung die von ihnen gewünschte Richtung zu geben. Dieser Vorstoß mißlang. Die Unabhängigen legten jetzt offensichtlich Wert darauf, sich die Mitwirkung der Mehrheitssozialisten zu erhalten, um mit ihrer Hilfe die viel weitergehenden Pläne der Kommunisten abzuwehren. Infolgedessen führte der von den Arbeiterräten der Sozialdemokratischen Partei erhobene Protest zu der Feststellung, daß der Streik »sich nur insoweit gegen die Regierung richtet, als von ihr die Erfüllung der am Vortag aufgestellten sachlichen politischen Forderungen verlangt wurde«. Ferner wurde — wiederum gegen die Stimmen der Kommunisten und eines Teiles der Unabhängigen — beschlossen, eine Abordnung der Streikleitung nach Weimar zu senden, um mit der Regierung über die aufgestellten Forderungen zu verhandeln.

Das Ergebnis dieser Verhandlungen war vorauszusehen, nachdem inzwischen die von der Sozialdemokratischen Partei entsandte Deputation aus Weimar zurückgekehrt war und die Anerkennung der Arbeiterräte als wirtschaftlicher Interessenvvertretung der Arbeiterschaft sowie die Zusage der elling'schen Schaffung eines demokratischen Arbeiterrechts und des Beginns der Sozialisierung heimgebracht hatte. Mit dieser Zusicherung war die Voraussetzung für einen baldigen Abbruch des Streiks geschaffen. Immerhin ist es zweifelhaft, ob der Abbruch sich so ruhig vollziehen haben würde, wenn nicht die Unabhängigen und die Kommunisten selbst den Streik dadurch sabotiert hätten, daß sie seine Ausdehnung auf die Wasser-, Gas- und Elektrizitätswerke beschlossen. Dieser Beschluß, der eine Bedrohung des Lebens jedes Berliner Bürgers bedeutete, zwang die Mehrheitssozialisten, sofort und mit allem Nachdruck sich für die schnelle Beendigung des Streiks einzusetzen. Das Zusammentreffen dieser beiden Umstände bewirkte dann auch, daß, noch bevor die von spartakistischen Bänden, von ungetreuen Truppenteilen und ollerhand lichtscheuem Gesindel geführten Straßenkämpfe ihren Höhepunkt erreicht hatten, der Abbruch des Streiks beschlossen wurde.

Damit dürften die Pläne derer, die an Stelle des demokratischen Systems eine gewaltsame Minderheitsherrschaft aufrichten wollen, vorläufig vereitelt sein. Es dürfte sich aber empfehlen, aus dieser Feststellung nicht etwa auf das Erlöschen der revolutionären Unruhe zu schließen. Diese wird die Arbeiterschaft auch weiterhin erfüllen, und es wird daher alles aufgeboten werden müssen, um die gesetzgeberischen Arbeiten und die Reform der Verwaltung möglichst zu beschleunigen. Vor allem müssen Wege gesucht und gefunden werden, um die Arbeiterschaft an der Neugestaltung des Wirtschaftslebens zu beteiligen. Das Mittel hierzu ist der planmäßige Aufbau der Arbeiterräte im Rahmen einer demokratischen Verfassung.

Einheitschule und Volksbildung.

Ein Zukunftsvorschlag.

Von Paul Destréich.

Was weder die Erschütterungen zu Anfang und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch die Reichsgründung gebracht haben, das muß uns die Zeit der Not schaffen: die organische Einheitlichkeit der Volkserziehung und Volksbildung. Es ist gewiß in den letzten Jahrzehnten vieles an der Volksschule gebessert, mancherlei an den höheren Schulen herumreformiert worden, die Anzahl der Schultypen und Bildungsstufen wuchs ständig — doch der Zusammenhang wurde immer lockerer. Das »Berechtigungs«-wesen wurde nicht durch eine Befähigungsfeststellung abgelöst, es ward nur immer kasuistischer ausgegliedert. Nun scheint die materielle Not einmal wieder den geistigen Lehrmeister spielen zu wollen: die Themen »Einheitschule« und »Aufbau des Volksbildungswesens« werden allenthalben diskutiert. Mit anderer Grundstimmung als bisher! Jedermann hält die Einheitschule in irgendeiner Form jetzt für unvermeidlich, der bisher Resignierende wird hoffnungsfreudig, der bisher triumphierend Ablehnende beginnt sich geistig umzustellen und mitzuwirken, um die neue Institution möglichst zu »entgiften«.

Da tauchen die verschiedensten Pläne für das gleiche Ding, die »Einheitschule«, auf. Die einen verstehen darunter nur die gemeinsame Grundschule von drei, vier, sechs Jahrgängen und bauen darüber alle bisherigen Schultypen unverändert auf: altes und Reformgymnasium, altes und Reformrealgymnasium, Oberrealschule. Andere wollen daneben noch Mittel- und Bürgerschulen. Kerschensleiner will die Schultypen klar trennen, in alt- und neu sprachliches, in mathematisch-naturwissenschaftliches und technisches Gymnasium. Die Reformschulfreunde planen über der drei- bis vierjährigen Grundschule eine gemeinsame zwei- bis dreijährige Unterstufe usw. Die Seminariker interessieren die »Einheitschule« fast ausschließlich aus dem Gesichtspunkt der gemeinsamen Grundschule; die Akademiker umgekehrt klammern sich sorgenvoll an die überlieferten Formen der höheren Schulen, um möglichst viel davon zu retten. Alle Einseitigkeiten aber sind hier vom Übel. Der demokratische Politiker wird solche Existenzfrage nur vom Standpunkt der Gesamtvölk- und Menschheitsbildung aus angreifen können. Konfessionelle, regionale, Klassenprivilegien kann er nur als zu überwindende Widerstände in Rechnung stellen. Aus Bildungs»idealen« muß er den ideo-

logischen Ather und das phraselogische Schmieröl fraktioniert abdestillieren, um zum ökonomischen Bodensaß zu gelangen. Tut er das, so werden ihm weltferne Zellengelahrtheit, lebensfremdes Ästhetentum und die proßige »Tüchtigkeit« des bildungslosen Gelderrassers gleich unberechtigte Erscheinungen. Ihm erhält der Begriff »Volk« erst durch Verschmelzung mit dem Begriff »Bildung« Wirklichkeit, und eine von der Volkheit abgeschnürte »Bildung« ist ihm nur Torso, Fragment. Alle »Bildung«, Erziehung ist ihm nur Mittel zum Zweck. Sie soll Charakter und Talente des Jünglings hervorlocken und entwickeln, Art und Grad seiner Intelligenz feststellen und ihn für die ihm danach zukommende berufliche Betätigung ausbilden. Daraus ergibt sich von selbst das Bild des Volksbildungswesens in dem eines gewaltigen Baumes, der durch sein unendlich zerfasertes Wurzelgeflecht alle Nährwerte des Volksbodens an sich saugt, um sie umzuwandeln und in Äste und Zweige an den geeigneten Ort zu befördern, wo sie zum Aufbau von Blättern, Blüten und Früchten verbraucht werden sollen.

Alle Reform hat von dem ergänzenden Zusammenwirken von Familie und staatlicher Öffentlichkeit auszugehen. Befähigungsfeststellung, -ausbildung und -wettbewerb sind ehrlich und erfolgversprechend nur vorzunehmen, wenn die Kinder sämtlich ausreichend ernährt und nicht durch häusliche und andere Erwerbsarbeit ermüdet an ihre Schultätigkeit herangeführt werden, wenn ihr richtiger Bildungsaufstieg nicht durch einen Mangel an Bildungs- und Unterhaltungsmitteln hintangehalten wird. Die allerletzte, konsequente Forderung, daß alle Jünglinge auch in gleichwertigem häuslichem »Milieu« leben, würde Erfüllung nur bei ausnahmslos staatlicher Internaterziehung finden können, die schwerlich allgemein durchführbar noch bedenkenlos erwünscht ist. Der rechte und gangbare Weg führt wohl über einen weitgehenden Ausgleich der sozialen Unterschiede zur Jugendaufziehung durch Familie, Schule und Staat. Die geringsten Einkommen müssen erhöht, die Spitzen der Mammonspyramide abgetragen, allem Volke gesunde Wohnungsverhältnisse ermöglicht werden. Aus der progressiven Einkommensbesteuerung sind auch die Schulkosten zu bestreiten, so daß der Besuch aller öffentlichen Lehranstalten schulgeldfrei erfolgt; die Lernmittel werden kostenlos geliefert. Allein bei solcher nach und nach aufzubauenden sozialen Ordnung sind Staat und Schule berechtigt, in den Werdegang eines jungen Menschen bestimmend einzugreifen. Ein Rat, der nicht den Weg zur Verwirklichung weisen kann, hat wenig Wert.

Die Vor- und Privatschulen müssen also verschwinden, soweit sie nicht für kranke Kinder oder solche von abnormer Wesensart notwendig bleiben. Die Privatschule als Erprobungsschauplatz pädagogischer Neuversuche ist mir verdächtig. Privatschulen sind meist entweder minderwertig in der Bezahlung ihrer Lehrer oder in den Leistungen oder in beidem. Natürlich gibt es Ausnahmen, in denen überragende Persönlichkeiten pädagogische Republiken aus sich herausprojizieren. Sie müßte aber gerade der demokratisch-sozialistische Zukunftsstaat heranziehen, ermuntern, ihnen Domänen und Mittel zur Verfügung stellen, wie die vertrauteste chemische Großindustrie Millionen an Studienversuche wagt. Es ist nicht wahr, daß staatliche Organisation technische Rückständigkeit, Schematisierung, geistigen Tod bedeuten muß! Man organisiere nur so, daß die Kritik jederzeit lebensvolle Organe hat, das heißt: man Sorge allenthalben für den Schuß oder besser die Aktions-

möglichkeit der Minderheiten. Will man, gewarnt durch den geistigen und körperlichen Niederbruch, zu welchem die allgemeine Wehrpflicht so manchem sonst tüchtigen Menschen verholzen hat, doch noch Privatschulen zulassen, so müssen an sie die höchsten Anforderungen gestellt und ihr Besuch vielleicht noch mit einer Steuer belegt werden. Wer sein Kind der allgemeinen Jugendkonkurrenz entziehen zu müssen glaubt, also ihm überbegabungsmäßige Vorteile sichern will, kann gar nicht genug dafür bezahlen. Die Extraschulen (für Kranke, Abnorme, die Landerziehungsheime, Waldschulen usw.) kann durchaus auch der Staat betreiben.

Jedes gesunde Kind soll die Grundschule besuchen. Die Koedukation ist dabei ja eigentlich in allen kleinen Verhältnissen stets verwirklicht gewesen, o h n e Nachteil! Sie wird auch für größere Orte ratsam sein, weil so allein die Schulen für Über- wie die für Minderbegabte hinreichend viel Zöglinge erhalten werden. Es sei hier dahingestellt, wie weit später für gewisse Altersstufen oder gewisse Fächer ein getrennter Unterricht der Geschlechter erwünscht ist. Diese Grundschule, die eine Arbeits- und Spielschule sein muß, die durch Kindergärten vorbereitet und durch Kinderhorte für alle die Kinder, deren Eltern nicht die Zeit oder die Fähigkeit haben, sich liebevoll in die Eigenart ihrer Kinder zu versenken, begleitet wird, umfaßt vier Jahrgänge. Jedes Dorf besitzt seine Grundschule. Die Schülerzahlen sind so gering zu bemessen, daß der »differenziertere« und »differenzierende« Unterricht weiterhin kein Schlagwort bleibt. Für Bildungskultur muß Geld da sein! Mögen wir dafür auf allen Vergnügungs- und Vergeudungsluxus verzichten.

Kinder, die nach zwei Jahren bereits eine besondere geistige Lebendigkeit zeigen, können in der »inneren Differenzierung« des Unterrichts bereits nach drei Jahren ans Ziel der Grundschule gefördert sein. Nun erfolgt, also nach vier bzw. drei Schuljahren, die grundlegende Sichtung, von der aus ich Kerschensteiner nicht weiter folgen kann. Er will nun die begabten Schüler (es gilt immer alles für b e i d e Geschlechter) auch nach der A r t ihrer Begabung trennen und sie je nachdem in während ihres ganzen Aufbaues getrennte höhere Schulen alt- oder neuphilologischen, mathematisch-naturwissenschaftlichen oder technischen Charakters schicken. Irrtümer bei dieser Einschulung will er durch den Privatunterricht zahlreicher Übergangsklassen wettmachen. Mir scheint, der Übergang würde bei solch früher Entscheidung das Normale werden und deshalb trotz auftretender Lern- und Auffassungsschwierigkeiten von vielen Eltern, die jede »Störung« im Schulgang fürchten, unterlassen werden. Die Altersstufe von zehn Jahren ist aber zu niedrig für die Feststellung der Begabungs a r t. Aber die Begabungshöhe läßt sich allenfalls, mit Vorsicht, einiges aussagen, obgleich das häusliche »Erbgut« die Eindrücke noch stark beeinflusst. Man kann also jetzt trennen in »Übernormale«, »Normale«, »Schwachbegabte«, wenn man Einrichtungen schafft, die Entwicklungspäpplingen auch weiterhin den Eintritt in Reih' und Glied einer anderen Kolonne garantieren. Aber die Begabungs a r t und in i h r dann wieder die Begabungshöhe läßt sich nur v i e l später, nachdem der Unterricht in zahlreichen Fächern, die selbständige, auch geistige Hindernisse mit Erfolg überwindende Arbeit an ihnen, aus dem Anlagenkomplex den beherrschenden Grundton herausgeprobt hat, mit Sicherheit erkennen. Die Schule muß also nicht starren, sondern elastischen Aufbau besitzen, sie muß nacheinander eine Reihe Stoffgebiete und Behandlungsweisen an den

Schüler heranzubringen, um ihm ein Einhängen und Verweilen gemäß seiner Sonderbegabung zu gestatten. Besitzt er eine gute Allgemeinbegabung, so wird er die ergriffenen Materien weiter studieren und ihren Kreis allmählich erweitern.

Ich werde auf die größte Gegnerschaft bei den meisten Pädagogen stoßen, wenn ich für den elastischen Schulaufbau, für die Wahlschule agitiere, in der der Schüler bereits Lebensverantwortung übernehmen, sich selber entwickeln soll, statt nach einem pädagogischen Gesamtplan von wohlwollenden und einsichtsvollen Lehrern (ich setze sie voraus!) geleitet zu werden. Der Schüler »weiß noch nicht, was ihm gut ist! Sprachen kann man nur studieren, »wenn viele Jahre lang in vielstündiger Übung das grammatische Gerippe in allen Feinheiten dem Schüler angeeignet wird!« Es ist schade, wenn »die Aufnahmefähigkeit des jungen Gehirns nicht zur Einprägung der Vokabeln und anderen Wissensstoffs frühzeitig ausgenützt wird«. Usw. Das alles bezweifle ich! Alles kann umgedreht werden. Begabte und strebsame junge Leute eignen sich in wenigen Monaten in mühsamer Abendarbeit hervorragende Sprachkenntnisse an. Der junge Geist muß natürlich geschult werden, doch ist nicht ausschlaggebend, woran und wie; der junge Mensch soll natürlich nicht überall herumkosten, er soll arbeiten, ernst arbeiten, aber das ihm adäquate Arbeitsgebiet, das soll er selber, beaufsichtigt und beraten, herausfinden und -fühlen.

Die traditionelle »höhere« Schule baut sich auf der Klassenvoraussetzung auf! Das Kind begüterter oder »gebildeter« Eltern muß eine gewisse »Bildung« erwerben, beziehungsweise bescheinigt erhalten, und deshalb muß der Unterricht in langsamem Eselstrott das Wissen in homöopathischen Dosen verabfolgen. Er ist auf — höchstens! — mittelmäßige Begabung eingestellt. Es wurden — mit geringen Ausnahmen — die Sprößlinge bestimmter Gesellschaftsschichten für bestimmte Staats- oder Gesellschaftsdienste präpariert, eingeerziet. Die späteren Betätigungen erforderten durchschnittlich nur Routine, darum war es auch schon in der Schule so. Der Sozialismus umgekehrt will statt des indifferenten das stabile Gleichgewicht, er will Charaktere und Köpfe, die befähigt sind, selbständig zu handeln, die Initiative entfalten und Selbstverantwortlichkeit besitzen. Die bisherigen Verwalter der »Führerstellungen« waren keine Führer, sie waren die Produkte des Pennalgamaschentums, erfüllt vom Dünkel des Pennäler- und Studententums, des Reserveoffiziers, des Verbindungswesens. Wirkliche »Führer« brauchen wir viel weniger, als wir bisher »Führerstellungen« hatten. Diese Führer sind herauszuleben. Allgemeine Intelligenz ist die Vorbedingung, Charakter muß hinzukommen! Was braucht der Routinier des Verwaltungsbeamtentums, der Rechtspredung, der Medizin usw. eine »gelehrte« Bildung? Er besitzt sie übrigens auch heute schon in der Regel nicht. Fachbildung hat er, und die »Bildungs«politur von ehemals ist meist recht schrammig geworden. Das Schulwesen in seinem Aufbau muß also die einseitigen Fachbegabungen rechtzeitig von der Allgemeinbelastung erlösen, es muß eine Art Fachvor- und -mittelschule in sich einschließen und darf nur eine kleine, fraglos geeignete Schar zum »gelehrten Studium« vorbereiten und führen. Wie ist das zu erreichen? Ich gebe meinen Vorschlag, ohne zu untersuchen, wo Ähnliches geplant oder verwirklicht wurde. Die historische Belastung hat an dieser Stelle keinen Wert!

Wir waren am Ende der Grundschule. Ihre Absolventen werden in Normale, Über- und Unternormale gesondert. Die Minderbefähigten kommen in ein besonderes System von Ausbildungsklassen, in denen sie, je nach ihrem Defizit, langsam unterrichtlich gefördert, vor allem aber in manuellen Fertigkeiten geschult werden, so daß sie wenigstens mit einem praktischen Vorsprung später ins Berufsleben hinaustreten. Die »Normalen« besuchen die »Allgemeinschule« bis zur Vollendung des fünfzehnten Lebensjahres, also in fünf Jahresklassen. Sie erfahren eine gründliche Durchschulung. In den beiden letzten Jahren wird der Pflichtunterricht eingeschränkt, damit für allerlei Wunsch- (auch Sprach-) Unterricht Platz gewonnen wird. An diese Allgemeinschulen, die in jedem größeren Dorfe, für die Nachbardörfer gemeinsam, liegen, schließen sich die Kaufmanns-, Handwerks-, Landwirts-, Beamten- usw.-Fachschulen und die Fortbildungsschulen, endlich die Volkshochschulen an. Die Begabten gehen in die gleichfalls fünfklassigen »Begabtenschulen« über, die in zentral innerhalb eines ausreichend großen Bezirks liegenden Dörfern oder Städten aufgebaut werden. Ihr Unterricht ist von Anfang an auf intensivste Arbeit, auf strengste Eichtung und unnachsichtige Beurteilung eingestellt. Er zerfällt in den obligatorischen »Minimal« unterricht und den Neigung unterricht. Ersterer umfaßt Deutsch, Geschichte, Geographie, Schreiben, Singen, Turnen, Zeichnen, Rechnen, Naturwissenschaften, später Mathematik, Physik, Chemie. Stundenpläne gehören nicht hierher. Dieser Unterricht behandelt denselben Stoff wie der desselben Jahrganges in der Allgemeinschule, nur in vier Tagen, was jener in sechs Tagen bietet! So bleiben zwei Wochentage frei (etwa Mittwoch und Sonnabend), an denen außer dem je nach Wunsch der Eltern erteilten Religions- oder Moralunterricht die Frei- oder Erprobungs- und Neigungskurse einsehen. Zunächst für alle Schüler eine Sprache. Nach meiner Meinung Latein, weil diese Sprache uns so fern liegt, daß wir die erstarrte sauber präparieren, sezieren können, weil ihr ferner Kulturkreis einfach und übersichtlich erscheint, wenn auch nicht ist. Andere verlangen Französisch, die dritten Englisch. Da die anderen Sprachen in späteren Kursen erscheinen, so kann die Wahl der ersten Sprache der Anstalt überlassen bleiben. Sie wird sich nach ihrer geographischen Lage und den Wünschen der Eltern richten müssen. Dieser Sprachunterricht wird in zweimal drei gleich sechs Stunden an den »Frei- oder Studientagen« erteilt. Die Bedenken gegen diese Stundenhäufung sind durch geeignete Unterrichtsabwechslung (Lesen, Schreiben, Übersetzen, Parlieren, Singen usw.) zu überwinden. Die Urteile der Fachmänner lauten da durchaus verschieden. Wer in diesem Sprachunterricht, der natürlich in den nächsten Jahren fortgesetzt wird, mit allmählich verminderter Stundenzahl, versagt, muß ihn am Ende des betreffenden Schuljahres verlassen. Bleibt er auch im Minimalunterricht hängen, so verläßt er die »Begabtenschule« und tritt zur »Allgemeinschule« über. Es sind also zu unterscheiden die Versetzung in der »Klasse«, im Minimal- (Viertage-) Unterricht und in den Fach- (Neigungs-) Kursen. Nur das Sichenbleiben in der Klasse schaltet aus. Wer im Kurs hängenbleibt, versucht sich in anderen Kursen, unten also in den naturwissenschaftlichen, Gartenbau- und Handfertigungsübungen, später auch in einer zweiten Sprache (vom siebenten Schuljahr ab), in kaufmännischem Rechnen, Stenographie, Wirtschaft, Kartieren, Linearzeichnen, Maschinenschreiben usw.

Es wird darauf gehalten, daß jemand, der in einem Kursus Erfolg hat, auch andere Kurse besucht, die den ersten zu einem Ganzen abrunden. Die Kursusteilnahme hängt von der Zustimmung der Lehrer ab.

Wer hoch begabt ist, kann sowohl im Minimal- wie im Wahlunterricht einige Male Ganzjahrespensen in Halbjahren bewältigen und vorversetzt werden, so daß er in der Grundschule und in der Begabenschule zusammen zwei Jahre ersparen kann. Auch kann eventuell für eine Gruppe Maximalbegabter ein Sonderkurs eingerichtet werden, der etwa eine Vierjahresarbeit in zwei Jahren verdaut. Einen arbeitsfreien Nachmittag kann man für die Jugend noch retten, indem man für die einzelnen Klassen, also über die Woche wandernd, »technische Tage« einrichtet, an denen diese Klassen nur in Turnen, Singen, Zeichnen unterrichtet werden, also die Kleidung passend gewählt werden kann, während an den anderen Tagen die Störung wissenschaftlicher Stunden durch die durchrüttelnde Bewegung einer guten Turnstunde vermieden wird. Die Vorteile dieses Betriebs liegen darin, daß der Wechsel zwischen Allgemein- und Begabenschule jederzeit erfolgen kann, wenn sich eine Begabung enthüllt, weil ja die Klassenpensen (des Viertageunterrichts in der Begabten- und des Sechstageunterrichts in der Allgemeinschule) dieselben sind, also niemand nachhumpelt.

In die Freikurse aber kann ein Spätling eintreten, wie ihn Wunsch und Wissen treiben. Klassen- und Kursusalter haben ja nichts miteinander zu tun, und übrigens soll die Schulbildung grundsätzlich deutsch sein, die Kenntnis der fremden Sprachen kein Erkennungsmerkmal des »Gebildeten«, das heißt des einen Sinn der Welt setzenden, in ihr sich selbstständig zurechtfindenden, nach Gründen vernünftig urteilenden Menschen sein. Deshalb können später auch Sprachkurse rein praktischer Art, wie die der Berlitz School, eingerichtet werden. Es sind eben der »Bildungs-« und der praktische Wert des Sprachenlernens auseinanderzuhalten. Das »Denken« kann ein Schüler auch in den Naturwissenschaften ausbilden, und die Sprachen sind ihm dann nur Handwerkszeug für die Alltagsarbeit des Berufs. Anders steht es bei dem, der später gelehrte Sprachenstudien treiben will!

Wer nicht in der Begabenschule eine ungewöhnliche Allgemein- oder Spezialbegabung beweist, verläßt sie am Schluß, um in die Fachausbildung überzugehen. Die anderen Schüler sammeln sich in den in Mittel- und Großstädten (eventuell aber auch absichtlich in ländlicher Absonderung) gelegenen »Oberschulen«, die drei Jahre beanspruchen und nach der Geisteserweckung der Grundschule und der Geistesentwicklung der Begabenschule nunmehr der gelehrten Geistessonderung dienen. Sie geben in gewissem Sinne schon die Freiheit der Hochschulen, insofern für die Studienlage der einzelne Schüler sich bereits eine Speisekarte von Kursen zusammenstellt, die ihm als Vorbereitung für sein Berufsstudium geeignet erscheinen. Er wird so mit weit größerem Eifer arbeiten und steht nicht, wenn er die Universität betrifft, hilflos da, ohne nach Aufhebung der Pennalvorverdaauung zunächst zu wissen, wie er arbeiten soll. Der Übergang von der Schul- zur Universitätsfreiheit vollzieht sich ohne Schwierigkeit. Ein schnelleres Vorrücken in der »Ober«schule erübrigt sich, da auch der gierigste Weisheitsfresser seinen Appetit in Kursen befriedigen kann.

Die Oberschule treibt im »Minimal«unterricht Deutsch, Geschichte, Erdkunde und die Hauptkapitel der Mathematik, Physik, Chemie, Biologie.

Die lassen sich wohl so aussondern, daß auch der unmathematische Kopf vom bildenden Wert der Mathematik in der anschaulichen Verbindung von Geometrie und Differentialrechnung etwas mitnimmt! Die anderen Teile dieser Wissenschaften fallen den Kursen zu. Was kann da mit Sonderbegabungen schon alles geschafft werden, und wie ausgerüstet würden diese jungen Menschen in die allerdings auch elastisch umzubauenden Hochschulen eintreten. Wieviel Pfücher blieben in dieser Begabungsschule ausgeschaltet! Alle Sprachen gehören in die Kurse, auch philosophischer, quellen-, entwicklungs-, religions-, kunst-, literaturgeschichtlicher Unterricht. Alles kann nur im Rahmen der vorhandenen Lehrkräfte (es können für einzelne Kurse auch Privatgelehrte, Ärzte, Techniker usw. des Ortes herangezogen werden) eingerichtet werden, die Zahl der Kurse wird daher nicht zu groß sein, kein Schüler darf sich überladen, seine »Freistudien« müssen in einem kontinuierlichen Zusammenhang stehen. Macht man es so, so entsteht hier wirklich eine geistige Gemeinschaft, die Schulgemeinde ist von selbst da, und der Zusammenhang mit der Elternschaft, die jetzt vielfach die Schule nur als Zeugnisinstitut ansieht und den »Kampf« mit diesem »Feind« deshalb oft genug noch unwahrhaftiger als die Jugend führt, wird fließend und lebendig.

An jeder Oberschule müßten Französisch, Englisch, Latein, Griechisch unterrichtet werden können, an möglichst vielen, je nach der geographischen Lage, auch Russisch, Polnisch, die skandinavischen Sprachen, Spanisch, Holländisch, Italienisch usw.

Wer die Schule absolviert hat, erhält seine Erfolge bestätigt, und ihm wird danach seine Befähigung zu bestimmten Studien bescheinigt. Das Abiturientenexamen fällt natürlich weg, wodurch den Lehrern die Pflicht zu unbeuglamer Strenge und Gewissenhaftigkeit erwächst.

Durch diesen Aufbau wäre meiner Ansicht nach auch die Lehrerfrage gelöst. Wer die »Begabungsschule« verläßt, könnte technischer Lehrer, nach Besuch der betreffenden Fachschulen, werden, wer die Oberschule ohne ausgesprochene Spezialbegabung absolviert, die für den Fall dieser Lösung gleichfalls an der Oberschule einzurichtenden pädagogischen Kurse mitgemacht und dann ein Jahr pädagogisch-philosophisch-psychologischen Studien an der Universität gewidmet hätte, würde Lehrer, wer gemäß seiner Begabung gelehrte Sonderstudien durch eine Reihe von Jahren erfolgreich betreiben hätte, Fachlehrer an der »Begabten-« oder »Ober«schule.

So hätten wir einen »einheitlichen« Lehrerstand für die »Einheitsschule, soweit er möglich ist, wobei es ja keinem verwehrt ist, durch spätere Studien aus der einen Kategorie in die andere überzugehen. Es ist aber, mit Kerschensztein zu sprechen, ein »Kurzschluß«, einen »einheitlichen« Lehrerstand derart zu fordern, daß jeder nun alles und jedes in jeder Schulart unterrichten und eine beliebige Auswechslung erfolgen könne. Der Landlehrer braucht weniger »Gelehrsamkeit« als soziales und wirtschaftliches Wissen, Verständnis und Feingefühl. Seine unmittelbaren sozialen Aufgaben sind weit wichtiger als die etwa eines Mathematiklehrers an der Oberschule. Er soll anfassig sein! Das Schicksal bewahre uns vor einem vagabondierenden Lehrerstand, dessen Mitglieder nur die Hoffnung haben, nach der Pein überstandener Landlehrer- und Grundschullehrerjahre an der Oberschule der Großstadt zu enden. Differenzierung auch für die Lehrer, nicht nur für die Schüler.

Noch einen Blick auf die Zusammenhänge mit der Volksbildung. Daß die Bildungsschätzung steigen wird, wenn man die »Bildung« nicht mehr erkaufen und ersitzen kann, liegt auf der Hand. Daß ganzen Jugendheeren und ihren Lehrern unendliche Qualen erspart bleiben, wenn man Anforderungen nur an die stellt, welche sie erfüllen können, ist sicher. Der Lehrer hört auf, Einpeitscher, Antreiber, »Pauker« zu sein, er wird Berater und Mahner, die Verantwortung fällt zum größten Teil den Eltern und Schülern zu: Wer nicht will, mag gehen! Die Schule ist kein Gefängnis!

Für die Volksbildung im weiteren Sinne würde die Rationalisierung des Schulenaufbaus, die Verteilung der Stufen über das Land von unschätzbare Bedeutung werden, wenn mit »Ober- und »Begabten«-schulen, in bescheidenerem Maße schon mit den »Allgemein«-schulen Bildungsveranstaltungen für die verschiedenen Volksteile verbunden würden: Volkshochschulen, Abendschulen, öffentliche Vorträge, Unterhaltungsabende, Elterngemeinschaften usw. Man sparte dann an Lehrergehältern für die Schulen wie für die Volkshochschulen und könnte doch die gemeinsamen Lehrkräfte besser bezahlen, beide Arten von Instituten würden reicher vereinigt, als jedes isoliert: das Ganze wäre wieder einmal mehr als die Summe der Teile! Man könnte so mit einem Male ein paar hundert »Volkshochschulen« ins Leben rufen ohne viel Neuerung und Vorbereitung. Zu den vorhandenen Lehrern zöge man die geistig regsamsten Personen des Ortes heran; um die Lücken auszufüllen, kämen nach und nach neue Kräfte hinzu, und die Volkshochschule gäbe von ihren Praktikern und sonst brachliegenden Steckpferdreitern auch den Jugendschulen für ihre Kurse manch gedeihlich Stückchen ab, wenn man nicht zum Teil überhaupt abgelegene Gebiete gemeinjam traktieren würde; schließlich soll ja alle Volksbildung für jung und alt, hoch und nieder aus der gleichen Quelle fließen. In einigen Hunderten von Klein- und Mittelstädten gäbe es eine Art geistiger Renaissance; die durch ökonomische Maßnahmen kaum einzudämmende Landflucht würde auf die einzig erfolgversprechende Art bekämpft.

Wir haben so unendlich viele und große Aufgaben in den nächsten Jahrzehnten zu lösen und sind doch so blutleer gelaufen, so materialistisch gesinnt, so mißtrauisch in der Klassenherrschaftsbrutalität der Vorrevolutionszeit geworden. Deshalb brauchen wir ein großartiges System der Volksdurchbildung und der Bildungsverbreitung, ein System, das die Ständeschränken allenthalben durchbricht, das wieder Volksglauben, -vertrauen, -bewußtsein schafft. Wir müssen die Landbestellung durchorganisieren, die Siedlungspläne verwirklichen, die Naturkraftauswertung bis zum äußersten durchführen. Zu alledem ist Volksbildung unentbehrlich, eine Volksbildung, die ins Praktische und Natürliche liebevoll sich vertieft. Und wie erbärmlich steht es bisher mit der Ausnutzung der Mußestunden!? Auch die »Erholung« muß gelehrt werden, durch Wort, Beispiel, Einrichtungen. Volksgefelligkeit edler Art erwächst aus Lern- und Arbeitsgemeinschaft. Öffnet alle Schranken, bahnt die Wege, daß jeder das wird, »was er werden soll«, damit »sein Friede voll werde«! Wenn jeder am rechten Platze steht, recht gebildet, behandelt und ausreichend bezahlt, so muß wieder die Freude an der beruflichen und außerberuflichen Arbeit kommen.

Die Zentrumspartei vor und nach der Revolution.

Von A. Kempkens.

Die Stellung der Zentrumspartei zu dem neuen deutschen Staatswesen und damit zur republikanischen Staatsform ist von dem Vorsitzenden der Zentrumsfraktion, dem alten Landgerichtsrat Gröber, in der verfassungsgebenden Nationalversammlung in Weimar am 13. Februar 1919 wie folgt formuliert worden: »Die jetzige Regierung hat ihre Macht nicht von dem Recht und Willen einer einzelnen Partei, sondern von dem gesamten deutschen Volke. Meine politischen Freunde im ganzen Deutschen Reich erkennen sie als rechtmäßig an. Man darf nicht, wie es am ersten Tage hier geschehen ist, den Unterschied machen, daß die früheren Machthaber sich auf göttliche Berufung stützen, während die neue Regierung vom Volke erwählt sei. Nach unserer Meinung ist jede Obrigkeit von Gottes Gnade n, ganz gleich, ob sie monarchisch oder republikanisch ist.«

Wer also für die Folge sich erkühnen sollte, das Zentrum als antirepublikanisch oder royalistisch anzusprechen, der mag sich darauf gefaßt machen, das Wort »Verleumder« an den Kopf geworfen zu bekommen; dennoch dürfte es in politischer Hinsicht nützlich sein, die Haltung des deutschen Klerikalismus zu der Frage der republikanischen Staatsform vor dem 9. November 1918 einer Betrachtung zu unterziehen. Da muß festgestellt werden, daß das Zentrum nicht nur bis zum letzten Augenblick ein Feind der Republik, sondern sogar ausgesprochen antidemokratisch war. Als der Reichstag den harmlosen Verfassungsausschuß eingesetzt hatte, schrieb die »Kölnische Volkszeitung« (12. Mai 1917):

»Das Zentrum wird darum auch im Verfassungsausschuß für nichts zu haben sein, was irgendwie (!) den Anfang (!) zum Abbau der Rechte der Krone oder zur Schwächung der Selbständigkeit der Einzelstaaten machen könnte.... Wie nach den Novembertagen trüben Angedenkens einst das Zentrum unentwegt vor die Krone und vor den Thron sich gestellt hat, so wird das Zentrum auch jetzt die Rechte der Krone und des Thrones verteidigen, wo immer sie angegriffen werden, weil das Zentrum eine starke Monarchie in den Einzelstaaten und im Reiche für die beste Grundlage der Größe und der Stärke des Reiches hält.... Die Linke hat als neuestes politisches Spielzeug das Schlagwort »Parlamentarismus« erfunden....«

Die christlichnationalen (sprich: Zentrum-) Gewerkschaften hat man stets vorgeschickt, um die monarchische Gesinnung »weiterester Arbeiterkreise« im Gegensatz zur Sozialdemokratie darzutun. In dem Organ der katholischen Arbeitervereine, der »Westdeutschen Arbeiter-Zeitung« (27. Mai 1917) verkündete der christliche Gewerkschaftsführer, jetzige Zentrumsabgeordneter Stegerwald als den Standpunkt der christlichen Arbeiterschaft: »Wir lassen uns nicht blenden von dem Schlagwort Demokratie.... Ebenso lehnen wir das parlamentarische Regime im Sinne der Westmächte ab. Es gibt schwerwiegende Bedenken dagegen, daß die Ministerien aus den Reihen der Mehrheitsparteien gebildet werden.... Ob man die Parteien durch parlamentarische Sekretäre oder auf andere Weise an der Vorbereitung und Durchführung der Gesetze beteiligt, ist eine Frage für sich, über die man im einzelnen reden kann. Wir wollen sonach, positiv ausgedrückt, eine starke

Monarchie, die nicht durch eine dünne Oberschicht, sondern durch breite Volkskreise gestützt und getragen wird. Wir wollen, daß der Monarchie ein großes Maß von Rechten durch die Verfassung und durch die gesamte Struktur des Staatslebens eingeräumt wird. Wir wollen, daß die Bestellung des leitenden Beamten (also des Reichskanzlers! Red.) Sache des Monarchen bleibt... Wir wollen ein Volksheer, in dessen Offizierkorps nicht parteipolitische Strömungen hineingetragen werden, das vielmehr der straffen Kommandogewalt des Kaisers unterstellt bleibt...«

Und einer der führenden Zentrums Politiker, Reichstagsabgeordneter Dr. August Pieper, der Generaldirektor des Volksvereins für das katholische Deutschland, schrieb in seinem im vorigen Jahre erschienenen Buche »Demokratische Forderungen und deutsche Freiheit«: »Die Deutschen brauchen ihre heutige konstitutionelle Monarchie nicht einzutauschen gegen eine Art demokratischer Selbstregierung des Volkes, wie sie bei unseren westlichen Feinden tatsächlich lebt und wirkt... Eines schickt sich nicht für alle. So auch die Demokratie nicht für uns Deutsche.«

Noch am 2. November 1918, nach der Berufung der Regierung des Prinzen Max, beschloß der Vorstand der Vereinigung der deutschen Zentrumsprelle (Augustinusverein) eine Kundgebung für die Erhaltung der Monarchie, und er erhob »schärfsten Einspruch dagegen, daß der Ruf nach Abschaffung der Monarchie erhoben wird«.

Kein Zweifel, daß diese Deklamationen den damaligen offiziellen Anschauungen der Zentrums Partei entsprachen; kein Zweifel aber auch, daß wir es bei dem Gröberschen Diktum vom 13. Februar 1919, das nunmehr »auch« der republikanischen Obrigkeit das »Gottesgnadentum« zuerkennt, mit der gegenwärtigen »Überzeugung« der deutschen Zentrums Politiker zu tun haben. Und endlich kein Zweifel, daß die Zentrums Partei sich wieder auf den Boden der Monarchie stellen würde, wenn es einer Gegenrevolution gelänge, diese wieder einzuführen. Das Zentrum ist eine Partei ohne Grundsätze. Es hat seine Entschließungen nie von einem Programm, sondern stets von der Opportunität und der politischen Konjunktur abhängig gemacht. Seine »Grundsätze« gestatten ihm, für oder gegen Volksrechte, für oder gegen Krieg, Frieden, Annexionen, Völkerbund usw. zu »kämpfen«, je nachdem, wie es ihm für seine Zwecke nützlich erscheint. Die »Zwecke« der Zentrums Politik aber sind die Interessen der die Partei tragenden Erwerbschichten des mittleren ländlichen und städtischen Besitzes. Seine Arbeiterpolitik hat nur die eine Aufgabe, proletarische Wählermassen in den Dienst jener Politik zu stellen. Die Kirchenpolitik ist das Mittel, die auseinanderstrebenden Interessengruppen beisammenzuhalten. Daher der neue »Kulturkampf«, der vom Zentrum zur Förderung guter Wahlgeschäfte ausgerufen wurde.

Das deutsche Zentrum hat gleich seiner österreichischen Schwesterpartei, den Christlichsozialen, sowohl bei der Herausbeschwörung wie bei der Verlängerung des Weltkriegs untilgbare Schuld auf sich geladen. Es ist geschichtsnotorisch, daß vor dem Kriege nicht die alldeutsch-nationalistische, nicht die Rüstungsprelle, sondern die klerikale Presse es war, die während des österreichisch-serbischen Konfliktes jeden Verständigungsversuch als

Schwäche bezeichnete. Es ist auch eine historische, durch zahllose Belege aus der Presse des österreichischen und des reichsdeutschen Klerikalismus leicht nachzuweisenden Tatsache, daß diese Presse im Juli 1914 eine wilde Kriegsbegeisterung betrieb, auf österreichischer Seite, weil die Christlichsozialen, die mit der nationalistisch-imperialistischen Kriegspartei ihres Landes identisch waren, die Gelegenheit zur Konsolidierung der k. u. k. Balkanpolitik »nicht noch einmal vorübergehen lassen« wollten, und auf deutscher Seite, weil der reichsdeutsche Klerikalismus in dem allerengsten Bundesverhältnis mit dem fast ganz katholischen Österreich-Ungarn seit jeher eine Stärkung seiner Macht in dem zu zwei Dritteln protestantischen Deutschen Reich erblickte: je stärker die verbündete katholische Vormacht Österreichs, desto mächtiger die auf diese Vormacht sich stützende vatikanische Politik, insbesondere auf dem Balkan.

Während der ersten drei Jahre des Krieges blieb das ganze deutsche Zentrum unter Dr. Peter Spahn's Führung der alldeutsch-annexionistischen Politik treu. Dadurch wurde das Zentrum mit der Zeit derart unpopulär, daß seine Organisatoren die schlimmsten Wirkungen für den Bestand der Partei befürchteten. Hinzu kam, daß das Zentrum immer unverhüllter seine Gegnerschaft gegen die preußische Wahlreform erkennen ließ und schließlich die Forderung des gleichen Wahlrechtes gänzlich preisgab. Da unternahm die kleine Gruppe um Erzberger, die die Lage der Partei klar erkannte, den berühmten Fraktionsputsch, der den alten Spahn entthronte und nachher die Beteiligung des Zentrums an der Friedenspolitik des Reichstags ermöglichte. Die Partei im Lande machte diese Schwenkung jedoch nicht allgemein mit; ein erheblicher Teil blieb der Vaterlandspartei treu, die Zentrumspresse blieb vielfach kriegsbegeisterisch, und sogar der Reichsausschuß der Zentrumspartei gab der Friedensresolution des Reichstags eine Auslegung, die immer noch den Geist Spahn's atmete. Die Arbeiteranhänger des Zentrums, zumal die in Rheinland und Westfalen, veranstalteten einen förmlichen Aufruhr gegen die bisherige Zentrums politik, und ihre Führer erklärten, daß die katholischen Arbeiter auf den in schwierigen Situationen von den Trägern der Zentrums politik allemal ausgestoßenen Alarmruf »Die Religion ist in Gefahr!« nicht mehr hineinfallen würden — was aber nicht verhinderte, daß sie dank Adolf Hoffmann's preußischer Kultuspolitik bei den jüngsten Wahlen doch wieder hinter der Kulturkampfpauke einherzogen. Weit mehr noch als bei den männlichen Wählern aber erwies die Parole »Rettet Religion, Kirche und konfessionelle Schule!« bei den zu den Wahlurnen strömenden Frauen noch einmal die alte Zugkraft.

Das Zentrum ist keine aus dem Boden des Volkslebens herauswachsende Partei, sondern eine auf Grund der gewalttätigen Bismarckschen Kirchenpolitik in der Abwehr geschaffenes Gebilde. Mit dem Abbau des Kulturkampfes hätte es verschwinden, hätten seine Anhänger sich den ihren jeweiligen Klasseninteressen entsprechenden anderen Parteien anschließen müssen. Trotz fünfzigjährigen Bestehens hatte sich im Zentrum keine einheitliche Denkweise über die entscheidenden politischen Fragen herausgebildet; es trieb, um die in ihm vereinigten Klassen beisammenzuhalten, grundloslose »Von-Fall-zu-Fall-Politik«, oder wie Stegerwald es kürzlich genannt hat: »Ausweichpolitik«. Die Sozialpolitik war dem Zentrum, wie gleichfalls Stegerwald zugestand, nicht Gefinnung, sondern nur

Taktik,¹ um die Arbeiter bei seiner Fahne zu halten. Der Novembersturm des Jahres 1918 hätte diesem Gebilde wahrscheinlich den Rest gegeben, wenn nicht die neu entsachte Kulturkampfschwingung, der das Frauenwahlrecht in ungeahntem Umfang zustatten kam, und wenn der Spartakusshrecken ihm nicht zahlreiche frühere Anhänger zurück- und neuzugeführt hätten.

Vom Frauenwahlrecht, dem die Klerikalen sich bis zuletzt widersetzt haben, kann geradezu gesagt werden, daß es das Zentrum noch einmal gerettet hat. Da an mehreren Orten bei der Nationalversammlung Männer und Frauen getrennt gewählt haben, so konnte festgestellt werden, daß das Zentrum von dem Frauenstimmrecht den Hauptvorteil, die Sozialdemokratie aber infolge der politischen Unaufgeklärtheit der weiblichen Wählerschaften zunächst Nachteil gehabt hat: in Köln-Mülheim erhielt das Zentrum nur 3556 Männer-, dagegen 6091 Frauenstimmen; in Hagen in Westfalen beliefen sich die Frauenstimmen des Zentrums auf 138 Prozent seiner Männerstimmen, während die Sozialdemokratie dort nur 38 Prozent erhielt, und in Bruchsal in Baden erhielten die Sozialdemokraten nur 86 Prozent Frauenstimmen, das Zentrum dagegen 197 Prozent. Nach diesen Stichproben zu urteilen, wurden die Zentrumsstimmen zu mehr als drei Fünfteln, ja fast zu zwei Dritteln von Frauen aufgebracht.

Fast ein halbes Jahrhundert lang hatte sich das Zentrum ohne Programm durchgeschlagen, weil ein solches seiner »grundsätzlichen« Opportunitätspolitik nur hinderlich gewesen wäre. Der als Folge seiner Kriegspolitik drohende Zerfall zwang die Partei, sich endlich doch so etwas wie ein Programm zu Propagandazwecken zuzulegen: am 6. Juli 1918 veröffentlichte der Reichsausschuß des Zentrums die »Richtlinien für die Parteiarbeit«. Die Herrlichkeit dauerte nicht lange; der Novembersturm blies die »Richtlinien« hinweg. Aber kaum acht Tage nach der Revolution lagen bereits drei neue Programmwerke zur Auswahl vor. Am 18. November veröffentlichte die bayerische Zentrumsparlei ein fertiges Programm, am 20. November die rheinische Gruppe einen Programmentwurf, und am 21. November unterbreitete die »Germania« einen von einigen in Berlin anwesenden Parlamentariern gemeinsam mit Vertretern von Arbeiter-, Bauern- und Frauenvereinigungen ausgearbeiteten Entwurf. Die Bayern hatten sich in »Bayerische Volkspartei« umgetauft und sagten sich in aller Form von der Zentrumsparlei los. Nur noch von Fall zu Fall wollten sie als selbständige Körperschaft mit der Zentrumsfraktion im Reich verhandeln und zusammengehen. In der späteren Wahlagitiation wiesen die bayerischen Klerikalen es als »Agitationslüge« und »Verleumdung« zurück, wenn sie als »das frühere Zentrum« bezeichnet wurden. Das hat die um Dr. Heim nicht gehindert, sich nach der Wahl in der deutschen Nationalversammlung der Zentrumsfraktion, wenn auch als besondere Gruppe, anzuschließen. In der Nationalversammlung ermöglichen erst die 18 Bayern dem Zentrum, als die zweitstärkste Fraktion aufzutreten.

Auch im übrigen Deutschland wollte man vom »Zentrum« nichts mehr wissen. Sowohl die Urheber des rheinischen wie die des Berliner Programmentwurfes schlugen vor, sich künftig einen anderen Namen beizu-

¹ Siegerwald, Arbeiterwähler und Zentrumsparlei (S. 30). Krefeld, J. Heffe.

legen (»Freie Deutsche Volkspartei«, »Christlichdemokratische Volkspartei«; tatsächlich nannte das Zentrum sich in der Wahlagitafion »Christlichnationale Volkspartei«). Die Parteileitung hält noch an dem Namen »Zentrum« fest; die Entscheidung wird wohl der geplante Parteitag (bisher kannte das Zentrum diese Einrichtung für das ganze Reich nicht) treffen.

Alle drei Programme stellten sich auf den Boden der Tatsachen und erkannten die Republik, die Volksherrschaft und das gleiche Wahlrecht für alle Großjährigen beider Geschlechter samt dem vorher stets schroff abgelehnten Verhältnissystem an. Die Bayern forderten sogar die direkte Volksabstimmung, der rheinische Entwurf die Einziehung »aller« Kriegsgewinne, ferner die »gesetzliche Enteignung von Großgrundbesitz unter entsprechender Abfindung und die Beseitigung aller Fideikomnisse«.

Am 24. November 1918 veröffentlichte der rheinische Zentrumsführer Dr. Brauweiler in seinem »Düsseldorfer Tageblatt« einen weiteren Programmentwurf, wobei er vorschlug, im Reiche eine christliche Volkspartei »als ganz neues Parteigebilde zu schaffen, das mit der Geschichte der alten Partei nicht belastet« sei. Begreiflich, denn die Geschichte der Zentrumspartei ist eine Kette von Verrat der Volksrechte, der Preisgabe der Volksinteressen an Agrarierum, Militarismus und Imperialismus. Dr. Brauweiler selbst hat die schwere Schuld des Zentrums in aner kennenswerter Aufrichtigkeit in zahlreichen Artikeln aufgezählt. Wenn er aber glaubt, durch eine einfache Firmenänderung das Zentrum von seiner schwarzen Vergangenheit befreien zu können, so ist das doch allzu kindlich.

Am 30. Dezember 1918 beschloß dann der Reichsausschuß unter Verwertung der erwähnten Entwürfe einen Programmersatz, der den Titel »Leitsätze für die Politik der deutschen Zentrumspartei« trug und vor allem auf die Januarwahlen berechnet war. In dem begleitenden Wahlauf ruf wird mitgeteilt, daß »die Ausarbeitung eines Parteiprogramms und einer neuen Parteiorganisation vorbehalten« bleiben soll. So wird man denn nach dem Nothbehelf der »Richtlinien« vom Juli 1918 und den »Leitsätzen« vielleicht doch noch den Tag erleben, daß das Zentrum sich ein richtiges Programm gibt. Bis auf weiteres vertreten die »Leitsätze« vom 30. Dezember dessen Stelle. In ihnen begibt das Zentrum, wie der Reichsausschuß erklärt, sich »auf den Boden der gegebenen Tatsachen«. Die »Kölnische Volkszeitung« (2. Januar 1919) schrieb im Anschluß an die Veröffentlichung der »Leitsätze«:

»Politisch von hervorragender Bedeutung ist folgendes: Wie wir hören, hat der Reichsausschuß der Zentrumspartei aus wohlwollenen Gründen darauf verzichtet, sich auf eine ausdrückliche Festlegung der Frage: Monarchie oder Republik? beim Wiederaufbau Deutschlands einzulassen. obwohl zum Beispiel der Wahlauf ruf der württembergischen Zentrumspartei den Satz enthält: »Die Entwicklung läßt die Wiederherstellung der Monarchie aussichtslos erscheinen. Jeder Versuch zur Wiederherstellung würde Anlaß zu unheilvollem Bürgerkrieg werden.« In Berücksichtigung vielfach vorhandener monarchischer Gefühle hat sich der Reichsausschuß auf folgenden Satz im Eingang des Wahlauf rufs beschränken zu sollen geglaubt: »Eine neue Ordnung ist auf dem Boden der gegebenen Tatsachen zu schaffen; diese Ordnung darf nach dem Sturze der Monarchie nicht die Form der sozialistischen Republik erhalten, sondern muß eine demokratische Republik werden. Damit ist dem etwaigen Vorwurf der Unklarheit oder Halbheit be-

gegnet, der ohne eine solche Verlaublichkeit sicherlich aus gegnerischen Kreisen erhoben worden wäre.«

Diese Bemerkungen sind in der Tat klar genug: Zurzeit erscheint die Wiederherstellung der Monarchie aussichtslos. Andern sich aber die »gegebenen Tatsachen«, so ist das Zentrum sofort bereit, die Republik aufzugeben und die Monarchie wiederherzustellen.

Im übrigen macht sich das Zentrum in den Leitsätzen wohl oder übel die Forderungen der politischen Demokratie zu eigen. Beim Wahlrecht schweigt es sich bezüglich des Wahlalters aus und verlangt die Wahlpflicht. Getreu seinem alten, im klerikalen Interesse liegenden partikularistischen Standpunkt fordert es zwar die Reichseinheit, jedoch die »Beibehaltung des bundesstaatlichen Charakters des Reiches«. Gegen die Trennung von Staat und Kirche sprechen sich die Leitsätze nicht klar aus: »Verständnisvolles Zusammenarbeiten von Kirche und Staat; keine gewaltsame Veränderung der staatlich-kirchlichen Rechtsverhältnisse unter Verletzung der Überzeugung und der berechtigten Ansprüche der kirchlich gesinnten Volkskreise.« Danach scheint es, daß man einer nichtgewaltsamen Lösung des Trennungsproblems, also auf dem Wege der parlamentarischen Verhandlung und Beschlussfassung, zustimmt, insbesondere sich jedoch dem System autokratischer Verordnungen à la Hoffmann widersetzt. Ganz undemokratisch ist dagegen das Verlangen nach »Erhaltung der konfessionellen Volksschule«; denn diese bedeutet die Bevorzugung einzelner Glaubensrichtungen zum Nachteil anderer. Die wirtschafts- und sozialpolitischen Forderungen sind gleich den finanzpolitischen recht verschwommen und lassen dem Handel und Umfall genügend Raum. Die Leitsätze fordern ferner »grundsätzliche Erhaltung der auf persönlichem Eigentum beruhenden Privatwirtschaft«, nur soll diese »nach dem Solidaritätsprinzip dem Gesamtwohl der Gesellschaft untergeordnet« sein. »Unwirtschaftlich ausgedehnter Großgrundbesitz« soll gegen Entschädigung gleich den Staatsdomänen zur Mehrung und Erweiterung der bäuerlichen Betriebe herangezogen werden. In den Entwürfen war von »gesetzlicher Enteignung« die Rede. Auch andere weitergehende Forderungen der Entwürfe sind fallengelassen worden. Die Beseitigung aller Fideikomisse wird nicht mehr verlangt, und von der »Einziehung aller Kriegsgewinne« ist auch nicht mehr die Rede. Trotz der unter dem Zwange der Verhältnisse vorgenommenen demokratischen Vermummung erkennt man an dem Ganzen doch deutlich das alte Zentrum.

* * *

Die Zentrumsparlei ist als eine in hartem Kampfe mit der altpreussischen Regierung und im Konkurrenzstreit mit dem ihr zahlenmäßig doppelt überlegenen deutschen Protestantismus herangewachsene politische Macht reich mit klugen Führern ausgestattet. Mit erstaunlicher Geschwindigkeit hat sich diese Partei in die Republik einzufügen verstanden und wie keine andere sich des bei den Wahlen geradezu entscheidenden neuen Machtfaktors, des Frauenwahlrechts, zu bedienen gewußt. Glänzende Vorarbeit hat dabei die dem Zentrum zur Verfügung stehende Macht und Organisation der katholischen Kirche geleistet. Dazu hat das Zentrum bei der neuen Verhältnismahl mit dem System der verbundenen Listen ein glänzendes Geschäft gemacht: die Demokraten haben trotz ihrer um 200 000 höheren Stimmenzahl in der Nationalversammlung fast ein Duzend Sitze weniger

als das Zentrum. Das Zentrum hat durchweg im Reiche seine Listen mit denen der beiden reaktionären Parteien verbunden, genau so bei den Landes- und schließlich auch bei den Gemeindewahlen. Kennzeichnend ist, daß es in den Gegenden, wo es schwach ist, in den Rathhäusern mit den reaktionären Parteien der Rechten sogar gemeinsame Fraktionen gebildet hat. Daß es nicht einen einzigen von seinen wahlrechtsgegnerischen Vbligen weder im Reiche noch in Preußen hat wiedewählen lassen, hat mit dem politischen Gewissen des Zentrums nichts zu tun. Es ist ein Akt der Klugheit, dessen restlose Durchführung aber Zeugnis dafür ablegt, wie großzügig und entschlossen diese Partei vorgeht, wenn die Selbsterhaltung es gebietet. Endlich zeugt auch die schleunige Gründung des »Bundes christlicher Demokraten, evangelischer Zweigverein der Zentrumsparlei« zum Zwecke des Wählerfanges in protestantischen Kreisen für die fabelhafte Regie an dem klerikalen Theater.

So hat es das Zentrum vermocht, trotz seiner politisch-historischen Überholttheit zum Hohn in die Nationalversammlung als stärkste bürgerliche Gruppe einzuziehen, in dieser den Präsidentenstuhl zu erobern und drei Ministeressel in dem Reichskabinett zu besetzen. Es ist von Zentrumsseite offen ausgesprochen worden, daß man lieber statt mit den Sozialdemokraten mit den bürgerlichen Parteien eine Mehrheit gebildet hätte; aber eine bürgerliche Mehrheit wäre von vornherein aktionsunfähig gewesen. Das Zentrum hatte also nur noch die Wahl, in die Opposition gegen eine sozialistisch-demokratische Regierung zu gehen oder sich an dieser Regierung zu beteiligen.

Der Wählerfolg des Zentrums ist im übrigen bei weitem nicht so günstig, wie man nach den zufriedenen Urteilen seiner Presse annehmen könnte. In Wirklichkeit haben sowohl die Wahlen für die Nationalversammlung wie die in den Einzelstaaten der bisher tatsächlich entscheidenden Rolle des Zentrums in den Volksvertretungen ein Ende gemacht. Im Reichstag war das Zentrum die herrschende Partei: es konnte nach Belieben eine Mehrheit nach rechts wie nach links bilden; ohne das Zentrum waren Rechte wie Linke für sich machtlos. Heute ist im Reiche eine Rechtsmehrheit unmöglich, und die Linke braucht das Zentrum zur Mehrheitsbildung nicht mehr. Sogar in dem klerikalen Musterland Bayern, wo das Zentrum allein die Mehrheit hatte, ist es nun kaltgestellt, da auch dort eine Linksmehrheit ohne das Zentrum vorhanden ist. Die äußerliche Wandlung des Zentrums ist nichts als die geschickte Einordnung in die neuen Machtverhältnisse.

Der Endkampf mit dem Zentrum wird vor allem ein Kampf um die Frauen sein. Die Frauen stellen im Reiche überdies zwei Millionen Wahlberechtigte mehr als die Männer. Auch dieser Endkampf wird vom Zentrum hinter den Nebelwänden der religiösen Fanatisierung zu führen versucht. Die Aufgabe der Sozialdemokratie ist es, erstens den katholischen Proletarietmassen immer wieder zu zeigen, wo ihre wirtschaftliche und staatsbürgerliche Wohlfahrt ehrlich vertreten wird, zweitens ihnen durch unsere Betätigung zu beweisen, daß die Sozialdemokratie nicht religionsfeindlich ist, sondern den Glaubensrichtungen völlig neutral gegenübersteht und nichts weiter will, als allen Glaubenssystemen und Weltanschauungen gleiches Recht zu verschaffen.

Literarische Rundschau.

W. Schiſſ, *Internationale Studien über den Stand des Arbeiterschutzes bei Beginn des Weltkriegs*. 2. Heft: Der Schutz der Arbeiterinnen. Arbeitsverbote und Arbeitszeitvorschriften für erwachsene Männer. Berlin 1918, Springer. 64 Seiten.

Ungeachtet der Bestrebungen, den Arbeiterschutz durch den Völkerbund zu internationalisieren, ist diese Schrift beachtenswert, da sie zeigt, daß der Arbeiterschutz in den einzelnen Ländern sehr ungleichmäßig ausgebildet ist. Nahezu allgemein ist nur das Verbot der Verwendung von Arbeiterinnen im Bergbau unter Tag und in Europa auch das Verbot der gewerblichen Nachtarbeit der Frauen. Dem darauf bezüglichen internationalen Abkommen sind 14 europäische Staaten und einige außereuropäische Länder beigetreten. Untersagt ist die Nachtarbeit der Frauen ferner in ganz Australien, während sonst außerhalb Europas nur spärliche Vorschriften dieser Art bestehen. Für die Kulturstaaen außerhalb Europas, vor allem für die amerikanische Union, Kanada und Australien, ist es bezeichnend, daß sie die Arbeitsdauer der Frauen in weit größerem Umfang und intensiver beschränkt haben als die meisten europäischen Staaten. In bezug auf den Schutz der erwachsenen männlichen Arbeiter sind dagegen erst bescheidene Anfänge vorhanden. Eine Höchstarbeitsdauer für Männer in gewissen Betriebsgruppen ist in 15 Staaten Europas gesetzlich festgesetzt; zumeist gilt sie für Fabriken und für den Bergbau. Außerdem ist in verschiedenen Staaten eine Maximalarbeitsdauer der Männer für einzelne Gewerbe oder Arbeiten vorgesehen. Außerhalb Europas haben derartige Vorschriften noch keine nennenswerte Verbreitung gefunden. Die Einführung des Achtstundentags für alle Arbeiter in Deutschland und Österreich ist in der vorliegenden Abhandlung noch nicht berücksichtigt. Besondere Abschnitte geben Auskunft über die Entwicklung des Arbeiterinnen-schutzes und des Schutzes erwachsener Männer im zwanzigsten Jahrhundert. H. J e h l i n g e r.

Dr. Kurt Joachim Grau, *Grundriß der Logik*. 637. Bändchen der Sammlung »Aus Natur und Geisteswelt«. Leipzig und Berlin 1918. B. G. Teubner. VIII und 140 Seiten. Geheftet 1,20 Mark, gebunden 1,50 Mark.

Verfasser will »dem Schüler und Studenten, ja dem philosophisch Interessierten überhaupt einen kurzen, übersichtlichen Leitfaden in die Hand geben, der ihn über die Hauptfragen der Logik orientiert, über ihre verschiedenen Lösungsversuche und den gegenwärtigen Stand der Probleme, der ihm zugleich den Weg weist zu weiteren und tieferen Studien auf diesem nützlichen Gebiet menschlichen Wissens« (Vorwort, S. V). Das Büchlein bietet denn auch auf seinen 140 Seiten recht viel, für einen Anfänger fast zu viel. Denn es handelt nicht bloß von Begriff und Aufgabe der Logik, von deren Geschichte sogar eine kurze Skizze gegeben wird (S. 8 bis 18), sondern auch von deren verschiedenen Auffassungen; gibt ferner nicht bloß eine Darstellung der »logischen Elementarlehre«, das heißt der Logik im alten Sinne, als Lehre vom Begriff, Urteil und Schlußverfahren (S. 16 bis 101), sondern auch, wie mit einem Kant entlehnten Ausdruck gesagt wird, von der logischen »Methodenlehre«, das heißt dem wissenschaftlichen Untersuchungs- und Beweisverfahren (S. 102 bis 135). Dabei geht der Verfasser, der ein umfangreiches Wissen auf seinem Gebiet besitzt, höchst sorgfältig auch im einzelnen zu Werke, so daß wohl kaum eine wichtigere Frage der eigentlichen, von der Erkenntnistheorie allerdings geschiedenen Logik existiert, die nicht mindestens berührt wurde. Auf der anderen Seite ist die Form der Darstellung freilich auch, wie es bei solchen Grundrissen leider die Regel ist, recht trocken und, trotz der mannigfach eingestreuten Beispiele, bei aller Sachlichkeit und Gründlichkeit nicht sehr fesselnd; eben darum für den Schüler und zur ersten Einführung meines Erachtens zu hoch. Eher dem Fortgeschritteneren zu empfehlen, der zum Schluß auch ein reichhaltiges Literaturverzeichnis findet. K. V.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 26

Ausgegeben am 28. März 1919

37. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Gewerkschaften oder Räteystem?¹

Von August Ellinger.

Die Revolution hat den deutschen Arbeitern neben reichem politischem Segen auch wirtschaftliche Erfolge gebracht, deren Verwirklichung seit langem das Ziel der Gewerkschaften war. Es sei hier nur erinnert an die gesetzliche Festlegung des Achtstundentags, an den endgültigen Zusammenbruch des Herr-im-Hause-Standpunktes bei unserem Unternehmertum, an die Einführung einer ausreichenden Arbeitslosenunterstützung, an die gewaltige Steigerung des Einflusses der Arbeiterschaft bei Festsetzung der Lohn- und Arbeitsbedingungen und an die Schaffung der Voraussetzungen für eine weitgehende gewerbliche Demokratie. Um alle diese Dinge haben die Gewerkschaften seit Jahrzehnten mühsam gekämpft. Stück für Stück sind sie ihnen in den Industrien, wo ihre Organisationen stark und die der Unternehmer nicht übermächtig waren, nähergekommen, und manche im Vordergrund des gewerkschaftlichen Kampfes stehende Arbeitergruppe hatte diese Ziele wenigstens zum Teil schon erreicht. Aber in der Großindustrie, vor allem im Bergbau und in der Hüttenindustrie, war das Unternehmertum, auf seine Herrschaft im Staat und auf die Macht der Bajonette sowie auf seine gelben und unorganisierten Hilfstruppen gestützt, noch bis tief in den Krieg hinein, ja bis zum Ausbruch der Revolution so übermächtig stark, daß ihm die Gewerkschaften nur wenig anhaben konnten. Hier hat die Revolution gründlich Wandel geschaffen, indem sie die politische Macht in die Hände der Arbeiter und Soldaten legte und die alte Macht und Alleinherrschaft der Kapitalisten zerbrach.

Nach diesem Siege der Revolution fehlt es nun nicht an Leuten, die die Aufgaben der Gewerkschaften für erfüllt und diese selbst für überflüssig halten. Die Syndikalisten, die Nachfolger der ehemaligen Anarchosozialisten und Lokalisten Katerscher Richtung gehen sogar so weit, daß sie die gewerkschaftlichen Zentralverbände als ein Hemmnis für den Befreiungskampf des Proletariats bezeichnen, das nach ihrer Meinung unter allen Umständen beseitigt werden muß. Etwas Neues ist diese Stellungnahme für die Vertreter der »revolutionären Gymnastik« allerdings nicht. Diese Gewerkschaftszersplitterer haben die gewerkschaftlichen Zentralverbände immer fanatisch bekämpft, weil sie angeblich die Arbeiter in den Sumpf hineinführten. Neuerdings haben sie sich mit den Spartakisten und Kommunisten zu gemeinsamem

¹ In Nr. 24 hat bereits Genosse Hermann Müller das obige Thema behandelt; trotzdem veröffentlichen wir auch den Artikel des Genossen August Ellinger, des Redakteurs des »Grundstein«, da Ellinger die Frage teilweise von anderen Gesichtspunkten aus betrachtet und heute das sogenannte Räteystem in weiten Arbeiterkreisen lebhaft erörtert wird.

Die Redaktion der Neuen Zeit.

Kampf gegen die Gewerkschaften verbunden. Und zwar propagieren sie, weil sie selbst den während des Krieges geführten Kampf gegen die Gewerkschaften durch die eigenen unzufriedenen Mitglieder von innen heraus für aussichtslos halten, die Zerstörung der Gewerkschaften von außen. Der Reichskonferenz des Spartakusbundes, die Ende Dezember vergangenen Jahres in Berlin stattfand und die sich unter anderem auch mit der Einsetzung von Betriebs- und Werkstättenräten beschäftigte, legten sie zwei nach dieser Richtung gehende Anträge vor. In dem einen dieser Anträge wird die Zugehörigkeit zu einem gewerkschaftlichen Zentralverband als »unvereinbar mit den Zielen und den Aufgaben der kommunistischen Partei« erklärt; in dem anderen werden die angeschlossenen Organisationen aufgefordert, unverzüglich eine nachdrückliche Austrittspropaganda aus den Gewerkschaften zu entfalten. Die Mitglieder der kommunistischen Partei werden verpflichtet, sofort ihren Austritt aus den Gewerkschaften zu vollziehen.

Zur Begründung dieses Vorgehens wird in den Anträgen gesagt: Die Tarifvertragspolitik der gewerkschaftlichen Zentralverbände, die Abwärtung der Streiks und die systematische Unterbindung des sozialen Befreiungskampfes des Proletariats durch die Gewerkschaftsbürokratie sowie die ablehnende, ja feindliche Haltung der Verbandsführer gegen die sofortige Inangriffnahme der Sozialisierung der Produktionsmittel seien in ihrer Wirkung staatsbehaltend und darum revolutionsfeindlich. Die Taktik der Gewerkschaften habe vor und während des Krieges zu einer vollständigen Lahmlegung des revolutionären Klassenkampfes geführt. In der jetzigen Situation sei der Standpunkt von getrennt geführten wirtschaftlichen und politischen Kämpfen vollständig überholt. Da die Gewerkschaften nach allen bisherigen Erfahrungen von innen heraus nicht reformiert werden könnten, müßten sie von außen angegriffen und zerstört werden.

Auf Anregung von Rosa Luxemburg wurden diese beiden Anträge einer Kommission überwiesen, über deren Tätigkeit in dieser Sache bis jetzt nichts bekannt geworden ist. Allgemein bekannt ist aber, daß Anhänger des Spartakusbundes in mehreren Städten bald nach der Berliner Konferenz den Kampf gegen die Gewerkschaften im Sinne dieser Anträge praktisch aufgenommen haben. So hat man in Hamburg und Bremen auf Verlangen von Spartakisten die Bureaus der Gewerkschaften vorübergehend geschlossen und die Gewerkschaftsfunktionäre mit Gewalt an ihrer Tätigkeit verhindert. Als man die Bureaus infolge des Einspruchs der auf ihre Unterstützung wartenden Arbeitslosen wieder öffnen mußte, hat man die Tätigkeit der Gewerkschaften der Kontrolle der Arbeiter- und Soldatenräte unterstellt oder wenigstens zu unterstellen versucht. In Hamburg hat ferner ein Haufen aufgeregter Arbeiter einer Werftarbeiterkonferenz Verhandlungen über die Neuregelung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse auf den Werften unmöglich gemacht. Doch auch weiter rechts stehende Elemente sind der Meinung, daß die Gewerkschaften in Zukunft kein rechtes Betätigungsfeld mehr hätten. Sie vermessen darauf, daß den Gewerkschaften durch die gesetzliche Festlegung des Achtstundentags eine ihrer wichtigsten Aufgaben: der Kampf um die Verkürzung der Arbeitszeit, abgenommen worden sei, daß im übrigen die Lohn- und Arbeitsbedingungen von den Arbeiter- und Soldatenräten geregelt werden könnten, und daß nach Einführung der Arbeitslosenunterstützung durch das Reich auch das gewerkschaftliche Unterstützungs-

wesen nicht mehr nötig sei, so daß den Gewerkschaften von ihren ganzen bisherigen Aufgaben nicht mehr viel übrigbleibe.

Gegen diese optimistischen Anschauungen hat schon Genosse A. Knoll in Nr. 17 der Neuen Zeit Stellung genommen. Ich kann seinen Ausführungen über die fernere Notwendigkeit der Gewerkschaften nur beipflichten. Abgesehen davon, daß durch die Revolution nur Einzelverbesserungen, wenn auch sehr wichtige, erreicht worden, die Lohn- und Arbeitsbedingungen der Arbeiter im einzelnen aber noch längst nicht geregelt sind, halte ich es auch für einen schweren Irrtum, zu glauben, daß die Errungenschaften der Revolution auf wirtschaftlichem Gebiet ohne weiteres für alle Zeiten gesichert seien und daß es in Zukunft auch ohne Gewerkschaften leicht sei, die Lohn- und Arbeitsbedingungen dauernd zum Wohl und zur Zufriedenheit der Arbeiter zu regeln. Sicherheit für die Erhaltung und den weiteren Ausbau des Errungenen bieten nur starke wirtschaftliche Organisationen. Ohne deren unausgesetzte Aufklärungsstätigkeit und sonstige unermüdete zähe Vorarbeit wären die jetzigen revolutionären Erfolge niemals errungen worden. Die Revolution hat ja auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet nur fortgeführt und zum Teil vollendet, was von Partei und Gewerkschaften in langjähriger Arbeit unter fortgesetzten Kämpfen vorbereitet und bereits zum guten Teil durchgeführt war. Und sie konnte es nur vollenden, weil die straff organisierte Macht der deutschen Arbeiter hinter ihr stand, die Revolution leitete und ihre Erfolge alsbald durch Übernahme der politischen Gewalt gesetlich verankerte. Würde diese organisierte Macht zerstört, so würden damit die Grundlagen zerstört, in denen die Errungenschaften der Revolution verankert sind — und damit wären diese Errungenschaften selbst gefährdet.

Die Gewerkschaften haben aber in Zukunft nicht nur das durch sie selbst und durch die Revolution Errungene zu erhalten und weiter auszubauen, sondern sie haben auch neue Aufgaben in großer Zahl zu übernehmen. Sie haben, um nur einiges anzudeuten, jene Arbeit fortzuführen, die sie lange vor der Revolution zur Erringung der gewerblichen Demokratie eingeleitet haben. Sie haben gemeinsam mit den Unternehmern und der Staatsgewalt an dem Wiederaufbau unseres Wirtschaftslebens zu arbeiten, und sie haben schließlich auch bei der Sozialisierung unserer Wirtschaft als berufene Vertretung der Arbeiter mitzuwirken.

Übrigens halten auch die Syndikalisten in Zukunft gewerkschaftliche Organisationen noch vonnöten. Nur die Form, der Geist und die Taktik der heutigen Zentralverbände gefällt ihnen nicht. »Für die Führung der wirtschaftlichen Kämpfe und zur Übernahme der Produktion nach dem Siege der sozialen Revolution«, so heißt es in einem der schon genannten Anträge der Berliner Konferenz, »ist die Bildung revolutionärer, örtlich begrenzter Arbeiterorganisationen (Einheitsorganisation) notwendig. Diese Kampforganisationen haben ihre Tätigkeit im besten Einvernehmen mit der kommunistischen Partei und den zentralen Streikkommissionen auszuüben, die kommunistische Produktion vorzubereiten und durchführen zu helfen.« Und in dem anderen Antrag heißt es: »Für das revolutionäre Proletariat ist die wirtschaftlich-politische Einheitsorganisation geboten. Diese ist die kommunistische Partei Deutschlands.«

Während also nach diesen Anträgen die heutigen gewerkschaftlichen Zentralverbände zugunsten der lokalisierten-syndikalistischen Einheitsorganisation beziehungsweise der kommunistisch-spartakistischen Partei zertrümmert werden sollen, verlangen andere Linksradikale die *Abdankung der Gewerkschaften zugunsten des Räte systems*. Die Arbeiterräte sollen in Zukunft die Aufgaben der Gewerkschaften übernehmen. Man weist darauf hin, daß die Räte während der kurzen Zeit ihres Bestehens viel für die Arbeiter getan und weit mehr erreicht hätten als die Gewerkschaften mit ihrer Politik des Verhandeln und der Tarifverträge. In der Tat haben die Arbeiter- und Soldatenräte in der Revolutionszeit viel erreicht. In manchen Orten haben sie auf Wunsch einzelner Arbeitergruppen den Unternehmern dieser Gruppen Löhne diktiert, die die Gewerkschaften vielleicht nicht bekommen und auch nicht verlangt hätten, weil sie es nicht für richtig halten, unter Ausnutzung einer besonders günstigen Gelegenheit für eine Arbeitergruppe auf Kosten der Gesamtarbeiterschaft und der ganzen deutschen Volkswirtschaft Sondervorteile herauszupressen, die sich ohne schweren Schaden für die Allgemeinheit — und zum Teil auch für die damit beglückten Arbeitergruppen selbst — auf die Dauer gar nicht aufrechterhalten lassen. Bei diesem syndikalistisch-spartakistischen Vorgehen mußte man nicht selten zu der Meinung kommen, daß es einzig und allein darauf berechnet war, die Arbeiter gegen die Gewerkschaften aufzuheben und diesen ein ersprießliches Wirken zu erschweren. Indessen gilt das nur von einzelnen Arbeiter- und Soldatenräten. Die große Mehrzahl von ihnen ist so demagogisch nicht, sondern hat ohne weiteres die Gewerkschaften als berufliche Interessenvertretung der Arbeiter anerkannt und ihnen die Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen überwiesen.

Außer den materiellen Erfolgen der Arbeiter- und Soldatenräte in der Revolutionszeit werden dem Räte system von seinen Anhängern gegenüber den Gewerkschaften noch andere große Vorteile nachgerühmt. Vor allem wird von ihnen behauptet, daß sie, weil sie die Arbeiter ohne Rücksicht auf ihre Berufszugehörigkeit nach Betrieben in ihrer Gesamtheit erfassen, eine höhere Organisationsform seien als die Gewerkschaften, die die Arbeiter nur beruflich organisierten.

Dieser Hinweis ist nicht ganz ohne Berechtigung. Tatsächlich hat die berufliche Gliederung der Gewerkschaften, die ursprünglich durchaus notwendig war und die bis zu einem gewissen Grade auch in Zukunft nicht entbehrt werden kann, in manchen Großindustrien zu wenig befriedigenden Zuständen geführt. Man braucht sich nur an die Verhältnisse auf den Werften zu erinnern, wo eine ganze Reihe von Berufsgruppen in einem Betrieb beschäftigt sind und wo beispielsweise bei Lohnbewegungen sechs, acht oder mehr Organisationen zusammenwirken müssen. Das bringt Unzufräglichkeiten und Scherereien der verschiedensten Art mit sich, und es ist ganz einleuchtend, daß hier die betriebsmäßige Zusammenfassung aller Berufsgruppen in einer Organisation einen großen Vorteil bedeutete. Tatsächlich haben diese Unzufräglichkeiten, die sich auch in vielen Fabrik- und anderen Betrieben bemerkbar machen, dazu geführt, daß innerhalb der Gewerkschaften seit Jahren ein ständig fortschreitender Zusammenschließungsprozeß stattfindet. Von den einfachen reinen Fachverbänden ist man immer mehr zu den komplizierten Industrieverbänden übergegangen, und in

den Gewerkschaften selbst sind seit langem gewichtige Kräfte am Werke, die die betriebsmäßige Gliederung der Gewerkschaften fordern. Der Krieg hat diesen Zusammenschließungs- und Umgruppierungsprozeß unterbrochen, man darf aber überzeugt sein, daß die Verhältnisse nach dem Kriege die Fortführung dieses Prozesses erzwingen werden.

Von diesem Gesichtspunkt aus ist also die Ersetzung der Gewerkschaften durch das Räteystem nicht notwendig. Notwendig ist nur, daß die Gewerkschaften die nötige Beweglichkeit aufbringen und sich den Erfordernissen der Zeit und den neuen Verhältnissen anpassen. Sie dürfen sich auf wirtschaftlichem Gebiet nicht von außerhalb ihrer Reihen stehenden Elementen die Initiative aus der Hand nehmen lassen, sondern müssen darauf bedacht sein, aus sich selbst heraus die Organe zu entwickeln, die sich aus der Demokratisierung des Arbeitsverhältnisses, aus der Einführung des konstitutionellen Betriebssystems als notwendig ergeben.

Als Aufgabe der Arbeiterräte wird vor allen Dingen die Durchführung der gewerblichen Demokratie und des Sozialismus genannt. Die Arbeiterräte sollen sich aufbauen auf Betriebsräten, und diese Betriebsräte sollen mitwirken an der Leitung der Fabrik oder der sonstigen Unternehmung. Sie sollen die Lohn- und Arbeitsbedingungen mit regeln, die Rentabilität der Betriebe prüfen und zu diesem Zwecke auch in die Geschäftsbücher Einsicht haben. Einzelne Anhänger des Räteystems verlangen weiter, die Betriebsräte sollten die den Kapitalisten abzunehmenden und der Arbeiterschaft der Betriebe zu übertragenden Werke selber führen. Sie halten diese Art Eigentumsübertragung von einem großen auf eine Anzahl kleiner Kapitalisten für »Sozialisierung«. Diese Art Sozialisierung können nun wahrscheinlich die Gewerkschaften nicht mitmachen. Dagegen ist die Durchführung der gewerblichen Demokratie und die Mitarbeit bei der Verstaatlichung oder Kommunalisierung der dafür reifen Betriebe eine Aufgabe, die durchaus im Zuge der gewerkschaftlichen Tätigkeit liegt. Die Gewerkschaften fordern, wie schon eingangs betont, die gewerbliche Demokratie nicht erst jetzt; sie haben sie schon lange vor dem Kriege in die Wege geleitet und zum Teil auch verwirklicht. Wenn sie sie in der Großindustrie, wo ihre Organisationen verhältnismäßig schwach und die Unternehmer mit Hilfe der Gelben und anderen Stützen des Kapitals übermäßig stark waren, nicht verwirklichen konnten, so lag das nicht zuletzt an jenen ehemals gelben und indifferentsen Leuten, die heute als Anhänger des Spartakus die lautesten Schreier im Kampfe gegen die Gewerkschaften und für die Betriebsräte sind. Diesen Egoisten ist das Beitragszahlen und die Unterordnung unter den Willen einer organisierten Gesamtheit immer ein Greuel gewesen. Ihnen ist es in Wahrheit auch heute meist nicht um die Sozialisierung, sondern um die Durchsetzung selbstsüchtiger und antisozialer Bestrebungen zu tun.

Seltam und recht bezeichnend ist es, daß die Gewerkschaften der Einführung des Räteystems durch ihre alte Forderung auf Einführung von Arbeiterausschüssen in den Betrieben, die im Hilfsdienstgesetz ihre Verwirklichung fand, stark vorgearbeitet haben. Einen guten Teil der Aufgaben, die die Anhänger des Räteystems den Betriebsräten in Zukunft übertragen wollen, hatten nach dem Hilfsdienstgesetz die

Arbeiterausschüsse. Vor allem hatten sie bei der Festsetzung der Lohn- und Arbeitsbedingungen mitzuwirken, wenn auch mehr in anregendem und begutachtendem als in durchführendem Sinne. Die Gewerkschaften, die die Einrichtung solcher Ausschüsse verlangt haben, haben damit freiwillig einen Teil ihrer Aufgaben an außerhalb ihrer Organisationen stehende Körperschaften abgegeben, die sich nun nach ihrer Umbildung in Betriebsräte zum Teil als über den Gewerkschaften stehend betrachten und diesen die Existenzberechtigung absprechen.

In einzelnen gut organisierten Gewerben mit gut geregelten Arbeitsbedingungen hat man diese Entwicklung von Anfang an vorausgesehen und die Gefahr der Differenzen, die aus diesen doppelten wirtschaftlichen Interessenvertretungen der Arbeiter entstehen müssen, rechtzeitig erkannt. Deshalb haben zum Beispiel die Arbeiter- und Unternehmerverbände des Baugewerbes gleich nach Erlaß des Hilfsdienstgesetzes eine Vereinbarung getroffen, wonach im Baugewerbe nicht außerhalb der Gewerkschaften stehende Arbeiterausschüsse — die ja unter Umständen auch von Unorganisierten gewählt werden könnten und die für die Einhaltung der tariflich vereinbarten Lohn- und Arbeitsbedingungen gar keine Gewähr bieten —, sondern die gewerkschaftlichen Vertrauensleute der Arbeiter (Baudelegierte) die im Hilfsdienstgesetz vorgesehenen Funktionen der Arbeiterausschüsse ausüben sollen. Diese Vereinbarung hat sich gut bewährt, sie wurde deshalb nach Ausbruch der Revolution ausdrücklich erneuert. Sie war auch notwendig aus dem Grunde, weil man es im Baugewerbe zumeist mit kleinen und häufig wechselnden Arbeitsstellen zu tun hat, für die die Wahl von Arbeiterausschüssen — und das gleiche gilt von Betriebsräten — weit schwieriger ist als für feststehende industrielle Großbetriebe. In den Verordnungen der Revolutionsregierung über die Regelung der Arbeitszeit gewerblicher Arbeiter vom 23. November 1918, über Tarifverträge, Arbeiter- und Angestelltenausschüsse und Schlichtung von Arbeitsstreitigkeiten vom 23. Dezember 1918 und über die Einstellung, Entlassung und Entlohnung gewerblicher Arbeiter während der Zeit der wirtschaftlichen Demobilmachung vom 4. Januar 1919 wird dieser Sachlage Rechnung getragen und die Wahl von Arbeiter- und Angestelltenausschüssen in solchen Fällen ausdrücklich für überflüssig erklärt, wo die Arbeiter auf Grund eines für allgemein verbindlich erklärten Tarifvertrags eine andere Vertretung gegenüber dem Arbeitgeber haben. Es wäre auch nicht einzusehen, was in gut organisierten, tariflich geregelten Gewerben besondere, nicht aus der organisierten Arbeiterschaft hervorgegangene und unter Umständen zu den Organisationen im Gegensatz stehende Arbeiterausschüsse sollten.

Was für die Arbeiterausschüsse gilt, gilt auch für die Betriebsräte, die ja nur ein anderer Name für die gleichen Körperschaften, allerdings mit stark erweiterten Rechten, sind. In gut organisierten und tariflich geregelten Gewerben ist für solche außerhalb und vielleicht im Gegensatz zu den Gewerkschaften stehende Räte kein Platz. Dagegen liegt es durchaus im Zuge der gewerkschaftlichen Entwicklung, wenn die Gewerkschaften aus sich heraus Körperschaften bilden, die in den Betrieben die Interessen der Arbeiter vertreten und die gleichzeitig die Organe darstellen, deren die Gewerkschaften zur Verwirklichung der gewerblichen Demokratie und zur planmäßigen Sozialisierung unserer Wirtschaft bedürfen. Durch die Schaf-

fung solcher Körperschaften wird nur — dem gesteigerten Einfluß und den gesteigerten Aufgaben der Gewerkschaften entsprechend — das Vertrauensmännersystem weiter ausgebaut, das die Gewerkschaften in allen tariflich geregelten Gewerben als Bindeglieder zwischen sich und den organisierten Arbeitern der Betriebe sowie als Vertretung der organisierten Betriebsarbeiter dem Unternehmer gegenüber schon lange haben. Den Gewerkschaften, die möglichst alle Arbeiter eines Berufs oder Industriezweigs fest in sich vereinen sollen, bliebe dann nach wie vor die Aufgabe, die Lohn- und Arbeitsbedingungen für alle Berufsangehörigen bindend zu regeln. Die Betriebsvertrauensleute, Betriebsausschüsse oder Betriebsräte — der Name tut hier nichts zur Sache — hätten dagegen die Aufgabe, die Durchführung der vereinbarten Lohn- und Arbeitsbedingungen in den Betrieben zu überwachen und die Betriebsführung im Sinne der gewerblichen Demokratie weitgehend zu kontrollieren.

Etwas anders liegen die Verhältnisse heute noch in den Gewerben und Industrien, wo die Arbeiter schlecht organisiert sind und eine tarifliche Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen bislang nicht möglich war. Hier kann vielleicht das System der Arbeiterausschüsse oder der Betriebsräte vorübergehend helfen. Aber auf die Dauer kann es die Gewerkschaften auch hier nicht ersetzen. Es leistet die wertvollste Arbeit, wenn es dazu beiträgt, daß auch in diesen Industrien die Gewerkschaften rasch erstarken, die Lohn- und Arbeitsbedingungen regeln und die Durchführung der gewerblichen Demokratie selbst in die Hand nehmen. Wenn sich dann die Gewerkschaften selbst entsprechend den Erfordernissen der Neuzeit stetig entwickeln, scheint mir die Frage: Gewerkschaften oder Räteystem? zum höchsten Nutzen der Arbeiter gelöst zu sein.

Parteitag?

Von Arno Franke.

Wenn Paul Singer, der unübertreffliche Parteitagsvorsitzende, einen Parteitag schloß, wies er in seiner Schlussrede stets auf die einigende, ordnende und richtungsgebende Wirkung hin, die von den Parteitagen der Sozialdemokratie ausgehe. Das war in ruhigen Zeiten, als noch die politischen Erscheinungen, so vielgestaltig sie sein mochten, sich in ihrer Wirkung auf die Partei verhältnismäßig gleichblieben. Die politischen und ökonomischen Verhältnisse behielten im wesentlichen die gleiche Struktur, und die Stellung zu ihnen war im ganzen gegeben. Trotzdem bestand der allgemeine Grundsatz, daß ein von allen organisierten Parteigenossen gewählter Parteitag in jedem Jahre von neuem die Stellungnahme der Partei zu den politischen Fragen festzusetzen und die Parteitaktik auf ihre Richtigkeit zu prüfen habe.

Als die Partei im Jahre 1914 den neuen Parteitag vorbereiten wollte, plagte in diese friedliche Kampfarbeit der Weltkrieg hinein. Daher ist die Tagung vom Jahre 1913 bislang der letzte allgemeine Parteitag geblieben; denn der während des Krieges abgehaltene Würzburger Parteitag ist als allgemeiner Parteitag kaum zu rechnen, da er nur ganz bestimmte Aufgaben des Augenblicks zu lösen hatte. Fünf Jahre ohne Parteitag! Und zwar fünf

Jahre, die die Welt umgestaltet, die fast allen politischen und ökonomischen Verhältnissen ein neues Gesetz gegeben haben. Die Sozialdemokratie hat sich gespalten. Die Partei, die 1913 noch an einem Strang zog, ist in zwei Teile zerfallen, und auch der abgesplitterte Teil ist von verschiedenen, sich widerstreitenden Prinzipien beherrscht. Die Regierung und der ausschlaggebende politische Einfluß sind in die Hände der Sozialdemokratie übergegangen. Die Gegner von links stehen jetzt in schärfster Opposition gegen die sozialdemokratische Regierungspartei, und die alten Widersacher auf der Rechten machen aus ihrem Mißvergnügen an der Neugestaltung der politischen Dinge kein Hehl. Die Partei hat noch nie eine Zeit durchlebt, in der das Bedürfnis nach innerer Festigung und nach Klarheit in der Beurteilung der Zeitfragen annähernd so stark gewesen wäre wie im Augenblick.

Woher könnte solche Festigung aber kommen?

Auf diese Frage kann es nur eine Antwort geben: sie kann nur von einem allgemeinen Parteitag ausgehen. Von irgendeiner Art Parteitagsersatz darf solche Wirkung nicht erwartet werden. Man kann daher auch der Partei nicht zumuten, sich heute nach fünf parteitagslosen Jahren, nach dem Weltkrieg und nach der Revolution, mit einem Parteitagsersatz abfinden zu lassen.

Im »Vorwärts« vom 11. März nimmt zu der Angelegenheit ein Mitglied des Parteivorstandes das Wort. Es werden die Schwierigkeiten aufgezählt, die der Einberufung eines Parteitags entgegenstehen. Man könne, meint der Verfasser, nicht die wichtigsten Parteigenossen acht Tage lang aus dem ganzen Reiche zu einem Parteitag zusammenberufen; die besetzten Gebiete könnten überdies nicht »ordnungsgemäß« vertreten sein usw. Schließlich heißt es:

Der Parteivorstand hat sich mit der Fraktion dahin verständigt, daß am Sonnabend, den 22. März, nachmittags und Sonntag, den 23. März in Weimar eine gemeinsame Sitzung von Parteiausschuß, sozialdemokratischer Fraktion der Nationalversammlung und Kontrollkommission stattfindet, in der die schwebenden politischen und organisatorischen (!!) Fragen eingehend besprochen werden sollen und insbesondere über die Möglichkeit der Abhaltung eines Parteitags zu entscheiden sein wird. Die Beteiligten sind sich wohl bewußt, daß eine solche Zusammenkunft kein Ersatz auch nur für einen Notparteitag sein kann, aber immerhin sind nach Einführung des Verhältniswahlrechts doch in der Fraktion wie im Parteiausschuß alle Bezirke angemessen vertreten.

Bei den heutigen Verkehrsverhältnissen ist als sicher anzunehmen, daß die geplante gemeinsame Sitzung gewesen ist, wenn diese Zeilen in die Hände der Leser der Neuen Zeit kommen. Wie die Entscheidung der Instanzen aber auch dann ausgefallen sein möge, in der heutigen Zeit ist die Frage eines Parteitags von grundsätzlicher Bedeutung, so daß sich unbeschadet der in Aussicht gestellten Entscheidung der Instanzen ein näheres Eingehen auf die Frage rechtfertigen dürfte.

Das Mitglied des Parteivorstandes, auf das sich der »Vorwärts« beruft, verkennet meines Erachtens die Lage der Partei, wenn es sagt, der Wunsch der Parteimitglieder nach einem Parteitag sei »hervorgerufen durch das Bestreben, ihre Organisationen auch in der Form den veränderten Verhältnissen anzupassen«. In Wirklichkeit sind es ganz andere Dinge, die die Gesamtheit der Parteigenossen die Einberufung eines Parteitags

fordern läßt: es sind rein politische Fragen. Natürlich ist nach fünf parteitagslosen Jahren kein Parteitag denkbar, der sich nicht auch mit organisatorischen Fragen beschäftigen müßte; aber auf dem kommenden Parteitag dürften diese Fragen doch von untergeordneter Bedeutung sein. Wie liegen denn die Dinge jetzt in der Partei? Kein Beobachter der inneren Parteivorgänge kann sich der Einsicht verschließen, daß über die großen Fragen, die der Weltkrieg und die Revolution, das unglückliche Kriegsende und die dadurch geschaffene weltpolitische Lage die widersprechendsten Anschauungen unter den Parteimitgliedern bestehen. Es herrscht allgemeine Unklarheit, und diese Unklarheit hat, allmählich, aber ständig die Parteigenossen um sich ergemacht. Die Partei, die sich früher selbst bei den Gegnern des Rufes erfreute, daß sie ihre Anhänger fest in der Hand habe, erlebt heute Schwankungen, wie sie am besten illustriert werden durch den unterschiedlichen Ausfall der Wahlen zur Nationalversammlung einerseits und zu den preußischen Gemeindevahlen andererseits. Dem Parteilfunktionär, der nicht nur große Paradeversammlungen abhält, in denen sich die Partei sozusagen im Festtagsstaat präsentiert, sondern häufig kleineren Bezirksversammlungen und intimen Zusammenkünften der tätigen Genossen beiwohnt, kann es nicht entgangen sein, daß in den großen Fragen, vor deren praktische Lösung sich die Partei gestellt sieht, ein Wirrwarr der verschiedensten Meinungen obwaltet, der nach und nach die Partei zum Spielball von reinen Zufälligkeiten zu machen droht.

Betrachten wir einige der nächstliegenden und dringenden dieser Fragen, über die unbedingt Klarheit geschaffen werden muß, betrachten wir sie nach der Reihenfolge des Interesses, das die deutsche Arbeiterschaft an ihnen nimmt.

Da ist zunächst die Frage des Friedensschlusses und die Frage der Stellung der Internationale zu diesem Friedensschluß. Es ist gewiß sehr bequem, zu sagen: Wir haben augenblicklich keine Internationale, oder sie funktioniert jetzt wenigstens nicht; wir haben infolgedessen auch kein Recht, irgendwelche Hoffnungen auf diese Internationale zu bauen. Das hat sicherlich einen Schein von Wahrheit, ist vielleicht auch die Wahrheit; aber es wäre immerhin zu erwägen, welche Wirkung eine Erörterung dieser Dinge auf einem allgemeinen deutschen sozialdemokratischen Parteitag auf die Internationale haben könnte und würde. Die deutsche Regierung steht nächstens vor der Entscheidung, ob sie die ungeheuerlichen Friedensbedingungen der Entente annehmen oder ob sie sich gegen die Zumutungen des Entente-kapitalismus wehren soll. Vermessen sich die Genossen, die augenblicklich in der Regierung sitzen, diese Frage am grünen Tische zu verledigen, ohne sich über die Stimmung in ihrer Partei, die die größte politische Partei Deutschlands ist, unterrichtet zu haben? Die Frage ist doch einfach die, ob Deutschland, natürlich in erster Linie das arbeitende Deutschland, auf Menschenalter hinaus der Zinsknecht der Entente werden, oder ob es die Ungewißheit eines vertragslosen Zustandes, eines halben Kriegs- oder eines halben Friedenszustandes, tragen soll.

Es drängt sich die weitere Frage auf, ob sich in diesen beiden Eventualitäten, Ausblutungsfrieden oder Fortdauer der friedenslosen Zeit, die Sachlage erschöpft oder ob nicht für uns die Möglichkeit besteht, diesen beiden

Schrecknissen zu entgehen. Schließlich ist auch die Frage nicht ohne Belang, welche Konsequenzen sich für die deutsche Sozialdemokratie ergeben, wenn eine der obigen Möglichkeiten eintritt.

Das Mitglied des Parteivorstandes, auf das sich der »Vorwärts« bezieht, erkennt ferner auch, daß die jetzige Zusammensetzung des Parteivorstandes ein Übel ist. Es sei selbstverständlich, sagt es, daß die Parteileitung einer Ergänzung bedürfe, nachdem Ebert ausgeschieden und Scheidemann durch die Geschäfte des Reichsministerpräsidenten in weitestem Umfang in Anspruch genommen sei. Aber welcher Art soll diese Ergänzung sein? Wenn in demselben Artikel gesagt wird, daß »wegen Vornahme einer solchen Ergänzung schon seit einiger Zeit Verhandlungen schweben«, dann läßt das die Annahme zu, daß die Instanzen den Parteivorstand vorläufig ohne die Inanspruchnahme eines Parteitags ergänzen wollen. Das würden sicherlich viele Parteigenossen im gegenwärtigen Moment, in dem es ganz besonders auf die betreffenden Personen ankommt, für höchst bedenklich halten. Darüber hinaus kommt aber in Betracht, daß der Parteivorstand endlich einmal neu gewählt werden muß. Diese Forderung muß schon aus formalen Gründen erhoben werden. Wie man heute, wo die Möglichkeit der Einberufung eines Parteitags gegeben ist, noch im Parteivorstand der Meinung sein kann, die Partei könne noch länger ohne Parteitag auskommen, begreife ich nicht.

Gerade in der Angelegenheit des Parteivorstandes aber handelt es sich noch um ein Weiteres: es wird die höchste Zeit, daß der Parteitag die Frage untersucht, ob unter den gegenwärtigen Umständen und unter den komplizierten politischen Verhältnissen, die die nächste Zukunft bringen wird, die Vereinigung eines Regierungsamtes und eines Parteivorstandesamtes in einer Person der Partei und ihrer Situation förderlich sein kann. Diese Frage wird nach den Erfahrungen der letzten Zeit in weiten Kreisen der Partei verneint, und die sie verneinen, haben manche stichhaltigen Gründe. Auch der größte Optimist wird kaum der Ansicht sein, daß heute und in der Zukunft sich die Regierungsinteressen und die sozialdemokratischen Parteinteressen immer vereinigen lassen. Diese Einheit der Interessen würde nicht einmal unter einer sozialdemokratischen Parlamentsmehrheit gegeben sein. Auch da würde die Partei am besten gedeihen, wenn die Regierung und die Leitung der die Parlamentsmehrheit bildenden Partei unabhängig voneinander wären. Wie die Dinge heute liegen und wie sie bis auf weiteres bleiben werden, wird sich keine Regierung auf ein reines Parteiprogramm stützen oder gar danach ausschließlich handeln können. Für ein sozialdemokratisches Parteivorstandsmitglied, das Mitglied der Regierung ist, wird sich daher notwendig der fortgesetzte Zwang ergeben, manche Parteigrundsätze außer acht lassen zu müssen. Man wird mir vielleicht erwidern, daß die gleichen Argumente sich überhaupt gegen den Eintritt von Parteimitgliedern in eine Regierung anwenden ließen. Das trifft indessen nicht zu. Die Regierungsarbeit ist Dienst für die Allgemeinheit, die ganze Staatsgemeinschaft. Eine Regierung hat daher billigerweise auf die berechtigten Interessen aller Kreise eine gewisse Rücksicht zu nehmen. Der Vorstand einer Partei dagegen hat die Interessen der Partei wahrzunehmen. Er wird mit der Regierung über das Maß, in dem gerade die Interessen seiner Partei Berücksichtigung verdienen, deshalb kaum jemals völlig einig werden. Trifft dies

schon bei allen politischen Parteien zu, dann jedenfalls um so mehr bei einer ausgesprochenen Klassenpartei, wie es die Sozialdemokratie heute noch ist.

Auch über Fragen der praktischen allgemeinen Politik kann in der Partei auf keine andere Weise Klarheit geschaffen werden als durch einen Parteitag. Da ist die Frage der Arbeiterräte, da ist das Räteystem. Nur Optimisten können glauben, die Sache könne ohne gründliche Erörterung in den dem Parteitag vorangehenden Versammlungen, ohne das Material, das die aus dem Kreise der Arbeiterschaft dem Parteitag vorgelegten Anträge bieten, für die Partei in irgendwie entschieden werden. Was die Arbeiterräte geleistet haben, was sie jetzt sind, was sie in Zukunft leisten und was sie werden könnten, welche Stellung sie nach der Auffassung der Partei zu den Gewerkschaften einnehmen müßten, ohne ihnen ins Gehege zu kommen, welche Kompetenzen sie den Behörden und der Regierung gegenüber haben müßten, darüber gehen die Meinungen in der Partei derart weit auseinander, daß selbst die Autorität eines allgemeinen Parteitags kaum genügen wird, auch nur die notwendigsten Richtungslinien festzustellen. Diese Richtungslinien aber brauchen wir sehr dringend. Es herrscht geradezu ein Hunger nach Klärung. Wenn fünf Sozialdemokraten die Frage der Arbeiterräte diskutieren, so kann man sicher sein, auf sechs Meinungen zu stoßen. Das Gefährliche an der Sache ist aber, daß unsere Gegner von links, die Unabhängigen, auf ihrem jüngst abgehaltenen Parteitag zu diesen Dingen schon Stellung genommen haben. Wenn diese Stellung auch utopistisch und so gut wie unhaltbar ist, so haben die Unabhängigen doch den Vorteil, daß sie in dieser, die Arbeiterschaft lebhaft beschäftigenden Angelegenheit mit festen Grundsätzen in die Öffentlichkeit treten können, so daß ihre Lage der unsrigen gegenüber trotz aller Mängel ihrer Beschlüsse die bessere ist.

Ähnlich steht es mit der Sozialisierung. Nur die Autorität eines Parteitags kann die Parteigenossen auch hier richtungsgebend beeinflussen. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß es weite Kreise in der Partei gibt, die eine umfangreichere Sozialisierung für möglich halten, als sie von der Regierung und vielen Sachverständigen für durchführbar gehalten wird. So haben Kautskys Sozialisierungsvorschläge, so unhaltbar, so irrational sie in wirtschaftlicher Hinsicht sein mögen, doch bei vielen Parteigenossen Anklang gefunden. Woran liegt das? Weil die Sozialdemokratische Partei den Genossen keinen festen Anhalt geboten hat, der auf Authentizität Anspruch machen kann. Die Ansprüche, die diese Frage an die praktische Politik der Partei erhebt, sind neu. Kein Parteivorstand, keine Fraktion, keine andere Instanz hat bei den Arbeitern die Autorität, daß sie in die Öffentlichkeit treten und sagen könnten: So, dies ist die Stellung der Sozialdemokratie zu den Sozialisierungsfragen. Diese Autorität hat allein der Parteitag.

Die Instanzen haben heute nun mal in diesen Fragen weniger Autorität als je zuvor. Ein Votum des Parteivorstandes wäre belastet mit dem Verdacht, daß die Entscheidung diktiert sei von dem Interesse der Regierung, die unter der Mitwirkung von Parteivorstandsmitgliedern ihre Stellung zu der Sache schon festgelegt hat. Auch die Fraktion der Nationalversammlung erscheint manchem der Parteigenossen bereits zu sehr engagiert von ihrer bisherigen Stellung im Parlament, um in diesen Fragen zu rein sachlichen

und parteipolitisch maßgebenden Ergebnissen zu kommen. Das Mitglied des Parteivorstandes, auf das sich der »Vorwärts« beruft, führt allerdings ins Feld, daß Fraktion und Parteiausschuß die nötige Autorität zu solchen Entscheidungen hätten, weil jetzt in den beiden Instanzen »alle Bezirke angemessen vertreten« seien. Darauf kommt es heute gar nicht an. Ebensovienig wie die Tatsache, daß manche besetzten Gebiete nicht vertreten sein könnten, gegen die Möglichkeit der Abhaltung eines Parteitagss spricht, ebensovienig ist die obige Frage das Entscheidende.

Woher nimmt der Parteitag die Autorität zur Schaffung von Richtlinien in den erwähnten Fragen? Seine Autorisation würde aus der offenkundigen Tatsache fließen, daß er eigens dazu gewählt sei, diese Fragen zu behandeln, denn die Wahl der Delegierten würde wahrscheinlich allein nach dem Gesichtspunkt erfolgen, wie sich die Kandidaten zu diesen einzelnen Fragen stellen würden. Mit einem Worte, der unter solchen Umständen gewählte Parteitag würde die Meinung der Parteigesamtheit über alle Fragen, die er zu erledigen hätte, annähernd getreu widerspiegeln.

Diese praktische Eigenschaft hat keine der Instanzen, die in Weimar beraten sollen. Es ist deshalb nach meiner Ansicht auch nur der Parteitag berufen, in diesen Dingen Klarheit zu schaffen. Technische Schwierigkeiten für die Einberufung des Parteitags darf es nicht geben. Es stehen zu große Interessen auf dem Spiele.

Die Zukunft der Ehe.

Von Hans Marchwald.

Wenn die Schilderungen der Agitationsreden des Zentrums und der Rechten aus früheren Zeiten zutreffend gewesen wären, hätte die erste Tat der sozialdemokratischen Volksbeauftragten im November die »Abschaffung« der Ehe sein müssen. Da »die Volksbeauftragten« zu den bürgerlichen Freiheiten, die sie eiligst verwirklichten, neben der Pressfreiheit und der Freiheit der Schaubühne nicht auch die »freie Liebe« zählten, ist im letzten Wahlkampf das Wehegeschrei über die von der Sozialdemokratie erstrebte »Unmoral« zügellosen Geschlechtsverkehrs ohne die »heilige« Ehe einigermaßen verstummt. In vier Kriegsjahren ist überdies von den schwachen Ansätzen ehelicher »Treue«, die vorher in der »gesitteten« Welt hier und da zu finden waren, so viel verloren gegangen, daß selbst eifrigen München-Gladbachern die Berührung dieses Themas nicht als lockender Köder an der Wahlangel erschien.

Der erhöhte Einfluß, den die Sozialdemokratie auf die Gestaltung der Geseze und Staatseinrichtungen gewonnen hat, verpflichtet uns, einem Problem näherzutreten, das nächst der Ernährungsfrage das wichtigste für die Menschheit ist. Nächst dem Mangel an unentbehrlichen Bedarfsgegenständen gibt es nichts, was den Menschen so das Leben vergällt wie unerfreuliche Ehebeziehungen. Und fast jede Ehe ist unerquicklich; glückliche Ehen fallen den Menschen nicht viel häufiger zu als das große Loß.

Die Frage ist, welches Ideal sich bezüglich der Beziehungen zwischen Mann und Frau aus den sozialen Verhältnissen der Gegenwart für die sozialistische Zukunftsgesellschaft ergibt und wie wir uns diesem Ideal praktisch

zu nähern vermögen. Wo der Gedanke an die Befestigung der Ehe auch in freigeistigsten Kreisen auf »moralische« Bedenken stößt, geschieht das nicht zum wenigsten auf Grund eines Mangels an Unterscheidung zwischen zwei Begriffen, die beide als »Ehe« bezeichnet werden.

Die »Ehe« ist entweder ein juristischer oder ein romantischer Begriff. Die Doppelsinnigkeit des Wortes wird einem sofort aus der abstrakten Definition klar, die Ibsens Nora dem »Wunderbarsten« gibt. Dieses höchste der Wunder tritt ein, wenn Nora und Helmer sich »so verändern, daß ein Zusammenleben« zwischen ihnen beiden »eine Ehe« werden könnte. Die Ehe als juristischer Begriff ist aber nichts als ein Rechtsverhältnis, aus dem die mit den Mitteln der Staatsgewalt erzwingbaren Rechte und Pflichten der bürgerlichen Ehegesetze folgen. Eine solche »Ehe« besteht zwischen Nora und Helmer so lange, bis eine etwaige Ehescheidung auf Grund eines Urteils des zuständigen norwegischen Landgerichtes nach Paragraph soundso rechtskräftig geworden ist.

Wenn trotzdem ein Wunder geschehen muß, damit beiden »eine Ehe« erst ermöglicht wird, so liegt das an Noras ganz und gar unjuristischer Denkungsart, die sie eine Urkundenfälschung bedenkenlos begehen ließ. Die Ehe als romantischer Begriff ist ein auf gegenseitiger Liebe und freiwilliger dauernder Treue beruhendes Zusammenleben zwischen einem Mann und einer Frau. Selbst der größte Libertiner des Sexuallebens wird »die Ehe« im romantischen Sinne dieses Ausdrucks als Ideal, wenn auch als unerreichbares, ansehen. Dieses Ideal ist leicht zerstört. Für es gilt kategorisch das Bibelwort: »Wer ein Weib anschaut, seiner zu begehren, der hat in seinem Herzen schon die Ehe gebrochen«.

Ob nun der Sozialismus »das Wunderbarste« verwirklichen und die Menschen so verändern wird, daß ein Zusammenleben zwischen Mann und Weib ebensooft »eine Ehe« im romantischen Sinne werden wird, wie es heute das Gegenteil ist, soll hier nicht näher erörtert werden. Mit erzwingbaren Rechtsnormen läßt sich jedenfalls kein Verhältnis zwischen Mann und Weib aus den Niederungen der Gleichgültigkeit zur erhabenen Größe dauernden Liebesglücks umgestalten. Wo die Ehe als romantischer Begriff verwirklicht ist, hat sie als juristischer Begriff aufgehört. Liebende Gatten interessieren sich nicht dafür, welche Rechte und Pflichten ihnen das Bürgerliche Gesetzbuch auf Grund ihrer Ehe zuspricht. Gäbe es nur glückliche Ehen, so wäre die Abschaffung des Rechtsinstituts der Ehe selbst mitten in der kapitalistischen Gesellschaft in dem Augenblick mühelos möglich, in dem allen Kindern die gleichen Ansprüche an ihre Erzeuger vom Gesetz zugesprochen würden. Da die meisten Ehegatten aber durchaus nicht wie girrende Turkeltauben miteinander leben, ist zu prüfen, ob und inwieweit die Ehe als juristischer Begriff etwa die Schwachen gegen die Starken schützt und unentbehrlich ist.

In einer vollentwickelten sozialistischen Gesellschaft wird die Fürsorge aller für alle verwirklicht sein. Hoffentlich wird bald mit einer Sozialisierung der Hauswirtschaft der Anfang gemacht werden. Die Errichtung von Zentralküchen, von Zentralheizungen, von Organisationen zur Säuberung der Wohnungen und zur Instandhaltung von Kleidung usw. stößt auf weit geringere ökonomische Schwierigkeiten als die Sozialisierung der Landwirtschaft und des bisher nicht kartellierten Teiles der Industrie. Die sozia-

listische Gesellschaft wird die Prämie abschaffen, die von der kapitalistischen für die freiwillige oder unfreiwillige Sterilität gezahlt wird. Solange unter sonst gleichen Umständen jeder um so weniger zu entbehren braucht, je weniger Kinder er hat, können weder Ermahnungen noch Strafvorschriften die Neigung zum Gebären erhöhen. Die Prostitution und die Kindesabtreibung bleiben — allerdings in engen Grenzen — noch möglich, solange zwecks Hebung der Produktion, zwecks Förderung körperlicher oder geistiger Leistungen eine nennenswerte Besserstellung des einen im Vergleich mit dem anderen unvermeidlich ist; also zum Beispiel der Mann einer berühmten Frau Ausflucht auf Leckerbissen, auf Komfort in Wohnung und Kleidung, auf Vergnügungsreisen und exquisite Weine hat, die dem entgegen, den des Herzens Stimme und des Schicksals Wille an eine niedliche Putz-
macherin fesseln, deren Durchschnittsleistungen zu keinen übermäßigen Gegengaben Anlaß bieten. Falls noch Jahrhunderte nötig sein sollten, bis Ehrgeiz und Erziehung zu allseitig sozialisierter Arbeit in Verbindung mit einer Produktionshöhe, die jedem ein hohes Maß von Wohlstand erlaubt, als Ansporn für den Betätigungseifer jedes einzelnen genügen, wird eben auch die Ehefrage noch jahrhundertlang auf ihre reiflose Lösung harren müssen.

Wenn für alle Kinder, welches immer ihr Ursprung sein mag, unbedingt von der Gesellschaft gesorgt wird, wenn weiter den Frauen als gleichverpflichteten und gleichberechtigten arbeitenden Gliedern der Gesellschaft jede Schutzbedürftigkeit als »wirtschaftlich Schwächeren« im Vergleich mit den Vätern ihrer Kinder genommen wird, hat die Ehe als juristischer Begriff ihren Inhalt verloren. Das Zukunftsproblem bleibt dann: Wie ist freie Liebe möglich, ohne daß den Männern das Bewußtsein entgeht, eigene Kinder zu haben, und die Freude, auf die Erziehung derer einzuwirken, die sie für ihre Kinder halten? Dieses Problem ist für den von vornherein gelöst, der überzeugt davon ist, daß mit dem Fortfall der Ehe als eines juristischen Begriffs die Ehe im Sinne des romantischen Begriffs Gemeingut aller werden wird, und daß man mit John Henry Mackay wird sagen können:

Recht spreche jedem einzig sein Gewissen,
Und wo es schweigt, ist nicht das Urteil dein!
Wenn der Gesehe letztes Blatt zerrissen,
Wird ausgelöscht die letzte Sünde sein!

Die Ehegesetze hindern nicht, daß auch heute der Glaube der Männer an ihre Vaterschaft auch innerhalb der Ehe nichts als eine Sache des Vertrauens ist. Um aber nach Abschaffung der Ehe als einer Rechtsinstitution den Vätern die Möglichkeit von Rechten an ihren Kindern zu garantieren, wird es genügen, daß jeder, der mit seiner Zustimmung von der Mutter eines Kindes als dessen Vater bezeichnet worden ist, väterliche Rechte über das Kind für sich in Anspruch nehmen kann.

Wenn die letzten Reste der kapitalistischen Ausbeutung aufgehört haben werden, wenn Zinsen, Unternehmervergewinn und Grundrente verschwunden sein werden, wenn das Erbrecht sich höchstens auf einen Anspruch auf einige hinterlassene Verbrauchsgegenstände beschränken, wenn die Gesellschaft für die Kinder sorgen und die Notwendigkeit der Fürsorge des einzelnen Mannes für die einzelne Frau vollends in Fortfall gekommen sein

wird, hat die Stunde der Ehe als einer Rechteinrichtung geschlagen. Da wir nun aber heute noch in der hochkapitalistischen Phase der Menschheitsgeschichte leben, die man auch als die frühsozialistische bezeichnen kann, fragt sich, welche Gesetze der Übergangsperiode angemessen sind. Die oft erörterten sozialpolitischen Seiten der Sache (Mutterschaftsversicherung, Wohnungsfürsorge, Krippen, Erziehungsanstalten, gleicher Lohn bei gleicher Leistung für Mann und Frau) sind zwar die wichtigsten, fallen aber außerhalb des Rahmens dieses Artikels. Was von der Sozialdemokratie sofort verlangt werden muß, ist die Beseitigung des strafrechtlichen Schutzes der Ehe neben ihrem zivilrechtlichen. Das Strafgesetzbuch hat die Sache schon so eingerichtet, daß die Bestrafung des Ehebruchs nur in Ausnahmefällen vorkommt. Der Strafantrag seitens des in seinen Rechten gekränkten Teiles wird nicht angenommen, bevor ein rechtskräftiges Urteil auf Scheidung der Ehe wegen jenes Ehebruchs vorliegt. Wer im ersten Zorn den tötet, der sein Liebesglück zerstört hat, ist allgemeinen Mitleids gewiß; wer nach langweiliger Erledigung schwerfälliger, juristischer Formalitäten an verliebten Ausreißern durch kriminelle Ahndung kleinlich-boshafte Rache übt, erregt Zuneigung höchstens für die — Angeklagten. Ganz wie in Prozessen wegen Ankaufs von Schmuggelware würden die meisten christlichen Richter sich auch in Ehebruchsprozessen für befangen erklären, wenn sie an die biblischen Jesuworte dächten: »Wer unter euch ist ohne Schuld, der hebe den ersten Stein auf wider sie.« Die Republik sollte keine Gefängnisse mehr der Befriedigung tödlicher Privatrage zur Verfügung stellen. Auf große parlamentarische Schwierigkeiten wird die Aufhebung des Ehebruchsparagraphen kaum stoßen können, denn da die katholische Kirche grundsätzlich die Ehescheidung verwirft, kann die »Christliche Volkspartei« sich nicht gut an einen Paragraphen klammern, der nur nach vollzogener Scheidung anwendbar ist.

Zivilrechtlich ist die Erleichterung der Ehescheidung eine dringende Forderung. Vor Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches durften im größten Teil Deutschlands wenigstens kinderlose Ehen »wegen gegenseitiger Abneigung« geschieden werden. Bei der Beratung des Bürgerlichen Gesetzbuches bemühte sich die Sozialdemokratie, diesen Scheidungsgrund — und zwar nicht nur bei Kinderlosigkeit der Eheleute — weiter gelten zu lassen und auch noch die einseitige unüberwindliche Abneigung als Trennungsgrund einzuführen. Dieser Ausweg führt aber zu der noch heute in österreichischen Ehescheidungsprozessen erprobten, jedem Schwankdichter als Objekt dringend zu empfehlenden Methode der Feststellung der subjektiven Gefühle scheidungs-lustiger Ehegatten durch ein hohes Richterkollegium. Ein leichtlebiger Assessorchen, das mit einem verknocherten alten Junggesellen von Landgerichtsdirektor im Beratungszimmer diskutiert, ob die entzückende kleine Frau X. nur aus Laune oder aus wirklich unüberwindlicher Abneigung vom verspießerten Ehegemahl loskommen will, würde schwerlich in den Rahmen sozialistisch-demokratischer Rechtspflege passen, auch nicht ein vom Volke gewählter Schöffe, etwa einer unserer erprobten Fabrikvertrauensleute, der sich nun den Kopf über den Grad der Abneigung jener Dame gegen ihren Ehemann zerbrechen soll. Erforderlich ist vor allem die Vorschrift, daß jede Ehe auf Grund der Vereinbarung beider Teile zu lösen ist, falls beide Ehegatten gleichzeitig einen eindeutigen

Vertrag über den Verbleib und den Unterhalt ihrer gemeinsamen Kinder und alle pekuniären Ansprüche aneinander schließen. Ferner muß ein einzelner Ehegatte — auch gegen den Willen des anderen Teils — berechtigt sein, jederzeit die Ehescheidung ohne weitere Begründung zu verlangen, falls er sich bereit erklärt, die vom Gericht in ihren konkreten Einzelheiten festzusetzenden pekuniären Verpflichtungen dem anderen Teil und den etwaigen Kindern gegenüber zu erfüllen, die er auch im Falle der Trennung ohne gerichtliche Ehescheidung auf sich zu nehmen hätte, und die etwa vorhandenen Kinder dem anderen Teil zu belassen. Die Aufrechterhaltung zerrütteter Ehen ist für alle Beteiligten einschließlich der Kinder ein solches Unglück, daß die etwas größere Möglichkeit des proletarischen Ehegatten, sich seinen Alimentationspflichten zu entziehen, demgegenüber nicht in Betracht kommen darf.

Jetzt kann selbst im Falle der unheilbaren Geisteskrankheit des anderen Teils die Ehescheidung nur verlangt werden, wenn diese Krankheit seit mindestens drei Jahren bestanden hat.

Wenn die Ehescheidung auf Grund gegenseitigen Abereinkommens und einseitigen Verlangens zulässig ist, so wird die von der Sozialdemokratie bei der Beratung des Bürgerlichen Gesetzbuchs mit Recht verlangte Erweiterung solcher Scheidungsgründe, die eine von beiden Parteien als »schuldigen« Teil hinstellen, keine allzu große Bedeutung mehr haben. Von Ausnahmefällen abgesehen, die fast nur in der besitzenden Klasse (bei Mittellosigkeit und Unfähigkeit des Ehemanns, sich selbst zu ernähren, und nennenswertem Privatvermögen der Ehefrau) vorkommen, bestehen für den »schuldigen« Teil nur, falls dieser männlichen Geschlechts ist, Alimentationspflichten gegenüber dem schuldlosen. Diese Ansprüche der Frauen als der wirtschaftlich Schwächeren sind unvermeidlich, aber sie sind eine schwere Last für den proletarischen Gatten. Der als allein schuldiger Teil geschiedene Ehegatte ist aber zur Unterstützung seiner früheren Gattin nicht verpflichtet, wenn nach den Verhältnissen, in denen die Ehegatten gelebt haben, Erwerb durch Arbeit der Frau üblich ist und die geschiedene Frau ihren Unterhalt aus dem Ertrag der Arbeit bestreiten kann. Da nun die Erwerbsarbeit der Frauen immer allgemeiner wird und sich mit der Sozialisierung der Hauswirtschaft überall außer in wohlhabenden Müßiggängerkreisen, Resten einer glücklicherweise absterbenden Vergangenheit, auch die bisher noch von ihr nicht ergriffenen Frauen in ihr Bereich zieht, da weiter der steigende Einfluß des Proletariats und der Frauen diesen bei gleichen Leistungen mit dem Manne gleichen Lohn sichert, hören die Alimentationsverpflichtungen des Ehemannes mehr und mehr auf.

Unter Sozialdemokraten kann es ferner keinen Streit darüber geben, daß die unehelichen Kinder rechtlich den ehelichen gleichzustellen sind. Dem Proletarier, der ein uneheliches Kind hat, erwachsen daraus sowieso nur in ganz seltenen Fällen höhere Verpflichtungen, als ihm jetzt bereits das Bürgerliche Gesetzbuch auferlegt, in Fällen, in denen die betreffende Mutter sich in günstigeren Lebensverhältnissen als er selbst befindet, sogar geringere. Das krasse Klassengesetz verpflichtet den unehelichen Vater zum Bestreiten eines dem Stande der Mutter entsprechenden Lebensunterhalts, so daß diese ohne Unterschied der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit des Schwängerers um so mehr bekommt, je weniger sie es nötig hat. Die ex-

ceptio plurium, die Eintrede, daß neben dem von der Mutter als Vater des Kindes bezeichneten Beischläfer noch ein anderer in der fraglichen Zeit der Mutter beigeohnt hat, muß aufgehoben werden. Schon jetzt muß ein Ehegatte die voraussichtlich im Ehebruch erzeugten Kinder seiner Frau, auch wenn er sich wegen des Ehebruchs scheiden läßt, ernähren und als gleichberechtigte eheliche Kinder anerkennen, wenn er nicht beweisen kann, daß sie nicht seine Kinder sind. Aus den Alimentationspflichten entstehen für Männer des Proletariats oft furchtbare, bittere Härten, die förmlich zur Verzweiflung treiben können, aber die unnachsichtliche Eintreibung der Alimente ist immer noch sehr viel menschlicher, als wollte man die Mütter und Kinder erbarmungslos ihrem Schicksal überlassen. Die Lösung kann eben erst durch die vollkommene Fürsorge aller für alle gebracht werden. Das Erbrecht der unehelichen Kinder wird die, welche auch nach Einführung hoher Besitz- und Erbschaftssteuern noch immer einen tüchtigen Baßen zu hinterlassen haben, veranlassen, ihrer sehr menschlichen Vorliebe für die Töchter des Proletariats einige Zügel anzulegen. So manche Träne, die sonst zur Erde fiel, wird dann nicht geweint werden.

Je mehr Wissenschaft und Kunst Gemeingut aller Menschen werden, um so verfeinerter werden alle Lebensbeziehungen werden. Je mehr sich der Sozialismus verwirklicht und vervollkommenet, um so mehr fällt bei den Liebesbeziehungen das Motiv fort, sie nach wirtschaftlichen Vorteilen zu wählen. Je wahrhaft gebildeter das Volk wird, um so größer wird das Bedürfnis werden, statt liebesleerer Sinnengenüsse auf sinnlicher Grundlage beruhende geistige Beziehungen anzuknüpfen und dabei nicht eine schelnheilige Keuschheit des Leibes, sondern eine Keuschheit des Gemüts zu empfinden, die jede Einmischung eines Dritten, auch eines Standesbeamten, scheut oder doch mindestens als überflüssig verwirft. Der Sozialismus muß die wirtschaftlichen Voraussetzungen für ein Liebesleben schaffen, das nicht der Regelung durch die — Körordnung in den Paragraphen des bürgerlichen Gesetzbuches unterworfen ist.

Die Begründerin der deutschen Frauenbewegung.

Zum hundertjährigen Geburtstag (26. März 1819) von Luise Otto.

Von Adele Schreiber.

Symbolisch erscheint die Zufälligkeit des hundertjährigen Geburtstags von Luise Otto gerade in diesem Jahre. Vom Kampfe ums Recht für alle Unterdrückten war das Leben dieser Frau erfüllt; ihm galt das Denken des jungen Mädchens, der letzte Hauch der Fünfundsiebzigjährigen. Verschiedene Ausdrucksformen desselben Rechtsgefühls lösten sich in den mannigfachen Phasen eines arbeitsreichen Lebens ab, aber eine einheitliche Linie verbindet die revolutionäre Lyrik der Fünfundzwanzigjährigen mit der Erziehungs- und Bildungsarbeit für das Frauengeschlecht, dem die Greisin ihre letzten Jahre weihte. Die Begründerin der bürgerlichen Frauenbewegung Deutschlands war eine Revolutionärin, eine Vordenkerin und Mitkämpferin des achtundvierziger Jahres, lange Zeit hindurch eine Verfolgte, Verbannte, Gefangene. Das ist ein Ehrentitel für sie, sollte beitragen, alle ihre Epigonen aufzurütteln, sollte die Frauenbewegung darauf hinweisen, daß

sie kraft ihres ganzen Ursprungs verpflichtet ist, auf dem Boden der revolutionären Errungenschaften zu stehen, sie zu verteidigen mit dem leidenschaftlichen Empfinden, das Frauen längst für die Freiheit hatten, und mit all dem Einfluß, der ihnen endlich jetzt neu eingeräumt wurde.

Inmitten der Honoratioren des spießbürgerlichen alten Meißens, als Kind einer geistig regsamen Familie wächst das junge Mädchen heran; ihr Denken, durch Verwaisung und Kummer früh gereift, eilt der Zeit weit voraus und wird durch stärkstes soziales Gefühl gekennzeichnet. Das zarte, stille Mädchen beginnt mit Romanen, die, lange vor Achtundvierzig geschrieben, die Kluft zwischen Besitzenden und Besitzlosen, die Ausbeutung der Lohnarbeiter zum Gegenstand hatten («Otto, der Kellner», «Schloß und Fabrik»), der Zensur verfallen und noch nach der mit Milderungen gestatteten Veröffentlichung bei einem Teile der Kritik Entrüstung erwecken. In einer Audienz beim Minister erklärt die Fünfundzwanzigjährige mutig: «Erzellenz, ich bin eine prinzipielle Gegnerin der Zensur.» Im Jahre 1844 gibt sie auf die in Robert Blums »Vaterlandsblättern« gestellte Frage nach der Teilnahme der Frau am Staatsleben die Antwort: »Die Teilnahme am Staatsleben ist nicht nur ein Recht, sondern eine Pflicht der Frau.« Ihre »Lieder eines deutschen Mädchens« (1847) erregen Aufsehen, man nennt die Verfasserin die »Lerche des Völkerfrühlings«; erschütternde Gedichte beleuchten das Elend der Arbeiter, insbesondere das der Klöpplerinnen und Weber im Erzgebirge:

»Arbeit und Brot! Ihr werdet's nie vergessen,
Das ist die Lösung dieser neuen Zeit!
Gebt dem ein Recht, der keines noch besessen!«

Sie erkennt damals schon den Kernpunkt der Arbeiterinnenfrage: Eine einsame Organisation mit den Männern. Ihre »Adresse eines deutschen Mädchens« an das neue liberale Ministerium vom März 1848 fordert Arbeiterinnenorganisation: »Glauben Sie nicht, meine Herren, daß Sie die Arbeit genügend organisieren können, wenn Sie nur die Arbeit der Männer und nicht auch die der Frauen mitorganisieren — und wenn alle an sie zu denken vergessen, ich werde es nicht vergessen.«

Als Schriftstellerin, Organisatorin, Vertraute und Freundin steht sie mitten in der revolutionären Bewegung. Sie singt ihrem erschossenen Freunde Robert Blum die ergreifende Totenklage, die von ihr begründete erste Frauenzeitung trägt den Wahlspruch: »Dem Reiche der Freiheit werb' ich Bürgerinnen.« Als fast alle ihre Freunde gefötet, gefangen, geflohen, landesverwiesen, entgeht auch sie nicht der Verfolgung. Die Reaktion vernichtet ihre Frauenzeitung so gründlich, daß kein Exemplar mehr davon existiert. Hausdurchsuchungen, Ausweisungen, Anfeindungen vermögen aber Luise Otto in ihrer Treue zur Sache nicht zu erschüttern, durch ihre Hände gehen weiter die Fäden revolutionärer Verbindungen, die Hilfeleistungen für die Frauen und Kinder der politischen Märtyrer.

Auch ihr Brautstand entkeimt dem Boden der Revolution. August Peters, Schriftsteller, Volkssohn aus dem Erzgebirge, als Aufrührer gefangen, zum Tode verurteilt, gesteht ihr, das unmittelbare Ende vor Augen, brieflich seine Liebe. Schwere Krankheit wird dem Gefangenen zur Lebensrettung, bringt Aufschub, »Vegnädigung« zu acht Jahren Zuchthaus! Der ergreifend frantige, romantische Brautstand der beiden Gesinnungsgenossen

kennt als einzige Lichtblicke wenige kurze Besuche jährlich, wo die Verlobte den unglücklichen Zuchthäusler in Sträflingskleidung, durch zwei Gitter von jeder Berührung getrennt, sprechen darf, auch das nie ohne Aufsicht — erst nach sieben Jahren kommt die Erlösungsiinde. Es folgt eine selten glückliche Ehe. Sie währt jedoch nur wenige Jahre — zu tief war die Gesundheit des so lange Eingekerkerten erschüttelt.

Welch ein Kontrast zwischen diesem tapferen, von hingebendster Liebe durchglühten Frauenschicksal und den Schmähungen, mit denen tieffstehende Gegner die Urheberinnen der Frauenbewegung überhäuften, um der Masse der Philister einzureden, die Bewegung werde »gemacht« von verstandeskalten, verbitterten alten Jungfrauen!

Luiſe Otto, auf den Ertrag ihrer Feder angewiesen, schuf in erstaunlicher Produktivität in zweieinhalb Jahrzehnten fünfundzwanzig zum Teil mehrbändige Werke, die wenigsten dürften sie heute noch lesen. Der Verfasserin waren sie vor allem Mittel, soziale Tendenz auszusprechen. Nicht in ihrem belletristischen — in ihrem unermüdlichen, jahrzehntelangen Wirken als Bahnbrecherin der Frauenbewegung liegt der Schwerpunkt ihres Lebens. Die Reaktion hielt noch lange nach Achtundvierzig die aufstrebende deutsche Freiheit in Ketten, verbannte alle Politik aus dem Leben der Frau, verbot Vereine, unterdrückte Zeitungen, schloß Schulen. Aber die Wurzeln der Frauenbewegung konnte sie nicht austrocknen: die geistige und wirtschaftliche Not und die wachsende Erkenntnis konnte man nicht in den Köpfen konfiszieren, daß es auch für die Frau ein Recht auf Arbeit gäbe, auf Selbsterhaltung, Befreiung durch eigene Kraft und Eingliederung als Gleichberechtigte in das Staatsganze. Von diesen Ideen getragen, begründete Luise Otto-Peters in Leipzig 1865 gemeinsam mit wenigen Gleichgesinnten den Allgemeinen Deutschen Frauenverein; schon damals glühte sie für den Gedanken der Reichseinheit. Sie spricht als Erste öffentlich über die Frauenfrage, leitet als Erste zur allgemeinen Verblüffung eine Frauentagung in parlamentarischen Formen. Es wäre ungerecht, zu übersehen, wieviel Mut in jener Zeit hierzu gehörte, zu vergessen, wie brennend die Bildungsfrage für die Gesamtheit der Frauen war. Es gab ohne ihre Lösung keine geistig selbständigen, genügend vorgebildeten Frauen, fähig, ihre Kräfte in den Dienst aller Entrechteten zu stellen. Noch war für das weibliche Geschlecht alles zu erkämpfen: die Zulassung der Lehrerin zur Volksschule und höheren Schule, die Erschließung des kaufmännischen Berufs, die Universitäts- und damit die Möglichkeit, als Ärztin, Volkswirtschaftlerin, im höheren Lehramt, als Juristin zu wirken, die berufsmäßig geschulte soziale Frauenarbeit in ihrem ganzen Umfang, ohne die wir uns heute die Durchführung von Volksfürsorge, Kinder- und Arbeiterinnenschutz gar nicht mehr denken können. Gegen wieviel erbitterten Widerstand, Hohn, Spott haben sich in Jahrzehnten diese selbstverständlichen Forderungen durchgesetzt, zu deren Verwirklichung einst Luise Otto den Grundstein legte!

Mit unermüdlichem Fleiße arbeitete sie sich in die Rechtsfragen ein, verfaßte sie eine grundlegende Denkschrift für eine gerechte Stellung der Frau und Mutter bei der Reform des bürgerlichen Gesetzbuchs. Die auf diese Denkschrift gestützte Petition des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins an den Reichstag blieb, wie es inzwischen das Schicksal vieler Frauenpetitionen geworden ist, unberücksichtigt, aber Fachleute erkannten

die Trefflichkeit der Ausarbeitung an. Als eine stilkliche Frage, eine Rechtsfrage, hat Luise Otto die Frauenfrage stets erkannt, ihren Mitschwestern den Weg zur Selbsthilfe gewiesen — dazu predigte sie Selbsterkenntnis, auch der eigenen Fehler. Ihrer ganzen Veranlagung nach lehnte sie jede Männernachäffung ab, all jene Außerlichkeiten, die trotz ihrer Nebensächlichkeit der Bewegung oft so sehr geschadet haben. Im besten Sinne weiblich veranlagt, bekundete sie nach dem Urteil ihrer Mitarbeiterinnen in vollem Maße die vornehme Eigenschaft der Duldsamkeit, so vermochte sie, die zwar nicht in parteipolitischen, wohl aber in weiterem Umfang sozialistisch fühlte, mit Frauen aller Richtungen, wenn sie nur wertvolle Menschen und in der Frauensache überzeugungstreu waren, reibungslos zusammenarbeiten. Mißerfolge machten sie nicht pessimistisch, Enttäuschungen nicht verbittert; sie wußte, das Recht der Frau war auf dem Marsch, und sie erlebte noch manch unvergänglichen Denkstein, der auf diesem Marsch errichtet wurde. Ihre letzte große Freude war die Einweihung der Gymnasialkurse für Mädchen zu Ostern 1894, zugleich der letzte öffentliche Akt, an dem sie teilnahm.

Ihre Mitkämpferin, die gleichfalls hochbedeutende Auguste Schmidt, hat ihr Lebensbild in warmen, schlichten Worten uns übermittelt. Neuere Werke über die Frauenbewegung würdigen ihre Verdienste — aber vergebens sucht man ihren Namen im Konversationslexikon, neben so viel Veringeren, den weitesten Kreisen Deutschlands ist er noch immer unbekannt. Erlangen doch meist gerade die Besten, in ihrer reinen Liebe zur Sache und bescheidenen Uneigennützigkeit, nicht den Ruhm der Elfen und Kleinen, die stets bedacht sind, ihre Person in ein genügend helles Licht zu setzen. »Ihre Fürsorge gehörte allen,« so schreibt Auguste Schmidt, »der einfachsten Fabrikarbeiterin wie der hochbegabten Studentin.« Das kündet auch ihr Wahlspruch: »Alle für eine und eine für alle.« So gebührt ihr auch die dankbare Erinnerung der ganzen Frauenwelt, in erster Linie aller Kopf- und Handarbeiterinnen.

Ihr Glaubensbekenntnis hat sie in dem Gedicht »Für alle« niedergelegt, dessen Schlußstrophe lautet:

Die ganze Menschheit wird empor sich ringen,
Zu gründen ein erneutes Liebesreich,
Dem Weibe wie dem Mann sein Recht zu bringen,
Zu wahren mit des Friedens Palmenzweig.
In lauter Wahrheit stolzem Siegeschalle
Tönt's noch einmal: »Erlösung kam für alle!«

Zum Streit zwischen Karl Marx und Karl Vogt.

Ein bisher unbekannter Brief von Marx an die »Augsburger Allgemeine Zeitung«.

Von Heinrich Cunow.

Vom Genossen Wilhelm Bloß, der einst mit Marx befreundet gewesen ist, erhalte ich die Abschrift eines Marx'schen Briefes vom 21. Februar 1860 an die »Augsburger Allgemeine Zeitung«, der den Streit zwischen Karl Marx und Karl Vogt in den Jahren 1859/60 betrifft und die darüber zwischen Engels und Marx gewechselten Briefe¹ in einigen Einzelheiten ergänzt.

¹ Vergl. »Briefwechsel zwischen Friedrich Engels und Karl Marx«, herausgegeben von A. Bebel und Ed. Bernstein. (Stuttgart, Verlag von J. F. W. Diez Nachf. O. m. b. H.) Zweiter Band.

Im Sommer 1859 hatte Karl Blind dem Londoner Wochenblatt »Das Volk«, das zunächst von dem demokratischen Journalisten Biskamp, dann von Karl Marx selbst redigiert wurde, einen »Zur Warnung« überschriebenen Artikel gegen Karl Vogt geliefert, in dem dieser als bezahlter Agent Napoleons III. und als Reichsverräter bezeichnet wurde, der sich mit 40 000 Franken habe bestechen lassen. Dieser Artikel wurde, um ihm eine weitere Verbreitung zu verschaffen, zugleich als Flugblatt gedruckt und von Wilhelm Liebknecht an die Redaktion der »Augsburger Allgemeinen Zeitung« gesandt, die ihn als Korrespondenzartikel in ihre Spalten aufnahm. Die Folge war eine Anklage Vogts gegen dieses Blatt wegen Verleumdung. Zwar wurde schließlich aus formalen Gründen die Klage abgewiesen, doch gestaltete sich der Prozeß für den Artikelschreiber sehr kompromittierend. Aufgefordert, die von ihm versprochene Beweisführung zu liefern, kniff Blind und leugnete kurzweg die Verfälschung des Artikels ab, indem er sich von dem Drucker und Seher des »Volk«, Hollinger und Wiehe, eine eidesstattliche Erklärung verschaffte, daß der Artikel nicht von ihm herrühre. Soweit sich ersehen läßt, war diese Behauptung Blinds unrichtig. Er hatte tatsächlich den Artikel verfaßt, die von ihm verwerteten Angaben aber — wieviel er sie ausgeschmückt hatte, läßt sich nicht nachweisen — von dem bekannten deutschen Demokraten und Flüchtling Amand Goegg erhalten. Marx schreibt darüber am 5. Oktober 1859 an Friedrich Engels:

»Zwei Wochen ungefähr, nachdem ich von Manchester nach London zurückgekehrt, erzählte mir Biskamp, Blind habe ihm durch Hollinger den Vorschlag machen lassen, sich (id est »Das Volk«) mit Blind und Konferten zu amalgamieren, aber ich und überhaupt das kommunistische Element müsse heraus. Dagegen verständiger Sozialismus. — Ich hatte damals außer ein paar Spässen, wie Du weißt, nichts im »Volk« geschrieben. Schrieb aber sofort dem Blind nicht einen Brief, sondern eine Mitteilung in etwa zehn Zeilen, worin ich ihn unter anderem »homme d'état« und »wichtigen Mann« nenne und von seinem Betreuer »Fidelio« (id est Hollinger) sprach. Nächsten Tag kommt Liebknecht und erzählt mir, daß in der Kneipe an der Ecke Blind und Hollinger säßen. Der erstere erwartete mich. Ich also mit Liebknecht dahin. Blind gab sein Ehrenwort, daß nichts an der Sache. Wiedermann Hollinger ditto. Ich mußte das also glauben. Dieses Rendezvous gab aber Gelegenheit, auch auf andere Möglichkeiten des Blind zu kommen. Unter anderem fiel die Rede auf Vogt. Blind leugnete auf Ehrenwort (hatte die Sache auch ohne Ehrenwort bei Freiligrath geleugnet), daß er das anonyme »Zur Warnung« verfaßt und in die Welt geschickt. Ich sagte, das wundere mich, da es nur enthielte, was er mir mündlich mitgeteilt bei Gelegenheit des Urquhartmeetings vom 9. Mai. Ich rief ihm ins Gedächtnis, daß er damals versichert habe, er habe Beweise in der Hand, er wisse den Namen des Mannes, dem Vogt 30 000 oder 40 000 Gulden angeboten, dürfe ihn aber »leider« nicht nennen usw. Dies nun wagte Blind nicht zu leugnen, sondern gab es ausdrücklich und wiederholt zu, in Gegenwart Liebknechts und Hollingers.

Well! Vor einigen Wochen schrieb die »Augsburger Allgemeine Zeitung« an Liebknecht, der ihr das »Zur Warnung« eingeschickt hatte. Liebknecht kam zu mir. Ich sagte ihm, er solle zu Blind. Ich werde in der Kneipe an Blinds Ecke den homme d'état abwarten. Blind war im Bade, St. Leonards glaube ich. Liebknecht schreibt ihm; schreibt einmal, zweimal. Endlich Brief des homme d'état. Dieser, in der kühnsten und diplomatischsten Manier, bedauert, daß ich umsonst den Gang zu ihm gemacht. Liebknecht müsse begreifen, daß er (Blind) nicht Lust habe, in die Angelegenheit einer ihm ganz fremden Zeitung und ihm ganz fremde Angelegenheit sich zu mischen. Was Liebknechts Anspielungen auf »in Privatgesprächen« gefallene »Bemerkungen« angehe, so müßten sie auf bloßen »gänzlichen« Mißverständnissen beruhen. Damit also glaubte der »homme d'état« alles abgemacht.

Ich nahm nun Liebknecht mit zu Collett. Ich erinnerte mich, daß in der „Free Press“ vom 27. Mai (The Grand Duke Constantine usw., S. 53) ein Paragraph enthalten, der mir sofort Blindsches Fabrikat gedünkt hatte und der, zusammen genommen mit dem, was Blind mündlich in Liebknechts, Hollingers und meiner Gegenwart zugegeben, den ganzen Inhalt des Anonymen bildete, außerdem aber bewies, daß Blind nicht nur beiläufig in „Privatgesprächen“ die ihm sonst „ganz fremde Angelegenheit“ berührt. Also zu Collett, der sofort Blind für den Autor erklärte. Er hatte noch den Brief Blinds, worin dieser seine Karte eingelegt, ihn aber gebeten hatte, seinen Namen nicht zu nennen. Dies war ein Überführungsstück.»

Weiter heißt es in einem Marx'schen Briefe vom 10. Oktober 1859:

»Ad vocem Blind. Der Schmutzkern war jetzt bei Hollinger. Die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ hatte ihm nämlich geschrieben, wenn er bei seiner Rettung verharre, werde er eilig in die Öffentlichkeit gebracht werden. Sie habe ein Dokument gegen ihn im Besitz. Er beschwert sich bei Hollinger, der habe uns die Sache verraten. Hollinger, mit Recht, sagt nein, aber warum Blind denn nicht einsprechen wolle? Dieser sagt ihm, er habe allerdings das Manuskript geschrieben, ein Freund von ihm habe es aber verfaßt. Die Sache ist die: Blind hat es geschrieben und verfaßt, die inkulpierenden Punkte aber von Goegg erhalten.«

Für Marx war dieser Prozeß Vogts gegen die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ insofern höchst unangenehm, als Wilhelm Liebknecht allgemein als Parteilanger und Freund von Marx bekannt und außerdem der Artikel mit x, dem Endbuchstaben des Namens Marx, gezeichnet war. Marx wurde daher in der Öffentlichkeit als Einsender des Artikels und Verleumder bezeichnet. Zudem aber veröffentlichte nun Vogt eine Gegenschrist, betitelt »Mein Prozeß gegen die Allgemeine Zeitung«, in der er gegen Marx die wütendsten Anschuldigungen erhob und allerlei Flüchtlingsklatz gegen ihn zusammentrug. Diese Schrift wurde alsbald von einem Teil der deutschen liberalen Presse zu einem gehässigen Verleumdungsfeldzug gegen Marx ausgenutzt.

Marx sandte darauf an einige deutsche Zeitungen eine Erklärung. Sie wurde aber nur von der Hamburger »Reform« aufgenommen. Die »Augsburger Allgemeine Zeitung« verweigerte die Aufnahme, brachte dafür aber Blinds Ablehnung und die beiden erwähnten Bekundungen von Hollinger und Wiehe. Marx sandte daraufhin eine neue Erklärung an das Augsburger Blatt. Sie wurde abgedruckt, erhielt aber nicht, wie Blinds Aussage, einen Platz im Hauptblatt, sondern in der Beilage. Eine dritte Erklärung von Marx fand ebenfalls zunächst keine Berücksichtigung. Erst nachdem einige andere Blätter sie gebracht hatten, verstand sich auch die »Augsburger Allgemeine Zeitung« zur Aufnahme, gestattete sich aber, einige Bemerkungen zu streichen.

Da der Streit in politischen Kreisen großes Aufsehen erregte, gestaltete sich für Marx die Sache immer unangenehmer. In den Briefen, die er in jener Zeit an Engels gerichtet hat, kommt er immer wieder auf die Vogtsche Broschüre zurück und erklärt es für durchaus nötig, auf diese mit einem »grand coup« zu antworten.

Seine ärgerliche Stimmung wurde noch verschlechtert, als er Anfang Februar 1860 von Lassalle einen Brief erhielt, in dem dieser aus Berlin berichtete:

»Gestern habe ich die Vogtsche Broschüre „Mein Prozeß gegen die Allgemeine Zeitung“ gelesen, die Dir wohl bereits noch vor mir zugekommen sein wird. Wer Dich kennt, bei dem wird sie Dir nicht schaden. Aber sie wird Dir bei allen schaden, die Dich nicht kennen. Dazu kommt, daß sie in 3000 Exemplaren erschienen und, wie die „Kölnische Zeitung“ mindestens berichtet, bereits vergriffen, eine zweite Auflage schon unter der Presse ist. Die „Nationalzeitung“ hier hat schon zwei Leitartikel darüber und respektive daraus gebracht. Kurz, die Sache macht offenbar große Wirkung in der Öffentlichkeit. Dir selbst, ja unserer

ganzen Partei wird ein großer Schaden durch diese Schilderung zugefügt, die künstlich genug mit halben Tatsachen belegt ist, um jedem unscharfen Auge alles als ganze Wahrheit erscheinen zu lassen. Kurz, es muß etwas dagegen geschehen. Die Vogt-Tschowsche Schilderung muß auf ihren tatsächlichen Gehalt kritisch reduziert, ihres Kolorits entkleidet werden. Was die unmittelbare Veranlassung des Streites betrifft, so läßt sich nicht leugnen, daß die Sache nachteilig genug für Dich steht. Du hast das Unrecht begangen, einem so erbärmlichen Lügner, als welcher sich Blind jedenfalls nachträglich ausgewiesen hat, ohne jeden weiteren Beweis als seine bloßen Behauptungen, so schwere Fakta zu glauben. Solche Dinge aber glaubt und verbreitet man überhaupt nicht auf bloße Behauptungen, oder doch nur auf Behauptungen solcher, für die man einstehen darf, nicht aber einem Blind.

Am 18. Februar 1860 reiste schließlich Marx nach Manchester ab, um dort mit Engels, der nicht abzukommen vermochte, über die Herausgabe einer Gegenschrift zu sprechen. Sie ist bekanntlich unter dem Titel »Herr Vogt« erschienen. Zugleich aber richtete Marx von Manchester aus, wie erst jetzt bekannt wird, einen neuen Beschwerdebrief an die »Augsburger Allgemeine Zeitung«, den oben erwähnten mir vom Genossen Blas übersandten Brief (den Blas der Lebenswürdigkeit eines Stuttgarter Gelehrten verdankt). Das Schreiben hat folgenden Wortlaut:

21. Februar 1860.

6. Thorncliffe Grove, Oxford Road, Manchester.

An die Redaktion der »Augsburger Allgemeinen Zeitung«.

Private.

In einem der beiden Briefe d. d. 16. Oktober 1859, die ich von der Redaktion der »Augsburger Allgemeinen Zeitung« erhielt, heißt es wörtlich: »Seien Sie unserer besonderen Erkenntlichkeit versichert, wo wir irgend Gelegenheit haben, hochgeehrter Herr, unseren Dank auszudrücken.«

Daß ich »Dank« oder »besondere Erkenntlichkeit« von der »Augsburger Allgemeinen Zeitung« weder wünschte noch erwartete, zeigte hinlänglich mein Antwortschreiben d. d. 19. Oktober. Was ich aber erwartete, war in dieser speziellen Angelegenheit wenigstens die common fairness, die kein englisches Blatt, von welcher Farbe auch immer, zu versagen wagt.

Die »besondere Erkenntlichkeit« und der »Dank« konstatierten sich nun wie folgt:

1. Meine erste Erklärung wurde nicht gedruckt. Statt dessen Blinds freche, mit zwei falschen durch conspiracy erhaltenen Zeugnissen. Die »Reform« in Hamburg druckte die Erklärung sofort.

2. In meiner Gegenerklärung gegen Blind hatte ich schon douce violence nötig, um ihre Aufnahme zu sichern. Dabei erschien sie nicht, wie ich mit Recht verlangt hatte, an derselben Stelle wie Blinds Angriff, nämlich im Hauptblatt.

3. Die »Augsburger Allgemeine Zeitung« nimmt eine ... (unleserlich) Erklärung Blinds auf, worin er die Schamlosigkeit hat, von glatten Lügen zu sprechen, um sich wieder auf die zwei kriminalistisch verfolgten Zeugnisse von Wiebe und Hollinger zu berufen. Sie erklärt damit die Aktion für geschlossen und schneidet mir die Antwort ab.

4. Ich sandte am 6. Februar der »Augsburger Allgemeinen Zeitung« meine letzte Erklärung zu mit dem englischen Zirkular. Die hochlöbliche Redaktion schiebt sie beiseite und druckt statt dessen die Erklärung Blinds, die nur infolge meines Zirkulars entstand. Sie hat sich natürlich gehüfet, das von diesem großen Diplomaten beigelegte billet doux abjudrucken. Sie druckte

ferner Biskamps Erklärung ab, drei Tage später datiert (nämlich London, 9. Februar) als meine. Endlich, nachdem sie sich überzeugt hat, daß meine Erklärung in der »Kölnischen Zeitung«, der »Volkszeitung« usw. längst abgedruckt ist, entschließt sie sich zum Drucke, aber — nimmt sich die liebenswürdige Freiheit, mich zu zensurieren und willkürliche Veränderungen vorzunehmen. Ich habe in Köln 1842/43 unter doppelter Kgl. Preuß. Zensur gestanden, ahnte aber nie, daß ich Anno 1860 noch unter die Zensur des Herrn Dr. Kolb et Co. geraten sollte.

Ich halte es für gänzlich nutzlos, solches Verfahren näher zu charakterisieren.

K. Marx.

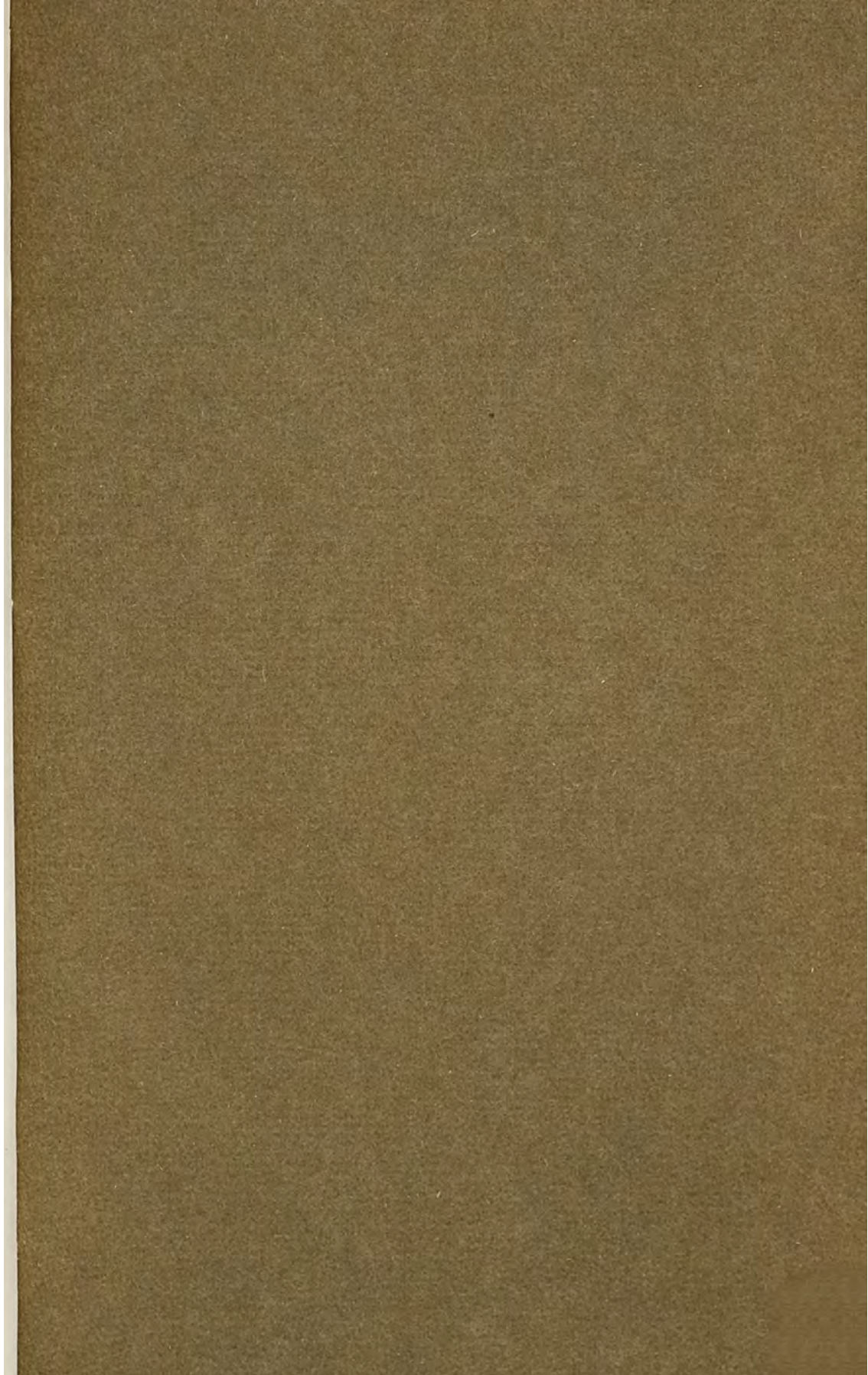
Notizen.

Englands Geldmarkt während der Kriegszeit. England war vor dem Kriege der Bankier der Welt. Nicht nur finanzschwache Staaten, auch die privaten Kapitalisten aus den Kreisen des Handels, der Industrie, des Verkehrswesens, des Plantagenbetriebs, sowohl Englands selbst als seiner Kolonien und des Auslandes, suchten und fanden dort die Geldmittel, deren sie bedurften. Während des Krieges hat diese Funktion Englands als Geldleiher an fremde Staaten und Kapitalbraucher fast aufgehört. Der Geldbedarf Englands für die Kriegszwecke der englischen Regierung nahm den englischen Geldmarkt derart in Anspruch, daß für Anleihen fremder Staaten und für private Emissionen nur kleine Summen zur Verfügung gestellt werden konnten, und schließlich untersagte bis auf bestimmte Ausnahmen das Schatzamt jede Neuausgabe solcher Wertpapiere. Die fremden Staaten und Kapitalisten mußten sehen, ihren Kapitalbedarf anderswo zu decken. New York trat vielfach an Londons Stelle. Nur noch den Bundesgenossen und den englischen Kolonialstaaten wurde unter gewissen Bedingungen gestattet, Anleihen auf dem englischen Geldmarkt aufzunehmen. Infolgedessen hat die Emissionsfähigkeit in England in den Jahren 1914 bis 1918 eine ganz andere Gestalt angenommen; die Privatanleihen verloren fast alle Bedeutung, während die Summe der neu aufgenommenen Staatsanleihen enorm answoll, wie die folgende Tabelle nachweist:

	1914	1915	1916	1917	1918
	In Millionen Pfund Sterling				
Staatsanleihen	389,50	670,08	575,57	1311,69	1362,50
Kommunalanleihen	3,09	—	0,49	—	0,99
Eisenbahnen, Schifffahrt . . .	46,95	10,78	2,86	—	1,93
Banken, Versicherung . . .	3,48	0,27	0,28	1,50	2,81
Handel, Industrie, Plantagen .	69,48	4,11	6,23	5,40	25,15
	512,50	685,24	585,43	1318,59	1393,38

Die Summe der Staatsanleihen ist demnach von 389,5 Millionen Pfund Sterling im Jahre 1914 auf 1362,5 Millionen im Jahre 1918 gestiegen. Beteiligt daran sind vor allem die britischen Staatsanleihen, die sich im Jahre 1917 auf rund 1298 Millionen und im Jahre 1918 auf 1343 Millionen Pfund Sterling beliefen; dagegen stellten sich im Jahre 1918 die kolonialen Anleihen nur auf 4,75, die fremdstaatlichen Anleihen nur auf 14,79 Millionen Pfund Sterling.

Alle Privatmissionen weisen einen sehr starken Rückgang auf. Überraschend erscheint nur, daß die Emissionsziffer für die Gruppe Handel und Industrie usw. schon im Jahre 1918 wieder ein beträchtliches Aufsteigen zeigt. Diese Tatsache erklärt sich daraus, daß der englischen Kohlen- und Eisenindustrie, um ihre Leistungsfähigkeit zu steigern, mehrfach die Ausgabe neuer Aktien und Obligationen gestattet wurde.



THE
LIBRARY OF THE
MUSEUM OF
ART AND HISTORY
OF THE
CITY OF
NEW YORK



3 2044 021 246 236

THE BORROWER WILL BE CHARGED
AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT
RETURNED TO THE LIBRARY ON OR
BEFORE THE LAST DATE STAMPED
BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE
NOTICES DOES NOT EXEMPT THE
BORROWER FROM OVERDUE FEES.

